This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

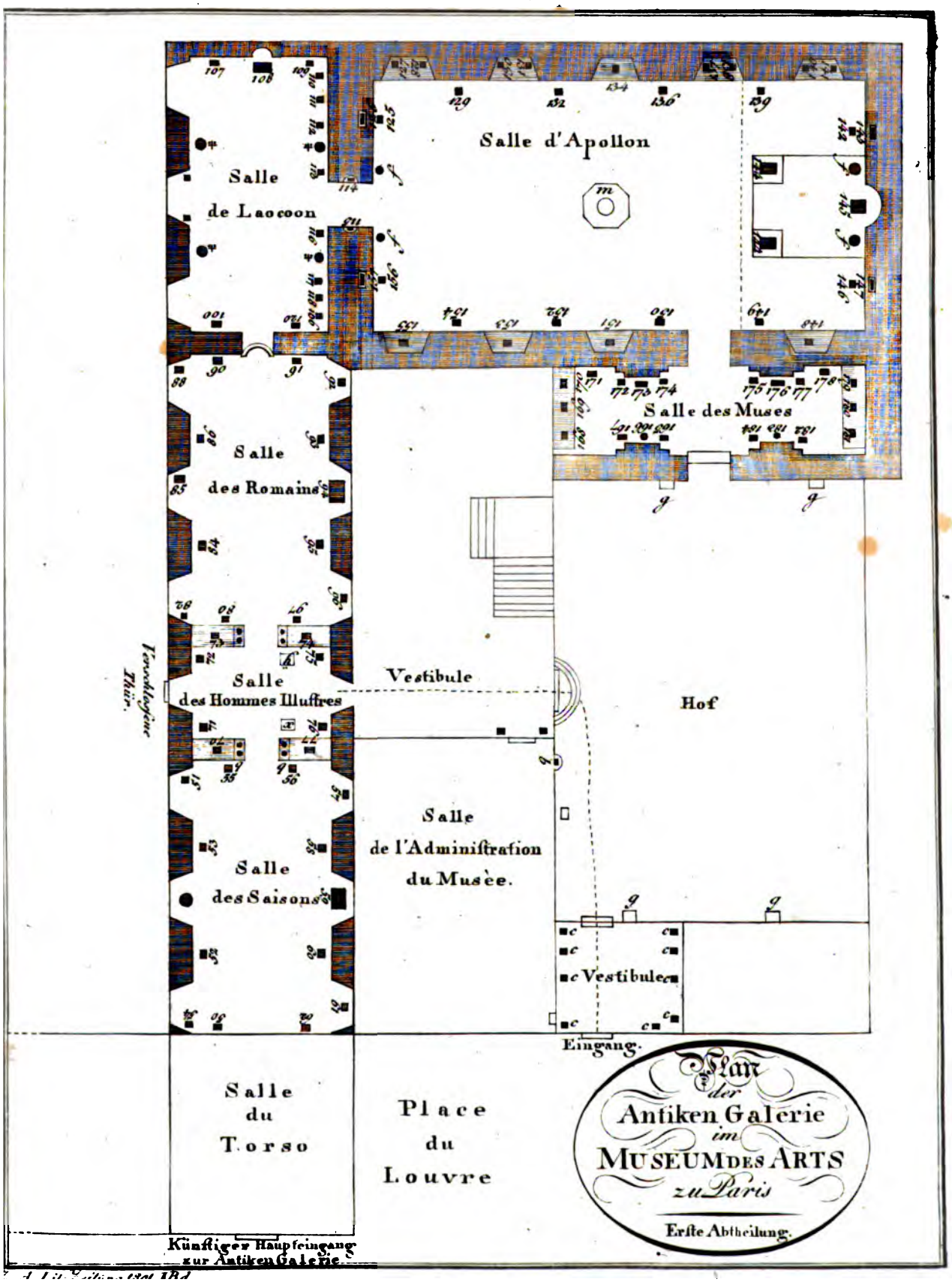
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


Salle d'Apollon
Salle de Laocoon
Salle des Romains
Salle des Hommes Illustres
Salle des Saisons
Salle des Muses
Vestibule
Hof
Salle de l'Administration du Musée.
Vestibule
Eingang.
Salle du Torso
Place du Louvre
Vorzüglicher Thür.
Künftiger Haupteingang zur Antiken Galerie.
Plan der Antiken Galerie im MUSEUM DES ARTS zu Paris
Erste Abtheilung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1801.

ERSTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

ODENSE
KATHEDR. SKOLES
BIBLIOTHEK

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1801.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible] Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
[illegible] Buchhandlung Zeitungs-[illegible]
1850.

Beſchreibung der in dem *Muſeum der Antiken* zu Paris bis jetzt eröffneten Säle.

(*Zur Erklärung des Titelkupfers.*)

Es iſt hier nicht der Ort, die verrufene Streitfrage aufs neue aufzunehmen, und das, was nur vor den weiſeſten aller Gerichtshöfe, das Tribunal *der Zeit* gehört, in letzter Inſtanz ſchon jetzt entſcheiden zu wollen, die Controvers nämlich, ob es für Kunſt und Kunſtgeſchichte reiner Gewinn oder Verluſt ſey, daſs die Nation, die in der Trunkenheit über den Sieg bey Marengo mit feurigen Buchſtaben die Inſchrift ſchreiben konnte: *Il n'y a plus d'Alpes*, ihre Siege jenſeits der Alpen mit der Entführung der edelſten Kunſtwerke bezeichnete, und nach zweytauſend Jahren an Rom und Italien vergalt, was einſt die Herrſcherin auf ſieben Hügeln mit nimmerſatter Habſucht *bloſs zur Parade* Jahrhunderte lang verübt hatte. Mag immer der Britte *Robert Duppa* in ſeinem Bericht von der Ausplünderung und Republicaniſirung Roms im Jahr 1798 (*A Journal of the moſt remarkable occurences that took place in Rome upon the Subverſion of the Eccleſiaſtical Governement in* 1798. London, Robinſons 1799. 149 S. 8.) voll Ingrimm die gehäſſigſten Anekdoten von der ſchimpflichen Unwiſſenheit und bodenloſen Raubgier der franzöſiſchen Gewalthaber und Ausleerungs-Commiſſare erzählen, mag bey der neueſten Preisankündigung der Akademie von St. Luca der antigallicaniſche römiſche Zuſchauer auch noch ſo ſehr auf dieſes Confiscations- und Beraubungsſyſtem ſchimpfen, und die Entführung der edelſten Bildungsmittel, der berühmteſten Antiken und Gemälde, das höchſte Bubenſtück nennen, wodurch der übermüthige Feind den Beſiegten auch die ferne Hoffnung raube, aus der Verworfenheit Abgrund, wohin er die Ueberwundenen geſtürzt habe, wieder emporzuſteigen (*per toglierci anche la lontana ſperanza della riforſa dell' avilimento, in cui ci aveva inabiſſati.* Le Spettatore Romano 1800. Nr. 8.). Beide können in mehr als einer Rückſicht vollkommen Recht haben. Und doch kann es wünſchenswerth ſeyn, und für baaren Vortheil geachtet werden, daſs, da es einmal den gegenwärtigen Beſitzern dieſer Schätze an Macht und Vermögen fehlte, dieſes Vermächtniſs einer ſinnlichvollendeten Vorwelt gegen andere Bewerber zu vertheidigen, gerade der Nation der Nieſsbrauch derſelben zufiel, die ſie, wäre es auch nur aus Eitelkeit und Oſtentation, am zierlichſten aufzuſtellen, am ſicherſten zu bewahren und am *gemeinnützigſten*

ſten mitzutheilen verſtünde. Denn nie ſollte man vergeſſen, daſs jene herrlichen Kunſtdenkmale und Ueberreſte des Alterthums ein unſtreitiges Eigenthum der ganzen gebildeten und bildungsfähigen Menſchheit ſey, und daſs ihr jedesmaliger Beſitzer vor einem höhern Richterſtuhl nur als ein wohlbetrauter Conſervateur derſelben angeſehn werde.

Und in der That, man mag auch über das Recht, das die Franzoſen zu dieſen Kunſtentführungen hatten, urtheilen wie man will; nach allem, was uns beglaubigte Nachrichten über die Sorgfalt, womit die franzöſiſchen Commiſſarien dieſe Kunſtwerke einpacken und fortſchaffen lieſsen, über die Art, wie ſie in Paris an einem der feſtlichſten Tage der neuen Republik im Triumph aufgeführt wurden, und über die verſtändigen Maaſsregeln, die man zu ihrer planmäſsigen Aufſtellung und *Publicirung* ergriff, bis jetzt mehr oder weniger ausführlich zu erzählen wuſsten, leidet es keinen Zweifel, daſs es den vormaligen und jetzigen Machthabern der Republik ſtets Ernſt war, dieſen Schätzen als einem wahren Gemeingut aller cultivirten Menſchen die gröſste Unverletzlichkeit, Sicherheit und Brauchbarkeit zu geben. Kaum war die berühmte Büſte des Homer, die man aus Rom erhalten hatte, ausgepackt, als alle Künſtler und Liebhaber, die einen Abguſs davon zu haben wünſchten, durch öffentliche Bekanntmachungen von der Adminiſtration des Central-Muſeums aufgefodert wurden, ſich dazu einzuſchreiben. Daſſelbe fand bey dem bewunderten Bacchuskopf aus dem Muſeum Capitolinum, den man ſonſt eine Ariadne nannte, zu gleicher Zeit ſtatt (S. *Decade philoſophique* l'an VIII. n. 35. p. 504.). Selbſt in Rom würde dieſe Bewilligung mehr Schwierigkeiten gemacht haben. Stünden ſie nun vollends zu *Wilſonhouſe* oder in einer andern noch unzugänglichern Villa eines brittiſchen Groſsen, oder auch nur in *Townley's*, des liberalſten aller brittiſchen Sammler (S *Forſters Anſichten von England* S. 181 ff.) antiquariſchem Muſeum! Mit welchem verſtändigen Eifer iſt der Bericht über die Mittel, den Marmor der Statuen vor dem Einfluſs der Witterung und dem gefräſsigen Anſatz der Flechte zu bewahren, von den B. *Vauquelin*, *Chaptal*, *Pajon*, *Moille*, *Roland* und *Dejoux* (2 Chemikern, 2 Bildhauern, und 2 Architecten) ans Nationalinſtitut gefaſst! (S. *Dec. philoſoph. l'an* VIII. n. 33. p. 337. ff.). Die alte Inceration der griechiſchen und römiſchen Bildhauer ſcheint hier, mit neuen Kunſtgriffen vermehrt, wieder auferweckt. Welchen Vortheil gewährt die Zuſammenſtellung faſt alles Vortrefflichen, was von einer frühern Welt die Erde für uns Spätlinge Jahrhunderte lang in ihrem Schoofs verbarg, zur ſchnellen Ueberſicht, Vergleichung und Nachahmung für ausübende Künſtler und beobachtende Forſcher jetzt, da man dieſs alles an einem Orte weit ſchneller überſehn, und eines zum Maaſsſtab des andern machen kann? So iſt es, um nur ein Beyſpiel aus dem Geringern anzuführen, den Conſervatoren der Nationalbibliothek, wozu auch das vollſtändigſte jetzt in Europa vorhandene Münzcabinet gehört, deſſen Aufſeher bekanntlich der berühmte Abbé *Barthélemy* war, jetzt erſt, nachdem in dieſem Cabinet die ſämmtlichen Medaglioni aus dem Vatican, nebſt denen der Königin Chriſtine und des Cardinals Carpegna, mit dem ſchon vorhandenen königlichen vereinigt worden ſind, die Unternehmung wirklich ausführbar, eine *vollſtändige* Suite dieſer Kaiſer-Medaillen herauszugeben, und dadurch nicht bloſs dem Numismatiker vom Metier, ſondern auch dem Künſtler, der hier die vortrefflichſten Muſter wahrer Allegorien findet, ein ſehr dankenswerthes Geſchenk zu machen. Wirklich arbeitet auch jetzt einer der Conſervatoren, der durch ſo manche gemeinnützige Unternehmungen auch unter uns bekannte B. *Millin*, dem Vernehmen nach, ſehr ernſtlich an einem ſolchen Werke. Wie verdienſt-

dienſtlich iſt nicht in eben dieſer Hinſicht des thätigen *Mionet* Münzpaſtenſammlung (vergl. *n. deutſch. Merkur* 1800. I, 44 II, 148.), wovon ſchon das erſte Verzeichniſs (*Catalogue d'une Collection d'Empreintes en ſoufre de medailles Grecques et Romaines*, Paris l'an VIII. 79 S. 8.), 1473 der ausgeſuchteſten griechiſchen Münzen enthält, deren Beſitz ſelbſt dem eigenſinnigſten Kunſtkenner, in Abſicht auf Präciſion und Wahrheit der Figuren und Schriftzüge, den Originalen ſelbſt gleich gelten muſs? Wie liberal iſt auch hier die Geſinnung der jetzigen Conſervatoren, die einem Künſtler von den köſtlichſten Münzen ihrer Sammlung, die unter den vorigen Aufſehern kaum beſehn, geſchweige denn berührt werden durften, ſogar Abdrücke unter der ausdrücklichen Bedingung zu nehmen geſtatteten, daſs er den Preis derſelben ſo niedrig als möglich ſetzen, und dadurch ihre Vervielfältigung im Inlande und Auslande möglichſt befördern möchte!

Gewiſs, wer die Kunſtſchätze ſo edel und öffentlich mitzutheilen verſteht, dem iſt ihr Beſitz vorzugsweiſe zu gönnen. Es war unedel, und nur mit dem Plünderungsſyſtem der vorigen Gewalthaber Frankreichs vereinbar, daſs man die ganze Villa des geflüchteten Cardinals Albani, jenen Lieblingsaufenthalt unſers Winkelmann, ihres ganzen Schmuckes beraubte, und ihre Schätze, in 400 Kiſten gepackt, nach Paris ſchicken wollte. Sie waren das heilige Beſitzthum, nicht eines Privatmannes, ſondern einer ganzen Stadt. Schon war der Contract mit eingebornen Unternehmern für den Tranſport dieſes Kunſtſchatzes geſchloſſen. Die franzöſiſchen Commiſſare hatten ihnen für den beträchtlichen Koſtenaufwand noch weit beträchtlichere römiſche Nationalgüter zugeſichert. Da zürnte Adraſtea dem frechen Raubgeſindel, und die aus muthvollen Heeren in habſüchtige Ghibellinenhaufen und Räuberhorden verkehrten Franzoſen, fegte in wenig Monaten ein nordiſcher Sturmwind aus Italien. Die Harpyen von Commiſſaren und Unternehmern flohen, und die Käſten blieben unangetaſtet den wahren Beſitzern? nein, dem neuen Eroberer eine neue Beute. Denn trotz der bündigſten Gegenvorſtellungen von Seiten der Römer, lieſsen die Neapolitaner dieſs als eine gute Priſe, *auf Rechnung der Engländer*, fortſchaffen (vergl. *Decade philoſoph* l'an VIII. n, 32, S. 428.). Sollte man unter dieſen Umſtänden dieſe Beute den Franzoſen nicht noch lieber gegönnt haben? Und liegt nicht in dieſer einzigen Anekdote für das frühere Betragen derſelben, in Abſicht auf italiäniſche Kunſtwerke, der ſcheinbarſte Entſchuldigungsgrund?

Schon darum vielleicht darf man ihnen den Beſitz dieſer Errungenſchaften nicht misgönnen, weil ſie, nebſt den ſtummen Marmorn, auch den beredteſten Ausleger dazu zu erobern, und nach Paris zu verpflanzen wuſsten. Der Abate *Viſconti*, ohne Widerrede der erſte jetzt lebende Alterthumskenner, wanderte mit den erwähnteſten ſeiner Antiken, die er nie, auch wegen der lockenden, und doch ſo bitter lohnenden Conſularwürde nicht hätte verlaſſen ſollen, ſelbſt nach Paris, und wurde dort ſogleich als Conſervateur der Antiken, die im Central-Muſeum im Louvre vereinigt werden ſollten, auf die ehrenvolleſte Weiſe angeſtellt. Man könnte auf dieſe Verſetzung und Anſtellung des fähigſten Mannes die bekannte Stelle im Nepos anwenden, wo er berichtet, daſs die Einführung des Dichters Ennius, durch den ältern Cato, den gebildetern Römern mehr gegolten habe, als der prächtigſte Sardiniſche Triumph. Was iſt eine ſolche Sammlung erſt durch einen ſolchen Aufſeher werth? Ein guter Genius, der über die Kunſt hier ſeine Flügel breitete, vereinigte, was nie getrennt werden durfte. Schon werden uns wohlgereifte Früchte angekündigt, die nur in dieſer

Verbindung sich erzeugen konnten. Visconti arbeitet an einer gelehrten Erläuterungsschrift über griechische Inschriften, die aus den Sammlungen des Grafen *Choiseul-Gouffier* in das Centralmuseum gebracht worden sind. Zugleich besorgt er für die Brüder *Piranesi*, die gleichfalls zu den schätzbarsten Eroberungen gehören, die man in Italien machen konnte, und die nun ihren reichen Familienschatz an antiquarischen und artistischen Kupferwerken in einer besser geordneten und vervollständigten Reihe von 23 Bänden herauszugeben angefangen haben, die antiquarischen Erklärungen. Doch dies alles nur, um die Zwischenzeit nützlich anzuwenden, die bis zur völligen Aufstellung und Einrichtung der Antikengallerie im Louvre nothwendig verfliessen musste. Denn sobald hier alles vollendet seyn wird, dürfen wir auf ein eigenes Werk aus der Feder dieses gelehrten Aufsehers rechnen, wo in einer Reihe von Bänden die ganze Sammlung einzeln durchgegangen und erläutert werden wird. In dieses Werk will Visconti, wie man versichert, auch alles Brauchbare aus den sechs Bänden des prächtigen, von ihm herausgegebenen Museum Pio-Clementinum aufnehmen, und nach neuern Ansichten berichtigen.

Mit Ungeduld sah man in Paris der Aufstellung der vielbesprochenen Antiken und der Eröffnung der dazu bestimmten Säle im Louvre entgegen. Man hat alle Ursache, mit der Betriebsamkeit und Schnelligkeit der dazu beauftragten Administration der Conservatoren, so wie mit der, keinen Aufwand schonenden, Freygebigkeit der Regierung zufrieden zu seyn, die zu einer Zeit, wo die politischen Rechenmeister *Ivernois* und *Genz* dem öffentlichen Schatz auch die letzten Nothpfennige streitig machen, ansehnliche Fonds zur Einrichtung des Museums, wie es einer grosen Nation würdig ist, anweiset. Schon vor der Revolution war die grose Gallerie des Louvre, welche Heinrich IV. längst der Seine von den Tuilerieen führen liess, um beide Paläste mit einander zu verbinden, der Malerakademie und der prächtigen königlichen Gemäldesammlung gewidmet. Während der Revolution wurde nun das ganze Louvre unter dem Namen *Palais des Arts*, zum Sitz der Künste umgeschaffen, und der freye Gebrauch der mit so vielen neuen Schätzen bereicherten Bildergallerie wurde ein Gegenstand der Lobpreisungen bey Fremden und Einheimischen. Hier hält das Nationalinstitut seine Sitzungen. Hier ist vielen Gelehrten und Künstlern eine freye Wohnung angewiesen. Hier steht der Telegraph, welcher in der Linie nach Lille die Signale giebt. Hier sind nun auch die Säle zum Centralmuseum der Künste für die Antiken theils schon eingerichtet, theils wird noch an ihrer Einrichtung gearbeitet. *Sechs* Säle sind nun mit einer edeln Einfalt, und mit einem Geschmack eingerichtet, der alle Besorgnisse, dass auch hier der tändelnde Kleinigkeitsgeist sein Spiel treiben werde, völlig widerlegt. Wie sehr wird sich der kunstliebende Verfasser der *Fragmente aus Paris im 4ten Jahre der Republik* freuen, dass seine Voraussagung: „Apollo von Belvedere und Laokoon, wenn sie von Rom sich nach Paris verirren „sollten, würden kein besseres Schicksal haben, als mit solchen Kindertand der Kunst zusam„mengestellt zu werden“ (Th. II. S. 190. *erste Ausg.*) auf eine ihm selbst erwünschte Weise widerlegt werde. Der 18. Brumaire, jener unvergessliche Tag der Wiedergeburt für Frankreich, wurde diesmal unter andern auch dadurch verherrlicht, dass man an ihm den Zuschauern zum erstenmal diese Säle öffnete, nachdem der erste Consul selbst mit einer zahlreichen Begleitung zwey Tage vorher die Gedächtnisplatte, von welcher unten die Rede seyn wird, an das Fussgestelle des vaticanischen Apollo feierlich angeheftet, und dadurch die Dedication dieses einzigen Kunsttempels vollzogen hatte.

Man

Man hat bis jetzt noch kein ganz vollſtändiges und authentiſches Verzeichniſs, der nicht nur aus Rom, ſondern auch aus allen übrigen Städten Italiens für das Centralmuſeum requirirten Antiken angefertigt. Selbſt der beſte der Art in der *Allgemeinen Zeitung* 1800. N. 235. S 985 ff. iſt äuſserſt unvollſtändig. Misgriffe und falſche Vermuthungen (wie z. B. ſelbſt der achtungswürdige Kunſtkenner in den *Propyläen* Th. III, St. I. S. 158. dadurch verſchuldete, daſs er dem Gerücht glaubte, die capitoliniſche Venus wäre wirklich in Rom zurück geblieben) werden daher ſo lange unvermeidlich ſeyn, bis die ganze Gallerie des Centralmuſeums geordnet, und ihr Verzeichniſs öffentlich bekannt gemacht ſeyn wird. Zur Hälfte iſt dieſes ſchon geſchehn, und man kann daher mit Recht vorausſetzen, daſs eine an Ort und Stelle ſelbſt aufgenommene Ichnographie der nun geöffneten Säle, die wir hier den Leſern der A. L. Z. ſo früh, als ſie uns aus Paris geſandt werden konnte, im Kupferſtich mittheilen, und die von einem aufmerkſamen Beobachter dazu gegebenen Erklärungen der Numern in jedem Saale, allen, die dieſen Kunſtſchatz als das herrlichſte Vermächtniſs der Vorzeit an uns und unſere Nachkommen zu betrachten, und das wirklich Herzerhebende, das in der Aufſchrift liegt, die jedem Eintretenden hier ſich darſtellt: *Au nom des arts! Citoyens, conſervons nos proprietés!* zu ſchätzen wiſſen, ein angenehmes Geſchenk beym Anfange des neuen Jahrhunderts, ſeyn werde. Sobald das ganze Muſeum eingerichtet ſeyn wird, ſoll auch in einer zweyten Abtheilung die Fortſetzung folgen. Wir gehen jetzt an der Hand unſers gefälligen Führers, und hören ihn ſprechen.

Seit dem 18ten iſt nun ein beträchtlicher Theil der Antiken-Gallerie im Louvre dem Publicum geöffnet, und wird es ſo in der Folge immer die drey letzten Tage in der Decade (den 8. 9 und 10ten) ſeyn. Um den hier mitgetheilten Catalog etwas mehr zu verſinnlichen, lege ich einen *Plan* der jetzt *offenen Säle* bey, den ich auf der Stelle entworfen, um die Numern einſchreiben zu können. Es wäre möglich, daſs in der Folge noch einige kleine Aenderungen in der Stellung der Statuen vorgenommen würden; wenn z. B. die gewiſs erwartete *mediceiſche Venus* hier ankommt: ſo dürfte ſie vielleicht nebſt der *capitoliniſchen Venus* und der von *Arles*, die jetzt zu beiden Seiten des *Apolls* von *Belvedere* ſtehn, eine beſondere Stelle erhalten. Wenn einſt alle Säle geöffnet ſind; ſo läſst ſich vielleicht ein Kupferſtecher auch beykommen, Anſichten zu ſtechen, ſo wie man deren einen ganzen Folioband bloſs von dem *Muſeum Pio-Clementinum* hat, obgleich dieſs nur ein unfruchtbares Spielwerk iſt.

Aus dem beygefügten Plan ſehen Sie, daſs bereits ſechs Säle dem Publicum offen ſtehen. Der vordere Theil, wo der Haupteingang hinkommt; wird noch einen vielleicht auch zwey Säle enthalten; hier ſoll der *Torſo* aufgeſtellt werden, und wahrſcheinlich kommen in dieſen Theil auch die griechiſchen Vaſen, die im Muſeum ſind, und mehrere Basreliefs, die bis jetzt noch nicht aufgeſtellt werden konnten, z. B. das Capitoliniſche, welches die 9 Muſen enthält, und vielleicht beſſer in dem Saal aufgeſtellt worden wäre, wo ſich die Muſen Statuen befinden, wenn man dieſe durch Reliefs hätte unterbrechen wollen.

Der jetzige Eingang der Gallerie iſt unten neben der zur Gemälde-Gallerie führenden Treppe. Ich habe den Weg mit . . . . . bezeichnet. In dem Hof ſieht man unter andern die 4 coloſſaliſchen Sklaven-Statuen, die am Fuſse der Statue Ludwigs XIV. auf dem *Place des Victoires* angeſchmiedet waren, auf eben ſo vielen Piedeſtalen ſtehen; und auf unſerm Plane mit *g. g. g. g.* bezeichnet ſind. Bey *b* neben dem Eingang ſteht unter andern in einer Niſche auch die ſchöne antike Jupitershermes, die ehedem in Verſailles war.

Nun begleiten Sie mich durch die Säle. Wir gehen zugleich in den entfernteſten Saal, linker Hand, genannt:

I.

Salle des Saiſons

Weil der Plafond von *Romanelli* gemalt, die Jahrszeiten vorſtellt; in dieſem Saal ſind daher beſonders ländliche Gottheiten zuſammengeſtellt.

Nr. 50. *ruhender Faun*, mit der Nebris bekleidet, gefunden im J. 1701 bey *Civita-Lavinia* (*Lanuvium*), und auf Befehl Papſt Benedicts XIV. in das Muſeum Capitolinum gebracht. (Pentelliſcher Marmor)

Nr. 51. *Tireur d'épines*, der bekannte *Spinarius*, oder ein junger Athlet, der den Sieg in dem Wettrennen zu Fuſs im Stadium davon getragen. Kömmt aus dem Pallaſt der Conſervateurs im Capitol. Ungewiſs, wo dieſe Statue gefunden worden (Bronze).

Nr. 52. Stehender, ganz nackter, *Faun;* mit seinem Pedum scheint er ein Pantherthier schlagen zu wollen, welches ein Gefäfs zu seinen Füfsen umgeworfen hat.

Nr. 53. Aehnlicher *Faun* mit der Nebris. Beide von parischem Marmor, und wie es scheint, von demselben Meister. Beide sind sehr gut erhalten.

Nr. 54. *Venus*, die aus dem Bade steigt, mit der unächten Inschrift: Βουτελος Ετοιει, gefunden bey Salone, auf dem Weg von Rom nach Palestrina. Pius VI. kaufte sie von dem Maler *la Piccole* für das Museum Pio Clementinum. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 55. *Flora* oder *Polyhymnia*, gefunden zu Tivoli, in der Villa Adriani. Benedict XIV. liefs sie in das Mus. Cap. bringen. (Pentelischer Marmor.)

Nr. 56. *Ceres*, in einen weiten Mantel gehüllt, trägt Aehren in der Hand, und einen Kranz auf dem Haupt.

Nr. 57. *Hygiea*, aus parischem Marmor, die Hände sind restaurirt, allein der gröfste Theil der Schlange ist antik.

Nr. 58. *Amor und Psyche*, die einander umarmen. Gruppe, die ehedem in der Sammlung des Cardinal Alexander Albani war, von wo sie auf Clemens XIV. Veranstaltung ins Mus. Capitol. kam. (Parischer Marmor.)

Nr. 59. *Ariadne*, die unter dem Namen Cleopatra bekannte schlafende Statue. Seit Papst Julius II. Zeit war sie im Belvedere des Vatican's. (Parischer Marmor.)

Nr. 60. *Cupido*, der den Bogen spannt, aus parischem Marmor; nur der rechte Arm und die Beine sind modern. Aus dem Pio-Clementinum.

Nr. 61. *Bacchantin.* Der Ergänzer hat ihr ein Gefäfs mit Trauben in die Hand (die modern ist) gegeben.

Nr. 62. *Der Genius der ewigen Ruhe*, mit übereinandergeschlagenen Beinen, wie man ihn oft auf Sarkophagen sieht.

Wir wenden uns nun zum zweyten Saal.

II.

Salle des Hommes illustres.

Bis der Haupteingang eröffnet werden kann, ist hier der Eingang der Gallerie. Links am Eingang steht ein Tisch x, wo die gedruckte Beschreibung verkauft wird; rechts ein anderer Tisch y, wo Stöcke, Regenschirme und Waffen abgelegt werden.

Acht antike Säulen von grauem Granit (gewöhnlich *Granitello* genannt) zieren diesen Saal. Sie stehen auf einer Erhöhung, die einige Fufs hoch ist. Auf dem Plane sind diese Erhöhungen, die bisweilen Brusthöhe haben, wie in mancher Fensteroffnung, durch gerade Parallelstriche angezeigt. Die durchaus gehende Mauer hingegen ist schräg und meist unordentlich schraffirt. Diese Säulen kommen aus Aachen, wo sie im Schiff der Kirche den Platz zierten, wo Karls des Grofsen Grab stund.

Nr. 70. Ein griechischer Philosoph, bekannt unter dem Namen *Zeno*. Diese stehende Statue, aus griechischem Marmor (*Grechetto*) wurde im J. 1701 zu Lanuvium mit dem Faun Nr. 50. gefunden. Benedict XIV. kaufte ihn, und liefs ihn in dem Museum Capitolinum aufstellen. Der rechte Arm und die Füfse sind modern.

Nr. 71. *Demosthenes.* Sitzende Statue, die sich ehedem in der *Villa Montalto* oder *Negroni* auf dem Esquilinischen Hügel befand. Pius VI. liefs sie ins Museum Pio-Clementinum bringen.

Nr. 72. *Trajan*, als Philosoph gekleidet, mit einem Globus in der linken Hand. Der Kopf ist antik, aber angesetzt, die Hände sind restaurirt. Diese sitzende Statue befand sich ehedem in der *Villa Mattei* auf dem Mons Coelius. Clemens XIV. liefs sie ins Mus. Pio-Clem. bringen.

Nr. 73. *Sextus aus Chaeronea*, Lehrer des Marc Aurel und Oheim Plutarchs. Der antike Kopf ist angesetzt. Diese stehende Statue ist aus griechischem Marmor.

Nr. 74. *Krieger, Phocion* genannt, nach andern Ulysses, welcher mit Diomedes ausgeht, um das trojanische Lager zu erkundschaften. Diese Statue, aus Pentelischem Marmor, wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts in den Fundamenten des Pallastes *Gentili* unten am Quirinal entdeckt, wo ehedem ein Tempel des Archemorus war. Pius VI. liefs sie in das Mus. Pio-Clem. bringen. Die Füfse sind modern.

Nr. 75. *Menander.* Nr. 76. *Posidippus.* Beide sitzende Statuen aus pentelischem Marmor, wurden im XVI. Jahrhundert zu Rom auf dem Viminalischen Hügel in den Gärten des Klosters S. Lorenz in Panisperna gefunden; Sixtus V. liefs sie in der *Villa Montalto* oder *Negroni* aufstellen, von wo Pius VI. sie nach dem Museum Pio-Clementinum bringen liefs.

Nr. 77. *Minerva*, stehende Statue, aus pentelischem Marmor, welche vordem in der *Salle des antiques* im Louvre war. Kopf und Arme sind modern. Sie ist mit der doppelten Chlamys oder Diplax bekleidet, die auf der rechten Schulter befestigt ist, auf der Brust hat sie die Aegis mit Schlangen und dem Medusenhaupt.

III.

Salle des Romains.

Der von *Romanelli* gemalte Plafond dieses Saals stellt den Raub der Sabinerinnen, Mutius Scaevola und andere römische Sujets vor. Man hat hier also zusammengestellt, was auf römische Geschichte und Alterthümer Bezug zu haben schien.

Nr.

Nr. 80. *Römischer Redner*, bekannt unter dem Namen *Germanicus*, für den aber diese Figur zu alt ist. Die Stellung des rechten Arms, die auf den linken Arm zurück geworfene Chlamys, welche vormals durch den in der linken gewesenen Caduceus wahrscheinlich zurück gehalten worden, die Schildkröte endlich, die dem Mercur als Erfinder der Leyer gewidmet war, lassen vermuthen, dass hier ein römischer Redner unter dem Bilde des Gottes der Beredsamkeit abgebildet ist. Auf der Schildkröte liest man mit schönen griechischen Charakteren, die bis jetzt noch nicht ganz correct bekannt gemachte Inschrift:

ΚΛΕΟΜΕΝΗΣ
ΚΛΕΟΜΕΝΟΥΣ
ΑΘΗΝΑΙΟΣ
ΕΠΟΙΕΙ.

Diese Statue, aus pentelischem Marmor, kommt aus Versailles, wohin sie unter Ludwig XIV. gebracht worden war; vorher war sie in Rom, in der *Villa Montalto* oder *Villa Negroni*, vordem die Gärten Sixtus V.

Nr. 81. Ein schöner bronzener Kopf von *Publius Cornelius Scipio* dem ältern. Diese seltene Antike kommt aus den Zimmern von Versailles, wo Ludwig XV. ihn hatte aufstellen lassen; Abbé *Fauvel*, ein grosser Freund von Antiken, hatte ihm im J. 1735 ein Geschenk damit gemacht. Dies sieht man aus einer Inschrift hinten auf dem Hals. Das Weisse im Auge ist aus Silber incrustirt. (Diese Nummer fehlte noch bey der Eröffnung des Saals.)

Nr. 82. Sogenannte *Ceres*, aus parischem Marmor; wahrscheinlicher eine *Clio*, die eine Rolle hielt, und welcher der Ergänzer einen Büschel Aehren gab. Clemens XIV. liess sie aus der *Villa Mattei* nach dem Vatican bringen.

Nr. 83. *Cicero.*

Nr. 84. Sogenannter *Mars*. Stehende Statue aus pentelischem Marmor, nackt bis auf den halben Leib, der Unterleib ist, wie die heroischen und kaiserlichen Figuren, drapirt. Als man sie restaurirte, gab man ihr den Charakter eines Mars, indem man ihr einen behelmten, antiken Kopf aufsetzte, und ein Schwerd in die rechte Hand gab. Auf dem Block, an den die Statue gelehnt ist, liest man:

ΗΡ . . . . . ΙΔΗΣ (ΗΡΑΚΛΕΙΔΗΣ)
ΑΓΑΣΙΟ ΤΕΦΕΣΙΟΣ
ΚΑΙ ΑΡΜΑΤΙΟΣ
ΕΠΟΙΟΥΝ.

Diese Inschrift, die ein wenig verwischt, aber doch nicht undeutlich ist, blieb bis jetzt unbemerkt. *Agasias*, der Vater *Heraclids*, eines der zwey Bildner dieser Statue, mag vielleicht derselbe seyn, der die bekannte Statue verfertigt hat, die unter dem Namen des *kämpfenden Gladiators* bekannt ist.

Nr. 85. Zwey römische Portrait-Büsten, von einigen Grabmal, aus Alexander Sever's Zeiten, wie der Kopfputz des Weibes zeigt, gewöhnlich und fälschlich *Cato* und *Porcia* genannt. Ehedem waren sie in der *Villa Mattei*; Clemens kaufte sie für das Museum des Vatican.

Nr. 86. *Lucius Caninius* stehende Statue, aus parischem Marmor, mit der Toga; aus der römischen, mit Abbreviaturen vermischten, Inschrift auf dem Fussgestell (L. CANIO. AFRICE. PROCVRI. IIII.), sieht man, dass dieser *Luc. Caninius* Statthalter der Provinz Afrika war. Diese Statue war ehedem in Fontainebleau; die Hände sind modern, der Kopf antik, aber angesetzt, die Form des Barts, die Gestalt der Buchstaben und die Incorrectheit der Inschrift, scheinen auf die Zeit der Antonine zu deuten.

Nr. 87. *Büste des Marcus Junius Brutus*, aus pentelischem Marmor, kommt aus dem Museum Capitolinum, (fehlte in der ersten Exposition) und muss nicht mit der Bronze aus dem Pallast der Conservatoren verwechselt werden.

Nr. 88. *Urania*, kleine sitzende Statue aus parischem Marmor, sehr fein gearbeitet, welche im J. 1774 bey Tivoli, an dem Ort, welcher *la Pianella di Cassio* heisst, und wo ehedem das Landhaus des Cassius stund, gefunden worden. Da sie weder Kopf noch Arme hatte: so restaurirte man sie zu einer Urania, da diese Muse eine von den beiden war, die man in den dortigen Excavationen nicht fand. Die dicken Sohlen ihrer Beschuhung könnte sie für eine Melpomene halten lassen. Der Kopf, obgleich angesetzt, ist indess auch antik, aus pentelischem Marmor, und gehörte immer einer Muse zu; auf der Stirne hat er zwey Sirenenfedern.

Nr. 89. *Lucius Junius Brutus*, der ältere. Bronzene Büste aus dem Capitolium.

Nr. 90. *Römer als Opferpriester* mit verhülltem Kopfe. Diese Statue war zu Venedig im Pallast *Giustiniani*; ein Engländer kaufte sie und brachte sie nach Rom, um sie restauriren zu lassen; hier kaufte sie Clemens XIV. und liess sie in dem Vatican aufstellen. Der Kopf ist antik, aber angesetzt, die Hände sind modern.

Nr. 91. *August.* Diese Statue war ebenfalls in Venedig, wo sie (wie jetzt im Museum) der vorigen als Pendant diente; sie ist aus pentelischem Marmor, und wurde bey *Velletri*, in Augusts Vaterlande, gefunden.

Nr. 92. *Isis-Priesterin*, die das Gefäss mit dem geheiligten Wasser trägt, welches mit ihrem Schleyer bedeckt ist. Sie ist von parischem Marmor, wurde in der *Villa d'Este* zu *Tivoli* gefunden, und auf Benedikts XIV. Befehl ins Museum Capitolinum gebracht. Der antike Kopf ist angesetzt.

Nr. 93. *Römische Matrone*, im Costum der Göttin *Pudicitia*; der Kopf ist ein Portrait, und nach dem Haarputz scheint die Statue an das Ende des zweyten Jahrhunderts zu gehören. Diese Statue aus griechischem Marmor wurde in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts zu *Bengazi*, in dem Golph von Sydra, gegen Osten von Tripoli gefunden und nach Frankreich gebracht, wo sie in der Versailler Gallerie aufgestellt wurde. Unter den Antiken, die man kennt, ist dieß eine von denen, die am besten conservirt sind. Die Draperie ist sehr geschmackvoll und fein gearbeitet.

Nr. 94. Der sogenannte *sterbende Gladiator*, ehedem in der Villa Ludovisi, und unter Clemens XII. nach dem Capitol gebracht.

Nr. 95. Römische Matrone, aus welcher *Girardon*, der sie restaurirte, eine Vestalin machte, durch den Altar, den er neben sie stellte, und den modernen Kopf. Diese Statue aus parischem Marmor befand sich ehedem in der Versailler Gallerie, und ist auch, so wie die meisten vorhergehenden, in den *Statues de Versailles* abgebildet.

Nr. 96. *Melpomene*. Die Draperie dieser Statue aus parischem Marmor ist wegen der doppelten, einer kurzen ohne Aermel, und einer langen Tunica, merkwürdig. Die Hände sind modern, sie hält die Maske und die Rolle.

Nr. 97. *Antinous*, des kapitolinischen Museums, ehedem in der Sammlung des Kardinal Alexander Albani.

IV.

Salle de Laocoon.

Die 4 Säulen (mit □ bezeichnet) aus *Verde Antico* oder grünem antikem Marmor, den die Alten aus der Gegend von Thessalonich bezogen, welche diesen Saal zieren, kommen aus der Kirche von *Montmorency* von Mausoleum des Connetable *Anne de Montmorency*; jede ist 3½ Mètres hoch, und hat 43½ Centimètres im Durchmesser.

Nr. 100. *Jason* in dem Moment, wo er, um zu Pelias Fest zu kommen, durch den Anauros gewadet ist, und seine Sandeln an den rechten Fuss legt; voll Verwunderung dreht er den Kopf auf die Seite, um Juno, die er als altes Weib durch den Strom getragen, und die jetzt wieder als Göttin erscheint, anzusehen. Da man diese Statue ehedem für einen *Cincinnatus* ausgab: so brachte der Restaurator eine Pflugschaar an. Diese Statue, aus pentelischem Marmor, stand lange Zeit in den Appartemens von Versailles, wohin sie aus der *Villa Montalto* oder *Negroni* aus Rom gekommen war.

Nr. 101. *Büste* des Kaisers *Lucius Verus* mit dem Paludamentum, aus lunesischem (oder cararischem) Marmor; sie kommt aus dem Pallast des Herzogs von Modena. (Sie fehlte noch bey der ersten Exposition.)

Nr. 102. Wohlerhaltene *Büste* des *Commodus* aus pentelischem Marmor; sie kommt auch aus dem herzoglichen Pallast zu Modena. (Bey der ersten Exposition fehlte sie gleichfalls.)

Nr. 103. Die *Tragödie*, eine Herme.

Nr. 104. Die *Comödie*, eine Herme.

Diese beiden Pendans wurden in der Villa Adriani zu Tivoli gefunden. Pius VI. kaufte sie dem Grafen *Fede* ab, und liess sie in dem Museo Pio - Clement. aufstellen.

Nr. 105. Eine sehr schöne, wohl erhaltene und mit den Medaillen treffend ähnliche *Antinous Büste*, die schon lange in Frankreich ist.

Nr. 106. Kopf des *Menelaus*; er gehörte zu einer Gruppe, welche die Wegtragung des Patroclus durch Menelaus vom Schlachtfeld vorstellte. Er ist in dem Mus. Pio - Clementino in Kupfer gestochen. Die Reste der Schulter des Patroclus, die man auch dabey in der Villa Adriani fand, blieben zu Rom. Sie sind auch in demselben Werke in Kupfer gestochen. (W. Tischbein hat ihn nebst den andern Köpfen des vorgeblichen Homerischen Helden auf der 5ten Tafel des *ersten* Hefts seines Homers abgebildet.)

Nr. 107. *Adonis* aus dem vaticanischen Museum. Andere nennen ihn *Ceres*.

Nr. 108. *Laocoon*. *Göthens* sinnreicher Aufsatz in den Propyläen ist ins Französische übersetzt, wo ihn neuerlich auch *Visconti* gelesen hat. Doch scheint dieser über den einzig möglichen Moment der Darstellung anderer Meynung. Die Reste der beiden Kinnladen vom Kopfe der Schlange, die jetzt falsch restaurirt ist, worauf Göthe in seinem Aufsatz (Propyläen I, 1. S. 9.) aufmerksam macht, möchten jetzt sehr schwer zu finden seyn.

Nr. 109. Ein *Diskobolos* in ruhiger Stellung; aus dem Museum Pio - Clementinum bekannt, gefunden auf der Appischen Strasse an dem sogenannten *Columbarium* der Livia, drey französische Meilen von Rom.

Nr. 110. *Büste* der *Sonne*, aus pentelischem Marmor, ehedem in dem Capitolischen Museum, und gemeiniglich Alexander benannt.

Nr. 111. *Amazonenstatue* aus parischem Marmor, welche Clemens XIV. aus der *Villa Mattei* wo sie 200 Jahre lang gestanden hatte, in das Museum Pio - Clementinum bringen liess. Auf dem Bildesfuss (Plinthe) liesst man *Translata de Schola Medicorum.*

Nr. 112. *Bacchus*, bekannt unter dem Namen der *Kapitolinischen Ariadne*. Ein schöner Kopf von pentelischem Marmor, aus dem Museum Capitolinum.

Nr.

Nr. 113. *Seegott*, Ocean genannt. Coloſſaliſche Herme aus pariſchem Marmor, die vor etwa 30 Jahren bey *Puzzuoli*, in dem neapolitaniſchen Buſen gefunden wurde; der engliſche Maler *Gavin Hamilton*, der ſie gekauft hatte, trat ſie an Clemens XIV. für das Vaticaniſche Muſeum ab.

Nr. 114. *Bacchus*, kleine Statue aus pentelifchem Marmor; mit reſtaurirten Armen und Beinen.

Nr. 115. *Mithrapriefter*, unter dem Namen *Paris* bekannt, weil der Reſtaurirer ihm einen *Apfel* in die Hand gegeben. Niedliche kleine Statue aus pentelifchem Marmor, in einer Grotte bey der Tiber A. 1785, fünf Meilen von Rom gefunden, und in dem Vaticaniſchen oder Pio-Clementiniſchen Muſeum aufgeſtellt. Dieſe Statue zieht die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer ungemein ſtark auf ſich. Daher iſt der Durchgang aus der *Salle du Laocoon* in die *Salle de l'Apollon*, wo dieſelbe ſteht, immer ſtark mit Menſchen angefüllt, ſo bald es in der Gallerie etwas lebhaft zu werden anfängt, weil immer einige da ſind, welche die Statue mit hoher Bewunderung betrachten.

Nr. 116. *Coloſſaliſche Jupitersbüſte* aus Luneſiſchem oder Cariſchem Marmor, gefunden in den Ruinen zu *Otricoli*, und von Pius VI. in das Vaticaniſche Muſeum verſetzt.

Nr. 117. *Minervakopf*, aus pentelifchem Marmor. War lange Zeit in der Engelsburg, von wo Pius VI. ihn in das Vaticaniſche Muſeum bringen ließ.

Nr. 118. Meleager aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 119. Aeskulapsbüſte aus pentelifchem Marmor.

Nr. 120. Der Diskobol aus dem Vaticaniſchen Muſeum, in der *Villa Adriani* zu Tivoli gefunden.

V.

Salle d'Apollon.

Dieſer Saal iſt mit vier ſchönen Säulen von orientaliſchem rothem Granit geziert (*f. f. f. f.*); jede Säule iſt 4. Mètres und 1. Decimètre hoch, und hat 43. Centimètres im Durchmeſſer. Die beiden, welche neben der Niſche Apolls ſtehen, kommen aus der Kirche zu Aachen, wo das Grabmal Karls des Groſsen war. Die drey erſten Säle ſind parketirt, dieſer, der Laocoonsſaal, und der folgende, wo die Muſen ſtehen, ſind mit ſchönem und ſeltenem Marmor gepflaſtert. Der Plafond in den vorigen Sälen enthält Freskomalereyen; in dieſem iſt er weiſs, was den Saal mehr aufhellt. Die Mitte des Saals nimmt ein ſchöner groſser achteckiger Tiſch, von orientaliſchem rothem Granit, ein, der hier durch den Buchſtaben *u* bezeichnet iſt.

Nr. 125. *Merkur*, unter dem Namen des *Antinous* aus dem Belvedère (oder Mercure Lantin) bekannt.

Nr. 126. Ueber dieſer Statue iſt ein Basrelief eingemauert, welches den *Thron Saturn's* vorſtellt. Auf einem architectoniſchem Grunde, in der Mitte des Basreliefs, iſt eine Art von Thron, zum Theil mit einer Draperie bedeckt; auf dem *Suppedaneum* oder Fuſsſchemel, iſt ein Himmelsglob, mit Sternen überſäet und dem Zodiakus umgeben; links tragen zwey geflügelte Genien Saturns krummes Meſſer, oder die *Harpe*. Auf der andern Seite ſcheinen zwey andere Genien ſich um ſeinen Scepter zu ſtreiten. Dieſes Basrelief, aus pentelifchem Marmor, befand ſich ſeit langer Zeit in dem Antikenſaal im Louvre. Italien beſitzt mehrere dergleichen Basreliefs von gleicher Gröſse und in demſelben Stil, und ſelbſt von gleichem oder ähnlichem Inhalt. Zwey ſind in dem Chor der Kirche *San Vitale* zu *Ravenna*, ſie ſtellen den Thron Neptuns vor; ein drittes ſteht in der Kirche *della Madonna de' miracoli* zu Venedig; ein Fragment von einem vierten, welches den Thron Apolls vorſtellt, iſt zu Rom in der *Villa Ludoviſi*.

Nr. 127. Eine kleine Statue aus griechiſchem Marmor, *Apollo Sauroctonos*, oder der Eidechſentödter. Er iſt ganz in der Stellung, wie der im Muſeum Pio-Clementinum, nur hat der Bildhauer, der die Statue reſtaurirte, ihm in die linke Hand ungeſchickter Weiſe eine Leyer gegeben.

Nr. 128. Eine kleine *Merkursſtatue*, aus luneſiſchen Marmor, merkwürdig wegen der mancherley Attribute, die an derſelben vereinigt ſind; ſie hat Flügel am Kopf, den Caduceus in der Hand, die Schildkröte unter dem linken Fuſs, und ſtützt ſich auf einen kleinen mit Arabesken gezierten Pilaſter, dergleichen man an den Barrieren der Gymnaſien hatte.

Nr. 129. Eine *Venus*, die aus dem Bad kommt, in der Linken das Tuch um ſich abzutrocknen hält, mit der Rechten ſich den Buſen bedeckt. Sie iſt in der Stellung der von Menophant verfertigten Venus. Neben ſich hat ſie ein viereckiges Kiſtchen, ſtatt daſs die Gnidiſche von Praxiteles, der ſie übrigens ſehr gleicht, eine Vaſe neben ſich ſtehen hat. Dieſe Statue aus griechiſchem Marmor, kommt aus der Gallerie von Verſailles. Nur der rechte Arm iſt reſtaurirt.

Nr. 130. Eine kleine *Marsſtatue* mit dem Helm und Schilde; aus luneſiſchem Marmor.

Nr. 131. Ein junger, nackter *Apoll* aus pariſchem Marmor, mit der Leyer in der Linken. Der Torſo dieſer kleinen Statue iſt von einem ſehr guten Stil. Das übrige ſtark reſtaurirt.

Nr. 132. Eine Statue, gewöhnlich *Urania* genannt, weil *Girardon*, der die ihr mangelnden

Arme und den Kopf restaurirte, ihr eine Sternenkrone aufsetzte, und eine Rolle in die Hand gab. Ihre Stellung, und die Bewegung ihres linken Arms, einen Flügel ihres Kleides in die Höhe zu halten, (was die mit vielem Geschmack gearbeiteten Falten ihrer Kleidung zur Genüge zeigen) könnte auf die Vermuthung führen, dafs es eine *Spes* ist. Diese Statue kommt aus der Gallerie von Versailles.

Nr. 133. Eine gut erhaltene kleine Statue aus hartem griechischen Marmor, welche den *Delphischen Apoll* vorstellt, auf den Dreyfuss gestützt, und in der Linken einen Lorbeer haltend. Die Restaurationen sind nach den griechischen Münzen gemacht worden. Diese Statue stund ehedem in dem Schloss von *Ecouen* bey Paris.

Nr. 134. Ein 1775 in Ostia gefundener *Dreyfuss* aus pentelischem Marmor, bisher in dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 135. Ein *Antinous* in der nämlichen Stellung, wie der Antinous aus dem Capitol, (Salle des Romains. Nr. 88.)

Nr. 136. *Isis salutaris;* aus dem Museum Pio-Clementinum.

Nr. 137. *Minerva* im alten Stil; eine kleine Statue aus pentelischem Marmor, die ehedem in dem herzoglichen Pallast zu Modena stand. Der Kopf ist angesetzt, aber antik und in demselben Stil gearbeitet, wie die Statue. Das merkwürdige derselben besteht besonders in der grofsen, weiten Aegis, die aufser den Schultern auch einen grofsen Theil des Rückens bedeckt.

Nr. 138. Eine kleine wohlerhaltene Statue der *Minerva* aus luneesischem Marmor, mit merkwürdigen Attributen. Zu ihren Füfsen ist die Schlange, die oft unsichtbare Wächterin ihres Tempels zu Athen; ihren Schild stützt sie auf einen geflügelten Riesen, mit Schlangenfüfsen; er hält noch als Waffe einen Baumstamm; wahrscheinlich der Riese Pallas oder Enceladus.

Nr. 139. *Mars Victor*, eine Statue aus pentelischem Marmor, welchem der Restaurator eine Weltkugel und einen Scepter in die Hände gab, weil er glaubte, es sey ein römischer Kaiser.

Nr. 140. Eine kleine in Attika gefundene *Melpomene*, aus parischem Marmor.

Nr. 141. Eine kleine Statue der *Juno*, aus pentelischem Marmor, mit geschmackvoll gearbeiteter Draperie, und restaurirten Armen.

Nr. 142. Die *Kapitolinische Venus*.

Nr. 143. Ueber derselben ist ein schönes Basrelief eingemauert, welches ein Suovetauril vorstellt, und ehedem in dem Vestibulum der St. Marcus-Bibliothek in Venedig sich befand. *Antonio Lafreri* gab 1553 einen Kupferstich davon. Damals scheint es im St. Marcus-Pallast zu Rom gewesen zu seyn.

Nr. 145. Der Apoll von Belvedere. Zwischen der Plinthe und dem Piedestal, wurde am 16ten Brumaire, (zwey Tage vor Eröffnung der Gallerie) als Consul Bonaparte dieselbe besuchte, eine Bronzene Tafel mit folgender Inschrift befestigt:

La Statue d'Apollon, qui s'élève sur ce piédestal
trouvée à Antium sur la fin du XVe Siècle,
placée au Vatican par Jules II, au commencement du XVIe,
Conquise l'An V de la République par l'armée d'Italie,
sous les Ordres du General Bonaparte,
a été fixée ici le 21 Germinal an VIII,
première année de son Consulat.

Auf der Rückseite stund:

Bonaparte, Ier Consul.
Cambacérès, IIe Consul.
Lebrun, IIIe Consul.
Lucien Bonaparte, Ministre de l'Interieur.

Das Piedestal vom Apoll steht auf einem 2 Stufen hohen *Perron*, so dafs die Statue über die andern neben ihr stehenden erhaben ist, und schon von der Salle du Laocoon aus über die immer vor ihr versammelte Menge hin gesehen wird. Eben so wird einst Laocoon gleich beym Eintritt in die Augen fallen, wenn erst das grofse Thor und der erste Saal fertig seyn wird. Vorn neben den Stufen des Perron stehen:

Nr. 144. Zwey Sphinxe aus rothem orientalischen Granit; beide kommen aus dem Pio Clementinischen Museum. Der Perron selbst ist mit dem kostbarsten Marmor gepflastert. In der Mitte sind sechs Tafeln von antiker Mosaik eingesetzt, welche aufser verschiedenen Zierrathen Thiere vorstellen, die von Vögeln gezogen werden.

Nr. 146. *Venus von Arles*, welche in dieser Stadt im J. 1651 gefunden, und bisher in der Gallerie von Versailles aufbewahrt wurde. Aus hartem etwas aschfarbigem griechischen Marmor. Bekanntlich gab ihr *Girardon* bey der Restauration einen Spiegel in die Linke, und den Apfel in die Rechte. Der capitolinischen *Venus* so sehr nahe, wird diese etwas in Schatten gestellt. Vielleicht wäre es noch angenehmer, wenn zu beiden Seiten des Apoll gar keine Statue stünde.

Nr. 147. Ueber dieser Venus ist ein Basrelief eingemauert, welches eine Conclamation vorstellt. Es ist aus luneesischen Marmor, und stand seit langen Zeiten in dem Antiken-Saal des Louvre. *Maffei* und *Dom Martin* sahen es dort und gaben Zeichnung und Beschreibung davon. Es scheint indessen blofs eine Nachahmung eines antiken Kunstwerks zu seyn, und ist wahrscheinlich erst zu Anfang des XVIten Jahrhunderts verfertigt worden.

Nr. 148. Der indische Bacchus, mit der griechischen Inschrift *Sardanapalus;* aus dem Museum Pio-

Pio-Clementinum. *Mongez*, Mitglied des Nationalinſtituts, hat in einer Vorleſung, die nun auch in der *Decade philoſophique l'an* IX. n. 5. S. 265. abgedruckt ſteht, zur groſsen Verwunderung von Visconti zu beweiſen geſucht, daſs dieſs Bild (von ſchönem griechiſchen Stil!) eine Portraitſtatue des *Elegabalus* ſey, der, wie Herodian ſagt, dem ſchönen Bilde des Bacchus ähnlich ſah.

Nr. 149. *Hercules*, der den kleinen Telephus auf den Armen trägt, oder der ſogenannte *Hercules Commodus*, aus dem Belvedere.

Nr. 150. *Apoll*, aus hartem griechiſchem Marmor, der ehedem in den Gärten von Verſailles bey dem *Bosquet de la Colonnade* ſtand. Er hat die Stellung des von Lucian beſchriebenen lyciſchen Apolls; der rechte Arm liegt auf dem Kopf, und in der linken, die er auf einen von einer Schlange umwundenen Baumſtamm ſtützt, hielt er wahrſcheinlich den Bogen. Dieſe Stellung machte, daſs man ihn zu Verſailles immer für einen Bacchus anſah. Wenn einſt Friede mehr Aufwand zu machen erlauben wird, wird auch in dieſer Gallerie durch geſchickte Reſtaurationen unter Visconti's Aufſicht, manches zu thun ſeyn.

Nr. 151. Der in der *Villa Adriani* ausgegrabne ägyptiſche *Antinous*, aus pentelikſchem Marmor, der ehedem in dem Muſeum Capitolinum ſtund.

Nr. 152. *Bacchus*, in der Stellung der Ruhe mit der Nebris bekleidet. Eine trefflich gearbeitete und wohl erhaltene Statue, ehedem in der Verſailler-Gallerie. *Metlan* lieferte einen Kupferſtich von derſelben.

Nr. 153. Eine ſchöne coloſſaliſche *Serapis-Büſte*, aus dem vaticaniſchen Muſeum.

Nr. 154. Ein *Merkur*, aus pentelikſchem Marmor, ganz in der Stellung des Vaticaniſchen (Nr. 125.). Dieſer war noch durch einige Attribute deutlicher charakteriſirt. In dem Kopf z. B. hatte er zwey Löcher, wo offenbar die Flügel eingeſetzt waren, und ein Theil des Caduceus iſt auch alt.

Nr. 155. Die *capitoliniſche Juno*, nach andern eine *Melpomene*. Aus dem Muſeum Capitolinum.

Nr. 156. Eine der ſchönſten bekannten *Bacchusſtatuen*, aus hartem griechiſchen Marmor. Er iſt ganz nackt, und ſtützt den linken Arm nachläſsig auf einen Baumſtamm. Der vollkommen conſervirte Kopf, deſſen langlockigtes Haar auf die Bruſt herabflieſst, iſt mit Epheu und einer bacchiſchen Binde umgeben.

Nr. 157. Ueber dieſem Bacchus iſt ein Basrelief eingemauert, welches nach einem in der *Villa Borgheſe* befindlichen modelirt iſt, und fünf Mädchen vorſtellt, die ſich bey der Hand halten und um einen Tempel tänzen.

VI.

Salle des Muſes.

Nr. 165. *Bacchuskopf.*

Nr. 166. Eine *Säule aus orientaliſchem Granit*, etwas dunkelgrau und grün, mit leichter roſenfarbiger Schattirung und weiſsen Flecken; Kapital und Baſe ſind von vergoldetem Bronze und reich verziert.

Nr. 167. Ein ſogenannter *Hippocrateskopf* aus pentelikſchem Marmor.

Nr. 168. *Calliope*, aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 169. *Apollo Muſageta*, ebendaher.

Nr. 170. *Clio*, ebendaher.

Nr. 171. *Melpomene*, ebendaher.

Nr. 172. Eine *Herme* aus pentelikſchem Marmor, mit einem Socrateskopf, die im VIten Bd. des Muſeum Pio Clementinum geſtochen und beſchrieben iſt.

Nr. 173. *Polymnia*, aus demſelben Muſeum.

Nr. 174. *Kopf eines indiſchen bärtigen Bacchus*, lange für *Plato* gehalten.

Nr. 175. Die *Homers-Büſte*, aus dem Kapitoliniſchen Muſeum.

Nr. 176. *Erato.*

Nr. 178. *Euterpe.*

Nr. 179. *Terpſichore.*

Nr. 180. *Urania.*

Nr. 181. *Thalia*, alle 5 aus dem Muſeum Pio-Clementinum.

Nr. 177. Eine *Euripides Herme*, aus pentelikſchem Marmor, ſtand ehedem in der Academie von Mantua, ſo wie:

Nr. 184. Der ſogenannte *Virgilskopf.*

Nr. 182. Noch ein *Socrateskopf.*

Nr. 183. Eine ſehr ſchöne Säule aus africaniſchem Marmor.

So weit die in den 6 geöffneten Sälen jetzt aufgeſtellten Antiken. Der Haupteingang wird, wenn alles vollendet ſeyn wird, vorn neben dem Platz des Louvre in den Saal angebracht werden, der jetzt ſchon auf dem Plane durch den *Saal des Torſo* bezeichnet iſt. Darneben wird die Fortſetzung der Gallerie ſtatt finden. Ob dazu noch mehrere Säle beſtimmt werden dürften, iſt bis jetzt noch nicht entſchieden, aber ſehr wahrſcheinlich, beſonders wenn alle vorhandene Reliefs und kleinern Antiken, die zum Theil jetzt in den obern Sälen der Gemäldegallerie ſehr unpaſſend aufgeſtellt, zum Theil aber auch in der Nationalbibliothek befindlich ſind, noch mit dem Central-Muſeum verbunden werden ſollten.

Noch verdient bemerkt zu werden, daſs die Fenſtervertiefungen in einigen ſchon fertigen Sälen (z. B. in dem des Apollo) bis auf die Bruſthöhe aufgemauert,

und

und daher auch auf unserm Plane mit parallelschraffirten Linien bezeichnet sind. Die Säle sind im Winter durch Röhren, oder sogenannte *Tuyaux de chaleur*, sehr gut erwärmt. In dem Vestibule, durch welchen man jetzt in den innern Hof gelangt, sind moderne Bronzen aufgestellt, die auf dem Plane durch *cccc* ausgedrückt sind. Im Saale *des Hommes illustres* stehen Säulen auf einer brusthohen Mauer *bb*, wodurch die Säle von einander getrennt werden.

Der Zulauf der gaffenden Zuschauer war natürlich in den ersten drey Decaden ausserordentlich gross und für den eigentlichen Liebhaber etwas lästig. Allein diese Flut der Neugierde wird bald verronnen seyn, und dann wird nichts über den stillen Genuss dieser Beschauung gehn. Die Beleuchtung ist im Ganzen vortrefflich; die Aufstellung in den sehr hohen Sälen so viel es nur immer das Local gestattet, aus dem richtigsten Gesichtspunkt gefasst. Besonders muss die herrliche Gruppe des Laocoon, vorn vom Haupteingang gesehn, künftig eine noch erhabnere Wirkung thun, als sie schon jetzt der vaticanische Apoll, vom Laocoons-Saal aus gesehn, hervorbringt. Hoffentlich wird durch diese geschmackvolle Aufstellung der Antiken, und die dadurch so laut ausgesprochene Anerkennung ihres hohen Werths der wilden Zerstörungssucht in einigen mittäglichen Gegenden Frankreichs, worüber der wackere *Gady* noch neuerlich im *Magazin Encyclopedique* (*Vendemiaire, l'an* 9. Nr. 10. S. 249. ff.) so gerechte Klagen führt, kräftiger, als durch jede andere Vorkehrung, Einhalt geschehn.

Dass die Bildhauer der *neuen* französischen Schule nicht unwerth sind, die erhabensten Vorbilder des Alterthums täglich vor Augen zu haben, wird sich vielleicht bald durch mehrere Instanzen beweisen lassen. Den ersten Beweis lieferte der verdienstvolle Bildhauer *Moille* durch ein Basrelief von $4\frac{1}{2}$ Fuss, welches über der Thüre, die jetzt zur Antikengalerie führt, erst vor einigen Tagen eingesetzt worden ist. Es stellt die Minerva als Schutzgöttin der Wissenschaften und Künste, die Lyra in der einen, die Lorbeerkrone in der andern Hand haltend, vor. Man ist allgemein mit der reinen Zeichnung und Ausführung dieser Figur zufrieden, und findet sie ihrer Bestimmung vollkommen würdig.

Num. I.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 1. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Göthe's neue Schriften. Dritter Band.* 364 S. *Vierter Band.* 394 S. *Fünfter Band.* 371 S. *Sechster Band.* 507 S. 8. 1795 u. f.

Auch unter dem Titel:

Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman, herausgegeben von *Göthe. Erster bis vierter Band.*

Ebendaselbst: *Göthe's neue Schriften. Siebenter Band.* Mit Kupfern. 1800. 380 S. 8.

Bey einer Recension eines Werks, wie *Wilhelm Meister*, welche eben jetzt, weder früher noch später, erscheint, findet sich der Kritiker nothwendiger Weise in einiger Verlegenheit. Er hat den Beruf *nicht mehr*, es bey dem Publicum einzuführen, und doch ist er *noch nicht* da, wo er versuchen könnte, Organ einer spätern Nachwelt zu seyn; ihn stört in der Stimmung, welche zu einem solchen Versuch erfoderlich wäre, die mit seinen eigenen Gedanken über das Werk verwebte Kenntniss und Beurtheilung dessen, was seine Mitwelt davon denkt.

Ein Standpunkt wird ihm jedoch eben dadurch angewiesen, der seinen grossen Werth hat. Er betrachtet an einem so ausgezeichneten Werke die Eindrücke, welche dasselbe seit seiner Erscheinung gemacht hat, und dieses lehrt ihn, welchen Gewinn Geschmack und Kunst bereits davon gezogen haben mögen, und welchen sie noch davon ziehen werden. Sollte auch die Summe von jenem nicht rein heraus zu bringen seyn: so ist dafür dieser um so schneller zu berechnen. Jedes Product von classischem Charakter wirkt durch sein blosses Daseyn endlich alles, was es wirken kann und soll; denn es muss in die Bildung derer eingreifen, welche künftig vorzügliche Werke hervorbringen werden: so wie die vorzüglichen Werke, welche vorher da waren, in die Bildung des Urhebers von jenem Product eingegriffen haben. Diess ist es, was einem classischen Werke auf keine Weise, und durch kein Unwesen, zu welchem dasselbe Anlass geben mag, entrissen werden kann. Mögen wir immer über die Franzosen lachen, die ihren *Racine* durch den Beynamen des *Zärtlichen* am meisten zu ehren glauben, während wir in allem, was Zärtlichkeit bey ihm ausdrücken soll, vor conventionellem Aufputz keine Spur von dramatischer Wahrheit erkennen — mögen die englischen Commentatoren *Shakspeare's* mit noch so geistloser Pedanterie ihren Text bearbeitet haben — mögen Leute, die

gern Secte machen wollen, in Einem Athem und mit gleichem Tone *Cervantes* und *Jacob Böhme* herausstreichen — mag einer von ihnen verkünden, dass *Göthe's* „rein poetische Poesie die wahre Poesie der Poesie, dass Wilhelm Meister eine von den drey grossen Tendenzen des Zeitalters" sey: *Shakspeare, Cervantes, Racine, Göthe*, werden, trotz allem, was über sie deraisonnirt werden mag, trotz aller einseitigen Urtheile, welche Verbindung oder Nationalbeschränktheit, oder Mangel an Kunstsinn wider sie fällen mögen, ja selbst ihren lächerlichsten Enthusiasten zum Trotz, ewig Muster und Vorbilder in der Kunst bleiben, ewig denen, welche in der Natur die Kunst zu finden streben, den Schlüssel reichen, der diese in jener verschliesst.

Wilhelm Meisters Lehrjahre existiren nur seit wenigen Jahren, und schon ist die Zeit *vorbey*, wo mehrere warme Bewunderer dieses Romans sich es zur Angelegenheit machten, ausführliche Lobreden auf denselben zu schreiben, wo andere Aergerniss daran nahmen, und nicht weniger geschäftig waren, aus wirklichen, oder ihnen so dünkenden Fehlern des Werks zu beweisen, dass *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, wenn gleich manches darin recht schön wäre, doch nicht *bewundert* werden dürften. Was die einen und die andern schrieben, ist bereits vergessen — und zugleich *scheinen* auch *Wilh. Meisters Lehrjahre* fast vergessen. Beides musste so kommen, und musste früher erfolgen, als in andern, sonst ähnlichen Fällen. Man konnte eine gute Weile fortfahren, in Kraftromanen den *Werther*, in altdeutsch - Shakspearischen Schauspielen, den *Götz v. Berlichingen*, nachzuäffen: es musste also lange währen, ehe *Götz v. Berlichingen* und *Werther* dem Getümmel ihres Erdenlebens entrückt, und in den stillen Tempel der Unsterblichkeit eingeführt wurden. Aber in der Manier des *Wilh. Meister* schreiben und darstellen zu wollen, das liess man gleich anfangs aus guten Gründen bleiben, und jene Polemik war keine rechte Nahrung für die Mode.

Unwichtig war indessen der Streit keineswegs, und wenn es gleich sehr die Frage seyn möchte, ob die streitenden Partheyen Lust haben werden, den Vergleich zu unterschreiben, den wir hier zu entwerfen versuchen wollen: so kann ein solcher doch immer noch anderweitigen Nutzen haben.

Der Charakter der Vortrefflichkeit, welchen die Gegner dieses Romans ihm zwar dem Worte nach lieber absprechen möchten, aber in der That doch zugestehen, liegt unstreitig ganz besonders in der *Darstellung*.

ſtellung. Dieſe iſt durchgängig ſo beſchaffen, daſs ſie in ihrer Vollkommenheit auch die Situationen und die Charaktere in ſich ſchlieſst, ohne daſs man an jenen die verſtändige Anlage, noch an dieſen die abſichtliche Entwerfung und Ausführung, oder was ſonſt an Situationen und Charakteren guter Romane hervorſtechend lobenswürdig zu ſeyn pflegt, jemals ſonderlich bemerken oder rühmen könnte.

Freylich iſt es eben Darſtellung, was den *Dichter* macht, während jeder andere Vorzug dem *guten Kopf* natürlich ſeyn, oder von ihm erlangt werden kann. Allein unter allen Kunſtgattungen iſt gerade der *Roman* diejenige, an welcher das *Poetiſche*, wenn es fehlt, am wenigſten vermiſst wird, und wenn es vorhanden iſt, am überflüſsigſten zu ſeyn ſcheint. Hierin liegt der tiefſte und hauptſächlichſte Grund einer allgemeinen Unbehaglichkeit, welche bey einem groſsen Theil des Publicums mit dem Genuſs des *Wilh. Meiſters* verbunden geweſen iſt. Eine Schule von Kunſtrichtern hat dieſe Unbehaglichkeit, die ſie redlich ſelbſt empfand, in kritiſchem Tadel auszudrücken geſucht, aber mit dem geringen Erfolg, den eine bloſs ſubjective Beurtheilung haben muſste. Andere erblickten, was wirklich da war: Erſcheinungen, aus der Fülle eines unendlichen Kunſtreichthums hervorgebracht, von höchſt mannichfaltigem Intereſſe durch ihren Urſprung aus der Wirklichkeit, die aber nicht wie Wirklichkeit ſelbſt, und in der That noch weniger wie unmittelbare Abbildung der Wirklichkeit, zu beurtheilen waren.

Die beſten Romane haben auch die gebildetern Leſer an Porträtmalerey gewöhnt. *Göthe* hatte freylich ſeine Originale, wie *Richardſon*, wie *Fielding*, wie jeder andere mit Recht bewunderte Romanendichter; aber in dem Uebergang vom Anſchauen zur Darſtellung war die Menſchenkenntniſs, der Beobachtungsgeiſt, und jede andere Eigenſchaft, welche jene Schriftſteller auszeichnet, bey ihm der Phantaſie, dem poetiſchen Genie untergeordnet. Wir ſagen *untergeordnet*; denn daſs *Wilh. Meiſter* einen Schatz der tiefſten Menſchenkenntniſs und der feinſten Beobachtung enthält, möchten wohl ſeine entſchiedenſten Gegner ſelbſt nicht leugnen: nur vermiſſen dieſe die Stellung, die Miſchung, die Beziehung, welche eine ſolche Menſchenkenntniſs und Beobachtungsgabe ſonſt im Roman zu haben pflegt, und die hier dem poetiſchen Werthe aufgeopfert ſind.

Wo dagegen dieſer Werth lebhaft empfunden wird, da füllt die unnachahmliche Darſtellung jede Lücke in der Wahrſcheinlichkeit des Romans aus, unterwirft unbedingt jeder Willkür des Verfaſſers, verhüllt jeden Fehler, und ſchafft ſogar die Fehler zu eigenthümlichen Schönheiten um. Sie regt Ideen von Zuſammenhang und Bedeutung auf, von denen nicht beſtimmt werden kann, ob ſie in das Werk *hineingelegt*, oder darin *erkannt* werden — gerade wie die Natur ſelbſt, als Gegenſtand des Gefühls und Verſtands: ſie, die volle, lebendige Natur, iſt darum keineswegs todt und leer. Aber jene Behandlung des *Wilh. Meiſters* verfällt auch in den Fehler, endlich bloſs ſubjectiv zu ſeyn, und es hat hier myſtiſchen Unfug, Commentatorsmisbräuche gegeben, die der Kunſt nicht weniger ſchadeten, als ähnlicher Unfug und ähnliche Misbräuche der Religion geſchadet haben, die, wie jene, nützlich durch *hiſtoriſche Kritik* widerlegt werden können.

Um über *Wilh. Meiſters Lehrjahre* nicht in ſchwärmeriſche Verirrungen zu gerathen, braucht man nur eine Thatſache, die vielleicht nicht allgemein bekannt iſt, in Betracht zu ziehen. Lange vor ihrer Erſcheinung wuſsten viele Perſonen um das Daſeyn eines Werks von Göthe, das dieſen Titel führte, und ſeit vielen Jahren, alſo von der Jugendzeit des Vfs. her, unvollendet im Manuſcript exiſtirte. Es bedarf keines hohen Grads von Kennerſchaft, um zu urtheilen, daſs jener *Wilh. Meiſter* ſehr weſentliche Aenderungen erfahren haben muſs, um die Form zu erhalten, unter welcher wir ihn jetzt beſitzen. Ein ſehr groſser Vortheil für die Kritik wäre es, wenn man auch den alten *Meiſter* kennte, wie man den alten und den neuen *Werther* kennt. Allein das Factum giebt *a priori* einen hinlänglichen allgemeinen Aufſchluſs über die häufigen Vernachläſsigungen der Handlung des Romans, über die auffallenden Ungleichheiten im Fortgang derſelben, über die lockere Verbindung zwiſchen mehrern ihrer Theile, über die Fäden, welche der Dichter angeknüpft zu haben ſchien, und die er in der Folge liegen lieſs. Dieſs alles hat arge Steine des Anſtoſses für die Gegner des *Wilh. Meiſters*, und treffliche Steckenpferde für ſeine Enthuſiaſten gegeben; ohne Zweifel aber ſind es lauter nothwendige Bedingungen, oder wenigſtens natürliche Folgen, der Ueberarbeitung und Vollendung eines jugendlichen Werks im reifern Alter. Dem Geiſte nach hat der Dichter hier die beiden äuſserſten Epochen ſeines Genius auf das Glücklichſte an einander zu knüpfen gewuſst; aber für das Materielle muſste er zuweilen ſich behelfen, zuweilen ſpielte er, im leichten Bewuſstſeyn ſeiner Ueberlegenheit, mit dem widerſpenſtigen Stoff.

Statt mit der Pedanterey zu rechten, welcher Jenes keinen Erſatz für Dieſes giebt, wird es ein fruchtbareres Geſchäft ſeyn, wenn wir dem Geheimniſs jener geiſtigen Einheit, jener ſo vielumfaſſenden Vollkommenheit der Darſtellung, welche *Wilh. Meiſters Lehrjahre* in vielen Stücken *neben*, und in einigen *über* die vorzüglichſten Kunſtwerke aller Zeitalter und Sprachen ſtellt, auf die Spur zu kommen ſuchen.

Der gewöhnliche Roman — wenigſtens wollen wir, der Kürze wegen, eine Gattung ſo nennen, in welcher ſich dennoch ſehr vorzügliche Talente hervorgethan haben — verträgt ſich mit mehreren verſchiedenen Formen, z. B. mit der epiſtolariſchen, der autobiographiſchen, ja ſelbſt der dialogiſchen, und dieſe Formen bewirken mehr oder weniger eine dramatiſche Lebendigkeit und Nähe der Gegenſtände, aber ohne das Kunſtmäſsige, welches innerhalb der

Grän-

Gränzen des Drama's liegt. Man könnte die Romane in Briefen, oder in Autobiographien, erfundene Actenstücke, und ein vorzügliches Geschichtwerk eher als einen solchen Roman ein Werk der Kunst nennen. Aber für den Roman, als eine bestimmte poetische Gattung, paßt schlechterdings nur eine Form: die erzählende, und in dieser Form nur ein Ton: der Ton einer moralischen Person, in welcher die handelnden Personen existiren, und die außerhalb derselben existirt. Der Roman, in diesem Sinne, ist bürgerliche Epopee: er unterfängt sich nicht, gleich dem eigentlichen *Heldengedicht*, das Organ einer Muse zu borgen; aber die *erzählende Person* vertritt ihm die Stelle der Muse des Heldengedichts, und hat auch ihren Theil von Göttlichkeit.

Nun bietet uns *Wilh. Meister* Form und Ton des Romans in höchster Vollkommenheit dar, und zuverlässig liegt darin das Wesen jener Vollkommenheit der Darstellung. Die *erzählende Person* ist in jeder Zeile gleichsam unsichtbar sichtbar, mit unaufgedrungener Ueberlegenheit bey Charakteren von der Art des Helden der Geschichte, auf gleicher Höhe bey den vorzüglicheren Personen, wie *Lothario*, *Natalie*, und einigen anderen, durchaus identificirt bey schlechterdings interessirenden, wie die *schöne Seele;* nur bey tragischen, wie *Mignon*, ist es allenfalls, als ob jene Person verschwände, und blos eine zauberische Erscheinung Schrecken oder Rührung hervorbrächte, die mit dem Schrecken und der Rührung, welche die getreuen Gemälde von Situationen und Verhältnissen der wirklichen Welt in gewöhnlichen Romanen erregen, nichts als den Namen gemein haben.

Wenn der Dichter in einigen Eingängen von Kapiteln, und bey andern Ruhepunkten, sich selbst vernehmen läßt: so erinnert er weit mehr an die berühmten Gesangseingänge des *Arioste*, als an *Fieldings* Eingangskapitel, und eben so zeugen auch seine häufigen Gleichnisse von dem epischen Ton, der ihm den Vortheil gewährt, das Lächerliche durch heroisch-komischen Anstrich, nicht, wie in der Burleske geschieht, zu verstärken, sondern zu mildern und zu veredeln, und eine gänzliche Abwesenheit der moralischen Beziehung, welche der gewöhnliche Roman, wenn er nicht schlechterdings abentheuerlich ist, auf eine oder die andere Weise immer hat, zu bewirken, an deren Statt aber einen Geist von höherer Weisheit durchgängig lebendig zu erhalten, der weder diesen oder jenen handelnden Personen, noch dem Individuum des Verfassers eigen ist, sondern zu *der poetischen Göttlichkeit der erzählenden Person* gehört.

An dem Helden dieses Romans haben die unpoetischen Leser und Kritiker viel Aergerniss genommen. Von den poetischen hingegen schlossen ihn einige, vielleicht durch eine psychologisch zu erklärende Verwechselung des Egoismus, ganz besonders in ihr Herz, und wollten ihm mehr Respect erwiesen wissen, als es jemals die Meynung des Dichters war. Nie wurde es *Cervantes* und *Voltaire's* von den Lesern des *Don Quichote's* und des *Candide's* übelgenommen, daß jener ein Narr und dieser ein Pinsel ist; eben so wenig fanden sich bis jetzt Kunstverständige, welche zu behaupten unternommen hätten, daß *Don Quichote* im Ernst *ein weiser Junker*, und *Candide* ein besonders gescheiter Junge sey. Es wäre also unbegreiflich, wie der unnachahmliche Ton von milder Persiflage, mit welchem der Charakter des *Wilh. Meisters* durchaus behandelt ist, noch solche Missverständnisse zulassen konnte, wenn nicht die mit dem Edeln und Zierlichen so leicht wie mit dem Komischen, und selbst mit dem Komischen edel und zierlich umgehende Fantasie des Dichters zu diesen verschiedenen Irrthümern Anlass gegeben hätte.

Einem Neuling von regem Gefühl und Verstand begegnet mehr Interessantes als einem andern, und was ihm begegnet, sey es Edles im Umgang mit edeln Menschen, oder Gemeines im Verkehr mit gemeinen, hat mehr Interesse als wenn es einem andern begegnete! Jenes veredelt ihn, und er veredelt dieses; immer aber ist er fast mehr *Gelegenheit* als *Held* der Handlung.

Wie *Wilh. Meister* sich selbst betrachtet und darstellt, wenn er mit der Erzählung seiner ersten kindischen Versuche in der Schauspielkunst seine Geliebte einschläfert, so wird er überhaupt vom Dichter betrachtet und dargestellt. Gerade dieser so zu behandelnde Charakter war es, welcher als Hauptperson dieses Romans dessen hauptsächlichste Tendenz, wechselsweise die Kunst als Symbol des Lebens, und das Leben als Symbol der Kunst aufzustellen, am besten befördern musste. Der Dichter scherzt mit ihm, und lässt seine vorzüglicheren Personen mit ihm scherzen; aber sowohl er als diese Personen sind ihm doch hold, und wenn Leser, die keinen Scherz verstehen, es ihm nicht auch sind: so ist dieß in der That nicht des Dichters Schuld. Die komischen Situationen, in denen er ihn erscheinen lässt, z. B. wenn er mit dem Fürsten ausführlich von *Racine's* Verdiensten zu sprechen beginnt, wenn er sich gerüstet hat, der Gräfin vorzulesen, setzen ihn nicht herab: es würde uns nicht verdriessen, sondern wir würden lächeln, wenn wir einen jungen Freund, wenn wir selbst einen Sohn, in solchen Situationen wüssten. Das bürgerlich Sündliche seines Herumschweifens verliert sich in dem poetischen Geist, in der auch über bürgerliche Verhältnisse leichthin schwebenden Ueberlegenheit der erzählenden Person, und wenn die Lebhaftigkeit des Interesses an dem, was ihm wiederfährt, an Personen, die sich in naher Berührung mit ihm befinden, die Aufmerksamkeit so fixirt, dass das wellenartige Spiel seiner Launen zuweilen einen unwohlthätigen Eindruck macht: so möchte dieses doch kaum dem Dichter zum Vorwurf gereichen können. Besonders trifft jener Fall mit *Mignon* ein: konnte aber die ursprünglich dem Tode geweihte *Mignon* den jungen Menschen, welcher leicht im Leben fortschreitet, mehr aufhalten, als sie es thut?

Im

Im letzten Bande ist *Wilh. Meister* freylich mehr *Held des Romans* als in den vorigen, allein eben dieſs ist nicht das Vorzüglichſte an dieſem Werke. Ob die Ordensgeſchichten, und überhaupt der ganze Theil der Handlung, wo es auf die Entwickelung losgeht, ohngeachtet des vorzüglich reichen Aufwands von Lebensweisheit und feiner Beobachtung, der den ganzen vierten Band charakteriſirt, ob unter anderm *Lothario's* Skrupel in der Geſchichte mit *Thereſen*, ob auch der Stillſtand in der Mitte des dritten Bands, wo die *Bekenntniſſe der ſchönen Seele* eingeſchaltet ſind, ohngeachtet des unbegreiflichen pſychologiſchen Verdienſtes dieſer Epiſode — ob dieſs alles zu den Räthſeln gehört, zu denen wir oben einen allgemeinen hiſtoriſchen Aufſchluſs in der frühen Exiſtenz und der ſpätern Erſcheinung von *Wilh. Meiſters Lehrjahren* zu finden glaubten, das läſst ſich freylich überhaupt nicht geradezu entſcheiden; und am wenigſten von dieſer oder jener beſtimmten Stelle, hat aber im Ganzen vielen Anſchein.

Der Gang der erſten drittehalb Bände, von denen man annehmen kann, daſs ihnen für die Anlage und die Ausführung noch am meiſten von dem erſten Werke zurückgeblieben ſeyn mag, begünſtigt dieſe Hypotheſe. Auch dort erſcheint zwar zu Anfang *Wilh. Meiſter* ganz als *Held des Romans*. So wie aber nach dem unglücklichen Ausgang ſeiner erſten Liebe der Moment ſeiner Reiſe und ihrer zerſtreuenden Wirkungen eingetreten iſt: ſo breitet ſich die Ausſicht ins Unendliche aus; die Bühne füllt ſich nach und nach mit Perſonen, die man weniger um *Wilh. Meiſters* willen da glaubt, als *Wilh. Meiſter* um ihretwillen da zu ſeyn ſcheint. Jener Theil des Romans erſcheint als eine Vorrichtung, um in der Hauptperſon gleichſam einen Spiegel aufzuſtellen, in welchem ſich das menſchliche Leben beſonders kunſtreich ſpiegeln würde. Je weiter man fortlieſt, deſtomehr gewöhnt man ſich, theils nicht abzuſehen, wie das ein Ende nehmen werde, theils, ohngeachtet der Spannung, welche die Begebenheiten und die Schickſale erregen, nicht einmal, wie bey gewöhnlichen Romanen, nach einem Ende zu *verlangen*.

Freylich ſind in dieſem Bilde des Lebens, ſo wie wenigſtens das Werk jetzt beſchaffen iſt, die *Lehrjahre* des jungen Menſchen, der uns die Gelegenheit giebt es zu betrachten, enthalten, und jene Eindrücke ſind eine Illuſion, durch Zauberey der Kunſt hervorgebracht. *Wilh. Meiſters* Charakter iſt ausdrücklich der eines *Lehrlings*. Jener Theil des Romans, der durch die erſten drittehalb Bände forläuft, iſt, während er jene Illuſion erfreulich hervorbringt, daneben auch noch zur Vorbereitung einer endlichen *Meiſterſchaft* des Lehrlings ausnehmend ſchön angelegt; auch im vierten Bande paſst *Werners* Vergröberung, und der naive Eindruck, den die entgegengeſetzte Revolution an ſeinem Freunde auf ihn macht, gehalten gegen dieſe beiden Figuren, wie ſie im erſten Bande zuſammen erſchienen, ſehr glücklich in dieſen Gedanken des Werks. — allein einer ſolchen Anlage, mit Beybehaltung auch jenes Zaubers, bis zur Entwicklung getreu zu bleiben, war eine Aufgabe, die vielleicht über die Möglichkeit der Kunſt ging, oder zu deren vollkommnen Auflöſung vielleicht eine andere, nicht in zwey entfernte Epochen zerfallende *Geſchichte* des Werks gehört hätte, und der Dichter bedeckte mit den koſtbarſten Schätzen ſeiner höchſten Bildung die Nichtüberwindung der Schwierigkeit.

Natürliche Magie iſt es, was als Wirkung der Form und des Tons, und als Höchſtes eines der höchſten Dichtergenies, durch die Situationen, die Charaktere dieſes Romans, ſo allgemein, zu Hervorbringung ſo ſeltener Effecte, verbreitet iſt, und eben dieſe natürliche Magie mag es ſeyn, was nicht in gleicher Vollkommenheit bis zu einer *Romans-Entwickelung* durchgeführt werden konnte. Wo es zum *Ende der Geſchichte* geht, wird alles gewöhnlicher, und tritt in den engern Kreis der *Wahrſcheinlichkeit*, ohne ihn zu erfüllen, und die Figuren, die wir lieber *verſchwinden ſähen*, *ſitzen* oder *ſtellen* ſich zur Schlufsgruppe.

Wohl uns, daſs wenigſtens *Mignon* nicht mehr unter ihnen iſt — ſie, ſo ganz beſonders das Werk jener natürlichen Magie, eine auf immer einzige Geburt des Genies, in welcher die ſchärfſte Individualität und die reinſte Phantaſie zum unnachahmlichen Ganzen vereint ſind: eine *Erſcheinung*, und doch die *beſtimmteſte Geſtalt*, die jemals gezeichnet ward. Hier iſt in der That die *furchtbare Grazie*, welche die engliſche Kritik, um Worte verlegen, mit denen ſie gewiſſe Eigenthümlichkeiten von Shakeſpear's Genie taufen möchte, zu Bezeichnung derſelben weniger glücklich erfand. Eine zweyte Perſon entſprang neben *Mignon* im Geiſte des Dichters aus demſelben Element. Aber *Mignon* hat dem *Harfner* geſchadet. Dieſelbe Kühnheit konnte nicht zugleich zum zweytenmal gelingen; wir können mit dem verſchwiegenen Andeuten der einſamen Stunden, welche *Wilh. Meiſter* und der *Harfner* mit einander zubringen, nicht wohl ſympathiſiren, und das Schreckliche dieſes Menſchen hat für uns nicht das Leben, das, ſo phantaſtiſch es auch ſeyn möchte, uns doch Freude am Schauder, am Widerwillen ſelbſt, empfinden lieſse, das uns einen Schatten von jenem überſchwenglichem Intereſſe gäbe, welches die ſo unendlich phantaſtiſche, und doch ſo innig an jede Faſer des Herzens ſich ſchlieſsende *Mignon* einflöſst.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Göthe's neue Schriften. Dritter — siebenter Band.* 1795 — 1800.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Gewiss interessirt uns an *Mignon* auch das unglückliche *Mädchen*, aber in einem unverschuldeten Schicksal, das schon in der Knospe die Blüte der Mädchenhaftigkeit in und an ihr zerstörte, liegt eben ihr Unglück, und so mussten wir dieses Bild von der schönen Galerie weiblicher Figuren absondern, in welcher Göthe sein in diesem Fache, zu seiner und der Weiblichkeit wechselseitiger Ehre, in ganz besonderem Glanze erscheinendes Darstellungsgenie hier wieder an den Tag gelegt hat. *Mariane* ist liebenswürdig blofs durch Liebe, während von *Aurelien* das schöne Wort gesagt ist: „Ach sie war nicht liebenswürdig wenn sie liebte, und das ist das gröfste Unglück was einem Weibe begegnen kann!" *Natalie* und *Therese* sind einander so ungleich, und erschöpfen zusammen das Schönste und das Beste der weiblichen Natur. Auch *Philine*, ein fast so kühnes Wagstück als *Mignon*. *Philine* hat in ihrer Unart, in ihrer Frechheit sogar, Ausdruck des Geschlechts, und verletzt die Heiligkeit des Geschlechtes nicht, weil insofern die Schuld Kenntniss und Unterscheidung des Uebels voraussetzen würde, ihre niedrigere Natur wirklich Unschuld mit sich führt. Selbst *Barbara* hat ihren rührenden, poetischen, und vollkommen natürlichen Augenblick, und die Weisheit, die der Dichter in einigen Stellen ihrer Unterredung mit *Meistern* im vierten Band gelegt hat, gehört unter die nicht seltenen Züge dieses Romans, die es um der Moralität wie um der Kunst willen bedauern lassen, dass man in *Wilh. Meisters Lehrjahren* bey solcher Weisheit noch Moralität vermissen konnte.

Es ist ein tiefer und neuer Blick in die edle weibliche Natur, zu welchem ein minder grofser Dichter schwerlich uninteressirt genug gewesen wäre, dass Göthe seine *Natalie* und seine *Therese* zu *unpoetischen* Wesen gemacht, einen Kaltsinn, fast einen Widerwillen gegen die *Kunst* in ihre Charaktere gelegt hat: durch das *inwohnende* Schickliche, Zierliche, Schöne wird ihnen das *gemachte* entbehrlich.

Eine nähere Zergliederung der Charaktere, der Ideen, der einzelnen Schönheiten dieses Werkes würde nicht mehr in unsern Gesichtspunkt passen. Eine Bemerkung noch, und wir glauben diesen erschöpft zu haben. Nicht Bündigkeit, nicht Energie, sondern ein lieblich nachlässiger Fluss der Rede gehörte im Ganzen zu der Form und dem Ton, welche den *Wilh. Meister* zu dem classischen Werke stempelten, das wir an ihm besitzen. Nur selten hätte die liebliche Nachlässigkeit durch eine geringe Feile nicht verloren, wie B. 4. S. 339.: „als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt *für sein Leben* besorgt war, *dessen frühzeitigen Tod* wir nun beweinen."

Noch seltener sind die Stellen, an denen ein gesunder Geschmack, ohne ekel zu seyn, sich stofsen könnte, wie an dem Vergleich B. 1. S. 147.: „Wilhelm entfernte sich von seinem Freunde verdriesslich und erschüttert, *wie einer; dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaft festsitzenden Zahn gefasst, und vergebens daran gerückt hat.*"

Welche Mikrologie wäre kleingeistisch genug, um bey so kleinen, so wenigen leicht wegzublasenden Flecken eines grofsen Gemäldes zu verweilen, wovon schon eine einzige Figur wie folgende durch Zeichnung und Colorit alle Aufmerksamkeit abziehn müsste. Es ist Mignons Situation am Ende des ersten Bandes, eine der lebendigsten, rührendsten, und originellesten Schilderungen die je von einer leidenschaftlichen Gemüthsstimmung gegeben worden.

„Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im Stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestiget hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth gewesen, zur rechten Stunde nahe kömmt, und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe war reif, — und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher seyn. Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagt er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch unter meinen Schmerzen — ich muss fort. Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder, Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. — Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete. — Was ist dir, Mignon? rief er aus. Was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebehrde, die Schmerzen verbeisst. Er hob sie auf, und sie fiel auf seinen Schoos, er drückte sie an sich, und küsste sie. Sie antwortete

durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrey, der mit krampfigen Bewegungen begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken zerbrochen vor ihm nieder. Es war ein gräfslicher Anblick! Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schlofs sie an sein Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie eins das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt, und bald mit einer neuen Heftigkeit warden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten ein gewaltiger Riss geschah, und in dem Augenblicke flofs ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinde; es ergofs sich in ihr Innerstes; und in der Verirrung des Augenblicks fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. Mein Kind, rief er aus, mein Kind, du bist ja mein! wenn dich das Wort trösten kann. Du bist mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlassen! — Ihre Thränen flossen noch immer. — Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! Willst mein Vater seyn! — Ich bin dein Kind!"

„Sanft fing vor der Thür die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genofs."

Ist jemals die Pantomime einer Leidenschaft durch die Sprache eines Dichters wahrer, naiver und inniger dargestellt worden? Wie lösen sich alle Uebergänge so überraschend, und doch so rein und richtig auf! Und wo hat wohl die Malerey ein Beywerk schicklicher und angemessner genutzt, als hier der grofse Seelenmaler das zufällig eintretende Harfenspiel des Alten nutzt, um uns von dieser alle Nerven des sympathetischen Gefühls bewegenden Scene allmälich zur sanftesten Ruhe des Wohlbehagens zurück zu führen!

Der *siebente Band* enthält eine Anzahl Lieder, Balladen und Romanzen, Elegieen und Epigramme, die gröfstentheils schon in den Horen, in den Schillerschen Musenallmanachen, oder anderwärts gedruckt waren, hier aber zum Theil verbessert erscheinen.

In dem lieblichen Liede: *An dem reinsten Frühlingsmorgen*, das nach der schönen Composition so oft gesungen worden, ist in einigen Zeilen das Versmass berichtigt, und der Gedanke verschönert. Statt: *Sie besann sich nur ein Weilchen*, steht nun: *Schalkhaft blickte sie ein Weilchen.* Die *Antworten bey einem gesellschaftlichen Fragspiel* haben sich unter die Lieder verirrt. Mehrere andere Lieder sind unverändert geblieben, wie sie denn auch keiner Verbesserung bedurften. Dahin gehört auch das Lied unter der Aufschrift: *Musen und Grazien in der Mark*, eine der feinsten und treffendsten Parodien, die je auf eine poetische Thorheit gemacht worden.

O wie ist die Stadt so wenig,
Lafst die Maurer künftig ruhn,
Unsre Bürger, unser König,
Könnten wohl was bessres thun,
Ball und Oper wird uns tödten,
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn besonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Dafs du so natürlich bist.
Unsre Mädchen, unsre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Mist.
Und auf unsern Promenaden
Zeigt sich erst die Neigung stark.
Liebes Mädchen, lafs uns waden,
Waden noch durch diesen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg versperrt!
Dich den Anger hinzuführen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!
Zu dem Dörfchen lafs uns schleichen,
Mit dem spitzen Thurme hier,
Welch ein Wirthshaus sonder gleichen!
Trocknes Brot und saures Bier.

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts von Magdeburger Land!
Unsre Saamen, unsre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbst die Wissenschaft verlieret,
Nichts an ihrem raschen Lauf,
Denn bey uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unserm Hofe,
Wie im Paradiese zu?
Statt der Dame, statt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beschäftigt nicht der Pfauen,
Nur der Gänse Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weifsen auf.

Lafs den Witzling uns bestichen!
Glücklich, wenn ein deutscher Mann,

Ser-

Seinem Freunde, Vetter Michels,
Guten Abend bieten kann!
Wie ist der Gedanke labend,
Solch ein Edler bleibt uns nah;
Immer sagt man: gestern Abend,
War doch Vetter Michel da.

Und in unsern Liedern keimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort,
Ob sich gleich auf deutsch nichts reimet,
Reimt der Deutsche dennoch fort;
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns so genau nicht an;
Wir sind bieder und natürlich,
Und das ist genug gethan.

Unter den *Balladen* sind aus Versehen hier einige wieder gedruckt, die schon in der ältern bey Göschen erschienenen Sammlung *Göthischer Schriften* stunden. Z. B. *Erlkönig* steht dort im VIII. Bande S. 157. Unverändert sind hier der *Zauberlehrling*, der *Gott und die Bajadere* geblieben. In dem *Schatzgräber*, war die letzte Strophe, die dem Ganzen einen so schönen Aufschluss giebt:

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Komm mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr vergebens,
Tages Arbeit! *Abends Güste*!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sey dein künftig Zauberwort.

diese war im Schillerschen Allmanach durch den Druckfehler *Abendgäste* entstellt worden. Eben so in der *Braut von Corinth*, wo die Mutter die Liebenden belauscht:

Unbeweglich bleibt sie an der Thüre
Weil sie erst sich überzeugen muss,
Und sie hört die höchsten Liebesschwüre
Lieb' und Schmeichelworte mit Verdruss.
Still' der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Bist du wieder da? — und Kuss auf Kuss.

Hier stiess man im Schillerschen Musenallmanach durch den sinnverstellenden Druckfehler an: *Aber Morgennacht.*

Die Elegie *Alexis und Dora*, in der die Sehnsucht der Liebe, die gerade im Augenblicke der Trennung zu einer Seereise entstand, sich in den seelenvollsten Ausdrücken ergiesst, hat viele schöne Verbesserungen erhalten:

Ach unaufhaltsam strebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die schäumende Fluth weiter und weiter hinaus.
Lange furcht sich die Gleise des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen als flöhen ihnen die Brüste davon.

Bildlicher ausgedrückt, und mit richtigerer Cäsur des Verses, als es vorher lautete (Schillers Musen Alm. v. 1797): *Lange Furchen hinter sich ziehend.*

Alles deutet auf glückliche Fahrt; der ruhige Bootsmann
Ruckt am Seegel gelind, das sich für alle bemüht;

Vorher war: *Alles deutet die glücklichste Fahrt*, nicht so sprachrichtig; *der ruhige Schiffer*, nicht so bestimmt; *das sich statt seiner* bemüht, nicht mit der Handlung des Bootsmanns, der am Segel rückt, zu reimen.

Vorwärts dringt der Schiffenden Geist, wie Flaggen und Wimpel,
Einer nur steht rückwärts, traurig gewendet am Mast.

Ohne Zweifel poetischer und metrisch richtiger als vorher:

Alle Gedanken sind vorwärts gerichtet wie Flaggen und Wimpel,
Nur ein trauriger steht rückwärts gewendet am Mast.

So hat der Dichter diese Elegie, die es so vorzüglich werth war, durch metrische und andere Verbesserungen so glücklich ausgefeilt, dass sie nun zu den vollendetsten Stücken dieser Gattung gehöret.

Die *zwanzig Elegieen* unter italiänischem Himmel gedichtet, welche hier in der ersten Abtheilung stehn, waren bekanntlich schon im zweyten Bande der Horen gedruckt. Sie sind voll tibullischer Zärtlichkeit und Süsigkeit; und bey der Naivetät womit sich der Dichter des Genusses der Liebe freuet, gefallen sie durch einen Reichthum neuer Bilder der Phantasie, und durch Harmonie in der Darstellung dessen, was zum Individuellen der Scene gehört. Uebrigens haben sie in wenigen Stellen Veränderungen erhalten, und die mehrsten davon hat das Sylbenmaass gefodert.

Unter dem Titel *Epigramme* findet man 103 Stücke sehr verschiedener Tendenz und Gattung, im elegischen Sylbenmaasse. Sie sind nicht Epigramme im engsten Sinn, oder in Martials Manier, sondern in dem weitschichtigen Sinne wie das Wort in der griechischen Anthologie genommen wird. Oder nach Klopstock:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze,
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld', ein Stral gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Manche wie 3. 4. 101. 102. hätten unter den eigentlichen Elegieen so gut, als die 16te kurze Elegie einen Platz finden können. Auch die *Distichen* S. 331. u. ff. die hier, anders als im Schillerschen Allmanach, nach den vier Jahrszeiten abgetheilt sind, könnten in dem weitern Sinne, den der Dichter dem Wort *Epigramm* zu geben beliebt hat, unter diese gestellt worden seyn. Manche haben wirklich den Stachel eines

nes nach erregter Erwartung gegeben überraschenden Auffchluſſes z. B.:

Manuſcripte beſitz' ich, wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen, ſie ſchreibt, was ich ihr dichtete, mir.

Viele haben die Form aufgelöſster Räthſel, zuweilen mit einer ſinnreichen Pointe: wie 55.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

Manche ſind ſehr lehrreiche Gnomen; wie folgende:

50.

Schädliche Wahrheit, ich zielte ſie vor dem nützlichen Irrthum;
Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie *vielleicht uns* erregt.

51.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer, aber das Irren Immer ſchadet's? Wie ſehr, ſieht man am Ende des Wegs.

Das 50 Diſtichon würde kräftiger ſchlieſsen:

Wahrheit heilet den Schmerz, den ſie *dem Denker* erregt.

Zuweilen giebts einen bloſsen ſcherzhaften Einfall, wie:

23.

Raum und Zeit, ich empfind es, ſind bloſse Formen des Anſchauns
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir ſcheint,

Der Dichter hat hier richtig *Formen des Anſchauens*, ſtatt wie vorher ſtand: *Formen des Denkens*, geſetzt. Aber, um die ſcherzhafte Anwendung zu vollenden, hätte, wie das *Eckchen* ſich auf den Raum bezieht, auch der täuſchenden Eile der Zeit, in der Geliebten Geſellſchaft müſſen erwähnt werden.

In der letzten Abtheilung, die die Ueberſchrift: *der Winter*, führt, hängen die Diſtichen durch das gemeinſame Band der Idee des Eislaufs zuſammen, die durch ſinnliche Allegorie zu Lehrſprüchen gröſstentheils für Dichter angewandt wird. Im erſten Diſtichon:

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluſs. Das neuſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

verdunkelt das Wort *Körper* die Hauptvorſtellung, weil man ſchon zu ſehr gewohnt iſt, das Waſſer auch im flüſsigen Zuſtande Körper zu nennen. Das ſchönſte Diſtichon von allen in dieſer lieblichen Kette, iſt folgendes, durch Wahrheit der Allegorie, Feinheit der Bemerkung und Präciſion des Ausdrucks:

Willſt du ſchon zierlich erſcheinen? und biſt nicht ſicher! Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

Von den Weiſſagungen des Bakis in Tetraſtichen, haben manche das Dunkle der prophetiſchen Sprache, und bedürften wohl eines Commentars, manche ſind Räthſel, die zur Auflöſung einladen. Den Beſchluſs dieſes Bandes machen Theaterreden von dem Vf. für die Weimariſche Bühne aufgeſetzt; vier Prologen und zwey Epilogen, alle in reimloſen Jamben geſchrieben, und jede des groſsen Künſtlers werth, deſſen Genius Vielſeitigkeit und Originalität, in ſeltenem Maaſse mit jener für den Nachahmer ſo verführeriſchen Leichtigkeit verbindet:

ut ſibi quivis
Speret idem, ſudet multum, fruſtraque laboret,
Auſus idem. —

Der erſte Prolog macht gleich anfangs einen bekannten Satz durch die frappante Gegeneinanderſtellung anderer Künſte und der Schauſpielkunſt intereſſant. Den Gegenſatz hinzuzudenken wird dem Zuhörer überlaſſen, und der Dichter berührt nun die Schwierigkeit, die der Schauſpielkunſt aus der nothwendigen Harmonie des Spiels entſteht.

Rührend iſt der Ausdruck der Sehnſucht nach dem im Feldzuge am Rhein abweſenden Landesfürſten im zweyten Prolog, als der *Krieg* von Goldoni gegeben wurde.

Ach warum muſs der Eine fehlen, der
So werth uns Allen, uns für unſer Glück
So unentbehrlich iſt! — Wir ſind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuſs,
Und Er entbehrt. — O mög' ein guter Geiſt
Ihn ſchützen! — jenes edle Streben
Ihm würdig lohnen; ſeinen Kampf
Fürs Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen.
Die Stunde naht heran. Er kömmt zurück
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen!
Er tritt auch hier herein. Es ſchlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen:
„Willkommen!" riefe jeder gern;
„Er lebe" ſchwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verſtummt,
Das volle Herz macht ſich durch Zeichen Luft.
Es rührt ſich jede Hand! Unbändig ſchallt
Die Freude von den Wänden wieder,
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunſch:
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn."

Ein Wunſch, der nachdem die Vision des Dichters ſo glücklich erfüllt worden, immer noch, für das Leben des erleuchteten Fürſten dargebracht wird, der ſo viel für Wiſſenſchaft und Kunſt gethan, und ſchon durch die einem Göthe und Wieland verſchaffte Muſse unter den Beſchützern und Pflegern des deutſchen Genius eine glänzende Stelle behalten wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Sander: *Karl Wilhelm Ramlers poetiſche Werke. Erſter Theil.* Lyriſche Gedichte. 1800. 268 S. gr. 4. mit gröſsern Kupfern und Vignetten. (Beide Theile 3 Friedrichsd'or)

Ebendaſelbſt: *K. W. Ramlers poetiſche Werke. Erſter Theil.* Octavausgabe mit gröſsern Kupfern und Vignetten. 1800. 276 S. (Beide Theile 1½ Friedrichsd'or)

Dem unvergeſslichen Dichter, der zugleich mit Klopſtock zuerſt in Deutſchland der lyriſchen Dichtkunſt höhern Schwung gab, und mit glücklichem Erfolge die Sylbenmaaſse der Alten einführte, der patriotiſch und feurig, wie Gleim, die Thaten Friedrich's des Groſsen, unbeſtochen und unbelohnt, ſang; der ein groſses Beyſpiel von unermüdetem Beſtreben ſeine Gedichte zu verbeſſern gab, und von richtigem Geſchmacke geleitet, meiſtens das Beſſere traf, wenn auch gleich zuweilen ſehr beyfallswerthe Lesarten unnöthig verdrängte, dieſem Dichter ſetzt hier die typographiſche Kunſt, in Verbindung mit Griffel, Nadel und Grabſtichel zweyer braven Künſtler ein würdiges Monument.

Hr. Sander hat, mit edler Begierde nichts zu unterlaſſen, was Pracht und Schönheit beytragen könnten, den Dichter bey der Mitwelt und Nachwelt zu ehren, zwey Ausgaben zugleich veranſtaltet, und dieſen erſten Theil der Quartausgabe mit neun gröſsern Kupfern, und funfzehn Vignetten, in der kleinern Ausgabe aber mit neun Blättern Kupfer in Octav und drey Vignetten ausgeſtattet.

Ramlers Freund, der berühmte Maler und weiland Director der Berliner Akademie der bildenden Künſte, *Bernhard Rode*, zeichnete die ſämmtlichen gröſsern und kleinern Kupferſtiche, mit welchen dieſe neuen und prachtvollen Ausgaben eines unſerer erſten lyriſchen Dichter ſo angemeſſen verziert ſind. Von den gröſsern Blättern, die allein in der Quartausgabe vorkommen, hat der wackere Künſtler auch, wie wir vermuthen, die meiſten ſelbſt radirt, und ungeachtet es Früchte ſeines Alters ſind: ſo gelangen ſie doch gröſstentheils recht gut; das Verdienſt weicher maleriſcher Behandlung iſt ihnen allen gemein, und in Hinſicht auf Erfindung ſowohl als gefällige Anordnung, mögen *Glaucus Wahrſagung*, *die opfernde Göttin des Vaterlandes*, *und der wahrſagende Traum einer Mutter*, leicht zu Rode's ſchätzbarſten Arbeiten gehören. Das Titelkupfer, nebſt allen kleinern Stücken, welche verſchiedentlich den Anfang oder das Ende der bedeutendſten Gedichte ſchmücken, ſind von Hn. *Henne* ungemein ſauber geſtochen. Manche zeichnen ſich auch von Seiten der Darſtellung nicht minder vortheilhaft aus. Dahin rechnen wir beſonders die niedliche Vignette über dem Gedicht an die Stadt Berlin, S. 36. wo eine Najade auf ihrer Muſchel von Schwänen gezogen, über die Fluthen fährt. Nicht geringeres Verdienſt hat eine andere Vignette S. 57. wo der kranke Dichter vom Genius der Arzneykunſt den Heiltrank empfängt. Eine elegant drapirte trauernde weibliche Figur am Grabe des Prinzen von Preuſsen, S. 101. darf ebenfalls nicht unbemerkt bleiben, desgleichen die trefflich angeordnete kleine Vignette S. 3. mit der Leyer auf Trümmern. Die Vignette, womit das Haupttitelblatt verziert iſt, würde gewiſs, auch ohne unſere vorläufige Erinnerung, jedem Leſer als ein anmuthiges Bild in die Augen fallen, ſie ſtellt Ramlern ſelbſt dar, in halber Figur, ſitzend und die Leyer rührend, eine traulich ihm zur Seite ſtehende Muſe ſtimmt die Saiten, und hält den Lorbeerkranz für ihn in Bereitſchaft. In der Octavausgabe, welche des Formats wegen die gröſsern Blätter entbehren muſste, wurde dieſes Bild etwas vergröſsert, und dient ihr zum Titelkupfer, hingegen findet man in der Vignette des Titelblatts eins der gröſsern Kupfer der Quartausgabe, Kalliope die Thaten Friedrichs II. aufzeichnend, zierlich ins Kleine gebracht.

Druck und Papier ſind ſowohl in der einen als in der andern Edition von ausgezeichneter Schönheit. Die gröſsere hält ſogar mit den vollkommenſten Werken, welche typographiſche Kunſt neuerlich in Deutſchland hervorgebracht hat, die Vergleichung aus, und ſelbſt im Auslande wird Hn. Sander's Unternehmung, mit eben dem Beyfall, als Hn. Göſchen's Prachtausgaben von Wieland's und Klopſtock's Werken empfangen werden.

Was nun das Innere dieſer Ausgabe betrifft: ſo erhält man hier nicht einen bloſsen neuen Abdruck der Edition von 1772; ſondern eine neue Recenſion des Dichters ſelbſt, eine Ausgabe der letzten Hand, deren Beſorgung Ramler ſeinem edeln Freunde *Göckingk* aufgetragen hatte; welcher ſich, wie er in der Vorrede angibt, nicht die mindeſte Aenderung in der Handſchrift erlaubte.

Um die Verbeſſerungen, die Ramler in den lyriſchen Gedichten gemacht hat, leichter überſehn zu können, ſind die Varianten der Ausgabe von 1772 angehängt, ein Verzeichniſs, das jungen Freunden der Dichtkunſt,

um ihr poetiſches Gefühl und den Sinn für Correction zu ſchärfen, ſehr zu empfehlen iſt.

Die herrliche Ode auf einen in Berlin zur Reife gekommnen Granatapfel, die der Dichter ſonſt ſchon in mehrern Stellen gebeſſert hatte, lautet nun ganz vollendet alſo:

Hier blühſt du? hier in dieſer kalten Zone?
Hier öffneſt du die purpurrothe Bruſt?
Siegprangeſt hier in deiner goldnen Krone
Du Liebling Proſerpinens, die mit Luſt
Und ohne Reue deine Körner
Selbſt in des Orcus Gärten aſs,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaſs!

Der Erdball ändert ſich, dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge ſinken ein,
Und hier? Ein Tempe grünt auf dieſem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann ſich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz verſteckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum' ihr junges Haupt umſchoren,
Trägt hier Sylvan, und zieht ein Labyrinth
Von Büſchen auf, vor dieſen ſtolzen Thoren,
Die nun den klugen Künſten offen ſind,
Die ſchnell auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land
Bleymaſse, Meiſsel, Feilen,
In ihrer kalten Hand.

Urplötzlich ſeh' ich Felſen in Geſtalten,
Auſoniſcher Paläſte ausgehölt,
Der Pyrrha Kinder ſtehn umher, dem kalten
Geburtsſtein halb noch gleich und halb beſeelt,
Hier ſteigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, dir;
Die Weiſen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Wohlan ihr Sterblichen! erforſcht die Zahlen
Der Sphären, ſagt den Winden ihren Lauf
Wägt euren Mond, zerſpaltet Sonnenſtralen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf;
Verfolgt der Weſen lange Kette
Bis an den allerhöchſten Ring,
Der an Zevs Ruhebette,
Hängt, hangen wird und hing.

So ſang Urania, die voll Entzücken
Jüngſthin zu Friedrichs hohem Wohnſitz kam,
Und nicht geſehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm;
Wo ſchon mit Lauten und mit Flöten
Verlarvt und im Cypreſſenkranz,
Sich ihre Schweſtern drehten,
Im ſchönſten Reihentanz.

In der erſten Strophe ſtand in der letzten Ausgabe:

Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
Zerſpalteſt du die purpurrothe Bruſt
An dieſer Sonn'? o Liebling der Pomone,
O Apfel Proſerpinens die mit Luſt
Und Wolluſt deine goldnen Körner,
Im Reich des Höllengottes aſs.

Nach der Verbeſſerung hat dieſe Strophe an lyriſchem Schwung, an Harmonie der Bilder, an Richtigkeit des Ausdrucks, und ſelbſt in Anſehung des Metrums und der Euphonie im dritten Verſe gewonnen.

In der zweyten Strophe lauteten die erſten Verſe:

Der Erdball ändert ſich, das Meer entfliehet,
Und macht dem Pfluge Raum; der Fels ſinkt ein,
Und o Berlin! dein dürrer Boden blühet,
Pomona füllt ihr Horn in dir allein.

Der ſtrengen Kritik, die Ramler über ſich ſelbſt ausübte, entging nicht, daſs der Gegenſatz zwiſchen den Veränderungen des Erdballs und Berlins auf dieſe Art zu wenig bezeichnet war; *der Fels ſinkt ein*, führte zu der irrigen Vorſtellung, als ob von einem gewiſſen Felſen die Rede wäre; überdem enthielten die Ausgänge der Verſe durch die Verbeſſerung mehr Tonfülle und Wohlklang.

Folgende Strophe hat der Dichter ganz weggelaſſen:

Wohl dir, o du durch meinen Freund regieret,
Athen an Geiſt, voll Muth wie Sparta war,
Es zog von Kaſtors Liede gern verführet
Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem Haar.
Die Feinde, die den Kampf verloren,
Erwiederten, nicht ohne Neid,
Die Stadt ſey nur geboren
Zu Waffen, und zum Streit.

Vornehmlich bewog ihn zu dieſer Strenge die Vorſtellung, daſs dieſe hier angebrachte Erzählung gerade am Ende des Geſanges, der ſo eben die Stadt Berlin als eine nicht mehr bloſs kriegeriſche, ſondern auch mit allen ſchönen Künſten befreundete Stadt, geprieſen hatte, ſich nicht ſchicklich fügte.

Will man augenſcheinlich ſehen, wie viel bey völlig gleichem Inhalt, bey faſt einerley poetiſcher Gedankenreihe auf die Wahl des Versmaſses ankommt: ſo darf man nur die Ode an die Prinzeſſin Amalia, die ſonſt vor den Ramleriſchen Kantaten ſtand, mit der neuen Umarbeitung vergleichen. Sie hub in ihrer erſten Form in vierfüſsigen gereimten Jamben alſo an:

Vom ganzen Walde wählt mein Lied
Die Zeder die gen Himmel blüht
Die Roſe, von den Blumenbeeten,
Berlin, von allen Königsſtädten.

Ich

Ich will den Weisen und den Held
Von allen Göttern dieser Welt
Und von Göttinnen, dieses Weisen
Und dieses Helden Schwester preisen.

Mit allen Grazien hat sie
Die ewig junge Harmonie
Des Himmels Tochter, ausgeschmücket,
Auch hat sie tief ihr eingedrücket,
Den Wohllaut der vom Himmel stammt.
Denn beides ist ihr irdisch Amt;
Sie lehret Eintracht in den Tönen,
Und stimmt das Angesicht der Schönen.

Das Versmaafs, in dem sonst die Stellung der mit weiblichen Reimen schliefsenden Verse gegen die mit männlichen keine üble Wirkung thut, leidet hier hauptsächlich durch die für die Hoheit des Inhalts zu grofse Kürze der Verse, und die Einförmigkeit der jambischen Füfse. Man höre dagegen die selbigen Gedanken im alcäischen Sylbenmasse.

Die Zeder von den Bäumen des Waldes sey
Mein Lied, die Zeder die zu den Wolken steigt;
Die Rose von den Blumenmatten
Unter den Städten Berlin - Augusta.

Von Göttern dieser Erde der weise Fürst
Und Schöpfer seiner Brennen, des Heldenvolks,
Und von Göttinnen, dieses Weisen
Schwester, gleich ihm in den Künsten mächtig,

Und von des Himmels Tochter der Harmonie
Gestimmt an Seel' und Antlitz, und eingewiegt,
Mit Wohllaut, aufgeweckt mit Wohllaut,
Bis sie der Oberwelt Töne fafste.

Allerdings ist hier in der letzten Strophe auch das Bild kräftiger, schöner, interessanter geworden; aber der Hauptvorzug der neuen Umarbeitung liegt in anständigern Rhythmus des Verses, obwohl hie und da der Einschnitt des Verses besser mit dem Abschnitt der Redesätze zusammentreffen sollte.

Neuere Gedichte, die in der letzten Ausgabe von 1772 gar nicht gestanden hätten, enthält diese Sammlung nicht mehr als fünf. Ein Schlachtgesang, in der Manier der Gleimischen Kriegslieder bey Eröffnung des Feldzuges zu den kurzen bayerschen Erbfolgekriege im J. 1778. Auf die Huldigung Friedrich Wilhelms II. — Die Bruderliebe, an ebendenselben nach der Wiedereinsetzung des Erbstatthalters. Auf die Zurückkunft Friedrich Wilhelms II. nach der Friedensvermittlung zwischen dem österreichischen Hause und der ottomannischen Pforte. Den Beschlufs macht eine Ode an die jetzt verwittwete Königin von Preufsen Friederike Louise, als sie die Sternwarte der Akademie der Wissenschaften besuchte; die wir hier besonders, des originellen Schlusses, wegen ausheben:

Nicht auf Erden allein, holdselige Zierde der Brennen,
Liebst du die schöne Natur.
Weidest dein Auge nicht blofs an mannichfaltiger Blumen
Frühe verschwindendem Reiz,
Du durchwanderst auch oft die blauen Gefilde des Himmels,
Staunest die Sonnensaat an;
Kennst im unendlichen Raum, die nimmer verblühende goldne
Aehre der Jungfrau so gut,
Als in deinem Garten den sanften Purpur der Rose,
Welche dein Ebenbild ist;
Hast in mitternächtlicher Stunde dich mehr an Orions
Strahlendem Gürtel ergetzt,
Als an dem deinigen, reich mit Asiens theuer erkauften
Schimmernden Steinen bedeckt.
Ha! wie sorgsam forschtest du jüngst am arktoischen Pole!
Suchtest bey Cynthius Schwan
Und dem geflügelten Rosse der Pieriden des grofsen
Friedrich Ehrenbild auf,
Das wir patriotisch mit unauslöschlichen Flammen
Tief in den Aether gebrannt!
Würfe doch (aber spät) ein Sterne beherrschender Enkel
Jene Plejaden vom Thron,
Und ertheilt' ihn o Königin, deinem und Friedrich Wilhelms
Herrlichen *Siebengestirn!*

Die Anmerkungen, welche Ramler seinen Oden angehängt hat, und die den Beschluss des ersten Bandes ausmachen, sind theils zur Erläuterung einiger kleineren Zeitumstände, theils zur Erklärung der Anspielungen auf Fabel und Geschichte bestimmt. Einige enthalten Parallelstellen anderer Schriftsteller, der Vf. mochte sie bey Verfertigung der Gedichte vor Augen gehabt haben oder nicht. Einige begegnen auch falschen Erklärungen, die man von manchen Versen gemacht hatte. Enthalten also gleich diese Anmerkungen manches, was gelehrtere Leser überschlagen können: so sind doch auch viele selbst dieser Classe willkommen. So liegt in der Anmerkung zu v. 23. der XII. Ode an den Maler Bernhard Rode, eine versteckte feine Charakteristik dieses Künstlers; indem R. ihn gegen die seichte Kritik so manches Tadlers in Schutz nimmt, der nicht den feinsten Geschmack in den bildenden Künsten besitzt, und die Werke der höhern historischen Gattung nicht genug studiert hat, also nicht nach ihrem Werthe schätzen kann, der nichts weiter als Zeichnung und Farbengebung, aber nicht genug die Erfindung bewundert, nicht die feine Wahl der Geschichte und die kluge Bereicherung derselben; nicht die Wahl des rührendsten, des deutlichsten, des noch nicht auf gleiche Weise bearbeiteten Zeitpunktes der Begebenheit, nicht den mannichfaltigen, den wahren und zugleich veredelten Ausdruck der Leidenschaften, nicht die innigste Verbindung, und die beste Anordnug so vieler Theile zu einem höchst angenehmen Ganzen, wobey jedes Bedürfnifs der Kunst versteckt, und zu einem nothwendigen Stücke der Handlung gemacht wird, welches

ches doch eigentlich die Dinge sind, die den bildenden Künstler als einen Denker darstellen, und ihn über den fleissigsten, aber blos mechanischen, Arbeiter erheben. —

So verlassen wir vorjetzt dieses dem edeln Dichter unserer Nation gewidmete typographische Prachtmonument, mit dem theilnehmenden Wunsche und der gerechten Hoffnung, dass es die Deutschen, und vorzüglich die glücklichen preussischen Staaten dankbar ehren und unterstützen werden. Jetzt da Friedrichs des Grossen Geist, in seinem Urneffen, der als Knabe in seinem Zimmer spielte (das schönste Contubernium für einen zum Regieren gebohrnen Prinzen) mit verjüngter Kraft wieder lebet und wirket; in einem Könige, der seines Grosoheims Ahndung: *Du wirst dein Eigenthum bewahren*, in jeder Bedeutung herrlich erfüllt; in einem Könige, der in Ramlers gepriesensten Helden die Grösse ehrt, und sein grosses und gutes Vorbild durch eigene Grösse und Güte herzustellen sein tägliches Augenmerk seyn lässt, ohne die kleinen Flecken darin verewigen zu wollen; zur Zeit wo die schönste der Charitinnen, bey deren Vermählung Ramlers Brautgesang *Ptolemäus* und *Berenice* sich nicht als Dichtung, sondern als Weissagung singen liess, das Glück dieses Königs macht, der, was so selten auf Thronen ist, häusliches Glück versteht, schätzt, und erwirbt; jetzt wo jede Anlage die grosse Ahnherrn pflanzten, von diesem Könige gepflegt, und mit neuen Schöpfungen erweitert wird, wo in den preussischen Staaten Geistesfreyheit ohne Verwilderung, Achtung für Wahrheit, Sittlichkeit und Religion ohne Heucheley und Frömmeley sich aufrecht erhalten; wo der Schutzgeist dieser Staaten ihnen unter den Stürmen eines verheerenden Krieges den Frieden erhielt, die nützlichen und die schönen Künste in dem weisesten Ebenmaasse gegen einander ermuntert und belohnt, und ohne Neid und Eroberungssucht, den preussischen Flaggen und Fahnen *per orbem terrarum* Ehre und Respect zu verschaffen weiss; jetzt kann die Göttin der Spree den von ihrem Dichter an die Stadt Berlin gerichteten Gesang, mit erhöhterem Selbstgefühl anstimmen:

> Sey mir gegrüsst, Augusta, meine Krone,
> Die Städte Deutschlands bücken sich!
> Es hören meinen Stolz, Belt, Donau, Wolga, Rhone,
> Und weichen hinter mich!

Nur wenig Tage noch, so bricht das hundertjährige Jubelfest der preussischen Krone an! O dass der preussische Barde Ramler, wie sein gleichgestimmter Freund Gleim, dies noch erlebt hätte! Unter was für Auspicien! Es blicke der Geist des grossen Kurfürsten der Preussens Grösse zuerst begründete, auf das Wachsthum dieses Staatsgebäudes; es schaue der Geist der ersten Königin von Preussen, Leibnitzens geistvollen Schülerin, auf dieses jede Brust erweiternde, jedes Herz erhebende Schauspiel, und Sie freue sich, Sie die ihre Krönung wie ein Theaterspiel betrachtete, ihres so glücklich widerlegten Irrthums. Einen König, der keiner Leibwache als seiner Tugend bedürftig, jeden falschen Schimmer der Hoheit verschmäht, und, sich über die drückenden Fesseln steifer Etikette erhebend, das Bild der reinsten Humanität, als Gemahl und Hausvater, wie als Regent und Landesvater in sich darstellt; einen solchen König, von solcher Familie umgeben, und in einer Residenzstadt zu sehn, wo die Alvensleben, die Schulenburge, die Haugwitz, die Goldbeck, die Hardenberge, die Struensee, die Massow mit so vielen andern erleuchteten Männern unter ihm das Staatsruder führen, wo solcher Männer rastlose und hellsehende Thätigkeit sich durch alle Zweige der Staatsverwaltung ergiesst, wo die ehrwürdigsten Feldherrn und Kriegesobersten, die einsichtsvollsten Verwalter der Rechtspflege, der Finanzen, der Staatspolicey, in Gesellschaft und in Harmonie mit trefflichen Lehrern in Kirchen und Schulen, den gelehrtesten und erfahrensten Aerzten, den einsichtsvollsten Künstlern in jedem Bezirke der Künste, den verständigsten Kaufleuten sich gemeinschaftlich der Arbeit, und der Ruhe nach der Arbeit freuen — ein solches Schauspiel könnte Götter und Göttinnen reizen, das Secularfest der preussischen Krone mit ihrer Epiphanie zu ehren. Mag nun dieses Fest durch das ganze Land mit dem taumelnden Jubel einer reichen Weinlese begangen, oder wie die Morgenröthe eines schönen Frühlingstags mit stiller und inniger Wonne genossen werden, so ist der Schatten des patriotischen Sängers Friedrichs des Grossen berechtigt, von allen preussischen Patrioten an diesem Tage Ehre für das Monument zu fodern, das zwey der Literatur so nah befreundete Künste seiner vaterländischen Muse setzten. Möge dann brittischer Geldstolz der sich einbildet, nur er könne prächtige Werke der Typographie hervorbringen und unterstützen, mit Verwunderung ausrufen: „Diesmal kamen meine Guineen zu spät! Denn da war in dem ganzen preussischen Staate kein nur mässig vermögender *Gentleman*, der nicht die schöne Ausgabe von Ramlers Werken hätte besitzen wollen. Heute gilts unsern Ramler zu ehren, hiess es durchs ganze Land, denn er sang Friedrichs des Grossen Thaten, und die Ausgabe seiner Werke ist unserm Könige, seinem Urneffen, gewidmet, unter dessen eben so bewundernswerthen, aber noch liebenswürdigern Regierung wir heute das erste Jubelfest der preussischen Königswürde feyern, ohne das Unglück einer Revolution zu fürchten, und ohne den Zustand einer Republik zu beneiden, selbst wenn ein Mann wie Bonaparte ihr Consul wäre.“

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 3. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädicke: *Neujahrs Taschenbuch* von Weimar auf das Jahr 1801. Herausgegeben von *Seckendorf*. 250 S. 8.

So grofs auch das Wagstück scheint, die gewaltige Concurrenz der Taschenbücher, die jährlich erscheinen, dadurch überwinden zu wollen, dafs man alle Vierteljahr eins liefere: so hat doch Hr. v. *Seckendorf* diese Unternehmung unter so günstigen Auspicien begonnen, dafs, wenn die folgenden Quartale dem ersten gleich bleiben, man an einer allgemein zustimmenden Aufnahme nicht zweifeln darf.

Paläofron und *Neoterpe*, ein *Festspiel* von *Göthe*, diesem Künstler, dem das Gröfste und das Kleinste in der Poesie gleich gut gelingt, der Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar gewidmet, macht den Anfang. Die Erfindung ist eben so lieblich als neu. *Neoterpe*, die neue Zeitsitte vorstellend, und von zwey Kindern in Charaktermasken, *Gelbschnabel* und *Naseweifs* begleitet, flüchtet sich zum Altar des Festes, und bittet um Schutz gegen *Paläofron*, den Patron und Repräsententanten der alten Zeit, der zwey Alte, *Griesgram* und *Haberecht*, zu Begleitern hat. Sie kommen, so sehr sie Anfangs einander abgeneigt schienen, durch das Gespräch bald dazu, sich einander zu nähern; nur dafs jeder wünscht, der andere möchte seine Begleiter fortschaffen. Paläofron schickt also den Griesgram und Haberecht mit einem Auftrage fort; und die kleinen Begleiter der Neoterpe erhalten mit gehöriger Vorsicht auch Erlaubnifs, allein spazieren zu gehn. Nun wechseln Paläofron und Neoterpe zum Zeichen ihrer Eintracht ihre Kränze:

Er.

Ich selber fühle rüstiger,
In meinem tiefen Busen mich,
Und wie du mir so nahe bist,
So stellst du ein gesittetes,
Und lieblich ernstes Wesen dar.
Den Bürgerkranz auf meinen Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne sah ich ihn,
Auf deinen Locken wonnevoll.

Sie.

Versuchen wirs und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn,
Ausschliefsend wir uns angemafst,
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(sie nimmt die Rosenkrone herunter)

Er.
(der den Eichenkranz herabnimmt)

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechselscherz,
Sey zwischen uns ein ewiger Bund,
Geschlossen, der die Stadt beglückt,
(er setzt ihr den Eichenkranz auf)

Sie.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, dafs ich nicht
Der edeln Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(sie setzt ihm die Rosenkrone aufs Haupt)

Er.

Der Rosenkrone Munterkeit,
Soll mich erinnern, dafs auch mir,
Im Lebensgarten wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Mit einer ungemein anständigen und feinen Wendung bringen beide darauf ihre Kränze der Fürstin dar, die sie als ihr Beyspiel erkennen.

D. *Fenks* Leichenrede auf den höchstseligen Magen des Fürsten von Scherau, ist ein sehr angenehmes satyrisches Kabinetstück von *Jean Paul Fr. Richter*. — Auf sie folgt von Friderike *Brun*, das Gewitter, eine rührende Elegie. Hr. *Majer* erzählt in romantischem Stil die Geschichte von Hugdieterich und Hildburg nach dem Heldenbuche. Ebenderselbe stellt den berühmten Helden Bertrand du Guesclin als Knaben und Jüngling dar. Kleine poetische Stücke, die alle gefällig sind, von *E.*; mehrere Elegieen von drey verschiedenen Verfassern, durch Inhalt und Versbau empfehlungswerth. *Chiron* der *Alte*, ein paränetisches Gedicht an den jungen Achilles gerichtet, voll nützlicher Lehren für einen jungen Prinzen. Der Vf., der sich mit *K.* bezeichnet, hat auch *madagaskarische* Lieder nach dem Französischen von *Parni* geliefert. *Blanka*, eine Romanze aus dem Spanischen. Sie wird auf Untreue von ihrem zurückkehrenden Gemahl betroffen, will sich zwar anfänglich herausreden, bittet aber am Ende, ihr den Tod, den ihr Verbrechen wohl verdient habe, zu geben. Der Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: *Wie sich eine unbeschäftigte Gesellschaft am besten beschäftigen könne*,

 läuft.

läuft zwar auf einen blofsen Scherz hinaus, ist aber mit der geistreichen Laune durchgeführt, die den Verfasser auch ohne den Anfangsbuchstaben seines Namens (*W.*) leicht errathen läfst. Den Beschluss macht ein kleiner Epilog von *Göthe* an dieselbe edle Fürstin gerichtet, welcher das Festspiel Paläofron und Neoterpe gewidmet war.

Braunschweig, b. Vieweg: *Taschenbuch* für 1801. Herausgegeben von *Friedrich Gentz*, *Jean Paul*, und *Joh. Heinr. Voss*. 188 S. 8.

An innerm Gehalt und äufserer Eleganz läuft dieses Taschenbuch der fast unübersehlichen Menge seiner Mitbewerber den Rang ab, oder wird wenigstens gewifs von keinem überlaufen. Hr. *Gentz* hat die Geschichte der Unruhen in Frankreich während der Gefangenschaft des Königs Johann von Valois schlicht und wahr erzählt. Hr. *Voss* hat neunzehn lyrische Gedichte eben so mannichfaltig an Inhalt als Versmaafs gegeben. Die erste Ode an Gleim schliefst mit einer rührenden Erscheinung:

Als in dem hehren Gemach, wo vordem Kleist schlummerte, selber
Ich neulich ruht' im Morgentraum,
Leuchtete plötzlich ein Glanz;
Siehe der Sänger und Held mit ätherischem Frühlingslächeln
Erschien und sprach in holdem Laut:
„Friede dir, jüngerer Freund,
„Unseres Gleim, und, lebt' ich, der meinige! Fried' in der Wohnung,
„Wo mich und unsern Lessing oft,
„Seliger Friede gelabt.
„So wie mit Varius einst durch Tiburs Gärten und Flaccus,
„Der sanfte Maro traulich ging,
„Und im elysischen Thal
„Traulich sie gehn mit einander, mit uns und den Barden der Vorwelt,
„Neidlose Seelen, all' in Lieb'
„Ewiger Schöne vereint!
„Auch ein Verbündeter Gleim's des vaterländischen Sängers,
„Und mein, der starb fürs Vaterland,
„Athme den preufsischen Sinn!
„Heilige Religion der Vernunft, sieh Flamme der Gottheit,
„Hätt' überdunkelt Pfaffennacht,
„Waltete Friederich nicht,
„Waltete nicht gleichherzig dem Grofs-Oheime der Jüngling,
„Der, still im Weltaufruhr, ein Fels,
„Hemmt den umwogenden Sturm,
„Der sein glückliches Volk in Fried' und Gerechtigkeit weidet,
„Und sammt der schönen Hirtin gern,
„Musengesänge belauscht."

Diese schöne und wahre Zusammenstellung des jetztregierenden Königs von Preufsen, mit seinem unsterblichen Grofs-Oheim, hat Hr. Catel auf dem Titelkupfer, das das scheidende Jahrhundert und das neue allegorisch vorstellt, sehr verständig nachgeahmet, indem er die Büsten Friedrichs des zweyten, und Friedrich Wilhelms des dritten, unter dem Kupfer in einen Januskopf vereinigt, angebracht hat. Zuletzt liefert Hr. *Jean Paul Richter* die Geschichte der heldenmüthigen Tyrannenmörderin Corday; bey der er mit gutem Erfolge den Sachwalter macht. Der Vortrag ist gröfstentheils von den bekannten Fehlern seiner Manier frey. Indem aber der Vf. den Umstand erzählen will, dafs der Scharfrichter dem abgeschnittenen Kopfe noch eine Ohrfeige gegeben, drückt er ihn ganz unrichtig so aus: „der Henker gab der *enthaupteten Gestalt* noch eine Ohrfeige." Die sehr schönen Kupfer sind von Hn. Franz Catel gezeichnet, und zwar die im Kalender befindlichen nach Gemälden, die aus Italien nach Paris gebracht, und nun dort aufgestellt sind; nämlich die Fortuna nach Guido Reni, der heilige Romualdus nach Ant. Sacchi, die Transfiguration nach Raphael, der heilige Hieronymus nach Dominichino, der todte Christus nach Hannibal Carrachi. Das erste Blatt ist von Buquoi, die folgenden von Petit in Paris, die beiden letzten von Hefs gestochen. Aufserdem verzieren dieses Taschenbuch noch acht Kupfer zu Buttlers Hudibras auf *Coeurkarten* gezeichnet von Soltau, gestochen von Berger. Die Aufgabe, die *Herzen* auf den Coeurkarten in Gesichter zu verwandeln, war ein wenig schwerer, als aus einer Anzahl schwerer Boutsrimés ein Gedicht zu machen, ist aber hier mit eben so gefälliger als überraschender Kunst ausgeführt. Zwölf Monatstabellen zu Bemerkung der Festtage des häuslichen Glücks und des gesellschaftlichen Lebens mit niedlichen Vignetten, und einige Notenblätter mit Compositionen vom sel. Kapellmeister Schulz, tragen zu der mannichfaltigen Ausstattung dieses niedlichen Büchleins das ihrige bey.

1) Düsseldorf: *Niederrheinisches Taschenbuch* für Liebhaber des Schönen und Guten. 1800. Herausgegeben von *Fr. Mohn*. 272 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Niederrheinisches Taschenbuch* — 1801. — Herausg. von *Fr. Mohn*. 276 S. 8.

Man kann nicht in Abrede seyn, dafs dieses Taschenbuch sich durch Anlage und Ausführung über die meisten seiner Titelverwandten sehr weit erhebt, und dafs es nicht einen blofs vorübergehenden Zeitvertreib verschafft, sondern für den Kunstfreund einen dauernden Werth behält. Die Abhandlung *über die Gränzen der Kunst* (nämlich der Malerey) ist voll richtiger und feiner Bemerkungen. Die fortgesetzte Beschreibung der Düsseldorfer Gallerie unterhält durch Lebhaftigkeit des Vortrags und belehrt durch kritische Reflexionen, die den denkenden Künstler und unpartheyischen Kenner verrathen. Hierauf folgen biographische Nachrichten von *Rembrand* van *Ryn*, *Ra-*

Raphael Sanzio von *Urbino*, *Karl Dolci*, oder *Dolce*, *Lucas Jordane* (*Giordano*), *Gottfried Schalken*, *Domenico Zampieri* (gewöhnlich *Dominichino* genannt) *Franz Albano*. Dazu gehören Rembrands Porträt, als Titelkupfer; der heilige Johannes in der Wüste von Raphael; eine Madonne mit dem Jesuskinde von Dolce; die Versuchung Christi von Giordano; die klugen und thörichten Jungfrauen von Schalken; die Susanne im Bade von Dominichino; Venus und Adonis von Franz Albano, sämmtlich nach Gemälden der Düsseldorfer Gallerie copirt. Die Copieen sind so gut gearbeitet, als man nach dem kleinen Format der Blätter immer verlangen kann. Sie würden schon allen Dank verdienen, wenn sie auch nur von der Anordnung der Gemälde eine anschauliche Vorstellung gäben; sie leisten aber wirklich viel mehr als dieses.

Im Taschenbuche für 1801, findet man ausser den Fortsetzungen, ein sehr schönes Porträt des Anton van Dyck als Titelkupfer, die Heimsuchung Mariä von Adrian van der Werff, eine heilige Familie von Camillo Procaccini, den Bethlehemitischen Kindermord von Hannibal Caraccio, eine Grablegung von Ludwig Caraccio, Simson bey der Delila von den Philistern gefangen, von *Rubens*, das jüngste Gericht, von ebendemselben, meist schön gestochene Blätter, nebst der biographischen Charakteristik dieser Meister.

Als eine Probe des untadelichen didaktischen Stils, haben wir das Urtheil über Rembrand aus:

> Sein ganzes Leben hindurch spielte er die Rolle eines Sonderlings. So gemein und niedrig wie seine Physiognomie, war auch seine Denk- und Handlungsweise. Sein ganzes Wesen war plump und bäurisch, und seine Art sich zu kleiden, lächerlich und abgeschmackt. Er war eben so wenig darauf bedacht, seine Sitten und Manieren im Umgange mit wohl erzogenen Menschen zu verfeinern und zu veredeln, als wissenschaftliche Kenntnisse zum Vortheile seiner Kunst einzusammeln. Nur der Umgang mit Leuten aus der gemeinsten Volksklasse machte ihm Vergnügen, weil ihm derselbe keinen Zwang kostete. Nehmen wir nun noch hinzu, dass er durch seine schlechte Haushaltung sich nicht allein selbst ins Elend stürzte, sondern auch zum Betrüger an seinen Gläubigern ward: so werden wir wohl eingestehen müssen, dass Rembrand als Mensch betrachtet, keiner besondern Aufmerksamkeit werth ist. Aber desto mehr Aufmerksamkeit verdient er als Künstler. Er zeichnete freylich nicht schön, nicht edel. Eine Sammlung von alten Stoffen und Kleidungsstücken, von Piken und seltenen Waffenrüstungen machte sein Antikenkabinet aus, in welchem die höhere Schönheit keinen Zutritt hatte. Die eigentliche Antike kannte er nicht, und war ein Verächter derselben. Ihm genügte die gemeinste Natur ohne alle Wahl. Seine gemeine Art zu denken, sowohl, als sein gänzlicher Mangel an Kenntniss der Anatomie, der Perspectiv, und des Uebrigen mussten in seinen Werken nothwendig Fehler über Fehler erzeugen, die der Kenner nicht so gutwillig, als der durch sein lockendes Colorit geblendete Liebhaber, verzeiht. Aber bey dem allen bleibt Rembrand ein schätzbarer Meister in der Kunst, dessen Werke, als Nachbildungen der gemeinen Natur betrachtet, Bewunderung verdienen, und der, besonders als Porträtmaler, des Ruhms, den er erhalten hat, nicht unwerth ist. Und was ist es, was ihm den Ruhm der Kenner sichert? — Sein markigter, kraftvoller Pinsel, seine vortreffliche Beleuchtungsart, sein lockendes Colorit, seine Kenntniss des Helldunkels, die täuschende Rundung seiner Figuren, die weise Benutzung seiner Wiederscheine, und der ausserordentliche Effect seiner Gemälde, werden denselben nie sinken lassen.

Von den beygefügten Gedichten können wir nichts sagen, als dass man im Durchschnitt genommen, als mit einer Zugabe, mit ihnen vorlieb nehmen muss.

Berlin, b. Maurer: *Nicotiana* oder *Taschenbuch für Tabaksliebhaber zur Unterhaltung für Tabaksraucher und Schnupfer*, auf das Jahr 1801. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte der Gewohnheiten und des Luxus. 1801. 237 S. 8.

Vor einigen Jahren erschien ein *Taschenbuch für Dintenfreunde;* unmöglich konnte dieß auf so viele Leser Anspruch machen, als eins für Tabaksliebhaber. Das gegenwärtige ist für seine Bestimmung recht wohl angelegt. Zuerst eine kurze Geschichte des Tabaks. Dann Beyspiele geistlicher Eyferung gegen den Tabak; unter denen der Kanzler Jäger in Tübingen in einer Bußpredigt die Worte gebrauchte; „Sie saufen, sie fressen, sie huren, sie buben, sie rauchen *sogar* Tabak.“ Hierauf Anekdoten. Benedetto Stella leitet das Wort *Tabak* von *Et ab hac* her, weil ein Patient, der von der Luftseuche angesteckt, sich mit Tabak curirt hatte, auf ein Bündel Tabaksblätter *Et ab hac* sc. *planta sanatus sum* geschrieben hätte! Botanische Bestimmung des Tabaks. Tabaks-Cultur, Tabaksbau in verschiedenen Ländern, Tabaksfabrication, Kennzeichen der Güte des Tabaks, Tabaksorten, Tabakspfeifen und deren Attribute; auf zwey Kupfertafeln sind verschiedene zum Theil sehr bizarre Formen von Pfeifen abgebildet. Schnupftabaksdosen, Sitten und Gebräuche verschiedener Nationen in Ansehung des Tabaks. Philander v. Sittewald Tabaksteufel. Er sagt unter andern: „Die Tabaksäufer sind doch eigentlich nur den besessenen Menschen zu vergleichen, welche man beschwöret. Jedoch ob ihnen schon der giftige Rauch und Gestank zum Hals herausfähret, bleiben sie nichts desto minder ohne Unterlass mit dem Tabaksteufel besessen, an dem sie abgöttischer Weise henken, und rühmen denselben über Himmel und Erden als ihren Gott, und trachten, wie sie jedermann zu gleicher Thorheit bereden mögen. Aber desto besser lernen sie also den Höllenrauch gewöhnen. *Probatum et pronuntiatum*“ — *Johann Lassenius* Gedanken vom Gebrauch des Tabaks. Er findet mit Recht *bestialisch*, wenn einer in *einem* Tage 40, 50, und mehrere Pfeifen *aussaufe*. —. Raisonnement eines Satyrikers über den Tabak, aus Valentin Neiner's neu ausgelegten curiosen Tändelmarkt der jetzigen Welt. Naiv ist der Einfall, die Antwort des Hauptmann's von Capernaum: „*O Herr ich bin nicht würdig, dass du eingehest unter mein Dach;*“ folgendermassen zu amplificiren: „denn er dachte bey sich selbsten: Was? Soll der grosse Prophet zu mir ins Haus kommen? Meine Zimmer stinken ja von Rauchtabak, wie eine Wachtstuben; es ist bey mir alles unordentlich, die Erde ist voll mit Speichel und Unflat; bald liegt da, bald dort ein Stritzel.

Ta-

Tabak — — mein Gott wie es halt bey den Soldaten hergehet. Nein auf keine Weis, ich bin es nicht würdig.“ — Medicinischer Nutzen des Tabaks. Synonymische Benennungen. Bibliographie des Tabaks. Ein Brief voll Gründe gegen den Tabak. Statt der Antwort wird auf die Schlussvignette verwiesen, die einen phlegmatischen Tabaksraucher vorstellt mit dem Motto: *Maxima est tis vetustatis et consuetudinis.*

Leipzig, in Comm. b. Leupold: *Satyrischer theologischer Kalender auf das Jahrhundert* 1800. Zu allerley Nutz und Anwendung. 228 S. 8. (12 gr.)

Man ist schon zu sehr an den Missbrauch des Ausdrucks „*satyrisch*“ gewöhnt, als dass man eine, sich als satyrisch ankündigende Schrift mit grosen Erwartungen in die Hand nehmen sollte. Eine Probe von dem satyrischen Witze des Vfs. von gegenwärtigem Kalender, die Rec. nimmt, wie sie ihm gerade vorfällt, wird hinreichend seyn, um unsern Lesern zu zeigen, was sie hier zu suchen haben. S. 17. Redet der Vf. von der Bedeutung des Worts „*Kantianisch.*“ Nachdem er erzählt hat, dass ihm weder *Mellin's* Wörterbuch, noch die Berliner Monatsschrift, darüber Auskunft gegeben habe, fährt er folgendermasen fort. „Ich war mir also selbst überlassen. Es lag mir gerade Stocks clavis hebr. linguae zur Hand. Da fand ich, dass *ani*, אני soviel bedeute, als *ich* oder *ego*. Und so schien es mir nun einzuleuchten, dass ein Kantianer, ein Geschöpf wäre, (sey) das unter die Kantische Race, wie die Gemse unter das Geschlecht der Ziegen gehöre; dass er aber denn doch darin von einem Kantischen Menschen unterschieden sey, dass er vielleicht auf seiner Sirne oder vor seiner Stirne, ein Horn trage, wie die Gemsen, mit dem er alles um und neben sich leicht aus dem Wege räume. Und gerade so wird es auch in der Naturgeschichte erzählt, sollen es die Gemsen machen, wenn sie sich von einem Alpenabhange zum andern stürzen, dass sie mit den Hornern oder mit dem Kopfe zuerst an den Felsen, von dem sie sich schwingen wollen, ansetzen, und so durch die Schwungkraft erhoben über Abgründe setzen, und auch mit der Stirne oder mit den Hörnern zuerst wieder an dem entgegenstehenden Felsen, an den sie anprallen, sich aufstützen, vermuthlich um sich vor Beinbrüchen zu sichern. Und ist es nicht eben so mit den Kantianern, die von ihrem Ich sich erheben, und mit diesem auch zuerst bey jedem Gegenstande ankommen.“ — Den grösten Theil des Kalenders nehmen Bemerkungen über neue Schriften, z. B. von *Niemeyer*, *Ammon*, *Niethammer*, *J. E. C. Schmidt*, *Herder*, *Kiesewetter*, *Grohmann*, *Göthe*, *Fichte*, *Tiefstrunk*, u. s. f. ein. Jedem Buche sind einige Kalenderzeichen, um es dadurch zu charakterisiren, beygesetzt. Oft würde man aber die Bedeutung dieser Zeichen nicht errathen, wenn der Vf. nicht erklärende Anmerkungen zugefügt hätte; oft sind auch diese nicht einmal hinreichend, um die Absicht des Vfs. verständlich zu machen. Nur ein Beyspiel. S. 171. wird *Fichtes* Versuch einer Kritik aller Offenbarung mit dem Zeichen des Krebses vorgeführt, und folgende Anmerkung zugesetzt. „Der Setzer hat hier einen Fehler begangen. Denn der Krebs sollte roth aussehen. Statt dessen hat er einen lebendigen, einen schwarzen, genommen: Das Buch ist ja längst, wie alle Hypothesen dies Schicksal haben, vergessen, und durch das grose Feuer der Kritik in der Jenaischen Literaturzeitung zu Tode gesotten.“ — Wie man sieht nimmt des Vf. Satyre hier völlig den Krebsgang; er irrt sich eben so gröblich in *facto*, als in der Anwendung. Sind aber schlechte Bücher mit Krebsen, und die Kritik mit dem Siedefeuer zu vergleichen, so können wir versichern, dass dieser satyrische Krebs, als von selbst schon abgestanden, der Kritik die Mühe erspart ihn erst roth zu sieden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Leyden*, b. D. du Mortier und Sohn: *Bydragen betreffende den Staat en de Verbetering van het Schoolwezen in het Bataafsch Gemeenbest. Eerste Stuk.* 1800. (10 Stüb. Holländ.) Diese Zeitschrift, wovon alle drey Monate ein Stück erscheinen soll, ist insbesondere für die Schullehrer bestimmt. Sie soll alle Vorschriften und Verordnungen von dem Agenten der National-Erziehung, welche das Schulwesen betreffen, enthalten. Zugleich liefert sie Beurtheilungen und Anzeigen der nützlichsten und wichtigsten Erziehungsschriften; Abhandlungen über Gegenstände, die für die Schullehrer interessant sind, und bey dem Schulunterricht können gebraucht werden, und Nachrichten von dem Zustand des Schulwesens in der Batavischen Republik, und in andern Ländern. In der Einleitung zu diesem ersten Stück wird gezeigt, dass der Unterricht der Jugend die Grundstütze der nationalen Sittlichkeit und Wohlfarth ist. Darauf folgt das Memorial, welches der Agent der National-Erziehung bey der ausübenden Gewalt eingereicht hat, und die künftige Einrichtung und nothwendige Verbesserung des Schulwesens betrifft. Unter den beurtheilten Schulschriften findet man die holländische Uebersetzung von *Niemeyers* Grundsätzen der Erziehung und den ersten Theil der Schrift von *Hogge: Levensgeschiedenissen voor jonge Lieden*, welcher die Lebensbeschreibung von *de Ruiter* enthält. Die Rede über die Würde eines Kindes von J. de Kruyff verdienet hier eine Stelle. Zuletzt stehet eine Nachricht von der Einrichtung der Niederdeutschen Stadt-Armenschulen zu Amsterdam. Wir zweifeln nicht, dass die Fortsetzung dieser Schrift vielen angenehm und nützlich seyn wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 5. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Gedichte*, von *Sophie Mereau*. *Erſtes Bändchen.* 1800. 151 S. 8.

Wenn zeither, da die Stücke dieſer geiſtvollen Dichterin einzeln erſchienen, es den Freunden ihrer Muſe nicht unbemerkt blieb, daſs es nur ein beſtimmter Kreis von Empfindungen ſey, in dem ſich ihre Phantaſie bewegt: ſo erhält dieſe Bemerkung jetzt, wenn man dieſe Sammlung durchlieſt, noch mehr Deutlichkeit und Gewiſsheit. Tiefes Gefühl für die ſanfte Harmonie der Natur und Beziehung derſelben auf das Geiſtige, ein unendliches Sehnen nach geliebten Bildern, das nicht befriedigt wird in dieſer begränzten Wirklichkeit, ein ſchwermüthiger Kampf zwiſchen beglückenden Phantaſien und kalten, jene ſchöne Dichterwelt zerſtörenden Zweifeln, eine Begeiſterung, die ſich mittheilt und mit ſich fort zieht, — wehen durch die mehreſten ihrer Lieder; und wohl ihr, daſs ſie, ihrer Natur treu, dieſe Eigenthümlichkeit nicht überſchreitet, und ſich, mit beſorglicher Weiblichkeit, in dem Gebiete ihres Genius hält! Mit gefälliger und nicht geringer Kunſt weiſs die Dichterin die Sprache zu gebrauchen, und durch ſie, ohne Haſchen nach kühnen Wortbildungen (wenige Ausnahmen abgerechnet), Naturſcenen mit einer Wahrheit darzuſtellen, und ihre Gefühle mit einer Neuheit auszudrücken, die ihr, in Verbindung mit ihren andern Eigenſchaften, einen eben ſo entſchiedenen Rang über *alle* zeitherige deutſche Dichterinnen giebt, als ihn die Proſa der Frau von *Berlepſch*, nach des Rec. Gefühl, über alles ähnliche hat, was in unſerer Sprache von ihrem Geſchlechte herrührt.

Wahr und ergreifend ſingt ſie S. 19. im *Dichterglück* die unnennbaren Freuden der Phantaſie und des dichtenden Geiſtes:

Und des Lebens heilge Zwecke walten
ihm vorbey, als heitre Lichtgeſtalten;
ihm, der ſelbſt ein Schöpfer iſt, enthüllt
ſich des Daſeyns räthſelhaftes Bild.

Trauert er, fühlt alles ſeine Leiden;
Die Natur weint ſelbſt in ſeine Saiten'
und des Herzens ungeſtümer Drang
ſtimmt ſich zu der Wehmuth mildrem Klang.

Doch, wer ſchildert ſeine Seligkeiten,
wenn die Liebe bebt durch ſeine Saiten?
Götter neiden dies zu hohe Glück,
rufen bald es zum Olymp zurück.

O beglückt, dem, freundlich aufgeſchloſſen,
Aetherblumen aus der Erde ſproſſen,
dem Natur, im Buſen frey und groſs,
der Begeiſtrung Götterfunken goſs!

Aetherblumen, *Aetherroſen* — kommen noch oft (z. B. S. 127. 129.) in dieſen Liedern vor, ohne daſs Rec. dieſem neugewagten Bilde Haltung und Anſchaulichkeit abgewinnen kann. Bey *Aether*, von Geſichtsgegenſtänden gebraucht, miſcht ſich immer die Nebenidee von Farbe mit ein; *Aetherhain* S. 125., geht ſchon eher, wo man es leicht für Hain des Himmels, himmliſch ſchöner Hain, ohne andere ſtörende Nebenidee nimmt. — Auch kann es in dem letzten der angeführten Verſe nicht heiſsen: *im* Buſen, da die Bewegung, die im Gieſsen liegt, hier offenbar den vierten Caſus erfodert, der niemals in das *im* contrahirt werden kann. — Im Nachtlied der Hirtin S. 22.: „*Und biſt der Liebe ſüſsen Qual wohl nimmer dir bewuſst*" — erfodert das Geſetz der Sprache *ſüſser Qual*, welches man gleich beſtimmt fühlt, ſobald man ſich ein Wort männlichen Geſchlechts vorher denkt, z. B.: „Und biſt des Herzens ſüſser Qual etc. Freylich giebt: *der Liebe ſüſser Qual* — hier einen Uebelklang, und deswegen müſste der ganze Gedanke anders ausgedrückt oder gewendet werden.

In dem Gedicht Nr. 125.: *Pſyche an Amor*, läſst ſich die Grundidee, „die liebende Seele findet ſich nur endlich vom Genius des Todes verſtanden, und ihrem Glück, der himmliſchen Liebe, entgegengeführt," — mehr errathen, als daſs ſie beſtimmt daraus hervorginge. Daran iſt vorzüglich die eilfte Stanze ſchuld, wo es ungewiſs bleibt, auf wen das:

Du warſt es, du, dem beym Genuſs des Schönen
im innigſten Zuſammenklang
bey jeder Kunſt, gelehrt von Götterſöhnen,
ſich meine Seele froh entgegen ſchwang. —

ſich beziehe. Auch iſt es hier der beſſernden Feile entgangen, daſs der Vers: „*im innigſten Zuſammenklang*," — nach dem angenommenen Sylbenmaaſse einen Fuſs zu wenig hat.

Ein glücklicher Gedanke, und mit Geiſt ausgeführt, iſt es, die verſchiedenen *Eindrücke des Frühlings* zu ſchildern, S. 130 ff.: wie das Kind, der Unglückliche, die Reiſenden, die Mutter, der Zufriedene, die Schwärmerin — dieſes Feſt der Natur feyern; aber durch ein Verſehen, das der Verleger auch ſchon öffentlich angezeigt hat, geht dieſer feine Gedanke jetzt verloren, wenn man nicht S. 147. die Ueber-

Ueberfchrift ausftreicht, und es mit dem vorigen verbindet. Auch die Seitenzahl ift verdruckt, weswegen jeder Befitzer den verfprochenen umgedruckten Bogen von den Buchhandlungen abfodern mufs.

Vergleicht man die frühern Bekanntmachungen diefer Gedichte mit der jetzigen Sammlung: fo erkennt man aus den im Durchfchnitt glücklichen Correcturen, die Sorgfalt und das richtige Gefühl der Vfn. So hiefs es in dem lieblichen Liede: *Feuerfarb.* das allein fchon der Dichterin fo vielen Beyfall erworben hat, in der erften Ausgabe. (Journ. des Lux. u. d. Mod. 1792. S. 377.)

Wohl blühet in lieblicher fanfter Geftalt
die glühende Rofe, doch bleichet fie bald.
Drum weihte zur Blume der Liebe *man fie;*
ihr Reiz ift *unendlich*, doch welket er früh.

Jetzt lieft man dafür:

Wohl reizet die Rofe mit fanfter Gewalt;
doch bald ift verblichen die füfse Geftalt.
Drum ward fie zur Blume der Liebe geweiht;
bald fchwindet ihr Zauber vom Hauche der Zeit.

Nicht fo glücklich ift die Correctur in der fiebenten Stanze deffelben Liedes:

Warum ich, fo fragt ihr, der Farbe fo hold,
den heiligen Namen der Wahrheit gezollt?
Weil flammender Schimmer von ihr fich ergiefst,
und trotzende Dauer ihr Eigenthum ift.

Wofür es jetzt heifst: *„und ruhige Dauer fie fchützend umfchliefst.“* Dauer umfchliefst fchützend eine Farbe? — Hinwiederum zeugt es von dem feinen Sinn, mit welchen Madame *Mereau* oft gleich bey ihrem erften glücklichen Wurf arbeitet, dafs die *Landfchaft* (S. 51.), der unter den malerifchen Gedichten in unferer Sprache mit Recht ein hoher Rang gebührt, bis auf das kleinfte Wort fo hat bleiben können, wie fie die Dichterin im Schillerfchen Mufenalm. von 1797 bekannt machte. — Im *Andenken* S. 42. ift nur eine Stelle geändert; im Schillerfchen Mufenalm. hiefs es:

Athmet von Lüftchen bewegt die Linde mit ftillem Gefäufel
Wähn' ich, es beb' um mich leife dein zärtlicher Laut.

Jetzt: „Wähn' ich, es athme darin leife u. f. w.“ — In der meifterhaften Elegie, *Schwärmerey der Liebe*, S. 25. die der Feile auch fo wenig Gelegenheit darbot, dafs fie ganz fo wie im Schillerfchen Mufenalmanach von 1799 geblieben ift, erwartete Rec. eine Aenderung in der 23 Stanze, um die Dunkelheit, die fie für ihn hat, gehoben zu fehen:

Doch Selmar, nein! Kann Liebe untergehen?
Ward die Natur fich felbft je ungetreu?
Kann Harmonie wie Frühlingshauch verwehen?
Und wird *dein Ideal dir wieder neu?*

Doch, fie find es werth, diefe lieblichen Früchte einer fo zarten Phantafie und einer fo hinreifsenden Begeifterung, dafs die edle Dichterin noch oft zu ihnen zurückkehre, um fie nach ihrem fichern Auge und feinen Gefühl der Nachwelt fo fleckenlos zu übergeben, als es ihr möglich ift.

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin u. Comp.: Dr. *Eduard Young's Klagen oder Nachtgedanken über Leben, Tod und Unfterblichkeit:* mit Conftructionen und erläuternden Anmerkungen erleichtert von *G. F. Herrmann*, M. A. Lehrer am Lyceum zu Wismar. 1800. 640 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Eine ähnliche Bearbeitung von *Thomfon's* Jahrszeiten, durch den nämlichen Herausgeber, ift ehedem in diefen Blättern (1798. Nr. 292.) angezeigt worden. Abficht und Einrichtung find bey der gegenwärtigen Arbeit beynahe diefelben; und es war dabey theils Beförderung und Erleichterung des englifchen Sprachftudiums, theils auch Verbreitung edeln fittlichen Gefühls, das Hauptaugenmerk. Zudem glaubt der Herausgeber, dafs Wahrheiten und fchöne Gedanken in einer fremden Sprache oft weit beffer gefallen und tiefern Eindruck machen, als wenn fie in der Mutterfprache vorgetragen werden. In der Vorrede findet man die Hauptzüge aus *Young's* Leben angeführt. Seiner poetifchen Werke wird darin jedoch zu unvollftändig und fummarifch, und der profaifchen gar nicht gedacht. Auch hätte fein dichterifcher Charakter, feinen Tugenden und Fehlern nach, genauer gezeichnet werden follen, um fo mehr, da diefe Ausgabe vornehmlich für junge Lefer beftimmt ift, die gar leicht durch *Young's* Manier geblendet, und von der Liebe zur edeln, natürlichen Einfachheit entfremdet werden können. Dafs die Klagen oder Nachtgedanken eigentlich nur zerftreute Gedanken, ohne Zufammenhang hingefchrieben feyn follten, daran glaubt Rec. mit Recht zweifeln zu dürfen. Ein feiter, leicht überfehbarer Plan mangelt ihnen freylich; aber die öftern Ausweichungen auf andere Gegenftände waren vielmehr Folgen der zu lebhaften und bilderreichen, oft nur allzu üppigen, Phantafie des Dichters. Eben fo wenig möchten wir fie zu den *vorzüglichften* Werken der Engländer rechnen. Ueber ihren Werth und Unwerth hat die Stimme der englifchen Kunftrichter längft entfchieden; und es wäre gar nicht überflüfsig gewefen, die Refultate wenigftens von *Johnfon's* u. a. Urtheilen hier anzuführen. Dafs diefs Gedicht eine Zeitlang in Deutfchland fo viel Glück machte, war wohl weniger eine Wirkung feines vorzüglichen Werths, als des günftigen Umftandes, dafs es zu einer Zeit, wo die engliffche Dichter-Literatur noch nicht fonderlich unter uns bekannt war, von dem fel. *Ebert* mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt überfetzt, und nachher von ihm mit einem reichhaltigen Commentar begleitet wurde. Die Wendung, welche *Klopftock* der deutfchen Poefie gab, das Lob, welches diefer Dichter dem Engländer ertheilte, und der eine geraume Zeit hindurch herrfchende Hang deutfcher Poeten zum Ernft und zur Schwermuth, waren ohne Zweifel mitwirkende Urfachen diefes Beyfalls. In der Folge verkannte

kannte man dagegen nicht selten *Young's* wahres Verdienst über seine nunmehr eingesehenen Fehler und Auswüchse. Jetzt wär es also Zeit, beides gegen einander abzuwägen, und die Schale der Kritik wieder in gerechteres Gegengewicht zu bringen; und das hätte, wie gesagt, bey dieser Gelegenheit, und wegen der nächsten Bestimmung dieser neuen Bearbeitung vornehmlich geschehen müssen. Zu Anmerkungen und Erläuterungen der Sprache und Schreibart geben übrigens die Nachtgedanken vielleicht mehr Anlass und Auffoderung, als irgend ein anderes Lehrgedicht der Engländer. In dem Ebertschen Commentar fand indess der Herausgeber sehr viel, wo nicht alles, vorgearbeitet; und er gesteht auch selbst, dass er denselben, so oft er zur Erklärung und Erläuterung des Textes beytrug, benutzt habe. Die Uebersetzung selbst leistete ihm in dieser Absicht nicht unbeträchtliche Dienste. Ueberflüssig wurde jedoch dadurch diese Art von Ausgabe nicht; denn es ist nicht jedes Lesers Sache, alle die weitläuftigen Anmerkungen in vier Bänden durchzulesen, wenn es ihm blos um Wortverstand des englischen Texts zu thun ist. Dazu kommt, dass hier, wie auch beym *Thomson* geschehen ist, die Wortfolge durchgehends, wo sie irgend schwierig ist, in den Noten nach der gewöhnlichen Weise geordnet ist. Vielleicht möchte diess etwas zu oft, und zuweilen selbst bey manchen gar nicht schwierigen Stellen geschehen seyn; denn ganz ungeübte, und mit der englischen Dichtersprache völlig unbekannte Leser, werden sich doch schwerlich an diese Lectüre machen. Bey den Erklärungen einzelner Wörter sowohl als des Sinnes und der Sachen, hat sich der Vf. fast durchgehends an die Ebertsche Uebersetzung und Erläuterung gehalten. Dadurch aber ist manchmal dem englischen Worte ein deutsches beygesetzt, das wohl in einer Uebersetzung, nicht aber in einem Vocabular stehen durfte! Z. B. gleich zur ersten Zeile steht in der Note: *Restorer, Labsal, Wiederhersteller.* Diess letzte Wort hätte wenigstens zuerst stehen, und jenes nur als den Sinn ausdrückend, oder lieber gar nicht, beygefügt werden sollen. In der Construction ist auch diese erste Zeile:

Tir'd nature's sweet restorer, balmy Sleep!

unrichtig mit dem Worte *come!* ergänzt, als ob der Schlaf nämlich von dem Dichter herbeygerufen würde. Es ist vielmehr ein klagender Ausruf, eine Beschwerde über die Partheylichkeit des Schlafs. — S. 99. wird die sehr bekannte Redensart: *to run mad*, die nichts weiter heisst, als: wahnwitzig werden, durch: *wahnsinnig herumirren*, erklärt. In *Ebert's* Uebersetzung steht freylich: „wo der Geist im Labyrinthe der Einbildung wahnsinnig herumirrt;" aber die Worte: *where Thought in Fancy's Maze runs mad*, heissen vielmehr: wo der Geist im Labyrinth der Phantasie (vom Umherirren) wahnsinnig wird. — S. 240. passt die in der Note von *the Ring* angegebene Bedeutung: „ein Kreis herumstehender Personen, Zuschauer etc." gewiss nicht auf den Ausdruck:

And raffles for the Death's-Head on the Ring.

Die angeführte Ebertsche Uebersetzung: „und würfelt „um den Todtenkopf auf dem Ringe," ist unstreitig richtig, und die von dem Herausgeber vorgeschlagene anderweitige Auslegung dieser Stelle unrichtig; denn da müsst' es *in the Ring* heissen. — Dergleichen Erinnerungen liessen sich mehrere machen; sie benehmen indess dieser Arbeit nicht den Werth und Nutzen, welchen sie sowohl für den Sprachlehrer als für den sich selbst unterrichtenden Leser haben kann.

London: *Fragmente in Yorick's Manier.* Aus dem Englischen. Mit drey Kupfern. 1800. 164 S. 8. (20 gr.)

Nicht leicht fand ein neuerer Schriftsteller unter seinen Landsleuten sowohl als im Auslande, so viele Nachahmer als *Sterne*. Die es absichtlich wurden, verfehlten gemeiniglich des Ziels; und deren waren nur wenige, die innern Beruf zu dieser Nachfolge, eine gleiche Stimmung der Laune und Ansicht der Dinge mit der leichten und originalen Gabe eines ganz eigenthümlichen, warm aus der Seele kommenden, Vortrags verbanden. Gegenwärtige Fragmente, die vor zwey Jahren in England erschienen, gehören zu den besten Nachbildungen dieser Manier. „Wenn „ich, sagt der Vf. in der Anrede *an Yorick's Schatten*, „wenn ich von dir geschaffnen Wesen die Sprache „lieh: so wars nicht Eitelkeit, die mir die Feder da„bey führte! Wenn deine Feder dich beherrschte, „nicht du sie: so beherrschen mich meine Launen, „nicht ich sie." — Und am Schluss dieser Anrede giebt er es als Zweck seiner Nachahmung an, den Quellen von Yorick's Gefühlen tiefer nachzuspüren. Und wirklich findet man hier jene menschenfreundliche Empfindsamkeit, jenes edle Pathos, und eine sehr glückliche, wirkungsvolle Sim[illegible]ität der Sprache wieder, die in *Sterne's* Werken [illegible]iel Anziehendes hat. Eben die Personen, die in diesen vorkommen, findet man hier wieder handelnd und redend eingeführt, und so wahr und treffend, dass man sie nicht von fremder Hand eingeführt glaubt. Die Uebersetzung verdient im Ganzen alles Lob der Treue und Eleganz; ein paar Unrichtigkeiten sind indess dem Rec. doch aufgestossen. S. 13. steht: „Sie fech„ten für die *Vernichtung* des Staatskörpers, schrie „Doctor Sloop." Im Englischen: *for the evacuation of the body politic*, für die *Ausleerung* des Staatskörpers, zur Reinigung von seinem Unrath. S. 17. ist das glückliche Bild des Originals von dem Glücke friedlicher Ländereyen: *where Industry may smile upon her plough, while the Dove resteth upon it*, nicht in der Uebersetzung getroffen: „wo der *Fleiss* „seinem Pfluge lächelt, und die Taube ruhig sitzt." Vielmehr: „wo Arbeitsamkeit auf ihren Pflug hin„lächeln kann, indess die Taube darauf ruht." — Mehr noch ist bald hernach der Sinn der Worte des Onkels Toby: *Time will improve it*, verfehlt. Nicht: „die Zeit wirds *lehren*," sondern: „die Zeit „wird sie (die Religion) *verbessern*." Denn darüber wird Dr. Sloop so ergrimmt, der die katholische Religion für unverbesserlich hält. — Vorzüglich wird

das

das letzte Fragment: *Anna*, ein Gegenstück zu Sterne's Maria, dem mitfühlenden Leser gefallen. Druck und Papier sind von ähnlicher Sauberkeit, wie die drey von *Küffner* gestochenen Kupferblätter.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Gräff: *Englische Sprachlehre für Deutsche*, zum Gebrauch beym Unterricht, von *F. G. Canzler*, der Philosophie Dr. und Privatlehrer zu Göttingen. 1800. 8. (1 Rthlr.)

Was der Vf. in der ersten Ausgabe dem Publicum als blosen Versuch vorlegte, das überliefert er jetzt in einer veränderten und erweiterten Form. Dass auf die Stellung und Bearbeitung des Ganzen viel Fleiss verwendet worden ist, fällt, in Vergleichung mit der frühern Probe, genug in die Augen. Der erste Theil enthält die eigentliche Sprachlehre, der zweyte vermischte Bruchstücke von englischer Prose und Poesie, der dritte deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische. Brauchbar ist jeder Theil unstreitig; auch dürfte die vorangeschickte Literarnotiz nebst der Einleitung, worin von dem Ursprunge, den Verwandschaften und den Fortschritten der englischen Sprache gehandelt wird, dem Anfänger willkommen seyn. Die Aufsätze zum Uebersetzen ins Englische gehen von dem Leichten zum Schwerern fort, und sind in dieser Rücksicht manchen andern Werken der Art vorzuziehn. Nur findet Rec. den Abschnitt von der Aussprache im ersten Theile sehr mangelhaft, da doch auf diesen Gegenstand so viel ankommt. S. 10. z. B. soll *a* in *able* kurz seyn. Es ist aber nach Walker, Sheridan etc. gleichtönend mit dem *a* in *fate*. Eben daselbst macht der Vf. *gave* so kurz wie *have*, und *there*, *where* gleichlautend mit *were*; auch dichtet er daselbst dem Worte *frice* ein kurzes *i* an. Die Engländer sprechen aber *gehw*, *häw*, *dhehr*, *uehr*, *uer*, *frihs*. — Nach S. 11. soll *i* in *avarice* wie *ei* lauten. Walker und Sheridan hingegen geben ihm ein kurzes *i*, und mit ihnen alle Engländer. — S. 12. erscheint *feral* mit dem kurzen *e*, *bifid* in der ersten Sylbe mit dem kurzen *i*, *bosom* in der ersten Sylbe mit dem kurzen *o* fast *a*. Sie werden aber *fihräl*, *beifid*, *busöm* ausgesprochen. — S. 13. lehrt das *y* in *typographer* wie ein kurzes *i* hören zu lassen. Alle Orthoepisten legen ihm aber den Laut *ei* bey. In *acorn* ist *a* nach Walker, Entick etc. lang, nicht kurz, wie der Vf. meynt. Er hat S. 14. *climberer* selbst gemacht; die englischen Wörterbücher lehren nur *climber*. — S. 15. soll *sort* wie *port* lauten. Hr. C. hätte sich aber aus dem Walker belehren können, dass dieser eine solche Aussprache verwirft. — Nach S. 17. soll *pull* ein gleichtönendes *u* mit *must* haben, da doch jenes anders klingt wie dieses. Eben so unrichtig wird S. 19. *calf* und *half* einerley Vocallaut mit *bald*, *scald* zugeschrieben, und S. 24. *hear* mit *great*, *tear* u. s. w. Aus diesen wenigen Angaben, welche Rec. leicht mit einigen Dutzenden vermehren könnte, sieht der Sprachkundige zur Genüge den eigentlichen Werth dieses Abschnitts.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kinderschriften. *Magdeburg*, b. Keil: *Kurzer Leitfaden zum christlich moralisch religiösen Unterricht für Confirmanden.* 1800. 16 S. 8. — Mehr als irgend einer von den bisher vorhandenen Leitfäden zum Religionsunterrichte entspricht dieser den Ideen und Wünschen des Rec. Denn er ist nicht nur nach moralischen Grundsätzen, ohne Beymischung des Geschichtlichen, sondern auch in aphoristischer Form und nach einem wohlgewählten Plane abgefasst. Nach vorausgeschickter Erklärung der Begriffe: Religion, christliche Religion und einigen Winken über Person, Verdienste, Schicksale Jesus, und über die Schriften der christlichen Religionsverfassung etc. folgt nun der gedrängte Grundriss der Tugendlehre selbst, wobey der Vf. von den ersten Gründen der praktischen Philosophie ausgeht. Er erklärt zuerst die zum Verstehen des Ganzen nothwendigen Begriffe: Tugend, gesetzmäsig, aus Pflicht etc., giebt die allgemeinen Bedingungen der Pflichterfüllung an, und stellt sodann die einzelnen Selbst- und Menschenpflichten nach den beiden Hauptclassen, Pflichten der Gerechtigkeit und Güte auf. Ein kurzer Abschnitt von der Rangordnung der Pflichten macht den Beschluss der Pflichtenlehre. In der darauf gebaueten Religionslehre werden nur die Lehren von Gott und Unsterblichkeit erwähnt, und als Anhang die gottesdienstlichen Gebräuche der Christen dem Namen nach aufgeführt. Nur einer einzigen Stelle kann Rec. seinen Beyfall nicht schenken. S. 14. „Die traurigen Folgen unserer eigenen moralischen Vergehungen — führen zur Reue und Besserung, *und dann stillt den Gewissensschmerz der Trost der Sündenvergebung (Versöhnung).*“ Versöhnung scheint uns, man mag einen Begriff unterlegen, welchen man will, mit einer reinen Tugend- und Religionslehre durchaus unvereinbar. In der Pflichtenlehre hätten wir noch einige Winke über eine oder die andere specielle Pflicht, z. B. Häuslichkeit, Verhalten in Ansehung der Kunstwerke etc., und in den Religionspflichten das vernünftige Verhalten in Ansehung der Thiere und leblosen Schöpfung erwähnt gewünscht. Aufgeklärten Aeltern und Lehrern, die sich zu der Ueberzeugung erheben können, dass sich der Geist des reinen Christenthums auch in einem Grundrisse, in welchem keine biblische Stelle vorkommt, darstellen lasse, können wir diesen Leitfaden zum Gebrauche für den Religionsunterricht ihrer im Denken schon geübten Kinder und Schüler mit gutem Gewissen empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 6. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Kummer: *Briefe über den Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche.* Nebſt einem Anhange, in welchem das achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten die unverfälſchte Chriſtenthumslehre übergiebt. Allen Religionslehrern, die der Wahrheit treu geblieben ſind, zugeeignet. 1800. 292 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieſer Schrift ſchwimmt gegen den Strom der Zeit, ohne von demſelben, was ſeinen Glaubensbrüdern ſonſt wohl begegnet, auch nur unmerklich abwärts getrieben zu werden. Was er den proteſtantiſchen Lehrbegriff nennt, iſt der Inbegriff dogmatiſcher Lehren, wie ſie zum Theil noch in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beſtanden, und den ſeither angeſtellten exegetiſchen Unterſuchungen, das Chriſtenthum, und den philoſophiſchen, die Religion überhaupt betreffend, wird ſchlechterdings kein Einfluſs auf dieſelben verſtattet, indem beiderley Unterſuchungen einer gänzlichen Verkehrtheit des menſchlichen Geiſtes, und einem Widerwillen gegen das Chriſtenthum ſelbſt zugeſchrieben werden. Wir wollen das Charakteriſtiſche des Buchs ſo kurz als möglich in den eigenen Worten des Vfs. darzuſtellen ſuchen. Statt mit Gründen, fängt er mit Beſchuldigungen und Verläumdungen an. „Redliche Männer, ſagt er S. 2., haben es gewagt, den Monarchen und Fürſten der Völker die Plane ihrer Feinde vorzulegen, und deutlich zu zeigen, wie viel die Neuerungen in dem proteſtantiſchen Lehrbegriff dazu beytragen *muſsten*, die Abſicht jener Feinde der Thronen zu begünſtigen, und den Revolutionsgeiſt in allen Volksclaſſen auszubreiten. Die authentiſchen Belege dieſer Wahrheit in der *Eudämonia*, und in den *Nachrichten von einem groſsen aber unſichtbaren Bunde gegen die chriſtliche Religion und monarchiſchen Staaten* wären ſchon hinreichend geweſen, allen Regenten die Augen zu öffnen. — Mehr aber, als irgend jemand in Deutſchland zu zeigen im Stande war, hat *Barrüel* (deſſen Schrift vom Vf. ein claſſiſches Werk genannt wird) der ganzen Welt vor Augen gelegt.“

Nächſtdem ſucht er mit frommer Liſt die Regierungen in das Intereſſe ſeiner Dogmatik zu ziehen. An der Frage über die Nothwendigkeit und Zweckmäſsigkeit der Markgräflichen Badenſchen Conſiſtorial-Verordnung läuft die Schrift fort bis zum Anhange, den der Titel nennt. S. 7. der Zueignung, heiſst es: „Salbſt im J. 1799, in dem Jahre, welches ſo viele Schriften wider die ewig feſtſtehende Wahrheit hervorbrachte, klagte ein Fürſt eines deutſchen Volks darüber, daſs man ſich der Lehren auf der Kanzel ſchäme, die nicht Fleiſch und Blut, die nur der Vater im Himmel offenbaren kann. Das wäre vielleicht eine Gelegenheit, ſprach mein Herz, bey welcher eine öffentliche Darſtellung derjenigen Wahrheiten, die im achtzehnten Jahrhundert am heftigſten beſtritten ſind, allgemeiner geleſen werden möchte. Ich flehte zu dem Gott der Wahrheit, mir etwas gelingen zu laſſen, etc. und ſo entſtand dieſe Schrift.“ Sie beſteht aus vierzehn Briefen an einen Freund, den der Vf. S. 1. ſagen läſst: daſs Verordnungen jener Art, zum Vortheil der poſitiven Religion, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts viel zu ſpät kommen. Da heiſst es dann S. 19. „Hier haben Sie das Eigentliche und Wahre, wodurch die chriſtliche Religion die Gewiſſen der Menſchen bindet, die ſonſt über allen Zwang weſentlich erhaben ſind. Wer *das* von Herzen glaubt, daſs der ewige Sohn Gottes das Verſöhnungsopfer für ſeine Sünde geworden iſt, der hat *eine Verbindlichkeit über alle Verbindlichkeit*, ſich jeder göttlichen und alſo auch obrigkeitlichen Ordnung (die nur der göttlichen nicht widerſpricht) mit unbedingtem Gehorſam fröhlich zu unterwerfen.“ S. 21. „Man vergleiche den Geiſt der Zeit in der *erſten* Hälfte des nun ſich endigenden Jahrhunderts mit dem, der *jetzt* herrſcht. Man nenne die damals allgemein gepredigte Lehre *Aberglauben*. Aber das Volk war doch *ruhig*, der Landesherrſchaft *treu*“ etc. S. 33. „Und was ſoll nun ein Landesherr thun, wenn er — wäre es auch nur wegen der unausbleiblich zu beſorgenden Unordnung und Anarchie — gegen den Religionszuſtand ſeines Volks nicht gleichgültig iſt? Würden Sie ihm rathen, auch jetzt, da man ſiehet, wohin die Religionsneuerungen die Völker führen, die ganze Sache der Willkür derer, die ſein Volk leiten, zu überlaſſen? Würden Sie glauben, daſs berühmte Männer dem Volk Religionsſätze und Geſetze vorſchreiben können, die alsdann *auf menſchliches Anſehen* angenommen würden? Sagen Sie mir aufrichtig: würden Sie ſelbſt auf *menſchliches Anſehen* eine Religion annehmen?“ Auf den letzten Theil dieſer Frage würde Rec. antworten: Nein! aber auf die untrügliche Stimme des Gewiſſens, des Göttlichen im Menſchen; und eben darum, weil dieſs alles doch nur menſchliches Anſehen iſt, nicht auf *den Buchſtaben* irgend einer Schrift, oder gar auf das Zureden von Menſchen, die, um dem, was ſie für wahr halten, bey andern ſtärkern Nachdruck zu geben, Landesherrliche Verordnungen fodern, oder lobpreiſen.

Auf die ganze Frage würde er auch mit Nein antworten, und nur anrathen, dafs der Landesherr nie über den Glauben und die Religion seiner Unterthanen, sondern höchstens, wo es nöthig und thunlich wäre, über den Religionscultus, über seine Beschränkung oder Erweiterung, Verfügungen treffen, und verordnen möge, dafs kein Religionslehrer Sätze vortrüge, die das bürgerliche Recht und die bürgerlichen Pflichten auf irgend eine Art beeinträchtigen könnten, besonders aber, dafs niemand, wenn irgend eine Lehre *seinen* Meynungen und *seinem* Glauben zuwider ist, öffentlich sagen oder schreiben dürfte: die Regierung, der Staat, die bürgerliche Ordnung werde durch diese Lehre in Gefahr gebracht; denn dergleichen Schwätzer sind die eigentlichen Aufruhrprediger; sie machen den Regenten die Unterthanen, und den Unterthanen die Regenten verdächtig. Verordnungen einer Regierung, das Recht und den Religionscultus zur Beförderung der Cultur betreffend, wie die jetzigen in der preufsischen Monarchie, zeugen von Stärke der Regierung, und vermehren ihre Stärke; denn sie begünstigen das Heiligste, was es für den Unterthanen giebt, *Gewissensfreyheit;* Verordnungen einer solchen, die Religion selbst und den Glauben der Menschen angehend, verrathen Schwäche der Regierung; die dazu rathen, fodern Gewissenszwang und würden zufrieden seyn, wenn nur *ihr* Glaube siegte: möchte darüber auch alles andere zu Grunde gehen. S. 93. „Also gestehen Sie nun, dafs die Macht der Regenten nichts ist, wenn die Religion nicht die Unterthanen zum treuen Gehorsam verbindet. Sie gestehen, dafs die Vernunft- oder Natur-Religion ein leeres Gedicht ist, es sey denn, dafs sie in einem ernsten und sehnlichen Verlangen nach näherer Erkenntnifs Gottes und seines Willens bestehe, dafs also ein Verächter der geoffenbarten Religion um so weniger ein wahrer Unterthan seyn könne, je schwankender, unvollständiger und widersprechender diejenigen Lehren sind, die man als Sätze der Vernunftreligion angeben will, und unter welchen das Wahre und in seiner Art Nutzbare doch nur aus der Offenbarung oder aus der Tradition von derselben genommen werden konnte." etc.

Was nun ferner den protestantischen Lehrbegriff selbst betrifft: so macht der Vf. vor allen Dingen die Bemühungen derer, die diesen Lehrbegriff freymüthig zu untersuchen, aufzuklären, zu berichtigen, zu erweitern angefangen haben, verdächtig, läfst sich auf diese Untersuchungen etc. weiter gar nicht ein, sondern sucht blofs, während er sich gegen alle Speculation in der Religion erklärt, durch mancherley sophistische Schliche das, was er den protestantischen Lehrbegriff nennt, zu rechtfertigen und wie er es nennt, darzustellen. S. 29. Läfst er sich von seinem Freunde die Frage vorlegen: ob der Lehrbegriff der protestantischen Kirche, so wie er seit der Reformation angenommen worden, nicht einer grofsen Verbesserung bedürfe? — ob also die Vertheidiger desselben nicht wohl thun würden, sich manchem rechtschaffenen Mann, der an solcher Verbesserung arbeitet, zu nähern? und antwortet darauf: „dafs wohl nicht von Verbesserung der seit der Reformation angenommenen Lehren die Rede seyn könne. Wir sollen sie schlechterdings wegwerfen, *das* ist es, was man von uns verlangt. — Man gieng ja von Jahr zu Jahr weiter, und immer weiter bis zur Verwerfung aller göttlichen Offenbarung." Um nun kein Jota von diesen Lehren zu verlieren, findet er immer noch (S. 123.) in dem *Plural.* אלהים den *dreyeinigen* Gott, giebt es für ihn noch heutigestags (S. 162.) leibliche Besitzungen des Teufels und moralische Einwirkungen desselben, und sieht er immer noch in den Stellen 2. Cor. 12, 7—9. etc. „dafs die verborgene göttliche Regierung dem bösen Geiste noch manche Macht läfst, die sich gegen das Ende der Tage noch sehr merklich zeigen, und gewifs um so viel *leichter* wirken kann, *je mehr man die Existenz des Teufels leugnet.*" Selbst die *Worte* der Bibel sind, meynt er noch S. 185., ihren Verfassern vom heiligen Geist eingegeben. S. 53. sagt der Freund: ich nehme meine Fragen zurück, (die vorhin angeführten) sobald ich überzeugt werde, 1) dafs wir aus der Natur keine Religionskenntnifs haben können, und 2) dafs die heilige Schrift wirklich dasjenige lehrt, was der hergebrachte protestantische Lehrbegriff für wahre Bibellehre ausgiebt. Der Vf. setzt hinzu: hierbey bewundere er ihn; ein anderer würde noch gefodert haben, dafs ihm auch die Göttlichkeit der heiligen Schrift noch besonders erwiesen würde; dieser Beweis wird dann auch so fort aus der Gottheit Christi, ohne die leiseste Ahndung eines Zirkels in demselben, geführt. Uebrigens unterscheidet er in Bezug auf jene beiden Sätze zwischen Natur- oder Vernunftreligion, und zwischen Bibelreligion; die erste ist ihm *nichts*, und das mit Recht! Soll es also dennoch Religion geben: so mufs die andere *alles* seyn; der Vf. nämlich hat nur eine Natur, eine Vernunft, und eine Bibel; *eine Vernunft?* nein die hat er nicht, denn S. 153. sagt er: „Sie sehen ein, dafs diejenigen, welche von keiner andern Erkenntnifsquelle (der Religion) wissen wollen, als von der Vernunft, in der That nur *ihre* Vernunft meynen." Er sieht nicht, dafs, wann jeder eine eigene Vernunft hat, das Prädicat: *Vernünftig* ganz wegfallen mufs. Davon, dafs es dem Menschen *möglich* ist, ein Bewufstseyn der Pflicht zu haben, dafs aus dieser die Religion entspringt, und auf sie gegründet ist, und dafs die Lehre der Bibel, wenn sie sich nicht unmittelbar an die Pflicht und an das Bewufstseyn von ihr anknüpft, im Leeren, oder was eben so viel ist, blofs im Munde des Schwätzers schwebt, und nur in so fern die Religion *aus dem Gewissen* entsprungen ist, (nicht aus einem Wissen von Wundern und Weissagungen, von hebräischen und griechischen Buchstaben) *Bibelreligion* seyn kann, davon weifs der Vf. nicht das geringste. Endlich S. 204 „Die Hauptwahrheiten des protestantischen Lehrbegriffs sind ein unveräufserliches Eigenthum der Christenheit!" (Gewifs sind sie dieis, denn der Geist, der sie beseelt, ist Gewissensfreyheit; aber in dem Sinne, wie sie der Vf. nimmt, sind sie es nicht, denn ein

Ge-

Gewiſſens-Joch iſt nur das Eigenthum deſſen, der's auflegt). Als ſolches überliefert ſie das hinſcheidende achtzehnte Jahrhundert dem neunzehnten. Wer das nicht genehmigen will, der iſt es der Menſchheit ſchuldig, unwiderſprechlich zu zeigen, daſs die Bibel keine unmittelbar göttliche Offenbarung iſt, — oder daſs (im Falle ſie für eine ſolche erkannt werden muſs) diejenigen Lehren nicht in derſelben enthalten ſind, (man erwartet natürlich: die in dieſer meiner Schrift für die Lehren der Bibel ausgegeben werden, dafür aber *heiſst es* frömmelnd liſtig:) „durch deren Annahme chriſtliche Völker bisher in Ordnung gehalten, und Millionen zum Genuſs der Seligkeit gebracht ſind.“

In dem Anhange übergiebt eigentlich der Vf. *ſeine* Meynung und *ſeinen* Glauben, daſs und wie Gott ſich, und was er von ſich den Menſchen geoffenbaret habe, dem neunzehnten Jahrhundert. Hätte er erklärt: es ſey *ſeine* Vorſtellung vom Chriſtenthum, die er zur weitern *Prüfung* darlege: ſo wär' es zwar immer eine ſtarke Anmaſsung, ſie einem ganzen Jahrhundert zu übergeben; allein man könnte doch zu ſeiner Entſchuldigung ſagen: eben dieſe Vorſtellung und ſein Glaube ſey ſeinem Gewiſſen dermaſsen wichtig geweſen, daſs er gewünſcht habe, ein ganzes Jahrhundert möchte ſich dafür intereſſiren. Aber daſs ſie nicht die *ſeinige allein*, ſondern auch, unter dem Namen proteſtantiſcher Lehrbegriff, die Vorſtellung ſey, welche *alle* Menſchen *aller* Zeiten haben *müſsten*, wenn ſie ſelig werden wollen, dieſer Wahn iſt entweder ein Zeichen von Wahnſinn, oder von der Sucht und dem Streben, über die Gewiſſen der Menſchen, auch noch in der ſpäteſten Nachwelt zu herrſchen. Man ſollte faſt hinter dem Vf. irgend einen verkappten Papiſten vermuthen, beſonders da er S. 148. der Schrift ſelbſt ſagt: die proteſtantiſche Kirche habe ihre *Hauptlehren* im Grunde mit jedem wahren Chriſten in der römiſch-katholiſchen Kirche gemein. Alſo nur für *Nebenlehren* kämpften Luther und die übrigen Reformatoren? — Das neunzehnte Jahrhundert wird vermuthlich von der Bibel, ihrem Inhalt und Zweck, wie von den Menſchen und ihrer Vernunft eine würdigere Vorſtellung haben, als in dieſem Buche am Tage liegt, denn ſchwerlich wird es vermeiden können, von der zweyten Hälfte, beſonders von den letzten Jahrzehnden des achtzehnten in weit anderer Rückſicht, als der Vf. dieſes Buchs thut, Notiz zu nehmen.

Erfurt, b. Keyſer: *Materialien zum Katechiſiren über die gewöhnlichen Sonn-Feſt- und Feyertags-Evangelien*, nebſt einer vorangehenden Geſchichte der Sonn-Feſt- und Feyertage in Hinſicht ihrer urſprünglichen Benennungen, ſo wie der Evangelien und Epiſteln. Ein Handbuch für Schullehrer, Informatoren und Schulſeminariſten herausgegeben von M. *Gotth. Ant. Eberhardt. Zweytes Stück.* 1800. 189 S. 8.

Rec. hat bey der Anzeige des *erſten Stücks* dieſer Materialien (A. L. Z. 1800. Nr. 34.) die Vorzüge derſelben und auch die Mängel beſonders die Anſicht und Darſtellung des Praktiſchen betreffend, im Allgemeinen namhaft gemacht. Das vorliegende *zweyte Stück* zeichnet ſich vor jenem durch gröſsere Simplicität und Präciſion der Gedanken und des Ausdrucks, durch genauere Anordnung, durch eine ſtrengere Auswahl der exegetiſchen und ſonſtigen Erklärungen, beſonders aber von Seiten des Praktiſchen ſehr zu ſeinem Vortheil aus, und Rec. fällt, was eben dieſen Punkt betrifft, hier mit Vergnügen ein ſeinem in jener Anzeige geäuſserten gerade entgegengeſetztes Urtheil. Beleuchtet werden im gegenwärtigen Stück die Evangelien vom ſechſten Sonntage nach dem Erſcheinungsfeſte, über Matth. 17, 1—9. bis zum Feſttage der Verkündigung Mariä, über Luc. 1, 26—38. Die Benennungen der Sonn- und Feſttage werden nicht, wie im *erſten Stück*, erklärt, ſondern es wird in Abſicht auf dieſelben vom Vf. nur auf ſeine Schrift: *Neueſte Anſicht und Beleuchtung der Geſchichte der Sonn- und Feſttage* etc. verwieſen. Das bloſs Uebernatürliche in den evangeliſchen Erzählungen hat jetzt auch in dieſen Materialien ſeine eigentliche Stelle gefunden, und wird nach ſeinem wahren Werthe beurtheilt und behandelt. Beſonders aber werden die aus Anlaſs der einzeln Evangelien angeſtellten Betrachtungen, z. B. über ſinnliche Religion, über böſe Gedanken, Einbildungen und Begierden, gründlich, populär und brauchbar für Lehre und Leben ausgeführt. Möge der fleiſsige Vf. zur Fortſetzung und Beendigung dieſer, nicht nur den auf dem Titel angezeigten Schullehrern, etc. ſondern auch nach Rec. Dafürhalten vielen Predigern ſehr nützlichen Schrift, ferner Muſse, Gelegenheit und Luſt behalten!

Leipzig, b. Gräff: *Elementarbuch der chriſtlichen Lehre*, oder: *die faſslichſten Lehren Jeſu zum chriſtlich guten und frommen Verhalten mit kurzen Beyſpielen und Gleichniſſen für Anfänger.* Vor und bey einem andern Katechismus brauchbar, von *Carl Ludw. Droyſen.* 1800. 303 S. 8. (16 gr.)

Als eine, im Ganzen wohlgeordnete, Sammlung von Materialien für den katechetiſchen Unterricht iſt dieſs Buch (der zweyte Theil der Schrift des Vfs: *Ueber die beſte Art, die Jugend in der chriſtlichen Religion zu unterrichten*) von groſser Brauchbarkeit. Die vier Abſchnitte deſſelben, wovon die beiden erſten Rechts- und Sittenlehren, die beiden andern Religionsbegriffe enthalten, ſind ſo reichlich ausgeſtattet, die Gleichniſſe, Sprüchwörter, Beyſpiele (nur dieſe hin und wieder zu ſehr gehäuft und zuweilen ins Tändelnde fallend) und die den einzeln Materien vorgeſetzten und eingeſchalteten bibliſchen Stellen ſo gut gewählt, daſs der Katechet, der ſich, was dieſe oder jene Lehre betrifft, nach Materialien, wie ſie der jugendlichen Faſſungskraft angemeſſen ſind, umſieht, hier nicht leicht, was er ſucht, vermiſſen wird. Nur wird er, wenn ſeine katechetiſche Unterhaltungen tief eingreifen, und praktiſche Kenntniſſe aus dem Innern der Kinder-Seelen hervorlocken ſollen, eben die-

dieſe Materialien zum Theil anders zu behandeln haben, als ſie vom Vf. behandelt werden. Dieſer verſteht ſich ſehr gut auf die Kunſt, die einzelnen Lehren anzuordnen, zu populariſiren und deutlich zu machen, und von der Seite iſt ſeine Lehrmethode empfehlungswerth; aber was die Hauptſache des katechetiſchen Unterrichts iſt: zu machen, daſs der Geſragte den *Grund* einer Lehre, eines einzeln Satzes, *ſelbſt* findet, ſelbſt begreift, darauf müſste er ſich immer noch beſſer verſtehen, als er hier gezeigt hat.

Im Vortrage der Rechtslehre hält ſich der Vf. hauptſächlich an den Satz: was du nicht willſt, das man dir thue, das thue einem andern auch nicht. Seine Gleichniſſe, Beyſpiele etc. erläutern nun allerdings dieſen Satz, und machen ihn vollkommen deutlich, auch iſt er ohne Zweifel ſehr tauglich, um jedes einzelne Rechtsverhältniſs nach ihm zu prüfen, und durch ihn kenntlich zu machen; aber jene beweiſen ihn doch keineswegs, und an dieſem kann dem Unterricht ſelbſt, wenn er gründlich ſeyn ſoll, nicht genügen. Wie kommt der Lehrling zu dieſem *allgemeinen Satze?* Wenn er *Princip* des katechetiſchen Unterrichts im Rechte für denſelben ſeyn ſoll, muſs er alsdann nicht von ihm bloſs *erlernt* werden? Und wird hierdurch, trotz aller Verſinnlichung und Verdeutlichung, die ganze Lehre, ſtatt hauptſächlich eine Lehre für den *Verſtand* zu werden oder zu ſeyn, nicht vielmehr ein bloſses Machwerk fürs *Gedächtniſs?* Sollte keine Behandlung des jugendlichen Verſtandes von der Art möglich ſeyn, daſs eben dieſer Satz erſt am Schluſs der katechetiſchen Rechtslehre als ihr *Reſultat*, und als das ſelbſterworbene *Eigenthum* eben dieſes Verſtandes zum Vorſchein käme? — Faſt das nämliche läſst ſich gegen den Vortrag der Sittenlehre (von den Pflichten der Güte) erinnern, wozu noch kömmt, daſs die Begriffe von Gewiſſenspflichten nicht überall *rein*, folglich nicht als die von *Gewiſſenspflichten* dargeſtellt werden, indem zum öftern auf *die Folgen* der pflichtmäſsigen und pflichtwidrigen Handlungen, als ſollten oder dürften ſie die *Beſtimmungsgründe* des gewiſſenhaften Thuns und Unterlaſſens ſeyn, gefliſſentlich verwieſen wird. Die beiden letzten Abſchnitte endlich, worin die Lehre von Chriſto ſehr geſchickt und zweckmäſsig mit der Lehre von Gott verbunden iſt, bringen, vom Phyſiſchen hauptſächlich, vom Moraliſchen nur nebenher ausgehend, die Religion mehr von einer theoretiſchen, als von der praktiſchen Seite unter die Augen. —

PHILOLOGIE.

HALLE, im Verlag der Waiſenhausbuchh.: *Nouveau Choix des morceaux les plus intéreſſans de la Littérature Françoiſe*, tirés des meilleurs poëtes et proſateurs, avec des abrégés hiſtoriques et littéraires ſur les auteurs qui ſe ſont diſtingués dans les différens genres. Par *Philippe Siefert*, maître à l'Inſt. du Pédag. Royal à Halle. *Premiere Partie ſur la Poëſie.* 1800. 524 S. 8.

Unter allen bisher bekannten Sammlungen franzöſiſcher Leſeſtücke in Verſen zeichnet ſich gegenwärtige zu ihrem Vortheil aus. Hr. *Siefert* hat ſorgſam aus jedem Fache der Dichtkunſt nur ſolche Stücke gewählt, welche nicht allein in Hinſicht auf reinen Stil und andere poetiſche Erfoderniſſe ſich empfehlen, ſondern auch ſo viel als möglich nichts Anſtöſsiges oder Sittenverderbliches enthalten. Ihr Inhalt iſt: 1) *Fables;* 2) *Contes en vers et Allégories;* 3) *Poëſie paſtorale;* 4) *Poëſie Didactique;* 5) *Satires;* 6) *Epitres et Heroïdes;* 7) *Poëſie Lyrique;* 8) *Poëſie Epique;* 9) *Poëſie Dramatique;* 10) *Poëſie Epigrammatique.* Die beygebrachten hiſtorisch-literariſchen Nachrichten über die Verfaſſer werden dem Leſer eben ſo ſehr willkommen ſeyn, als die Sprach- und Sacherklärenden Noten unter dem Texte. Zunächſt iſt dieſes Buch für die obern Claſſen des Waiſenhauſes zu Halle beſtimmt; aber es iſt mit Recht zu hoffen, daſs es in vielen Lehranſtalten eingeführt werde. Möchte doch der verſprochene zweyte proſaiſche Theil auch bald erſcheinen!

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHULSCHRIFTEN. 1) *Annaberg*, b. Hasper: *De montibus urbium antiquarum ſedibus.* Commentatio, quam inter ſacra urbis Annaemontanae — propoſuit M. *Chriſtoph Gotthelf König*, Lycei Annaemont. Conrector. 43 S. 8.

2) *Meiſsen*, b. Klinkicht: *De cauſſis infrequentiorum hac noſtra aetate ſcholarum publicarum.* Oratio in auſpiciis novi muneris habita a *Chr. Gotth. König*, A. M. et ill. Scholae provinc. Afranae Collega tertio. 1800. 24 S. 8.

In beiden Schriften iſt das zweckmäſsig gewählte Thema wohl ausgeführt, und die erſte legt inſonderheit eine nicht gemeine Kenntniſs der alten Geſchichte und Literatur, auch der orientaliſchen, an den Tag. Beiden gereicht die gute Latinität des Vf's. noch zu einer beſonderen, in unſerem Zeitalter leider auch bey Schulmännern ſeltenen, Empfehlung. Eine ausführliche Darlegung des Inhalts iſt nicht für unſere Blätter, und in der That bey dieſen Schriften nicht einmal nöthig. Der Gelehrte weiſs, was er in Nr. 1. zu ſuchen hat, und er wird es nicht vergebens ſuchen; dem Pädagogen aber wird es genügen, die in Nr. 2. aufgeworfene Frage ſeiner Beherzigung, und die Schrift ſelbſt ſeiner eigenen Lectüre auch in dieſen Blättern empfohlen zu ſehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Martini: *Christian Friedr. Damberger's Landreise durch das Innere von Afrika*, vom Vorgebürge der guten Hoffnung durch die Kafferey, die Königreiche Mataman, Angola, Massi, Monoemugi, Muschako u. a. m., ferner durch die Wüste Sahara und die nördliche Barbarey bis nach Marocco. In den Jahren 1781 bis 1797. *Zwey Theile.* Mit Karte und colorirten Kupfern. 1801. VI. 218 u. 278 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Man mag diese sonderbare Erscheinung ansehen, wie man will; so wird man auf alle Fälle mit ihr betrogen. Denn entweder hat Hr. D., angeblicher Tischlergeselle aus Sch**, wirklich den Verleger und die Leser zum Besten haben wollen, und da ist der Betrug, wie wir sehen werden, nicht sehr fein angelegt; oder wenn hier alles ehrlich zugehen sollte: so ist nocli nie die Wahrheit unter einer so täuschenden Maske der Lüge aufgetreten; und man könnte völlig auf diese Reisebeschreibung anwenden, was Lessing von einer sehr gaunerhaften Physiognomie sagte:

> Wenn dieser Rothkopf ehrlich ist,
> So ist er warlich ein Betrüger.

Ein einzelner Mann ist zwischen dem 25. Dec. 1783 und dem October 1791, ohne alle Hülfe und Unterstützung ganz Afrika, vom Cap der guten Hoffnung bis Marocco, nicht in gerader Linie, sondern mit vielen Kreuz- und Querzügen zu Fusse durchreiset. Und ein solcher Wundermann, ein zweyter Cook zu Lande, gönnt nicht einmal seinem Geburtsorte Sch** die Ehre, durch einen solchen Landsmann mit berühmt zu werden? Welche sonderbare Misgunst? Oder war es Furcht, dass man dort nach seinem Taufschein fragen könnte? Oder war es übel verstandene Bescheidenheit, nicht ganz aus dem Incognito treten zu wollen?

An Bescheidenheit wenigstens hat es Hr. D. auch sonst nicht fehlen lassen. „Von den Ländern, sagt die Vorrede, die man schon aus richtigen Beschreibungen kennt, habe ich wenig angeführt, um nicht bekannte Sachen aufs neue vorzubringen.“ Gab es denn aber nicht für einen Mann, welcher in seinem Tagebuch so fleisig war, dass wir fast Tag für Tag erfahren, ob er im Innern von Afrika Milch und Mehl, oder einen herrlichen Braten verzehrte, ob ein altes Mütterchen oder eine junge Negresse ihm seine Kost gebracht hatte, ob er ausser dem Zelt oder in einem Winkel desselben, mit oder ohne Gesellschafterin, schlief, gab es denn für einen solchen pünktlichen Tagebuchsführer nicht auch in bekannten Gegenden manches unbekannte aufzuzeichnen? Und wie wusste er denn des bekannten sich so ganz zu entledigen? Entweder mus er zum voraus unglaublich belesen gewesen seyn, um nichts bekanntes in seine Papiere einzutragen, oder er mus, wenn er bekanntes und unbekanntes aus seinem Tagebuche erst jetzt, wie er anzudeuten scheint, geschieden hat, an diesem Stück Arbeit voll sechzehnjähriger, bis auf Essen und Schlafen vollständiger, Aufzeichnungen allmälich sehr schwer getragen haben. Sagt zum Beyspiel unser Hr. D., ungeachtet eines mehr als einjährigen Aufenthalts auf dem — nicht allzu bekannten — Cap, die Angelegenheiten seiner Person abgerechnet, nicht viel mehr, als sonst nach einem dreytägigen Verweilen innerhalb eines an Sprache und Sitten völlig unbekannten afrikanischen Hüttendorfs: so führt ihm doch das Unglück die Notiz in die Feder, dass (S. 42.) die meisten Colonisten Jagd treiben, und von der Compagnie, wenn sie ihr die Felle abliefern, Schiesgeld erhalten, unter andern: *für ein Kameel* 2 Rthlr. 12 gr., *für ein Elendthier* 2 Rthlr. 12 gr. Da für einen Elephanten 3 Rthlr., für einen Löwen nur 1 Rthlr. 12 gr. gegeben werden: so mus wohl ein solches *Elendthier* gar kein gewöhnliches Thier seyn, und man darf dabey nicht etwa eine Verwechselung mit dem *Elennthier*, *Antelope Oreas*, vermuthen, welches im Hottentottenland in grosen Haufen sich zusammenhält (s. *Bruns* systemat. Erdbeschreib. III. Th. S. 226. nach Sparrmann), und dessen Name *Elenn*, im Vorbeygehen zu sagen, aus dem arabischen *Ajalah*, *Ajâle* entstanden zu seyn scheint. Ist nun gleich nach dem Schusgeld ein *Dambergerisch-capisches Elendthier* fast dem Elephanten gleich gesetzt: so war doch die Compagnie sicher noch sehr ungerecht, dass sie ihren Colonisten nicht wenigstens das tausendfache auf die Einlieferung eines *Elendthiers* bezahlt hat, da, ausser dem Dambergerischen Tagebuch, dieses Thier „in beiden Welten, der alten und neuen, zwar einen ansehnlichen Streifen, von wenigstens 15 Graden, aber nur der *nördlichen* Länder einnimmt. (S. Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüsigen Thiere 1. Bd. S. 265.) Doch auch grose Tagbuchschreiber irren etwa in minder bekannten Namen. Aber dass gar *Kameele* auf dem Cap als Wild *geschossen* werden, dies beweist, wie sehr eine noch höhere Tugend der Bescheidenheit, in bekannten Dingen gar nichts zu sagen, dem Vf. nützlich gewesen wäre. Von Guinea

an findet sich bis jetzt das Kameel nirgends in Südafrika; es ist vielmehr, schreibt Zimmermann am angeführten Ort 2. Bd. S. 31. höchst zu verwundern, dafs die ihren Vortheil so sehr suchenden Holländer, am Cap keinen Versuch mit der Kameelszucht gemacht haben. Den Caffern ist es völlig unbekannt. Als Baretto zu den Mongas-Caffern mit Kameelen kam, sahen diese Völker sie für reifsende Thiere an, die von Menschenfleisch lebten. — Man denke nicht, Hr. D. meyne etwa den *Kameelparder*. Die *Giraffe* ist in seinem Register besonders genannt: sie gilt ihm nur 2 Rthlr. Schufsgeld. Nach diesem Beyspiel wird man, aufser der Bescheidenheit des Vfs., noch die Klugheit bewundern, dafs er, der seit dem Eintritt in den ersten Hottentottenkraal, durch das ganze unbekannte Afrika hindurch, unter Plünderungen, Kummer, Schlägen und Elend acht Jahre lang *die Namen der Völker und Orte* sorgfältigst überliefert, mit dem ersten Dorf, wo er Marocco betritt, S. 250. durch die Bemerkung sich zu Hülfe kommt: „Von jetzt an konnte ich mich um die Dörfer, Städte und Gegenden, durch welche wir reisten, nicht bekümmern, weil meine Zeit *nunmehr* zu beschränkt wurde, und ich so viele Arbeiten allein zu verrichten hatte, als sonst 3 Sklaven kaum übernehmen können.“ Ungeachtet nun von Marocco und Fez wenigstens 3000 Quadratmeilen noch für ganz unbekannt gelten, und ungeachtet des Vfs. aufserordentliche Sklaven-Arbeit nicht lange dauerte, er vielmehr noch bis 1797 in einem meist sehr bequemen Dienst in jenen Gegenden gewesen seyn will: so glaubt er doch dem Leser die Frage, warum 4 Jahre fast ohne alle Reisebemerkungen gelassen werden, durch die angeführte Wendung mit einemmal aus dem Sinn geschwatzt zu haben. Wenn hier den Aufzeichnungen des Vfs. vieles in der zweyten Hälfte seiner Wanderschaft abgeht: so hat er dagegen gleich im Anfang einen sehr auffallenden Ueberfluss. Das in unbekannten Gegenden so redselige Tagebuch mufs sogar, ehe er schreiben konnte, — sich selbst geschrieben haben. Erst, da er schon einige Zeitlang auf dem Cap allerley Aufwärterdienste verrichtet hat, gab — nach S. 11. ihm der Principal holländische Vorschriften, damit er sich im Schreiben üben sollte. „Sein Sohn „vertrat bey mir die Stelle des Hofmeisters, und ver„besserte meine Fehler. Ich lernte dabey nicht blofs „*die Anfangsgründe der Schreiberey*, sondern wurde „auch mit der holländischen Sprache (bis dahin ver„stand Hr. D. nach S. 10. keine andere, als — deut„sche — Mutterspräche!) besser bekannt.“ Auch ohne „die Anfangsgründe der Schreiberey?“ nun ist doch die ganze vorhergehende Reise, bis auf eine Menge Zahlen von Monatstagen und andern Dingen, bis auf die Zahl der mit dem Vf. eingeschifften Ochsen, Schweine, Schafe, Hühner und Tauben hinaus (S. 3.) — folglich so genau, als ohne ein vollständiges Tagebuch niemand seyn kann. Von einem solchem Tagebuch ist denn freylich auch seine wunderbare Fortsetzung und Erhaltung kein Wunder mehr. Welch ein schönes Volumen Papier mufs wohl Hr. D. (als Deserteur!) vom Cap vorsichtig mitgenommen haben, um nur alle seinen Magen betreffende alltägliche Denkwürdigkeiten, welche er häufig mit Voransetzung des Monatstags berichtet, gewissenhaft aufzuzeichnen, und um daneben noch zu andern Nachrichten, über welche wir bald sprechen werden, Platz zu gewinnen. Da er dem König von Junkodego oder Monoemugi (S. 60.) eine Wanduhr ausbesserte, fand der naive Erzähler noch Zeit, „die Numern ihrer einzelnen Theile, in Ermangelung des Papiers, in sein Tagebuch einzutragen, wozu er Kohle und Rothstift gebrauchte.“ S. 71. Einen solchen reichen Vorrath von beschriebenen und unbeschriebenen Schreibematerialien nun bringt er, ein einzelner Flüchtling, welcher mehrmals krank war, durch Ueberschwemmungen und Flüsse ging, und so manche Nacht dem Sturm und Regen ausgesetzt lag u. dgl., ohne Schaden und Verlust (wie man aus den ununterbrochenen Zahlangaben sieht) mitten in Afrika *acht* Jahre lang „unter dem linken Armloch in einer Tasche“ (1. Th. S. 209.) mit sich durch, da er bald aller andern Geräthschaften und Kleider, bis auf die Westenknöpfe, beraubt worden war, und er endlich auch diese Weste — die er übrigens bis Ende 1787 (2. Th. S. 209.) noch gehabt haben will, deren vierjährige Dauer unter solchen Strapazen dennoch zu einer Parallele mit den Schuhen der Israeliten in der Wüste notirt zu werden verdiente — für aufgegeben erklären mufs. Doch, aufser dem Tagebuch, über welches das Auge des Schicksals ganz vorzüglich gewacht haben mufs, ist noch etwas auf gleich wunderbare Weise von Hn. D. unzertrennlich, und zugleich unerschöpflich. Diess sind seine holländischen Gulden, welche er auf eine nicht gerechtfertigte Art besitzt, und auf eine unbegreifliche Weise zu nützen und zu retten das Glück hat. Als ein blofser holländischer Compagniesoldat war er (S. 3.) mit ungefähr 100 Floren Schulden auf das Cap gekommen, und hatte sich dort über 1 Jahr lang als Packdiener, und endlich einige Zeit als Comtoirdiener durchgeholfen; dennoch giebt es für ihn, da er sich zu seiner grofsen Reise entschliefst (S. 25.), so viele holländische Gulden mitzunehmen, dafs er unterwegs bey jeder Gelegenheit ein bis vier, ja gar einmal 20 Gulden (S. 215.) zu Geschenken austheilt, und doch ungefähr auf der Hälfte der ungeheuern Wanderschaft (bey einem, wie man sieht, ebenfalls ins Tagebuch eingetragenen Cassensturz) noch 27 Gulden und gegen 50 Muscheln übrig hat. 2. Th. S. 115. Eben diese Gulden hatten weiter die wunderbare Beschaffenheit, dafs Hr. D. in ganz Afrika sie überall in die dort gewöhnliche Scheidemünze kleiner Muscheln, die er, ebenfalls fast überall Zempo nennt, umsetzt. 300 Stück machen in Loango nach S. 14. im 2. Th. 1 Rthlr., S. 19. bekommt er auf einen seiner holländischen Gulden 360 Zempo zurück. Nur 2. Th. S. 86. bey den Moohatianern nennt er diese Muscheln *Gauers*. Schade, dafs nicht das jedesmalige Agio angegeben ist, um den Münzfufs des innern Afrika zugleich ins reine zu bringen. Das allerwunderbarste aber bey diesen holländischen Gulden, welche der Vf. oft und viel in Species ausgiebt, wäre, wenn man auf sie das

Datum

Datum anwenden müſste, daſs nach einem in Bruns ſyſtematiſcher Erdbeſchreibung III. Th. S. 298. excerpirten Verzeichniſs der auf dem Cap curſirenden Münzen, die *Capſchen Gulden eine eingebildete* und nicht in Species exiſtirende *Münze ſind*, und in Lohn und Beſoldung zu 16 Stüber *angerechnet* werden.“ Vgl. Thunberg I. Th. S. 224. Rec. kann über dieſe Nachricht, und ob auch auf dem Cap holländiſche Gulden in Species gewöhnlich ſind, eben ſo wenig entſcheiden, als darüber: ob es mit der einzigen ſtatiſtiſchen Neuigkeit, die uns bey Hn. *D.* S. 28—34. vom Cap gegeben wird, mit einer eingerückten Generalliſte der Einnahmen und Ausgaben, welche die Compagnie 1782 gehabt habe, ſicherer ſtehen möchte. Nach actenmäſsigen Berichten in Sprengels Auswahl der ausländiſchen Nachrichten (II. 190. 257.) waren die Einkünfte nie ſo gering als bey *D.*, welcher ſie auf 70,269 Rthlr. angiebt (S. 30.), aber auch die Ausgaben immer um vieles beträchtlicher, als die S. 33. dafür geſetzte Summe von 331,873 Rthlr. ſ. das angeführte, mit Sorgfalt bearbeitete Werk von Bruns S. 271.

Nach dieſen vorläufigen Gedanken, die ſich uns bey einer Reiſe, welche ganz ohne alle Beglaubigung geglaubt ſeyn will, in den gar wenigen über *bekannte* Gegenden mit ſichtbarer Scheu eingeſtreuten Bemerkungen angeboten haben, würde ohne Zweifel den Rec. niemand für einen hartnäckig Ungläubigen halten, wenn er alles übrige, was die ſonſt *unbekannten* Gegenden betreffen ſoll, der gläubigen Menge unſerer alle Reiſebeſchreibungen verſchlingenden Leſewelt zur Nahrung überlieſse, und ſie in dieſem leckern Genuſs nicht ſo unwillkommen ſtörte, als einſt den Vf., da er, vom Hunger heftig geplagt, eine rohe Schildkröte verzehren wollte, ein Trupp Elephanten ſtörte; (2. Th. S. 54. das heiſst, beyläufig zu ſagen, Thiere, welche, ungereizt und in Truppen, nicht gefährlich zu ſeyn pflegen).

An wunderartigen Beglaubigungen zum wenigſten fehlt es dem Vf., ſtatt der natürlichen, ganz und gar nicht. Es iſt nur eine Kleinigkeit, daſs nach S. 185 am 15. Dec. 1784 „gegen Morgen, da er kaum eine Stunde ſchlief, ſich etwas an ſeinen Füſsen bewegte. Er richtete ſich auf, und erblickte (welch ein ſchneller und genauer Beobachter!) eine 3 *Ellen lange und* 1 *Fuſs dicke Schlange* (deren Dicke mit der Länge in keinem Verhältniſſe ſteht, deren Gattung aber, wie eben deswegen eine vorſichtige Note ſogleich bemerkt, vermuthlich den Naturforſchern noch ganz unbekannt ſey?) welche die Ueberbleibſel ſeiner Mahlzeit, „einen delicaten Braten von Schildkröten,“ verzehrte. — Eine wahre Kleinigkeit; kaum etwas mehr, als die ſo vertraulich hingegebene Tagebuchsnotiz S. 164.: „Ich ſchlief, nach dem ich gegeſſen und getrunken hatte, unter freyem Himmel und ohne Bedeckung, vor einer Hütte ein, zog mir aber dadurch einen heftigen Huſten zu.“ — Ein ganz anderes Mirakel war es ja wohl, daſs unſer Pilgrim in der Nähe des Gambouruſluſſes (2. Th. S. 147.) ein kleines Gebirge beſtieg, wo er „*ſo viele Scorpionen antraf, daſs er bey jedem Schritte auf einige trat*, und daſs ein andermal (S. 127. 1. Th.) *ſich gegen* 100 *groſse und kleine Schlangen Nachts, gegen Morgen aber eben ſo viele Paviane, mehrere* 3½ *Fuſs lang, bey ſeinem Feuer um ihn her einfanden.*“ — Wem nach minder ſchauerlichen Wundern gelüſtet, erhält auch dieſe. Wie bey manchen Heiligen ſcheue Thiere zahm umherliefen: ſo kamen (S. 135.) „einige Böcke (Antelopen) zu ſeinem Nachtfeuer. Er war ſo glücklich, mit dem Beile einen zu erlegen, wovon er ſich einen Braten zubereitete.“ Der Vf. rechnet, wie man ſieht, auf Leſer, die alles vergeſſen, wenn ſie nur ſehen, daſs es zum Eſſen geht. — Andern iſt ein anderes Wunderwerk zubereitet. Da der Vf. auf das Cap kommt, verſteht er nichts, als ſeine Mutterſprache, und ſpricht auch S. 10. 11. von ſich gar nicht, als von einem dem Sprachelernen ergebenen Kopf. Von vorn herein iſt er über den bedenklichen Punct der vielen wildfremden Sprachen noch ſehr behutſam. „Wenn ich anführe, daſs ich mit Kaffern geſprochen: ſo müſſen meine Leſer dieſs ſo verſtehen, daſs ich mich ihnen, und ſie ſich mir durch einzelne Worte, noch mehr aber durch Gebärden und Zeichen, verſtändlich zu machen ſuchten.“ S. 77. Und eben dieſe Kaffern waren denn doch, in Vergleich mit den dem Aequator zunächſt gelegenen Monoemugis u. dgl., die nächſten Nachbarn des capiſchen Hottentottenlands, wo Hr. *D.* in einem mehr als einjährigen Aufenthalt ſich noch leichter eine vorbereitende Uebung in ihrer Sprache hätte beylegen können. Erſt, da er hofft, ſeine Leſer treuherziger gemacht zu haben, ſetzt er das Wunder mit den fremden Sprachen ungeſcheuter in Anwendung. Seit dem 2. Oct. 1784 (S. 147.) ſah Hr. *D.* die erſten Kamtarrianer, eine Nation am Tambofluſſe, am 7. Oct. gab man ihm die Erlaubniſs (S. 156.) weiter zu reiſen; er kommt auch am folgenden Mittag in die Stadt Buhagari, die erſte des Königreichs Biri. Und in dieſem fünftägigen Aufenthalt hat ſich der Wundermann über die Sprache der Kamtarrianer dennoch ſo inſtruirt, daſs er S. 150. einen groſsen Streit: ob dieſe Nation von dem Tyrannen Nampopango, oder aus Kongo herkomme, mit voller Zuverſicht aus der Verſchiedenheit der Sprachen entſcheidet. „Wider die letzte Behauptung (der Abkunft aus Kongo) iſt ihre, der Kamtarrianer-Sprache. *Ich habe hier nicht ein einziges in Kongo gewöhnliches Wort gehört.*“ Zum Belege führt er die Zahlen Kamtarrianiſch und Kongoiſch, nebſt einigen andern Worten einander gegenüber an. Mit gleicher Dreiſtigkeit verſichert er S. 130., daſs das Nordcaffériſche nicht mehr rein, ſondern mit vielen Worten der Südcaffern vermiſcht ſey. Daſs Hr. *D.* das ihm ſo ſicher bekannte Kamtarrianiſche keineswegs durch menſchliches Zuthun, ſondern durch eine wundervolle Inſpiration erhalten hat, iſt dadurch faſt ganz entſchieden, daſs während ſeines fünftägigen Aufenthalts 3 Tage lang die Einwohner alle gegen Feinde ausgezogen waren, und (1. Th. S. 154.) ihn „unter der Aufſicht eines guten alten Mannes zurückgelaſſen hatten, der ihn immer anredete, dem er, Hr. *D.*, aber nichts antworten konnte;“ nach

Zurück-

Zurückkunft der Sieger aber zwar ein lautes Siegesfeſt gefeyert wurde, doch ſo, daſs Hr. D. nicht Antheil nehmen, „ſondern nur einen Zuſchauer abgeben durfte, und gleich viel Fleiſch, wie jedes andere Mitglied, erhielt.“ — Nicht genug aber, daſs Hr. D. die Sprachen der unbekannten Afrikaner ſo wundervoll aufklärt. Nach dem 17. Julius 1785 (S. 191.) kommt er unter die Oſilaner, und weiſs uns ſogar eine Reihe von oſilaniſchen Wörtern (S. 195.) mitzutheilen, welche von ihnen *anders geſchrieben* und anders ausgeſprochen werden. Welche Cultur dieſer unter dem 15° ſüdlicher Breite liegenden afrikaniſchen Binnenländer, die nicht nur ſchreiben, ſondern ſogar ſchon ſo lange ſchreiben, daſs bereits ihre jetzige Ausſprache, von der bey Entſtehung ihrer Schrift üblichen, ſich ſehr entfernt hat! „Ihre Nachbarn, die Sovalaner, ſchreiben dagegen, wie ſie reden, nur noch mit einer etwas härtern Ausſprache.“ So genau weiſs Hr. D. zu beobachten, welcher bey den Oſulanern zwar vom Julius bis zum October (S. 199.) aber als kriegsgefangener Sklave bey einer Herde, wo ſein Mithirte nicht einmal ein Oſulaner war, zubrachte. — Ueberhaupt iſt ſeine Genauigkeit in unbekannten Ländern unübertrefflich. Unter eben dieſen ſchreibeverſtändigen Oſulanern war, berichtet uns Hr. D., unter den 6 Weibern des dortigen Mani, *gerade die vierte*, Natahar genannt, die „durch allerley Kunſtgriffe und Schmeicheleyen doch nichts bey ihm ausrichten“ konnte. Was für feine Intriguen eine Oſulanerin, die zum Melken kam, wohl gegen den Hirtenſklaven ihres Mannes ſpielen mochte! Vermuthlich iſt ſie es, die ihm den Unterſchied zwiſchen der oſulaniſchen Schrift und Sprache offenbarte. Man muſs nur äuſserſt beklagen, daſs er die oſulaniſche Schrift nicht „unter die Gegenſtände gerechnet hat, *welche einer bildlichen Darſtellung bedurften*, und welche er — nach Vorrede S. V. — *mit möglichſter Treue zu zeichnen, geſucht hat.*“ Eine Verſicherung, die des Leſers geradezu ſpottet. Denn „die Gegenſtände, welche Hn. D. einer bildlichen Darſtellung zu bedürfen ſchienen,“ ſind nichts, als ſeine eigene werthe Perſon neben einem Paar Kafferer, ein durch die Wüſte Sahra galoppierender Reuter, und zwey ſogenannte Einwohner aus dem nur ihm bekannten Reiche, Bahaſara. Die letzten, welche doch in der nämlichen Entfernung vom Aequator liegen ſollen, wie die Bewohner des Gambiafluſſes, malt Hr. D. bloſs bräunlich. Auch läſst er Mann und Frau in zierlichen Halbſtiefeln auftreten. Dem Mauren aus der Wüſte Sahra, wie dem Bahaſaraner, iſt ein rothes Tuch um den Kopf gebunden. Proben von „der möglichſten Dambergeriſchen Treue“ in Zeichnungen! — Leicht könnten wir das Dambergeriſche *donum linguarum* durch die ganze Reiſe durchführen. Der dreymonatliche Aufenthalt bey der oſulaniſchen Herde hat ſo gute Folgen (S. 201.), daſs nach Durchwanderung mehrerer anderer Zwiſchengegenden, er noch in Cacongo ganze Geſpräche hält, die uns aus dem unerſchöpflichen Tagebuch auf mehrern Seiten überliefert werden (2. Th. S. 21. 22. 33. 34.). Noch länger hilft die Sprache von Angola aus der Noth. 2. Th. S. 69. 97. Mungo Park dagegen beweiſt ſchon im II. Kap. ſeiner Reiſe, daſs, unter ſehr benachbarten afrikaniſchen Völkern die Sprachen ſehr verſchieden zu ſeyn pflegen; und dieſs iſt der Natur der Sache unter Nationen, die wenig Verkehr mit einander haben, und häufig in Feindſchaft leben, gemäſs. — Faſt noch wunderbarer aber iſt es, daſs da, wo ihm die Sprachengabe nicht ſogleich zu Gebot ſteht, alsdann auch kein Menſch ſie vermiſst. Er giebt ſich zu Tombukto (S. 194.) und ſonſt am Niger, wo der Mauren genug ſind, für einen Büchſenmacher aus Biledulgerid aus, verſteht nicht Arabiſch, tritt dennoch mit einer mauriſchen, aus Nubien nach Tunis gehenden Karavane, die groſse Reiſe durch die Wüſte Sahra an, und iſt nur bange, wenn er nach Biledulgerid käme, alsdann durch ſeine Unkenntniſs der Landesſprache entdeckt zu werden. „Die Sprache, ſagt S. 110. 2. Th. war der gröſste Anſtoſs (um nicht ſelbſt nach Biledulgerid ſich zu wenden); denn meine Kameraden würden, wenn wir nach B. gekommen wären, in mir nun gleich den Betrüger entdeckt haben, wenn ich die Landesſprache nicht geredet, und nicht verſtanden hätte.“ Vielmehr hätten eben dieſe Kameraden, als Mauren und Araber, beſonders da man durch mehrere arabiſche Dörfer kam, längſt, ehe ſie nach Biledulgerid kamen, Hn. D. entdecken müſſen. Denn die Sprache in Biledulgerid ſelbſt, iſt keine andere, als die mauriſch arabiſche. Genug, Hr. D. iſt im Verſtehen und Nichtverſtehen der afrikaniſchen Sprachen gleich wunderbar vom Schickſal berathen.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Cruſius: *Angenehme und lehrreiche Leſeſtücke für Anfänger in der franzöſiſchen Sprache*, von *Chr. Quedenfeld*, Conrector der Schule zu Goslar. 1800. 204 S. gr. 8. (12 gr.)

Dieſe, glücklich ausgewählten Leſeſtücke in Proſe und Verſen ſind Anfängern in der franzöſiſchen Sprache ſehr zu empfehlen. Ihr Inhalt iſt angenehm und lehrreich, und wird daher ſowohl die Aufmerkſamkeit rege halten, als auch Liebe zu einer Sprache einflöſsen, die jetzt in ſo vieler Hinſicht unentbehrlich geworden iſt. Das angehängte Wortregiſter muſs dem jungen Leſer viele Schwierigkeiten erleichtern, beſonders da zuweilen eigenthümliche Redensarten durch die Ueberſetzung erkläret werden. Eingeſchlichene Druckfehler ſind am Ende ſorgſam angezeigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 7. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Martini: *Christian Friedr. Damberger's Landreise durch das Innere von Afrika* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Veranlassung der ganzen Reise setzt ihrer Glaubwürdigkeit die Krone auf. Hr. *D.* schildert sich nicht etwa als einen muthigen, vorbenannten, durch Belohnung aufgemunterten Abentheurer, oder als einen passionirten Reiseliebhaber, den die brennende Begierde, das unbekannteste der Menschengattung mit Augen zu sehen, nicht ruhen liess, bis er sich 8 Jahre lang in der *Zona torrida* herumgetrieben hatte. Nichts treibt ihn, (S. 24.) ausser einer nicht einmal entschiedenen Besorgniss, als Soldat (wozu er sich doch ungezwungen engagirt hatte) nach Batavia gehen zu müssen, weil seine Principalin, wie er meynt, „besondere Absichten auf ihn gehabt" habe. Dagegen wählt er den kürzesten Weg, durch ganz Afrika in sein liebes Vaterland, Sch * *, zurück zu kehren. Auf dieser Rückkehr selbst ist er so wundersam consequent, dass, so oft er sich Gegenden nähert, wo er zu Portugiesen, Spaniern, Engländern, Dänen hätte kommen können, sich recht gewaltsam in die Mitte von Afrika hinein treibt. Zu Malemba handelt er sogar mit dem Capitain eines holländischen Kaufahrteyschiffs (2. Th. S. 26.), ohne einen Gedanken, durch ihn von der übrigen Hälfte seiner Landreise sich zu befreyen. Und warum? Der Möglichkeit, bey Europäern Dienste nehmen zu müssen, will er die Gewissheit unzähliger Gefahren und die afrikanische Sklaverey vorgezogen haben. 1. Th. S. 197. So gründlich motivirt ist der Entschluss, vom 35° südlicher Breite durch den Aequator bis ungefähr zum 32° nördlicher Breite, sich in täglicher Todesgefahr, bald hungrig, bald übersatt, bald geprügelt, bald mit dem abgetragenen Mantel des Königs von Malemba geziert etc., durchzuquälen, und wenn man ungefähr 20 Grade vorsetzlichen Umwegs nach Osten dazu rechnet (den er gerade da, wo er westwärts Europäer aller Art hätte treffen können, einschiebt!) wenigstens 1300 geographische Meilen zu Fusse zu machen.

Aus einer so vortrefflich motivirten Unternehmung, alle Ausbeute des Details unsern Lesern vorzuenthalten, wäre kaum verzeihlich. Wir wollen in grossen Schritten (auf der Karte ist, „nach des Vfs. eigenen Angaben," ein Maassstab von 30 *Tagereisen*, jede zu 8 *geographischen Meilen* angesetzt, welchem zufolge, der Vf. in 30 Tagereisen viel weiter, als die Kameele in eben so vieler Zeit gekommen seyn müsste!) Hn. *D.* folgen, und nicht einmal alle 8 Meilen bey einer seiner Entdeckungen stehen bleiben. Bey den höchst trägen Hottentotten findet der Vf. S. 61. sorgfältige Anstalten gegen die Furcht, halbtodt und zu frühe begraben zu werden. Nicht nur giebt S. 103 ff. die Caffernationen „in einem Striche Landes von 220 Meilen südlicher Breite und 86 bis 100 Meilen der Länge," namentlich und mit Umständen an (worüber ihm ein cafferischer Büsching Auskunft gegeben haben muss?), sondern der Vf. versichert auch S. 105.: „diejenige Nationen, welche ich hier angeführt habe, werden von den *meisten* Bewohnern der Länder, durch welche ich gereist bin, *unter die Caffern im weitern Sinne* gerechnet." Unglücklicher weise aber ist *Cafr* ein arabischer Name (Ungläubiger, Nichtmohammedaner) den sich die Caffern natürlich nicht selbst beylegen. — Schon bey ihnen beginnt des Vfs. schon berührte Aufmerksamkeit auf den Jugendunterricht. „Die Aeltesten in der Familie unterrichten die Jugend. Der Grosvater die Knaben, die Grosmutter die Mädchen." Hoffentlich werden alle Enkel die Grosältern lebend finden. Im Königreich Angola S. 207. wird der Unterricht unter freyem Himmel ertheilt, und „ich habe bemerkt, dass die Kinder hier weit aufmerksamer waren, als in manchen deutschen Schulen." Eine Stelle, welche gewiss nicht übersehen werden wird, wenn man einst Hn. *D.* in ein Reisemagazin für die liebe Jugend bearbeitet. Bey den Mophanern werden S. 97. die Kinder sogar täglich zweymal von den Priestern unter freyem Himmel unterrichtet. „Die dumpfigen deutschen Schulstuben existiren folglich in Ostafrika auch nicht! Mungo Park. (Hamburg. Uebers. S. 47.) zeigt an, dass selbst in Gegenden, wo sich Mohammedaner eingemischt haben, die übrige Völkerschaft das Schreiben noch für eine Art von Zauberey hält, auch blos die Mohammedaner den Negerkindern Unterricht geben, um sie dadurch zu ihrer Religionsparthie herüberzuziehen. — — Fast eben so aufmerksam ist Hr. *D.* auf Ehe und Ehescheidung. „Das Gesetz verbietet (unter den Caffern S. 109.) dem Manne, seine Frau zu schlagen; hierin hat also die Cafferin einen grosen Vorzug vor der cultivirten, sie mit Verachtung ansehenden, Europäerin." Der Vf., sieht man, hascht eben so sehr nach moralischen Tendenzen, als der Vf. der Anmerkungen, mit denen die hamburgische, sonst gute, Uebersetzung der Parkischen Reise höchst widerlich verziert ist. — S. 113. unterreden sich die Caffern vor Hn. *D.* „in einer ihm unbekannten Sprache, und ertheilen ihm endlich in cafferischen Ausdrücken die Antwort."

Welche Cultur, zweyerley Sprachen zu haben, eine für jedermann, die andere für Geheimnisse! — S. 132. erinnert sich der Vf., dass die Hitze den Nord-Cafr wenig arbeiten lasse. Dennoch setzt er, unter dem 15 südlicher Breite, eine Tagereise zu 8 geographischen Meilen? — Unter den Kantorrianern sind (S. 148.) 6 bis 7000 *streitbare* Männer und *Weiber;* letzte grösser als die Männer, tapfer und muthig.“ (Und doch?) „Sie sind meistens bey andern Nationen geraubt und zu Gefangenen gemacht. Mädchen werden - - gleich bey der Geburt wieder umgebracht. - - Die Vielweiberey ist erlaubt.“ Schwache Männer, und doch lauter geraubte kriegsgefangene Weiber. Amazoninnen und doch Vielweiberey. Welche neue Entdeckungen in der Sittenkunde! — S. 208. blickt Hr. *D.* sogar in diplomatische Geheimnisse des afrikanischen Hofs von Angola: „Sollte ein projectirtes Bündniss mit dem Könige von Mataman zu Stande kommen: so möchte es den Portugiesen hier (in den Comtoiren zu Loanda und Gambamba) wahrscheinlich so ergehen, wie in Japan.“ Hätte Hr. D. den dortigen Portugiesen diess projectirte Bündniss entdeckt: so müsste er mit einemmal seiner Leiden Ende, und sogar Belohnung gefunden haben. Klüglich merkt er zwar an, dass der König bey der Entlassung ihn zwey Tagereisen weit nach Norden habe begleiten lassen, damit er nicht zu den portugiesischen Factoreyen kommen konnte (2. Th. S. 5.). Was bewog denn aber Hn. *D.*, nicht, sobald er wieder allein war, westlich sich zu wenden, und späterhin sogar ungefähr 15 bis 20 Grade weit gegen Osten in das Binnenland hinein zu rennen? Etwa die Staatengeschichte? Denn sogleich S. 7. weiss er, was schon 1623 für Kriege zwischen dem König Manimugy und dem kleinen Völkchen der Zoharer vorgefallen sind. Hat er sich auch Auszüge aus den Azahorischen Reichsannalen verfertigt? — Mit gleicher Pünktlichkeit weiss er S. 60., dass das Königreich Juhkedego oder Monpemugi von Süden nach Norden 17, und von Westen nach Osten 13 Tagereisen lang ist, *an der Ostseite aber an Abyssinien gränzt.*“ Bis in das nächste Gränzland von Abyssinien, will uns also Hr. D. bereden, auf seiner Wendung von Westen gegen Osten landeinwärts gekommen zu seyn. Kein Wunder, dass Hr. Goldbach — welcher die Karte zu dieser Klimmischen Reise in den Planeten Nazar zu entwerfen, den Auftrag bekam, S. 274. bemerken musste: der Vf. hatte seine Reiseroute auf der Mannertschen Karte, die 1794, ohne dass ihr verdienstvoller Vf. sich genannt hätte, bey Weigel und Schneider erschien, verzeichnet. Man hätte glauben sollen, ich hätte nur diese Route auf meine Karte, allenfalls mit Anwendung der Declination der Magnetnadel nach Rennels Hypothese übertragen dürfen. Allein *ich konnte oft schlechterdings seine Directionen nicht so einrichten, dass sie auf die Oerter eingetroffen hätten, die er nennt. Ich musste also diese letzten eintragen, wie sie sich aus den besten Hülfsmitteln ergaben* (und daher ist die Karte noch das einzig Brauchbare am ganzen Buch!), *und ihnen seine Reise anpassen, wie es ging. Sein Compass, den er wirklich hatte* (d. h. gehabt zu haben versichert) *scheint falsch gegangen zu seyn.*“ So hielt denn doch der Compass mit der ganzen Reise gleichen Schritt! Auch von den Monoemugi's übrigens weiss Hr. *D.*, was sie schon 1728 gethan haben. S. 85. Doch was ist diess alles gegen die wichtigste Nachricht, dass Hr. *D.* — man weiss nur nicht recht wo? — bis an das Goldgebirge gereist ist, „wo viele Menschen in tiefen Gruben Gold *aus Quellen* unter der Erde suchen.“ Etwas von der *Goldwäsche* scheint der Vf. irgend woher gehört zu haben. Daraus werden nun ihm *tiefe Goldquellen.* Wir könnten unsern Lesern unter hundert weitern Denkwürdigkeiten noch erzählen, wie die undisciplinirten Truppen des König von Hacussa eben solche Gebirge, wie Bonaparte's Armee (S. 162.), mit dem Ruf: *Osothsugo Koato aqulaty*, das heisst: Tod und Qual ort soll uns nicht abschrecken! hinansprengen: so dass Stücke Felsen zurückflogen, jedoch keiner unglücklich war; wobey Hr. *D.* gar bescheiden vom Pferde stieg, und mit vieler Mühe die Spitze erreichte.“ — Uns dünkt aber, der Beyspiele möchten genug seyn, nach denen unsere Leser sich ähnliche Wanderschaften so oft erzählen können, als sie Lust haben. Wir bemerken nur noch, dass der Vf., welcher „auf seiner *Reise durch Sachsen* im August 1800“ schrieb, nach S. 181. „keine *ganz so schwarze* Gesichtsfarbe hat, *als* die Flintenmacher aus Biledulgerid.“ Von einem solchen körperlichen Beglaubigungsschein hat Rec. indessen nichts gehört. Sollte aber auch Hr. *D.* so schwarz seyn, als die verschiedensten afrikanischen Nationen zusammengenommen (von deren sehr verschiedener Farbenabstufung er zu unserm Erstaunen nichts erzählt hat): so ist Rec. doch überzeugt, dass er eher sich selbst wieder zum Weissen umzubilden, als seine Reise bis zur Farbe der Wahrheit abzuwaschen vermöge. Schlechthin unmöglich wird man es nicht nennen, dass jemand mitten durch Afrika vom Cap bis Marocco komme. Aber dass es nach den hier beschriebenen Erfahrungen und Notizen geschehen sey, diess ist so unmöglich, als dass ein Mohr seine Haut bleiche. Unserm Hn. *D.* ist es S. 26. „sehr wahrscheinlich,“ dass Vaillant die Reise, welche der Oberste Gordon im Namen des Gouverneurs unternommen, „auf sich bezogen“ dass er Nachrichten und Karten von einem Begleiter Gordons, einem Corporal *Martens* an dem Meisenberge erhalten, seine Naturalien aber auf dem Cap selbst von Colonisten, Sklaven, Hottentotten leicht gekauft habe. Hat uns etwa Hr. *D.*, um die Möglichkeit einer erdichteten Reise zu beweisen, eine noch weit unwahrscheinlicher erdichtete zur Probe geben wollen?

Nachschrift. Diese Anzeige war niedergeschrieben, ehe Rec. in Nr. 240. des Intelligenzblatts der A. L. Z., die von dem Verleger der Dambergerschen Reise unterzeichnete vorläufige Antwort auf einige die Glaubwürdigkeit dieser Reise betreffende Fragen las: dass der Tilesiusische Auszug durch „unvorsichtige Flüchtigkeit“ sich mancher Auslassungen schuldig gemacht habe. Nur ein einzigesmal hebt diese Bemerkung den Zweifel ganz; darin nämlich, dass Hr.

Hr. D. sein Tagebuch auf ganz kurze Zeit verloren zu haben versichert. Ein anderer Punct, dass er erst auf dem Cap *schreiben* gelernt habe, worüber die Stelle in unserer Recension aus der Reisebeschreibung selbst wörtlich angegeben ist, soll sich dadurch lösen, dass jenes Schreibenlernen auf dem Cap vom Lernen des *Holländischschreibens* zu verstehen sey. Von *holländischen* Vorschriften spricht die Stelle der Reisebeschreibung allerdings. Aber sie sagt auch ausdrücklich: ich lernte dadurch nicht blos *die Anfangsgründe der Schreiberey etc.* Wer sonst schon schreiben kann, lernt durch holländische Vorschriften nicht erst die Anfangsgründe der Schreiberey. Jedoch, wir lassen gerne den Vf. als Erklärer seiner Worte, wenn sie noch irgend ihm zum Vortheil erklärbar sind, auftreten. Wie aber die in den geographischen Ephemeriden von einem uns ganz unbekannten Beurtheiler erhobenen Zweifel auf Kosten des Auszugmachers, gelöst werden sollten, so möchte leicht der Versuch entstehen, andere Einwendungen gegen die Reisebeschreibung selbst dadurch entkräften zu wollen, dass man zwischen dem Vf. und dem Redacteur der Reisebeschreibung distinguirte. Im Urtheil des Publicums zwar würde der Vf. hierdurch nichts gewinnen. Eine Reisebeschreibung, deren Vf. so unmündig wäre, dass er einen ungenannten Redacteur alle die Unrichtigkeiten einmischen liesse, die wir in unserer Recension herausgehoben haben, und deren Anzahl noch bey weitem nicht erschöpft ist, wäre für den Gebrauch der Kenner, und selbst für die blosse Unterhaltung geradezu Null. An dem *Original des Tagebuchs* und der *Karte über das Innere von Afrika*, welche *D.* bey einem gewissen Martens S. 27. copirt haben will, müssen sich ganz eigenthümliche Charaktere der ihm zugeschriebenen Entstehung entdecken lassen. Blos die Niederlegung des Originaltagebuchs in sichere Hände, kann die Möglichkeit von Nachbesserungen und das Zurückschieben der Unrichtigkeiten auf den Redacteur der Beschreibung abschneiden. Denn selbst die angedeuteten „unverweigerlichen holländischen Zeugnisse" vermögen die Wirklichkeit der Reise durch lauter unbekannte Gegenden nicht zu beglaubigen, und durch das Arglose im Tone des Vfs., wird niemand gegen die oben durch so viele Data begründete Wahrscheinlichkeit geschützt, dass der Vf. seine Leser dem König von Hacussa gleich zu setzen Lust habe, vor welchem er S. 153. 2. T. „sein Tagebuch unter der Weste hervorzog, und *daraus erzählte was ihm beliebte.*" Ist Hr. *D.* „jetzt mit dem ihm sehr am „Herzen liegenden Vorhaben beschäftigt, sich dem „Hn. Oberconsistorialrath *Böttiger* und Legationsrath „*Bertuch* in Weimar zu jeder weitern mündlichen Beurtheilung persönlich vorzustellen:" so wird er noch mehr geneigt seyn, diesen beiden Gelehrten das Original jener Karten und des Tagebuchs zur Prüfung arglos und schleunigst anzuvertrauen. Da sich ausserdem der Vf. auf holländische Zeugnisse beruft: so möchten wir fürs erste wissen, wie nach S. 265. 2. Th. das *holländische* Schiff, auf welchem er aus Marocco nach Amsterdam zurückgekommen seyn will, *noch 1796 und 1797*, im *englischen* Hafen von Gibraltar sich ausbessern konnte, und von einer *englischen Fregatte* genau visitirt, aber nicht weggenommen wurde, „weil man nichts gefunden habe, das zur Wegnahme der Güter berechtigte." Hatte denn nicht schon das Jahr 1795 (Januar bis May) entschieden, dass seitdem alle holländische Besitzungen von den Engländern als feindlich behandelt wurden?

NÜRNBERG, b. Bauer u. Mann: *Das Murgthal*, besonders in Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik, von *K. F. V. Jägerschmid*, der phys. ökon. Gesellsch. zu Heidelberg Correspondent. 1800. 248 S. gr. 8. Mit Kupfern und einer Karte.

Die Murg ist ein mittelmässiger, ziemlich seichter und nicht schiffbarer Fluss in Schwaben, welcher im Wirtembergischen nicht weit von dem bekannten *Knipass* aus drey Quellen entspringt, und erst nach der Vereinigung dieser Anfangsarme seinen Namen erhält. Nach dem vereinten Lauf von drey Stunden tritt er in die Badensche Grafschaft Eberstein, und vereinigt sich nach fortgesetzten, sehr gekrümmten Laufe von noch eilf Stunden unterhalb Rastatt bey Steinmauern mit dem Rhein. Nur der letzte kleine Theil seines Flusses geht durch ebenes Land, die bey weitem grösere Strecke durchschneidet die hohen und rauhen Gegenden des Schwarzwaldes. Die Beschreibung der Murg, und der an dieselbe unmittelbar angränzenden Striche, wird der Gegenstand dieser sehr lehrreichen und zugleich unterhaltenden Beschreibung, welche dem übrigen Deutschlande nähere Bekanntschaft mit einem der versteckteften Winkel verschafft. Die Bearbeitung selbst muss in gedoppelter, geographisch-statistischer und technologisch-ökonomischer Rücksicht beurtheilt werden; in beiderley Betrachte giebt die Arbeit des einsichtsvollen Vfs. gute Ausbeute. Der Geograph lernt, dass das enge rauhe Thal der Murg, welches an beiden Ufern die schroffesten Felsen fast überall zu anstossenden Begleitern hat, dem Ackerbaue fast ganz unzugänglich ist, aber eine desto beträchtlichere Viehzucht begünstigt, und blos im Badenschen Antheile 13,400 Seelen reichlich nährt. Er lernt die kleinen Nebenbäche, und die meist mit ungeheuren Waldungen bedeckten zahlreichen Berge näher kennen, findet, dass die Erhöhung derselben beträchtlicher ist, als man sie bisher gewöhnlich schätzte, da angestellte Beobachtungen eine der höhern Spitzen, den Oelachen im Wirtembergischen, nahe bey der Quelle des Eiach-Flusses, auf 2456 Fuss von dem gegenüber liegenden Laufe des Rheins erheben. Mit Sorgfalt findet er die Menschenzahl in jedem einzelnen der zum Theil sehr ansehnlichen Dörfer angegeben, deren ergiebige Nahrungszweige die sorgfältige Benutzung ihrer beträchtlichen Eigenwaldungen nebst der Viehzucht ausmachen. Besonders wird ihn die Beschreibung der kleinen Stadt Gernsdorf von 2400 Seelen, mit ihren Manufacturen, und mit ihrer Schiffergesellschaft interessiren, welche zwar in andern geographischen Werken angeführt, von der

der aber nirgends bemerkt wird, dafs es eine aus hohem Alterthume herstammende Immung von Privatpersonen ist, welche nicht blofs das Recht des Holzhandels und Flöfsens auf der Murg ausschliefsend besitzt, sondern auch Eigenthümer von Waldungen ist, die im Durchschnitte sechs Stunden Wegs betragen, und nicht unter der Aufsicht der Badenschen Oberforstämter stehen. Sie haben durch den bekannten grofsen Waldbrand in dem Sommer dieses Jahrs mit mehrern benachbarten Strecken des Schwarzwaldes sehr gelitten. Die Einrichtungen dieser erblichen Gesellschaft, des beträchtlichen Mühl- und andere Wasserwerke, welche sie angelegt hat, und ihres Holzhandels auf dem nahen Rhein, mufs man in dem Buche selbst nachlesen. Auch die genaue und doch nicht ins Mikrologische sinkende Beschreibung der Stadt Rastatt, zeichnet sich vor andern ähnlichen geographischen Darstellungen, z. B. im Lexicon für Schwaben, sehr zu ihrem Vortheile aus. — Aber auch der Forstmann, Technologe, Oekonom, wird dieses Buch nicht ohne Nutzen aus der Hand legen, da es Rechenschaft von den einzelnen gröfsern und kleinern Waldungen, der Art der Behandlung in denselben und Winke zu Verbesserungen giebt; überdiefs die einzelnen Zweige der Betriebsamkeit in diesem Thale sehr genau, so wie auch die Vorrichtungen beschreibt, welche zur Beförderung derselben angelegt sind. Die Grundlage zu allen Erwerbszweigen ist hier das Holz; folglich findet man die genaue Beschreibung der Art, wie die Einwohner Theer oder Wagenschmier für sich und entferntere Gegenden aus Föhrenstöcken schweelen und zubereiten; von ihrer Art, Pottasche zu gewinnen und zu calciniren, von der Einrichtung der häufigen Sägemühlen, von dem Kohlenbrennen, Kienrufs und Glasbereitungen etc.; überall mit Hinweisung auf gröfsere Vortheile, welche sich durch verbesserte Art der Behandlung erreichen liefsen. Unter den Ideen, welche der Vf. dabey äufsert, geben nur wenige neue Bereicherung der Wissenschaft; sie zeigen aber durchgängig den praktischen, mit diesen Fächern vertrauten, und in den besten Schriften belesenen Mann. — Auf der Murg wird alles Holz zur weitern Ausfuhr geflöfst; aber theils hat dieser Flufs in seinem ersten Laufe nicht überall hinlängliche Tiefe, theils hindern in den Strom gerissene Felsentrümmer, theils mufs man erst Stämme und Scheitholz über die steilen Berge zum Flusse fördern. Zu allem diesen sind grofse Vorrichtungen unentbehrlich, um die Tiefe des Flusses zu vermehren, oder das Wasser der kleinen Nebenbäche zu einer Gröfse zu erheben, welche es möglich macht, die grofsen Quantitäten Holzes durch dieselben in den Hauptflufs zu bringen. Von den verschiedenen, zum Theil kostbaren, Arten von Schleufsenwerken liefert nun Hr. J. eine deutliche, selbst jedem in der Kunst nicht eingeweihten verständliche, Beschreibung, und erleichtert sie durch die beygefügten sehr gut gerathenen Zeichnungen, welche zugleich die verschiedenen Arten von Oefen abbilden, welche hier zur Verfertigung der Potasche etc. angewendet werden.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Crufius: *Anfangsgründe von dem Bau und der Bildung der Wörter der italiänischen Sprache*, wie sie in ächt toscanischer Mundart gesprochen und geschrieben wird. Von *Ch. J. Jagemann*, Mitglied der florentinischen Akademie. 1800. 244 S. 8. (21 gr.)

Hr. J., welcher sich bereits so manches Verdienst um die Verbreitung der italiänischen Sprache in Deutschland durch brauchbare Schriften erworben hat, liefert hier einen neuen Beweis seiner gründlichen Kenntnifs. Er zeigt die Aussprache und die Form der italiänischen Redetheile auf eine leichte und fafsliche Art, und geht in der Etymologie mit glücklichem Erfolg weiter als Bembo, Giambullari, Ascanio Persio, Ferrari, Menagio, weil diese die wahre Fundgrube, die nördlichen Sprachen, nicht kannten. Und da die ältesten italiänischen Dichter, besonders Petrarca, ihre Sprache aus der Provenzalischen dergestallt bereicherten und verfeinerten, dafs sie den Verfall der Dichterey der Troubadours bewirkte: so hat unser Autor beide Sprachen durch Beyspiele verglichen, um auch hier den Ursprung mancher Ausdrücke darzustellen. Die Grundsätze von dem Bau und der Bildung der Wörter sind durchaus der toscanischen Mundart angemessen, weil sie allein die Schriftsprache aller cultivirten Personen in Italien ist, auch in allen öffentlichen Schulen daselbst gelehrt wird, und in allen übrigen Provinzen Nachahmer findet. Mit Recht wundert sich daher Hr. J., dafs man die in Veneroni's Grammatik befindlichen schimpflichen Ausdrücke gegen diese beste Mundart bisher in den so oft wiederholten Auflagen weder gemäfsigt, noch ausgestrichen hat. Doch man mufs die reichhaltige Vorrede selbst lesen, um sich von dem überwiegenden Vorzuge der toscanischen Mundart ganz zu überzeugen. In diesem Lehrbuche sieht man auch Regeln und Tabellen von den offenen und geschlossenen Vocalen *e*, *i*, *o*, und von dem bald geschärften, bald gelinden *s*. Kurz, die Arbeit gereicht dem geschickten Vf. zu grofser Ehre, und sicher werden die forschenden Sprachliebhaber ihm für die mitgetheilten gründlichen Aufschlüsse und lehrreichen Winke aufrichtig danken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 8. Januar 1801.

GESCHICHTE u. POLITIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Staats-Archiv*, herausgegeben von dem geheimen Juſtizrath *Häberlin*. 16tes u. 17tes Heft. 1800.

I. *Votum des Correferenten bey dem Reichskammergerichte über die Verſtandeskräfte des Hn. Fürſten zu Neuwied.* In dem erſten Abſchnitte deſſelben, wo, wie gewöhnlich, von der Competenz des Kammergerichts gehandelt wird, findet man einige intereſſante Beyträge zu der Lehre von der Bevormundung gemüthskranker Reichsſtände, mit Hinſicht auf die neueſte Literatur über dieſen Gegenſtand. Hierauf folgen allgemeine Grundſatze über den Beweis der Verſtandesverirrung, über die verſchiednen Grade der Gemüthskrankheit und über die Bevormundung der Wahnſinnigen. Ob wir gleich darin mit dem Vf. einverſtanden ſind, daſs die Krankheiten der Vernunft beſſer durch umſtändliche Gemälde eines Individuums, dem es daran fehlt, als durch Kunſtwörter ausgedrückt werden können: ſo kann doch dieſe Bemerkung den Richter der Mühe nicht überheben, die verſchiednen Grade des Wahnſinns mit der möglichſten Genauigkeit zu beſtimmen, um hiernach zu beurtheilen, ob der dargeſtellte Zuſtand des Individuums wirklich unter dieſen Begriff gebracht werden könne. Was die Hauptſache betrifft: ſo ſind die Gründe warum das Kammergericht eine modificirte obervormundſchaftliche Verfügung wegen des Fürſten von Neuwied für nothwendig hielt, hinlänglich bekannt; merkwürdig aber iſt die S. 416. enthaltne Aeuſserung des Correferenten, daſs man das von dem Fürſten dagegen eingewandte *Remedium reſtitutionis in integrum* bloſs als eine *Defenſionem pro avertenda curatela* betrachten könne. II. *Geſchichte der kurpfälziſchen Religionsdeclaration von dem Hn Legations-Rath Höffelein zu Stuttgard.* Der Vf. dieſes Aufſatzes wurde von dem reformirten Kirchenrath zu Heidelberg und der dortigen geiſtlichen Adminiſtration reformirten Antheils auf den Friedenscongreſs nach Raſtadt geſchickt, um die Aufhebung der durch die Ryswikiſche Clauſel verurſachten Beſchwerden in ihrem Namen zu ſollicitiren, zugleich aber auch, wenn die linke Rheinſeite der franzöſiſchen Republik abgetreten würde, eine verhältniſsmäſsige Entſchädigung für ihren Verluſt nachzuſuchen. Obgleich ſeinen Bemühungen die gröſsten Schwierigkeiten entgegen ſtanden: ſo ſchien doch der Herzog zu Zweybrücken, als präſumtiver Nachfolger, der ſich damals zu Carlsruhe aufhielt, durch preuſsiſche Vermittlung geneigt zu ſeyn, unter königl. Garantie und unter Beytritt der Agnaten, einen Religionsvertrag einzugehen, der in dem Frieden ſelbſt beſtätigt werden ſollte. Bey Abfaſſung deſſelben kam es vorzüglich auf eine genaue Beſtimmung des künftigen Genuſſes der zwiſchen dem katholiſchen und reformirten Theile ſeither zu ⅔ und ⅓ abgetheilten Kirchengüter und Gefälle an, worüber endlich der Herzog zu folgendem Entſchluſs bewogen wurde: „Sämmtliche dermalen dieſſeits des Rheins befindliche Kirchengüter und Gefälle, ohne Unterſchied, welchem Theile ſie bisher zuſtändig geweſen, den Reformirten zum Genuſs und einer ausſchlieſsenden Verwaltung unter der Bedingung zu überlaſſen, daſs ſie zugleich die Bedürfniſſe des katholiſchen Gottesdienſtes, jedoch nur nach Nothdurft davon beſtreiten ſollten. Würde die überrheiniſche Pfalz entweder ganz oder zum Theil in ihre vorige Lage zurückgehen: ſo ſollte dieſe Einrichtung eben ſo, wie in der dieſſeitigen Statt haben; bliebe ſie aber unwiderruflich verloren, und die Reformirten könnten bey dem Frieden keine weitre Entſchädigung erhalten: ſo wollte der Landesherr das, was zu Beſtreitung der gedoppelten Bedürfniſſe fehle, aus eignen Mitteln zuſchieſsen, uud dieſen Zuſchuſs, mit Gütern und Realitäten verſichern.“ So günſtig auch dieſe Erklärung dem Vf. ſchien: ſo wurde doch die Vollziehung des hierauf gegründeten und im Anhang beygefügten Vertrags durch die Widerſprüche der beiden reformirten Collegien vereitelt, die den Vf. nach Raſtadt geſendet hatten; auch läſst ſich wohl nicht läugnen, daſs er manchen Bedenklichkeiten ausgeſetzt war, beſonders in Anſehung des Punktes, der die Beſtreitung der nothwendigen Bedürfniſſe von der katholiſchen Kirche betraf. III. *Abwiegung der Vortheile und Nachtheile, die aus der Annahme und Nichtannahme der entworfenen neuen Religionsdeclaration für die kurpfälziſche reformirte Kirche entſpringen.* Dieſer Aufſatz iſt im Namen derjenigen Glieder des kurpfälziſchen Kirchenraths und der geiſtlichen Adminiſtration zu Heidelberg abgefaſst, welche dem Entwurfe der neuen Religionsdeclaration beygetreten ſind. Der Vf. deſſelben geht von der Bemerkung aus, daſs an eine vollkommene Reſtitution der pfälziſchen reformirten Kirche, nach dem in dem weſtphäliſchen Frieden beſtimmten Normaljahre, nicht mehr zu denken ſey, und daſs man ſich daher weiter nichts habe verſprechen dürfen, als eine Wiederherſtellung der im Jahre 1705 ertheilten Declaration. Vor dieſer aber habe der neue Entwurf noch verſchiedne Vorzüge, unter andern darin, daſs er den Gliedern der reformirten Kirche ein poſitives (beſtimmtes) Recht zu einem dritten Theil der Stellen in den beiden Haupt-Landes-Colle-

Collegien einräumt, so wie auch zu den Civil-Aemtern auf dem Lande und in den Städten, dafs er die Verwaltung der geistlichen Güter zweckmäfsiger bestimmt u. s. w. IV. *Einige Actenstücke, die Ermordung der französischen Gesandten betreffend.* (Aus den *Pièces officielles, concernant l'Assassinat commis sur les Ministres Fr. au Congrès de paix à Rastadt. Strasbourg, en Messidor l'an* VII.) 1) Eine gerichtliche, von einem Friedensrichter zu Strafsburg auf Verlangen des Gesandtschaftssekretärs *Rosenstiel* verfertigte Registratur über verschiedne von den Oestreichern ausgelieferte Effecten der ermordeten Gesandten, aus welcher ersichtlich ist, dafs sich die wichtigsten und geheimsten Papiere unter diesen befunden haben. 2) Gerichtliche Aussage eines Strafsburger Schiffers Johann Zabern, der eine Stunde von Rastadt zu Ifesheim von Szekler Husaren angehalten wurde, und noch vor der Ermordung der Gesandten verschiedne hierauf sich beziehende Gerüchte vernommen zu haben, behauptete. V. *Hohes Alter, Freyheit und Unabhängigkeit der Stadt Hildesheim. Von dem Hn. Stadtsyndikus Hoffmann.* Aus zwey Urkunden vom 28sten July 1249, und den 6ten Jan. 1281 wird hier erwiesen: dafs die Stadt Hildesheim älter sey, als das Bisthum gleiches Namens, woraus der Schlufs gezogen wird: dafs auch der Bischof kein Recht über die Stadt erhalten konnte, es sey denn, dafs ihm solches von dem Kaiser verliehen, oder von der Stadt selbst übertragen wurde. VI. *Erneuerte markgräflich Badische Rangordnung der höhern Dienerschaft.* Sie giebt dem Herausg. zu der interessanten Bemerkung Anlafs, dafs man gerade in solchen Ländern, wo kein einheimischer Adel ist, dem Adel die meisten und oft sehr unbillige Vorzüge zugesteht.

Siebenzehntes Heft. I. *Einige Actenstücke, die Einführung eines Militair-Zwangsystems in den hannöverschen Landen betreffend.* In einem Rescript der kön. und kurfürstl. Regierung zu Hannover an die Calenbergische Landschaft, vom 12ten Januar 1796, wird der letztern bekannt gemacht, dafs man gesonnen sey, die Landregimenter aufzuheben, und dafür eine jährliche beständige Lieferung einer gewissen mäfsigen Anzahl von Rekruten zu verfügen, welche die Zahl der seither zu den Landregimentern gelieferten Leute nicht überschreiten solle. Dagegen werden in einer Vorstellung der Calenbergischen Landschaft vom 2ten Dec. 1796 folgende Bedenklichkeiten geäufsert. „Es sey gegen das allgemeine Staatsrecht, wenn man die Unterthanen nöthigen wollte, mehr Soldaten zu halten, als die Nothdurft erfodre; auch wäre es mit der Grundverfassung unvereinbar, dafs Landeseingesessene, sie möchten zu einer Classe der Unterthanen gehören zu welcher sie wollen, in Friedenszeiten, wider ihren Willen zu Leistung persönlicher Kriegsdienste gezwungen werden sollten, da zumal der Staat, auf Kosten der Unterthanen ein eignes regulirtes und zum Kriegsdienste ausgerüstetes Heer beständig unterhalte; der Dienst unter der regulären Miliz sey bey weitem beschwerlicher, und werde mit weit gröfserem Widerwillen von der jungen Mannschaft vom Lande übernommen, als der Landsoldatendienst; daher man die Auswanderung derselben besorgen müsse; endlich könne der entworfne Plan nicht ausgeführt werden, ohne das Land mit neuen, theils directen, theils indirecten, Steuern zu beschweren. II. *Pfalzneuburgischer Deputationsabschied über die neuburgischen Landes- und Regierungsverhältnisse.* d. d. *München den* 5ten *Oct.* 1799. In dieser wichtigen Urkunde, wird die Errichtung einer eignen Landesdirection in Neuburg bewilligt, ein Landtags-Ausschufs festgesetzt, der alle 6 Jahre zusammenkommen, und zu Besorgung landschaftlicher Geschäfte, eine landschaftliche Verordnung, die aus einem Kanzler und vier Gliedern besteht, zurücklassen soll; die Rectification der öffentlichen Abgaben, wozu auch die grundherrlichen Prästationen gerechnet werden, nach bestimmten sehr richtigen Grundsätzen beschlossen; die Untheilbarkeit der Bauergüter aufgehoben; das Richteramt von dem Kameralamte getrennt; die Eintheilung in Militär-Kantons begründet; und nach einem beygefügten Plane eine Bank auf den Fall errichtet, wenn man nicht noch andre Mittel auffinden würde, um den Mangel am baaren Gelde zu heben. III. *Actenstücke, die Friedensverhandlungen zwischen Oestreich und Bayern in den Jahren* 1744 *und* 1745 *betreffend.* Die gröfste Aufmerksamkeit in diesen Actenstücken verdient der von dem Prinzen von Wallis gethane Vorschlag: dafs Karl VII. gegen Bayern die italiänischen Länder des Hauses Oestreich unter dem Titel eines lombardischen Königreichs erhalten sollte; und die von der Maria Theresia gegen ihren Gesandten den Baron von Palm damals gethane Aeufserung, dafs nach dem von Kur-Bayern veranlafsten Verlust von Schlesien, weder das Erzhaus, noch das Gleichgewicht in Europa ohne Vergütung mittelst eines angränzenden deutschen Landes bestehen könnte. Eben so auffallend ist die in dem nämlichen Schreiben enthaltne Bemerkung: dafs, wenn die Wahlfreyheit des Kaisers durch eine in der Nähe befindliche Armee unterstützt werde, mit wohl ausgetheiltem Gelde sich alles ausrichten lasse. IV. *Actenstücke, die in dem Herzogthum Wirtemberg zwischen dem Regenten und der Landschaft entstandnen höchst gefährlichen Irrungen betreffend; nebst einer Einleitung.* Die Geschichte der bemerkten Irrungen, die in der Einleitung erzählt wird, ist aus politischen Blättern und Zeitschriften hinlänglich bekannt, daher wir uns blofs auf die Anzeige der hier mitgetheilten Actenstücke einschränken. A. *Circulare des grofsen landschaftlichen Ausschusses an die allgemeine Landesversammlung vom 2ten Nov.* 1799. — Betrifft das von dem Herzog zu Ende des vorigen Jahres geäufserte Verlangen, dafs die Landschaft zur Fortsetzung des Krieges 4000 Mann stellen sollte, welches aber von letzterer verweigert wurde. B. *Vorstellung der Landesversammlung wegen Organisirung des auf Betrieb des kaiserlichen Hofes und ohne Zuziehung der Landschaft beschlossenen Landsturms vom* 18*ten Nov.* 1799. C. *Landesfürstliches Ausschreiben vom* 30*sten Nov.* 1799. Enthält die Aufhebung der allgemeinen Landesversammlung, und wurde durch die vorhergehende Vorstellung und deren Mittheilung an die Obrigkeiten des

Lan-

Landes veranlaſst. D. *Reichshofraths-Concluſa.* Des Inhalts, daſs ſich die Landſchaft den Verfügungen des Herzogs unterwerfen, und dieſer berechtigt ſeyn ſolle, im Fall einer Widerſetzlichkeit das kaiſerl. Gen. Kommando der Armeen im Reiche um militäriſche Unterſtützung anzugehen. V. *Aufhebung der Leibeigenſchaft in dem dieſſeits des Rheins gelegnen Theile des Hochſtifts Speyer.* Unter dieſer Rubrik wird die deshalb ergangene fürſtl. Speyerſche Verordnung vom 22ſten Jun. 1798 mitgetheilt, die deſto lobenswürdiger iſt, da ſie alle aus der Leibeigenſchaft herrührende lediglich auf den Perſonen haftende Abgaben ohne einigen Erſatz aufhebt.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök: *Deutſches Staatsmagazin.* Herausgegeben von dem Profeſſor von *Berg. Dritten* Bandes *dritter* Heft. 1800.

Der Inhalt dieſes Hefts iſt folgender: XIII. *Landes Grundvergleich des Stifts Eſſen vom 2ten Sept. 1794, nebſt einigen vorbereitenden Actenſtücken.* Erſtere iſt für das Territorial-Staatsrecht wichtig, leidet aber keinen Auszug. XIV. *Etwas über die Anſprüche der Hn. Grafen zu Wittgenſtein an die Grafſchaft Sayn.* Der Vf. dieſes Aufſatzes Hr. Hofrath *Köſter*, ſucht darin eine Deduction zu widerlegen, welche Hr. Hofr. *Haas* zu Wetzlar für die genannten Grafen gegen die weiblichen Nachkommen der Grafen von Sayn verfertigt hat, und wodurch ein Streit erneuert worden iſt, der ſchon den 3ten März 1661 *in poſſeſſorio ordinario* von dem Reichshofrath zum Beſten der letztern entſchieden wurde. Die wichtigſten Gründe, worauf die Anſprüche der erſtern beruhen, ſind: 1) Der Satz, daſs eine 1295 zwiſchen den Söhnen Gottfrieds Grafen zu Sayn Johann und Engelbert (von welchem die Grafen von Wittgenſtein abſtammen) getroffne Theilung keine Todttheilung (Tottheilung) geweſen ſey. Dagegen wird nun behauptet, daſs in dem 13ten, ja, noch in den folgender, Jahrhunderten alle rechtliche Vermuthung für die Tottheilung ſtreite (eine Meynung, die bekanntlich noch immer ſehr zweifelhaft iſt); und daſs in dem gegenwärtigen Falle das Daſeyn derſelben durch verſchiedne Umſtände, als z. B. durch ausdrückliche und ewige Verzichtleiſtung Engelberts für ſich und ſeine Nachkommen durch den Nichtgebrauch des gräflich Sayniſchen Titels in dieſer Linie, und durch Ermanglung einer Mitbelehnſchaft derſelben zur Gewiſsheit erhoben werde. 2) Eine Erbeinigung von 1588. Die Gültigkeit derſelben wird deſshalb angefochten, weil ſie ein unvollkommener Entwurf geblieben, weil die handelnden Perſonen ihn durch widerſprechende Vorkehrungen ſelbſt für unkräftig erklärt haben, und weil die Einwilligung mehrerer Intereſſenten, die bey dem Entwurfe nicht zugezogen worden ſind, ermangelt. XV. *Drey Reichshofrathsconcluſa das Schwediſch-Pommeriſche Privilegium electionis fori betreffend.* Die beiden erſtern vom 26ſten Nov. 1799, werden zur Beſtätigung der Meynung angeführt, daſs die Reichsgerichte verbunden ſind, das gedachte Privilegium von Amtswegen zu beobachten; das letzte vom 17ten Jan. 1800 um zu zeigen, daſs die *continentia cauſae* nicht zu Hintanſetzung deſſelbigen berechtige. Wie hierbey von dem Herausg. vorzügliche Rückſicht auf die Sache des Hn. *von Berlepſch* genommen werde, können ſachkundige Leſer leicht vermuthen. (Ein Nachtrag zu dieſen Reichshofraths-Concluſis, worin die Fälle erläutert werden, welche der Gegenſtand derſelben ſind, folgt Nr. XX.). XVI. *Statut des Domkapitels zu Augsburg gegen geheime Geſellſchaften, nebſt der kaiſerl. Beſtätigung.* Erwähntes Statut beabſichtigt die künftige Abhaltung aller Mitglieder geheimer Geſellſchaften, namentlich der Freymäurer und Illuminaten von dem Domſtift. Die Beſtätigung deſſelben wird ertheilt: „in der Betrachtung, daſs geheime Geſellſchaften, Orden und Verbindungen ſchon durch ihr Geheimniſs an und für ſich für die allgemeine Ruhe und Sicherheit bedenklich ſind, insbeſondre aber bey dem jetzigen ohnehin unruhigen Geiſt der Zeit mehr, als jemals für Religion und Staat gefährlich werden können. XVII. *Beytrag zur Geſchichte des Berlepſchiſchen Proceſſes.* Der Hr. v. Berlepſch erhielt den 18ten Oct. 1799 von der Regierung zu Hannover eine Reſolution, wodurch ihm „wegen ſeines anſtöſsigen Betragens und der gefährdevollen Abſichten, deren er ſich verdächtig gemacht, der Aufenthalt in den Braunſchweig-Lüneburgiſchen Landen gänzlich und mit der Bedeutung verboten wurde, daſs, wenn er ſich dennoch darin betreten laſſen würde, er ſofort arretirt werden ſollte." Er wendete ſich hierauf an das Reichskammergericht, und bat um eine Extenſion des in der Hauptſache (nämlich in dem wegen ſeiner Abſetzung entſtandnen Proceſſe) erkannten *Mandati de exſequendo.* Dieſe wurde von dem Kammergericht den 20ſten Nov. 1799 als überflüſſig abgeſchlagen, deſſen ungeachtet aber die angeführte Reſolution der kurfürſtl. Braunſchweig-Lüneburgiſchen Regierung aufgehoben. Letztere nahm dagegen Recurs an den Reichstag, indem ſie behauptete, daſs das Reichskammergericht durch dieſes Erkenntniſs eine *ganz* neue Klage des von Berlepſch mit einer andern Sache, in welcher die Incompetenz deſſelben der Reichsverſammlung ſchon gezeigt worden ſey, auf eine unſtatthafte Weiſe zu verbinden geſucht, und damit ſeine Eingriffe in das *Privilegium electionis fori* nicht nur fortgeſetzt und wiederholt, ſondern auch auf einen ganz verſchiednen Fall ausgedehnt habe. XVIII. *Verhandlungen über einen Landtag in Baiern.* Durch verſchiedene neue Anfoderungen, welche von der Regierung den 9ten Jan. 1800 an die Verordneten der Bairiſchen Landſtände ergiengen, die aus 4 Prälaten, 8 vom Ritterſtande und 4 Deputirten der Städte beſtehen, wurden dieſe veranlaſst auf die Zuſammenberufung eines Landtages anzutragen, der ſeit 130 Jahren nicht gehalten worden iſt. Vor der Hand wurde dieſes Geſuch abgeſchlagen unter dem Vorwande: daſs es die gegenwärtigen Zeitumſtände nicht erlaubten. XIX. *Rechtsſtreit zwiſchen dem Herzog von Wirtemberg und ſeinen Landſtänden.* Die unter dieſer Rubrik mitgetheilten Actenſtücke ſind gröſstentheils ſchon aus andern öffentlichen Blättern [illegible]us der deutſchen Natio-

Nationalzeitung bekannt, daher ſie der Herausg. bloſs zum künftigen Gebrauch für den Publiciſten hier niedergelegt hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Richter: *Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände.* Von *Ge. Burchard Mich. von Rühl.* 1800. XVIII u. 244 S. gr. 8. (14 gr.)

Das Werkchen mit dem ſchwankenden Titel zerfällt in zwey Theile. Der erſte hat noch folgenden Nebentitel: *Menſchenwerth und Lauf der Welt* von *G. B. M. Rühl.* Er enthält Materialien zur Philoſophie des Lebens in den gegenwärtigen bedenklichen Zeitläuften, und verſucht es, die wichtigſten Probleme der Menſchheit aufzulöſen. Irren wir nicht: ſo hat der Vf. keine eigentlich wiſſenſchaftliche Bildung erhalten, ſondern er hat erſt in ſpätern Jahren aus eignem Drang und Bedürfniſs allerley über die groſsen Angelegenheiten des Menſchen geleſen und dieſen gemiſchten Leſereyen das Selbſtgedachte zugegeben. Denn wir finden hier ein eignes Gemiſch von geſunden, klaren und reinen Begriffen, und von verworrnen, unbeſtimmten, ſchielenden Vorſtellungen; viel Wärme des Herzens, bey einem Kopfe, der nicht für Speculationen gemacht zu ſeyn ſcheint, und vielleicht mit mehr Erfolg in andern Fächern ſich zeigen würde, wie denn allerdings die dramatiſchen Verſuche der zweyten Abtheilung, welche aus 2 Schauſpielen und 2 Nachſpielen beſtehen, einigermaſsen für die etwas peinliche Lectüre des erſten Theils entſchädigen mögen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Magdeburg*, b. Panſa: *Lectionum in Nov. Teſtamentum ſpecimen ſecundum*, quo fautores rei ſcholaſticae, ut examini literario . . beniv. intereſſe velint enixe rogantur a Directore utroque Scholae Bergenſis. *Explicationis loci Matthaeiani, qui de extremo vitae Jeſu Chr. actu exponit, Partic. I.* 28 S. 4. Der Zweck des Vfs., Hn. Prof. *Gurlitts*, iſt, eine Probe von Vorleſungen über das N. T., wie ſie im Kl. Bergen wirklich gehalten worden ſind, von Zeit zu Zeit dem Publicum vorzulegen. Von gelehrten Erziehungsanſtalten dieſer Art könnte über Lehren und Meynungen in der That nichts zweckmäſsigeres verlangt werden, als die Bekanntmachung wirklich gehaltener Lectionen. Und zu ſolchen Mittheilungen, aus denen die Lehrer ſelbſt beurtheilt werden können, wären wohl die einmal gewöhnlichen Einladungsſchriften zu den öffentlichen Prüfungen der Schüler der beſte Platz. Literariſche Entdeckungen werden in Vorträgen an Gymnaſiaſten nicht erwartet, und würden oft zweckwidrig ſeyn; folglich werden auch die Lehrer zu Nachforſchungen, welche dahin führen, nicht veranlaſst. In dieſer Rückſicht werden auch gymnaſiaſtiſche Einladungsſchriften nicht geſchrieben. Oft beſchäftigen ſie ſich daher mit Nebendingen und überflüſsigen Fragen, oder man bemerkt eine gewiſſe Verlegenheit der Vff. über die Wahl des Gegenſtandes. Alles dieſes zu vermeiden und etwas ganz zweckmäſsiges dagegen einzuführen, wäre, dünkt dem Rec., nichts nachahmungswürdiger, als öffentliche Darlegung von Proben des Unterrichts in mehreren Fächern, wie man denſelben in einer ſolchen Anſtalt zu erwarten habe. Kenner würden dadurch in den Stand geſetzt, auch in der Ferne den Aeltern zu rathen und beſtimmt zu verſichern, in welchen Fächern und nach welchen Methoden ſie — im Verhältniſs zu den verſchiedenen Fähigkeiten ihrer Söhne — bald da bald dort die angemeſſenſte Befriedigung zu hoffen haben.

Die Proben, welche der Vf. giebt, beweiſen, daſs er ſeine Zöglinge durch hiſtoriſch-philologiſche Lectionen über das N.T. auf eine ächt proteſtantiſche Theologie, d. h. auf eine ſolche, welche von jedem Entſcheiden der Ueberzeugungsgegenſtände durch Autorität unabhängig bleiben will, unpartheyiſch vorzubereiten ſucht. Bey Matth. 22, 43. macht Hr. *G.* über die Frage, wie Jeſus ſelbſt den Pſ. 110. verſtanden haben möge? unter andern dieſe Bemerkungen: *patet* (woran aber Rec. ſehr zweifelt) *eum in hac diſputatione locum illum de ſe, tamquam Meſſia promiſſo explicaſſe; neque hoc mirum videri debet in eo, qui ſe alibi Abramo prius extitiſſe affirmaverit. — Etſi a perſona Jeſu diſputationem κατ' ἀνθρωπον neque dogmaticam neque exegeticam alienam arbitror; veroſimilius mihi tamen videtur, eum et ipſum rationem interpretandi S. Codicis ſuae aetatis communem eſſe ſequutum, qua Meſſiae promiſſiones V. T. quaererent et facile reperirent in multis locis, in quibus ſi contexta reſpiciés, nulla illarum veſtigia comparent. Qui calamitatibus premitur, is liberatorem anquirit . . et facile deprehendit . . Accedit* (eine ſimpele, aber ſehr folgenreiche Urſache!) *quod illi homines codicem ſuum audiendo magis quam legendo percepiſſent, neque tam facile, ut nos, qui parva pecunia illum nobis comparamus (totum) evolvere et contexta perpendere poſſent. —* Das οὐκετις ἐτολμησε ἀποκριθηναι Vs. 46. wird als relative Negation erklärt: Niemand wuſste eine befriedigende Antwort; ſo wie auch im Deutſchen der Ausdruck: er wuſste nichts zu antworten, oft dieſe weite Bedeutung hat. — Wenn Vorleſungen über das N. T., welche den Zuſammenhang mit Klarheit nachweiſen, ſeltene Ausdrücke, Sitten und Wendungen hinreichend, aber ohne gelehrten Prunk erklären, hie und da eigene Winke einmiſchen, und die brauchbarſten Hülfsmittel zu weiterer Belehrung anzeigen, für Gymnaſiaſten der höhern Claſſe eine ſehr erwünſchte Vorbereitung zum akademiſchen Studium der Theologie ſind, wie dieſs niemand bezweifeln wird: ſo wäre es gewiſs zu wünſchen, daſs alle, welche in dieſer Abſicht Univerſitäten beziehen, unter ſolchen Lehrern und nach ſolcher Methode, welche nicht auf das Scheinen, ſondern auf das Seyn hinarbeitet, gebildet ankämen. Aus dem angehängten Entwurfe des Examens ſehen wir, daſs eine andere gute Vorübung für künftige Volkslehrer und Geſchäftsmänner, das Declamiren oder redneriſche Leſen, in Kl. Bergen ſehr hervorgezogen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 9. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

KOPENHAGEN u. LEIPZIG, b. Schubothe: *Die Religion der Vernunft und des Herzens.* Eine berichtigte Darstellung der *Ideen zur Philosophie über die Religion* von *Karl Venturini. Zweyter Theil.* 1800. VIII. u. 358 S. 8. (1 Rthlr.)

In Num. 147. des Intell. Blattes der A. L. Z. vom J. 1794 wurde dem Vf. der Vorwurf gemacht, dafs der gröfste und beste Theil seiner *Ideen zur Philosophie über d. Religion* aus den Vorlesungen, die er auf der Universität zu Helmstädt über populäre Theologie, Dogmatik, Moral etc. gehöret habe, oft wörtlich entlehnet sey. Auf diese Beschuldigung antwortete Hr. *V.* zwar in Num. 19. jenes Int. Bl. v. J. 1795, dafs nächstens eine genugthuende Erklärung oder Vertheidigung gegen dieselbe erfolgen sollte; allein diese ist bis jetzt entweder noch nicht erfolgt, oder uns entgangen; im letztern Falle müfsten wir den Vf. ersuchen, uns solche nachzuweisen. In der Vorrede zur *ersten* Ausgabe sagt der Vf. blofs, dafs er in der *zweyten Betrachtung* den Ideen eines seiner ehemaligen Lehrer gefolgt sey, ohne ihn zu nennen, und in der Vorrede zum *ersten Theil* der *zweyten* Ausgabe blieb er, aufser dafs er im Allgemeinen etwas gegen jene Beschuldigung erwähnte, die versprochene genugthuende Erklärung auch noch schuldig. In dem vor uns liegenden *Zweyten Theile* erinnert er nur, dafs bey der *sechsten* Betrachtung die Ideen seines ehemaligen Lehrers, Hn. D. *Sextro*, zum Grunde lägen, und dafs er bey der ersten Ausgabe diese Quelle nur im Allgemeinen angezeigt habe, ohne jedoch den Namen dieses Mannes zu nennen. Daran sey aber wahrlich nicht eitle Ruhmsucht, sondern vielmehr Schüchternheit, unter der Firma eines berühmten Namens seiner ersten schriftstellerischen Arbeit gröfseres Ansehn zu verschaffen, der Grund. Diese Entschuldigung ist aber seltsam. Dadurch hat noch kein Autor seiner Schrift ein gröfseres Ansehen verschafft, dafs er, wenn er die Arbeiten eines berühmten Schriftstellers benutzte, diesen zugleich nannte; vielmehr bringt er sich in den Verdacht, dafs er sich den Ruhm der Originalität erschleichen wolle, wenn er seine Quelle verschweigt. Der Zweck dieses *zweyten* Theils ist, eine bestimmte Angabe des Geistes oder Hauptgedankens des reinen Christenthums zu liefern. Dieses geschah in der ersten Ausgabe in *drey* Betrachtungen; hier dehnt der Vf. diesen dort schon zu weitläuftig abgehandelten Gegenstand in sieben *Betrachtungen* noch mehr aus. Die 1te enthält *vorläufige Erinnerungen zur Feststellung des Gesichtspunktes, um die Anstalt des Christenthums richtig zu beurtheilen.* Der nicht mit gehöriger Klarheit und Ordnung hier ausgeführte Gedanke ist: dafs die von Jesu und den Aposteln selbst, bey Einführung ihrer Lehren, gebrauchte Methode, sich dabey nach jüdischen Begriffen und Ideen zu accommodiren, so wie die Feststellung des Dogma's von göttlicher Inspiration, Ursache sey, dafs man die sittliche Tendenz und Würde der Religion Jesu so lange verkannt, sie für eine blofse statutarische gehalten, und an die Stelle eines ächt sittlichen Glaubens einen sinnlichen Frohnglauben gesetzt habe. Dieser Nachtheil lasse sich nur dadurch heben, dafs, da sich bey Unmündigen am Geiste mit reiner Religionsphilosophie nichts ausrichten lasse, man sowohl die Geschichte des Volks, unter welchem Jesus auftrat, als auch die Geschichte der Entstehung und allmählichen Verbreitung des Christenthums selbst aufzuklären, ein freyes Urtheil über jene Thatsachen einzuleiten, das bisherige blinde Annehmen und Fürwahrhalten unbegreiflicher Ereignisse durch richtige Darstellung derselben in seiner Unwürdigkeit zu zeigen, und ein reines Interesse der forschenden Vernunft aufzuregen suche. Diesen Weg, sagt der Vf., habe er hier eingeschlagen, um die Religion Jesu, als eine moralische, in ihrer Würde darzustellen. Aufser dem, dafs in dieser Erklärung zu wenig Bestimmtheit herrscht, erinnern wir noch folgendes: 1) ist es nicht erwiesen, und soll noch erwiesen werden, dafs die Lehre Jesu von sich, als dem verheifsenen Messias, blofse *Accommodation* nach jüdischen Begriffen gewesen, und das Dogma von göttlicher Inspiration nicht in dem Wesen des Christenthums gegründet sey. Das Transscendente in diesen Behauptungen widerspricht der reinen Sittenlehre Jesu nicht, und die transscendenten Geschichtsfacta von Jesu als einem unmittelbaren Gesandten Gottes, von göttlicher Offenbarung u. dgl. lassen sich sehr leicht von dem moralischen Theile des Christenthums, wie es Jesus, nach den Evangelisten, und die Apostel aufstellen, unterscheiden; können also nicht als die einzigen und eigentlichen Ursachen angesehen werden, dafs die moralische Würde in Jesu Lehre verkannt, und ein blofser statutarischer Frohnglaube eingeführt worden sey. Soll 2) der des vernünftigen Nachdenkens noch nicht fähige Theil der Menschen, durch die Geschichte der Juden und der Entstehung des Christenthums, zur Einsicht des wahrhaft Göttlichen der moralischen Religion geleitet werden; so halten wir solches nicht allein für überflüssig und vergeblich, da Moral eine von Geschichte ganz unabhängige Sache ist; sondern sind auch überzeugt, dafs dieses Verfahren nur mit Entstel-

lung der Wahrheit der Religionsgeschichte beobachtet werden könne, indem man genöthiget seyn wird, nur das blofs Moralische als das Wesentliche der christlichen Religion aufzuführen, die auf die Geschichte Jesu lediglich gegründeten Lehren hingegen von dem Wesentlichen der von ihm eingeführten Religion gänzlich auszuschliefsen. Wollte man aber beides, jenes Moralische und dieses blofs Geschichtliche, nach seiner in der Religionsgeschichte wirklich bestehenden Verbindung, aufführen: so würde das Resultat nicht so ausfallen, wie es der Aufgabe nach sollte. An Abrahams Gott werden die Leute dann mehr Gefallen haben, als an dem Gotte Christi, und an den Sohn Gottes werden sie sich mehr halten, als an den Vater dieses Sohns. Man mufs also entweder die Sachen lassen, wie sie sind, oder die Leser, statt der halben oder entstellten Wahrheit, mit der vollen bedienen. Jener von dem Vf. angenommene Gesichtspunkt und seine diesem gemäfs gewählte Behandlungsart hat auf die Darstellung der jüdischen und christlichen Religionsgeschichte, so wie auf die Parallelisirung der mosaischen und christlichen Religion in den folgenden Betrachtungen auch den nachtheiligsten Einfluss gehabt. Was der Vf. beybringt, trägt entweder gar nichts zur Beförderung seiner Absicht bey, oder ist einseitig und grundlos. So dienet die II. *Betrachtung über den Geist der theokratischen Verfassung des Judenthums* schlechterdings nicht dazu, die sittliche Tendenz und Würde der Religion Jesu kennen zu lehren. Sie ist vielmehr eine höchst einseitige Abfertigung der jüdischen Religion und theokratischen Verfassung, die blofs zur Absicht hat, durch den Schatten, in welchen diese gestellt sind, die Religion Jesu zu heben. Die eigentlichen Momente zur Beurtheilung des Werths und der Wichtigkeit der mosaischen Religion und Staatsverfassung sind gänzlich aus der Acht gelassen; nämlich, dass diese nicht minder in dem Plane der Vorsehung lag, als die Religion Jesu, um die Menschen zur Sittlichkeit zu erziehen; dass diese, nach allen ihren Eigenthümlichkeiten, ohne jene, nie zu Stande gekommen wäre; dass die theokratische Verfassung und die Absonderung der Juden von den andern (heidnischen) Völkern, nothwendig war, um sie von der Abgötterey und dem Polytheismus abzuhalten; dass, so lange keine Aenderung in der mosaischen Einrichtung gemacht wurde, auch die von Mose beabsichtigte moralische Bildung guten Erfolg hatte, wie die schöne Periode während der Regierung der Richter bestätiget; dass die aus der theokratischen Verfassung entsprungenen Vortheile die politischen und moralischen Vortheile noch lange nicht aufwiegen; dass selbst nach dem Apostel *Paulus* (Gal. II, 23. 24.) die Erziehung auf Christum oder auf die Lehre desselben, der Zweck des mosaischen Gesetzes gewesen ist u. s. w. Auf alle diese Dinge ist hier keine Rücksicht genommen. Dagegen läugnet der Vf. ohne allen Grund dem mosaischen Gesetze alles Verdienst und alle moralische Tendenz ab. Ihm ist der Gott Moses nur ein zorniger und eifriger Gott, ein blofs strafendes Wesen, und die Furcht vor seinem Zorn das einzige Bildungsmittel der mosaischen Religion; er macht es dieser zum Vorwurf, dass sie kein vollständiges System gewesen sey, dass die theokratische Verfassung den Handel und Verkehr mit andern Völkern gehindert hätte, ob er gleich in der Folge wieder sagt, dass der Charakter der Juden, sobald sie sich mit dem Handel abgegeben, verschlimmert worden wäre; er bürdet ihrer Religion und Verfassung die Vergehungen und Verbrechen einzelner Individuen auf, und macht es überhaupt mit der mosaischen Religion eben so, wie es viele mit der christlichen machten, die dieser alles das Uebel zur Last legten, das von ihren Bekennern geschah. Eben so wenig hat die III. *Betrachtung über den Zustand der bekannten Welt in dem Zeitalter der Entstehung und ersten Ausbreitung des Christenthums*, auf die Beurtheilung und Darstellung des moralischen Geistes desselben Einfluss. Sie enthält eine sehr unvollständige, blofs allgemeine Resultate gewährende, aber eben so wenig in Details eingehende, als bündige, Darstellung des politischen, wissenschaftlichen und moralischen Zustandes der Menschheit unter den Griechen, Römern und Juden jener Zeit, um die Nothwendigkeit einer Revolution in der Religion und der herrschenden Denkart überhaupt zu zeigen, die von Andern schon weit gründlicher und ausführlicher gegeben worden. Auf den Zustand der Philosophie und besonders derjenigen Schulen derselben, die auf die Lehren des Christenthums am meisten Einfluss, selbst in den Personen einiger Apostel, hatten, ist gar kein Bedacht genommen; auch ist der Inhalt und Vortrag weder für Ungelehrte fafslich und anziehend, noch für Kenner befriedigend genug. Mit der moralischen Lehre Jesu steht die Ausführung dieser Betrachtung in gar keiner Verbindung und man sieht überhaupt, dass der Vf. vor der Ausarbeitung seines Werkes keinen festen Plan dazu entworfen hatte. Zweckmäfsiger sind die IV. *Betrachtung über die Bildung und den Charakter Jesu*, V. *über den Zweck und Plan des Stifters unserer Religion* und VI. *über den Geist des reinen Christenthums*; obgleich auch hier manches in der Ausführung noch mangelhaft, zu weitschweifig, und zu dem Zwecke, welchen fest vor Augen zu haben, der Vf. seinen Rec. selbst so dringend empfiehlt, nicht erfoderlich ist; wohin wir z. B. die Beweise von der Authentie der Evangelien, die Schilderung des Charakters derselben und der sogenannten apokryphischen Evangelien rechnen. S. 124. heifst es: Josephus schweige von dem bethlehemitischen Kindermorde, weil er es zu der Charakteristik des schändlichen Herodes gar nicht für nöthig gehalten habe, (woher weifs das der Vf. so bestimmt?) diese unter der Menge seiner scheufslichen Grausamkeiten *so wenig hervorstechende* (?) Gewaltthat zu berichten. S. 127. wird nicht wohl überlegt geurtheilt, dass die Flucht nach Aegypten für die Charakterbildung des Kindes Jesus nicht darum so aufserordentlich wichtig gewesen sey, weil es, wie man wohl vermuthet habe, den ägyptischen Priestern übergeben und von denselben in ihren *überschwenglich grofsen* Geheimnissen unterrichtet worden wäre; sondern darum, dass das junge Kind (gleich

nach seiner Geburt flohen die Aeltern mit ihm nach Aegypten und kamen nach Herodes Tode, welcher zwey Jahre darauf erfolgte, nach Nazareth zurück) schon frühe Leiden und Beschwerden aller Art kennen und erdulden, die bangen Seufzer und Klagen seiner Aeltern über die Abwesenheit von dem geliebten Vaterlande *rührend* empfinden, und beym ersten Aufblicken der Vernunft erkennen mufste, dafs die Geliebten diese Leiden gröfstentheils um seinetwillen erduldeten. Einen wohlthätigen Einfluss auch auf Josephs, des Pflegevaters Jesu, Denk- und Vorstellungsweise hatte jene Flucht nach einer etwas zu liberalen Hypothese unsers Vfs. nach S. 129. auch dadurch, dafs der tief eingewurzelte Nationalhafs gegen Fremdlinge in des biedern Josephs Seele einen mächtigen Stofs erhielt. Den freyern Ideen seiner griechischen Glaubensgenossen habe er dort unmöglich Herz und Ohr ganz verschliefsen können. Die Bedürfnisse seines Volks, die Mittel, dem herrschenden Verderben zu steuern, das wahre Verhältnifs der Nation zu dem weltbeherrschenden *Römervolke*, mochte er nun aus einem ganz neuen Gesichtspunkte angesehen und beurtheilt, und alle diese Kenntnisse auch bey der Erziehung seines geliebten Pflegesohnes benutzt haben. Die ganze Bildungsgeschichte Jesu, welche der Vf. entwirft, ist überhaupt sehr dürftig, so wie der Charakter Jesu und seiner Lehre declamatorisch, in den wenigsten Zügen aus seinen Handlungen und den Begebenheiten seines Lebens gezogen, und es fehlt viel an der Wahrheit dessen, was der Vf. von der Person Jesu auf gerathewohl behauptet, und dafs Jesu Charakter nach seiner ganzen, in seinen Aeufserungen gegründeten, Individualität aufgestellt wäre. Dafs Jesus nicht die Absicht gehabt habe, die ehemalige theokratische Verfassung unter seiner Nation wieder einzuführen, ist so ausgemacht noch nicht, als sich der Vf. vorstellt. Die entgegengesetzte Meynung hat nicht zu verachtende Gründe für sich, die aber der Vf. nicht anführt. Die Erklärung Christi (Joh. 4, 21 — 24.) und die Absicht desselben, alle Menschen an den Früchten seiner Lehre Theil nehmen zu lassen, kann damit gar wohl bestehen, und mit Floskeln, wie deren S. 167. vorkommen, ist dagegen nichts ausgerichtet. Das Wesentliche in der sechsten Betrachtung ist aus *Kants Rel. innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft*, ohne jedoch diese Quelle zu nennen, entlehnt und nur weitläuftiger und verworrener dargestellt, da hingegen bey *Kant* sich die Sache leicht übersehen läfst. Wenn aber der Vf., da er der christlichen Glaubenslehre oder des Kirchenglaubens hier gar nicht erwähnet, in dem Gedanken zu stehen scheint, dafs die christliche Lehre überhaupt blofs in dem, was in ihr der Moral angehört, bestehe: so irrt er sich, und es stehen ihm hierin die Urkunden der christlichen Religion selbst entgegen. Ein anderes ist es aber, welcher von beiden Theilen der christlichen Lehre, der moralische Glaube oder die Offenbarungslehre, dem andern als Bedingung vorausgehen, und welcher, als blofses Beförderungsmittel, diesem nachfolgen müsse, wovon der Vf. auch in der Folge noch handelt. Uebrigens sind manche seiner Erklärungen und Paraphrasen, um die moralischen Lehren des neuen Testaments mit den Sätzen der krit. praktischen Philosophie in Einverständnifs zu bringen, zuweilen etwas gezwungen, und es wäre überhaupt besser gewesen, sie nicht sowohl dieser zu accommodiren, als vielmehr sie als Ausspräche der Vernunft selbst aufzustellen und aus derselben herzuleiten. Die sogenannten *Resultate der reinen Vernunft zur richtigen Schätzung und Würdigung des bestehenden Kirchenglaubens*, in der VII. und letzten *Betrachtung* sind nicht eigentlich Resultate, die aus den Untersuchungen und Räsonnements in den vorhergehenden Betrachtungen fliefsen, — denn dazu enthalten diese gar keine Vorbereitung, — sondern sie liefern vielmehr eine Darstellung und Censur der positiven Lehren des Christenthums, mit Bemerkung dessen, was davon entweder gar keines Gebrauchs bey öffentlichen Vorträgen mehr fähig ist, oder was davon und wie es noch jetzt als Vehikel und Beförderungsmittel der moralischen Religion benutzt werden kann, oder einer moralischen Behandlung empfänglich ist; ebenfalls nach Kantischen Ideen in dem oben angeführten Buche. Einzelne gute und brauchbare Gedanken; aber das Ganze hat den Fehler aller übrigen Betrachtungen, dafs die Gedanken nicht planmäfsig geordnet sind, sondern mehr durch Zufall, als durch überdachte und durch vertraute Bekanntschaft mit dem abgehandelten Gegenstande bestimmte kritische Wahl, auf einander folgen.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA u. LEIPZIG, b. Kayen: *Klippen- und Sandbänke auf der Lebensreise Adolphs und seines Steuermanns Paul.* 1800. 1. Theil 418 S. 2. Theil. 350 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der junge *Rückzug* wird von einem unermefslich reichen Oheim, einem Menschen- und besonders Weiber-Feind, nach seinen Grundsätzen erzogen. Nach dem Tode des Oheims glaubt sein Vormund ihn am besten durch eine Reise von den eingesogenen verderblichen Grundsätzen zu heilen; allein die Reise, auf welcher er viele Menschen von der schlechten Seite kennen lernt, bewirkt nur das Gegentheil, und bestätigt den Entschlufs, sich ganz aus der menschlichen Gesellschaft zurückzuziehen, und mit seinem treuen Diener Paul, der aber weit besser von den Menschen denkt, als sein Herr, sein Leben in einer einsamen Gegend des Schwarzwaldes zuzubringen. Der Entschlufs wird ausgeführt, bald aber bringt der Wunsch seine Grundsätze, so wie sein Vermögen zu vererben, den Menschenfeind zu der Speculation, einen Sohn zu adoptiren; weil ihm aber Niemand sein Kind anvertrauen will: so entwirft er den Plan, sich selbst einen Erben zu verschaffen, und geht blofs zu dem Ende mit einem weiblichen Wesen ohne alle Bildung eine Verbindung ein, welche er, nachdem ihm ein Sohn und eine Tochter gebohren worden, wieder aufhebt. Sein Sohn Adolph, welchen er sorgfältig seinen Grundsätzen gemäfs, in der gröfsten Abgeschie-

schiedenheit von der Welt erzieht, ist der Held dieses Romans. Ausgerüstet mit vielen Kenntnissen und Vermögen, schickt sein Vater ihn im 18ten Jahre, unter Begleitung des treuen Pauls auf Reisen, wo ihn seine gänzliche Unkunde des praktischen Lebens in mancherley Lagen verwickelt. Durch Sinnlichkeit fühlt er sich, trotz den väterlichen Grundsätzen bald zum schönen Geschlecht hingezogen, und tritt zweymal in eine nähere Verbindung mit — Freudenmädchen, die sich unter einer schönen Aufsenseite planmäsig seiner bemächtigen, bis seine Freunde, durch Entdeckung der wahren Umstände, diese Verbindung zu seiner grofsen Betrübnifs zerreifsen. Zum drittenmal ist er im Begriff, sich mit einem edeln Mädchen zu verbinden, kommt aber auf die unglückliche Idee, sie zuvor noch durch eine drey monatliche Reise, wovon er ihr keine Veranlassung angiebt, in Ansehung ihrer Treue zu prüfen. Diese Probe wird noch dadurch geschärft, dafs er ihre angebotene Begleitung, auch sogar einen Briefwechsel ablehnt; er bewirkt aber dadurch den Verlust ihres Herzens, welches sich durch beständigen persönlichen Umgang, während Adolphs Abwesenheit, zu einem seiner Freunde hingezogen fühlt, dem er auch bey seiner Zurückkunft ihre Hand grofsmüthig überläfst. Diese Erfahrungen schwächen seinen Glauben an gute Weiber so sehr, dafs er schon fest entschlossen ist, sich, gleich seinem Vater, aus der Welt zurückzuziehn, bis es seiner trefflich gebildeten Schwester gelingt, ihn durch Bekanntmachung mit einigen vorzüglichen Weibern, mit diesem Geschlecht zu versöhnen, und ihn durch die Verbindung mit einem liebenswürdigen Mädchen dergestallt zu beglücken, dafs selbst sein alter Vater seinen menschenfeindlichen Grundsätzen ungetreu wird, und sein Leben im Schofse seiner glücklichen Familie beschliefst.

Dieß ist die Skizze des Romans, dessen Anlage dem philosophischen Bearbeiter ein weites Feld eröffnet, wovon der Vf., einen Theil mit ziemlichem Erfolg angebaut hat. Sein Ton der Erzählung ist zwar nicht classisch, doch durch Leichtigkeit unterhaltend, und die Sprache ziemlich correct, denn im ganzen Buche sind uns nur drey Stellen vorgekommen, die in dieser Rücksicht, einer Verbesserung bedürfen. S. 115. im 2ten Theil steht: „dagegen dachte er sich ihn sehr reizvoll, wenn er durch eine Seele veredelt würde, wie den schönen Körper Elisens eine *umhüllte*." S. 158. „auf Hanchens schon geprüfte (r) Treue und Verschwiegenheit rechnend." S. 229. wie, wenn sie es dem Zufall überliefse, Adolph (en) nähere Bekanntschaft mit ihrem Geschlechte machen zu lassen. Das Kupfer vor dem Titelblatte wird übrigens zur Empfehlung des Buchs, nichts beytragen.

* * *

Altona u. Leipzig b. Kaven: *Der vollkommene Pferdearzt, oder praktisches Pferdearzneybuch, worinnen die meisten innerlichen und äusserlichen Krankheiten deutlich beschrieben und erklärt werden*, nebst einem Anhange von Rindviehartzneyen. Alles mit gröfstem Fleifse zusammengetragen und mit einem Register versehen von J. N. *Schmidt*. 2te verbess. Aufl. 1800. 480 S. 8. (20 gr.)

Leipzig, b. Fleischer: *Kleine Geschichte für Kinder von sechs bis zehn Jahren, die gern etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.* 4r Th. 2te verbess. Aufl. Mit 1 Kupfer. 1801. 279 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 286.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Königsberg*, b. Göbbels u. Unzer: *Neue Erfindung einer ganz wohlfeilen Säemaschine zur Ersparung der Saat und zur Erhöhung des Ertrages im Ackerbau.* Angekündigt vom Senior und Inspector *Keber*, zu Gerdauen im Ostpreussen. 2 Bog. 1800. 8. (3 gr.) Eine wahrlich grofse Erfindung! wenn sie das erfüllt, was der Urheber derselben verspricht. Diese Bogen enthalten keine Beschreibung, sondern nur eine Ankündigung dieser Maschine, nebst der Erzählung einiger damit gemachten Versuche, wodurch das Publicum auf die grofsen Vortheile derselben aufmerksam gemacht werden soll. Diese sollen darin bestehn: dafs das ausgestreute Saamkorn nie zu tief, noch zu flach in die Erde kommt, auch so dicht und so dünne gepflanzt werden kann, als man es verlangt. Dabey ist die Maschine so einfach, dafs jeder nicht ganz einfältige Knecht sie verfertigen kann, und nur etwa zehn Pfund Eisen machen eine baare Geld-Auslage nöthig. Sie kann von *einem* Mann, wie eine gewöhnliche Egge transportirt werden, und mit *einem* Pferde kann man täglich 15 Magdeburger Morgen damit abfüen. Sie erspart überdiefs *zwey Drittel* der gewöhnlichen Saat, die, nach den angestellten und hier erzählten Versuchen, einen ungleich höhern Ertrag giebt, als das mit der Hand ausgestreute Getreide. Modelle, nebst der Anweisung, erhält man für einen postfrey eingeschickten Ducaten beym Vf. selbst, oder auch von den Buchhändlern Göbbels und Unzer zu Königsberg in Preufsen. Hiec. war sogleich bey der ersten Ankündigung sehr begierig auf diese Maschine, und bezahlte einer angesehenen Buchhandlung seinen baaren Ducaten, die aber schon seit länger als acht Monaten ihm die unangenehme Versicherung ertheilt, dafs noch kein Modell zu haben wäre. Der würdige Erfinder würde also nur dann erst den vollen Dank des Publicums einerndten, wenn es ihm gefallen wollte, solche Veranstaltungen zu treffen, dafs jeder Liebhaber sogleich befriedigt werden könnte, indem es doch keine Kleinigkeit ist, ob eine so wohlthätige Erfindung ein ganzes Jahr früher oder später bekannt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Sonnabends, den 10. Januar 1801.

GESCHICHTE.

Erfurt, b. Hennings: *Die republikaniſchen Könige, Cäſar Octavius Auguſtus und Alexander Neoptolem Bonaparte.* — Eine hiſtoriſche Vergleichung. 1800. 158 S. 8. (14 gr.)

Es möchte eine nicht ganz leichte Aufgabe für die meiſten unſerer Leſer ſeyn, den Mittelpunkt ausfindig zu machen, aus welchem eine Vergleichung zwiſchen dieſen beiden ſo ſehr verſchiedenen Männern hervorginge. Der junge, Putz liebende, Octavius ſoll dem immer einfach gekleideten Bonaparte, der den Krieg ſo viel möglich vermeidende Römer, dem Franzoſen zur Seite ſtehen, der ihn beynahe zu ſuchen ſcheint, und ſchon als Zögling in der Kriegsſchule zu Brienne vor allen übrigen durch Feuer, Erfindungskraft und Feſtigkeit der Ausführung ſich auszeichnete; der Mann, welcher alle Weiber liebte, ſoll dem Manne als Gegenbild dienen, welcher nur gegen ſeine Gemalin zärtlich iſt; die tiefſte Verſtellung und Verſteckheit, der offenherzigen Biederkeit. Dieſs ſind Einwürfe, welche ſich der Vf. ſelbſt macht; er hätte hinzufügen ſollen: der mittelmäſsige Kopf dem Genie. Aber indem er auf eine ſo unmögliche Zuſammenſtellung Verzicht leiſtet, ſucht er das Bild der Aehnlichkeit in äuſsern Umſtänden, welche bey beiden in mehrern auffallenden Punkten die nämlichen ſind; Octavius als Triumvir ſoll dem B. als Oberconſul entſprechen. Ganz zufällige Aehnlichkeiten wären beſſer aus der Vergleichung weggeblieben; dafs z. B. beide ungefähr 33 Jahre alt waren, da ſie als entſchiedenes Haupt des Ganzen hervortreten konnten; dafs von beiden die Regierung anfangs gerade auf 10 Jahre übernommen wurde; dafs bey beiden der Anfang der Herrſchaft von Aegypten ausging; andere aber zeigen ſich von einer wichtigern Seite, ob ſie gleich Punkte zum Auffinden der Aehnlichkeit auch bey allen künftigen Revolutionen darbieten werden. Erſt als ſich alle Partheyen müde gekämpft hatten, jederman ſich nach Friede und Ruhe, und die meiſten Menſchen nach einer feſten Verfaſſung ſehnten, welche Eigenthum und Leben des arbeitſamen Bürgers ſchützen könnte, trat Octavian auf den Schauplatz, und ſicherte ſich dadurch ungleich leichter den Beſitz der errungenen Oberherrſchaft, als es Cäſarn möglich geweſen war; die ſprechende Identität mit den Geſchichten unſerer Tage darf nicht erſt in das Licht geſtellt werden. Octavian war klug genug, weder den aufgetragenen Königstitel jemals anzunehmen, noch ſich überhaupt den Gebieter der Nation zu nennen; jede Magiſtratswürde blieb unter ihm, wenigſtens dem Namen nach, welche Rom in den blühendſten Zeiten der Republik in ſeinem Innern gekannt hatte; viele Vorzüge, ſelbſt mehrere Regierungszweige, verſteht ſich, unter gehöriger Aufſicht, blieben dieſen alten Volksobrigkeiten; Auguſt regierte, regierte allein und unumſchränkt, aber unter dem Titel als Imperator, Tribunus Plebis, Pontifex Maximus etc. lauter Namen, mit welchen das Volk Jahrhunderte lang vertraut war, und nur durch die Vereinigung dieſer einſt verſchiedenen Staatsgewalten in eine Hand nun den wirklichen Regenten bildeten. Mit Endigung jeder zehn Jahre affectirte Auguſt den ernſtlichen Entſchluſs, die Laſt der Regierung andern Händen übergeben zu wollen; aber nur bey der zuverläſſigen Ueberzeugung, dafs viele die Erhaltung des gegenwärtigen ruhigen Gangs der Dinge ernſtlich wünſchten, und dafs andere, aus deren Kopf die Wiederherſtellung der Republik noch nicht verſchwunden war, es nicht wagen durften, gegen den unumſchränkten Befehlshaber der ganzen Kriegsmacht auch nur mit dem leiſeſten Wunſche hervor zu treten. Er wurde immer auf das Neue dringend und anhaltend gebeten, und ſtarb nach langer Regierung als Beherrſcher der Monarchie. In Frankreich waren noch keine ſo feſt conſtituirten Gewalten aus dem Gange mehrerer Jahrhunderte; das Volk hatte mit Gleichgültigkeit die wechſelnden Modificationen ſeiner angeblichen Stellvertreter ertragen; es ertrug ſie auch bey der letzten Umwandlung, welche im Grunde alle Gewalt in den Willen eines Einzigen legt. Den künftigen Gebrauch müſſen folgende Zeiten lehren; die Geſchichte ſcheint ſich aber auch hier als Lehrerin der Menſchheit zu beweiſen. Die ſchmeichelnden Schriftſteller jener Zeiten preiſen die Rückkehr des goldedenen Zeitalters unter Auguſt, der Vf. glaubt ſie auch für die Franzoſen unter B. Anführung prophezeyhen zu dürfen. Er iſt für den ganzen Gang der Revolution nur ſehr wenig eingenommen, ſpricht mit Abſcheu von den Greuelſcenen, welche derſelben ein ewiges Denkmal der Schande errichten werden; nur für ſeinen Helden wird er beynahe Enthuſiaſt; alles ſtellt ſich ihm im glänzenden Lichte dar, und die neuen engliſchen, auf B. Friedensäuſserungen erſchienenen, öffentlichen Berichte erhalten eine derbe Abfertigung. Faſt dürften wir hier den Vf. von einer Spielart politiſcher Kannengieſserey nicht ganz frey ſprechen, welche über Handlungen zu entſcheiden wagt, deren Gründe und Gegengründe wir noch viel zu wenig kennen, um dergleichen Schritte öffentlich beurtheilen, ſie billigen oder tadeln zu dürfen. Sein

Vortrag ist übrigens gut, und verräth einen glücklichen allgemeinen Ueberblick der alten Geschichte, wenn gleich bey ganz genauer Kenntniss sein Gemälde, dem wir in dieser Recension erst einige Nebenzüge noch leihen müssten, treffender würde ausgefallen seyn, und manche Verirrungen hätten vermieden werden können. Einige wenige mögen den Beweis des Gesagten liefern: „Augusts trat als Krieger nie auf." Der Vf. vergisst die nicht unbedeutenden freywillig übernommenen Kriege gegen die Dalmater und andere illyrische Völker. S. 31. ist der Zug des Sylla gegen den Mithridates unrichtig vorgetragen. S. 50. wird die Schlacht bey Philippi früher als die Proscriptionen in Rom angesetzt. Ueberhaupt finden wir die Uebersicht der frühern römischen Geschichte nicht ganz zweckmässig; es treten viele Personen mit dem vorgehefteten Zeichen der Wichtigkeit auf und wieder ab, ohne dass der Leser das Glück hat, mit ihnen bekannt zu werden. S. 46. sollte nicht *Ptolomäus* geschrieben seyn; und S. 39. ist „einverstanden" etc. ein arger Druckfehler.

Weimar, b. Hofmann: *Beyträge zur Geschichte der unbekannten Reiche von Asien und Afrika*, von *George August von Breitenbauch*, Fürstl. Sachsen-Weimarischen Kammerrath. 1800. *Erster Theil.* 411 S. *Zweyter Theil.* 190 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir loben den unermüdeten Eifer, mit welchem Hr. v. B. das deutsche Publicum mehr in das Innere der Geschichte entfernter Welttheile zu führen sucht, und erkennen die Vorzüge seiner ausgebreiteten aus ältern und neuern Reisebeschreibern zusammengeholter Belesenheit, welcher nicht leicht etwas zu seinem Zwecke dienliches entschlüpft. Die Anzeige von dem, was das gegenwärtige Werk enthält, wird seine Vertraulichkeit mit den besten Schriften dieser Gattung beweisen. Der erste Theil liefert die Regentengeschichte mehrerer asiatischer Staaten. An der Spitze steht die Geschichte der Druſen, vielleicht die vorzüglichste der hier gelieferten Abhandlungen. Hr. v. B. hat sie schon in einem frühern Werke bearbeitet, hier aber nicht blofs aus *Maritis* Geschichte Fakardins beträchtlich erweitert, und auf neue Zeiten fortgeführt, sondern auch nirgends einzelne zerstreute Notizen aus *Niebuhr*, *la Roque* etc. übergangen. Die unglücklichen Revolutionen der persischen Monarchie, seit Schach Nadirs Tode, kennen wir in ihrem ersten Anfange vorzüglich aus *Niebuhr* und *Hanway*; der Vf. benutzt aber hier *Franklins* Berichte für die Fortsetzung bis auf unsere Tage. Allgemeiner bekannt ist die aus *Sullivan* gelieferte Geschichte von Aubd, in Ostindien, dessen Beherrscher zum wirklichen Unterthan der Engländer in Bengalen herabgesunken ist, und nach den neuesten Berichten völlig aufgehört hat zu existiren. Am ausführlichsten finden wir die Abhandlungen über die Fürsten der malayischen kleinern und gröfsern Staaten in Ostindien. Sie sind aus einem nicht unwichtigen, aber bey uns zu wenig bekannten Werke, aus *Valentyn beschryving van Oud-en Nieuw Oostindien* 1724 entlehnt, welches zwar Hr. *Sprengel* zu seinen Beschreibungen jener Länder mit Einsicht benutzt hat, von dem aber hier nur blofs alles historische, und, wie wir finden, meist wörtlich ausgezogen ist. Es wäre vielleicht nicht undienlich gewesen, auf die Vorliebe aufmerksam zu machen, mit welcher der Holländer von allem, was die Compagnie angeht, spricht, um manche einzelne Anekdote, wo sie mit den kleinen Fürsten der Molucken in Collision kommt, in einem verschiedenen Lichte zu zeigen. Warum trägt doch wohl der Gouverneur hier immer den Titel Landvogt? Der zweyte viel kürzere Theil beschäftigt sich mit der Geschichte einiger Länder in Afrika; mit Tunis, wo die Aufsätze des Hn. v. *Einsiedel* in Ansehung der jetzt regierenden Familie einige neue Aufschlüsse geben konnten; mit Habesch, aus *Bruce's* allgemein bekanntem Werke; und endlich mit mehrern Negerstämmen am Niger Fluss, gröfstentheils aus *Marmols description general de Africa* etc. 1573. Durch ein ziemliches Quodlibet werden von diesen und andern Negernstämmen in Guinea historische Nachrichten aus *Oldendorps* Missionsnachrichten, dem alten *Leo Africanus* und andern durch einander geworfen, daher denn auch die Nachricht, dass der Niger Fluss seine Mündung an der Westküste von Africa hat; mit Verwechslung des Senegals. Diese mit kurzen Anmerkungen begleitete Inhaltsanzeige soll einen Beweis von dem Fleisse liefern, mit welchem Hr. v. B. unsere Zeitgenossen in die nähere Bekanntschaft entlegener Länder zu bringen sucht; ob er aber mit dieser Arbeit seinen Zweck erreiche, bleibt eine andere Frage. Unmöglich kann man sich für eine beträchtliche Anzahl von Namen interessiren, bey welchen wenig anders bemerkt wird, als dass der Mann, welcher ihn führte, einst in einem Winkel der Erde regierte, dass er Kriege hatte, Grausamkeiten beging, gestürzt wurde, um einem andern, ähnlichen Schlags, Raum zu machen. Soll der Leser nur einigen Antheil an der Erzählung nehmen: so muss man ihn schlechterdings zugleich mit dem Lande bekannt machen, in welchem der Mann seine Rolle spielte; mit der Nation, über welche sein Herrscherstab sich erstreckte; mit den Nachbarn, welche auf seine Lage wirkten; mit den einzelnen Umständen, unter welchen er, und mit den Mitteln, durch welche er Gutes oder Böses unter seinem Volke bewirkte. Kann man dies nicht: so ist alle Theilnahme verloren, und es genügt dann jedem, den seine Verbindungen nicht zur nähern Bekanntschaft zwingen, im Allgemeinen zu wissen, dass dieses Land Regenten hatte, von den wichtigsten derselben einige nähere Umstände, und die Hauptrevolutionen zu wissen. Für dies alles scheint aber Hr. v. B. kein Gefühl zu haben; ohne weitere Bekanntschaft mit allem Uebrigen erhält von ihm der Leser die aus Reisebeschreibern trocken ausgezogene Regentengeschichte, und weiter nichts.

Cassel.

Cassel, b. Hampe: *Kleine Völkergeschichte.* — Von *Carl Samuel Wigand*, Professor beym Fürstl. Hessischen Cadettencorps. — *Erstes Bändchen.* 1800. 289 S. 8.

Weil Hr. *W.* sich „schon längst in den Schranken zum Auslaufen bereit hielt, so will ers jetzt wagen — und sich glücklich schätzen, wenn er nicht zu weit hinter andern seiner Vorgänger zurück bleibt.“ Da er dies nun wirklich zu fürchten hat: so möchte es vielleicht nicht übel gewesen seyn, noch länger in den Schranken zu bleiben. Ausgezeichnetes finden wir nicht gar viel, welches dieses Buch vor andern seiner Gattung empfehlungswürdig machte, doch auch keine schlechte Arbeit; der junge Leser erhält, ausser dem Unterrichte in der Geschichte, in den häufig beygebrachten Noten, oft gut angebrachte Erklärungen von Begriffen, welche man bey ihm nicht als bekannt voraussetzen darf. Als besonders gut gerathen hebt Rec. S. V. der Einleitung die Entwicklung des Worts *Sagen*, und ihres Gebrauchs aus: „die Geschichte nimmt ihre Nachrichten nur von öffentlichen Denkmälern; die Sage behält, was, und wo sie es auch findet. Jene prüft, vergleicht, berichtigt; diese nimmt, was sie empfängt, auf Treue und Glauben an. Jene legt von dem Vorgefundenen, weniger an Masse, mehr an Werth, dar; diese vergrösert das Gehörte, wie das Sprachrohr den Hauch des Redenden zum lautern Hall verstärkt. Billig schweigt also die Sage, wenn die Geschichte belehrt; schweigt aber diese, dann darf sie erzählen.“ Es fehlt aber viel, dass der ganze Vortrag diesem schönen einzelnen Stücke entspräche. Die alten assyrischen, babylonischen etc. Monarchen, erscheinen hier in so natürlicher Reihe, als man sie in einem alten Compendium finden kann, mit einer Zuversicht, als wenn ihre Zeitrechnung, Abstammung etc. völlig im Reinen wäre. Hr. *W.* weiss genau, dass Kedor Laomor des Ninyas Nachfolger war, und dass er von Persien bis in das gelobte Land herrschte; er, den Abraham mit seinen 318 Hausgenossen durch einen Ueberfall auf immer davon jagen konnte. Er erzählt die Geschichte der Juden mit unverhältnissmässiger Ausführlichkeit, lehrt uns den Samuel als *Priester* und Propheten kennen, schimpft den Saul als gottesvergessnen Fürsten, und beschreibt uns den Riesen Goliath vom Scheitel bis zu den Fussohlen; der Weberbaum ist nicht vergessen, welchen er als Spiess führte. Vielleicht weiss es noch nicht jeder unserer Leser, dass David seinem Sohne Salomo zum Tempelbau 1250 Millionen Thaler hinterliess; oder dass der vom Herodes im maccabäischen Pallaste zu Jerusalem aufgeführte Schauplatz 800,000 Zuschauer fassen konnte. Wie viel Menschen mochte erst der ganze Pallast fassen? Hr. *W.* glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, und wir haben sie wie er gemacht, dass junge Leute, für welche dieses Buch vorzüglich bestimmt ist, lieber die zusammenhängende Geschichte eines Volks hören, und sie leichter behalten, als wenn man mit ihnen synchronistisch von dem einen zu dem andern überspringt; er wählt daher mit vollem Rechte den ethnographischen Vortrag, und nur die wichtigsten Völker zum Gegenstande seiner Unterhaltungen. Diese sind nach seiner Entscheidung, die Assyrer und Babylonier, Phönicier, Hebräer, Perser, *Kleinasiaten;* die Aegypter und Karthager; die Griechen, Römer und *Deutschen.* Hr. *W.* knüpft zwar bey den meisten der in diesem Theile dargestellten Völker ihre neuern Schicksale in einer sehr kurzen allgemeinen Uebersicht an; aber seine Hauptabsicht geht offenbar auf die Darstellung der ältern Geschichte vor Christi Geburt. Sollten ihm da die Nationen der Araber, Indier, Chinesen, auch wohl der sogenannten Scythen, nicht wenigstens eben so wichtig geschienen haben, als die Deutschen, deren Name jetzt erst bekannt zu werden anfängt; als die Bewohner Kleinasiens, welche nur unter der Regierung des Krösus ein Ganzes bildeten, und für die allgemeine Geschichte wichtig wurden? Dieser erste Theil fasst die Hebräer, Assyrer, Phönicier, Perser, Kleinasiater, Aegypter und Karthager. Ueber fehlerhafte Aeusserungen in einzelnen Angaben, z. B. dass der Tigris Fluss jetzt Hiddekel heisst (nur in der Bibel und bey den Juden), dass Arbela an demselben liegt, dass die jonische Stadt Ephesus mit Unrecht nach Karien gesetzt, oder ohne weiters behauptet wird, die Sprache der Karier sey rauh und *nicht geläufig* gewesen etc. finden wir keinen Beruf hier ausführlich zu seyn; aber übergehen dürfen wir nicht, was schon oben hätte bemerkt werden sollen, dass in dem ganzen Vortrage von der Geschichte der Juden, das Leben Herodes des Grosen sich sehr zum Vortheile auszeichnet.

Köln, b. Oedenkoven und Thiriart: *Der achtzehnte Brumaire, oder Darstellung der Begebenheiten, welche die Revolution dieses Tages herbeygeführt,* der geheimen Mittel, welche sie vorbereitet, der Thatsachen, welche sie begleitet haben, und der Resultate, die aus ihr hervorgehen müssen, mit Anekdoten, Urkunden u. s. w. aus dem Fanzösischen übersetzt, nebst einer *Abhandlung über die auswärtigen Verhältnisse Frankreichs seit dem Frieden von Campo Formio bis zum* 18. *Brümaire.* Im IX. J. 474 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

„Die Revolution vom 18. Brumaire hat allerdings, wie die Vorrede des Uebersetzers sagt, durch den Charakter ihrer Urheber und die ganze Reihe ihrer bisherigen Folgen bewiesen, dass sie nicht in die Zahl der Episoden gehöre, deren das grose Drama in Frankreich, Revolution genannt, schon so viele gehabt hat. Alles vereinigt sich, um die Erwartung zu erregen, dass mit dem 18. Brumaire der Grund zu einer bleibenden Ordnung der Dinge im Innern von Frankreich, zugleich aber auch zu einer dauerhaften Feststellung seiner auswärtigen Verhältnisse gelegt sey.“ Gewiss wird man deswegen noch in späten Zeiten gerne die Akten jenes grosen Vorgangs gesammelt finden. Dies geschieht hier in der übersetzten französischen Schrift, welche von S. 211. bis 352. die Protocolle des gesetzgebenden Corps, die Proclamationen.

tionen, in denen das neue Ereigniſs von ſeiner empfehlendſten Seite dargeſtellt wurde, die neue Conſtitution und die darauf vorbereitenden und ſie erläuternden Reden von Boulay von der Meurthe, welche nur im Auszug zu bekommen war, und von Garat liefert. In der Einleitung zu dieſer Urkundenſammlung ſind noch weiter einige der intereſſanteſten und äuſserſt wohl berechneten Flugſchriften gröſstentheils wörtlich eingerückt; Aufſätze, deren ganze Anlage darthut, daſs die mit Verſtand und Glück gewagte Unternehmung ſogleich die geiſtreichſten Männer lebhaft intereſſirte, und zu ihrer Beförderung geneigt gemacht hatte. Auſser dieſen Stücken, welche immer Documente für den Geſchichtforſcher bleiben müſſen, giebt die Einleitung eine lebhafte Ueberſicht über das Beginnen und Fortſchreiten der Unternehmung ſelbſt, gleichſam von Stunde zu Stunde. Trotz der bedenklichſten und gefährlichſten Machinationen der Gegner, und trotz der unſtäten, furchtſamen Unthätigkeit und der egoiſtiſchen oder an Formalitäten klebenden Nebenrückſichten der Meiſten, welche unmittelbar dafür zu wirken Urſache gehabt hätten, gelang der gewünſchte Erfolg offenbar nur durch die Geiſtesgegenwart deſſen, welcher in der Folge an der Spitze des Ganzen ſtehen blieb. Selbſt die Freunde des Plans, beſonders im Rathe der Fünfhundert, erſcheinen in den Momenten der Entſcheidung, unentſchloſſen und gar ſchnell vom Ziel abgerückt. Im Rath der Alten zeichnet ſich *Cornudet's* Beſonnenheit aus, ſelbſt in dem Augenblicke, wo Bonaparte einige Worte zu viel geſprochen zu haben ſcheint. Ohne Zweifel werden die meiſten Leſer mit uns wünſchen, von *Sieyes*, vor, mitten in und nach der Kriſe mehr beſtimmtes zu erfahren. Der franzöſiſche Vf. berührt ihn kaum. In der Schilderung des durch den 18. Brumaire mit einem Hauch zerſtiebten Directoriums oder Pentarchats, bis zu dem wichtigen Spazierritt aus dem Luxenburg in die Tuillerien iſt er nur einmal, mit Achtung, aber ohne ihn zu charakteriſiren, genannt. In dieſer Schilderung hingegen wird die verächtliche Unfähigkeit eines *Moulins* und *Gohier*, die Raubſucht und Sittenloſigkeit von *Rewbell* und *Barras* ſehr laut ausgezeichnet. Von *Treilhard* und *Merlin* ſey keine der Rechtſchaffenheit oder den guten Sitten entgegenlaufende Handlung zu erweiſen. Eben dieſs wird auch von *Lareveillere* geſagt, mit der Ausnahme, daſs Hang zu einer Secte ihn zur Verfolgung der andern gereizt habe. Was der Vf. hier von der Nothwendigkeit der Volksreligion einmiſcht, iſt eine zu wenig überdachte Verwechslung deſſen, was von Dienern der Religion (der Menſchenbildung zu religiöſer Rechtſchaffenheit und ſittlicher Veredlung) gilt, mit dem, was man von einer Prieſterſchaft wenigſtens dort nie wieder ſollte geltend machen wollen, wo die ſchmerzhafte Operation, das faule Fleiſch wegzuſchneiden, gröſstentheils vorüber war, und nur die Sorge für eine geſunde Reſtauration um ſo nothwendiger wäre! Doch gehören ſolche Stellen bloſs zu den Nebengedanken. Dem ausgearteten Directorium gegenüber wird der Jakobinismus aufgeſtellt, wie er das Haupt der Hydra wieder mächtig erhob. Zwiſchen dieſe beiden Uebel und ihre unüberſehbar ſchrecklichen und herabwürdigenden, damals theils vorhandenen, theils allernächſt drohenden, Wirkungen trat der 18. Brumaire, welcher ſich bis jetzt nur ein Jahr lang, und doch bereits auf ſo vielfache Weiſe legitimirt hat. Unpartheyiſcher würde die Darſtellung des franzöſiſchen Vfs. erſcheinen, wenn auch auf die erſten, beſſern Zeiten der Directorialregierung ein Blick geworfen, und wenn dagegen ebenfalls von den Männern am Platz, welche zwar nicht Theilnehmer der groſsen Ausartung geworden ſind, aber bey weitem nicht Energie genug, um ſie frühzeitig zu hemmen, bewieſen haben, ein für die Zukunft warnendes Wort geſprochen worden wäre. — Die von dem Ueberſetzer *P. C. R.* hinzugekommene Abhandlung über die äuſseren Verhältniſſe Frankreichs vor dem 18. Brumaire iſt nicht bloſs eine nöthige Ergänzung der franzöſiſchen Schrift, ſondern auch an ſich betrachtet, ſehr leſenswerth. Der Vf. zeigt, daſs er die Politik eben ſo gut in ihrer Anwendung auf die gegenwärtigen vielſeitigen Verhältniſſe der Staaten, als nach ihren philoſophiſchen Grundbegriffen, kennt. Sein Unterſuchungsgeiſt verfolgt, mit behutſamer Sorgfalt für die Wahrheit der Thatſachen und ſichtbarer Entfernung von Uebertreibung und Declamation, ernſt und unpartheyiſch ſeinen Weg; die Reſultate gibt er in einer männlich ſtarken Sprache und lebhaften Darſtellung. Man kann in Wahrheit ſagen, daſs ſein Aufſatz ſelbſt von dem Geiſte der jetzigen Regierung Frankreichs durchdrungen iſt. Sein intereſſantes Gemälde des gegenwärtigen Zuſtands der Dinge endigt mit einigen ſtark markirten Pinſelſtrichen über das noch leere Feld der Zukunft, deſſen Ausfüllung man von jedem der kommenden Tage erwartet. „Wie „groſs würden die Folgen ſeyn, wenn Rufsland, dem „die Ausdehnung ſeiner Schiffahrt nach Oſten und „Weſten ſo wichtig iſt; wenn Oeſterreich, welches „durch ſeine neuen Tractate mit Frankreich Sitz und „Stimme im Rathe der ſeefahrenden Mächte erlangt „hat; wenn die übrigen Handelsſtaaten Europa's ſich „mit Frankreich dahin vereinigen wollten, um Aegypten als eine allgemeine europäiſche Colonie, ſo wie „den oſtindiſchen Handel als ein allgemeines europäiſches Nationalgut zu betrachten... Alsdann würde „aus dem Kampfe für und wider Bürgerrechte die Behauptung eines wichtigen Theils der Nationenrechte hervorgegangen ſeyn, und man könnte mit Wahrheit ſagen, daſs mit Frankreich auch die übrigen Nationen Europa's durch ihre in einem achtjährigen „Revolutionskriege erlittenen Drangſale ein reelles „Gut erkauft, und einen groſsen Schritt vorwärts zu „Erreichung des einzigen vernünftigen Zwecks aller „Kriege, nämlich zu Realiſirung des Ideals vom ewigen Frieden, gemacht habe.“ Wir wünſchten, daſs der Vf. über die Ausführbarkeit dieſer groſsen Vorſchläge noch einige Winke gegeben hätte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 10. Januar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Philosophie der Ehe. Ein Beytrag zur Philosophie des Lebens für beide Geschlechter.* 1800. XVI u. 272 S. 8. (22 gr.)

Dieses Buch verdient, wegen seines gedankenreichen Inhalts und Verstand und Herz befriedigenden Vortrags, Auszeichnung. Es besteht aus 16 Betrachtungen: 1) Die Ehe in fünffacher Hinsicht erwogen (in physischer, ethischer, juridischer, politischer und kosmopolitischer). 2) Was ist der Zweck der Ehe? 3) Warum mifsglücken so viele Heirathen aus Liebe? Ein Brief. 4) Ist es Pflicht sich zu verehlichen? 5) Könnten die Weiber nicht auch auf die Heirath gehen? 6) Ist der Mann Herr seiner Frau? 7) Ueber die äufsern Zeichen der ehelichen Gemeinschaft. 8) Ueber die Galanterien der verheiratheten Weiber. 9) Ueber das verschiedene Benehmen der Weiber gegen die Männer als Liebhaber und Gatten. 10) Ueber Weiblichkeiten, in Beziehung auf das eheliche Verhältnifs, nebst einem Anhange. 11) Ueber die Schmeicheleyen der Männer gegen die Weiber, in Beziehung auf das eheliche Verhältnifs. 12) Ueber Mifsheirathen. 13) Ueber Eheverbote. 14) Ueber Beförderung der Ehen durch den Staat. 15) Ueber Ehescheidungen. 16) Ueber häusliches Leben und häusliches Glück. Die zwey ersten Betrachtungen enthalten die die Ehe betreffenden Grundsätze; die übrigen beschäftigen sich mit Folgerungen aus denselben, mit Beantwortungen von durch die Erfahrung an die Hand gegebenen Aufgaben und Fragen, nach Maafsgabe jener Grundsätze, und mit Räsonnements über Gegenstände, die mit der Ehe in näherer oder entfernterer Verbindung stehen. Da die Ordnung und Zusammenstellung der Materien gröfstentheils mehr willkürlich, als durch das Vorhergehende begründet, ist: so liefert diese Schrift zwar kein eigentliches System philosophischer Erkenntnisse von der Ehe; aber doch gewifs einen sehr schätzbaren, und selbst die Summe der Gegenstände erschöpfenden Beytrag, voll feiner und treffender Bemerkungen zu dieser speciellen Philosophie. Doch haben uns die drey ersten Aufsätze weniger genügt, als alle übrigen, unter welchen sich Nr. 7. 10. 12 und 13. noch besonders auszeichnen. Indem wir also diese Schrift im Ganzen als eine sehr nützliche, lehrreiche und unterhaltende Lectüre empfehlen, fügen wir hier nur noch folgende Erinnerungen, zur nähern Prüfung des ungenannten Vfs., hinzu. Wenn wechselseitige *Liebe* und *Achtung* zur Bedingung der einzugehenden Ehe-verbindung gemacht wird: so sind doch jene beiden Gesinnungsarten zu veränderlich und zu sehr von veränderlichen persönlichen Eigenschaften abhängig, als dafs sie einen immer festen und sichern Grund abgeben könnten. Liebe und Achtung können noch kommen, wenn sie nicht schon vorhanden waren, und wenn sie da sind, wieder verschwinden. Liebe und Achtung sind auch nicht nothwendig immer verbunden, beide können sich noch in der Folge zu einander gesellen und wieder trennen. Ich kann also wohl sagen, eine Ehe, in welcher die Gatten sich wechselseitig lieben und achten, ist gut und wohlgerathen; aber nicht, dafs das Daseyn dieser Empfindung in den Gemüthern zweyer Personen von beiderley Geschlecht die unerlafsliche Bedingung jedes einzugehenden Ehevertrags sey; noch weniger aber, dafs ein Weib, welches sich *ohne Liebe* hingebe, sich selbst den verworfenen Creaturen, die mit ihrem Körper wuchern, gleich stelle; da diese Hingebung das Gesetz für sich hat, und der blofs physische Genufs, auch ohne jene höhere Liebe, die der Vf. fodert, und die wahrscheinlich in dem Genusse, die das Anschauen aller guten und schönen Eigenschaften des Geistes und Körpers des Geliebten gewährt, bestehen soll, durch die Ehe rechtmäfsig wird. Ein wenig drakonisch wird S. 22. behauptet, dafs Nothzucht, wo nicht mit Beraubung des Lebens überhaupt, doch des Lebens als Mann, d. i. mit Entmannung, bestraft werden müsse; der Grund fehlt. Wenn die Sentenz: *per quod quis peccat* etc. hier Anwendung finden sollte: so müfste jeder Dieb die Hand verlieren. *Zweck* der Ehe ist dem Vf. die Beförderung des physischen und moralischen Wohlseyns der Gatten. Allein diesen Zweck, der zugleich Pflicht ist, haben alle Menschen, wechselseitig, mit einander, auch aufser der Ehe, gemein, und er enthält das besondere Merkmal nicht, das den Ehevertrag als solchen charakterisirt. Der Zweck der Ehe mufs durch den Begriff der Ehe bestimmt werden, in wiefern in diesem Begriffe der Grund der Wirklichkeit der Ehe enthalten ist. Man erhält aber den Begriff von der Ehe nicht, wenn man sie für einen Vertrag oder eine Verbindung zweyer Personen beiderley Geschlechts, zur wechselseitigen Beförderung ihres physischen und moralischen Wohlseyns ausgiebt. Da sich aus diesem Zwecke, wegen des Mangels des charakteristischen Merkmals der Ehe, nicht alle Bestimmungen derselben ergeben: so sah sich der Vf. genöthigt, den von *Wolf* angegebenen Zweck, die Fortpflanzung der Menschengattung, als nächsten Zweck, zu Hülfe zu nehmen; obgleich er bekennt, dafs zur Erreichung dieses Zwecks die Ehe nicht unumgänglich nöthig sey. Allein diese Fortpflanzung ist auch nicht sowohl

sowohl Zweck der Ehe, als Zweck der Natur im Geschlechtstriebe der Menschen: so wie Fortpflanzung der Gattung der Naturzweck im Geschlechtstriebe aller lebendigen Geschöpfe überhaupt ist; und Ehen können doch bestehen, wenn auch dieser Zweck der Natur nicht erreicht würde, oder die Ehegatten bey ihrer Vereinigung sich desselben nicht bewufst wären. Aus diesem Grunde hat uns auch die auf diesen nächsten Zweck, in Verbindung mit jenem entferntern und allgemeinen Zwecke, gegründete Beantwortung der Frage: ob der Beyschlaf *ohne Zweck* in der Ehe erlaubt sey, nicht genügt. Ernst konnte es dem Vf. doch wohl nicht seyn, wenn er es in einer Anmerkung nicht für unmöglich hält, dafs, so wie ein blofser Kufs, ja nur ein blofses Anschauen die Wirkungen des sinnlichen Geschlechtsgenusses hervorzubringen vermöge, auch ein mit dem höchsten Grade von Zartheit und Feinheit der Empfindung ausgestattetes weibliches Subject, wenn es von einem männlichen Subjecte aus einem entfernten Weltkörper mit innigem Wohlgefallen angeschauet würde, und dieses männliche Subject, bey aller Reinheit und Unschuld des Herzens eben so anschauete, durch dieses blofse wechselseitige Anschauen, ohne sonstige irdische Vereinigung mit ihm, befruchtet werden könne. Was auch der Vf. nach seiner Theorie für Gründe vorbringen mag, um den Satz zu behaupten, dafs der Beyschlaf in der Ehe nicht *Pflicht* genannt, und der denselben verweigernde Ehegatte nicht durch Zwangsmittel dazu angehalten werden könne: so ist doch das, was der eine Theil der Contrahenten zu fodern berechtigt ist, der andere Theil zu leisten verpflichtet, und dieser kann zur Leistung gezwungen werden, wenn man nur nicht unter diesem Zwang einen durch physische Gewaltthätigkeit versteht, der freylich eine *ekelhafte Barbarey* wäre, wie der Vf. den Zwang zum Beyschlaf überhaupt nennt. Auch die Androhung der Trennung der Ehe und des Verlustes der Rechte, die aus der Ehe entspringen, ist ein Zwang; und es kann wohl Fälle geben, wo ein Gatte dem andern den Beyschlaf verweigert, ohne die Absicht zu haben, sich von ihm zu trennen; in solchen Fällen möchte also dieser Zwang nicht ohne Wirkung bleiben. Dafs der Ehevertrag ein *Liebesvertrag*, und die Pflicht in der Ehe eine *Liebespflicht* ist, ändert die Sache in rechtlicher und politischer Hinsicht nicht. Der Grund des Ehevertrags ist das wechselseitige durch den Staat sanctionirte Versprechen; und nur der Ehegatte ist unter beiden der verächtliche, der, ohne alle Rücksicht auf Gründe der Sittlichkeit und Rechtlichkeit, seinem liebenden Gatten die Erfüllung dieses Versprechens darum verweigert, weil er das sinnliche Interesse nicht mehr für ihn hat. Wenn das Versprechen von beiden Seiten frey war: so mufs jeder dasselbe halten, wenn es auch in der Folge mit Aufopferung geschehen sollte; denn die Vernunft befiehlt, ein freywillig gegebenes Versprechen zu halten; es wäre denn, dafs die Natur selbst die Erfüllung der Pflicht unmöglich machte, und also der Fall einträte, wo der Verweigernde sagen könnte: *ultra posse nemo obligatur.*

L.

LEIPZIG, b. Hilscher: *Vorbereitung zur weitern Erkenntnifs des allgemeinen Staatsrechts. Für Jünglinge, die sich den Studien widmen.* 1800. 242 S. 8. (18 gr.)

Einen schlimmern Mentor konnten sich wohl nicht die Jünglinge zum Führer in dem allgemeinen Staatsrechte wählen, als diesen. In der Mitte dieses Jahrhunderts hätte er vielleicht noch einige Dienste leisten können, jetzt aber wird sein unerträglich langweiliges, altväterisches Gewäsch wohl nirgends, einen auch nur halbgutwilligen, Hörer finden. Die Begründung des Staatsrechts (*si Diis placet!*) fängt er mit der Bemerkung an, dafs die menschliche Natur aus weisen Absichten des Schöpfers so eingerichtet sey, dafs der Mensch ohne Hülfe und Beystand anderer Menschen, nie zu seiner Bestimmung gelangen könne, und dafs daher mit unzubezweifelnder Gewifsheit folge, „dafs der Mensch zu einem gesellschaftlichen Leben und zu wechselseitigen Dienstleistungen erschaffen worden sey?“ Hierauf wird sehr rührend „der allererste Stand menschlicher Gesellschaft, der Familienstand,“ beschrieben, welcher mit der Ehe anfängt, „den die wechselseitige starke Neigung beider Geschlechter gegen einander“ hervorgebracht hat. „Als Hausherr befiehlt der Mensch seinen Knechten mit absoluter Gewalt, doch so, dafs die Gesundheit und das Leben der Knechte keine Gefahr dabey läuft, und sieht dabey mehr auf seinen eigenen, als auf der Knechte ihren Nutzen; seinen Kindern befiehlt er als Vater mit Gedult und Liebe, nicht sowohl um seines, sondern vornehmlich um der Kinder ihres Nutzens willen; und da die Eheleute nach den natürlichen Gesetzen, gleiche Rechte haben, doch dergestalt, dafs sie, ihres eigenen Nutzens wegen verpflichtet sind, der bessern Einsicht, es mag sie nun der Mann oder die Frau besitzen, bey streitigen Vorfällen bereitwillige Folge zu leisten: so befiehlt er seiner Gattin mit liebreicher Vorsichtigkeit, ohne dabey die natürliche Gleichheit zu verletzen: so wie etwa der hohe Rath in einer Republik den Bürgern des Staats befiehlt, die da berechtigt sind, bey wichtigen Vorfällen im Staate, ihr Gutachten ohne alles Bedenken zu eröffnen. — Ein Hauswesen ist also eine Gesellschaft, die mit vereinigten Kräften an einem gemeinschaftlichen Zweck, an dem Wohlergehen des Hauswesens arbeitet.“ Weil aber der „habsüchtige und unersättliche menschliche Wille nur allzu gerne sammelt, wo er nicht gesäet,“ so vereinigten sich, „aller Vermuthung nach,“ mehrere Familien; weil aber diese Vereinigung allein sie nicht sicherte: „so ist ihnen weiter nichts mehr übrig geblieben, als ihren sämmtlichen Willen, einer einzigen physikalischen und moralischen Person dergestalt zu übergeben, dafs der Wille dieser Person oder Versammlung, der Wille aller hat seyn, und folglich von allen hat befolgt werden müssen.“ So entsteht denn ein Staat, oder, wie der Vf. immer sagt, ein *weltliches Reich*. Diese weltlichen Reiche haben, wie hier gezeigt wird, die vortrefflichsten und nützlichsten Folgen hervorgebracht, welches dem Vf. die Gelegenheit giebt, seinem geliebten Vaterlande

de, Kursachsen, ein dreyfaches Heil zuzurufen, und für dessen Landesvater zu beten. — „Der *Zweck* der „weltlichen Reiche S. 12. ist, nach den Absichten „Gottes, die Vergewisserung des menschlichen Wohl„ergehens.“ Daher sind denn auch die Staaten kein blofses Menschenwerk, sondern sind in dem göttlichen Willen gegründet, welches klärlich S. 15. bewiesen wird: „Die Bestimmung des Menschen, wor„auf alle ihr Dichten und Trachten mit höchsten „Rechte gerichtet ist, ist ihr Wohlergehen. Da nun „aber diese Bestimmung, durch die im Stande der „natürlichen Freyheit höchst ungewisse Leistung der „wechselseitigen Hülfe und Sicherheit, nie erlangt, „und diese Ungewifsheit durch das einzige Mittel, die „Errichtung weltlicher Reiche nur gehoben werden „kann: so müssen die weltlichen Reiche ihren Grund „in den göttlichen natürlichen Gesetzen haben u. s. w.“

Der Geist dieses Products ist durch unsere Relation, die nur aus den ersten 16 Seiten genommen ist, hinreichend charakterisirt, und wir dürfen nur noch hinzusetzen, dafs es bis an das Ende überall sich selbst getreu ist.

Gotha, b. Perthes: *Seelenlehre für die Jugend, nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie, in dialogischer Form. Zum Gebrauch für die höhern Classen in Gymnasien und Schulen. Nebst einem Anhange für Leser, die sich blofs von dem unterrichten wollen, was die kritische Philosophie lehrt.* Von Dr. *Joh. Friedr. Ernst Kirsten*, der philosoph. Fac. Adjunct und Vorsteher eines Erziehungs-Instituts zu Jena. 1800. 16 Bog. 8. (12 gr.)

Jünglinge in den höhern Classen auf Gymnasien und Schulen mit den Vermögen und Kräften des menschlichen Gemüths, zum Behuf ihrer Universitätsstudien zum voraus bekannt zu machen, ist allerdings so nöthig und nützlich, als eine zu gleichem Behufe noch in den wenigsten, selbst gut eingerichteten Gymnasien eingeführte kurze systematische Uebersicht aller Wissenschaften, die auf Universitäten gelehrt werden. Zum Schulunterricht ist aber das gegenwärtige Buch, wegen seiner dialogischen Form für den Lehrer unbequem, weil er es, um die Sachen im Zusammenhange vorzutragen, von jener Form erst entkleiden mufs; und noch mehr Schwierigkeit, Unterbrechung und Aufenthalt würde erfolgen, wenn der Lehrer seine Schüler, die natürlich das Buch nicht vor Augen haben dürften, nach Anleitung und Vorschrift desselben, gesprächsweise unterrichten wollte. Dafs die dialogische Form in Lehrbüchern zur Erreichung gröfserer Deutlichkeit beytrage, ist ein blofses Vorurtheil, das noch Viele hegen. Den Nutzen derselben bey dem mündlichen Unterrichte in Schulen kennen wir sehr wohl; allein dazu bedarf es keiner Lehrbücher in dieser Form; diese mufs vielmehr dem Lehrer selbst, um sich ihrer da, wo er es für nöthig findet, zu bedienen, überlassen bleiben. Brauchbarer könnte jedoch dieses Buch zur eigenen Lectüre für die auf dem Titel angezeigte Classe und für andere Leser seyn, die sich mit der Psychologie bekannt machen wollen, denen es in der Vorrede ebenfalls ausdrücklich bestimmt ist. Der Vortrag ist auch hierzu deutlich und fafslich, und der Dialog, wenn auch nicht im strengen Verstande sokratisch, doch gröfstentheils leicht und natürlich geführt. Allein in Ansehung des Inhalts möchte Vieles einer Verbesserung bedürfen. Wir können hier den Vf. nur auf Einiges aufmerksam machen, und überlassen das Uebrige seiner eigenen Revision. Das *Wissen* (Erkennen) bezieht sich nicht blofs (S. 8.) auf sinnliche Wahrnehmung; da es auch ein Wissen oder Erkennen giebt, das von aller sinnlichen Wahrnehmung unabhängig ist; und es ist nicht richtig, dafs sich nur die Sachen, die wir durch die Sinne wahrnehmen könnten, erkennen liefsen, und was sich nicht durch die Sinne *erkennen* (wahrnehmen) lasse, entweder gar nichts oder etwas *blofs* Denkbares sey. Der Unterschied zwischen blofsem Denken und Erkennen, oder dem Erkennbaren und blofs Denkbaren, müfste daher bestimmter und deutlicher auseinandergesetzt, und danach der ganze Verfolg des Dialogs abgeändert werden. Um den Begriff des *Denkens* zu erklären, geht der Vf. von der Redensart aus: *er sitzt in Gedanken*, und meynt, man brauche sie von einem Menschen, der nicht höre und sehe, was um ihn her vorgehe, und von einem solchen Menschen könne man sagen: *er denkt*. Das Resultat des Gesprächs über diesen Gegenstand ist: bey dem Denken beschäftige man sich mit Dingen, die nicht sinnlich vorhanden wären. Gegenwärtige sinnliche Gegenstände würden also nicht gedacht? Sehr kurz und unbefriedigend ist die Lehre von dem Begehrungsvermögen und der Einbildungskraft abgefertigt. Das *Begehren* geht (nach S. 22.) auf die Befriedigung eines sinnlichen, das *Wollen* hingegen auf die Befriedigung eines geistigen Bedürfnisses. Die Einbildungskraft ist (S. 63.) ein Vermögen der Seele, zu gegebenen Begriffen Zeichen zu finden. Die Lehre von der Sinnlichkeit und den Anschauungen ist weder deutlich, noch genau und ausführlich genug abgehandelt. Besser die Lehre von dem Verstande, doch auch in Ansehung aller Operationen desselben nicht völlig erschöpft. Von den einfachen Begriffen heifst es (S. 59.), dafs bey ihnen *nur die Sprache zu schwach sey*, die einzelnen Merkmale, *die sie enthielten*, zu zergliedern und von einander abzusondern. Unrichtig ist es, dafs in jedem Urtheile nur *Begriffe* verbunden würden; und die ganze Handlungsweise der Urtheilskraft darin bestehe, dafs sie einen *höhern* Begriff als Regel annehme, und den *niedern* Begriff unter diese Regel, unter den höhern Begriff, stelle. Der Vf. scheint sich hier in die Lehre von den Schlüssen verirrt zu haben. Auch könnte die Vorstellung vom Raume, dafs nämlich die Gegenstände die Form des Raumes durch uns selbst eben so annähmen, als die Bleykugel ihre Form durch die Kugelform, auf den seltsamen Gedanken führen, dafs alle begränzten materialen Objecte ihre Gränzen allererst durch unser eigenes Anschauungsvermögen erhielten. Diesem besorglichen Mifsverstande hätte durch die Aufstellung des Unterschiedes zwischen reiner und empirischer Anschauung und des reinen und empirischen Raumes leicht begegnet werden können. Der auf dem Titel be-

bemerkte Anhang, enthält auf 21. S. wieder die Lehren von der Sinnlichkeit, dem Verſtande und der Vernunft, in einem ſehr mangelhaften Abriſs. Die Kritik der äſthetiſchen und teleologiſchen Urtheils-Kraft iſt ganz übergangen.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HAMBURG, b. Bohn: *Chreſtomathia Philoniana* ſive loci illuſtres e Philone Alexandrino decerpti et cum animadv. editi a *Jo. Chriſt. Guil. Dahl*, LL. AA. M. et Philoſ. D. in Acad. Roſtochienſi. 1800. 310 S. 8.

Allerdings verdienen Philo's Schriften, als Mittel, das Zeitalter des Urchriſtenthums von einigen eigenthümlichen Seiten ſich zu vergegenwärtigen, eben ſo ſehr als Joſephus, daſs durch ausgehobene Proben mehrere theologiſche Leſer für dieſelben angelockt und vorbereitet werden. In dieſer Abſicht erſcheint dieſe, auch zu Vorleſungen für theologiſche Philologie auf Gymnaſien und Univerſitäten empfehlenswerthe, Auswahl philoniſcher Stellen; ein würdiges Seitenſtück zu Hn. *Trendelenburgs Chreſtomathia Flaviana* (Leipz. 1789.) und zu der in der nämlichen Abſicht brauchbaren *Henkeſchen Ausgabe von Joſephus's Selbſtbiographie* (*de Vita ſua*. Braunſchw. 1786). Die hiſtoriſchen Aufſätze. *lib. adv. Flaccum und de legatione ad Cajum* wünſcht Hr. D. als zweyten Theil der Chreſtomathie lieber ganz zu ediren, als in Bruchſtücken, und nimmt deswegen hier keine Auszüge aus ihnen. In der That wird auch dieſe Bemühung nützlich ſeyn. Der zweyte Theil, als hiſtoriſchen, leichtern Inhalts, möchte alsdann als Vorbereitung des Leſers auf die hier gelieferten, zum Theil ſchwerern, Stücke zu benutzen ſeyn. Die Auswahl der letzten iſt indeſs, da jene Fortſetzung dieſer Chreſtomathie noch von äuſsern Umſtänden abhängt, ſehr zweckmäſsig. Durch Auszüge nämlich *über die Kenntniſs Gottes aus der Natur, die Schöpfung, die Vorzüge des Menſchen und der Thiere, den Sündenfall, die Fluth, die Sprachenverwirrung, das Leben Abrahams, Joſeph's, Moſe's, die Vortrefflichkeit der moſaiſchen Geſetzgebung, den Anthropomorphismus in der Lehre von Gott, die Reinheit des Gemüths bey der Gottesverehrung, wahren und falſchen Propheten, Eſſäer, Therapeuten, ägyptiſche Eigenheiten und Entſtehung der alexandriniſchen Verſion;* nebſt einem kleinen Anhang *über den Adel der Menſchheit, die Jahrberechnung der Hebräer und ein angeblich Sokratiſches und Hippokratiſches Fragment* — wie ſie der Herausg. hier mittheilt — werden theils die eigenen Anſichten des Philo und mancher ſeines Gleichen, theils die Anwendbarkeit ſeiner Werke nach Sach- und Sprachkenntniſſen für die Erklärung des N. Ts. vieler Kirchenväter, Apokryphen u. ſ. f. ſehr anſchaulich gemacht. Den Text nahm Hr. D. aus der Mangeyſchen Ausgabe mit der lobenswürdigen Sorgfalt, die Frankfurter von 1691 zu vergleichen, weil *M.* bisweilen nur Lesearten oder gar Conjecturen allzu ſchnell und ohne Anzeige aufgenommen hat. Auch die Pfeifferiſche (leider noch nicht vollendete) Ausgabe iſt verglichen worden. Die den Text bald kritiſch, bald exegetiſch betreffenden Noten beweiſen Aufmerkſamkeit und zweckmäſsigen Fleiſs. Weitläuftige literariſche Nachweiſungen ſind nicht häufig, und würden wohl beſſer ganz wegbleiben, in ſofern ſie in die Exegeſe der Bibel gehören. Das eigene Studium des Philo würde der Herausgeber dagegen durch ganz kurze Nachweiſungen, wo dieſe oder jene Stelle im N. u. A. Teſtament u. ſ. f. Licht gebe, ſehr beleben können, wenn bloſs durch ein *cf.* oder anderes ganz kurzes Zeichen darauf hingewieſen, und dem Leſer ſelbſt die Freude gelaſſen würde, den Fingerzeig zu verfolgen und ſich dadurch zu üben. Bey den zwey für die Fortſetzung vorbehaltenen Aufſätzen werden dem Herausgeber als Kenner des alten und neuen Teſtaments ſo viele Parallelen dieſer Art auffallen, daſs Erſparung des Raums in den Zeichen der Nachweiſungen ſehr zu empfehlen bleibt. Noch einige einzelne Bemerkungen. S. 6—9. geben mehrere Philoniſche Hauptſtellen über den *Logos*. Zur vollen Einſicht aber in die Vorſtellungsart dieſes Theolepten, oder Philoſophen nach dem innern Licht, wäre eine Unterſcheidung der Stufen nöthig, in wiefern er den Logos oft bloſs als eine Kraft in Gott angeſehen habe, dann als eine perſonificirte Kraft, endlich als das erſte aus der Gottheit vor allen Geſchöpfen hervorgetretene Kraftweſen (ὁ πρεσβυτατος των γενεσιν ειλκφοτων *de migrat. Abrah* p. 437.), welches nun das Ideal alles deſſen, was da wurde, aus Gott in ſich hatte, und aller andern geiſtigen Kraftweſen oder λογοι Oberhaupt war. Mehrere Data hierüber geben die Memorabilien von D. *Paulus* VIII. St. S. 126 u. f. *Paſcha* durch ὑπερβασις und διαβατηρια, *Auszug*, zu überſetzen, haben Philo und Joſephus ſehr recht (S. 288.); das arabiſche شَسَحَ عن bedeutet *divertit a . . .* Eines von den vielen Beyſpielen, daſs das hebräiſche *Samech* nicht ſicher mit dem arabiſchen س, vielmehr zunächſt mit ش zu vergleichen iſt. — Die Redensart S. 287. δευτεραν εχων ταξιν und die darauf folgende Erklärung wird ſehr gut gebraucht werden können, wenn in alexandriniſch gelehrten Kirchenſchriftſtellern der Sohn als εν δευτερᾳ, der Geiſt εν τῃ τριτῃ ταξει verehrt vorkommt. — Man verſteht die δυναμεις des N. Ts. gewöhnlich *bloſs* von Wunderthaten, ungeachtet der Sprachbeweis für dieſe Einſchränkung der Bedeutung fehlt, und vielmehr *Kraftäuſserungen aller Art*, *Energie im Lehren und Handeln*, als etwas von Lehren und Handeln gar wohl unterſcheidbares dadurch angedeutet wird. In dieſem Sinn gebraucht Philo den der Alexandriniſchen Verſion fremden Plural, z. B. S. 213. wenn er behauptet, daſs die Nachäffung falſcher Propheten gegen die wahren nicht allzu lange ſich verſtecken könne. Die Sonne ſtrahle nach den Eklipſen nur deſto heller hervor. Eben ſo der wahre Prophet: της Φυσεως, ὁταν καιρος ᾖ, το ἰδιον κκλλος αναφαινησης μιπτηρις δυναμεσιν, d. h. in unübertrefflichen Kraftäuſserungen. Φυσις iſt hier die wahre prophetiſche Natur, im Gegenſatz gegen den durch Kunſt (Stratageme) angenommenen Schein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 12. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Elmsly: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1797. Part. I.* 218 und 26 S. *Part. II.* 219 — 541 S. gr. 4. (8 Rthlr. 8 gr.)

Die in diesem Jahrgang enthaltenen Abhandlungen lassen sich eintheilen in mathematische, astronomische, physische, chemische, naturhistorische, und medicinisch-physiologische. Reinmathematische Abhandlungen kommen nicht vor, aber ein paar, die zu der angewandten Mathematik gehören. Dahin können wir zuförderst die Abhandlung des Grafen v. *Rumford* rechnen, welche Versuche enthält, die Kraft des entzündeten Schiesspulvers zu bestimmen. Da diese wichtigen, aber gefährlichen, Versuche in Deutschland, wo sie gröstentheils gemacht wurden, bereits zum Theil bekannt sind: so begnügt sich Rec., nur die vornehmsten Beobachtungen und Resultate derselben auszuheben. Robins, dem die Geschützkunst so vieles zu danken hat, schätzte die Kraft des elastischen Fluidums, das sich bey der Verbrennung des Schiesspulvers entwickelt, auf 1000 mal gröser, als den mittlern Druck der Atmosphäre; Daniel Bernoulli auf nicht weniger als 10000 mal; und unserem Vf. gaben seine mit der gröstten Sorgfalt angestellten Versuche diese Kraft des Schiesspulvers wenigstens 50000 mal gröser, als jenen mittleren Druck der Atmosphäre. Dies Resultat gründet sich hauptsächlich auf einen äuserst merkwürdigen zu München angestellten Versuch, wobey eine aus dem besten gehämmerten Eisen verfertigte Röhre, deren Metall $1\frac{1}{3}$ Englischen Zoll dick war, während der innere Durchmesser der Röhre im Lichten nur $\frac{1}{2}$ Zoll, und die innere Länge der Röhre 2, 15 Zoll hielt, durch die geringe Quantität Pulver, womit sie gänzlich angefüllt werden konnte, das wenig mehr als $\frac{1}{10}$ Cubikzoll Raum einnahm, also nicht so viel war, als man zur Ladung eines kleinen Sackpistols braucht, und nicht der 10te Theil von der Ladung einer gewöhnlichen Flinte, ihrer ungeheuren Stärke ungeachtet, mit einem ungemeinen Knall in zwey Theile zersprengt, und diese in verschiedenen Richtungen auseinander geschleudert wurden. Nach Versuchen, die der Vf. an Stücken Eisen von eben dieser zersprungenen Röhre anstellte, wurde eine Kraft von 63173 Pfund erfodert, um einen Quadrat-Zoll eines solchen Eisens zu zerreisen, mithin, da die zersprungene Röhre in ihrem Bruch $6\frac{1}{3}$ Quadratzoll gros war, würde, sie zu zerreisen, ein Gewicht von 410624 Pfunden erfoderlich gewesen seyn, und die nämliche Wirkung brachten nicht völlig 26 Gran vollkommen genau eingeschlossenen Pulvers hervor! Rechnet man nun den mittlern Druck der Atmosphäre auf einen Quadratzoll auf 15 Pfunde, und bemerkt man, dass der Druck zu Zerreisung der Röhre auf keine grössere Fläche gerechnet werden kann, als der verticale Durchschnitt der Röhre im Lichten war, der nach Abzug des Raums, den die ledernen Stöpsel einnahmen, nur $\frac{1}{2}$ Quadratzoll betrug: so hätte mithin die Atmosphäre auf diese Fläche nur mit einem Gewicht von $7\frac{1}{2}$ Pfund wirken können; mithin war die Kraft des Schiesspulvers 54750 mal gröser, als dieser mittlere Druck der Atmosphäre. Und doch war nach sonstigen Beobachtungen des Vf. wohl schwerlich schon alles Pulver entzündet. Es wurde nun noch weiter eine ganze Reihe von interessanten Versuchen, unter der unmittelbaren Leitung des Vfs., von den Hn. *Reichenbach* und Grafen *Spreti*, hauptsächlich in der Absicht angestellt, um auch in dem Fall, wenn die Röhre nicht ganz mit Pulver gefüllt war, mithin das elastische Fluidum eine verschiedene Dichtigkeit hatte, das Verhältnis seiner Elasticität zu seiner Dichtigkeit, und die Kraft, deren es bey verschiedenen, besonders aber bey der möglich gröstten Dichtigkeit fähig wäre, zu bestimmen. Die Resultate dieser Versuche sind in einer sehr bequem eingerichteten Tafel angegeben, können aber hier nicht weiter erzählt werden. Aus denselben fand der Vf. dass, wenn die Dichtigkeit x, und die Elasticität y heisst, ihr Verhältnis zu einander durch die Gleichung ausgedrückt werden kann: $x^{1+0,0004x} = y$, und zeigt so wohl durch Berechnung, als eine nach dieser Formel entworfene Figur die Uebereinstimmung derselben mit der Erfahrung. (Nur freylich sind alle diese Versuche im Grund immer noch mit einer sehr kleinen Quantität Pulver von 1 bis 18 Gran angestellt worden, und es wäre immer noch höchst interessant, so weit es die ungeheure Kraft des Pulvers verstattet, ähnliche Versuche über grössere Quantitäten Pulvers anzustellen.) Eine Menge merkwürdiger Beobachtungen und sinnreicher Versuche, die der Vf. noch weiter anstellte, und Anwendungen auf die Feuergewehre, müssen wir übergehen, und bemerken nur noch die auffallende Erscheinung, die sich dem Vf. darbot, wenn der elastische Dampf durch ein hinreichend starkes Gewicht in der Röhre völlig eingeschlossen gehalten wurde. Wenige Minuten nach der Explosion nämlich hatte er beynahe alle seine Kraft verloren, und war in einen *dichten Körper*, so hart als ein Stein, ver-

verwandelt, der sich am Innern der Röhre angesetzt hatte. Die aufserordentliche Gewalt des Pulvers endlich leitet der Vf. hauptsächlich von dem Dampf des Wassers her, das theils in dem Salpeter als Crystallisationswasser enthalten ist, theils von der Kohle aus der Luft eingesogen wird, und glaubt, man könne die Kanonen als eine Art Dampfmaschinen von besonderer Einrichtung betrachten. Unter die Classe der angewandten Mathematik kann auch gerechnet werden eine Abhandlung von B. *Vulliamy* über die Mittel, die bey einem sehr tiefen Brunnen, aus dessen Quelle anfänglich eine grofse Menge Sand mit Wasser vermischt hervorsprudelte, angewendet wurden, um ihn von Sand zu reinigen, und ihm hinreichend Wasser zu verschaffen. Endlich gehört vorzüglich noch in diese Classe eine Nachricht von einer in den J. 1795 und 1796 von dem Obrist *Edw. Williams*, dem Capitain *Will. Mudge*, und Hn. *Isaac Dalby* vorgenommenen trigonometrischen Vermessung in dem südlichen Theil von England, die zusammen von der zu Kent gerechneten Insel Thanet, bis Landsend in Cornwall sich erstreckt, wovon aber hier nur die Vermessungen von Cornwall bis Dorsetshire, und dann wieder besonders die in Kent mit einem kleinen Theodoliten von Ramsden vorgenommene Messungen angegeben sind. Diese Abhandlung leidet keinen Auszug, aber zu wünschen wäre, dafs auch in Deutschland, wo in mehreren Gegenden jetzt auch beträchtliche trigonometrische Vermessungen gemacht werden, überall die ursprünglichen Data mit gleicher Genauigkeit öffentlich dem Publicum möchten vorgelegt werden.

Unter den *astronomischen* Abhandlungen ist eine der wichtigsten eine französisch geschriebene von *Don Josef de Mendoza y Rios*, welche Untersuchungen über die vornehmsten Aufgaben der nautischen Astronomie enthält. Sie zerfällt in zwey Theile, wovon der erste sich mit Bestimmung der Breite eines Orts aus zwey beobachteten Sonnenhöhen, und der Berechnung des Stundenwinkels eines Gestirns aus der beobachteten Höhe, und umgekehrt der Höhe aus dem Stundenwinkel; der zweyte mit der Reduction der Distanzen des Monds von der Sonne oder einem Stern beschäftigt. Der Vf. giebt zuerst genaue, directe, und nachher indirecte Näherungsmethoden an, und untersucht unter den sehr mannichfaltig angegebenen Methoden sorgfältig die Fälle, wann eine oder die andere derselben vorzuziehen seyn möchte. In dem ersten Theil giebt er besonders auch Rechenschaft von dem Einflufs, den Fehler in den Datis auf das Resultat haben können; und in dem letzten lehrt er am Ende noch besonders, wie man bey der Rechnung auf die elliptische Figur der Erde Rücksicht nehmen könne. Bey vielen seiner Formeln braucht er mit grofsem Nutzen die *Sinus-versus*, *Sinus-versus*, *Cosinus-versus*, und *Sucosinus-versus* der Winkel, und verspricht ihren Gebrauch noch mehr in einem schon unter der Presse befindlichen Werk zu zeigen, das verschiedene Tafeln zur Erleichterung der Rechnungen der nautischen Astronomie enthalten wird. Angehängt ist eine von Hn. *Cavendish* dem Vf. zugeschickte Näherungsmethode für die Reduction der Mondsdistanzen, deren Berechnung durch Tafeln, die in Mendozas oben erwähntem Werk abgedruckt werden sollen, erleichtert werden wird. Zu der astronomischen Classe gehört ferner eine Nachricht *Edw. Pigotts* über die periodischen Lichtveränderungen von zwey Fixsternen. Der eine derselben ist im Sobieskischen Schild, der von der 5ten Gröfse, bis zur 7ten oder 8ten abnimmt. Er hat beynahe die nämliche gerade Aufsteigung, wie der Stern 1 dieses Sternbilds, ist aber ungefähr einen Grad südlicher. (Er bildet nach der Zeichnung des Vfs. mit dem Stern 1 und dem nahe dabey stehenden Nebelfleck ein sehr stumpfwinklichtes, beynahe gleichschenklichtes, Dreyeck, worin der veränderliche Stern an dem stumpfen Winkel steht). Genauer giebt der Vf. seine Lage so an: gerade Aufsteigung 279° 9′ 37″; südliche Abweichung 5° 56′. Die ganze Periode seiner Veränderung dauert 63 Tage, oder, wie der Vf. sonst auch fand, 62, und im Mittel aus allen Beobachtungen 62½ Tage; 14 Tage behält er, ohne merkliche Aenderung seinen gröfsten Glanz; neun seinen kleinsten ohne Aenderung; 28 Tage lang nimmt er von der seines stärksten Lichts, bis auf die Mitte des schwächsten ab, und 35 Tage lang von der Mitte des schwächsten bis zur Mitte des stärksten Lichts zu. (Unter diesen 28 und 35 sind also jene 14 und 9 Tage schon begriffen.) Epochen des Mittels seiner gröfsten Lichtstärke waren 1795. 1. Oct.; 1796. 10. Apr.; 1796. 18. Jun. Epochen des Mittels seiner kleinsten Lichtstärke: 1795. 6. Nov.; 1796. 4. März; 1796. 10. May. Noch bemerkte der Vf. im August 1796 Unregelmäfsigkeiten in seiner Periode. Der zweyte veränderliche Stern ist in der nördlichen Krone. Gerade Aufsteigung 235° 2′ 51″; nördliche Abweichung 28° 49½′. (Er liegt auf einer geraden Linie zwischen den Sternen α und ι etwas mehr gegen letzten hin: mit den Sternen α und γ bildet er ein rechtwinklichtes, gleichschenklichtes Dreyeck, und liegt an dem rechten Winkel). Er nimmt von der 6ten bis 7ten Gröfse ab, bis er verschwindet. Den 20sten Jun. 1795. erschien er von der 9ten bis 10ten Gröfse, in 6 Wochen hatte er sein volles Licht erreicht, in dessen Mitte er gegen den 11ten August war. So blieb er ohne merkliche Veränderung ungefähr 3 Wochen, nahm dann innerhalb 3½ Wochen bis zur 9ten oder 10ten Gröfse ab, und verschwand wenige Tage darauf. Im April 1796 erschien er wieder, und war gegen den 7ten May aufs neue von der 9ten bis 10ten Gröfse, und nahm dann wieder beyläufig eben so wie vorhin zu. Seine Periode wäre also 10½ Monat. Weil er aber doch von der letztangeführten Beobachtung an bis auf den August 1796 ziemliche Ungleichheiten zeigte: so hat die eigentliche Dauer seiner Periode noch mehr Bestätigung nöthig. Endlich hat noch *Herschel* zu der astronomischen Classe Beyträge in zwey Abhandlungen geliefert. Die erste enthält eine Fortsetzung seines Verzeichnisses der comparativen Lichtstärke der Sterne, und giebt zugleich Nachricht von einem über die

Flam-

Flamsteedsche Beobachtungen der Fixsterne, die in dem zweyten Theil seiner *Historia Coelestis* enthalten sind, durch *Miss Herschel* verfertigten Register. Der Name Register muss niemand verführen, diese Arbeit für leicht oder unbedeutend zu halten. Da der aus Flamsteeds Beobachtungen gezogene *Catalog. Brittan.* bis auf die neueste Zeiten den Astronomen zu Grundlage ihrer Schlüsse und Rechnungen diente, und zum Theil noch dient, so war es wohl der Mühe werth, zu untersuchen, in wie fern der *Catal. Brittan.* das richtige Resultat von Flamsteeds Beobachtungen liefere, und dies um so mehr, da Flamsteed bey der Herausgabe seiner *Historia Coelestis* nicht mehr lebte. Dazu dient nun dies Register. Weil in Flamsteeds Beobachtungen viele der kleinen Sterne ohne weiteren Beysatz eines Namens, Buchstabens, oder Beschreibung angegeben waren, ausserdem manche Verwechslung in den Namen der Sternbilder, und Buchstaben der Sterne sich fand; so musste *Miss Herschel* erst durch sorgfältige Berechnung und Vergleichung des *Atlas Coelestis* herausbringen, was jedesmal für ein Stern gemeynt sey. Aus dem hierauf verfertigten Register ergab sich nun folgendes. In den *Catalog. Brittan.* sind 111 Sterne eingetragen worden, die Flamsteed nie beobachtet hat. Dies erklärt, warum so manche Sterne nicht mehr an dem Himmel gefunden werden konnten; 39 Sterne des Catal. haben beträchtliche Verbesserungen in der Angabe ihrer Stelle, manchmal von einigen Graden nöthig; ausser diesen 39 sind in dem *Atlas Coelestis* noch 54 unrichtig eingetragen; und 42 sind auf 21 zu reduciren, weil sie unter doppeltem Namen in verschiedenen Sternbildern eingetragen worden sind. Dagegen sind in dem *Catal. Brittan.* ausgelassen worden 371 von Flamsteed nach gerader Aufsteigung und Abweichung vollständig beobachtete Sterne; ferner 35, wo eine dieser Bestimmungen zweifelhaft ist; 86, wo nur die Abweichung, 13, wo nur die gerade Aufsteigung angegeben ist, und 50, die wenigstens durch deutliche Beschreibung kenntlich gemacht waren. (Dies Beyspiel kann praktische Astronomen aufmerksam machen, nicht nur das Resultat ihrer Beobachtungen, sondern auch die Originalbeobachtungen selbst der Nachwelt in einer guten Ordnung aufzubehalten.) Durch dieses Register sind nun manche, besonders auch von Bode in Ansehung des Flamsteedischen Sternverzeichnisses angegebene Verbesserungen bestätigt worden. Hn. *Herschel* diente es besonders auch bey seiner fortgesetzten Vergleichung der Lichtstärke verschiedener Sterne, wovon er diesmal die Bemerkungen über die Sternbilder Andromeda, Bootes, Krebs, Centaur, Cepheus, nördliche Krone, Eidechse, Haase, Schiff, und Orion liefert. (Bey diesem nützlichen Verzeichniss, das aber noch vieler Nachträge fähig ist, durch welche sich auch blosse Liebhaber der Sternkunde verdient machen können, wäre noch zu wünschen, dass auch die Zeit der angestellten Beobachtung und Vergleichung angegeben wäre, weil sie, wenn etwa veränderliche Sterne beobachtet worden seyn sollten, zur Bestimmung der Periode dieser Lichtänderung dienen könnte.) Die zweyte Herschelsche Abhandlung enthält Beobachtungen der veränderlichen Lichtstärke der Jupiters-Trabanten, und der Veränderung ihrer scheinbaren Grösse, nebst Bestimmung der Zeit ihrer Axendrehung. Das Resultat dieser Beobachtungen ist, dass sich der erste Trabant um seine Axe dreht in $1^t\ 18^{st}\ 26', 6$; der zweyte in $3^t\ 18^{st}\ 17', 9$; der dritte in $7^t\ 3^{st}\ 59', 6$ und der vierte in $16^t\ 18^{st}\ 5', 1$. Das Weitere kann hier um so mehr übergangen werden, da die ganze Abhandlung durch das *Berlin. astron. Jahrb.* für 1801 auch unter uns bekannt ist.

(Der Beschluss folgt.)

Jena und Cahla: *Thüringer Stadt- und Landzeitung.* 1799. 1—26 St. (ult. Jun.) 362 S. 4.

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung, zunächst für Thüringen und die umliegenden Provinzen. 1799. Nr. 1. (Jul. 5.) — 13. (27. Sept.)

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung. Mit landesherrlicher höchster Erlaubniss. 1799. Nr. 1. (4 Octob.) — 13. (27 Dec.) 372 S.

Gemeinnützige Stadt- und Landzeitung, oder wöchentliches Lehr- Nähr- und Hülfsblatt, moralischen, ökonomischen, physikalischen, politischen und vermischten Inhalts. 1800. 1—27 St. 436 S. 4.

Diese, unter eben so schnell als häufig abgeänderten Titeln erschienene Zeitung liefert, neben einer gedrängten Uebersicht der wichtigsten Welt- und Naturbegebenheiten, kurze Beyträge zur Erziehungs- und Gesundheitskunde, Nachrichten von Stadt-Land- und Forstwirthschaft, von Handlung, Künsten und Fabriken, so wie auch Notizen von Familien-Verhältnissen, und von der Literatur. Wöchentlich wird davon ein Bogen in Quart, ausser dem, gewöhnlich am Schlusse jeden Monats wegen der Inserate erforderlichen, *Intelligenzblatt* oder, wie es seit dem vierten Quartal heisst, *Beylagen* ausgegeben. Das aus bekannten Ursachen an Zeitungen und Journalen sehr fruchtbare *Thüringen* wurde auf dem Titel der ersten drey Quartale ehrenvoll und mit Recht genannt, weil dem oberfächsischen Kreise das meiste Interesse und Raum gewidmet war, allein wegen des auswärtigen Absatzes, und auch anderer Gründe wegen gab der ungenannte Verfasser, oder vielmehr der Verleger, der Zeitung im vierten Quartal ein Gewand der *Allgemeinheit*, welches im zweyten Jahrgange noch mit einer anspruchsvollen Detaillirung des Inhalts verbrämt wurde. Im Februar 1800 veränderten sich die Umstände nur dahin, dass ein anderer Wochentag für die jedesmalige Erscheinung des Blatts bestimmt wurde. Jenes allgemeinen Titels ungeachtet, blieb die Zeitung doch ein *oberfächsisches Provinzial-Blatt*, indem die kosmopolitischen Aufsätze, die Gedichte und Biographieen der politisch-militärischen Zeit-Helden, eines *Bonaparte*, *Pitt*, *Fox*, *Suwarow*, *Nelson*, eines *Sidney Smith*, so wie auch einzelner Gelehrten zwar gut gewählt, aber nicht eigenthümlich, und daher

her gewöhnlich nur Lückenbüsser beym Mangel von Tags-Neuigkeiten und Inseraten waren. Die literarischen Notizen haben freylich auch, zumal wegen ihrer Ausführlichkeit, einen stehenden Raum behauptet, die kürzern davon waren aber blofs ein Vehikel der thätigen *Schumannischen* Buchhandlung zu Ronneburg. In den *politischen* Nachrichten wurde bis zum Julius 1799 der Rastadter Congress und Gesandtenmord mit der, das Ganze charakterisirenden, Freymüthigkeit geschildert. Jedoch stand das eigentlich *politische* in der Fassung und Neuheit gewöhnlich auswärtigen Zeitungen nach. Die Localanzeigen für Thüringen nebst den ökonomischen Nachrichten machen den Hauptwerth der Zeitung aus, wobey die augenscheinliche Entfernung des Redacteurs vom Druckorte leider! viele zum Theil erhebliche Druckfehler veranlasste.

Ansbach, im Verlage der Waisenhäuser zu Ansbach und Bayreuth: *Addressbuch für die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth.* 1801. 402 S. 8. (ohne das Orterverzeichnifs).

Bey Vergleichung mit dem Erstling der Ansbach-Bayreuthschen Staatskalender vom J. 1737 und selbst mit den neuern, die seit der Vereinigung mit dem Hauptstamme erschienen, zeigt sich der vorliegende so gänzlich in Form und Inhalt umgestaltet, dafs man neben der Verschiedenheit des Jahrhunderts beynahe auch bey der ersten Einsicht des Inhalts die des Landes ahnden möchte. Seit dem in der A. L. Z. 1798. Nr. 225. angezeigten Jahrgange 1798. (aus der Feder des Hn. Kriegs- und Domänen-Raths *Rehm*) unterblieb die Erneuerung. Desto reichlicher hat ihn der ungenannte Vf. des diefsjährigen, Hr. Kammer-Assistenz- und Stadtrath *Fenkohl* in Ansbach ausgestattet, und möglichst nach dem trefflichen Muster des *Handbuchs für den Preufsischen Hof und Staat* geformt. Eben dieses neuen Plans wegen, und auch als Privatangelegenheit der beiden auf dem Titel angezeigten Waisenhäuser, läfst dieser Jahrgang noch manches in der Vollständigkeit und Genauigkeit zu wünschen übrig, so wie auch die Abschliefsung am 30sten März 1800 für das Jahr 1801 zu frühzeitig war. Vorzüglich vermifst Rec. die ehedem mit aufgenommene Dienerschaft der Grafschaft *Sayn-Altenkirchen* und ein Namenregister; weniger aber die Wohnungsanzeige in den beiden Residenzstädten, obgleich dazu die Benennung eines *Adressbuchs* berechtiget. Sehr nützlich sind mehrere neue, und bey deutschen Staatskalendern bis dahin sehr seltene, statistische Erläuterungen; z. B. die Ortsverzeichnisse eines jeden Amts und die genaue Darstellung der Kirche- und Schulverfassung mit Bemerkung des Patronats und des Parochial-Umfangs S. 115—178. Unter den Hauptveränderungen im Personale bemerkt Rec. vorzüglich einer Seits die Abschaffung der *Gouverneur-Stelle*, welche zwey Wirtembergische Prinzen nach einander bekleideten, und des Landesministeriums, indem der Hr. Minister von Hardenberg in das General-Directorium zu Berlin eintrat; anderer Seits aber die Abtheilung der Ansbachischen Kammer in zwey Senate und die Formirung eines kleinen katholischen Kirchenstaats S. 169—175., dessen hierarchische Verhältnisse wahrscheinlich noch nicht bestimmt sind, weil sie der Vf. unangezeigt gelassen; sodann das höchst verderbliche *Lotto* S. 211—212., welches noch dazu mit 26 Personen, nämlich *Castalletto*, *Oberlotteriegericht* und *Fiscalat*, besetzt ist.

Aus dem feinern, leider! ungeübten, Studium der Staatskalender entspringt hier die Bemerkung, dafs sich der fränkische Adel, nach dem Vorgange der andern Preufsischen Provinzen, hauptsächlich in die militärische- und verhältnifsmäfsig sehr wenig in die Civil-Laufbahn wirft. Im Militär bemerkt man unter jenen die Namen *Brand*, *Reitzenstein*, *Bobenhausen*, *Feilitzsch*, *Kotzau*, *Kettenburg*, *Seckendorf*, *Vittinghof*, *Schütz*, *Künsberg*, *Schmid*, *Guttenberg*, *Lynker*, *Röder*, *Longolius*, *Pöllnitz*, *Tritschler*, *Trechsel*, *Stein*, *Seidel*, *Streit*, *Gräbener*, *Schaumberg*, *Waldenfels*, *Pöllnitz*, *Aichinger*, *Elrichshausen*, *Bürger*, *Gravenreuth*, *Hirsch*, *Heydenaber*, *Türer*, *Arnim*, *Beust*, *Gögel*, *Schönfeld*, *Lindenmayer*, *Eyl*, *Massenbach*, *Salzmann*, *Schauroth*, *Plotho*, *Falkenhausen*, *Lindenfels* u. s. w. neben den beym bürgerlichen Stande gebliebenen Inländern. Dagegen sind im Civilstaat der beiden Fürstenthümer nur 26 vom inländischen Adel, aber mehrere auswärtige und ziemlich aus der Ferne herbeygekommene.

Hof, b. Grau: *Genealogisch - historisch - statistisches Taschenbuch für das Jahr* 1800. — *Eine Uebersicht des thatenvollen achtzehnden Jahrhunderts enthaltend.* 132 und 48 S. *Das achtzehnte Jahrhundert. Eine Skizze.* 68 S. — *Uebersicht der wichtigsten Staatenveränderungen.* 48 S. 8.

Sonderbar und unbequem ist es, dafs dieses Taschenbuch vierfach abgesonderte Seitenzahlen hat. Das genealogische Verzeichnifs der *europäischen regierenden Häuser* nimmt den *ersten* Abschnitt S. 1—131. ein, und wird durch nützliche historische Erläuterungen belebt. Die folgenden sechs, gehörig commentirten, Kupfer aus der *neuesten Zeitgeschichte*, nämlich die Ankunft der französischen Gesandten in Rastadt und ihre Ermordung, letztes mit einer ziemlich gemäfsigten Geschichtserzählung, das Exil des Papstes Pius VI, Bonaparte's Landung in Aegypten, (statt deren wohl ein merkwürdiges Ereignifs aus dem Laufe der Expedition hätte gewählt werden können) die französische Ausleerungsmethode der Schweitz und endlich *Duphots* Ermordung. Die *historische Skizze des verflossenen Jahrhunderts und derer in demselben vorgefallenen Staatsveränderungen* hätte in eins verflochten werden sollen. Einzeln ist jedes nur Fragment, überdem mit manchen bedeutenden Fehlern verunstaltet. Doch sind die statistischen Einsichten des ungenannten Vfs. unverkennbar.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 13. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Elmsly: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year* 1797. *etc.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu der Classe der *Physik* gehören *Huddarts* Beobachtungen über die Strahlenbrechung nahe am Horizont, und ihren Einfluss auf die Erscheinung irdischer Gegenstände, und die Tiefe des See-Horizonts. Der Vf. beschreibt verschiedene Beobachtungen, welche mit den auch schon von andern Beobachtern bemerkten Erscheinungen Aehnlichkeit haben, wonach unter gewissen Umständen der Atmosphäre, besonders in der Nachbarschaft der See, tiefe, im oder unter dem Horizont des Beobachters gelegene Gegenstände über denselben erhaben, manchmal ganz in der Luft schwebend, und zwar gedoppelt, einmal in ihrer natürlichen aufrechten Stellung, und dann wieder das unterste zu oberst, erschienen. Er glaubt, diese Erscheinungen lassen sich nicht anders erklären, als wenn man annehme, die Dichtigkeit der Luft nehme von oben herab nur bis auf eine gewisse Entfernung von der See zu, alsdann aber, und bis zur gänzlichen Berührung mit der See hin wieder ab, wodurch dann, innerhalb dieser letzten Luftschichte, der Weg des Lichts eine seinem gewöhnlichen Gang in der Atmosphäre entgegengesetzte Krümmung annehme, welche die Erscheinung einerley Gegenstandes in verkehrter Stellung bewirke. Weil aber die Gränze dieser Luftschichte durch die Verschiedenheit der Ausdünstung der See verschieden bestimmt werde: so lasse sich die Tiefe des Seehorizonts, die man bey astronomischen Beobachtungen zur See so oft brauche, nicht sicher angeben. Am Ende giebt er noch eine Methode an, deren er sich deswegen zur Bestimmung der Breite zu bedienen pflegt. Er beobachtet nämlich die scheinbare Sonnenhöhe im Mittagskreis, und misst beides, ihre nördliche und südliche Höhe, bringt die Verbesserung wegen der Strahlenbrechung, wie sie die Tafeln geben, beiderseits an, trägt ferner beiderseits Rechnung wegen des Fehlers des Sextanten, und des Halbmessers der Sonne; die so verbesserte Höhen addirt er, und den Ueberschuss ihrer Summe über 180° sieht er als die doppelte Tiefe des See-Horizonts an. Zu der nämlichen Classe gehören *Pearsons* Versuche und Beobachtungen, die in der Absicht angestellt wurden, die Natur des Gas kennen zu lernen, das entwickelt wird, wenn elektrische Schläge durch Wasser gehen. Aehnliche im *Journ. de Physique* Nov. 1789 bekanntgemachte Versuche der Hn. *Paets van Troostwyk* und *Deiman* hatten seitdem andern Physikern nicht glücken wollen, was auch, da die Sache äusserst delicat ist, nicht befremden darf. Mit Hülfe Hn. *Cuthbertsons*, der auch die vorhin angeführten Physiker unterstützte, brachte es der Vf. dahin, nicht nur mit dem von jenen gebrauchten Apparat das nämliche Resultat zu erhalten, sondern auch durch Verbesserung des Apparats die Versuche leichter, und die Resultate entscheidender zu machen. Der verbesserte Apparat besteht in einer ½ Zoll weiten, und etwa 3 Zoll langen Glasröhre. In das eine verschlossene Ende derselben ist ein Faden von Gold oder Platina an der Lampe eingeschmolzen, der sich bis auf etwa $\frac{1}{20}$ Zoll dem kupfernen Boden des Gefäses nähert, worin die mit Wasser angefüllte Röhre mit ihrem andern trichterförmig gebildeten offenen Ende steht. Durch den Goldfaden werden die elektrischen Entladungen geleitet. Die Versuche sind um so interessanter, da mit einer grosen Elektrisir-Maschine, nach Tage lang anhaltender Arbeit, nur eine sehr geringe Quantität Gas hervorgebracht werden kann. So wurde mit dem verbesserten Apparat, nach beynahe 17 stündiger Arbeit, in welchen 16836 elektrische Schläge durchs Wasser gegangen waren, nicht weiter als etwa $\frac{1}{2}$ Cubikzoll Gas erhalten. Ging durch das auf diese Weise erhaltene Gas absichtlich oder zufälligerweise ein elektrischer Funke: so entzündete sich dasselbe plötzlich, mit einer heftigen Erschütterung, und verminderte sich, nach den verschiedenen Umständen, mehr oder weniger, auf $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{5}$, manchmal sogar $\frac{1}{15}$ und $\frac{1}{25}$ seines ursprünglichen Volumens; der Rest aber konnte durch fortgesetzte elektrische Funken nicht weiter vermindert werden. Ganz dieselben Erscheinungen erhielt man durch schickliche Mischungen von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, oder auch von diesem letzten mit atmosphärischer Luft. Mischte man unter das zu untersuchende Gas gleichviel Salpetergas: so entstanden Dämpfe von Salpetersäure, und das Gas wurde manchmal auf $\frac{1}{3}$ seines Volumens reducirt; wenn man zu dem Rest etwa halb so viel Sauerstoffgas hinzusetzte, und einen elektrischen Funken durch diese vorher ganz trockengemachte Mischung von Gasarten gehen liess, verminderte sie sich um $\frac{1}{3}$ ihres Volumens, und es wurde Wasser erzeugt. Aus diesem allen schliesst der Vf., dass bey dem Durchgang elektrischer Schläge durch Wasser, Sauerstoffgas und Wasserstoffgas hervorgebracht werde, wiewohl durch die erste 200 bis 300 Schläge haupt-

hauptsächlich nur gewöhnliche atmosphärische Luft, die weder durch Sieden noch durch die Luftpumpe ganz von dem Wasser geschieden werden kann, frey zu werden scheint, die sich deswegen auch durch einen elektrischen Funken nur sehr wenig vermindert. Mit dieser Abhandlung verbinden wir sogleich *William Henrys* Versuche über das kohlengesäuerte Wasserstoffgas (schwere brennbare Gas), um zu bestimmen, ob Kohle, eine einfache oder zusammengesetzte Substanz sey. Hr. *Austin* hatte aus seinen Versuchen über eben dieses Gas, und aus der Beobachtung, dass sich dasselbe durch wiederholte elektrische Funken in einem Raum ausdehnen lasse, der über mehr als zweymal gröfser ist, als sein ursprüngliches Volumen, geschlossen, dass die darin enthaltene Kohle decomponirt werde, und so das Volumen des Gas vermehre. Hr. *Henry* macht nun bedeutende Einwendungen gegen die Versuche sowohl des Hn. *Austins*, als gegen seine daraus gezogenen Schlüsse. Er zeigt, dass, wenn nach *Austins* Meynung durch das Elektrisiren die Kohle ganz oder zum Theil zersetzt würde, sich in dem nach dem Elektrisiren vorhandenen Gas, bey seinem Abbrennen mit Sauerstoffgas weniger Kohlensäure finden müsste, als bey dem nämlichen Gas, wenn man es nicht elektrisirt hätte. Nun beweisen aber seine hier angeführten Versuche, bey welchen er immer einerley Quantität kohlengesäuertes Wasserstoffgas zuerst unelektrisirt, und dann elektrisirt, folglich in einen gröfsern Raum ausgedehnt, mit Sauerstoffgas, wovon er in dem letzten Fall freylich viel mehr zusetzen musste, abbrannte, dass immer gleich viel Kohlensäure darin enthalten war. Er schliesst also daraus, dass das durchs Elektrisiren vermehrte Volumen des kohlengesäuerten Wasserstoffgas nicht aus einer Zersetzung der Kohle hergeleitet werden könne, und wenigstens aus diesen Versuchen die Kohle nicht unter die zusammengesetzten Substanzen gerechnet werden dürfe. Diefs vermehrte Volumen erklärt er vielmehr aus dem in jeder Luftart gewöhnlich aufgelöseten Wasser, so dass sich die Kohle mit dem in dem Wasser enthaltenen Sauerstoffgas verbinde, und dagegen der Wasserstoffgas frey werde. Diese Erklärung bestätigte sich hauptsächlich dadurch, dass das Volumen des zu untersuchenden Gas sich bey weitem nicht mehr so viel, und kaum noch um $\frac{1}{4}$ seiner ursprünglichen Gröfse vermehrte, da er das Gas vorher sorgfältig trocknete. Auch fand er, dass, wenn man hinreichend reines Gas zu den Versuchen braucht, sich bey dieser Operation kein Stickgas erzeuge, wie Hr. *Austin* glaubte, und dann neben dem Wasserstoffgas das Stickgas zu einem der Bestandtheile der Kohle machen wollte. Von Hn. *Brougham* kommen in diesem Jahrgang fortgesetzte Versuche und Beobachtungen über die Eigenschaften des Lichts vor. Sie betreffen hauptsächlich die Beugung des Lichts, die farbichten Ringe und Streifen, die sich auf polirten Flächen, besonders wo sie kleine Ungleichheiten haben, zeigen, und einige Erscheinungen des isländischen Crystalls, können aber in einem Auszug nicht wohl deutlich gemacht werden. Bey Veranlassung dieser Beobachtungen über das Licht können wir am schicklichsten eines Geschenks von 1000 Pfund Sterling erwähnen, welches der Graf *Rumford* der königlichen Gesellschaft gemacht hat, um von den Interessen derselben alle zwey Jahre eine Preismedaille dem Vf. zuzuerkennen, welcher jedesmal in den letzten zwey Jahren die wichtigste, für die Menschheit nützlichste, Entdeckung über Licht oder Wärme, in irgend einem Theil von Europa, nach dem Urtheil der Gesellschaft bekannt gemacht hat. Unter die *physischen* Abhandlungen kann man endlich noch zählen *Wells Beobachtungen* und Versuche über die Farbe des Bluts. Es ist darin hauptsächlich um Erklärung der Veränderung zu thun, welche in dem Blut durch seine Berührung mit der Atmosphäre, und durch Beymischung von Neutral-Salzen entsteht. Der Vf. glaubt aus seinen Beobachtungen schliefsen zu können, dass diese Veränderung nicht so wohl durch eine Veränderung der innern Bestandtheile des Bluts, als vielmehr nur durch das Dazwischentreten der Luft- oder Salztheile bewirkt werde, wodurch beträchlich mehr Licht von den innern Theilen zurückgeworfen werde, als vor dieser Beymischung geschehen konnte. Er beruft sich dabey besonders auch auf Zinnober, der durch seine mechanische Theilung, und das damit verbundene Dazwischentreten von Lufttheilchen seine Farbe so sehr ändert. Uebrigens benutzt er zu seiner Vorstellung von der Sache die von der Newtonschen verschiedene Erklärung, welche *Kepler*, sein Zeitgenosse Zucchius (den er gelegentlich als den wahrscheinlichen Erfinder der Spiegel-Teleskope angiebt) und neuerlich *Delaval* von den Farben dunkler Körper gegeben haben, und der zufolge diese Farben nicht von der Zurückwerfung des Lichts auf der vordern Fläche des gefärbtscheinenden Körpers, sondern von dem Theil des Lichts entstehen, das durch die vordere Fläche des Körpers eindringt, und von den dunklen Theilchen innerhalb dieser Oberfläche zurückgeworfen wird. Von *chemischen* Abhandlungen finden sich, aufser dem, was von den bey der physischen Classe angeführten hieher gerechnet werden könnte, noch zwey Aufsätze von *Smithson Tennant*. Der erste, über die Natur des Diamants, zeigt, dass der Diamant gänzlich aus Kohle bestehe, die von dem gewöhnlichen Zustand dieser Substanz sich blofs durch ihre crystallisirte Form unterscheide. Schon Newton hatte wegen der Analogie, welche der Diamant in Ansehung der Refraction des Lichts mit brennbaren Körpern zeigt, ihn zu dieser Classe der Körper gerechnet. Seitdem wurde auch diese Vermuthung Newtons durch wirkliches Verbrennen des Diamants bestätiget, und *Lavoisier* besonders, der diese Verbrennung vermittelst grofser Brenngläser in geschlossenen Gefäfsen anstellte, machte auch auf das Resultat des Verbrennens aufmerksam, und zeigte die Aehnlichkeit des Diamants mit der Kohle. Unser Vf., um so leichter diesen Körper bey nicht allzu grofser Hitze in geschlossenen Gefäfsen verbrennen zu können, versuchte diefs durch Beymischung von Salpeter, den er nebst dem Diamant in eine goldene an

einem

einem Ende geschlossene Röhre legte, die ihm statt der Retorte diente, und an ihrem offenen Ende mit einer Glasröhre in Verbindung stand, um das erhaltene Gas zu sammeln. Um sich zu überzeugen, dafs die goldene Röhre völlig geschlossen, und von allen Unreinigkeiten frey sey, liefs er zuerst blofs etwas Salpeter darin erhitzen, bis er alkalisirt wurde, und löste das Product in Wasser auf, fand aber, dafs diese Auflösung ganz frey von fixer Luft sey, und das Kalkwasser nicht trübe. Sobald hingegen Diamant mit dem Salpeter verbrannt wurde: so schlug der in der Retorte übriggebliebene Kalk aus dem Kalkwasser nieder, und gab mit Säuren Salpeterluft, und Kohlenstoffgas. Zu genauerer Bestimmung wurden 2¼ Gran Diamant mit ¼ Unze Salpeter in die Retorte gethan, und etwa 1½ Stunde in starker Glühhitze erhalten. Der Salpeter alkalisirte sich auf einen gewissen Grad, ehe der Diamant sich entzündete, und so blieb fast alles Kohlenstoffgas in dem Alkali des Salpeters, und die aus der Röhre austretende Luft enthielt äufserst wenig davon. Die alkalinische Materie wurde nun in Wasser aufgelöst, und es fand sich, dafs der Diamant ganz zerstört sey. Diese Auflösung wurde mit einer hinreichenden Quantität gesättigter Auflösung von Marmor in Salzsäure vermischt, um die Verbindung des Kohlenstoffgas mit der Kalkerde zu bewirken, und, nachdem sich aus der vorhin erwärmten Auflösung der Niederschlag völlig gesetzt hatte, wurde aus demselben das Kohlenstoffgas ausgetrieben, und nahm den Raum von etwas weniges mehr als 10,1 Unzen Wasser ein. Eben so ergab sich aus einem andern Versuch, wobey 1½ Gran Diamant verbrannt wurden, Kohlenstoffgas, das 6, 18 Unzen Wasser im Raum einnahm. Da nun, nach *Lavoisiers* Versuchen, aus einem gleichen Gewicht Kohle gerade eben so viel Kohlenstoffgas erhalten wird, und das von dem Vf. erhaltene Gas völlig die nämlichen Eigenschaften mit anderem Kohlenstoffgas zeigte: so glaubt er darauf seinen Schlufs wegen der Natur des Diamants gründen zu können. Diese Versuche gaben denn auch Gelegenheit zu Hn. *Smithson Tennants* zweyter Abhandlung über die Wirkung des Salpeters auf Gold und Platina. Es wurden einige dünne Stücke Gold mit Salpeter in eine goldene Röhre gelegt, und zwey bis drey Stunden in einer starken Glühhitze erhalten. Nachher wog das von dem Salpeter zurückgebliebene, das aus kaustischem Alkali, und zum Theil decomponirten Salpeter bestand, 140 Gran, und es fand sich, dafs 60 Gran Gold aufgelöst worden waren. Beym Zugiefsen von Wasser wurden ungefähr 50 Gran Gold in der Gestalt von schwarzem Pulver niedergeschlagen, und fanden sich gröstentheils in metallischem Zustand, so dafs das Meiste davon sich in Salzsäure nicht auflösen liefs. Die übrigen 10 Gran gaben der alkalinischen Auflösung, in der sie blieben, eine hellgelbe Farbe. Wenn man verdünnte Schwefel- oder Salpeter-Säure darein tropfte: so wurde sie zuerst dunkler gelb, nachher, wenn man dadurch sah, erschien sie anfänglich grün, und hierauf blau. Platina liefs sich, mit Salpeter in Verbindung, leicht auflösen, und wenn der übriggebliebene Rückstand in Wasser aufgelöst wurde: so wurde der gröste Theil der Platina in Gestalt eines braunen Pulvers niedergeschlagen, das sich ganz in Salzsäure auflösen liefs. Die in der alkalinischen Auflösung zurückgebliebene Platina gab ihr eine braungelbe Farbe, und wenn man eine Säure zugofs, bildete sich ein Niederschlag, der aus Platina-Kalk, Alkali, und der angewandten Säure bestand. Silber wurde von Salpeter nur wenig angegriffen. Von *naturhistorischen* Abhandlungen findet sich diesmal nur *Rob. Marshams* Nachtrag zu den Messungen von Bäumen, die in den *philos. Transact.* von 1759 abgedruckt sind. Dieser fleifsige Beobachter setzte bey seinen seit 1719 angelegten Pflanzungen die Messungen des Umfangs verschiedener Bäume fünf Fufs hoch über der Erde fort, und fand dabey manche interessante Resultate, wovon wir hier nur einige wenige ausheben können. Ueberhaupt fand er, dafs das Verpflanzen der Bäume ihren Wachsthum aufserordentlich befördert. Von Eichen, die 1719 aus Saamen gezogen wurden, und unverändert an einer Stelle blieben, war die dickste 1795 5 Fufs 6⅝ Zoll im Umfang, während die stärkste der 1735 verpflanzten Eichen schon 8 Fufs 8⅜ Zoll hielt. Eben so war die stärkste von Buchen, die 1733 aus Saamen gezogen wurden, 1795 nur 6 Fufs 9 Zoll, während die stärkste der verpflanzten 7 Fufs 5⅛ Zoll hielt, ungeachtet sie 8 Jahre jünger war. Mehrere praktisch ökonomische Regeln übergehen wir, und bemerken aus der Tafel über das Wachsthum verschiedener Bäume, nur noch eine Eiche, die 1580 4 Fufs, 1760 15 Fufs 2⅛ Zoll, und 1781 16 Fufs 5⅜ Zoll im Umfang hielt, folglich bis in ihr zweyhundertjähriges Alter noch an Dicke zunahm, und eine Ceder, die 1748 nur einen Fufs hoch war, 1777 3 Fufs 1⅛ Zoll, und 1795 6 Fufs 1⅛ Zoll im Umfang hatte.* (Es müfste in mancher Rücksicht lehrreich seyn, von verschiedenen Gegenden über mehrere Bäume einer Gattung Beobachtungen ihres jährlichen Wachsthums von ihrem Hervorsprofsen bis in ihr höchstes Alter, nebst Bemerkungen über die Umstände, die auf ihr Wachsthum Einflufs haben konnten, zu erhalten.)

Zu den *medicinisch physiologischen Abhandlungen* gehören folgende: 1) Ueber einige krankhafte Veränderungen der geraden Augenmuskeln und der Hornhaut, von *E. Home*. Er rechnet dahin a) das Unvermögen, nahe Gegenstände deutlich zu sehen, weil die Muskeln bey dem Nahesehen stark zusammengezogen seyn müssen, und in diesem Zustande nicht lange bleiben können, ohne von der heftigen Anstrengung Schmerz zu erleiden. Er führt eine Beobachtung zum Beweise an, und beruft sich auf einige Beyspiele, wo die Muskeln des Vorderarms, welche bey dem Schreiben, bey dem Ausziehen der Pfröpfe aus Bouteillen etc. heftig angestrengt worden waren, Schmerz erregten, wenn *blofs diese* Bewegung wiederhohlt ward, statt dafs andere Bewegungen der Hand und des Arms ohne alle Beschwerde vorgenommen werden konnten. b) Das Doppeltsehen. Dieses

soll

ſoll entweder davon herrühren, daſs die Augenmuſkeln nicht in ihrer Wirkung übereinkommen, und daher die Augen nicht gleichmäſsig auf den Gegenſtand richten, oder daſs eine gewiſſe Veränderung in denjenigen Theilen, durch welche die Lichtſtrahlen in dem einen Auge gebrochen werden, vorgegangen iſt. c) Das Schielen. Die Urſache deſſelben ſoll darin liegen, daſs das eine Auge nicht das Vermögen hat, das andere bey dem Sehen zu unterſtützen, und daſs daher die Muſkeln nicht den erforderlichen Grad von Leitung (*guide*) erhalten, weſshalb das eine Auge unvollkommen oder auch wohl gar nicht ſieht. — Daſs die Hornhaut zu den lebendigen Theilen des Körpers gerechnet werden müſſe, ſucht er durch verſchiedene Gründe zu beweiſen, und er glaubt ſie mit den Ligamenten vergleichen zu können, mit welchen ſie auch darin übereinkomme, daſs ſie in mehreren Fällen reizende Mittel verträgt.

2) Unterſuchungen über die thieriſche Empfängniſs von *J. Haighton*. Er erweiſet durch Verſuche an Kaninchen die Richtigkeit des von *de Graaf* aufgeſtellten Satzes, daſs der gelbe Körper im Eyerſtock ein ſicherer Beweis der vorgefallenen Schwängerung ſey. Durch andere Verſuche an Kaninchen, welchen er theils eine von den Muttertrompeten, theils beide, durchſchnitt, ſucht er zu beweiſen, daſs die Eyerſtöcke den Reiz zur Schwängerung erhalten können, ohne, daſs weder Saame ſelbſt, noch der Duft deſſelben, an ſie zu kommen braucht, und daſs alſo die Empfängniſs eine bloſse Folge der Sympathie ſey, wenn der Saame die Scheide und Bärmutter gereizt habe. Vor dem ſechſten Tage nach der Empfängniſs fand er nie Bläschen in der Bärmutter trächtiger Kaninchen, ſondern eine bloſse ſchleimähnliche Materie; er ſchlieſst daher, daſs das, was bey der Empfängniſs aus dem Eyerſtock in die Bärmutter geht, eine bloſse Feuchtigkeit und kein wirkliches Ey ſey.

3) Verſuche an Kaninchen, bey welchen am dritten Tage nach der Empfängniſs Eyer in den Muttertrompeten und am vierten Tage in der Bärmutter ſelbſt gefunden wurden. Von *W. Cruikſhank*. Er machte 29 Verſuche in Geſellſchaft von D. *Hunter* im Jahr 1778. Aus dieſen zieht er den Schluſs, daſs das Ey in dem Eyerſtocke gebildet werde, und durch die Muttertrompete, *als Ey*, in die Bärmutter gelange, ſich aber einige Tage in der Trompete aufhalte. Er fand die Spur des Fötus ſchon am achten Tage. Auf einem beygefügten Kupfer hat er Eyer von Kaninchen, die imprägnirte Trompete und die erſten Rudimente des Fötus abgebildet.

4) Ueber gichtiſche und Urin-Concretionen, von *W. Hyde Wollaſton*. Er hat ſie chemiſch unterſucht und zeigt die Aehnlichkeit, welche zwiſchen beiden iſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Doll: *Blüthen aus dem Gebiete der Lebens-Philoſophie und des Schönen.* Oder *Auswahl der ſchönſten und beſten Stellen aus den Werken Wielands, Göthes, Schillers, Kants, Herders, Leſſings, Klopſtocks, Klingers, Lafontaines, Iflands, und anderer berühmter Schriftſteller.*

Auch unter dem Titel:

Aufſätze für Stammbücher aus den Werken unſerer beſten Schriftſteller geſammelt. 1800. 176 S. 8.

Sammlungen dieſer Art können ſich nur durch den Geſchmack, womit der Herausgeber der Auswahl zu Werke gegangen iſt, empfehlen. Die gegenwärtige gleicht einer Schachtel voll Confect, worin ſich manche gewöhnliche Pfeffernuſs mit eingeſchlichen hat.

S. 22. Wer nicht auf Glück und Menſchen bauet,
Nicht jedem, der ihm lächelt, trauet,
Nichts ohne Ueberlegung thut,
Der meynt es mit ſich ſelber gut.

von *Eulog. Schneider.*

und das bekannte *Höltyſche.* (S. 41.)

O! wunder — ſchön iſt Gottes Erde etc.

ſind doch wohl nur bloſse Gemeinplätze, die der Ankündigung auf dem Titel nicht entſprechen.

Bisweilen ſcheint der Herausgeber bloſs aus ſeinem Gedächtniſs abgeſchrieben zu haben, ohne die Stellen mit den Original Werken zu vergleichen, wie z. B. S. 72. das Stück von Hölderlin, und S. 93. von Bürger, wodurch beträchtliche Verunſtaltungen entſtanden ſind. Ebendaſelbſt iſt auch ein Vers aus Wielands Idris, als Proſe gedruckt. Am auffallendſten iſt es uns geweſen S. 150. die Stelle aus Hufeland hier zu finden, die, ſo viel Wahrheit ſie auch enthalten mag, doch in eine Sammlung, wie dieſe, offenbar nicht gehört. Bey vielen Auszügen iſt die Quelle nicht genannt, und da dieſe nicht zu den vorzüglichen gehören, ſo könnte dieſer Umſtand leicht auf die Vermuthung führen: daſs, wenigſtens die mehrſten derſelben, von des Herausgebers eigner Arbeit ſind.

Druckfehler. In Nr. 2. S. 13. iſt die unterſte Zeile ſo zu leſen: Springend folgen, als flöh ihnen die *Beute* davon.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

KIEL, in d. Akadem. Buchh.: *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal*, von D. *Heinr. Friedr. Link*, Prof. zu Rostock. 1800. I Theil. 285 S. II Th. 264 S. 8.

Hr. *L.* gieng im J. 1797 in Gesellschaft des Hn. Grafen von Hoffmannsegg über Frankreich und Spanien nach Portugal. Den gröfsten Theil des Jahrs 1798. brachten sie auf einer Reise durch Portugal zu, und im folgenden Jahre kehrte Hr. *L.* nach Deutschland zurück. Erforschung der Naturmerkwürdigkeiten, besonders der Botanik dieses Landes, war der Hauptzweck; aber die grofsen und mannichfaltigen Mängel der frühern Beschreiber Portugals bestimmten den Vf. zur Ausarbeitung dieses Werks. Er wollte Anfangs nur eine Apologie der Portugiesen entwerfen, und aus dieser wurde eine Reisebeschreibung. Im *ersten* Theil findet man S. 1—70 Bemerkungen über Frankreich, S. 70—136 Notizen von Spanien; die letzte gröfsere Hälfte des *ersten* Theils, so wie den ganzen *zweyten* Theil, nimmt die Beschreibung der Reise durch Portugal ein. Durch ruhigen, kalten Beobachtungsgeist, richtigen Blick und gute Darstellung zeichnet Hr. *L.* sich nicht nur unter den Beschreibern Portugals aus, ihm gebührt auch eine Stelle unter den besten Reisebeschreibern; und unsere portugiesische Staatskunde, die aller der Schriften ungeachtet, welche wir in den letzten Jahrzehenden von Portugiesen, wie von Ausländern erhielten, doch noch höchst lückenvoll, unvollständig und voller Unrichtigkeiten blieb, hat durch seine Bemühungen einen Zuwachs und Berichtigungen erhalten, wie sie uns selten durch *ein* Werk zu Theil werden. Nicht nur unsere politischen Rechenmeister werden befriedigt, so weit hier Befriedigung möglich ist, sondern auch jene wenigen Forscher, die mehr als eine registermäfsige und mit Zahlen angefüllte Staatskunde verlangen.

In Frankreich zeigten sich fast überall Wirkungen der Revolution, Wirkungen der mannichfaltigsten Art, aber nirgends sah man die hochgelobte Freyheit und Gleichheit. Der öffentliche Garten in der Vorstadt von *Calais*, der vor der Revolution Leuten von Stande zum Spaziergange diente, ist zur Anlegung einer Branntweinbrennerey benutzt. Der Pöbel war gar nicht abzuhalten; die hohe Welt verschwand, und der Wirth mufste, wollte er leben, ein Branntweinbrenner werden. So ging es fast überall. Bey dem Leichenbegängnifs des General Hoche in Calais fehlten alle Frauenzimmer von Stande, blofs weil sie keine Stelle hatten, die sie von dem grofsen Haufen schied. Die Schauspielhäuser, wie die Spaziergänge, sind des Sonntags an wohlgekleideten Menschen leer, weil dann jeder Handwerker dorthin kommt. Spuren der Armuth und des Elends sieht man in allen Städten, die vor der Revolution vom Kunstfleifse lebten, hingegen Städte, wie *Amiens*, die ganz oder gröfstentheils vom Landbau sich nähren, befinden sich in einem ganz andern Zustande. Manche waldige Gegend hat die Revolution in einen Aufenthalt von Räubern verwandelt, aber ihre Anzahl übertrieb das Gerücht in Paris. Den Modeton fand Hr. *L.* allgemein gegen die republicanischen Einrichtungen. Bonaparte war der bewunderte Held, und man erzeigte ihm die Ehre, zu behaupten, im Herzen sey er kein ächter Republikaner. Unzufriedenheit mit der Republik herrschte in den meisten Classen. „Diese Unzufriedenheit, sagt Hr. *L.*, äufserte sich besonders unter den Gelehrten, die sehr natürlich überall im Anfange den lebhaftesten Antheil an der Revolution nahmen, da die Revolution in Rücksicht der Grundsätze so viel Einladendes hatte; sie waren aber auch die Ersten, welche sich zurückzogen; vielleicht waren sie eher geschickt, als andere, Erfahrungen anzustellen, und in die Zukunft zu sehen." Dafs die Gelehrten so laut und stark für die Revolution sich erklärten, war freylich sehr natürlich, aber es ist sehr traurig, dafs dies sehr natürlich war. Bey der abgöttischen Verehrung der Republikaner der alten Welt, in der wir aufwuchsen, und bey der, unter den Gelehrten fast eben so sehr, wie unter dem Pöbel herrschenden Unkunde des Ganges der Entwickelung des Menschen, liefs sich nichts anders erwarten. Das Erwachen dieser armen Geschöpfe mufste schrecklich seyn, und waren sie einmal erwacht: so durften sie fürwahr keinen Schritt vorwärts sehen, um dahin zu gelangen, wohin sie nun von Hunger und Elend getrieben flohen. Wie Hr. *L.* es sonderbar finden kann, Repräsentanten zu wählen, oder, wie er sich ausdrückt, einem andern seinen Willen auf eine bestimmte Zeit zu übertragen, begreift Rec. nicht. Auch irrt er wohl, wenn er meynt, der geheime Hang, wenn man unglücklich ist, andre nicht glücklicher zu wünschen, habe die Heftigkeit veranlafst, mit der die Franzosen andere Staaten zu revolutioniren suchten. Nicht minder auffallend war uns S. 19. die Behauptung „die Religionen wären sich alle gleich, da auch Theophilanthropen Proselyten machen wollten." Einen Theil der in Italien geraubten Kunstwerke fand Hr. *L.* zu *Paris* in der gröfsten Unordnung; nur einige Stücke waren auf-

aufgeſtellt; der heilige Hieronymus von Correggio lag auf dem Boden des Zimmers. In *Verſailles* herrſcht nicht nur tiefe Stille und Traurigkeit, ſelbſt der Name der Stadt iſt aus dem Munde des Volks verſchwunden. Der Mont Parnaſſe und die Ebene von Montrouge beſtehen aus Kalkſteinen. Auch dieſe Steine gehören zu den Naturprodukten, die erſt Werth durch die Entſtehung und die Vergröſserung von Paris bekamen; in jenen Gegenden nämlich wird ein Theil der Steine gebrochen, welche die groſse Stadt zum Bauen bedarf. In *Orleans*, ſo wie in den kleinen Dörfern der Nachbarſchaft ſind die mehrſten Fenſter mit eiſernen Gittern verſehen. Orleans hat viel durch die Revolution verloren; es lebte von den Tribunalen. In dieſer Gegend von Frankreich fanden unſere Reiſenden in den Städten alles ſchlechter und theurer, als auf den Dörfern, überhaupt aber waren durch ganz Frankreich die Preiſe in den Wirthshäuſern äuſserſt billig. Gegen *Chateauroux* ſind die Hügel unbebauet, ſie werden zur Weide für die Schaafe benutzt, welche man in Menge hält. Der Holzmangel iſt dort groſs; man bedient ſich oft des Strohes allein zum Kochen, und ſchneidet im Winter noch einmal das Stroh ab, das in der Ernte auf den Feldern blieb. In dieſer Gegend ſowohl, als in mancher andern bauten Weiber das Feld. — (S. 40. hätte Hr. *L.* das, was nur von Paderborn gilt, nicht auf ganz Weſtphalen ausdehnen ſollen). — In *Limouſin* ſind die Wege vorzüglich ſchön, und überall in Frankreich können ſie nicht ſchlecht genannt werden; mit dem Poſtweſen hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Schon in *Montauban* ſitzen die Handwerker auf der Hausflur bey offenen Thüren, ſelbſt im Winter. Der lange und harte Druck, unter dem die Proteſtanten in dieſer Stadt ſeufzten, erfüllte ſie mit tiefem Groll gegen die Katholiken, und als die Stunde der Revolution ſchlug, überlieſsen ſie ſich der wildeſten Rache. Eben dieſe Unglücklichen gingen dann auch zu einer Parthey über, welche einen dogmatiſchen Unglauben lehrte; und *Enragé*, Republikaner und Proteſtant wurden dort völlig gleichbedeutende Wörter. Die *Gascogner* ſind noch immer ihrem Nationalcharakter getreu; noch eben ſo munter, geſchwätzig, heftig und ſtolz, als ehemals. Ueberall in Frankreich ſingt man jetzt ſeltener, als vor der Revolution; hier in Gascogne aber ſchallten noch überall Lieder aus den Thälern den Reiſenden entgegen. Das Frauenzimmer in Gascogne gehört zu den ſchönſten in Frankreich. Die Weiber der *Bigorre*, ſo wie die in *Bearn*, ſieht man ſelten ohne Arbeit; ſogar im Gehen pflegen ſie zu ſtricken, oder eine ähnliche Handarbeit zu verrichten. In dieſem Theile von Frankreich bemerkt man auch hier und da ſchon Häuſer ohne Glasfenſter; eine übele Einrichtung im ſüdlichen Europa, welche zur Folge hat, daſs man entweder ſich dem Wetter ausſetzen, oder das Licht entbehren muſs. Zu *Orthes* laſen Weiber Meſſe. Die Schönen konnten ſich nicht überwinden, bey einem conſtitutionellen Prieſter Meſſe zu hören, und um dieſer Sünde auszuweichen, verfielen ſie in eine andere, noch gröſsere, als jene.

Spanien — Der Eintritt in *Biscaya* hatte nicht die geringſten Schwierigkeiten; man ſah die Päſſe kaum an; man durchſuchte auch die Koffer nicht: die Folgen der politiſchen Verbindung zwiſchen Frankreich und Spanien, ſo wie der Freyheiten von *Guipuscoa* waren hier fühlbar. Biscaya hat mehr Freyheiten, iſt weniger drückenden Monopolen unterworfen und giebt weniger Abgaben, als die übrigen ſpaniſchen Provinzen; daher ein Wohlſtand und ein Lebensgenuſs, den der Reiſende in dem übrigen Spanien nicht überall wieder findet. Die Spanier halten mehr auf Bilder, als die Portugieſen; die Religion iſt ihr Stolz und ihre Beluſtigung; auch hat man ſie ihnen ſo bequem und angenehm, als möglich, gemacht. In *Vitoria*, wo im letzten Kriege eine zeitlang das Hauptquartier der franzöſiſchen Armee war, muſsten die Franzoſen ſich nicht ſo ſchlecht, als in andern eroberten Ländern, betragen haben; wenigſtens zeigte ſich keine Spur des Haſſes gegen ſie. *Bribiesca* iſt das erſte Städtchen und giebt eine Idee von den kleinen Oertern der Halbinſel; man hat nur elende Häuſer und Gaſſen, und ſchmutzige und ſchlechtgekleidete Menſchen; wie in unſern Bauerhäuſern liegt überall die Küche im Hintergrund der Hausflur, und dient auch zum gewöhnlichen Aufenthalt der Familie, beſonders im Winter. In der Nähe von Biscaya bekömmt man noch in den Wirthshäuſern Eſſen; näher bey Madrid und in Eſtremadura muſs man ſelbſt alles kaufen oder mitbringen. — *Alteaſtilien* iſt eine hohe Bergfläche und im Winter ein kaltes Land, ſo wie im Sommer waſſerlos, heiſs und verbrannt. Um *Aranda* fror es in dem ſonſt gelinden Winter 1797 bis 1798 heftig. Dieſer Kälte ungeachtet fehlen Oefen und Kamine; man hat nur groſse Feuerbecken. In *Madrid* trifft man noch jetzt Unreinlichkeit und Schmutz, ſelbſt in den Häuſern der Vornehmen, an. Das Theater in der Reſidenz ſteht in allen Rückſichten dem Portugieſiſchen weit nach. Leute von höherem Stande geben dort ſelten Mittagseſſen; noch ſeltener oder gar nicht Abendeſſen; man beſchränkt ſich auf Theegeſellſchaften. Aber *Bourgoing* irret, wenn er die unteren Claſſen ihrer Mäſsigkeit wegen lobt, und behauptet, man ſähe nur betrunkene Ausländer zu Madrid. Das Klima von Madrid iſt, überhaupt genommen, angenehm wegen der heitern Luft und des wenigen Regens; doch hat man im Sommer eine brennend heiſse Luft, da keine Seewinde kühlen, und im Winter wird es ungemein kalt; Hr. *L.* ſah oft den Manzanares mit Eis bedeckt. Dieſe ſtrenge Kälte in einer ſolchen Breite, rührt ſicher von der hohen Lage der Stadt her. Gleichwohl hat man ſelbſt in den Häuſern der Vornehmen nur Kohlenpfannen. Das Rauchen der Cigarros (kleiner Rollen von Taback) lieben die Spanier ſehr; die Rolle geht auch wohl aus einem Munde in den andern, ſogar unter Leuten, die gerade nicht zu den gemeinen gehören. Zuweilen wickelt man auch fein geſchnittenen Taback in Rollen von Papier und raucht dieſe. Die königliche Familie hält ſich im Eskurial vom September bis zum December auf, und dieſe Zeit wird faſt ganz Andachtsübun-

übungen gewidmet. Die Manufacturen zu *Palavera*, welche Seide, Gold und Silber verarbeiten, sind noch in gutem Stande. Die *Montanna de Griegos* ist sehr wild und öde; hier sollen noch Bären, Lüchse und Wölfe in grosser Menge hausen. Hn. *L.* schien das Gebirge noch höher als der Guadarrama hinter dem Eskorial. Die Dörfer in *Neucastilien* haben kein armseliges Ansehen; mit den Dörfern in sehr vielen Gegenden Deutschlands halten sie die Vergleichung aus; aber jene Dörfer liegen so weit aus einander, dafs man oft in einer *Wüste* zu seyn glaubt; auf den Hügeln von *Oropesa* folgt dagegen ein Dorf auf das andere. Bey Oropesa wurde von einem Landmanne eine Klage wiederholt, die Hr. *L.* oft schon in Spanien gehört hatte, die Klage, es sey keine Arbeit zu finden. Dafs man Deutschland, das keine Oelbäume habe, loben könne, fand der gute Bauer herzlich lächerlich. Die Gegend hinter *Meajadas* hält man der Räubereyen wegen für die gefährlichste auf dem ganzen Wege von Madrid bis Badajoz. Man warnte unsere Reisende vor zwey Kerln, die man allgemein als Räuber kannte und dafür erklärte; gleichwohl gingen diese Menschen frey umher. Für die Demokratie sind der Adel und die höheren Stände in Spanien weit mehr gestimmt, als das gemeine Volk! Der Weg von Madrid bis Badajoz ist eine der schönsten Chausseen, prachtvoller, als die englischen, und besser, als die meisten französischen; man verdankt sie vorzüglich der Zusammenkunft, welche der König von Spanien mit dem Prinzen von Brasilien in Badajoz hatte. Dieser vortrefflichen Wege ungeachtet, sieht man äufserst wenige Wagen im Lande. Nur in Biscaya waren kleine Wagen üblich; in den übrigen Provinzen wird alles auf Eseln oder Mauleseln transportirt. In Spanien sowohl, wie in Portugal, haben einzelne Reisende oft einen Knecht zur Begleitung, der zuweilen einen Esel reitet, noch öfter neben her läuft. Solche Knechte können 11 bis 12 Meilen auf diese Art zu Fufse machen; sie können mehrere Stunden hindurch neben den Mauleseln beynahe immer im Trabe herlaufen. Man erstaunt, wenn man sieht, welche Strapatzen die Spanier und Portugiesen aushalten können, wie mäfsig sie dabey leben und wie sehr sie Hitze und Kälte vertragen können.

Portugal. — Die portugiesischen Truppen zeichnen sich höchst vortheilhaft vor den spanischen aus. Noch lebt bey jedem das Andenken des Grafen von der Lippe; noch zollt man ihm unbegränzte Hochachtung. Was wir in allen Schriften über Portugal lesen, und was neulich für Unwahrheit erklärt wurde, dafs nämlich vor den Zeiten des genannten Grafen die Officiere bey Tisch aufwarteten, bestätigt auch Hr. *L. Estremoz* hat 6000 Einwohner und 5 Klöster, wozu noch ein sechstes in der Nähe der Stadt kommt. Ein Hospital und eine Casa misericordia, sieht man beynahe in jedem beträchtlichem Orte in Portugal; gewöhnlich aber sind sie in einem solchen Zustande, dafs sie wenig Nutzen gewähren. Sumpfige Stellen sind selten in den Hei en von *Alemtejo*; im Ganzen ist grofse Dürre und Trockniss die Ursache der Unfruchtbarkeit dieses grofsen Landstrichs. Manche Gegenden in Alemtejo, wie die Heiden am Tagus sind zum Kornbau unbrauchbar, für die Bienenzucht könnten sie vortrefflich benutzt werden; indefs wird diese vernachläfsigt, weil die Bienen den Weintrauben schaden. Wie das Land durch Klöster gedrückt und ausgemergelt wird, hat *Silveira* in seiner bekannten Abhandlung nicht bemerkt. Dafs bis zur Aufhebung der Klöster an keine Rettung zu denken sey, wissen alle Portugiesen sehr gut; sie sagen es auch oft in Gesellschaften; nur wagt keiner, es drucken zu lassen. Man ist fast überall in Portugal vor Räubern sehr sicher; nur ein Theil von *Alemtejo*, besonders an der spanischen Gränze, und vorzüglich die Heerstrafse nach Spanien und Lissabon selbst, stehen in übelm Rufe; doch ist, die Hauptstadt abgerechnet, die Gefahr bey weitem nicht so grofs, als in vielen Gegenden Spaniens. Die Volksmenge in *Lissabon* läfst sich, so wie überhaupt in Portugal, schwer bestimmen; man weifs nur die Zahl der Häuser genau, und die Zahl der Personen, welche communicirt haben, ist sehr unsicher, da mit den Communionscheinen sehr viele Unterschleife geschehen. Rechnet man *Belem* mit: so kann man, ohne das Militär, für Lissabon 300,000 Seelen annehmen. Der höchste von den Hügeln, auf welchen Lissabon steht, ist an manchen Stellen so steil, dafs man nur mit Anstrengung die Gassen hinaufsteigen kann, und dafs bey starkem Regen wegen des, mit grösster Heftigkeit herabstürzenden, Wassers die Gassen oft gar nicht zu passiren sind; bey solchem Wetter stehen an der Calzada de Estrella gewöhnlich einige Gallegen, welche die Fufsgänger für eine Kleinigkeit durchtragen; man hat sogar Beyspiele, dafs in diesen abhängigen Theilen der Stadt Menschen und Pferde herabgeschwemmt und beynahe in den Flufs gestürzt sind. Die kleinen Gäfschen, welche nach dem Strande führen, sind abscheulich kothig, der Unrath ist zu Hügeln angethürmt, durch welche nur schmale Pfade sich winden. Auch der Rocioplatz ist voll Pfützen und Koth, wie der Commerzplatz. Ueberall in Lissabon liegt der Gassenkoth aufgehäuft. Man watet im Koth, und damit es ja daran nicht fehlt; schüttet man noch Unflath von der schlimmsten Art von oben herab blindlings auf die Vorübergehenden. Erleuchtet wird jetzt die Stadt nicht mehr; ein wahres Glück für das Heer von Banditen, das mit einer Menge herrnloser Hunde umherstreift. In dieser Rücksicht steht in der That Lissabon noch tief unter Constantinopel! Zu den Carnevals-Lustbarkeiten gehört auch als wesentlicher Theil bey Vornehmen, wie bey Geringen, Unreinigkeiten aller Art auf die Vorübergehenden zu werfen. Auch Hr. *L.* wurde von einem reizenden Frauenzimmer mit einem Nachttopfe begrüfst; er tröstete sich mit dem Gedanken, was er da empfange, sey doch wohl von dieser schönen Dame selbst. Die Mordthaten geschehen immer durch Messerstiche, ungeachtet alle spitzige Messer verboten sind. Rache oder Eifersucht sind die gewöhnlichen Ursachen der Morde. Der Frühling ist die gefährlichste Periode, und man hatte Zeiten, wo man

auf

auf jede Nacht einen Mord rechnen konnte. Sogar am hellen Tage wagt man zu morden, und der Mörder entwischt dennoch gewöhnlich; aus einem tollen Mitleiden erleichtert jeder ihm die Flucht. Die Todesstrafe ist ganz abgeschafft; die Verbrecher werden nach Indien oder Angola geschickt. Ein grosser Theil der Räuber besteht aus Negern, deren Anzahl in Lissabon vielleicht noch gröfser, als in London ist. Nimmt man nun noch hinzu, dafs ein grofser Theil dieser Neger Bettler, Diebe, Kuppler und Kupplerinnen sind; so möchte Mancher da wieder einen neuen Beweis von der angebornen Uebelartigkeit der Schwarzen entdecken. Auch hier mufs man die Regierung anklagen. Jeder Neger, welcher seinem Herrn in Europa 7 Jahre gedient hat, ist frey, und dann ist er auch, hat er nicht einen sehr guten Herrn gehabt, nicht selten ein Bettler. An das Kapital, eine der wesentlichsten aller Bedingungen zum redlichen Fortkommen durch die Welt, denken unsere Statistiker und Machthaber sehr selten. Man hat die Leibeigenschaft aufgehoben; man hat unter den jungen, aber nackten, Kindern der Freyheit Unheil in Fülle entstehen sehen; und dann den Schlufs gemacht, wer leibeigen sey, müsse es ewig bleiben sammt allen seinen Nachkommen. Eben so hat man grofse herrschaftliche Güter an arme Bauern, das heifst an Bauern, die kein Kapital anlegen konnten, verpachtet, und gefunden, es sey unmöglich, die grofsen Güter der Herrscher zu vereinzeln. Auch zu Lissabon sind die Neger nicht selten, die als gute, ehrliche Bürger einhertreten, und man hat Beyspiele, dafs sie es als Handwerker zu einem grofsen Grade der Geschicklichkeit bringen. Hn. v. *Jungs* Behauptung, dafs der vierte Theil der Einwohner in Lissabon aus Negern und Kreolen bestehe, ist, so wie viele andere seiner Behauptungen, sehr übertrieben. Der grofste Theil der Gegend um Lissabon, bis auf eine beträchtliche Entfernung von der Stadt, ist mit grofsen Gärten bedeckt, die mit hohen Mauern eingefafst sind. Der finstere, orientalische, maurische Geschmak, die Eifersucht und ähnliche Leidenschaften, sind wahrscheinlich die Urfachen dieser hohen Mauern, welche Festungen, nicht Gärten zu umschliefsen scheinen.

(Der Beschluss folgt.)

LONDON, b. Phillips: *Letters from Italy, between the years 1792 and 1798* containing a view of the revolutions in that country, from the capture of Niece — to the expulsion of Pius VI. likewise pointing out the works of Art which still embellish Pisa, Florence, Siena, Rome, Naples, Bologna, Venice etc. By *Mariana Starke*. 2 Vol. 1800. I Band. 383 S. II Bd. 409 S. 8.

Dieser umständliche Titel giebt einen hinlänglichen Begriff von dem Inhalte des Werkes. Der erste, und ein Theil des 2ten Briefes enthalten die Beschreibung einer Reise von Nizza über die Seealpen nach Turin, und von da über den Cenis nach Genf. Diese Beschreibung ist kurz und interessant, enthält aber nichts Neues. Nun folgt auf 150 S. die Geschichte der Eroberung Italiens durch die Franzosen, wo sich denn doch dies und jenes weniger Bekannte findet. Eine andere Frage ist die, in wieferne man sich auf gewisse Nachrichten verlassen dürfe. Von S. 182. bis zu Ende des ersten Bandes finden sich Nachrichten von Genua, Livorno, Pisa, Lucca, Florenz, Siena und Rom, wo Rec. sehr vieles wieder lesen mufste, was sich fast in jeder Beschreibung dieser Städte findet. Besonders langweilig ist das ewige Verzeichnifs der Kunstsachen, das aber freylich das Gute hat, dafs man genau sieht, was in jeder dieser Städte nach der französischen Plünderung zurückgeblieben ist. Auch wird dadurch hinlänglich der Irrthum widerlegt, als sey in Italien so wenig übrig geblieben, dafs es für den Reisenden kein grofses Interesse mehr habe. Die Beschreibung von Pisa hat ihrer Umständlichkeit wegen Verdienst, da man hier so manches findet, was man in bessern Reisebeschreibern, die sich mehr an die grofsen Städte halten, vergebens sucht.

Die erste Hälfte des 2ten Theils enthält die fortgesetzte Beschreibung von Rom, dann Nachrichten von Neapel, Venedig und den gewöhnlichen Seitenreisen. Auch findet man hier eine seichte Abhandlung über Hannibals ganzen Marsch aus Spanien nach Italien, nebst der gesammten Marschroute, auf welcher neben den alten Namen allemal die neuern angegeben sind. — Von Florenz geht die Vfn. über Venedig, Ponteba, Klagenfurt, Judenburg und Leoben nach Wien, von dort die gewöhnliche Strafse über Prag nach Dresden, und von dort über Hamburg nach Cuxhaven.

Dann folgen allgemeine Bemerkungen, wobey die Vfn. hauptsächlich Rücksicht auf Kranke genommen hat, über Klima, Reisebedürfnisse, Preise einer Menge von Dingen, Ankunft und Abgang der Briefposten, Wirthshäuser, Aerzte, Wundärzte, und eine Postroute durch Italien und Deutschland.

Widerlich ist es, durch das ganze Werk hindurch so viele Namen von Personen, Orten und Dingen falsch geschrieben zu sehen, so wie die vielen ausländischen Worte, die sie nicht versteht, und die sie in das Femininum setzt, wenn es das Masculinum seyn sollte, in die mehrere Zahl, wo die einfache erfodert wird, und so umgekehrt. Im Ganzen hätte die Vfn. erst sehr vieles lernen sollen, ehe sie es unternahm, andere zu unterrichten. Zur unterhaltenden Lectüre taugt ihr Buch gar nicht; aber denen die Italien bereisen wollen, möchte es hier und da nützlich seyn, weil es so manches enthält, womit sich andere Reisebeschreiber nicht beschäftigen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 14. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

KIEL, in d. Akadem. Buchh.: *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal*, von D. *Heinr. Friedr. Link* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Portugal ist reich an warmen Quellen, welche deutlich von einem unter der Erde verborgenen Brande zeugen; sogar in Lissabon finden sich solche, so wie auch einige Meilen von Lissabon. Die Portugiesen, Bewohner eines warmen Landes, lieben sehr natürlich gutes Wasser, aber die Nachrichten, die *Costigan* und mehrere Andere darüber mittheilen, sind lächerlich. So wohl in Spanien, als in Portugal, wird überall Wasser auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen Gläserweise verkauft. Beide Nationen haben ein vortreffliches Mittel, Wasser und andere Getränke frisch und kühl zu erhalten. Man brennt nämlich irdene Gefäse aus einem kalk- und eisenhaltigen Thon, so, dass sie noch sehr porös bleiben, ohne ihnen eine Glasur zu geben. Die Feuchtigkeit durchdringt den Thon und zeigt sich auf der äussern Oberfläche als ein zarter Thau, welcher beständig ausdünstet und dadurch Kälte hervorbringt. — Ein Orangebaum trägt oft 1500 Stück; man hat Beyspiele von 2000, ja von 2500 Stück. Im November und December fallen starke Regengüsse, oft von heftigen Stürmen begleitet. Tage, wo es den ganzen Tag still fort regnet, sind selten; es giesst gewöhnlich. Bäche um Lissabon, über die man sonst hinschreitet, und die im Sommer ganz verschwinden, stürzen dann wie reissende Ströme hinab. Das Reisen wird dadurch beschwerlich, und wie die Trockniss im Sommer, müste das Anschwellen der Ströme im Winter, die Kriegsoperationen erschweren. Schnee fällt äusserst selten in Lissabon und in der Nachbarschaft; als vor 14 oder 15 Jahren Schnee fiel, rannte das Volk in die Kirchen, weil es das Ende der Welt erwartete. Erdstöse sind in Lissabon nicht selten; noch immer wird die Stadt mit einem ähnlichen Schicksal bedroht, als sie im Jahr 1755 erlitt; doch bemerkt man sie nur in den Monaten October bis April. — Der Ackerbau wird höchst elend getrieben: man düngt blos mit verfaulten Pflanzen, und der Hafer, der in den schlechten Gegenden und den Heiden Portugals so gut gedeihen würde, wird nicht gebauet, weil er in dem heissen Klima den Pferden nicht gut bekommen würde. Kartoffeln werden gar nicht gewonnen, man zieht sie aus England und Irland. Kälber zu schlachten, ist verboten, um der Rindviehzucht aufzuhelfen. Frische Butter wird blos in einigen wenigen Häusern auf dem Lande gemacht. Irländer und Holländer, doch jene vorzüglich, helfen dem Mangel ab.

Die Anzahl der Bettler in Lissabon ist ungeheuer. Sie strömen aus allen Provinzen (und selbst aus den auswärtigen Besitzungen) der Hauptstadt zu. Ein Theil bettelt für die Seelen im Fegfeuer; die Brüderschaften, welche diese Almosen sammeln sollten, verpachten diess heillose Geschäft; die Pacht trägt meistens 8000 Reis, etwa 3 Louisd'or, und nicht selten gewinnen die Pächter dabey 100000 R. Alles geschieht in Portugal um Gottes und der Seelen willen; die Klöster lassen Weintrauben auch für die Seelen verkaufen. Einen Bettler hörte Hr. *L.* unaufhörlich um Schnupftaback für die Seelen schreyen! Schnupftaback ist ein grosses Bedürfniss für alle Stände, Alter und Geschlechter in Portugal; ein Bettlerweib stopfte einem Kinde, das sie noch auf den Armen trug, Schnupftaback in die Nase. — Alle Classen lieben die Complimente. Der Bauer zieht den Hut vor dem Bauern ab, behält ihn eine zeitlang in der Hand und erkundigt sich nach des andern und dessen Familie Wohlbefinden. Die höheren Classen in Portugal stehen so weit hinter den Spaniern, als das gemeine Volk in Portugal seine Nachbarn übertrifft. — Mit Ungeziefer waren die Portugiesen schon lange sehr reichlich versehen. Es ist zwar nicht der Fall, wie man behauptet hat, dass die Soldaten bey Hazardspielen statt der Karten sich der Läuse bedienten, aber gewiss ist es, dass vornehme Personen sich nicht scheuen, ohne Hehl sich die Läuse abzusuchen, und sie zu tödten. Man erzählt, die Gemalin eines Ministers thue das beym Spiel in sehr grosen Gesellschaften. Als Hr. *L.* zu Caldas in Gerez war, sah er die Schwester des Bischofs und des Gouverneurs von Oporto, eine junge reizende Wittwe und von altem Adel, des Nachmittags vor der Thür den Kopf in den Schos ihrer Kammerjungfer legen, um sich lausen zu lassen. Hr. *L.* versichert auch, er wisse zuverlässig, dass junge Damen bey Besuchen sich einander zum Zeitvertreibe die Läuse absuchten. — Der Luxus ist im Ganzen sehr gering; im August und September begeben sich die Vornehmen nach Cintra, und dort tanzt man nach *einer* Geige. Die Oper in Lissabon fand Hr. *L.* in allen Hinsichten vortrefflich. Ausser der Oper hat man noch ein portugiesisches Schauspiel. Noch darf kein Frauenzimmer die Bühne betreten, und überdiess sind die Schauspieler zum Theil Handwerker; ein Schuster, der am Tage sein Handwerk trieb, machte am Abend komische Alte, und gehörte nicht zu den schlechtesten. Im Sommer werden beynahe alle Sonntage in Lissabon Stiergefechte gegeben, und oft an einem

einem Nachmittage 12 bis 15 Stiere getödtet; im Winter aber hört diese Belustigung ganz auf. Die sogenannten Religionsübungen gehören hier nicht nur mit zu den Lustbarkeiten, sondern ihnen gebührt in dieser Reihe auch eine der vorzüglichsten Stellen. „Da junge Mädchen beynahe nicht anders aus dem Hause kommen, sagt Hr. *L.*, als in die Messe: so läßt sich erwarten, daß hier die Liebe die einzige Gelegenheit nicht versäumen werde; und es ist natürlich, daß besonders das Frauenzimmer die Oerter beständig liebt, wo es zuerst die schönen Rührungen der Liebe und Andacht erfuhr." Gewiß eine wahre Bemerkung; aber diese Stütze ist nicht die einzige der Art für das alte Gebäude. Vielleicht noch strenger, als die Spanier, beobachten die Portugiesen das Aeußere der Religion. Hr. *L.* hörte die Frage aufwerfen: ob es eine größere Sünde sey, am Fasttage Fleisch zu essen, oder das sechste Gebot zu übertreten? und das Resultat war, die letztere Sünde sey wahre Kleinigkeit gegen die erstere. Dennoch ist das gemeine Volk, selbst der niedrigste Pöbel, nicht so fanatisch, als die Spanier. Wer nur einigermaßen das Geld dazu auftreiben kann, kauft sich die Erlaubniß, an Festtagen zu arbeiten; man sieht daher auch wohl an ziemlich hohen Festtagen die Felder und Weingärten voll Arbeiter. Gerade die gelehrtesten Mönche in Portugal, die Väter vom Oratorium, sind die ärgsten Verfolger und die heftigsten Ketzermacher. Ein neuer Beweis von den unseligen Früchten der halben Aufklärung!

Der Hof lebt zu *Quelus* in der größten Stille, die wenigen bestimmten Tage ausgenommen, die Handkuß- und Gallatage sind. Der Prinz-Regent war nicht erzogen, König zu werden; man hegt große Zweifel gegen seine Einsichten, und man fürchtet, er werde dem Joche der Geistlichkeit sich nicht entziehen können. Er hat keine hervorstechende Neigung, als etwa die Jagd. Die Prinzessin ist ein gutmüthiges Wesen und sehr fruchtbar.

Setuval hat nicht viel über 2000 Feuerstellen, 5 Kirchen und 9 Klöster; Hr. *L.* fand hier eine beträchtliche Menge Salz vorräthig; den Salzhandel nach Brasilien hat die Regierung an einen Kaufmann verpachtet; die dortige, ehemals so berühmte, Fischerey hat abgenommen. Daß man in Portugal die Sode oder Barille nicht baut, da doch die Spanier den Portugiesen hierin vorleuchten, ist wirklich sehr auffallend. Wäre eine gute Straße zwischen Lissabon und Setuval: so könnten beide Städte noch mehr zu ihrer gegenseitigen Aufnahme beytragen. Aber die Wege sind nicht nur schlecht, sondern es wird auch noch durch die ungereimten Polizeygesetze einzelner Städte das Verkehr gestört. In manchen Oertern darf nichts ohne Erlaubniß der Obrigkeit ausgeführt werden; ja, in manchen Gegenden darf sogar nur eine gewisse Menge Gartenland bebauet werden!!! Die Akademie der Wissenschaften hat diese schädlichen Sperrungen gehörig beleuchtet, aber —, dabey ist es geblieben. Der innere Handel liegt in Portugal ganz danieder. Es giebt zwar ansehnliche fremde Häuser in Portugal, allein keines von auffallendem Reichthum, wohl aber werden manche portugiesischen Häuser dieser Art angegeben. *Alcobaca* besitzt verschiedene Manufacturen; die älteste derselben ist ein Klostergebäude selbst; *Pombal* verlegte sie dahin; man macht dort Batist und andere feine Leinewand: wichtiger ist eine Baumwollenmanufactur und eine Baumwollenspinnerey, die den Hn. Guillon, Franzosen, gehört; das Spinnen und alles, was nur durch Maschinen verrichtet werden kann, geschieht in dieser Spinnerey auch wirklich durch Maschinen. Die Portugiesen besitzen große Anlagen, feine Arbeiten zu machen; sie ahmen mit der größten Genauigkeit nach: man zeigte Hn. *L.* äußerst feinen Zwirn, der in Santaren gesponnen war. — *Pombal* heißt noch immer bey dem gemeinen Volke *o gran Marques*; bey den höhern Classen ist sein Andenken noch auf das äußerste verhaßt. Die Vornehmen sprechen von seiner Regierung, wie von einem Schreckenssystem. Hr. *L.* tadelt mit großem Rechte mehrere Verfügungen Pombals, aber er hätte nicht vergessen sollen zu bemerken, *wie* und in *welchem* Zeitalter P. sich bildete, und unter *welchen* Menschen er auftrat und wirkte. Wie viele der *Lenker* der Industrie fangen noch immer alles von hinten an, wie Hr. *L.* sich ausdrückt, und wie viele unserer Regierungen bekümmern sich bis auf diese Stunde herzlich wenig um Wege, Brücken und Kanäle! Selbst unsere Staatenforscher bleiben meist bey den Kanälen stehen, und sicher ließen auch diese Herren Kanäle, Kanäle seyn, wenn sich's da nicht so hübsch rechnen ließe, wie viele Schiffe in diesem und jenem Jahre den Kanal hinauf- und hinabführen, und wie viel diese Schiffe dem Besitzer des Kanals baar zahlten. Daß Pombal selbst den bekannten Anfall auf das Leben des Königs veranstaltet habe, erklärt Hr. *L.* für eine Unwahrheit; Rec. hat nie daran geglaubt.

An der Spitze der Universität zu *Coimbra* steht der Rector, welchen der König selbst wählt, aber nicht aus den Mitgliedern der Universität. Gewöhnlich ist er ein Geistlicher, der dann höher zur Bischofswürde hinaufsteigt. Er hat sein Amt nur auf 3 Jahre; sind aber diese verflossen: so wird er fast immer bis zu einer andern Beförderung in seinem Amte bestätigt. Das Collegium der Decanen, dessen Präsident der Rector ist, hat die Jurisdiction über alle, die zu der Universität gehören. Der Kanzler der Universität ist in Lehrsachen die erste Person: er hat die Aufsicht über die Lectionen, bestimmt die Art, wie gelehrt werden soll, präsidirt bey den Prüfungen der Studenten, und diese Stelle bekleidet jetzt ein — Mönch, der Prior und General der Augustiner Canon. regul. zu Coimbra. Die Zahl der Facultäten ist noch einmal so groß, als auf unsern Universitäten. Es giebt eine eigene philosophische Facultät, bey dieser ist aber nicht an Logik, Metaphysik u. dgl. zu denken: die Facultät hat vier Lehrer, und diese lehren Zoologie und Mineralogie, Experimentalphysik, Chemie, Botanik und Oekonomie. Von den eigentlich philosophischen Wissenschaften wird nur das Naturrecht von einem Prof. Canonum vorgetragen. Es wird nur ein Cursus

im Jahre gemacht; man hat 3 Monate Ferien. Den öffentlichen Prüfungen muss sich durchaus jeder unterwerfen. Seit Pombal geschehen diese Prüfungen in portugiesischer Sprache; man muss sie wenigstens für streng halten, da einige Studenten, aus Furcht vor ihnen, davon gelaufen waren. Auch die Vorlesungen hält man in der Landessprache, und dazu unentgeldlich. Jeder muss eine bestimmte Anzahl Jahre in Coimbra studieren — die Mediciner fünf Jahre — und bestimmte Collegia hören. Die Theologen können auch in Evora, sogar in manchen Klöstern studieren; bey ihnen kommt es gar nicht auf Kenntnisse an. Man gab die Anzahl der Studierenden über 800 an, ein mächtiger Unterschied von den gewöhnlichen Angaben von 2000 oder gar 8000. Alle Studenten haben, wie ihre Lehrer, eine besondere Tracht. Jeder führt einen kleinen, schwarzen, tuchenen Beutel in der Hand, worin sich Schnupftuch, Tobacksdose und dergleichen befindet, weil dem Anzuge alle Taschen fehlen. Dieser Anzug ist zwar von dünnem Zeuge, aber gleichwohl sehr unbequem im Sommer; wer sich ohne ihn in der Stadt sehen lässt, wird erst mit einer Geldstrafe belegt; beym zweytenmale folgt Gefängnisstrafe. Ueberdiess müssen die Studenten immer, sogar in der brennenden Sonnenhitze, mit blossem Kopfe gehn; nur die Lehrer und die Graduirten dürfen ein schwarzes Barett tragen. Lehrer und Studenten wohnen hier nicht in eigenen Gebäuden, sondern in Privathäusern. Die öffentliche Bibliothek füllt eine kleine Kirche. Die Zahl der Bände ist ansehnlich; auch wird sie von den Studenten fleissig besucht und benutzt. Beym Observatorium fehlt es an Instrumenten. Der botanische Garten hat eine vortreffliche Einrichtung. Ueberhaupt sind die Einrichtungen der Universität nicht schlecht: Coimbra übertrifft nicht nur bey weitem alle spanischen Universitäten, sondern sehr viele Universitäten in Deutschland, stehen ihr in Hinsicht auf zweckmäßige Anstalten weit nach. Unter den Professoren entdeckte Hr. *L.* helldenkende, sowohl mit der englischen als französischen Literatur bekannte Gelehrte. In der Bibliothek des *Fr. Joaquim de St. Clara*, eines Benedictiners und Professors der Theologie, schloss sich die deutsche Literatur mit 1730. — Keine Stadt in Portugal wird von so ansehnlichen Ebenen und so grossen Sümpfen von süssem Wasser umgeben, als *Aveiro*; dadurch wird der Ort sehr ungesund, wie schon die hagern und blassen Gesichter der Einwohner verkündigen. Kalte Fieber sind dort gewöhnlich, und, wie in allen warmen Ländern, gefährlicher als in kältern: auch faulichte Krankheiten stellen sich nicht selten ein.

Ein kleiner Theil der Provinz *Minho*, liegt noch diesseits des Douro. Die Vorläufer einer bessern Cultur zeigen sich bald, des unfruchtbaren Gebirges ungeachtet. Die Thäler sind mit Mais, Kohl und Flachs bebauet, die Berge mit Fichtenwäldern bedeckt; der Weinstock schlingt sich an Hecken und Bäumen in die Höhe, und die Dörfer, welche im Anfange schlecht sind, werden nach und nach besser und häufiger. — Die Zahl der Einwohner von *Porto* beläuft sich gegenwärtig nur auf 80,000, wie der Corregedor selbst versicherte. Porto ist die reinlichste Stadt im ganzen Lande. Der gesellschaftliche Ton wird dort von Engländern angegeben, und diese sind in Porto zu reicher und bedeutender, als in Lissabon. Der Handel der Stadt hat durch den Krieg sehr gelitten. In Nähe von Vigo in Gallizien, wo die französischen Corper eine Zuflucht fanden, und die Gefahren bey dem Ein- und Auslaufen in den Hafen von Porto schrecken sehr. Fast immer schwärmten französische Corsaren im Angesichte des Hafens; viele Häuser sind darüber zu Grunde gegangen. Der Sand, welchen der Strom mit sich führt, wird durch die Felsen aufgehalten und verstopft den Eingang immer mehr, so dass wenn man nicht bald starke Mittel anwendet, der Hafen endlich ganz unbrauchbar werden muss. Im Ganzen hat man noch wenig dagegen gethan. Die nördlichen Gegenden Portugals würden trefflich zur Cultur des Thees benutzt werden können. Der bekannte grosse Contrast zwischen den Bewohnern der südlichen und nördlichen Portugals, zeigt sich auch in Hinsicht auf die Religion. Im Norden sind die Menschen weit fanatischer. Uebrigens ist das Volk gutmüthig, und in Porto gehörten Diebereyen und Mordthaten zu höchst ungewöhnlichen Vorfällen; nur fehlten Messerstiche aus Eifersucht nicht ganz.

Die Provinz *Minho* ist von allen die bevölkerte; sie zählt 900,000 Einwohner in 223,495 Feuerstellen. Die ganze Provinz ist ein Granitgebirge, nur in den Thälern hat man einen erträglichen Boden, und auf den Höhen blossen Granitsand; aber sie ist vortrefflich gewässert und von fleissigen Menschen bewohnt. Um Wasser zu erhalten, hat man Anlagen gemacht, Stollen gleichen, welche zu einem Bergwerke führen, und das gewonnene Wasser wird mit vieler Sorgfalt über Felder und Wiesen geleitet. Mais wird am meisten gebauet. Der Wein ist schlecht und selten häufig. Ausser einigen reichen Klöstern giebt es in dieser Provinz wenige grosse Güterbesitzer, aber desto mehr wohlhabende Bauern. Die Einwohner vermehren sich so stark in diesem unfruchtbaren Lande, dass jährlich eine grosse Menge den väterlichen Boden entweder auf immer oder nur auf einige Zeit verlassen. Die letzteren, die den Bauern der andern Provinzen in der Erndte, und bey den übrigen Arbeiten helfen, ziehen in grossen Haufen umher, haben ihren Aufenthalt und wohnen in Hütten. Sorgte die Regierung für mehr Fabriken, welche hier an ihrer Stelle wären, meynt Hr. *L.*, und würde der Seidenbau, wozu die Provinz sich sehr gut schickt, getrieben und begünstigt: so würden die Menschen in ihrer Heimath leben. Dass ein Theil der Bewohner der Provinz Minho in die übrigen Provinzen dem Landmann zu helfen geht, soll doch wohl nicht verhindert werden, aber durch Manufacturen in Minho nicht? Es ist immer besser, dass eine Nation, die, wie die Portugiesen, nicht Capital genug hat, Landbau, Kunstfleiss und Handel zugleich zu treiben, sich, so sehr sie nur kann, auf die Erzeugung roher Naturproducte legt.

soll denn die Regierung für die Fabriken thun? auf eigene Rechnung Fabriken anlegen? oder Vorschüsse geben? Werden ferner die Fabrikenunternehmer mit der Hoffnung einer glücklichen Zukunft anfangen können, wo alles erst, Material und Menschen, geschaffen und gebildet werden muss? Und nun vollends Seidenmanufacturen! Manufacturen für den Luxus und Manufacturen, für die ein Markt erst zu suchen wäre, auf dem die gefährliche Concurrenz mit den alten und uralten Manufacturen dieser Art nicht gefürchtet werden dürfte! In grosser Zahl wandert ein Theil der Einwohner dieser Provinz jährlich nach den Colonieen und besonders nach Brasilien. In Minho findet man die besten Menschen im ganzen Reiche; Männer sowohl als Weiber sind äusserst munter, gutmüthig und fleissig. Auch reiset man in dieser Provinz am sichersten. In *Braga* ist ausser der Hutmanufactur, welche einen grossen Theil des Volks im Reiche mit Hüten versorgt, noch eine unbedeutende Messerfabrik; überall sieht man die Weiber stricken, nähen und Leinewand machen, kurz überall Spuren von Fleiss und Thätigkeit. Nicht weit von *Bouro* auf einem Berge steht eine Kirche mit einem wunderthätigen Maricenbilde, zu dem viele Wallfahrten geschehen. Die Unwissenheit der dortigen Mönche übersteigt alle Vorstellung; ausser den gewöhnlichen geistlichen Uebungen thun sie gar nichts. Ein alter schwächlicher Abt liess die jungen Leute ganz verwildern; sie waren daher eben so ungezogen, als unwissend. Nur ein Layenbruder, der Apotheker, zeigte Wissbegierde. Man isst in allen portugiesischen Klöstern erstaunlich viel, aber alle Speisen sind ohne Kunst zubereitet, und bestehen grösstentheils aus gekochten Fleischmassen von allerley Art. Der Adel in Minho ist zahlreich, aber nicht reich, vielleicht besser, wie der reichere näher am Hofe; nur stolz, wie der portugiesische Adel überall. Ein Frauenzimmer vom Range geht niemals aus, ohne dass ihr Escudero (erster Bedienter) in einer Entfernung von 20 Schritten vor ihr her geht, beständig mit entblösstem Kopfe, den Hut in der Hand. Eine vornehme Dame, die zuweilen von Vapeurs gequält wurde, liess auch einen Bedienten folgen mit einem Räucherbecken. Auch hier sieht man reizende Mädchen, oft vom ersten Range, von der besten Erziehung, und voll zarten feinen Gefühls für zärtliche Verse, in Gesellschaften beschäftigt, Läuse zu suchen.

Die Wirkungen der starken Hitze auf die Gesellschaft (die Moralität und die Industrie) zeigte sich auch in dem obern Douro. Am Mittage war alles todt und still; um 4 Uhr sah man erst die beschäftigte Volksclasse, und nach Untergang der Sonne kamen die Vornehmen aus den Häusern. Die Nacht über war ein beständiges Getümmel; die Guitarre und der elegische einförmige Volksgesang verstummte erst mit der aufgehenden Sonne, und Hitze und Geräusch liess kein Auge ruhen. Leicht gekleidet zeigten sich die Damen auf den Balkons, die Dämmerung erhöhete ihre Reize, und Hr. *L.* wurde Zeuge von Schritten, welche sich sonst Damen von Stande in Portugal nie so bald und nie so dreist erlauben.

Es ist jetzt bey weitem nicht mehr so schwer in Portugal, Bücher zu erhalten, wie ehemals. Die Literatur ist dürftig. Nur eine einzige politische Zeitung erscheint im Reiche; literarische Zeitungen, oder andre kritische Blätter u. dgl. kennt man gar nicht. Journale können nicht gedeihen, weil man gar zu wenig Antheil an der Literatur nimmt; doch kommt in Lissabon ein Wochenblatt heraus, welches häufig gelesen wird, und worin spashafte Anekdoten, Einfälle und Gedichte aufgetischt werden. Der Hang zur Dichtkunst ist noch nicht erloschen, aber an prosaischen Schriftstellern in der schönen Literatur fehlt es ganz und gar. Der Roman wird noch schlecht bearbeitet; die Portugiesen stehen in dieser Rücksicht weit hinter den Spaniern.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *G. B. Schmiedlein Handwörterbuch der Naturgeschichte*, über die drey Reiche der Natur. Nach dem Französischen frey bearbeitet. *Erster Theil.* 1800. 330 S. 8.

Keine Vorrede belehrt uns über den Zweck der Uebersetzung, oder das Original; sey aber auch dieses welches es sey: so ist doch diese Bearbeitung ein unbrauchbares Werk. So sagt z. B. der Artikel *Affe* nichts von der Geschichte dieser merkwürdigen Thiere im Allgemeinen, und von den Arten werden nur der rothe indianische Schilfaffe (*simia rubra Lin.*), der Dük (*S. Hemaeus Lin.*), der grüne und der schwarznäsige; die beiden letzten ohne Linnéische Namen angegeben. Der ganze Artikel von dem letzten lautet so: „*Affe* (*schwarznäsiger*). Ist weiblichen Geschlechts und von sehr schönem Ansehn. Der Leser lernt also daraus, dass es keine schwarznäsige Affen giebt, die Männchen sind." Rec. sollte doch nicht denken, dass alle Weissnasen Männchen wären. Noch zur Probe der gleich folgende Artikel: „*Afrikanische Frau.* Ein sehr schöner afrikanischer Vogel, der gleich den Affen dem Menschen alles nachzumachen sucht. Um ihn zu fangen, nimmt man ein Gefäss mit Vogelleim, thut, als wenn man etwas davon herausnähme, reibt sich die Augen, stellt das Gefäss auf die Erde, und entfernt sich. Der Vogel nähert sich nun dem Gefässe, nimmt Leim heraus, und weil er das, was er gesehen hat, nachahmen will, beleimt er sich die Augen und die Füsse." Dieser Band geht von *Aal* bis *Erdgrille*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 15. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MINDEN, b. Körber: *Weſtphäliſches Taſchenbuch* für das Jahr 1801. Herausgegeben von *Karl Gottl. Horſtig* und *Chr. Ulr. Freyhn. von Ulmenſtein.* 202 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Aus Weſtphalen kömmſt du, dem Lande der Schinken und Würſte?
Armes Taſchenbuch du? Wie wird es dir wohl ergehn?
Kann aus Weſtphalen, dem feiſten und wohlernährenden Lande,
Etwas kommen, was noch mehr als Körper verſpricht?

So hebt die als Prologus vorangeſetzte artige Elegie, von Hn. *Horſtig*, an, und glücklicher Weiſe konnte er das Taſchenbuch mit dieſer Frage eröffnen, ohne durch die Antwort der Kritik beſchämt zu werden. Enthielt dieſes auch nichts anders, als die wohlgeſchriebene Biographie, die hier nur den beſcheidenen Titel eines Fragments führt, von der vortrefflichen Fürſtin Juliana, die als verwittwete Gräfin von Schaumburg-Lippe ſeit 1787 die obervormundſchaftliche Regierung zu Bückeburg, in Verbindung mit dem Hn. Reichsgrafen von Walmoden-Gimborn, führte: ſo würden wir dieſem Büchlein vor einer Menge anderer dieſer Art bey weitem den Vorzug geben. Es fehlt ihm aber auch nicht an andern Stücken genialiſcher Mitgift, in Verſen und Proſa, die ihm Beyfall erwerben müſſen. Hr. *Horſtig* hat einige Epigrammen dem Martial ſehr ſchön nachgebildet, z. B.:

An den Liebling unſerer galanten Damen.

Er ſingt ſcharmant, er macht ſcharmante Lieder,
Er tanzt ſcharmant, er declamirt ſcharmant,
Er geht ſcharmant, er ſetzt ſcharmant ſich nieder,
Er ſpricht ſcharmant, er küſst ſcharmant die Hand.
Schon recht, wir kennen uns, glaubt mir ihr Brüder,
Gut macht er nichts, doch alles ganz ſcharmant.

An den Hn. Karinus.

Silberne Leuchter haſt du, und ſilberne Meſſer und Gabeln,
Silbernes Speiſegeſchirr, ſilbernes Küchengeräth,
Silberne Schnallen und Gürtel, und ſilberne Doſen und Ringe,
Silberne Uhren haſt du, ſilberne Ketten daran;
Alles haſt du von Silber, nur eins kann ich nicht begreifen,
Sprich, warum haſt du, Karin, immer kein ſilbernes Geld?

Hier müſsten nur die Koſtbarkeiten von Silber beſſer mit dem Coſtume harmoniren. Wer ſilbernes Tafelgeſchirr, und ſogar ſilbernes Küchengeräthe hätte, würde ſicherlich keine ſilberne Uhr mit ſilberner Kette tragen. Die Pentameter ſind hier beſſer gemacht, als einige in dem Prolog, wo ſich Hr. Horſtig in der zweyten Hälfte erlaubt, gegen die Sitte der alten Dichter, ſtatt zweyer Daktylen, Spondeen zu brauchen. Unter den proſaiſchen Fabeln, in Leſſings Manier, ſind mehrere gut erfunden, und mit Präciſion erzählt. Der Hohenſtein und der Waſſerfall bey Langenfeld iſt anmuthig beſchrieben. Doch wir kommen auf das intereſſanteſte Stück, auf der Fürſtin Juliana Lebensbeſchreibung. Ihre Verdienſte um das Land, durch Abkürzung der Proceſſe, die Beförderung des Fauſtiſchen Geſundheitskatechismus, ihre Sorge für die Schulen, die Anlage neuer Kunſtſtraſsen, die Cultur der Forſten, Beförderung der Obſtbaumzucht, und mehrere andere nützliche Anſtalten zeugen von der Weisheit und Güte ihrer Regentſchaft; und die Liebenswürdigkeit ihres Geiſtes und Charakters geben viele hier angeführte Züge ihres Privatlebens zu erkennen.

Noch dürfen wir an einem weſtphäliſchen Taſchenbuche nicht vergeſſen, daſs es ſehr nett gedruckt, mit einem gut gearbeiteten Porträt der Fürſtin Juliana *en Medaillon*, und zwey ſchönen Landſchaften, verzieret iſt.

LEIPZIG, b. Seeger: *Jahrbuch, zur belehrenden Unterhaltung für Damen*, von *J. J. Ebert*, Prof. zu Wittenberg. Für das Jahr 1801. Mit Kupf. 263 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausgeber hat auch dieſsmal die Anſprüche, die man nach dem Titel ſeines Jahrbuchs an ihn machen kann, treulich erfüllt. *Ida*, eine wahre Geſchichte (leider hat ſie ſich ſchon oft zugetragen), wird den Leichtſinn manches Mädchens zur Beſinnung bringen. Der Aufſatz über die groſse Kunſt, ſich bey Zeiten zurück zu ziehen, iſt nicht, wie man denken könnte, an die angehende Matrone (wiewohl es für dieſe eine eben ſo nöthige Kunſt unter gleichem Namen, nur in anderm Verſtande, giebt), ſondern an Mädchen gerichtet, und betrifft die Kunſt, gefährlichen Vertraulichkeiten auszuweichen. *Laura* und die treue *Fanchon*, zwey moraliſche Geſchichten, von dem Herausgeber angenehm erzählt. Die von Jury gezeichneten und geſtochenen Kupfer, die man mit Vergnügen anſieht, ſtellen Scenen aus dem zweyten Bande von *Robert*, oder der *Mann wie er ſeyn ſollte*, dar.

GOTHA, b. Ettinger: *Gothaischer Hofkalender, zum Nutzen und Vergnügen*, auf das Jahr 1801. 113 S. (Ohne die Kalender und genealogischen Tafeln.)

Die stehenden Artikel ungerechnet, finden sich diesmal folgende Aufsätze: 1) Etwas über Sitten und Lebensart in Portugall. 2) Einige Hypothesen über die Sonne. 3) Ueber Blindheit und Taubheit. 4) Wirkung der Musik auf die Thiere. 5) Beytrag zur Kenntnifs des Aufwandes voriger Zeiten. Eine Verordnung des Stadtraths zu Rostock von 1567, worin den Vornehmsten geboten wird, mehr nicht als 100 Personen zum Hochzeitmahl zu laden, und mehr nicht als 24 Schüsseln zu geben. Aehnliche Vorschriften für den mittlern und untern Stand. Doch durfte auch hier einer nur 100 Mark Schwedisch erlegen, und durfte damit „alles nach seinem Gefallen auf den Prahl und „Pracht frey ausrichten." 6) Historisch-statistische Uebersicht des osmannischen Reichs. 7) Neu durchgesehenes Verzeichnifs von 220 Städten und der Zahl ihrer Einwohner. 8) Etwas über den Werth des Geldes und die Preise vor der Entdeckung von Amerika. 9) Beyspiele von aufserordentlicher menschlicher Leibesstärke. 10) Geschichte der Astronomie vom Jahr 1799, vom Hn. Obristlieut. v. *Zach*. Sehr genau, instructiv und vollständig. 11) Chronik des Jahrs 1799 und 1800. 12) Geschwindigkeit einiger lebenden Geschöpfe. Die zierlichen Kupfer stellen zum Theil Ansichten von Städten, Palästen und Landhäusern, theils aber portugiesische Sitten vor; unter denen die reitende Post von Lissabon nach Oporto mit ihrem auf seinem Thier sehr bequem schlafenden Postillion sehr lächerlich auffällt.

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Adel der Weiblichkeit*, in Zügen von Liebe, Treue und Edelsinn. Ein Taschenbuch für die Edeln des schönen Geschlechts auf das Jahr 1801. 276 S. kl. 8.

Eine Sammlung von etlichen und sechzig längern und kürzern historischen Erzählungen, aus alter, mittlerer und neuerer Zeit, welche bey einem zwar nicht eben geistvollen, oder vorzüglich schönen, dennoch simpeln und correcten Vortrage, eine unterhaltende und nützliche Lectüre für viele gewähren kann.

FRANKFURT, b. Behrens: *Allmanach und tägliches Taschenbuch für Kaufleute* auf das Jahr 1801. 94 S. 8. (12 gr.)

Enthält aufser dem verbesserten, dem julianischen, französischen und jüdischen Kalender, nichts weiter als eine Vergleichung der Münzsorten und Maasse in verschiedenen Ländern.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Taschenbuch für* 1801. *Siama und Galmory*, und die *Schöpfung des Weibes*, von Dr. *J. G. Siegfried*. 228 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey der Ankunft der Spanier in Peru rächt sich Maxatlon, der vergebens um Galmory's Liebe geflecht hatte, an seinem glücklichern Nebenbuler Siama dadurch, dafs er im Treffen ihren Vater, Harmattan, verrätherisch umbringt, und den Siama verleitet, gegen einen übermächtigen Haufen zu kämpfen, wo er gefangen genommen, und zu dem spanischen Führer des Trupps Cajaro gebracht wird. Dieser verliebt sich in Galmory, da sie für ihren Gatten bittet; er will, da seine Wünsche unerhört bleiben, sie durch Martern, die er ihrem Geliebten im Kerker droht, zur Erfüllung seiner Begierden zwingen; sie verspricht, unter der Bedingung, dafs ihr Gatte freygelassen werde, sich dem Cajaro zu ergeben. In dem Augenblicke aber, wo dieser sich ihr nähern will, reifst sie ihm den Dolch von der Seite, und mit den Worten: *O lerne die Liebe kennen in mir;* beginnt sie ihre Anrede an den hassenswürdigen Gewaltthäter, die sie damit endigt, dafs sie sich den Stahl in die Brust stöfst. Siama hat kaum von ihrem Tode gehört, so drängt er sich herzu, stürzt über sie hin, und stirbt. Dieses ist der Stoff des ersten Gedichts, welches auch unter folgendem Titel:

LEIPZIG: *Siama und Galmory*, ein Gedicht in zwey Gesängen, von *J. G. Siegfried*. 1801. 114 S. 8.

besonders gedruckt ist. Das Gedicht hat schöne poetische Stellen. Wir führen nur eine an, wo das Gleichnifs von der Schlange Maka hergenommen, in der Anwendung original, und in der Ausführung schön und erhaben ist:

Aber vom Geiste des Frühlings durchdrungen, entbrannte Maxatlon
Zu der Schönen, so wie die grimmige Maka den Lenz fühlt,
Mütterlich wecket der Strahl der allernährenden Sonne
Frühlingsblüthen, und süfst die ambrosischen Früchte der Herbstzeit;
Diesem Wurme kocht sie sein Gift, im Farrenkraut schläft er
An der mittägigen Gluth, und schwillt vom tödtlichen Safte,
Dann erweckt ihn der Abend, er fühlt die Gährung, und lüftert,
Einzuflöfsen den brennenden Tod. Da nahet ihm spielend
In den Blumen ein sorgloses Kind, er bildet den Schlummer,
Spiegelt im Glanze der Sonne die farbigen Wirbel; der Kleine
Hascht nach ihm, freudig hüpfend, und mit gutherziger Einfalt
Reicht er ihm Blumen zur Kost; doch schnell umringt ihn das Unthier,
Und er empfängt die heillose Wunde. So fühlte Maxatlon
Giftbereitend im Herzen die Anmuth der reinen Galmory.

Im Ganzen aber würde es dem Gedicht zum Vortheil gereichen, wenn der hohe feyerliche epische Ton nicht, weil er ohne Abwechselung ausgehalten wird, den Leser ermüdete; wenn die Gespräche der Liebenden,

den, bey denen man an Klopſtocks Semida und Cidli zur unrechten Zeit erinnert wird, nicht unnatürlich für Peruaner ſchienen; wenn der Tod Siama's wahrſcheinlicher eingeleitet wäre. Indem ſich dieſer über die ſterbende Geliebte hinwirft, läſst der Vf. ihn ſagen:

Laſs ab mit der feſten Umarmung,
Weh, du erdrückſt mich! Laſs ab! O Sonne, erbarme dich unſer!

So verſcheidet er; und man ſieht nicht, ob er bloſs aus Leidenſchaft ſtirbt, oder ob ihn die Geliebte, die doch wirklich ſchon todt war, noch erdrückt hat, wovor er ſich nach ſeinem Ausrufe der Wehklage ſogar zu fürchten ſcheint.

Auſser der zweyten auf dem Titel genannten proſaiſchen Erzählung im orientaliſchen Stil, finden ſich hier noch zwey Gedichte, von denen das an Meliphona eine ſchöne Anlage zur didaktiſchen Dichtkunſt verräth.

Berlin, b. Oehmigke: *Almanach für Verehrer der Natur, Freundſchaft und Liebe* auf das Jahr 1801, von *F. W A. Schmidt*, Prediger zu Werneuchen. 302 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Leſer, an die ſich der Titel wendet, werden in dieſem Almanach viel gute und ehrenwerthe Sachen, und an dem Vf., als Landprediger, Gatten und Vater viel verehrliches finden, wenn ſie nur, was auch dieſsmal, auf dem Titel wenigſtens, nicht verſprochen wird, hier nicht etwa *Poeſie* verlangen. Denn wem es darauf ankommt, dem müſſen wir ſagen, daſs Hr. *S.* im neuen Seculo noch eben ſo, wie er im verfloſſenen gethan, zu reimen fortfährt, z. B. S. 46.:

Der Sämann geht mit weiſsem Tuch,
Streut Linſen aus und Wicken,
Die Rinderheerde gras't im Bruch,
Das Schaf auf Raſenſtücken,
Im Hofe thun bey Mückentanz
Die Küchlein ſchon ſo munter,
Die Bauerfrau berupft die Gans,
Und legt ihr Eyer unter.

S. 51.:

Die Küchlein ziepen,
Neſtvögel piepen
Im Fliedergrün,
Und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen
Barfüſsig hin
Zur Städterin.

Frühmorgens propfen
Wir, ſtängeln Hopfen,
Und ſä'n Spinat
Und Kopfſalat,
Der Wein, voll Tropfen
Und knoſpend itzt,
Wird angeſtützt.

S. 94.:

Nett iſt unſer Stübchen, da
Hängt gemalt die Gröſsmama
Bey dem braven Aeltervater;
Unterm Ofen ſpinnt der Kater.
O welch ländliches Gemiſch
Bunter Sachen, überm Tiſch
Die beblümte grüne Decke,
Vor dem Fenſter Nelkenſtöcke,
Auf den Dielen gelber Sand,
Hundert Nägel an der Wand,
Voller Flinten und Piſtolen,
Stiefeln auch mit breiten Sohlen,
Fliegenklapp' und Schlüſſelbund,
Jägertaſch und Wachtelhund.

Die Ballade: der *Graf von Mannsfeld*, obgleich nicht mit Bürgers Balladen zu vergleichen, zeigt doch, daſs Hr. *S.* mehr als reimen *könnte*, wenn er *wollte*. Wenn er nun aber ſeine Luſt an gereimten Bauerkalendern, gereimten Pächterinventarien, oder wie S. 279.:

Der Schlafrock ihres Herrn, mit Tulpen ausgenäht
Mannshemden, Schürzen, Strümpf' und kleine Haubenkornettchen,
Auch Windeln, Kinderzeug und Ueberzug von Bettchen.

ſogar an gereimten Waſchzetteln findet, wer kann's ihm wehren, und wer wollte es ihm nicht gönnen?

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach, zum Nutzen und Vergnügen*, für das Jahr 1801. 270 S. kl. 8. (20 gr.)

Bey gleicher Anlage, gleicher Mannichfaltigkeit, erhält ſich dieſer Almanach immer auch noch in gleichem Beyfalle. Der Gedichte ſind wenige, aber einige, beſonders das erſte von Schink, der Auszeichnung werth. Die beiden Erzählungen unter der Aufſchrift: Die Gefahren der Täuſchung und die Verſöhnung, wenn ihnen auch eine hübſche Verkürzung nicht ſchaden würde, mögen doch mit Nutzen und Vergnügen von vielen geleſen werden. Die übrigen Artikel ökonomiſchen, naturhiſtoriſchen, pädagogiſchen und geſchichtlichen Inhalts, gehen auch hier, wie in den vorigen Jahrgängen, fort.

Göttingen, in d. Dietrichſchen Buchh.: *Göttingiſcher Taſchenkalender* für das Jahr 1801. 235 S. 8. ohne den Kalender und das genealogiſche Verzeichniſs. (1 Rthlr.)

Es hätte dieſem, ſeit vielen Jahren beliebten, Büchlein, das bekanntlich auch ohne den Kalender, unter dem Titel: *Göttingiſches Taſchenbuch, zum Nutzen und Vergnügen*, verkauft wird, nichts angenehmers begegnen können, als wenn Lichtenberg eben ſo viele Aufſätze von ſeiner Hand für daſſelbe hinterlaſſen hätte, als der groſse Euler mathematiſche Abhandlungen hinterlieſs, woran die Commentarien

der

der Petersburgiſchen Akademie ſich noch viele Jahrgänge hindurch erholen konnten. Leider aber hat er nichts hinterlaſſen, als ſechs Kupfer, die ſich auf den Zuſtand der Negern beziehn, und die hier in Ermangelung eines Lichtenbergiſchen Commentars mit einer hiſtoriſchen Erläuterung begleitet werden. Auſser einem artigen Aufſatze über Wedgewood's Fabrik, einer Geſchichte der Zenobia, ziehn (ohne den ſieben Blättern Kupfer mit Moden, und den ſechs Monatskupfern aus der römiſchen Geſchichte, von Fiorillo ihr Verdienſt abſprechen zu wollen) drey von dem berühmten Tiſchbein in Neapel gearbeiteten Zeichnungen, die Aufmerkſamkeit an ſich. Die eine zeigt einen überſatten Dickbauch im Contraſt mit einem ausgehungerten Bettler; die andere einen ſinnreichen Bettler, der vor einem Hauſe ſitzt, und das Gemälde ſeines Unglücksfalls (er wurde von einem Wagen überfahren), neben ſich aufgehängt hat; die dritte, eine rührende Scene zwiſchen einem Sohne und ſeinem Vater, den jener beym Ausbruch des Veſuvs, vor dem feurigen Lavaſtrom ihn zu retten, auf dem Rücken fortgetragen, aber ermüdet, und von der Fluth übereilt, ihn nicht weiter fortbringen kann. Der Herausgeber hat ſie mit Erläuterungen begleitet, die ſich angenehm leſen laſſen. Noch einiger andern Aufſätze nicht zu gedenken.

Jena, b. Stahl: *Gründliche und vollſtändige Anweiſung in der deutſchen Fechtkunſt auf Stoſs und Hieb*, aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert, für Kenner zur Ausbildung, und als Kunſtſchatz für Lernende, ſyſtematiſch und deutlich entworfen. 1798. 208 S. kl. 4. m. K.

Wenn die Fechtkunſt *aus ihren innerſten Geheimniſſen wiſſenſchaftlich erläutert werden ſoll:* ſo muſs jede Stellung und Bewegung aus der Mechanik, der einzigen Quelle ihrer Geheimniſſe, abgeleitet werden. Ob dieſes nun zwar in der Anleitung nicht immer geſchehen iſt, auch vielleicht wohl gar überflüſſig ſeyn möchte, und in eine zweckloſe Weitläuftigkeit geführt haben würde: ſo laſſen ſich dem Werke ſelbſt Ordnung, Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und Deutlichkeit nicht abſprechen, woraus denn von ſelbſt folgt, daſs der gröſste Theil unſerer Fechtmeiſter es mit Vortheil benutzen kann.

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Feſt- und Feyertags-Evangelien.* Herausgegeben von D. *J. W. Rau.* 4ter B. 3tes St. 1800. 10 Bog. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 222.)

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen* für 1792. 3te Aufl. 1800. XII u. 235 S. 12. (16 gr.) (S. d. R. A. L. Z. 1793. Nr. 215.)

Leipzig, b. Benj. Fleiſcher: *Der aufrichtige Kalendermann.* Ein gar curieuſes und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann. 2ter Th. verfertigt und herausgegeben von *Ch. G. Steinbeck.* 3te Auflage. 1800. 191 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1796. Nr. 247.)

Berlin, b. Maurer: *Der Zauberer Angelion in Elis.* Eine Geſchichte ſeltſamen Inhalts, von *C. F. Benkowitz.* 2ter Th. 1800. XII u. 347 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 371.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. Von folgenden *Anweiſungen zu Spielen* ſind bey Oehmigke d. j. Berlin 1798 *neue Auflagen* erſchienen:

1) *Das Schach-Verkehren im Brett- und Tokkaegliſpiel*, nach den neueſten und bewährteſten Regeln und Geſetzen, zum Selbſtunterricht. Aus dem Engliſchen des *Elias Fielding*. 80 S. 8. (6 gr.)

2) *Neueſte Anweiſung zur leichten und gründlichen Erlernung des Tarok-, Tarockl'hombre-, Reverſy-, Patience-, Cabale-, Homme-, Imperial- und Triumphſpiels*, von *D. A. Faber.* 48 S. 8. (4 gr.)

3) *Anweiſung, wie die gewöhnlichen und einige neue Billard-, Kegel- und Ballſpiele zu erlernen und regelmäſsig zu ſpielen ſind*, von *William Anderſon.* 85 S. 8. (6 gr.)

4) *Die vollſtändigen Regeln und Geſetze des L'Hombre-, Quadrille- und Cinquilleſpiels.* Nach der leichteſten und neueſten Art zu erlernen, herausgegeben von Hn. von *Longin.* 111 S. 8. (8 gr.)

5) *Theodor Engelmanns Unterricht im Piquet-, Trefett-, Boſton-, Kaſino-, Connectionen-, Piquefept-, Goodhope- und Kleeblattſpiel.* 47 S. 8. (5 gr.)

6) *Neueſte Anweiſung zur leichten und gründlichen Erlernung des Whiſtſpiels.* 24 S. 8. (2 gr.)

Alle ſollen nach dem Titel ſtark vermehrt ſeyn. Der Ausdruck *ſtark* gehört zu den unbeſtimmten. Doch iſt hie und da etwas geſchehen. So fand Rec. z. B. in Nr 2. ſeine Recenſion über eine der frühern Ausgaben des Tarockl'hombre-Spiels benutzt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 16. Januar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Cairo, in der Nationaldruckerey: *La Decade egyptienne. Journal litteraire et d'économie politique. Premier volume.* An VII. de la Republique françoiſe. 300 S. 4.

Unter dem Heere von Zeitſchriften, denen unſer ſchreibſeliges Jahrzehend das Daſeyn gab, wird die *Decade égyptienne* theils ihres Druckortes wegen, theils wegen der politiſchen Begebenheit, wodurch ſie veranlaſst worden iſt, immer eine der merkwürdigſten bleiben. *) Mitten unter den Unruhen eines ununterbrochenen Feldzuges haben die Glieder des Inſtitutes der Wiſſenſchaften zu Cairo ihre Beſtimmung und den Zweck ihrer Bemühungen nicht aus dem Geſichte verloren; ſie haben mehr geleiſtet, als man ſich vielleicht von der unangenehmen Lage, in der ſie ſich in jeder Rückſicht befanden, verſprechen durfte. Denn auſserdem daſs ſie ſich mitten im Tumulte eines beſtändigen Krieges befanden, muſsten ſie die Gründe belebender Aufmunterung nicht ſowohl aus dem Kreiſe ihrer kriegeriſchen Vorſteher und Gefährten, ſondern einzig und allein aus ſich ſelbſt herholen.

Sie verdienen von allen denen, welchen die Fortſchritte der Wiſſenſchaften, und die Kenntniſs unbekannten Länder am Herzen liegt, um ſo gröſseren Dank, als durch die Expedition in Aegypten, dieſes Land gewiſs auf lange Zeit für jeden neugierigen Reiſenden und wiſsbegierigen Forſcher verſchloſſen ſeyn wird. Politik und Literatur haben von jeher wenig Gemeinſchaft miteinander unterhalten, und wiewohl ſie ſich auf dieſem Zuge enge aneinander geſchloſſen zu haben ſchienen: ſo ſind ſie ſich doch auch hier, ungeachtet dieſer ſcheinbaren Vertraulichkeit ziemlich fremde geblieben; aber die verdienſtvollen Glieder des Inſtitutes haben, ohne ſich hiedurch irren zu laſſen, ihre Bahn verfolgt, und durch die Reſultate ihrer Unterſuchungen vielleicht den gröſsten Nutzen geſtiftet, der von dieſem Argonautenzuge auf ihr Vaterland und Europa zurückflieſst; denn jeder andere Vortheil, den ſich ſanguiniſche Gemüther davon verſprachen, iſt noch in dieſem Augenblicke mehr als jemals zweifelhaft und ungewiſs. — Wir beſchränken uns hier auf eine gedrängte Anzeige der vorzüglichſten Stücke, welche dieſe Zeitſchrift enthält.

Formation de l' Inſtitut d'Egypte. Die Namen der Mitglieder, und die Folge ihrer Arbeiten. *Extrait du rapport fait a l' inſtitut ſur la Fabrication du Salpètre et de la poudre du pays par le C. Andréoſſy.* Aegypten hat Kohlen und Salpeter im Ueberfluſs, den Schwefel könnte man aus Sicilien und Neapel herholen, und Pulver im Ueberfluſſe verfertigen. *Déſcription de la route du Cairo à Salehhych par le Citoyen Shulkouſzi.* Eine genaue Beſchreibung des ganzen Weges mit den Namen aller Dörfer und Ortſchaften. *Lettre circulaire du Citoyen Desgenettes aux Médecins de l'Armée de l'Orient ſur un plan propre à rédiger la topographie phyſique et medicale de l'Egypte.* Ein ſehr nützliches Sendſchreiben, das verſchiedene eingeſchickte und in dieſer Zeitſchrift eingeſchaltete Arbeiten der Feldärzte veranlaſst zu haben ſcheint. *Extrait d'un rapport ſur la colonne de Pompée lu à l' inſtitut par le Citoyen Norry.* Die Grundfeſte dieſer Säule iſt ein altes mit Hieroglyphen bedecktes Monument, auf dem dieſelbe in ſpäteren Zeiten, (wie dieſs der unreine Stil des Kapitals zeigt,) erbauet worden iſt. *Fragment tiré du 17 chant de la Jeruſalem delivrée par le Citoyen Parſeval.* Einförmig im Versbau. *Mémoire ſur le phénomene d'Optique connu ſous le nom de mirrage par le C. Gaspar Monge.* Auf dem Marſche von Alexandria nach Cairo beobachtete der B. Monge dieſe ſeltene Erſcheinung. Alle in einer gewiſſen Entfernung gelegenen Ortſchaften ſchienen als eben ſo viele Inſeln von einem Meere umgeben zu ſeyn; wie man näher kam, verlor ſich der Meerarm, der das Dorf zu umgeben ſchien, in der Luft, und andere entfernte Dörfer erſchienen auf dieſelbe Weiſe. Der Bürger Monge erklärt dieſe Erſcheinung aus der Strahlenbrechung durch die erhitzte und verdünnte Atmosphäre, und bemerkt, daſs dieſe Täuſchung um ſo grauſamer ſey, als man in der Wüſte in der gröſsten Schwüle des Sommers immer Waſſer vor ſich zu ſehen glaubt, das wie die Fluth von den Lippen des Tantalus immer zurückweicht. Wir ſetzen hinzu, daſs eben dieſes Phänomen den arabiſchen und perſiſchen Dichtern, ſo oft von einer Art von Täuſchung die Rede iſt, reichen Stoff zu Vergleichungen und Anſpielungen liefert; und Araber verſichern, daſs, wenn die Pferde in der Wüſte dieſe Erſcheinung gewahr werden, ſie unaufhaltſam ihren Lauf verdoppeln, in der Meynung deſto eher zum Waſſer, das ſie vor ſich ſehen, zu gelangen. *Obſervations ſur l'Aile de l'Autruche par le C. Geoffroi.* Die Urſache, wel-

*) Deſto dankbarer ſind wir dem gelehrten Vf. dieſer Anzeige, der ſie am Bord des Tigers vor Alexandrien verfaſst, und uns nebſt der folgenden über Conſtantinopel zugeſendet hat. A. d. H.

welche dieſem Vogel verbeut ſich in die Luft zu erheben, liegt nicht ſowohl in der Schwere ſeines Körpers als in ſeinem Flügelbau, der hier beſchrieben wird. *Obſervations ſur les chevaux arabes du deſert.* Die Geburt edler Füllen wird durch beſondere Zeugen und vollgültige Inſtrumente auſser Zweifel geſetzt; die Nahrung iſt Gerſte; ſie gehen nur im Schritt und im Galopp, ſie ſind vollkommen auf die Art des Arabers, auf der Flucht den Krieg zu führen, abgerichtet; — wenn der Hengſt die Stuten beſpringen ſoll, werden die letzten einige Tage zuvor abgemattet, um zur Empfängniſs deſto tauglicher zu ſeyn, und dann durch Seifenſalbungen an der Mutter beſonders vorbereitet. Der Preis der edlen Pferde iſt von 1000 bis 10000 Livres u. ſ. w. Wir ſetzen zu dieſen richtigen Bemerkungen noch die folgende hinzu; die arabiſchen Pferde ſind durch ihre Bereiter beſonders abgerichtet, jeden Mann auf ein gewiſſes Zeichen von der Seite niederzurennen, ſie ſind deſſen ſo gewohnt, daſs ſie öfters ohne das Zeichen abzuwarten, auf den nächſten beſten Fuſsgänger, von dem ſie glauben, daſs er ſich wider den Willen des Reiters vom Pferde entferne, zurennen und denſelben niedertummeln. *Notions ſur l'Ophtalmie regnante par le Citoyen Bruert.* Die Hitze, der Sandſtaub, und die zu groſse Helle ſind die Urſachen davon; das beſte Verwahrungsmittel iſt das Waſchen mit kaltem Waſſer, beym Heilen thut die Natur das Beſte. *Extrait d'une lettre de l'Adjutant general Julien.* Einer der ſtärkſten Schwüre der Araber beſteht darin, daſs ſie ungeſcheut ihren Phallus in die Hand nehmen, und dabey ihr Wort bekräftigen. *Inſtitut*, d. i. Bericht über die Arbeiten deſſelben. Da dieſe Berichte den anderen Abhandlungen öfters untermiſchet ſind, und eine bloſse Anzeige der Beſchäftigungen der Mitglieder enthalten: ſo werden wir in der Folge dieſer Auszüge, dieſen Titel ganz übergehen. *Deſcription d'une nouvelle eſpèce de Nymphaea p. le C. Savigny.* Dieſe Art findet ſich weder in *Forſkal* noch in *Gmelins Syſtema naturae.*, *Notice ſur la topographie de Menouf dans le Delta par le C. Carrie, Medecin ordinaire de l'armée.* Eine Beſchreibung des Orts und der Sitten ſeiner Einwohner. *Ode arabe ſur la conquete de l'Egypte traduite par le C. J. J. Marcel.* Ein Lobgedicht auf Bonaparte vom Sohne eines ſyriſchen Kaufmanns in Conſtantinopel. Wir wollen hier nicht den Werth dieſes Lobes, ſondern bloſs den Werth des Gedichtes und der Ueberſetzung, würdigen, und wir bedauern, daſs wir weder in dem Originale das elektriſche Feuer, das die wahre Poeſie durchdringt, und das dem B. Marcel ſo viel Vergnügen verſchafte, finden, noch die Ueberſetzung für treu genug erkennen können. Der Vf. hat ſich vieler Ungereimtheiten, der Ueberſetzer vieler Verſchönerungen ſchuldig gemacht. So hat z. B. der erſte ſich getraut das Wort *Soldat* gerade als ein arabiſches zu gebrauchen من كل صلداء und der zweyte die *Mamelucken*, die im Texte ſtehen, نهر المماليك in *des Rois lignés enſemble* zu verwandeln. Uebrigens iſt dieſe Ueberſetzung doch um viel getreuer, als eine weiter unten vorkommende, der bekannten erſten Sura des Korans. Damit die Leſer ſelbſt urtheilen mögen, ſetzen wir die franzöſiſche Ueberſetzung des Bürgers Marcel und eine wörtliche deutſche hier gegeneinander:

Au nom de l'Etre unique en pouvoir, en eſſence,
Au nom du Dieu clement, du Dieu de Bienfaiſance,
Dont ſur nous chaque jour s'epanchent les preſens,
Vers qui nous elevons nos voeux et nos encens.

Dieſs iſt die Ueberſetzung der gewöhnlichen Ueberſchrift: *bism illahi rahmani rrhahimi;* gerade ſo viel Zeilen, als im Arabiſchen Worte; dann weiter:

Louange au Dieu du ciel, de la terre et des ondes,
Père de l'univers! Dominateur des mondes!
Arbitre des deſtins au jour du jugement,
Vengeur de l'opprimé, ſoutien de l'innocent!
C'eſt vers toi, que nos coeurs elancent leur prière,
C'eſt toi, que nous oſons implorer comme un père
Exauce tes enfans! que toujours l'équité
Affermiſſant leur pas ſoit leur guide aſſuré!
Qu' ils fuient les ſentiers de l'erreur menſongère!
Que nul crime ſur eux n'appelle ta colere!
Que dirigeant vers toi leurs eſprits et leurs coeurs
Ils ſe montrent toujours tes vrais adorateurs!

Deutſche Ueberſetzung.

Im Namen Gottes des Erbarmenden, des Gütigen. Lob ſey Gott dem Herrn der Welten, dem Erbarmenden, dem Gütigen, dem Herſcher des Gerichtes! Dich beten wir an, und zu Dir flehen wir um Hülfe! Leite uns auf den rechten Weg, auf den Weg derer, denen Du ohne Zürnen gnädig biſt, und die nicht irren!

Rapport ſur un monument pris du grand Aqueduc du Caire par le Citoyen Denon. Nichts als einige Säulen. *Obſervation ſur la Couleur de la mer par le Citoyen Coſtaz.* Die eigentliche Farbe des Meeres iſt *Indigoblau*, das nach dem Verhältniſs des Lichtes bald eine tiefere, bald eine hellere Farbe annimmt. Die Lichtſtrahlen bringen dieſelbe Wirkung hervor, wie die Beymiſchung des Weiſsen zum Blauen. Längs den Geſtaden hingegen iſt die Farbe des Meeres grün (Grünſpan). Der Bürger *Coſtaz* erklärt es aus der Beymiſchung der gelblichten Farbe des Sandes, die mit dem Blau vermiſcht das Grüne hervorbringt. Er würde vielleicht eine zureichendere Erklärung dieſes Phänomens geſuchet haben, wenn er bedacht hätte, daſs die Farbe des Meeres nicht nur an dem Geſtade, ſondern hart am Fuſse eines jeden Schiffes ſelbſt im hohen Meere, immer Grünſpan iſt, der ſich in der Entfernung einiger Schuhe ins Indigoblau verlieret. Die Urſache dieſer grünen Farbe alſo, die gleichſam eine Ausnahme von der Regel iſt, möchte weit eher in der durch einen unter dem Waſſer nahe gelegenen Körper, wie das Schiff und an den Geſtaden der Grund des Meers iſt, hervorgebrachten Strahlenbrechung zu ſuchen ſeyn. Der Vf. hätte noch bemer-

ken

ken können, dafs längs den Geſtaden Aegyptens auf einige Meilen hinaus das Meer weder die Farbe des Indigo noch des Grünſpans hat, ſondern im hellſten Sonnenſcheine eine blaſſe Olivenfarbe behält, welche durch den Schlamm, den die Mündungen des Nils ausſchwemmen, hervorgebracht wird. *Projet d'une école de deſſin par le C. Dutertre. Projet d'un établiſſement d'agriculture en Egypte par le C. Nertoux. Extrait des obſervations du C. Cereſole, Médecin ord. l'Armée, dans un voyage ſur la cive occidentale du Nil du Caire à Rout.* Intereſſante Bemerkungen über die Lebensart der Einwohner. *Vers pour mettre en bas du portrait du C. Shulkowski.* Dieſer junge Pole ward in einem Aufſtand ermordet. *De la tincture du Coton et du Lin par le Carthame p. le C. Bertholet. Mémoire ſur un voyage fait ſur la branche tanitique du Nil p. le C. Malus.* Eine ſehr genaue topographiſche Beſchreibung. *Notice ſur divers procédés propres à corriger les défauts de certains fers aciers et fontes par Leon le Vavaſſeur. Rapport ſur les Oaſis par le C. Fourier.* Eine kurze Notiz aus den Schriftſtellern zuſammengetragen, die der Oaſis erwähnt haben. *Notice ſur l'emploi de l'huile dans la peſte.* Eine Anzeige der bekannten Schrift des Grafen von Berchtold. *Rapport ſur les obſervations faites pour déterminer la poſition géographique d'Alexandrie et la direction de l'aiguille aimante par le C. Nouet.* Genaue Tafeln der Beobachtungen. *Memoire ſur le lac Menzaleh d'après la reconnoiſſance faite en vendemiaire an 7. par le General d'artillerie Andréoſſy.* Der Vf. beſchreibt den dermaligen Zuſtand des Sees, die alten vormals bewohnten Inſeln, die Stadt Menſaleh, die benachbarten Gegenden, die Art des Feldbaues, die Ruinen von *Tennis, Touna, San* und *Peluſium.* Dieſes Memoire iſt aus allen Abhandlungen, welche die Zeitſchrift enthält, bey weitem das umſtändlichſte und genaueſte. *Fragment de la Jeruſalem delivrée par le C. Parſeval. Notice ſur l'amenagement et le produit des terres de la province de Damiette par le Citoyen Gerard.* Der Reisbau wird beſonders ausführlich durchgenommen, der Ertrag und die Kóſten des Anbaus ſind genau berechnet. *Extraits de la Géographie d'Abderrachyd el Bazony ſur la déſcription de l'Egypte par le C. Marcel.* Ein Auszug aus dieſem arabiſchen Geographen, der eben keine neuen Aufklärungen für die Beſchreibung des Landes darbeut. *Analyſe de l'eau du Nil et de quelques eaux ſalées par le Citoyen Regnaut.* Die Reſultate der chemiſchen Unterſuchungen des Waſſers. *Rapport ſur le Moriſtan ou l'Hopital du Caire par le C. Desgenettes.* Es hatte Unterſtützung nöthig. *Suite des extraits de la Géographie d'Abderrachyd.* Wie oben, wenig mehr als die Namen der Ortſchaften.

Aus einer Anmerkung am Schluſſe des Buchs erſehen wir mit Vergnügen, dafs wir eine ausführliche Geſchichte der Arbeiten des Inſtitutes zu erwarten haben, deren Herausgabe freylich durch die Zeitumſtände noch ziemlich lange verſpätet werden dürfte. Der zweyte Theil der Dekade iſt bereits erſchienen, aber dem Recenſenten noch nicht zu Geſichte gekommen.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Cairo, in der Nationaldruckerey: *Fables de Lokman, ſurnommé le Sage, édition Arabe accompagnée d'une traduction françoiſe et precédée d'une notice ſur ce célèbre Fabuliſte. an VIII. d. l. Rep.*

Die Fabeln ſind dieſelben, die uns durch die Ausgabe des Erpenius bekannt ſind, nur mit einer franzöſiſchen, ſtatt einer lateiniſchen, Ueberſetzung, und mit einer umſtändlichen Vorrede, die alles, was ſich von Lokman bisher mit Gewifsheit ſagen, oder vielmehr mit Wahrſcheinlichkeit erzählen läſst, zuſammenfaſst.

Alle orientaliſchen Schriftſteller ſetzen die Lebenszeit Lokmans in die Zeit, wo David und Kajkawus herrſchten, das iſt ungefähr fünfhundert Jahre vor *Aeſop*, der vielleicht ſein Ueberſetzer, oder was um vieles wahrſcheinlicher iſt, mit Lokman, dem Habeſſinier ein und derſelbe Fabelerzähler war. Denn viele Anekdoten, die der Morgenländer von Lokman erzählt, finden ſich in *Aeſops* Lebensbeſchreibung wieder. Der Bürger Marcel, der der Director der Buchdruckerey in Cairo, und der Herausgeber dieſer Fabeln iſt, führt in Ermangelung einer vollſtändigen Lebensbeſchreibung, die aus verſchiedenen morgenländiſchen Schriftſtellern geſammelten Lokman betreffenden Anekdoten an, und bedauert, dafs von den zahlreichen Werken dieſes Weiſen, von ſeinen Parabeln, Gleichniſſen, Sentenzen, und Sittenſprüchen, deren Zahl bis auf Zehntauſend angegeben wird, nur die einzigen Fabeln auf dem Strome der Zeit einherſchwimmen. — Recenſent hat ein arabiſches Manuſcript; das den Titel *Werke Lokmans des Weiſen* führt, unlängſt auf einige Augenblicke zu Geſichte bekommen, das auſser den Fabeln eine Menge Sittenlehren und Sprüche, Maximen und Sprichwörter enthält; das ganze Buch iſt in Abſchnitte untergetheilt, deren einer die Fabeln enthält, welche ungefähr das Fünftel des ganzen Buches betragen.

Wiewohl die Exiſtenz eines ſolchen Werkes noch nicht beweiſt, dafs der ganze Inhalt deſſelben *Lokmans* dem Weiſen angehöre, ſo wird dadurch doch wenigſtens dargethan, dafs auſser den Fabeln noch andere Stücke dieſes Weiſen auf uns gekommen ſind. Das berührte Manuſcript befindet ſich in Syrien, und wird, wie man verſichert, auch in Aegypten gefunden. Rec. zweifelt daher keineswegs, dafs es ſich nicht in einer der Manuſcriptenſammlungen der franzöſiſchen Armee befinden, und mit denſelben nach Europa kommen werde. Er weifs, dafs nicht nur die Gelehrten des Inſtitutes, ſondern mehrere Officiere des Stabs, Manuſcripte aufgeſucht und geſammelt haben, die um ſo gröfseren Werth haben, als die meiſten derſelben zuvor durch die Hände des verſtorbenen Venture, der ein vortrefflicher Dollmetſcher, und der orientaliſchen Literatur keineswegs unkundig war, gegangen ſind; Venture muſterte dieſelben, und rieth, nur diejenigen zu behalten, die ihner

rer Seltenheit oder ihres Inhalts wegen, wahrhaften Werth haben.

Uebrigens ist der Abdruck und die Uebersetzung dieser Fabeln eine der nützlichsten Unternehmungen des Bürgers *Marcel*, der seinen Mitbürgern die Erlernung des Arabischen zu erleichtern sucht. Ausser einigen Bogen von Alphabeten, und einem andern von Sprachelementen, der unter dem Titel: *Exercices de lecture d'Arabe litteral, à l'usage de ceux qui commencent l'étude de cette langue*, erschienen ist, hat er auch ein kleines Taschenwörterbuch: *Vocabulaire François Arabe contenant les mots principaux et d'un usage plus journalier au Caire an VII.* (12.) herausgegeben, das um so nützlicher ist, als es die gebräuchlichsten Worte, und die wahre Aussprache derselben, enthält. Alles was ungefähr zum täglichen Leben Noth ist, findet sich darin nach Rubriken zusammengedrängt, und ist ohne Zweifel der ganzen Armee von ungemeinen Nutzen. Nicht minder nützlich ist der unter dem Titel: *Annuaire de la Republique françoise calculé pour le meridien de Caire an VIII. de la Rep. franç.* erschienene Almanach, der die römische, griechische, türkische, kophtische, und republikanische Zeitrechnung, astronomische Beobachtungen, und einen Schematismus der französischen Armee in Aegypten enthält.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Rein: *Etwas über den Werth der kritischen Philosophie und ihren Einfluss auf die geoffenbarte Religion*; veranlasst durch die diesfalls geäusserten Urtheile der grösten Theologen und Philosophen unserer Zeit, sonderlich eines Reinhards, Tieftrunks und Stäudlins. 1800. 70 S. gr. 8. (6 gr.) Die ungenannten Vf. stehen in der, wiewohl ganz irrigen, Meynung, dass die kritische Philosophie das geoffenbarte, wahre und zuverlässige Wort Gottes erschüttern, wo nicht gänzlich zu Boden stürzen wolle. Sie haben sich deswegen an diese Philosophie gewagt, und ob es ihnen gleich, nach ihrem eigenen Geständnisse, ziemlich sauer geworden ist, in die Ideengänge, *Hieroglyphen* und ganz neue Terminologie derselben sich *in etwas* hineinzudenken: so ist ihnen doch diese Mühe, wie sie sagen, durch die Entdeckung vergolten worden, diese Philosophie sey nicht im Stande, sie in ihrem Glauben wankend zu machen. Ihre Bemerkungen wollen sie, wie es scheinet, in mehrern solchen *Etwas* dem Publicum vorlegen. „Sie sind," ihrer Erklärung zu folge, „niedergeschrieben worden, insonderheit bey Durchlesung alles dessen, was wider die Vorrede der dritten Auflage der christlichen Moral des Hn. D. *Reinhards*, im ersten Bande derselben, von einem *Tieftrunk*, *Stäudlin* u. a. scheinbares und klingendes ist vorgebracht worden." Hier machen sie den Anfang 1) mit einer noch nicht vollendeten Beurtheilung der Tieftrunkschen Recension jener Vorrede in den *Erfurtischen Nachrichten von gelehrten Sachen* v. J. 1797. und 2) mit einer Rettung des *Köppenschen* Werks, *die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit*, gegen eine kurze Abfertigung desselben im ersten Stücke des zweyten Bandes der *theologischen Blätter*. In der That machen diese rüstigen Streiter der positiven protestantischen Theologie keine Schande; aber desto weniger Anspruch haben sie auf eine richtige Einsicht und gründliches Raisonnement in Sachen der Philosophie. So lange sie die Aussprüche der Vernunft durch Aussprüche der Bibel und Autoritäten der biblischen Dogmatiker bestreiten, wird man sie ganz consequent finden. Wenn sie aber die Vernunftgründe ihrer philosophischen Gegner auch durch Vernunftgründe widerlegen wollen: so begeben sie sich alles Vortheils. Was sie in Rücksicht auf kritische Philosophie beybringen, beweist, dass diese ihnen ein wahres Räthsel geblieben ist. So ist es ganz consequent, wenn sie, mit *Klenker*, geradezu behaupten, dass die Grundwahrheiten der Religion durch ein wirklich vorhandenes Buch, die Bibel, hinreichend gesichert sind; oder, wenn sie, mit einem andern wichtigen Manne, sagen: die Offenbarung sey ein Licht, bey welchem der Mensch viel heller sehe, als bey dem Lichte der Vernunft; oder, wenn der Behauptung *Tieftrunks*: es sey ihm kein Umstand bekannt, welcher irgend ein Sittengebot unkräftig machen könne, die Israeliten, die den Aegyptern die von denselben geborgten Sachen nicht wieder zurückgaben, entgegen gesetzt werden; u. s. w. Ganz seltsam nehmen sich hingegen die Raisonnements dieser Antikritiker aus, wovon wir nur einige anführen. Das Ding an sich, sagt *Tieftrunk*, ist der Begriff von einem etwas, was nicht Object *unserer* Erkenntniss seyn kann. Dagegen erinnern sie: „Es muss doch wohl das Ding an sich, wenn es anders ein *existirendes* vollständiges Ding, *ens completum*, seyn soll, ein Object der Erkenntniss *irgend eines Geistes* seyn; und wenn es das ist: so bleibt ja noch immer die Frage, ob dieser Geist sich dasselbe nicht ebenfalls mit diesem etwas denken müsse, oder giebt es etwa gar keine Dinge an sich?" Man sieht, die Vf. wissen gar nicht, oder haben nie vergessen, wovon die Rede war. Wenn *Tieftrunk* behauptet, dass unsere Erkenntniss auf das Feld der Erfahrung eingeschränkt sey, und nach den Objecten fragt, die der Mensch erkennen soll, und die gleichwohl keine Objecte der Erfahrung sind: so antworten die Vf. recht treuherzig also: „Giebt es denn nach dem Sprachgebrauche keine andere Erkenntniss, als die, welche auf dem Wege der geometrischen Demonstration erlangt wird? Giebt es zwischen Denken und Erkennen nicht ein Drittes, ja wohl gar noch ein Viertes? Unterscheidet man nicht, nach dem Sprachgebrauche, eine symbolische Erkenntniss, ein zuverlässiges Wissen, eine Gewissheit, von der Erkenntniss und dem Wissen überhaupt, welches aber alles in der kritischen Philosophie nur ein *Glauben*, oder wohl gar nur ein *Meynen* heisst." In diesem Labyrinthe, worein sie die betrügerische Vernunft geführt hat, orientiren sich unsere Vf. aber bald wieder, indem sie hinzusetzen: „Man denke doch hier an die uns allen obliegende Pflicht, Gott, unsern Schöpfer, und den, den er zu unserm Heile in die Welt gesendet hat, Jesum Christum, zu erkennen, u. s. w. Des Mangels eines apodiktischen Beweises vom Daseyn Gottes ungeachtet, meynen sie ferner, sey dieses Daseyn doch gewiss und zuverlässig, weil Sempronius auch nicht apodiktisch beweisen könne, dass er einen Vater gehabt habe, ob er solches gleich gewiss wisse. Mit solchen Vertheidigungen und Beweisen dürfte wohl so wenig der Sache als dem würdigen Manne, der hier vertheidiget werden sollte, gedient seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1801.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, b. d. Gebrüd. Gädicke: *Kleine mineralogiſche Schriften* von *Joh. Carl Wilh. Voigt. Zweyter* Theil 1800. 228 S. 8. (20 gr.)

Der erſte Theil dieſer kleinen Schriften erſchien 1799, und iſt in A. L. Z. Nr. 340. angezeigt. Auch dieſer vorliegende Theil enthält manches Intereſſante. I. *Bemerkungen über Gebirge, geſammelt in den Jahren* 1792 *bis* 1794 von Dr. *F. H. Autenrieth*, jetzt öffentl. Lehrer der Anatomie in Tübingen. Der ſchon aus anatomiſchen und phyſiologiſchen Abhandlungen dem Publicum vortheilhaft bekannte, fleiſsige Vf. liefert hier einen ſehr willkommenen Beytrag zur Gebirgskunde, welcher auch für die Geognoſten Intereſſe hat. Er ſammelte die hier vorgetragenen Bemerkungen auf einer Reiſe durch den mittleren Theil von Europa, von dem mittelländiſchen Meere bis an die Nordſee, und vergleicht dieſelben hin und wieder mit ſeinen Erfahrungen über einen Theil der nordamerikaniſchen Küſten. Der Aufſatz iſt durchaus keines Auszuges fähig, wird aber von jedem Mineralogen mit Vergnügen geleſen werden, da er nicht bloſs trockene Beobachtungen, ſondern auch überall gründliches Raiſonnement, enthält. II. *Ueber Stein- und Braunkohle v. d. Herausg.* Schon im erſten Theile giebt der Vf. an, daſs er die Steinkohlen- und Braunkohlen für ganz verſchiedene Gattungen halte, und führt ſeine Meynung nun in dieſem Aufſatze weiter aus; zur Steinkohlengattung zählt er Schiefer- und Blätterkohle, Kohlenſchiefer, Ruſs- und Lettenkohle; zu der Braunkohlengattung: bituminöſes Holz, Pech- Kennel- Glanz-Stangen- Braunkohle, braune und graue bituminöſe Holzerde, Moor- und Grobkohle. Die Benennung Braunkohle für die zweyte Gattung des Erdharzgeſchlechts, hat der Vf. lieber gewählt, als bituminöſes Holz, weil die meiſten hieher gezählten Arten mehr braun als ſchwarz, und zum Unterſchiede von den eigentlichen oder ſelbſtſtändigen Steinkohlen von jeher Braunkohlen genannt worden ſind. Die Leſer werden ſogleich bemerken, daſs mehrere neue Arten hier aufgeführt ſind: als Ruſs und Lettenkohle und graue bituminöſe Holzerde. Der Vf. geht alle oben angegebenen Arten noch beſonders durch. Die Schieferkohle iſt von der älteſten Formation, findet ſich immer nur in der Nähe des Urgebirges und in ehemaligen Vertiefungen ziemlich hoher Punkte deſſelben, nie aber in aufgeſchwemmten Gebirgen. Die Ruſskohle fand der Vf. nur einmal in den Steinkohlenwerken bey Stockheim im Bambergiſchen; ſie iſt von Hn. *Schreiber* im erſten Theile dieſer Schrift näher beſchrieben, welcher ſie Erdkohle und die zwiſchenliegende ſehr zerbrechliche Schieferkohle Pechkohle nennt. Ihre Theile haben äuſserſt wenigen Zuſammenhalt; die Farbe iſt nicht bräunlich, ſondern vollkommen ſchwarz. Lettenkohle nennt der Vf. die im Flötzkalkgebirge vorkommende zwiſchen Lettenſchichten liegende Steinkohle. — Das bituminöſe Holz gehe in Pechkohle über, wie man es nicht an einzelnen Kabinettſtücken, wohl aber im Groſsen und in den Gruben deutlich bemerkt. Beide haben auch den gleich eigenthümlichen Geruch beym Verbrennen. Gagat und Pechkohle ſcheinen eins zu ſeyn; der ſeltene ſogenannte ſchwarze Bernſtein aus Preuſsen iſt gleichfalls nichts anderes, und wird dort immer bey den Bernſteinarten mit bituminöſem Holze zugleich gefunden. Die Kennelkohle ſey auch wohl nichts anders als Pechkohle, und unterſcheide ſich nur durch die graulichſchwarze Farbe und matten Glanz, auch durch die röthliche Aſche, welche bey der Pechkohle ganz weiſs iſt. Auch Glanz- und Stangenkohle gehören hieher. Die letztere iſt wohl bloſs zufällig in ſtänglich abgeſonderte Stücke getrennt, und die ſenkrecht hinablaufenden Trennungen verlieren ſich ganz in der unterliegenden Glanzkohle. Uebrigens iſt die engliſche Stangenkohle von der am Meiſsner ſehr verſchieden; denn letztere brennt und raucht nicht im Feuer, welches die engliſche beides ſehr ſtark thut. Die graue bituminöſe Holzerde iſt dem Vf. nur in dem bituminöſen Erdlager bey Helbra im Mannsfeldiſchen vorgekommen, ſie entzündet ſich ſehr leicht und ſchwitzt abtropfendes Erdharz aus. Zu noch mehrerer Verſtändlichkeit fügt der Vf. ein Verzeichniſs der Stein- und Braunkohlenarten bey, wie er ſie in ſeiner Sammlung geordnet hat. III. *Ueberſicht aller im Kurf. Hennsberg liegenden*, in der hieſigen Quatemberberggelderrechnung, Quartal Reminiscere 1798 noch aufgeführten gang- und ungangbaren gewerkſchaftlichen und Eigenlöhner- *Eiſenſtein-Gruben und Zechen*, nach der Streng- und Leichtflüſsigkeit, auch Brauchbarkeit ihrer Produkte, im hoh- oder hieſigen Blauofenfeuer. Eine zweckmäſsige Tabelle auf drey Quartſeiten, welche die Namen der Arbeiter und Gruben, die Producte, die Beſchreibung der Lage und den Zuſammenhang der Gegend, der Züge und Gebirgsarten im Allgemeinen angiebt. IV. *Nachricht von einer beſonderen Steinkohlenformation v. Herausg.* Dieſe Steinkohlen nähern ſich einigermaſsen der Schieferkohle, welche der Vf. ſchon oben unter der Benennung Lettenkohlen aufgeführt hat. Sie kommen im Weimarſchen zwiſchen den Schichten des jüngſten Flötzkalks

in einer Lettenschichte vor, sind sehr weit verbreitet, aber nur wenig bauwürdig; bey Mattstedt, wo sich mehrere vortheilhafte Umstände für den Bergbau vereinigen, wird darauf gearbeitet. V. *Mineralogische Reise ins Schwarzburg-Rudolstädtsche v. Herausg.* Der Vf. wurde eigentlich zu dieser Reise durch die Absicht veranlasst, Steinkohlen aufzusuchen; ungeachtet er aber diese nicht fand: so machte er doch manche Bemerkung, die vielleicht in der Folge noch wichtiger werden kann; so glaubt er z. B. dass die Goldwäsche an der Schwarze wahrscheinlich nur deswegen eingegangen sey, weil die Alten zu roh dabey zu Werke giengen und zu vieles verloren gehen liessen. Uebrigens konnte er, alles Nachforschens ungeachtet, nicht entdecken, wie das Gold eigentlich im Gebirge vorkomme. VI. *Einige Versuche mit Stein- und Braunkohlenarten im Feuer v. Herausg.* Die Steinkohlen- und Braunkohlen-Arten sind in Rücksicht ihrer Bestandtheile sowohl, als ihres Verhaltens im Feuer, noch am wenigsten aufmerksam untersucht; der Vf. verdient daher Dank, dass er einen Schritt auf dieser Bahn vorwärts thut, um so mehr, da aus genauen Beobachtungen über das Verhalten dieser Substanzen im Feuer wohl manche praktische Resultate von grossem Nutzen hervorgehen könnten. Der Vf. brachte die Proben unter die Muffel, und giebt theils die Veränderungen überhaupt, theils die Gewichtsabnahme in einer bestimmten Zeit an. VII. *Einige Worte über die Recension der zweyten Auflage meiner praktischen Gebirgskunde in d. A. L. Z. v. 27ten März 1799. v. Herausg.* Der Vf. vertheidigt sich hier in einem gemässigten Tone gegen einige Einwürfe, und führt meistens die Natur selbst für seine Behauptungen an. Vorzüglich sucht er seine Behauptung, dass der Thonschiefer nicht zu den Flötzgebirgen gehöre, aufrecht zu erhalten. VIII. *Geognostische Bemerkungen aus des Grafen Macartney Gesandschaftsreise nach China, von Sir George Staunton.* (Beschluss des im ersten Theile abgebrochenen Auszuges). Da die Beschreibung dieser Reise unter mehr als einer Gestalt auf deutschen Boden verpflanzt ist: so würde es überflüssig seyn, bey diesem Auszuge zu verweilen. IV. *Verbesserungen und Zusätze zu einigen Abhandlungen des ersten Theils dieser Schriften, v. Herausg.* Diese hat der Vf. aus eingelaufenen Briefen entlehnt: sie betreffen vorzüglich das bituminöse Holz, den Flötzsandstein und den preussischen Bernstein, und sind keiner näheren Anzeige fähig. Die Freunde der Mineralogie werden dem Vf. gewiss für die Forsetzung dieser kleinen Schriften Dank wissen.

NÜRNBERG, a. K. d. Vfs.: *Verzeichniss meiner Insectensammlung*, oder *Entomologisches Handbuch für Liebhaber und Sammler*, von *Jacob Sturm. Erstes* Heft mit vier ausgemalten Kupfert. 1800. XVI. und 112 S. gr. 8.

Die Anlage zu diesem Buche hat manches Aehnliche mit dem *Schkuhrischen* Handbuche für die Botanik, und für den Insectenfreund verspricht dieses gleiche Brauchbarkeit. Rec. hätte die erste Hälfte des Titels weggelassen, weil es manchen verleiten wird, zu glauben, hier ein ähnliches Verzeichniss zu finden, wie der Vf. schon früher einige geliefert hat. Das gegenwärtige Werk darf aber in der That auf den Namen eines Handbuchs Anspruch machen.

Nach einer kurzen allgemeinen Betrachtung der Käfer geht der Vf. sogleich zu den Gattungen über, von denen dieses Heft folgende enthält: *Lethrus*, *Geotrupes*, *Aphodius*, *Scarabaeus*, *Onitis*, *Actinophorus* Creuzer, *Copris*. Bey jeder Gattung findet man eine umständliche Beschreibung der Mundtheile und der übrigen Theile des Körpers, dann alle die Arten, die Hr. *Sturm* besitzt, mit ihrer, sehr oft aus eigner Prüfung entlehnten Diagnose, ihrer Ausmessung, einer ausgewählten Synonymie, mit nähern Beschreibungen oder Bezeichnungen, mit der Angabe des Wohnorts und des Vaterlands, und öfters mit Bemerkungen mancherley Art begleitet. Aus jeder Gattung ist allemal wenigstens eine Art mit der Zergliederung ihrer Theile abgebildet. Von neuen oder sehr seltnen Arten findet man auch die Abbildungen. Dieses erste Heft enthält 94 Arten. Es ist nicht zu leugnen, dass die ausnehmend saubern, richtigen und deutlichen Abbildungen am meisten dazu beytragen können, richtige Begriffe von den Gattungskennzeichen zu verbreiten, und dadurch die Bekanntschaft mit dem so manchen Schwierigkeiten unterworfnen, aber unentbehrlichen, Fabricischen Systeme zu erleichtern. Abgebildet sind: *Lethrus Cephalotes* mit der Zergliederung, *Geotrupes punctatus* (der gewiss nur Abart des *Monodon* ist) die Mundtheile, Fühlhörner, Füsse, Flügel, Schildchen von G. *Monodon*, *Aphodius Fossor* die einzelnen Theile, *A. rufipes* Kinnbacken, Fühlhörner und Schildchen, *A. Thermicola* Creutz. *arenarius* (des preuss. Käf. Verz.) *pubescens* neue Art, die dem *contaminatus* verwandt ist. Ferner *Scarabaeus hemisphaericus* Oliv. *levigatus* Fab. Supl.) *Stercorarius* mit allen seinen Theilen; *Onitis Clinias* F, *Vandellii* Schneider (der nach der Uebersetzung von *Oliviers* Entom. dessen *Copris Jon* ist), *Actinophorus* (*Copris* Fab.) *sacer* mit der Zergliederung, *sinuatus* Oliv., *Geoffroy* Panz. der Vorderfuss, *pilularius* Fab. mit dem Vorderfusse. (Die Vorderfüsse hat Hr. *Sturm* abgebildet, um zu zeigen, dass der bewegliche Dorn an den Schienbeinen bey *Geoffroy* abgestutzt, bey *pilularius* aber spitzig sey. Dies ist aber nicht beständig. Rec. hat unter mehrern Stücken des *Geoffroy* einige mit abgestutztem, die meisten mit spitzem Dorne gefunden, und eine solche Abänderung noch bey mehrern Mistkäferarten bemerkt. Dass die neue Gattung *Actinophorus*, so viel Einschmeichelndes sie auch hat, sich durch standhafte Unterschiede erhalten werde, möchten wir wohl bezweifeln). Dann *Copris lunaris* einzelne Theile, *Hispana*, *Alces* m. f. *lucida* Hellw. *affinis* neue Art, dem *nuchicornis* ähnlich. Der Fleiss in der Ausarbeitung des Textes ist allenthalben sichtbar. So unverkennbar der Vf. um eine richtige Synonymie bemüht gewesen ist: so hätte Rec. doch manche Erinnerungen zu machen, die er aber für ei-

nen

nen andern Ort auffpart. Er wünſcht, dafs das zweyte Heft recht bald erſcheine; zugleich aber auch, dafs der Vf., wie es auch im Grunde der Name des Werks ſchon fodert, nur ſolche Gattungen liefere, von denen er die Arten in der Natur vergleichen kann, und dafs er nicht, wie er zu thun willens iſt, Copieen nach andern Abbildungen beyfüge, wo ihm eine Gattung abgeht. Die Folge der Gattungen iſt ja noch nicht ſo feſt beſtimmt, dafs er nicht davon abweichen dürfte. Erſt am Ende des Ganzen, kann er, durch Entlehnung der Abbildungen Andrer, die dann noch vorhandnen Lücken ergänzen. Richtigkeit der Abbildungen iſt dasjenige, was ſeine Arbeiten ſo ſehr empfiehlt, und daher muſs er uns nur eigne Zeichnungen liefern.

KÖTHEN, in Commiſſ. b. Aue: *Naturgeſchichte der Land- und Waſſervögel des nördlichen Deutſchlands und angränzender Länder*, nach eignen Erfahrungen entworfen, und nach dem Leben gezeichnet, von *Joh. Andreas Naumann. Dritter Band, drittes u. viertes Heft.* 1800. Jedes 3 Bog. Text. 8. und 8 illum. Kupfert. in fol. (3 Rthlr. 12 gr.)

Den Anfang machen in dem dritten Hefte dieſes jedem Ornithologen wichtigen Werkes die Fortſetzung von Abbildungen und Beſchreibungen verſchiedener Strandläufer, die gewöhnlich nach Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlandes benannt, aber nicht immer die mit dem Namen in dieſem Werke bezeichneten Vögel ſind, worüber wir aber um ſo weniger mit dem Vf. rechten dürfen, da wir ihn nicht als gelehrten Naturforſcher, ſondern nur als Beobachter, zu beurtheilen haben. Zuerſt iſt unter dem Namen der kleinen *Pfuhlſchnepfe* oder *kleiner Hennik* ein dem Tab. 7. Fig. 7. bereits abgebildeten ſehr ähnlicher, aber kleinerer, Vogel beſchrieben, der offenbar mit dem *pl. enl.* 876. vorgeſtellte einerley, zuverläſsig aber, ob gleich die *pl. enl.* die Unterſchrift hat, und Buffon ſie bey *Briſſon's Barge griſe* anführt, dieſe nicht. Sie ſoll nach dem Vf. ſelten ſeyn, und im Auguſt und April ihren Zug halten. Unter dem Namen der *ſchwarze Strandläufer* iſt *Tringa ochropus* beſchrieben, und ungewöhnlich klein, nämlich nur 9 Zoll lang angegeben; dieſe Angabe ungewöhnlich kleiner Gröſse glaubt Rec. bey mehreren Strandläufern nicht blofs in der Beſchreibung, ſondern auch in den Abbildungen, zu bemerken. Derjenige Vogel, den Hr. N. den *gefleckten Strandläufer* oder *Kamitsvogel* nennt, iſt dieſer letztere nicht, ſondern wahrſcheinlich *Tringa Glareola* des Linné, welche dieſer für das Weibchen der vorhergehenden Art hält. Sie iſt nur 7 Zoll lang, und in der Farbe der *Tringa varia* ſehr ähnlich, in der Bildung des Schnabels ſo wie in der Gröſse aber hinlänglich von ihr verſchieden. Obgleich Hr. N. bey der folgendem Art, den *grauen Sandläufer*, die Benennungen: *bunter, mittlerer Sandläufer, Meerlerche*, welche *Tringa Cinclus* bezeichnen, als die ihm zukommenden angiebt: ſo iſt er doch dieſes nicht, ſondern *Tringa Hypoleucos*, und dagegen derjenige Vogel, den er *braunen Sandläufer, Alpenſtrandvogel, Drinkia* u. ſ. w. nennt, mithin für *Tringa alpina* hält, Linnés *Tringa Cinclus*. Aber freylich bemerkt der Vf. mit Recht, dafs dieſer letztere *Tringa Cinclus* ein altes, jener *Tringa alpina* ein junges Männchen derſelben Art ſey; auch ſind beide hier abgebildet. Die *rothbrüſtige* oder *rothbäuchige Schnepfe* iſt *Tringa islandica*, die wahrſcheinlich Güldenſtädt und Bechſtein *Scolopax ſubarquata* nennen. Die zuletzt beſchriebene Art iſt *Tringa puſilla*.

Den Strandläufern folgt die 21te *Claſſe* des Vfs., welche „die *Waſſer-* oder *Sumpfvögel* aus dem *Reihergeſchlecht*, mit langen Schnäbeln, welche an „der Wurzel ſtark, und nach der Spitze von allen „Seiten ſpitz zulaufen" begreift, und in zwey Unterabtheilungen *Störche* und *Reiher* zerlegt iſt, von denen der *weiſse* und *ſchwarze Storch*, der *gemeine* und *groſse Reiher*, der *Quackreiher*, der *groſse* und der *kleine Rohrdommel* hier abgebildet ſind. (Von dem weiſsen Storche behauptet Hr. N., dafs er nie Kröten freſſe, ſondern ſie nur anſpieſse und den Bauch aufreiſse).

Die 22te *Claſſe* enthält „die *Waſſervögel* aus dem „*Hühnergeſchlecht* (dieſs ſoll wohl heifsen: die den „Hühnern ähneln), mit geſpaltenen Füſsen, welche „etwas längere, jedoch nicht ſo runde, ſondern von „beiden Seiten zuſammengedrücktere Schnäbel haben, als die Wald- und Feldhühner." Auch bey dieſen nimmt Hr. N. zwey Unterabtheilungen an. 1) *Waſſerhühner* mit kahler ſchwüliger Stirnhaut, von denen das *rothbläſsige Waſſerhuhn* (*Fulica Chloropus*), deſſen merkwürdige von dem Vf. zuerſt beobachtete Erziehung der Jungen von der zweyten Brut, durch die von der erſten Brut, hier artig beſchrieben wird) und das *weiſsbläſsige Waſſerhuhn* (*F. atra*) hier vorkommen, und 2) *Waſſerhühner* ohne kahle ſchwüligo Haut, von denen hier das *langſchnäbliche* (*Rallus aquaticus*), das *geſprenkelte* (*R. Porzana*) und *kleine Waſſerhuhn* (*R. puſillus*) abgebildet und beſchrieben ſind.

Aus der 23ten *Claſſe*, den *Patſchfüſsen* mit zugeſpitzten Schnäbeln, wozu 1) die *Meven*, und 2) die *Seeſchwalben* gezählt werden, ſind hier nur auf derſelben Tafel *Larus ridibundus* und *L. naevius* des Linné (nicht der den Gmelin ſo nennt, auch nicht, wie der Vf. angiebt *L. canus*) abgebildet, und mit Recht dieſer als ein Junges von jenem angegeben, und beide unter den gemeinſchaftlichen Namen der *gemeinen Meve* beſchrieben.

WEIMAR, im Induſtrie-Compt.: *Thomas Pennant's allgemeine Ueberſicht der vierfüſsigen Thiere.* Aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von *Joh. Matthäus Bechſtein. Zweyter* Band. Mit (20) Kupfert. 1800. 340 S. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Daſſelbe günſtige Urtheil, welches wir über den erſten Band dieſer Ueberſetzung fällten (A. L. Z. 1800. Nr. 185.), verdient auch dieſer Band vollkommen. Das ganze Werk hat überdieſs durch einen vom Ueberſ. ausgearbeiteten Anhang: die *Quadrupeden* nach

nach ihren Kennzeichen der Art, in welchem das vom Vf. angenommene Rayiſche Syſtem beybehalten, die Kennzeichen der Arten aber wie im Linnéiſchen Syſteme gröſstentheils nach den Farben beſtimmt ſind, einen groſsen Vorzug, und, durch das angehängte Regiſter, mehrere Brauchbarkeit erhalten.

STATISTIK.

WIEN, a. K. d. Vfs.: *Skizze einer ſtatiſtiſchen Schilderung des öſterreichiſchen Staats* in Rückſicht auf ſeine geographiſch und phyſikaliſche Landesbeſchaffenheit, Bevölkerung, Landwirthſchaft, Bergbau, Gewerbe, Gewerbsanſtalten, Künſte, Wiſſenſchaften, Handlung und Frachtweſen etc. und mit Bemerkungen über das Staatsintereſſe dieſer Monarchie, in Hinſicht auf jene Gegenſtände. Von *Joſeph Marx Freyherr von Lichtenſtern*. 1800. 202 S. 8. (8 gr.)

Dieſes kleine Werk enthält ſehr umſtändliche und wichtige Nachrichten und Bemerkungen über alle die Gegenſtände, die auf dem Titel genannt ſind. Der Vf. ſcheint mit ſeinem Gegenſtande vertraut zu ſeyn, und aus den neueſten und beſten Quellen geſchöpft zu haben. Man ſieht nicht, daſs er in irgend einer beſondern Rückſicht ſchreibt, und er zeigt die Mängel eben ſo freymüthig an, als er gern das Gute aller Art heraushebt. Schade, daſs ſeine Sprache fehlerhaft, ſteif und langweilig iſt! — Die ſtatiſtiſchen Data, die er liefert, gehen von denen, die man bey *de Luca* findet, merklich ab, welches ſich ſchon von der Verſchiedenheit der Zeit erwarten läſst, in der beide geſchrieben haben. Die geſammten Länder der öſterreichiſchen Monarchie ſetzt er, vor dem Frieden v. Campo Formio, auf 11,218 mit den ſeitdem erworbenen Beſitzungen der ehemaligen Republik Venedig aber auf mehr als 12,000 geograph. Quadratmeilen. — In den Ländern dieſer Monarchie, in der mittlern Breite von 48° 43′ iſt die Länge eines Meridiangrades 58,655 Wiener Klafter. — S. 27. die öſterreichiſche Monarchie beſitzt faſt unter allen europäiſchen Staaten den gröſsten Productenreichthum aus allen drey Naturreichen. In ihr ſind alle Erzeugniſſe dieſes Welttheils vereiniget, wenn man einige Näſchereyen der ſüdlichen Länder ausnimmt. — Die Bevölkerung, ohne Venedig, giebt er zu 23,400,000 Perſonen an, und mit Einſchluſs der neuen venezianiſchen Provinzen zu 25,850,000 (eine Bevölkerung, die man doch etwas bezweifeln möchte, da die Niederlande und das Herzogthum Mailand nicht mehr mitgerechnet ſind). Alſo kommen 2154 Seelen auf die Quadratmeile, in Ungarn, Kroatien und Slavonien nur 1894, in Siebenbürgen, die Gränztruppen mitgezählt, 1704, in Galizien 2035, im ganzen öſterreichiſchen Kreiſe 2041, in Böhmen, Mähren und Schleſien 2990. — Das Militär im Frieden, mit den Tſchaikiſten und Gränztruppen, beträgt an 300,000 Mann, und die Zahl aller zu dieſem Stande gehörigen Perſonen 800,000. — Die Bauern und alle bey der Landwirthſchaft befindlichen Menſchen, 10,800,000. — Die Zahl der Deutſchen, 6,360,000. — Der Slaviſchen Völker wenigſtens 12,300,000. — Ungarn 3,340,000. — Italiäner, ohne Venedig 200,000. — Wallachen 700,000. — 1200 Städte, faſt 2000 Märkte, über 60,000 Dörfer. — Ueber 900 Schriftſteller, worunter 720 Deutſche. — S. 54. ſind die öſterreichiſchen Gelehrten, in Vergleichung mit dem, was in andern europäiſchen Ländern gethan worden iſt, wohl etwas zu ſehr erhoben. — Auf vier Schriftſteller rechnet er jährlich ein literariſches Product. Unter ihnen befinden ſich jetzt 4 fürſtliche Perſonen, 21 Grafen, 35 Freyherrn und noch ungleich mehr Ritter und Edelleute. Die gröſsten Fortſchritte der Geiſtescultur geſchehen in Böhmen, wo auch, nach Wien, die mehreſten Schriftſteller ſind. — S. 71. beynahe $\frac{1}{3}$ der Monarchie werden noch wenig benutzt; doch ſind hier Weſtgalizien und die venetianiſchen Provinzen auszunehmen. Man rechnet die fruchttragende Oberflächen 6625 geogr. Quadratmeilen, alſo bleiben noch 3975 zu den Wohngebäuden, Straſsen, Flüſſen, und wenigſtens $\frac{2}{3}$ an ganz öden Gründen übrig. — Von obgedachter Oberfläche hat man 1789 an Nutzung von Getreide, Gräſerey, Holz, Vieh, Handelsgewächſen und Flüſſen 363 Millionen Gulden berechnet. — Faſt überall liegt $\frac{2}{7}$ von allem Pfluglande brach. — Beynahe der 6te Theil der ganzen fruchtbringenden Oberfläche iſt mit Holz bewachſen, wovon wenigſtens $\frac{1}{3}$ nutzlos zu Grunde geht. — Im Wieſenbau iſt man noch ſehr zurück. — Das Forſtweſen wird ſehr getadelt. — In Ungarn werden jährlich über 160,000 Mark Silber gewonnen; — Kupfer in der ganzen Monarchie 60,000 Centner jährlich. — Queckſilber in Idria 5000 Centner. — Die jährliche Salzerzeugung in den ſämmtlichen Staaten beträgt 3,600,000 Centner; — der Geldwerth aller erzeugten Metalle, Salze, Brennſtoffe und übrigen Mineralien faſt 47 Millionen Gulden; wovon die Baukoſten nicht $\frac{1}{3}$ betragen. — Das Verdienſt der Handwerker und Künſtler, und was dem Straſsengewerbe dadurch zu Gute kommt, wird zu 250 Mill. Gulden gerechnet; der Werth der verfertigten Waaren zu 350 Mill. Gulden, wovon der Werth des rohen Materials ſich beynahe auf 70 Mill. Gulden beläuft. — Mit Fabriken im Groſsen will es nicht fort. Die mancherley Urſachen davon ſind ſehr richtig angegeben. — Die ganze jährliche Ausfuhr beträgt 21 Mill. Guld.; die Einfuhr 22½ Mill. Guld. Alſo 1½ Mill. Verluſt. Da aber von den eingeführten Waaren ungefähr 2½ Mill. wieder auſser Landes gehen: ſo gewinnt Oeſterreich bey ſeinem Handel 1 Million. — Die öſterreichiſche Seeküſte wird jährlich von mehr als 14,000 gröſsern und kleinern Fahrzeugen beſucht, von denen jetzt 2400 Nationalfahrzeuge ſind. — Auſser den ſchon im allgemeinen getadelten Fehlern des Stils hat der Vf. auch viele der öſtreichiſchen Mundart. So ſchreibt er Mitteln, Artikeln etc. ſtatt Mittel etc.; Konſumno ſtatt Conſumtion, ausgenohmen, abgezohen etc. ſtatt ausgenommen, abgezogen etc. Holzſchwender ſtatt Holzverſchwender. — Ganz undeutſch iſt S. 56. „Nur wenn es ſich um die Erhaltung ihrer Verfaſſung handelt" etc. *lorsqu'il ne s'agit que* etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 17. Januar 1801.

PHILOLOGIE.

CAMBRIDGE, gedr. von Hodſon, auf Koſten des Vfs., und LONDON, b. den Robinſons u. a.: *Etymologicon Magnum*, or, *Univerſal Etymological Dictionary, on a new Plan.* With Illuſtrations drawn from various Languages: Engliſh, Gothic, Saxon, German, Daniſh etc. etc. Greek, Latin, — French, Italian, Spaniſh, — Galic, Iriſh, Welſh, Bretagne etc. The Dialects of the Slavonic, and the Eaſtern Languages, Hebrew, Arabic, Perſian, Sanſcrit, Gipſey, Coptic etc. etc. Part the Firſt. 1800. XL u. 507 S. gr. 4.

Der unter der Vorrede dieſes merkwürdigen Werks genannte Vf., *Walter Whiter*, ein junger Gelehrter zu Cambridge, hat ſich unlängſt durch *Specimens of Obſervations on Shakſpeare*, als einen feinen, ſcharfſinnigen Kunſtrichter gezeigt; und hier macht er den Anfang, eine mit mühſamer Forſchung veranſtaltete Arbeit zu liefern, deren Plan und Ausführung die Aufmerkſamkeit jedes Sprachforſchers verdient. Eine etwas ausführliche Anzeige dieſes Werks, in ſeiner erſten Neuheit, wird daher auch vielen Leſern dieſer Blätter nicht unwillkommen ſeyn.

Ueberzeugt von der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit aller bisherigen Unterſuchungen über den Urſprung der Wörter oder die Wortforſchung im Allgemeinen, war der Vf. auf eine neue Verfahrungsart dabey, und vornehmlich auf einen feſten Grundſatz dieſes Studiums bedacht. Ihm war es indeſs nicht ſowohl um die Auffindung eines neuen, als um die Anwendung eines ſchon bekannten Princips, zu thun; und dieſs glaubte er am ſicherſten aus einem bekannten, unſtreitigen und überall ſichtbaren Factum herleiten zu können. Der bisherige Zuſtand der Etymologie ſchien ihm der unvollkommenen Kunſt der *Arithmetik* gleich zu ſeyn, die ſich bloſs mit einzelnen Fällen beſchäftigt; und er glaubte, die Generaliſirung der Lehre von der Sprache müſſe, wenn ſie ſich zu Stande bringen lieſse, mit der Wiſſenſchaft der *Algebra* zu vergleichen ſeyn. Die ſpäte Erfindung dieſer letzten, und die Einfachheit ihrer erſten Gründe, beſtärkte ihn noch mehr in der Hoffnung, daſs die Sprachforſchung ähnlichen Gewinn erhalten könne. Bey der Aufſuchung eines allgemeinen Princips derſelben hielt er ſich zunächſt an die allergangbarſten Wörter, und glaubte auf eine allgemeine Gleichförmigkeit der Sprachen aus der Wahrnehmung ſchlieſſen zu können, daſs ſich in dergleichen, durch ihren häufigen Gebrauch der Veränderung ſo ſehr unterworfenen Wörtern, z. B. in dem Worte *Father* (Vater) eine ſo auffallende Gleichförmigkeit findet. Dabey aber zeigte ſich, daſs dieſe Gleichheit der Wörter mehrerer Sprachen, die den nämlichen Begriff bezeichnen, nicht in der Einerleyheit der Vocale, ſondern der *Conſonanten* zu ſuchen ſey, und daſs auch dieſe nicht durchgehends die nämlichen, aber doch verwandt (*cognate*), oder von der nämlichen Art ſind. Die Conſonanten müſſen daher ganz allein als Darſteller des Worts bey der Wortforſchung angeſehen, und die Vocale ganz aus der Acht gelaſſen werden. Hierauf kommt Alles an, ſowohl in Hinſicht auf die Gleichförmigkeit gleichbedeutender Wörter in mehrern Sprachen, als in der Aufſuchung der mit einander verwandten, und von einander abgeleiteten Wörter. Dabey muſs man ſich gewöhnen, die Wörter in ihrer abſtracten, einfachen Geſtalt zu betrachten, in ſofern ſie bloſs aus jenen verwandten oder gleichartigen Conſonanten beſtehen, frey von aller Ueberladung und fremden Zuthat, wodurch ſie den Anſchein der Verſchiedenheit erhalten, und wodurch ihre Verwandtſchaft dem Auge auf den erſten Anblick entzogen wird. An ſich iſt zwar dieſe Bemerkung den bisherigen Wortforſchern nicht entgangen; keiner von ihnen aber hat ſie zur feſten Grundlage eines Syſtems benutzt, durch Beweiſe beſtätigt, oder durch Beyſpiele erläutert. (Wäre unſers *Fulda's* Sammlung Germaniſcher Wurzelwörter dem Vf. bekannt geweſen: ſo würde er freylich dieſs nicht ſo unbedingt behauptet haben; doch davon unten.) Gemeiniglich leitet man Wörter von einander ab, die an Geſtalt und Bildung einander völlig unähnlich ſind, ohne dazu weitern Grund zu haben, als willkürliches Gutdünken. Der wahre Grund der Gleichheit bey aller anſcheinenden Ungleichheit, blieb den Wortforſchern verborgen.

Verwandte Conſonanten, die oft mit einander vertauſcht oder in einander verwandelt werden, ſind erſtlich *P*, *B*, *F* und *M*, wie an der Umformung der griechiſchen Verben gezeigt wird. Eben ſo ſind auch *T*, *D*, *Th*, *K*, *G*, *Ch*, *S* und *Z*, mit einander verwandt. Der gemiſchte Laut, *T-D-S-Th*, in den menſchlichen Sprachorganen, iſt in jeder Sprache bemerkbar; beſonders giebt es dergleichen gemiſchte Laute häufig in den morgenländiſchen Sprachen. Aus dieſer Bemerkung über die Miſchung ähnlicher Laute, die zuweilen durch einen einzigen Buchſtaben angedeutet wird (wie z. B. dem Engländer das *t* in dem Worte *nation* den Laut *ſh* oder *ſch*, und in *much* das *ch* ein *tſch* andeutet), folgert der Vf. eine für die Sprachforſchung wichtige Regel. Die beiden Anfangs-

fangsbuchstaben der Wörter, zwischen welche kein Vocal eingeschaltet wird, können zuweilen wohl die Wurzel angeben, oft aber auch lassen sie sich blos als Zeichen betrachten, welche eine Verbindung der dem ersten Buchstaben eigenen Laute bezeichnen. Diese gehören dann zu Einer Wurzel, und finden sich vielleicht einzeln in andern damit verwandten Wörtern. Zwischen die zwey Buchstaben, z. B. *ST*, *SR*, *TR*, wird auch zuweilen ein Hauchvocal eingeschaltet, und jene deuten nur die Mischung des Lauts an. Aus *TSR* kann z. B. *Ta SR* oder *Te SR* werden. — Wollte man glauben, der Vf. habe sich hiedurch ein zu weites Feld und einen zu freyen Spielraum für Ableitungen und Verwandschaften der Wörter eröffnet: so bemerkt er mit Recht, dass diese Vielfachheit der Abänderungen nicht dem zur Last fallen könne, der sie nicht veranlasst hat. Es kommt nur darauf an, die Anzahl dieser Abänderungen und Umwandlungen genau zu bestimmen, und die Natur derselben festzusetzen. Alsdann wird man, bey aller ihrer Menge, doch Gleichförmigkeit und Regelmäfsigkeit genug entdecken, und ihre öftere Wiederkehr in so vielen Fällen wird sie am Ende dem Wortforscher ganz geläufig machen. Immer aber bleibt noch viel zu thun übrig, ehe man diese Gleichförmigkeit zum Behuf einer Theorie anwenden kann, durch welche sich die eigentliche Natur einer allgemeinen Sprache oder einer Ursprache, der Grundlage nach, völlig entwickeln läfst. Beym nähern Studium der morgenländischen Sprachen fand der Vf. sein Princip überall bestätigt. Hier kommt Alles, wie bekannt, nur auf die Consonanten an; die Vocale kommen dabey wenig oder gar nicht in Betracht. Freylich aber gilt diess nicht vom Sprechen, sondern vom *Schreiben* der Wörter, und man sieht daraus, dass zur Darstellung derselben die Vocale nicht wesentlich nothwendig sind. Die Consonanten reichen allein schon hin, im Verstande die anzudeutende Vorstellung zu erregen. Diess schien daher dem Vf. auch auf die abendländischen Sprachen anwendbar zu seyn. Er untersuchte die verschiedenen Bedeutungen des Wurzellauts *CP*, und fand, dass derselbe, mit verschiedenen Vocalpunkten versehen, im Englischen eine Art von Kleidung — ein Trinkgefäs — eine Bedeckung des Haupts u. s. f. andeute, nämlich in den Wörtern *Cope*, eine ehemalige Priesterkleidung, *Cup*, ein Becher, *Cap*, eine Kappe u. s. f. Bey allen liegt der nämliche Hauptbegriff zum Grunde; und der Wurzellaut *CP* hat daher ursprünglich die Andeutung des Begriffs vom *Halten — Fassen — Einschliefsen* u. s. f.

Bey den hebräischen Lexicographen fand der Vf. zwar schon die Ahndung seines Grundsatzes, aber doch noch in sehr beschränktem Maafse. Nur blos diejenigen Wörter sahen sie als in der Hauptbedeutung übereinstimmend an, welche die *nämlichen* Consonanten von gleicher Benennung und Gestalt haben, ohne darauf zu fallen, dass es auch noch unter andern Wörtern eine gewisse Aehnlichkeit und Verwandtschaft gebe. Ueberhaupt achteten sie die eigentliche Wortforschung zu wenig.

Der in einem Stamm von Wörtern, worin die nämlichen Consonanten vorkommen, durchgängig herrschende Grundbegriff ist nicht an die Benennung, sondern an die Natur des symbolischen Zeichens gebunden. Diess letzte ist willkürlich und wandelbar; aber die Kraft und Eigenthümlichkeit des Symbols bleibt, bey aller Umänderung der Gestalt und Benennung desselben, unverändert. Hierauf nahmen die Verfasser hebräischer Wörterbücher keine Rücksicht. Es läfst sich aber annehmen, dass die bey der Wortbildung in der Einen Sprache wirkenden Grundbestimmungen auch in andern Sprachen die nämlichen seyn werden. Jetzt war dem Vf. nur noch Ein Schritt zur völligen Festsetzung seiner Theorie zu thun übrig. Aehnlichkeit unter mehrern Sprachen hatte man überall anerkannt und eingestanden; nur hatte man diese Wahrnehmung nicht weiter verfolgt. Man *dachte* nicht daran, dass eben die auffallende Aehnlichkeit, die sich in den Wörtern: *Vater*, *Mutter*, *Erde* u. s. f. in mehrern Sprachen fand, sich auch in andern im gemeinen Leben sehr gangbaren Ausdrücken finden, und dass es noch andere, gleichsam seitenverwandte, Aehnlichkeiten dieser Art geben werde. Dadurch aber wird die Idee von der Verwandtschaft der Sprachen gar sehr erweitert. Auch in den abgeleiteten Wörtern wird man nämlich dieselben verwandten Consonanten wieder antreffen. Der Name *Earth* (*Erde*), kann auf eine abstracte Weise durch *RTh*, *RTZ*, *RD* u. s. f. dargestellt werden; und wenn man annimmt, dass die Bezeichnung des Hauchs oder Vocallauts gemeiniglich vor dem ersten Buchstaben des Wurzellauts geschieht: so wird die Darstellung des Worts vollständig. Hieraus fliefst die Folgerung oder Vermuthung, dass durchgängig in *allen* Sprachen, worin sich diese Verwandtschaft findet, das nämliche Element, oder der nämliche, auf einen gewissen Grundbegriff sich beziehende Wurzellaut, die nämliche Folge von Vorstellungen hervorbringe. Und hierin wäre daher der wichtige Leitfaden zu suchen, der uns sicher und leicht durch alle die Krümmungen und Irrgänge in dem grofsen Labyrinth der menschlichen Sprache hindurchführen kann. Hier wäre denn auch das, was man von jeher gesucht, aber noch nie entdeckt hat, die *allgemeine* oder *Ursprache*, die aber freylich nicht in den wandelbaren Formen irgend eines besondern Systems oder Kunstgebäudes von Sprache zu suchen ist, sondern in jenen ersten und ursprünglichen *Elementen*, welche durchgängig in der ganzen Maschinerie der Sprache, überall auf die nämliche Art und zu den nämlichen Zwecken, wirksam sind. Der Vf. zeigt die zutreffende Wahrheit seines Grundsatzes an dem Beyspiel des Worts *Earth*, und der damit verwandten Wörter: *garden*, *yard*, *ward*, *farther*, *work* u. s. w. Er erinnert indefs, dass man bey dieser Anwendung der Wurzellaute mit Vorsicht verfahren müsse. Man hat sie ohne Absicht, ohne Kenntnifs ihrer Kraft, gebraucht und fortgebraucht, und, bey aller Beständheit, vielfältig abgeändert; und so sind sie nicht immer sogleich sichtbar und auffallend.

Ein Wörterbuch, welches die Wortableitung angeben und nachweisen soll, darf sich also nicht auf irgend

gend eine einzelne Sprache beſchränken. Auch läſst ſich dabey nicht die alphabetiſche Ordnung befolgen. Unſer Vf. macht mit Erläuterung des Wurzellauts *CB* den Anfang, weil ſeine Nachforſchung zuerſt auf denſelben gerieth, und er gern ſeine Leſer durch die nämliche Gedankenreihe, die er befolgte, leiten wollte; und er fand hernach, daſs er von keinem andern Punkte glücklicher hätte ausgehen können. — Uebrigens giebt er in der Einleitung noch von der Methode Rechenſchaft, die er bey Erlernung der Sprachen befolgte, und von der gleichfalls von ihm bey dieſen Unterſuchungen befolgten Maxime, ohne die, wie er mit Recht glaubt, ſich nichts Groſses und Wichtiges leiſten läſst, nämlich, ſeinen Gegenſtand immer als noch völlig neu und von Andern unbearbeitet anzuſehen. Dabey aber lieſs er doch die Bemühungen anderer Etymologen nicht aus der Acht, wenigſtens der vorzüglichſten, dergleichen für die lateiniſche Sprache *Voſſius* und *Martini*, und für die engliſche *Skinner* und *Junius* ſind. Aus dieſem letzten nahm er auch die *deutſchen* Wörter. Durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf die Gebräuche des Landes, auf den Volkscharakter, auf die Lebensart einer Nation, und die Geſchichte ihrer Sprache, entdeckte der Vf. im Griechiſchen, Lateiniſchen und Engliſchen die Verwandtſchaft vieler Wörter, die auf den erſten Anblick nichts mit einander gemein zu haben, und von völlig ungleichen und unverträglichen Begriffen abzuſtammen ſchienen, wobey ihm die Erweiterung ſeiner Kenntniſs oder die glückliche Auffindung der Zwiſchen-Idee, immer die erwünſchteſten Dienſte leiſtete.

Dieſer ganze erſte Band beſchäftigt ſich mit den Wörtern, welche aus den Elementen: *CB*, *CF*, *CP* und *CV* entſtanden ſind. Zu dieſen gehören auch:

$$G\begin{cases}B\\F\\P\\V\end{cases} \text{ und } K\begin{cases}F\\B\\P\\V\end{cases}$$

Die allgemeine Angabe der Bedeutungen dieſer Wörter oder ihrer Grundbegriffe iſt folgende:

„Hohl ſeyn — enthalten — befaſſen — einfüllen — einſchlieſsen — begränzen — zurückhalten — halten — ſammeln oder zuſammenbringen — zuſammenziehen — beſitzen oder in Beſitz nehmen u. ſ. f.“

„Daher: 1) Namen von Kleidungen — Gefäſsen — Einfaſſungen jeder Art, um etwas zur „Ruhe zu bringen — Sicherheit — Wohnung — „Bequemlichkeit u. ſ. w.“

„2) Halten — enthalten — ſammeln oder zuſammenbringen — beſitzen oder in Beſitz nehmen, in *Menge* — mit *Abſicht*, *Kraft* oder *Wirkſamkeit*, nach etwas oft oder begierig haſchen — „es mit Gewalt halten — es heftig ergreifen. „Daher Wörter, welche Fülle — Reichthum — „Verlangen bezeichnen; Wörter für haltende „oder gehaltene Werkzeuge, ſammt ihrem Gebrauch und ihren Eigenſchaften, Benennungen „von Thieren, welche ſich durch die gierige oder „räuberiſche Art auszeichnen, womit ſie ihre „Nahrung zu ſich nehmen, oder nach ihrer Beute „haſchen.

„3) Das *Vermögen* haben, etwas zu halten oder „zu faſſen u. ſ. f. — aufſchwellen — hervorragen — hohl oder erhoben — gebogen oder geſpannt — hoch erhaben — hervorragend — der „Gipfel — das Haupt.“

Eine zahlreiche Menge von Wörtern aus mancherley Sprachen, ſind hier aufgeführt, verglichen, abgeleitet, und ſowohl ihrer Herkunft als Bedeutung nach erläutert und zergliedert worden. Aus unſerer deutſchen Sprache verhältniſsmäſsig nur wenige, nämlich: *bloſs*, *fangen*, *fahren*, *fegen*, *Feige*, *Frau*, *fünf*, *ganz*, *Gaum*, *Gau*, *Grube*, *greifen*, *Geſchäfte*, *Glatze*, *Haut*, *Hütte*, *kahl*, *Kobold*, *Kraft*, *Luft*, *Mund*, *Platte*, *ſaufen*, *ſchwellen*, *ſo*, *Speiſe*, *Spott*, *ſprechen*, *Welt*, *Zahn*, *Zauberer*. Bey einer gröſsern Bekanntſchaft mit unſerer Sprache, hätte ſich in ſehr vielen Fällen die Analogie derſelben nicht nur mit der engliſchen, ſondern auch mit der griechiſchen, perſiſchen u. ſ. f. in vielen hier vorkommenden Wörtern bemerken laſſen; und ſehr oft würde der Vf. dadurch ſeine Theorie noch mehr beſtätigt gefunden haben. Vornehmlich aber wünſchten wir, daſs der Vf. *Fulda's* oben angeführtes und ſchätzbares Werk, die *Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter, nach der Reihe menſchlicher Begriffe*, gekannt hätte, und es bey ſeiner nicht minder verdienſtvollen Arbeit zu benutzen im Stande geweſen wäre. Er würde aber dann freylich den Weg, den er einſchlug, nicht für ſo ganz unbetreten, und den Grundſatz, von dem ſeine Theorie ausgeht, nicht für völlig neu und bisher verkannt gehalten haben. *Fulda* befolgte im Grunde die nämliche Methode; und ob er ſie gleich in ſeinem gedachten Werke nur auf die germaniſchen Wörter anwandte: ſo ſah er doch ſchon ein, daſs ſie einer allgemeinern Anwendung fähig ſey. Dieſs ſagt er mehrmals, und beſonders erklärt er S. 363., daſs die Abſicht ſeines germaniſchen Wörterbuchs auch auf die verwandten Sprachen gerichtet ſey. „Und, ſetzt er hinzu, wenn die germaniſchen „Elemente, und ihre erſten Zuſammenſetzungen, Elemente und Wurzeln der *menſchlichen* Organe oder „der Menſchen ſelbſt ſind, wie ſie es ſind: *welche Sprache iſt ſodann, die ſich dieſem Formular entzöge?*“ — Anmerkenswerth iſt es auch, daſs *Fulda* gleichfalls in der Tabelle ſeiner Preisſchrift und in ſeinem Wörterbuche mit dem Buchſtaben *K* den Anfang, und *Cavum cum prädicatis* zur erſten Rubrik macht. Auch er legte durchgehends ſchon den Elementen oder den Wurzeln der Wörter, und ſelbſt den einzelnen Buchſtaben, beſonders den Conſonanten, Grundbegriff und Bedeutſamkeit bey.

Dem Sprachkenner wird auch das ſo neu und befremdend nicht ſeyn, was dem Vf. einer beſondern Rechtfertigung in der Vorrede zu bedürfen ſchien, daſs er ſich mehrmals auf die Autorität der *Zigeunerſprache* beruft. Ihm iſt es wahrſcheinlich, daſs ſie, wie ſie jetzt geſprochen wird, die älteſte noch vorhan-

handne Sprachform sey, die keine Veränderungen erlitten hat. Einige halten sie für eine Mundart der Sanskritsprache; und der Vf. sieht sie als die Kette an, wodurch das Sanskrit mit dem Koptischen oder Aegyptischen zusammenhängt. — Unter andern wird S. 476. eine auffallende Aehnlichkeit der Zahlwörter in der Zigeunersprache mit den griechischen bemerkt. Unser Vf. getraut sich sogar aus der Zigeunersprache die Fragmente der römischen Gesetze der zwölf Tafeln zu erläutern, und verspricht sich davon zur Aufklärung des Sanskrit, womit er sich beschäftigt, grosse Hülfen. *Grellmann's* historischen Versuch über die Zigeuner, den er mehrmals des Wörterverzeichnisses wegen anführt, nennt er S. 57. *an idle compilation.* — Uebrigens gehört die gröste Anzahl der hier aufgelöseten und erläuterten Wörter zur griechischen, lateinischen und englischen Sprach[illegible]

(Der Beschluss folgt.)

Erfurt, b. Keyser: *Stoff zu Unterhaltungen über Gedike's lateinisches Lesebuch für Lehrer und Lernende* von *Adolf Friedrich Höpfner*, Rector zu Greusen. *Erster Theil.* 1800. XXII. u. 442 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel:

Lesebuch gemeinnütziger Kenntnisse aus den Naturwissenschaften, der Erdbeschreibung und Geschichte für lehrbegierige Kinder.

Dass man dem ersten Anfänger die Trockenheit des blos grammatischen Unterrichts weniger lästig macht, und die Sätze, an denen man ihn übt, aus der Naturgeschichte, oder dem gemeinen Menschenleben hernehme, ist ganz in der Regel. Wenn aber der Lehrer in der eigentlich doch zum Lateinischen bestimmten Stunde alles das, was Hr. *H.* in diesem Buche aus mehreren Büchern, wie er selbst gesteht, zusammengetragen hat, seinen Zöglingen vorerzählen wollte: so möchte für das Lateinische zu wenig Zeit übrig bleiben. Gedike hat z. B. unter andern den Satz aufgestellt: *Autumno decidunt folia arborum.* Da hat nun der Vf. auf drey Seiten von den Blättern der Pflanzen überhaupt viel Wahres und Gutes gesagt, hat zwey und zwanzig verschiedene Formen derselben angegeben, hat die Sinnpflanze, die Venusfliegenfalle und den Kannenträger nicht vergessen, das Abfallen der Blätter aber nur in einigen Zeilen berührt. Muntere Knaben machen gern Einwürfe, und wollen von Allem Grund wissen: vielleicht hätte also zur Erläuterung des Gedikischen Satzes bemerkt werden sollen, dass doch nicht alle Bäume und Pflanzen ihre Blätter verlieren, und woher dies komme. Ueberhaupt glaubt Rec. nach genauer Durchlesung des Buchs zu finden, dass es, wenn der Lehrer die gehörige Auswahl zu treffen weiss, den beym Unterricht im Lateinischen bezielten Endzweck nicht verfehlen werde, mehr doch für lehrbegierige Jünglinge (nicht Kinder, wie der Titel aussagt), als Lesebuch nützlich seyn dürfte.

SCHÖNE KÜNSTE.

Chemnitz, b. Jacobäer: *Der Egoist und seine Geschwister.* 1800. 430 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beym *ersten* Theil eines Buchs — denn dies ist der vor uns liegende Band, wiewohl es der Titel keineswegs angiebt, — schon aufs *ganze* Werk schliessen zu wollen, ist ein sehr misliches Unterfangen, wo man oft in der Schlussfolge sich übereilt und täuscht. Doch so viel kann man hier mit Zuverlässigkeit sagen: *Wenn* der Vf. dieses Romans so fortfährt, wie er angefangen hat: so geht der Zuschnitt seines Werkes sehr ins Umständliche, wo nicht gar ins — Weitschweifige. Der Held des Ganzen ist am Schluss erst achtzehn Jahr alt, ist noch auf Universitäten, und man hat auf mehr als vierhundert Seiten von ihm nicht viel mehr gehört, als dass er ein von seinem *Vater* verzognes Söhnlein ist, dass er im sechszehnten Jahre mit einem vier und zwanzigjährigen Mädchen — die gerade damals seine Stiefmutter werden sollte, und die ihn auf eine recht unchristliche Art blos zum Deckmantel ihrer Schande misbraucht — durchgeht; und dass er dann nach ein paar Schuljahren auf die Akademie wandert, wo er ein ziemlich wüstes Leben beginnt. Alles übrige sind Nebendinge, die seinen Vater, seinen Oheim, und vorzüglich seinen Bruder (der in allem sein Gegenbild seyn soll) betreffen. Manche einzelne Sachen sind leidlich genug erzählt; aber auch nur leidlich. An eigentlichem Interesse, an dem, was ergreift und mit hinreisst, gebricht es allenthalben. — Die Schilderung von Henrietten, die erst als ein braves Frauenzimmer aufgeführt wird, die sich dann einem noch kaum mannbaren Burschen blos deshalb preis giebt, *damit er nicht verrathe, dass sie von seinem Hofmeister sich küssen lasse*, die schändliche Heucheley, mit welcher sie ihn zu ihrer Entführung veranlasst, die trotzige Frechheit, mit welcher sie sich nachher, da sie eingeholt worden, beträgt — dies alles, verwebt mit dem ewigen Refrain: *Sie sey ein wirklich an sich selbst edles Geschöpfe gewesen!* ist ein höchst verunglückter Versuch, Widersprüche mit einander zu verbinden. — Von der Kinderzucht wird viel gesprochen, aber nichts, was neu wäre. Die eingewebten Dialogen sind nichts anders, als zerstückte Aufsätze; des Gesprächs eigentlicher Bau scheint dem Vf. ganz fremd zu seyn.

Ueberhaupt ist auch der ganze Titel, *der Egoist*, wenigstens zur Zeit noch, sehr uneigentlich gewählt. Denn Monsieur Eduard ist zwar ein verzogener Knabe, ist zwar, als solcher, bey jeder Gelegenheit auf seinen jüngern, geschicktern Bruder neidisch, und hat es gern, wenn die andern Menschen ihn mehr, als diesen, loben. Aber warum er deshalb so ausgezeichnet ein Egoist wäre, sehen wir nirgends.

Es kann freylich in der *Zukunft* noch kommen; aber dann wollen wir doch wünschen, dass es etwas kraftvoller, gedrängter — mit einem Worte, besser geschähe, als es die *Gegenwart* zu versprechen scheint.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 19. Januar 1801.

PHILOLOGIE.

CAMBRIDGE, gedr. von Hodson, auf Kosten des Vfs., und LONDON, b. den Robinsons u. a.: *Etymologicon Magnum*, or, *Universal Etymological Dictionary, on a new Plan* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Am Schluss dieses Bandes stellt der Vf. noch eine Betrachtung über die auffallende Aehnlichkeit an, welche sich zwischen der Anlage und Entwickelung der Dinge in der materiellen Welt und zwischen der Grundlage und Fortbildung der menschlichen Sprache findet. „Wenn wir, sagt er unter andern, mit forschendem Auge jene zahlreichen Veränderungen der Wörter, mit aller Verschiedenheit ihrer Bedeutung untersuchen: so werden wir finden, dass ihnen allen der nämliche Ideengang eingeprägt ist, dass sie alle einen besondern Anstrich einer eigenthümlichen Bedeutung beybehalten, woran man sie immer noch als Erzeugnisse der nämlichen Ursache, und als Theile oder Abstufungen des nämlichen Hauptbegriffs erkennen kann. Das Element geht freylich immer in neue Verbindungen über, wodurch es neue Dienste thut, und eine verschiedne Rolle spielt; aber alle diese mannichfaltigen Dienste und Anwendungen lassen sich auf den Einfluss des nämlichen Stammbegriffs zurückführen; sie sind die natürlichen und nothwendigen Folgen eines einzigen gemeinschaftlichen Princips; und diese Reihe von Verschiedenheiten würde nicht entstanden seyn, wenn nicht die nämliche Ursache beständig zu ihrer Hervorbringung thätig gewesen wäre. In die Eine Form eingeschlossen, kann das Element ein kriechendes Insect, und in der andern, den sich hoch aufschwingenden Adler darstellen; es kann jetzt den niedern Sklaven, und jetzt den stolzen Monarchen andeuten; und doch sind diese unähnlichen Geschöpfe aus der nämlichen Quelle entsprungen, und blofs dadurch entstanden, dass das Element jeder Form die Kraft und den Geist der ursprünglichen Vorstellung einflösste. Und so können wir einsehen, wie einige wenige einfache Grundkräfte wirksam gewesen sind, um das gröfste und schwerste Kunststück unter allen menschlichen Erfindungen — jenes Wunderwerk — die grofse Maschinerie der *Sprache* zu Stande zu bringen. In diesem einfachen Verfahren bemerken wir eben die Wirkungsweise, wie in der Körperwelt. Die Natur ist eine haushälterische Göttin; sie theilt Segnungen und Principien mit sparsamer Hand aus. Ihre unendliche Mannichfaltigkeit entsteht blofs vermöge der Modification; und je weiter wir in die Kenntniss ihrer geheimnisvollen Wirkungen eindringen, desto mehr vermindern sich die Urstoffe, und desto häufiger werden die Verknüpfungen derselben." — Sinnreich genug vergleicht der Vf. diese Entstehungsart der Sprachen mit den Vorstellungen der ältern Philosophie von der Seelenwanderung; nur dass hier, bey der Schöpfung der Wörterwelt, der Urstoff die Kraft hat, auf Einmal Myriaden von mannichfaltiger Form zu beleben. Aber so, wie nach jener Hypothese die Seele nie stirbt, und ihrem Wesen nach keine Veränderung leidet: so sind die Sprachen, oder die Formen, welche die Elemente annehmen, einer beständigen Veränderung unterworfen, und allen den zahlreichen Zufällen ausgesetzt, die auch der Mensch erfahren mufs; aber die Elemente selbst leben unverändert und unverletzt fort, bey allen Revolutionen der Natur und des Lebens. — Immer aber bleibt noch die schwer aufzulösende Frage übrig, wie es gekommen sey, dass die nämliche *Elementarsprache* sich fast durch jede Gegend der Erde, wohin die Entdeckungen der Europäer gelangt sind, so allgemein verbreitet hat. Diese Frage getraut der Vf. sich nicht zu beantworten; und er glaubt mit Recht, dass die Forschung dazu noch lange nicht weit genug gediehen sey, um bis auf diese Beantwortung zu kommen, die erst ihr letztes Resultat seyn kann.

Es ist kein geringes Verdienst dieses Werks, dass der Vf. die an sich trocknen Erörterungen der Etymologie sowohl durch eine natürliche Leichtigkeit der Schreibart, als durch manche kleine, oft auch ziemlich umständliche, Digressionen anziehender, und auch für den, der nicht blofser Grammatiker ist, unterhaltend zu machen gewufst hat. Von mehrern ins Allgemeine gehenden Bemerkungen, heben wir nur folgende (S. 413.) zur Probe aus: „Ich habe beständig die Bemerkung gemacht, dass man zwar über den *allgemeinen* Grundbegriff, zu welchem eine Wörterfamille gehört, völlig gewiss seyn kann, dass es aber dennoch oft äufserst schwer ist, über die *besondere* Vorstellung, von welcher diese Wörter ursprünglich abgeleitet sind, mit Sicherheit zu entscheiden. Die Ordnung, in welcher Wörter mit einander verwandt sind, lässt sich jetzt nicht mehr gehörig angeben; und Alles, was der Wortforscher jetzt noch thun kann, besteht blofs darin, dass er den *allgemeinen* Begriff entdeckt, auf welchen sich ein Wörterstamm bezieht. Sollten aber auch seine Untersuchungen ihn auf den *besondern* Begriff geleitet haben, der ursprünglich an ihrer Bildung Antheil hatte: so wird er doch vielleicht nicht zu bestimmen wissen, wie weit ein gewis-

gewiſſer Ausdruck von der erſten Quelle entfernt iſt; und folglich wird er nicht entſcheiden können, ob das Wort aus einem allgemeinen Eindrucke der aus dieſer Quelle geſchöpften Kraft des Wurzellauts entſtanden, oder ob es unmittelbar mit deſſen Urſprunge ſelbſt in Verbindung ſtehe. Kurz, wenn man auch den Stammvater entdeckt hat: ſo ſind doch vielleicht die mannichfaltigen Verwandtſchaften, worin die Abkömmlinge mit einander ſtehen, zweifelhaft oder unbekannt, und wir wiſſen es nicht zu beſtimmen, in welchem Grade ſie mit dem Urſtamme verwandt ſind. Die Vergleichung zwiſchen Menſchen- und Wortfamilien läſst ſich treffend und wahr noch weiter treiben. Selbſt ſtarke und auffallende Züge von Aehnlichkeit werden nicht immer hinreichend ſeyn, den Grad und den Abſtand der Verwandtſchaft zu entſcheiden. Die Züge, welche in der Einen Generation verloren gehen, erſcheinen in einer andern wieder; und die Geſichtsbildung des Vaters, die an dem Sohne kaum bemerkbar war, wird vielleicht wieder völlig und unverkennbar an dem Enkel. Aeuſserſt merkwürdig iſt es auch, daſs dieſe verſchiedenen Zweige Eines Geſchlechts, wenn ſie mit einander in Contraſt geſtellt werden, Spuren von Aehnlichkeit verrathen, die man an ihnen, einzeln betrachtet, wenig oder gar nicht wahrnimmt. Alsdann werden wir gleich auf den erſten Blick jene unterſcheidenden Züge gewahr werden, durch welche ein beſonderes und eigenes Geſchlecht gebildet iſt; und oben drein ſind wir nun vielleicht im Stande, dieſe Verſchiedenheiten der Aehnlichkeit oder der Unähnlichkeit in den Zügen des gemeinſchaftlichen Urſtamms aufzufinden."

Prag, b. Widtmann: *Grammatica Latino-Celtica* doctis ac ſcientiarum appetentibus viris compoſita, ab *Alano Du Moulin*, Presbytero, encomii regni Bohemiae authore. 1800. 194 S. 8. (16gr.)

Der Vf., ein franzöſiſcher Emigrant, ehemals Pfarrer in Niederbretagne, äuſsert in der Vorrede ſeine Verwunderung darüber, daſs die ſprachſüchtige deutſche Nation (*linguarum ſtudioſiſſima*), unter der man Hunderte von Gelehrten (*ſexcentos*) zähle, die alle orientaliſchen und occidentaliſchen Sprachen gut verſtünden, nicht die geringſte Kenntniſs von der celtiſchen Sprache beſitze; da doch die celtiſche Sprache im Grunde teutoniſch wäre, wenn gleich die heutige ausgebildete deutſche Sprache von ihr ſo ſehr abwiche, daſs ſie mit ihr gar keine Aehnlichkeit mehr habe. Der gute Breton mochte freylich nichts davon gehört haben, daſs wir von *Löſcher* einen *Literator Celta*, von *Leibnitz* ein *Specimen Gloſſarii Celtici* haben (von *Rüdigers* und anderer kleinern Proben nichts zu ſagen), und daſs eine groſse deutſche Frau, Katharina II., Kaiſerin von Rusland, aus *Court de Gebelin* Werken celtiſche Wörter zu ihrem Vocabularium aller Sprachen ſchon vor dem J. 1786 ſammelte. Die celtiſche Sprache iſt auch gar nicht deutſchen Urſprungs, und der Vf. hätte ſie, wenn ſie ja unter eine der fünf genannten Mutterſprachen gehören muſs, neben das Lateiniſche, und dieſes ſammt ihr unter ein höheres Genus, das man Galliſch, Waliſch, Wälſch, Walachiſch nennen könnte, ſtellen ſollen. Wir wiſſen ja aus dem Julius Cäſar, daſs Arioviſt, ein deutſcher Fürſt, das Galliſche durch lange Uebung erlernt hat. Die Griechen nennen wohl auch deutſche Völker Celten, wie etwa die heutigen Türken alle Europäer Franken nennen. Nebſt Nieder-Bretagne und Wales in England, nennt der Vf. auch Irland, wo ſich die celtiſche Sprache noch erhalten habe; ſetzt aber doch hinzu, das Irländiſche wäre nach und nach ſo verderbt worden, daſs es mit dem celtiſchen keine Aehnlichkeit mehr zu haben ſcheine. Rec. befragte hierüber geborne Irländer, und überzeugte ſich durch Vergleichungen vieler Wörter aus beiden Sprachen, daſs ſie noch immer einige Aehnlichkeit haben, wenn gleich das Irländiſche vom Galliſchen von jeher verſchieden geweſen ſeyn mag, und es ſcheint vielmehr, daſs das Bretoniſche viele alte galliſche Wörter verloren, und dafür neue franzöſiſche aufgenommen habe, wozu man die Belege auf jedem Blatte dieſer Grammatik finden kann. Wie es aber von den Angelſachſen, die doch die alte waliſche Sprache in England verdrängt haben, heiſsen könne, ſie hätten die Grundzüge der celtiſchen Sprache rein erhalten, wäre gar nicht zu begreifen, wenn der Vf. Teutoniſch und Celtiſch nicht vermengt hätte. *Tan*, Feuer; *Kic*, Fleiſch; *fri*, Naſe; *tal*, Stirn und mehrere andere Wörter, wird man eben ſo wenig im Engliſchen, als in andern deutſchen Mundarten finden. Daſs man lange vor Jul. Cäſar in dem Theile Galliens, der jetzt Bretagne heiſst, Celtiſch, d. i. Galliſch geſprochen habe, daran zweifelt wohl niemand; daſs aber Cäſar dieſe Celten *Britones* nenne, und von ihnen ſchreibe: *quam terribiles ſunt Britones, quando dicunt; torr e Benn da Ceſar*, brich den Kopf dem Cäſar, daran zweifelt Rec. gar ſehr, da er dieſe Stelle in Cäſars *Commentar. de Bello Gall.* vergeblich geſucht hat. Warum hat der Vf. nicht das Buch und Kapitel angeführt? Endlich verweiſet der Vf. die wiſsbegierigen Leſer auf die Werke eines Bacon-tacon, Brigant und Coch. Aus *Brigant's Elemens de la langue des Celtes Gomerites ou Bretons* (Straſsburg 1777) hat Rec. ſelbſt die celtiſche Sprache nach ihrem Baue kennen gelernt, und da ihm, auſser einigen Grammatiken und Wörterbüchern, kein anderes armorikaniſch- oder bretoniſch-celtiſches Buch bekannt iſt: ſo freute er ſich im voraus, einige Nachrichten von der celtiſchen Literatur in der Vorrede oder im Anfange zu dieſer Grammatik zu finden; er fand aber, leider! nichts, als die Behauptung, daſs die alten teutoniſchen Schriftzüge (hat es denn wirklich welche gegeben?), durch die römiſchen verdrängt worden waren. Die Richtigkeit der Angaben, die Materie und Form der Sprache betreffend, zu beurtheilen, iſt Rec. wohl nicht im Stande: man wird ſich alſo mit einem kurzen Abriſſe der weſentlichen Einrichtung dieſer Sprache begnügen, und es dem Vf. Dank wiſſen, daſs er uns dazu behülflich war, wenn gleich mancher gelehrte Sprach- und Geſchichtsforſcher, für die, laut des Ti-

tels, das Buch geſchrieben ſeyn ſoll, mehr fodern möchten, als er geleiſtet hat, beſonders mehr Rückſicht auf philoſophiſche Sprachlehre. Billig hätte auch geſagt werden ſollen, nach welcher von den vier in *Brigant's élémens* charakteriſirten Mundart er ſich gerichtet hat. Da der leoniſche Dialekt (*la Léonarde*) im Plural den Vocal *u*, und im Infinitiv *a* und *i*, anſtatt *an* und *in*, liebt: ſo ſollte man glauben, er habe ſich nach der Leonarde gerichtet. Der Breton ſpricht, wenn er jemanden grüſst: *Dee mad ma mignon*, Tag gut mein Freund. Im celtiſchen Briefe (*liſer Brezonec*) ſchreibt der Sohn ſeinem Vater: *ma zad ker*, mein Vater lieb. Das Adjectiv wird alſo dem Subſtantiv nachgeſetzt; nur das Pronomen Poſſeſſivum ſteht vor ſeinem Subſtantiv. Er declinirt weder das Subſtantiv, noch das Adjectiv; unterſcheidet daher den Accuſativ nicht vom Nominativ: *Dee mad*, iſt *dies bona* und *diem bonam*. Er bezeichnet aber doch den Genitiv vermittelſt der Präpoſition *us* (aus, *ex*), den Dativ mit *d*, welches mit dem Artikel *ar* (ſonſt auch *an*, *al*) zuſammengezogen wird: *dar*, z. B.

Sing. *ar penn*, der Kopf, *caput*.	Plur. *ar pennu*, die Köpfe, *capita*.
us ar penn, des Kopfes, *capitis*.	*us ar pennu*, der Köpfe, *capitum*.
dar penn, dem Kopfe, *capiti*.	*dar pennu*, den Köpfen, *capitibus*.

Er kennt nur zwey Geſchlechter, das männliche: *he-ma*, dieſer, *hen-ne*, jener, und das weibliche: *hu-ma*, dieſe, *hun-ne*, jene. Er bezeichnet es aber nicht an dem Artikel: *ar*, der, die; *ur*, ein, eine; ſondern nur ſelten an den Prädicaten weiblicher Perſonen mit *es: rvanes*, Königin, *dall*, *coecus*, *dalles*, *coeca*. An drey Zahlwörtern aber auf eine beſondere Art: *dau*, *tri*, *pevar* ſind männlich, *diu*, *teir*, *pedir* weiblich. Etwas ähnliches findet man auch im Slaviſchen. Nach dem Poſſeſſivo *he*, ſein, ihr, wird *t* in *d* verwandelt, wenn ſich *he* auf einen Mann bezieht: *he dad*, ſein Vater, von *tad*. Dieſes *d* aber geht in *z* über, wenn ſich das *he* auf eine Frau bezieht: *he zad*, ihr (der Tochter) Vater. Etwas ähnliches thut auch in dieſem Falle der Irländer.

Nebſt dem gewöhnlichen Plural auf *u*, *ui*, ſeltner *i*, hat er auch Plurale auf *et* und *ien*: *merchet*, Töchter, von *merch*; *milinerien*, Müller, *molitores*, von *miliner*. Auch nicht wenige irreguläre: *potret*, Söhne, im Singular, *map*; *den*, Menſch, Mann, im Plural *tud*, Leute, Volk. Alſo waren es die Gallier, die ihre Nachbaren, die Deutſchen, *tud* nannten, daher nun *Teuto*, *Tedeſco*, *tysk* u. ſ. w. Den Namen der Glieder, die wir doppelt haben, wird das Zahlwort *zwey* vorgeſetzt: *ur ſcuarn*, ein Ohr, *diu-ſcuarn*, Ohren; *lagat*, das Auge, *dau-lagat*, die Augen. Ueberhaupt bleibt jedes Wort, dem ein Zahlwort vorgeſetzt wird, auch im Plural unverändert.

Den Comparativ bezeichnet er mit *och*: *braſoch*, gröſſer, von *bras*. Den Superlativ mit *a* (nach *Brigant an*), wenn eine Vergleichung geſchieht: *Per a ſo habila ys oll*, Peter iſt der gelehrteſte aus allen. Der Superlativ ohne Vergleichung (*Superl. abſolutus*) wird mit *merbet* umſchrieben: *mad merbet*, der beſte, *buan merbet*, am geſchwindeſten. So wie *ped-vet*, der wie vielte, von *ped*, wie viel: ſo werden faſt alle Ordnungszahlen, vermittelſt der Sylbe *vet*, von ihren Grundzahlen abgeleitet, ausgenommen *ar chenta*, der erſte, *an eil*, der zweyte, *an trede*, der dritte, *pevare*, der vierte. Die weiblichen *teirvet*, *pedir-vet*, die dritte, vierte, weichen von der Regel nicht ab. Die Zahladverbien werden mit *veiſch* (*vice*, *fois*, Mal) zuſammengeſetzt: *ur-veiſch*, einmal, *diu-veiſch*, zweymal u. ſ. w. Sonderbar ſind folgende Zuſammenſetzungen von Zahlen: *trifech*, 3 mal 6, d. i. achtzehn, *daus-ugent*, 2 mal 20, d. i. vierzig, *anter-cant*, halb hundert, d. i. funfzig, *tri-ugent*, 3 mal 20, d. i. ſechzig. Das celtiſche *dec* (in Zuſammenſetzungen auch *zec*: *trizec*, dreyſsig), möchte wohl die reinſte und urſprüngliche Wurzel ſeyn, woraus das griechiſche *δεκα*, das lateiniſche *decem*, das deutſche *zehen*, nach ältern Mundarten *tehen*, das franzöſiſche *dix*, das ſlawiſche *deſet* und das indoſtaniſche *des* gefloſſen ſind.

An dem Verbo bezeichnet der Breton die Perſonen nicht, wenn die Pronomina perſonalia voranſtehen:

Me a gar, ich liebe.	*Ni a gar*, wir lieben.
te a gar, du liebeſt.	*chui a gar*, ihr liebet.
eon a gar, er liebet.	*int a gar*, ſie lieben.

Bleibt aber das Pronomen weg, wie im Subjunctiv: ſo hängt er gewiſſe Suffixa an, die denen in der griechiſchen, lateiniſchen, ſlawiſchen und indoſtaniſchen Sprache noch immer ähnlich geblieben ſind:

Ra gar-in, daſs ich liebe.	*Ra gar-imp*, daſs wir lieben.
ra gar-es, - du liebeſt.	*ra gar-ſet*, - ihr liebet.
ra gar-o, - er liebe.	*ra gar-int*, - ſie lieben.

Mit den drey Hülfswörtern *ſo*, *mus*, *ra*, bin, habe, thue, ſetzt er ſeine vergangenen Zeiten zuſammen. *Beza*, ſeyn (weſen), ſteht manchmal auch für *haben*: *beza caret*, geliebt haben, *amaviſſe*, und geliebt ſeyn (werden), *amari*. Nebſt dem Präſens: *me a ſo*, ich bin, hat er noch ein zweytes zuſammengeſetztes mit *beza*, ſeyn:

Sing. *beza es-on*.	Plur. *beza es-omp*.
beza es-ud.	*beza es-och*.
beza es-eo.	*beza es-int*.

d. i. ſeyn bin ich, oder ſeyn thue ich u. ſ. w. Sein Präteritum: *bed es-on*, geweſen bin ich, und ſein zweytes Futurum: *beza e vez-in*, ſeyn werde ich, ſind der deutſchen Sprache weniger fremd. Hier hat nun der Celte in den Sylben *ſo* und *es*, beſonders in der letzten, wiederum den Urlaut (*ſ*, *ſe*), den die meiſten Völker zur Bezeichnung des daſtehenden Objects (man denke hier an die demonſtrative celtiſche Partike *ze*, im Franzöſiſchen *ce*, im Slawiſchen *ſe*) und zugleich zur Bezeichnung des Begriffs *Seyn*, da er vom gegebenen Gegenſtande unzertrennlich iſt, beybehalten haben; daher das hebräiſche ש; das ſlawiſche *jes-m*, *jes-i*, *jes-t*; das lateiniſche *ſum* (alt *es-um*), *es*, *eſt*; das griechiſche *ειμι* (anſtatt *εσ-μι*), *εις*

anſtatt εσ-εϛ), ἐσ-τι, ἐσ-μεν, ἐσ-τε, ἐισι (anſtatt); das deutſche *iſt*, *ſeyd*, *ſind*, *ſeyn*, *weſ-en*, ge-, kommt theils mit *ſo* oder *es*, theils mit dem o *vezo* überein. Indeſſen iſt die Sylbe *be* in *bed*, it die Präterita zuſammengeſetzt werden: *beza* geweſen ſeyn, eben ſo alt, und faſt von glei- Ausdehnung, wenn man damit das perſiſche *m*, das ſlawiſche *by-ti* vergleicht, daher denn eutſche *bin*, *biſt*.

Das Paſſivum umſchreibt er: *me a ſo caret*, oder *es-on*, ich bin (werde) geliebet, *amor*, wobey ildung des Participii oder Supini *car-et*, von merken iſt. *Caret* hat aber auch, wie im Deut- *geliebet*, wenn es mit *haben* verbunden wird, ctive Bedeutung: *me e mus caret*, ich habe ge-. Der Infinitiv wird in verſchiedenen Sprachen mit *n*, oder *l*, *r*, bald mit *t* bezeichnet. Der wählte mehrere Laute dazu: *crial*, ſchreyen, *l*, leiben, *tevel*, ſchweigen; *dugen*, tragen, *del* halten, *gelver*, nennen; *laburat*, arbeiten, *al* können; die Infinitive auf *a* und *i*, ſind aus *an* n verkürzt: *cana*, ſingen, nach Brigant *canan*, ch *creſki* anſtatt *creskin* u. ſ. w. Beſtimmter hat er Grieche für *σιν*, der Deutſche für *en*, der Un- ir *ni*, der Lateiner für *re* (*are*, *ere*, *ire*), der für *ti* (*ati*, *eti*, *iti*) erklärt.

Die Imperſonalia nehmen das Hülfswort *ra* an: *ra*, es regnet, buchſtäblich *pluviam* oder *pluere* *guran a ra*, es donnert, *luiad a ra*, es blitzet, *ra*, es ſchreyet.

Das 7te Kap. dieſer Grammatik enthält einige Re- rten (*phraſes*) und vier Dialogen, um dadurch yntax zu erſetzen. Wird einem Satze ein *a* geſchickt: ſo wird eine Frage daraus: *a maro o tad*, geſtorben iſt euer Vater? Die Verneiwird vor dem Verbo durch *ne*, und hinter dem- durch *ket* bezeichnet: *ne gredan ket*, ich glaube *ne uzan ket*, ich weiſs nicht. Die Conjunction verbindet Sätze: *cals a evan ac a zebran*, viel h und trinke ich; und einzelne Wörter: *dur a* Waſſer und Wein. Sonſt wird durch den Vo- *a* (oft auch *e*), die Verbindung des Prädi- mit dem Subjecte, die *copula*, ausgedrückt: *me*, *me a ra*; *me* iſt das Subject, *gar* und *ra* Prä-, *a* aber die *copula*. Hierauf folgen zwey Brie- ne Fabel (Erzählung), das Vater unſer: *Hon tad a ſo en con* etc. Der Glaube: *me a gred*, die formel: *me cofes us Duc*. Die zehen Gebote ie Kirchengebote ſind in Reimen verfaſst. Zu rey geiſtlichen und zwey weltlichen Liedern (in von dieſen wird der Wein beſungen, in dem n der Luftballon verhöhnt), liegen die Melodieen, vey Quartblättern geſtochen, bey. Das Werk allerdings eine genauer Correctur verdient. Recht *prevar* anſtatt *pevar* (nach Brigant auch). Wie kommt es, daſs der Vf. die Taube *pijon*, nt aber *goudn* nennt? Letztes Wort iſt gewiſs rmoriſch und zugleich uralt, da auch die Irlän- ne Taube *colom*, die Lateiner *columba*, und die Slaven *golub* nennen. Manche Stellen mündlicher Schriftſteller lieſsen ſich hier aus dem Celtiſchen erörtern, wenn Raum dazu wäre. Rec. begnügt ſich mit dem einzigen Worte *glas*, d. i. blau, wodurch es nun klar wird, daſs die Lesart *glaſto* anſtatt *vitro* in Cäſars Commeut. L. V. c. 15., wo es heiſst: *omnes vero ſe Britanni vitro inficiunt, quod caerulcum efficit colorem*, eine galliſche Gloſſe war. *Vitrum* iſt der ächt lateiniſche Name der blaufärbenden Pflanze, *Glaſtum* der galliſche, nach Plinius L. 10. c. 1. *ſimile plantagini glaſtum in gallia vocatur*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN: *Königlich-privilegirter preuſsiſcher Volksfreund, eine National-Monatsſchrift für den preuſsiſchen Staat.* 1799. 1—12 St. 1628 S. 1800. 1—7 St. 896 S. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der erſte Jahrgang (1798) dieſer anſpruchloſen, und für die Belehrung des Nährſtandes zunächſt beſtimmten Zeitſchrift, iſt von einer andern Hand in Nr. 242. der A. L. Z. (24. Auguſt 1800) recenſirt worden, wobey die Bemerkung, daſs ſie bereits geſchloſſen ſey, unrichtig war. Sie dauert vielmehr noch jetzt, und zwar, wie man im Januarheft 1800. S. 120—124. lieſet, unter vielfacher Unterſtützung fort. Die Mitarbeiter nennen ſich nur ſelten unter den einzelnen Aufſätzen. Hr. *Deutſch* zu Beeskow, die Hn. Prediger *Gürnth* zu Creutzburg, *Brückner* zu Funnix und *Möller* zu Hamm, Hr. Kriegsrath *Evermann* zu Hagen, *Faber*, *Gittermann*, *Striebeck*, *Carl v. Putlitz*, *Phil. Schmid*, *Voigt*, *Ludw. v. Auſin* zu Schwarzach, machen eine Ausnahme von dieſer Anonymität. Der wichtigſte Mitarbeiter iſt aber der König und Landesherr ſelbſt, durch die vielen, des authentiſchen Abdrucks ſehr werthen, Cabinets-Ordern, Mandate, Edicte, Reglements und Befehle. In der Ausdehnung auf alle Provinzen der preuſsiſchen Monarchie, iſt die Gleichheit ziemlich beobachtet; doch hat Weſtphalen, und insbeſondere Oſtfrieſsland, an der Seiten-Zahl und am innern Gehalte einen Vorſprung. Der Raſtadter Congreſs, in deſſen Epoche die erſten Jahrgänge der Zeitſchrift fallen, behauptet zwar auch hier ſeine Rechte, allein darauf ſchränkt ſich auch faſt die politiſche, ſo wie auf einige Abhandlungen Th. 1. S. 93-164 u. 1367 u. ſ. w. die militäriſche Mixtur ein: ſo daſs der Plan des Ganzen eigentlich patriotiſch, beſonders für Pädagogik, und cameraliſtiſch für Oekonomie, für Kunſt, Gewerbſachen und für Naturgeſchichte iſt. Manchesmal wünſcht man ein minderes Verweilen bey perſönlichen und Localverhältniſſen und bey unbedeutendern Gegenſtänden, indem einige Aufſätze auf eine zweckmäſsige Art hätten abgekürzt werden können. Anekdoten, Gedichte und vermiſchte Aufſätze füllen auch hier die Lücken, ſehr nützlich iſt indeſs das dem Decemberheft 1799 beygedruckte ſcientifiſche Regiſter für die beiden erſten Jahrgänge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 20. Januar 1801.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

1) London, b. Law: *An Inquiry into the Causes and Effects of the variolae vaccinae, a Disease discovered in some of the Western Counties of England, particularly Gloucestershire, and known by the Name of Cow-Pox.* By *Edward Jenner*, M. D., F. R. S. — 1798. 75 S. 4. mit 4 colorirten Kupfert.

2) Ebendaselbst: *Further Observations on the variolae vaccinae or Cow-Pox*, by *Edward Jenner*. — 1799. 64 S. 4.

3) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Eduard Jenners*, d. A. W. Ds. und Mitglieds der K. Akad. der Wissenschaften, — *Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken, einer Krankheit, die man in einigen westlichen Provinzen Englands, vorzüglich in Gloucestershire, bemerkt hat.* Aus dem Englischen übersetzt von *G. F. Ballhorn*, d. A. W. D. 1799. XVIII. und 52 S. 8. mit einer Kupfertafel. (10 gr.)

4) Wien, b. Camesina: *Edwardi Jenneri disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum.* Ex Anglico in latinum conversa ab *Aloysio Careno*, M. et Ph. D. — *Cum* (IV.) *Fig. colorat.* 1799. VIII. und 70 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

5) Nürnberg, b. Raspe: *Georg Pearson's*, d. A. W. Ds. und Mitgl. d. K. Akad. d. Wissensch. Arztes am St. Georg-Spitale, — *Untersuchung über die Geschichte der Kuhpocken in besonderer Hinsicht auf die Ausrottung der Kinderpocken.* Aus dem Englischen übersetzt von *J. Fr. Küttlinger*, d. A. W. Dr. — 1800. XII. und 132 S. 8. (16 gr.)

In mehrern westlichen Gegenden Englands, besonders in *Gloucestershire*, wo Hr. *Jenner* zwanzig Jahre lang lebte, und also Muse genug hatte, um Beobachtungen anzustellen, in *Hampshire*, *Dorsetshire*, *Leicestershire*, *Somersetshire*, *Devonshire*, ist schon seit langer Zeit eine Krankheit unter den Kühen bekannt, die als blatternartiger Ausschlag die Euter befällt, von dem Euter der kranken Kuh in das der gesunden, jedoch nie ohne vorhergegangene bestimmte Mittheilung des Ansteckungsgiftes durch Berührung, übergeht, und immer als Krankheit eigener Art, mit bestimmten Zufällen, durch welche sie von allen andern unterschieden werden kann, sich äussert. Die Entstehung dieser Krankheit erklärt Hr. J. auf folgende Art: In Gloucestershire werden die Pferde, wie dieses auch der Fall an andern Orten und in andern Ländern ist, von so genannten Hornklüften (Geschwüren an der Krone des Hufes) befallen. Wenn diejenigen Personen, die diese Geschwüre zu der Zeit besorgen, wo sie noch kein eigentliches Eiter, sondern mehr eine dünne Jauche fliessen lassen, mit den von dieser Jauche befleckten Händen, Kühe melken, — und auf den grossen Landgütern in Gloucestershire wird das Melken der Kühe vielfältig von Knechten verrichtet, denen auch die Pflege der Pferde obliegt: — so wird die Krankheit dem Euter der Kühe mitgetheilt. Sie zeigt sich unter der Gestalt unregelmässiger Pusteln, die erst hellblau oder bleyfarben, und mit einer rosenartigen Entzündung umgeben sind, und in der Folge oft in schlimme Geschwüre ausarten. Das Vieh verliert dabey die Munterkeit, und giebt weniger Milch. Diese Krankheit ist im Lande unter dem Namen: Kuhpocken ziemlich allgemein bekannt. Bey dem Gesinde, welches solche Kühe melkt, zeigen sich an den Händen und an den Fingern entzündete Stellen, welche eiternde Pusteln bilden, die ins Blauliche fallen, und deren Ränder sich über den Mittelpunkt erheben. Als Folge dieser Pusteln entstehet Schmerz und Geschwulst in den Achseldrüsen, dann Fieber, Mattigkeit, Lenden- und Rückenschmerz, Erbrechen, Betäubung, zuweilen so gar Irrereden. Diese allgemeinen Zufälle dauern von einem bis zu vier Tagen. Die Pusteln auf der Hand werden unterdessen schlimmer, und fressen oft um sich, nehmen auch andere Theile ein, wenn diesen durch Kratzen u. dergl. das Gift mitgetheilt wird. Mit Verminderung der Fieberbewegungen entstehen nie neue Pusteln, in denen also allein der Grund des Fiebers liegt. Diese Krankheit ist niemals gefährlich, und noch ist kein Fall vorhanden, wo sie sich mit dem Tode geendiget hätte.

Wenn ein Mensch diese Kuhpockenkrankheit gehabt, die entweder entstehet, wenn sie ihm von dem Euter der damit behafteten Kühe, oder durch die Einimpfung der Kuhpockenmaterie aus menschlichen Körpern mitgetheilt worden ist, und diese Kuhpocken sich ausser den Localzufällen noch durch die Zufälle des allgemeinen Fiebers geäusert haben: so ist er sein ganzes Leben hindurch gegen die Ansteckung der Kinderpocken, sowohl durch natürliche Wege, als durch die Einpfropfung, gesichert. Dieses ist schon lange, nicht allein in Gloucestershire, sondern auch in andern Gegenden, wo Kuhpocken vorkommen, auf Erfahrung gegründete Volksmeynung gewesen, die auch, wie *Pearson* zeigt, von mehrern gelehrten Männern, ehe noch Hn. *Jenners*

Schrift erſchien, öffentlich, jedoch immer nur beyläufig, geäuſsert worden iſt.

Dieſe Freyheit ſolcher Menſchen, die die Kuhpocken gehabt haben, von der Anſteckung der Kinderpocken beweiſt Hr. *Jenner* durch viele und auffallende Fälle. Weder der genaueſte Umgang mit Pockenkranken, noch ſelbſt die künſtliche Anſteckung, waren je fähig, bey ſolchen, die die Kuhpocken gehabt hatten, die Kinderpocken zu erregen: höchſtens entſtehen in der Impfwunde kleine Localzufälle, die flüchtige Röthe, die bald nach der Impfung ſich zeigt, und in wenig Tagen verſchwindet, zuweilen wohl auch eine kleine widrige Empfindung unter der Achſel des geimpften Armes, aber ohne daſs je das Ausbruchsfieber oder der Ausſchlag der Kinderpocken erfolgt. Diejenigen, die die Kinderpocken gehabt haben, werden durch die Kuhpocken nicht angeſteckt: höchſtens entſtehen bey ihnen, nach Mittheilung des Giftes, nur ſparſam zerſtreuete Puſteln an den Händen, aber insgemein ohne den Schmerz unter den Achſeln, und ohne das auf dieſen folgende Fieber; und wenn auch Zufälle dieſer Art entſtehen: ſo ſind ſie weit geringer, als bey denen, die die Kinderpocken nicht gehabt haben. Die Kuhpocken laſſen ſich auch durch die Einpfropfung fortpflanzen. Hr. *J.* beweiſt durch Thatſachen, daſs die Kuhpockenmaterie, durch fünf Menſchen hinter einander durchging, und bey allen eine Krankheit von gleicher Natur und Stärke erregte. Am ſechſten Tag, oder etwas ſpäter nach der Einpfropfung der Kuhpockenmaterie entſtehet die widrige Empfindung unter der Achſel, und nachher das Fieber. Die Erſcheinungen an den Impfſtellen ſind bis zur Eiterung denen auffallend ähnlich, die man bey Einimpfung der Kinderpocken bemerkt: nur iſt die Farbe der Flüſſigkeit in der Impfſtelle etwas dunkler, und die Entzündung um die Stelle herum zuweilen roſenartig. Die Kuhpockenmaterie ſcheint bey der natürlichen Anſteckung in die Haut an den Händen nur dann eindringen zu können, wenn dieſe in etwas verletzt, und das Oberhäutlein entfernt iſt; Theile aber, die eine zarte Oberhaut haben, z. B. die Lippen, werden auch ohne vorhergegangene Verletzung des Oberhäutchens angeſteckt. Das Kuhpockengift fodert, wenn es anſtecken ſoll, allemal unmittelbare Berührung, und zwar an den Händen an Stellen, die von der Oberhaut entblöſt ſind. Es iſt nicht flüchtig, und man kann mit kuhpockenkranken Menſchen die genaueſte Gemeinſchaft haben, ohne angeſteckt zu werden. Es iſt nicht von der Art, daſs es die Kühe, oder auch die Menſchen, durch ſich ſelbſt gegen die Anſteckung ſichert, und man hat Fälle von Kühen und von Menſchen, die mehrmals von den Kuhpocken befallen worden ſind. Allemal iſt aber beſtimmte Anbringung des Kuhpockengiftes an den leidenden Theil nothwendig. Heerden von 30 Kühen werden leicht angeſteckt, wenn nur eine mit der Krankheit behaftete Kuh unter die Heerde kommt, aber immer nur durch die Hände der Perſon, die die kranke Kuh, und auch die geſunden melkt. Ein einziges Beyſpiel hat der Vf., wo die Krankheit auch durch Melkgefäſse auf Menſchen fortgepflanzt wurde.

In den *Further Obſervations* liefert Hr. *J.* ſehr viele Thatſachen zur Beſtätigung ſeines Satzes, daſs die Kuhpocken die Menſchen gegen die Kinderpocken vollkommen ſichern. Hr. *Ingenhouſs* hatte bemerkt, daſs eine Perſon nach überſtandenen Kuhpocken von den natürlichen Pocken befallen worden ſey. Aber Hr. *J.* antwortet, und nach unſern Ermeſſen ſehr befriedigend, daſs die Kuhpocken, die der Kranke gehabt hatte, ehe er die Kinderpocken bekam, unächte geweſen ſind. Man hält im Eifer, Experimente zu machen, jeden Blatternausſchlag am Euter der Kühe für Kuhpocken, man inoculirt mit dieſem, und wenn auch einige Localzufälle entſtehen, die Folgen von einem jeden Reiz ſeyn können: ſo ſichert eine ſolche Einimpfung gegen die Pockenkrankheit nicht. Auch die Materie der Kuhpocken hat nur in einem gewiſſen Zeitpunkt der Krankheit ihren höchſten Grad von Wirkſamkeit, gerade wie die der Kinderpocken, und dieſes beweiſt von der Materie der letzten der Vf. durch viele Fälle. Auch die beſte Kuhpocken- und Kinderpockenmaterie kann ſchlecht werden, wenn man ſie vor, bey, oder nach der Aufbewahrung faul werden läſst; eben ſo wird die Kuhpockenmaterie auch ſchlecht, wenn man abwartet, bis die Kuhpocken in Geſchwüre übergegangen ſind, und es iſt ja auch bekannt, daſs die Materie der Kinderpocken weniger wirkſam iſt, wenn ſie aus Puſteln, die ſchon abtrocknen, oder abgetrocknet ſind, genommen wird. Der Vf. ſchreibt überhaupt weder dem Kuhpocken- noch dem Kinderpockeneiter anſteckende Kraft zu, ſondern der hellen Flüſſigkeit, die vor der Eiterung ſich in den Puſteln beider Ausſchlagskrankheiten zeigt. Das Eiter ſey in eben dem Grade fähig, die Krankheit zu erregen, als es mit ſolcher Flüſſigkeit vermiſcht ſey. Es iſt auch zu bemerken, daſs die Puſteln der Kuhpocken, wenn ſie am 13ten oder 15ten Tag auszutrocknen und in Geſchwüre überzugehen anfangen, da oft neuen Reiz und neuen Schmerz der Achſeldrüſen erregen, und daſs alſo die ſtärkern unangenehmen Zufälle der Krankheit nicht von dem Kuhpockengifte, ſondern von dem Reiz des Geſchwüres abhangen. Dieſe Zufälle aber kann man abhalten, wenn man, indem die Impfſtelle und die Puſteln um dieſe herum ſchlimm werden wollen, durch Anwendung eines gelinden Aetzmittels, z. B. einer Salbe mit etwas rothem Präcipitat, eine andere Art von Entzündung erregt. Durch die Anwendung des Aetzmittels kann man auch die üble Beſchaffenheit der Impfwunden bey den geimpften Kinderpocken ſchnell verbeſſern.

Zu der lateiniſchen Ueberſetzung des Hn. *Careno*, die ziemlich gut gerathen, und mit vortrefflichen Kupfern verſehen iſt, die aber doch die weſentlichen Merkmale der Kuhpockenpuſteln nicht ganz deutlich darſtellen, iſt noch die Recenſion des *Jennerſchen* Buches

ches aus der *bibliothèque britannique* von Hn. *Odier*, und ein Auszug aus der Salzburger medicinisch-chirurgischen Zeitung gekommen. Auch vier Geschichten von in Wien versuchten Kuhpockenimpfungen sind angefügt, wo sich der Erfolg völlig so verhielt, wie ihn *Jenner* angiebt. Von S. 59. an der lateinischen Uebersetzung liest man die lateinische Uebersetzung der *Further Observations*. Die Uebersetzung des Hn. *Ballhorn* enthält nur die erste Abhandlung von *Jenner*, und ist ebenfalls mit Fleiss abgefasst, und zuweilen der des Hn. *Careno* vorzuziehen. In einem auf einem halben Bogen gedruckten Vorbericht zur *zweyten Auflage*, von welcher aber auf dem Titel nichts bemerkt ist, giebt Hr. B. Nachricht von den in Hannover versuchten Impfungen der Kuhpocken. Hr. Hofchirurg. *Stromeyer* erhielt Kuhpockenmaterie von *Dr. Pearson* aus London. Hr. *Ballhorn* unterstützte Hn. *Str.* bey seinen Impfungen. Die Impfung glückte bey sieben Subjecten vollkommen, darunter bey zweyen, die mit in Hannover aufgenommener Materie geimpft worden waren. Fünf ebenfalls mit Hannöverscher Materie Geimpfte bekamen die Krankheit nicht. Aber das Frühjahr und der Sommer, wo diese Impfungen vorgenommen wurden, war überhaupt der Inoculation nicht günstig. Auch diese Aerzte bestätigen es, dass die Kuhpockenkrankheit sich schwer mittheilt. Ein Impfung schlief bey zwey Gesunden, ohne sie anzustecken. Nach einem Brief des Dr. *Pearson* hat man auch in London nach der Einpfropfung der Kuhpocken einen allgemeinen Ausschlag bemerkt, den man auch in Hannover bey dreyen bemerkte, und von welchem *Jenner* nicht sagt, dass er je entstehe. Auch die Kupfer des *Jennerschen* Werkes sind dieser Uebersetzung, aber in einem nicht ganz guten Nachstich, beygefügt.

Dr. *Pearson's* Vorsatz ist, die Sätze, die in *Jenner's* Werk aufgestellt sind, zu prüfen, und er hat dieses mit vieler Unbefangenheit gethan, und mit wirklich grosser Mühe von allen Orten her Nachrichten über die Krankheit und deren Wirkungen bey Menschen einzuziehen gesucht. Bey allen Nachforschungen fand er es bestätiget, dass die Kuhpocken die Menschen auf das bestimmteste und vollkommenste gegen die Kinderpocken sichern. Sie sind aber so ganz gefahrlos doch nicht, und ein Knecht wurde durch die tiefen Narben, die sie in der flachen Hand zurückliessen, zu seiner Arbeit untüchtig. Bey eben diesen Nachforschungen fand er es bestätiget, dass die Impfung mit Kuhpockenmaterie eben die Krankheit bewirke, als die Ansteckung von an Kuhpocken kranken Kühen, und dass die Materie gleiche Ansteckungsfähigkeit behält, wenn sie auch durch mehrere Menschen durchgegangen ist. Ausgemittelt ist es indessen doch noch nicht, dass die von den Menschen dem Euter der Kühe mitgetheilte Kuhpockenmaterie, besonders wenn sie schon durch mehrere Menschen gegangen ist, die Kuhpocken in ihrem natürlich heftigen Grade errege. So scheint zwar auch der Mensch mehr als einmal von den Kuhpocken befallen werden zu können; aber nur von den Localzufällen, niemals von dem allgemeinen Fieber. Von den Kühen ist es noch nicht gewiss, ob sie die Krankheit öfter bekommen können. Die geimpften Kuhpocken laufen bey dem Menschen gelinder ab, als die durch die Ansteckung von den Kühen. Man hat nach den Kuhpocken noch keine Nachkrankheit beobachtet, auch nicht bemerkt, dass sie andere Krankheiten erregt, oder Anlage zu diesen oder jenen Krankheiten erzeugt hätten.

Jenner's Meynung, dass die Kuhpocken von der Jauche aus den Hornklüften der Pferde erregt werden, ist schon von Dr. *Pearson* und von vielen andern Aerzten bezweifelt worden. Die Hornklüfte sind eine Pferdekrankheit, die man überall antrifft, und weder von den Kuhpocken, noch von dem Uebergang derselben auf Menschen, wusste man vor J. etwas. Dieser hat die bekannte Thatsache, dass die Jauche aus irgend einem Geschwür in der Haut eines Menschen, oder auch eines andern Thieres, besonders wenn sie an eine von der Oberhaut entblösste Stelle kommt, ein Geschwür erregen, auch dessen Wirkung sich weiter, als auf den Ort, den es einnimmt, erstrecken, und besonders die lymphatischen Gefässe und die Drüsen afficiren kann, als Wirkung eines specifiken Giftes angesehen, und diesem Gifte das Gesetz gleichsam vorgeschrieben, dass es erst in das Euter einer Kuh kommen, in diesem Fähigkeit anzustecken erhalten, und von diesem aus dem Menschen mitgetheilt werden muss, wenn der Mensch gegen die Pockenkrankheit gesichert werden soll. Eine gewiss sehr gewagte Behauptung, welcher auch alle von Dr. *Pearson* gesammelten Nachrichten widersprechen! Wenn aber die Kuhpockenkrankheit bey den Kühen von der Jauche der Hornklüfte nicht entstehet, und also eine den Kühen eigene Krankheit ist: so ist sie nicht allein in diesem Stücke, sondern auch darin der Krankheit von dem Wuthgifte ähnlich, dass das Gift derselben nicht flüchtig ist, und sich nur durch die directeste Mittheilung fortpflanzt. Ausschliessend eigen aber wäre nach allen bisherigen Erfahrungen dem Kuhpockengifte die Eigenschaft, dass es nur in dem weiblichen Theil einer Thierart, und nur in einem Organ derselben existiren könne; doch wird man bey wiederholten Versuchen mit diesem Krankheitsgifte auch durch Ansteckung anderer Theile die Kuhpocken bey dem Rindvieh vielleicht noch erregen lernen. Wenn man auch, bey der wirklich grossen Menge von einstimmigen Erfahrungen, keinen Zweifel darein setzen mag, dass die Kuhpocken den Menschen gegen die Pocken sichern, wenn er von denselben angesteckt worden ist, und das davon abhangende Fieber überstanden hat: so wird es doch noch lange sehr schwer seyn, mit Gewissheit über die Existenz der wahren Kuhpocken bey Menschen und bey Kühen zu urtheilen. Dieser Umstand, auf den bey Sicherung der Menschen gegen die Kinderpocken mittelst der Kuhpocken alles ankommt, ist von entschiedener Wichtigkeit, und er verdient bey künf-

künftigen Verſuchen die geſpannteſte Aufmerkſamkeit. *Jenner's* und *Pearſon's* Beſchreibungen der Kuhpocken bey Kühen ſind nicht genugthuend: eben ſo wenig ſind ſie es bey Menſchen. Die engliſchen Aerzte nehmen daher zwey Arten von Kuhpocken an, eine, die von dem ſpecifiken Gifte abhängt, welches nur in dem Zeitpunkt ſeiner gröſsten Wirkſamkeit fähig iſt, bey dem Menſchen die Krankheit eigener Art zu erregen, und daher auch oftmals eine falſche Kuhpockenkrankheit bewirkt, und eine andere Art, die nicht von dem eigenen Gifte, ſondern im Frühjahr von der Veränderung der Luft und dem Wechſel des trockenen Futters mit grünem bey Kühen entſteht, und nicht anſteckend iſt. Der Schmerz in den Achſeldrüſen und die Fieberzufälle ſind oftmals weniger von dem ſpecifiken Gifte, mehr von dem Reiz in der Impfſtelle und der Verbreitung deſſelben abzuleiten. Daher iſt es auch gekommen, daſs ſchon die erſten Schriftſteller über die Kuhpocken gezwungen waren, eine Art von falſchen Kuhpocken bey Menſchen anzunehmen, die ſie dadurch bezeichneten, daſs ſie den Achſeldrüſenſchmerz, und wenn auch dieſen, doch das allgemeine Fieber nicht erregten. Gewiſs werden noch Fälle bekannt werden, welche beweiſen, daſs nach der Impfung der Kuhpocken, und nach Local- und allgemeinen Zufällen nach dieſer, ſo weit dieſe Zufälle bis jetzt bekannt ſind, dennoch die Menſchen gegen die Kinderpocken nicht geſichert waren: denn die Geſchichte der Kuhpocken bey den Kühen und Menſchen iſt noch nicht ſo vollkommen, daſs man für jetzt ſchon mit Zuverläſſigkeit über die Erfolge urtheilen könnte. Auffallend iſt beſonders dieſes, daſs *Jenner* den allgemeinen Ausſchlag nach dem Kuhpockenfieber bey Menſchen nie bemerkt haben will, den *Pearſon* in London ſah, den die Aerzte in Hannover ſahen, und der auch nachher oft geſehen worden iſt. Indeſſen müſſen uns alle die Zweifel nicht abſchrecken, die Kuhpocken als Sicherungsmittel gegen die Kinderpocken anzuwenden. Wenn nur die weſentlichen Merkmale, durch welche ſich die wahre Kuhpockenkrankheit bey Menſchen unterſcheidet, beſſer ausgemittelt ſind, und man es dahin gebracht hat, die Anſteckung der Menſchen mit dem Gifte der wahren Kuhpocken ſicherer zu bewirken: ſo laſſen die bisherigen Erfahrungen mit Grund hoffen, daſs die Kuhpocken zur Minderung der Kinderpocken alle bisher bekannten Mittel und Wege weit übertreffen werden.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Karl Chriſtl. Bethke*, Phyſikus zu Delitſch, *über Schlagflüſſe und Lähmungen, oder Geſchichte der Apoplexie, Paraplegie und Hemiplegie* aus ältern und neuern Wahrnehmungen. 1797. 524 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine mit vielem Fleiſse bearbeitete Sammlung der über dieſe Gegenſtände aufgezeichneten Erfahrungen und Bemerkungen, die es aber ſehr fühlbar macht, daſs es zur wahren Geſchichte dieſer Krankheiten noch neuerer Unterſuchungen bedarf, um ſie aus dem Chaos herauszuarbeiten, in welchem ſie ſich noch immer leider befindet. Und hiezu kann dieſe Sammlung als Vorarbeit dienen, die aber auch der gewöhnliche Praktiker mit Nutzen zur Hand nehmen wird.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. Vatar. Jouannet: *Le nouveau Roman comique* ou Voyage et aventures d'un Souffleur, d'un Perruquier et d'un Coſtumier de Spectacle. *Tome Premier.* 168 S. *Tome Second.* 192 S. An VIII. 12.

Der Vf. hoffte durch ſeinen Roman dazu beyzutragen, ſeine luſtigen Landsleute von der Liebe zu dem Gräſslichen und Abentheuerlichen der Geiſterſcenen zu dem Komiſchen, als der ihnen eigenthümlichen Sphäre, zurückzuführen. Dieſe Abſicht iſt ſehr gut; aber leider iſt ſie beſſer, als die Ausführung. Daſs es etwas verwegen ſey, durch den Titel eines *komiſchen Romans* an *Scarron's* bekanntes Werk zu erinnern, und dadurch, mit gröſser Gefahr, die Verbindlichkeit auf ſich zu laden, ſeine Leſer zu beluſtigen, hat der Vf. zwar geahndet, aber nicht genug zu Herzen genommen. Wie ſein Vorgänger wählt er das Leben der Schauſpieler zur Grundlage ſeiner komiſchen Erzählungen; aber die reichhaltige Fülle beluſtigender Verwirrungen, die bis zum Muthwillen ſteigende Fröhlichkeit, und vorzüglich die geiſtreiche Verbindung des Charakteriſtiſchen mit dem Beluſtigenden konnte er ſeinem Vorgänger nicht ablernen. Die wunderlichen Ereigniſſe, die er hier und da auf den Theatern ſchlechter Schauſpieler vorfallen läſst, ſind nicht beſſer, als die Anekdoten der Theaterzeitungen und Kalender, in denen die Tücke und Laune des Zufalls durch keinen geiſtreichen Zug belebt und gehoben wird. Den gröſsten Theil der beiden vor uns liegenden Bände nimmt die empfindſame Reiſe eines Souffleurs ein, der ſich von ſeinen Freunden, dem Theaterfriſeur und Theaterſchneider, getrennt hat, um ein Unterkommen in Paris zu ſuchen. Auf dieſer Reiſe begegnen ihm mancherley Abentheuer, die zum Theil ekelhaft genug ſind (z. B. I. 113. ff.), zum Lachen aber nur ſelten Gelegenheit geben. Hin und wieder fügt der Vf. Anmerkungen hinzu, in denen er ſeine Sprüchwörter durch fade Geſchichten erklärt, auch andere Noten, die ohne Zweifel launig und witzig ſeyn ſollen. Wenn nicht hin und wieder einige Stellen vorkämen, die einen Anſtrich von gelehrten Kenntniſſen haben: ſo würden wir, dem *ton de cabaret* nach, in welchem die meiſten Scherze debütirt werden, das Ganze für die Arbeit eines Theaterfriſeurs halten, der Luſt bekommen hätte, vor dem Publicum witzig zu ſeyn. Der Roman iſt übrigens mit dieſen zwey Bänden noch nicht geendigt, ſondern wir können noch die Abentheuer des Theaterſchneiders und Theaterfriſeurs erwarten, die mit ihrem Freunde, dem Souffleur, wieder vereinigt werden ſollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

Berlin, in d. Voss. Buchh.; *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, (aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten). *Sechszehnter Band.* 1799. 442 S. *Siebenzehnter Band.* 1800. 448 S.

oder:

La Perouse's Entdeckungsreise in den Jahren 1785, 1786, 1787 u. 1788. Herausgegeben von *M. C. A. Milet Mureau.* Aus dem Franzöf. und mit Anmerkungen von *J. R. Forster* und *C. L. Sprengel. Erster Band*, welcher die beiden ersten Bände des Originals enthält. Mit 2 Kupf. *Zweyter Band*, welcher die beiden letzten Bände des Originals enthält. Mit Kupf.

Von der 1785 auf königlichen Befehl unternommenen Seereise des Hn. Perouse hatte man in Europa in langer Zeit nichts gehört, bis Hr. *Lesseps* 1788 mit Depeschen, die ihm Hr. Perouse 1787 in Kamtschatka übergeben hatte, in Paris ankam. Von der Seereise erfuhr das Publicum damals weiter nichts, als dass die beiden unter Commando des Hn. Perouse's von Brest ausgelaufenen Fregatten la Bouffole und l'Astrolabe bisher eine glückliche Reise gemacht hätten, und im Begriff wären, ihre Entdeckungen fortzusetzen. Hr. *Lesseps*, der als russischer Dollmetscher mitgegangen war, und 1790 seine Reise durch Russland herausgab, sagte kein Wort von der Seereise. Ein neues Stück seines Reisejournals schickte Hr. Perouse nach Frankreich, von Botany Bay in Neuholland aus, wo er 1788 im Jan. ankam. Von hier wollte er nach den Freundschafts-Inseln wieder hinauf gehen, den südlichen Theil von Neu-Caledonien, Santa Crux de Mendana, Louisiade und andere Inseln besuchen, und er schmeichelte sich, 1789 in seinem Vaterlande wieder anzukommen. Allein dieses Glück wurde ihm und den Wissenschaften nicht gewährt. Alle Bemühungen der Franzosen und anderer seefahrenden Nationen, von seinem aller Wahrscheinlichkeit nach unglücklichen Schicksale Nachrichten einzuziehen, sind bisher vergebens gewesen, und es stehet dahin, ob der Capitain *Bauduin*, der eine neue Entdeckungsreise angetreten hat, mehr erfahren wird. 1791 decretirte die Nationalversammlung den Druck alles von Perouse eingeschickten Nachrichten und Karten, und das Werk wurde von Hn. *Milet de Mureau* in 4 Quartbänden mit einem aus 69 Karten und Kupfertafeln bestehenden Atlas herausgegeben.

Vielleicht haben die Franzosen keinen Seefahrer, der dem Capitän Cook mit so vielem Recht an die Seite gesetzt zu werden verdient, als *la P.* So wie Cook seine nautischen Kenntnisse in den Gewässern des nördlichen Amerika um New-Foundland ansehnlich erweiterte: so übte *la P.* auf einer Expedition nach der Hudsons Bay zuerst die Kunst, bey nebelichtem Wetter an einer klippenreichen Küste das Schiff zu steuern. Wie Cook die Lage der nordwestlichen Küste zuerst bestimmte: so hat *la P.* den Schleier, worein die entgegengesetzte Küste verhüllet war, gehoben; wiewohl beide ihren Nachfolgern, wie die nachherigen Entdeckungen zeigten, vieles zu entdecken übrig liessen. Wie Cook Meere und Häfen aufsuchte, die von Europäern noch nicht besucht waren: so pflegte sich *la P.* in einer grossen Entfernung von dem Striche zu halten, den die Seefahrer, die vor ihm in denselben Gewässern gewesen waren, genommen hatten; und wagte sich, obgleich nicht so oft als Cook, in Meere, die bisher von keinem Europäer beschifft waren. Wenn Cook das Leben der Indianer schonte, und ihnen die Thiere und Pflanzen unsers Welttheils schenkte: so that es nicht minder *la P.* Doch glaubte dieser in der Folge so viel Böses an den Naturmenschen zu bemerken, dass er sich zu einer strengen Behandlung derselben entschloss; und Cook scheint ebenfalls auf seiner dritten Reise zu gewaltsamen Mitteln gegen die Eingebornen früher geschritten zu seyn, als auf den ersteren. So wie Cook mit Verachtung auf die Gelehrten herabsah, die in der Stille sich den Wissenschaften widmen: so schimpft auch *la P.* auf die Stubengelehrten. Beide kamen auch darin überein, dass sie Märtyrer ihres Eifers, geographische Entdeckungen zu machen, geworden sind; Cook, nachdem er viele Jahre die Seen beschifft, und auf dem grössten Meere die wichtigsten Entdeckungen gemacht hatte, *la P.* nicht lange, nachdem er angefangen hatte, zu zeigen, wie sehr er sich nach dem von ihm so innig verehrten, und bey jeder Gelegenheit mit dem grössten Ruhm angeführten Cook gebildet hatte, und dadurch geschickt worden war, die von jenem gelassenen Lücken auszufüllen.

Die für *la P.* ausgefertigte Instruction ist in 5 Abschnitte abgetheilt und sehr weitläuftig. Der ihm vorgezeichnete Plan der Reise wurde nach Maasgabe der Umstände, wozu er auch berechtigt war, von ihm abgeändert. Schade, dass ein widriges Geschick seine völlige Ausführung verhindert hat.

Die Fregatten waren mit einer auserlesenen Mannschaft an Officieren und Matrosen besetzt. Astrono-

men und Naturforscher und Künstler vom ersten Range schifften sich ein, und nahmen astronomische Uhren und andere Instrumente zu ihren Beobachtungen mit. An der Küste von *Brasilien* besuchte *la P.* nur die Insel *Trinidad*, von welcher das Gerücht in Frankreich gesagt hatte, dass die Engländer sie besetzt, aber wieder geräumt hätten, wo ihn indess die portugiesische Besatzung, unter dem Vorgeben, die Insel hätte Mangel an Lebensmitteln, vom Anlanden, und von weitern Untersuchungen abhielt, und die Insel St. *Catharina*. Da jene Insel in neuern Zeiten von den Seefahrern nicht besucht worden ist, wie man aus Arrowsmith's grosser Weltkarte auf 8 Blatt ersiehet: so lässt sich daraus das Schrecken des portugiesischen Commandanten über das fremde Schiff, dem er vielleicht feindselige Absichten zutraute, erklären. Erregte *la P.* doch auch auf St. Catharina viel Schrecken, obgleich diese Insel dem festen Lande von Brasilien viel näher liegt, als jene. Denn auch in St. Catharina pflegen fremde Schiffe selten einzulaufen. Lebensmittel sind indessen hier im Ueberfluss und sehr wohlfeil. Die Insel *de la Roche*, auf welche er gegen Osten zwischen dem 44 u. 45° Br. zusegelte, konnte er nicht ansichtig werden, und er zweifelt, vielleicht etwas zu rasch, an ihrer Existenz, wie er auch vorher in Ansehung der Insel Ascençaon zwischen Trinidad und Catharina gethan hatte. Er fuhr durch die Strasse *Le Maire's* um das *Cap Horn*, und landete, um seinen Vorrath an Brod und Mehl, der sich zu verringern anfing, zu verstärken, bey *Conception* auf der Küste von *Chili*. Die Stadt ist seit 1763 neu erbaut, zählt ungefähr 10000 Einwohner, und ist die Residenz des Bischofs und des Oberaufsehers über das Kriegswesen. Der Boden ist unbeschreiblich fruchtbar, und das Klima ungemein gesund, so dass die, welche sich vor einer gewissen dort häufig grassirenden Krankheit in Acht nehmen, ein hohes Alter erreichen; dennoch ist die Colonie in einem armseligen Zustande, weil sie wenig oder gar keinen Handel treibt. Die Einfuhr in Chili ist mit grosen Abgaben belastet, und ausser Getreide, Talg, Häuten und einigen Holzwaaren sind hier keine Artikel zum Umtausch. Die wenigen, die das Gold, welches fast in allen Bächen zu finden seyn soll, aufsuchen, treiben dieses Geschäft mit vieler Nachlässigkeit, weil alle Lebensmittel sehr wohlfeil sind. Im Ganzen sind die Einwohner eine ausgeartete, mit den Indianern vermischte, Gattung von Menschen. Der Bischof war ein Creole von Peru, und ward wegen seiner Geistesgaben sehr gerühmt.

Von hier segelte *la P.* gerade auf die *Osterinsel*, die vielleicht seit 1772 von keinem Europäer wieder besucht ist. Weder Bäume noch Wassergraben, noch Bäche, noch Quellen bieten den Einwohnern einige Kühlung an. Steine so gros und dick, als Flaschenkürbisse, erhalten das Erdreich feucht und kühl. *La P.* brachte hieher Schaafe, Ziegen und Schweine, und streuete Pomeranzen und Citronenkerne, nebst andern Sämereyen aus, die hier gut gedeihen können. Da die englische Abbildung der alten Denkmäler, die sehr plump gearbeitet sind, unvollkommen ist; so hat *la P.* eine andere gegeben, die auch bey der Uebersetzung befindlich ist. Die Anzahl der Einwohner wird auf 2000 geschätzt, und scheint nicht in Abnahme zu seyn. Kaum der 10te Theil der Insel ist angebaut, und bringt Kartoffeln, Yams, Bananen und Zuckerrohr hervor. Es herrscht eine solche Gleichheit unter diesen Insulanern, dass man beynahe glauben sollte, sie hätten auch ihre Weiber in Gemeinschaft. Weit besser ist die Verfassung auf den *Sandwichinseln*, wo *la P.* zunächst landete, obgleich die Einwohner von jener Insel diesen an Geschicklichkeit nichts nachgeben, vielleicht gar vorzuziehen sind. *La P.* ist sehr geneigt, die neuern Seefahrer von dem Vorwurf, die Lustseuche hier und in andern Südseeinseln verbreitet zu haben, loszusprechen. Cook ist aber anderer Meynung, wie der Uebers. erinnert. Nachdem *la P. Mauwi* besucht, verschiedene Meerengen, welche diese Inseln trennen, befahren, Zeichnungen von ihnen genommen, und sich mit frischen Lebensmitteln versehen hatte, segelte er gegen die Nordwestküste von *Amerika*. Er richtete sich genau nach der ihm gegebenen Vorschrift, in seinen Forschungen nicht über den 60° N. B. zu gehen, und schränkte sich auf die Küste zwischen dem St. *Elias-Berge* und *Monterey* ein. Er lief, nachdem er mehrere Buchten und Hafen untersucht hatte, Jul. 1788 in eine Bay im 58° 39′ N. B. ein, die er *Port des Français* nannte, und die, wie Hr. *Sprengel* bemerkt, von keinem brittischen Seefahrer gesehen worden ist. Die Indianer, die in Dörfern auf dem festen Lande wohnten, zeigten bey ihrem Handel viele Erfahrung und Schlauheit. Eisen nahmen sie am liebsten, und brachten dafür Seeotterfelle und Lachse. Ihre Diebstäle wurden mit einer List verübt, die einem Gauner in Paris Ehre machen würde. Eine in der Bay gelegene Insel wurde von dem Oberhaupt der Indianer gekauft, und von den Franzosen mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten in Besitz genommen. Bisher waren alle Unternehmungen mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt. Nicht ein einziger von der ganzen Mannschaft wurde von irgend einer Krankheit befallen. Allein bey dem Sondiren der Tiefe in der Bay, wozu 3 Boote ausgeschickt waren, wurden zwey von den Wellen umgeschlagen, als ihre Befehlshaber gegen die ihnen von *la P.* gegebene Warnung, sich zu sehr der Strömung bey der Einfahrt in den Hafen näherten, wodurch 21 Seeleute, unter denen 6 Officiere waren, ums Leben kamen.

Bald nachher, am 30. Jul. 1786, segelte *la P.* längs der Küste mit grosser Eilfertigkeit, um nicht die Monsuns in China zu verfehlen, nach *Monterey* in *Californien*, wo er den 12. Sept. ankam. Diese Eile, die späte Jahrszeit, und die dicken Nebel verhinderten ihn, Entdeckungen zu machen. In *Monterey* residirt der Gouverneur von Californien, der mit 282 Reitern, die in 5 kleinen Forts oder zu 4 bis 5 Mann in 25 Missionen vertheilt sind, 50,000 herumstreifende Wilden, von denen etwa 20,000 das Christenthum angenommen haben, in Ordnung erhält. *Neu-Californien*, oder der Landstrich nordwärts der Halbin-

sel

sel, hat aufser gesunder Luft und fruchtbarem Boden das feine Pelzwerk, das in China so sichern Absatz findet, und nach *la Ps.* Meynung dereinst den Spaniern mehr Vortheil bringen wird, als das reichste Bergwerk in Mexico. Zwar sind die hiesigen Seeotterfelle von etwas geringerer Güte, als in der Bay *des Français*; allein der Unterschied ist nicht bedeutend. Die Art, wie die Missionarien aus den Wilden Christen machen, ist so beschaffen, dafs, wenn bey diesen einst die Vernunft reifen sollte, sie das Christenthum und seine Prediger gleich hassen werden. So despotisch aber auch die Franziskaner mit den Wilden umgehen: so haben sie doch noch nicht die elenden Hütten, worin sie wohnen, abschaffen können. Sie haben ihnen auch ihre Spiele und Kleidung gelassen. In nützlichen Künsten wird kein Unterricht gegeben. Sie erhalten vielmehr gefliſſentlich das Volk in Unwissenheit; denn der Glaube, dafs sie mit Gott im vertrauten Umgang leben, sichert sie gegen alle Angriffe.

Auf der Fahrt nach *Macao* im 23° 34′ N. B. und 166° 52′ W. L. entdeckte *la P.* eine sehr kleine Insel oder vielmehr einen kahlen Felsen, den er *Necker*, und im 23° 45′ N. B., 168° 10′ W. L. eine Klippe, die er *Untiefe der französischen Fregatten* nannte, weil seine Schiffe hier beynahe gescheitert wären. *Macao* könnte von einer auswärtigen Macht benutzt werden, um sich bey den Chinesen in Achtung zu setzen. *Allein* die Portugiesen werden gewissermafsen nur darin geduldet, und die Stadt kann als eine chinesische Besitzung angesehen werden, wenn gleich der Mandarin nicht die Nacht darin bleiben darf. *La P.* verkaufte hier das mitgebrachte Pelzwerk zum Vortheil der Matrosen, nachdem auf seine Vorstellung die Officiere darauf Verzicht gethan hatten, durch die Vermittlung des Vorstehers der schwedisch-ostindischen Compagnie; denn die französischen Agenten, worunter auch ein Sohn des berühmten Orientalisten de Guignes war, werden in den am Ende des Werkes angehängten Briefen von ihm scharf getadelt. Am 5. Febr. 1787 ging er von Macao ab, und erreichte am 28sten *Cavite* auf der Insel *Luzon* oder *Manilla*. Von der schlechten Regierung der Philippinischen Inseln werden sehr auffallende Beweise gegeben, die zum Theil auch aus andern Reisen bekannt sind. Keiner aber hat, so viel wir wissen, den Werth dieser Inseln so sehr erhoben, als *la P.* Denn seiner Meynung nach würde eine Nation, die nur diese Inseln in Besitz hätte, alle europäische Besitzungen in Afrika und America ohne Neid ansehen können. Sollte er hierin Recht haben, und auch die Vermuthung gegründet seyn, dafs, wenn sich eine feindliche Macht auf der Insel sehen liefs, eine ganze Armee von Indiern zu ihrer Parthey übergehen würde: so mufs man sich billig wundern, dafs die Britten keine kräftigere Massregeln in dem gegenwärtigen Kriege ergriffen haben, die Spanier daraus zu vertreiben. In Cavite wurden die Segel und das Tauwerk ausgebessert, die Fregatten kalfatert und Mundvorrath angeschafft. Es wurde auch der erlittene Verlust an Mannschaft, durch 2 Officiere und 8 Mann, die von der in Manilla angekommenen Fregatte Subtile abgegeben wurden, zum Theil ersetzt. Vorher waren schon zu dem Ende 12 chinesische Matrosen angeworben. Als er sich der Südseite der Insel *Formosa* nährte, war eine Armee von 20,000 Chinesen unter Commando des Gouverneurs von Canton daselbst angekommen, um einen Aufstand zu stillen, und er erblickte die Flotte, die sie herüber gebracht hatte, in der Mündung eines grofsen Flusses. Er segelte durch die Gruppe der *Liko-Inseln*, in einer nicht grofsen Entfernung in ein geräumiges Meer zwischen China und Japan. Windstille, Nebel und Strömungen hielten die Fahrt sehr auf. Glücklich kam er durch den Kanal zwischen Korea und Japan, und setzte seinen Lauf in Angesicht der Küste von *Korea* fort. Eine Insel in 37° 25′ N. B. 109° 2′ W. L. wo Schiffswerfte, aber keine Arbeiter zu sehen waren, die wahrscheinlich auf die Annäherung der Fregatten davon gelaufen waren, wurde dem Astronomen zu Ehren *Dagelet* genannt. Vom 30. Mai an richtete er seinen Lauf östlich nach *Japan* oder *Niphon*. Die Japanischen Schiffe, denen er begegnete, äufserten keine Furcht über die Erscheinung der beiden Fregatten in Gewässern, wohin vorher kein europäisches Schiff gekommen war. Er bestimmte die Lage von *Cap Noto*, auf der W. Küste von *Japan*, zu 37° 36′ N. B. 135° 34′ O. L. von Paris, und da er vorher die Küste von Korea bis zu dem Theil aufgenommen hatte, wo sie sich nach Westen wendet: so ist dadurch die Breite dieses Meers von ihm angegeben. Die beständigen Südwinde verhinderten ihn, die nördliche Spitze von *Niphon* zu sehen, und er erblickte d. 11. Jun. die *tatarische* Küste, wo er in die von ihm genannte *Bay Ternai* 45° 13′ N. B. 135° 9′ O. L. einlief. Für das Pflanzen- und Mineralreich machten die Naturforscher keine neuen Entdeckungen, weil es mit dem in Europa zu sehr übereinstimmte; allein die Mannschaft labte sich an den Rehböcken, die man schofs, und noch mehr an den Kabeljauen, Forellen, Lachsen, Heringen und Schleien, die man im Ueberfluss fing. Die Spuren von Menschen zeigten, dafs die *Mantschu Tataren* zur Zeit des Fischfangs und der Jagd die Küste besuchen. Als er weiter nach Norden segelte, fand er, dafs er in einem Kanal schiffe. Die dicken Nebel, welche diese Gewässer umgeben, erlaubten selten Observationen, oder verhinderten ihre Vollendung, und in 5 Tagen konnte man nicht mehr als 12 Meilen zurücklegen. Endlich langte er auf der, der tatarischen gegenüber liegenden, Küste in einer Bay an, die er nach dem Befehlshaber des 2ten Schiffes *Langle* nannte. Von den Insulanern lernte er durch Zeichnungen, die einer von ihnen mit der Pike in die Erde machte, dafs die Insel, worauf er gelandet wäre, durch eine Meerenge von der Tartarey getrennt sey, dafs im Süden dieser Insel noch eine andere sey, zwischen welchen noch ein schmaler Weg für die Schiffe gezeichnet wurde. Er zeichnete darauf die Küste der Mantschu, und setzte noch den Fluss *Sagalien* hinzu, ein wenig in Süden von der Nordspitze seiner Insel, die

die er *Tchoka* nannte, und die auf ältern Karten *Seghalien* heifst. Mit den Völkerschaften dieser Insel stehen die Insulaner in Verbindung, und erhalten Nankins und andere Waaren von ihnen. Sie selbst bearbeiten die freywilligen Erzeugnisse der Erde, ob sie gleich das Land nicht bauen. Im Aeufsern und in ihren Sitten sind sie von den Chinesen und Tataren verschieden. *La P.* verfolgte nun den Weg weiter nordwärts an der tatarischen Küste, und ging den 28. Jul. in der *Bay Castries* im 51° 29′ N. B. 139° 4′ O. L. vor Anker. Die *Orotchys*, die diese Bay bewohnen, ein sehr sanftes Volk, nähren sich hauptsächlich von Lachsen und andern Fischen, und scheinen die Jagd nicht viel zu treiben. Sie so wenig, als die Insulaner gegenüber, erkennen ein Oberhaupt. Hier erfuhr *la P.* auf eine so unvollkommene Art, wie vorher, dafs die Insel mit dem festen Lande durch eine Sandbank vereiniget sey, die wohl eine Durchfahrt für Piroguen aber nicht für Schiffe zuläfst. Er wagte nicht einmal eine Schaluppe in das Innere des Busens abzuschicken aus Gründen, worüber Seefahrer urtheilen mögen. Von der Möglichkeit der Durchfahrt überzeugt, kehrte er zurück, und entdeckte die südlichste Spitze der Insel *Cap Crillon* 45° 57′ N. B. 140° 34′ O. L. Die Meerenge, welche diese Insel von *Chicha* oder dem japanischen Jeso trennt, ist nicht von dem bescheidenen *Perouse*, der sie entdeckte und durchschiffte, sondern von dem Herausgeber seines Werks *Perousens Strafse* genannt, und gewifs wird dieser Name in der Geographie bleibend seyn. Die Strafse Sangor trennt Chicha von Japan. Wenn nun gleich der nördliche Theil von Tchoka ununtersucht geblieben, und ihre Trennung vom festen Lande noch nicht ausgemacht ist: so hat doch durch *la P.* die Länderkunde viel gewonnen. Die Frage über die Länder Jesso, Oke' Jesso, die Meerenge Tessoy u. s. ist entschieden, und wahre Lagen und Namen sind den Inseln und Küsten dieser Gegend gegeben. Vor Jahrhunderten würde dieses geschehen seyn, wenn nicht die ewigen Nebel, welche diesen Himmelsstrich umhüllen, die Seefahrer zurückgescheucht hätten. *La P.* Fahrt an der tatarischen Küste war, wie er für die Geographie der interessanteste Theil seiner Reise ist, für ihn selbst der schwierigste und gefährlichste, wovon man in seinen Briefen noch mehr lieset, als in der Beschreibung. Auf der weitern Reise kam *la P.* zwar den kurilischen Inseln nahe, landete aber auf keiner derselben, zweifelt jedoch nicht, dafs sie von derselben Gattung von Menschen bewohnt sind, die Tchoka und Chicha bewohnen, welche Meynung vielleicht auch durch das in Tchoka gesammelte Wörterverzeichniss bestätiget werden kann. Er eilte nach dem *St. Peter* und *Paul Hafen* in *Kamtschatka*, wo er den 6. Aug. ankam, und von dem Gouverneur mit der Gastfreundschaft aufgenommen wurde, die auch von andern Seefahrern gerühmt ist. Seit der letzten Reise des Capitän Cook werden in Ochotsk mit ungeheuern Kosten Schiffe ausgerüstet, die auf den Inseln an der amerikanischen Küste Seeotterfelle erhandeln, welche nachher in Kiachta an die Chinesen verkauft werden.

(*Der Beschluss folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Pichler: *Adolf und Hedwig*, oder die Stürme der Leidenschaften im menschlichen Herzen. Eine Familienscene. 1800. 171 S. 8.

Diese Geschichte ist nichts weniger als eine Familienscene, sondern ein ganz gemeiner Ritterroman. Die schöne und tugendhafte Hedwig, welche ihr Mann einer Räuberbande abjagt, wird von ihm einer Buhlerin nachgesetzt, die, nicht zufrieden, ihr das Herz ihres Gemals zu entreifsen, einen Anschlag auf ihr Leben macht. Hedwig entflieht und kömmt nach einigen Abentheuern in das Schloss einer edeln Frau, die sie zu ihrer Freundin wählt. Man glaubt, dafs sie von wilden Thieren zerrissen worden, und *Adolf*, ihr Gemal, von der heftigsten Reue gequält, geht als Pilger nach Rom und findet seine Gemalin bey seiner Rückkehr. Grimhild bringt sich selbst ums Leben, nachdem sie ihren Geliebten hatte ermorden wollen, um nicht in die Hände der Gerechtigkeit zu fallen. Diese gemeine Erfindung ist auf eine platte und geistlose Art ausgeführt. Es ist dem Vf. nicht einmal gelungen, seine Geschichte schauerlich zu machen, ob er es gleich hin und wieder darauf anlegt. Der Stil ist mit dem übrigen in gutem Verhältnifs.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, in d. Sommerschen Buchh.: *Ueber Taubstumme, ihren Unterricht, und die Nothwendigkeit, sie sprechen zu lehren.* Eine Bitte und Aufruf an begüterte Menschenfreunde um Theilnehmung an dem Schicksale dieser Unglücklichen; von *K. A. Cäsar*, Prof. der Vernunftlehre an der Univ. Leipzig. 1800. 20 S. 8. In einem edeln und herzlichen Tone erklärt sich Hr. C. über einen, der Aufmerksamkeit des praktischen Weisen ganz würdigen Gegenstand. Nach einer kurzen, aber treuen Schilderung des Unglücks der Sprachlosen macht er auf die Nothwendigkeit, sie sprechen zu lehren, aufmerksam, und unterstützt seine Behauptung mit Gründen, die von den grofsen Vorzügen der Tonsprache vor der Schriftsprache hergenommen sind. Dem denkenden Leser werden besonders die feinen psychologischen Bemerkungen, die der würdige Vf. hiebey zu machen Gelegenheit fand, sehr interessant seyn. Zuletzt äufsert er den so gerechten, als menschenfreundlichen Wunsch, für die unterrichteten Taubstummen eine feste, bleibende Wohnstätte anzulegen, und sie mit einer Fabrik zu versorgen, wo sie Uhrgeräthe, Band oder Tapeten verfertigen könnten. Ueberzeugt von der Zweckmäfsigkeit dieses Vorschlages, wünschen wir herzlich, dafs der Vf. nicht taube Ohren gepredigt haben möge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 21. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der Voſſ. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reiſebeſchreibungen* etc. 16—17 B. *La Peroufe'ns Entdeckungsreiſe* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Nachdem *la P.* Kamtſchatka verlaſſen hatte, ſtreifte er eine Zeitlang unter der Parallele von 37° 30′ um ein Land zu ſuchen, das 1620 die Spanier entdeckt haben ſollen. Er fand es nicht, und nahm die erſten Erfriſchungen auf der reizenden Inſel *Mauna* ein, die zu der von Bougainville entdeckten Gruppe der *Navigatorinſeln* gehört. Alle Früchte und Thiere der Südſeeinſeln ſind hier in Ueberfluſs. Die Einwohner ſind ſo reich, daſs ſie alle Eiſenwaaren und Zeuge verſchmäheten, und nur Glasperlen und andere Spieleteyen annahmen. Von der Bosheit der Einwohner liefern aber die Annalen *la P's.* ein ſchreckliches Beyſpiel. Der Capitain *Langle*, der mit 61 Mann, dem Kern ſeiner Mannſchaft, auf der Inſel zum zweytenmal landete, um für ſein Schiff friſches Waſſer einzunehmen, wurde, ohne daſs die mindeſte Veranlaſſung dazu von Seiten der Franzoſen gegeben war, mit Steinen zu Boden geworfen, als er ſich mit den gefüllten Fäſſern wieder in ſeine Schaluppe begeben hatte. Zu ſeinem Unglück gab er nicht eher Befehl zum Schieſsen, als bis ſchon ein Steinhagel faſt alle in der Schaluppe getroffen hatte, und der Haufe zu dicht um ſeine Schaluppe ſtand, als daſs er durch ein paar Schüſſe hätte können zerſtreut werden. Auſser ihm verloren noch 10 Franzoſen durch die Hände dieſer Mörder ihr Leben, 20 waren ſchwer verwundet, und alle mehr oder minder beſchädiget, und die beiden Schaluppen zerſchlagen. Mit Mühe konnte *la P.* die Mannſchaft zurückhalten, auf der Stelle an den Inſulanern Rache zu üben. Weil er aber das Dorf, wo ſich dieſe Greuel zugetragen hatten, mit den Kanonen von den Schiffen nicht erreichen konnte: ſo verbot er, Leute, von denen man nicht wuſste, daſs ſie Theilnehmer geweſen waren, anzugreifen. Er begnügte ſich, die ſchwimmenden Trümmer ſeiner Schaluppen aufzuleſen, und entſchloſs ſich nach Botanybay, der Engliſchen Niederlaſſung in Neuholland, zu ſegeln, um neue zu zimmern. Zuvor unterſuchte er, doch ohne an Land zu gehen, zwey andere von den 10 Navigatorinſeln, die im 14° S. B. 171. und 175° W. L. liegen, eine der ſchönſten Inſelgruppen auf dem Südmeere bilden, und den Geſellſchaft- oder Freundſchaftsinſeln in Hinſicht auf Künſte, Producte und Bevölkerung nicht nachſtehen, deren Einwohner aber, zufolge der Erfahrung, die er gemacht hatte, nicht durch Wohlthaten zu gewinnen, ſondern durch Furcht im Zaum zu halten ſind. Eben ſo wenig ſtieg er bey den *Freundſchaftsinſeln* oder der Inſel *Norfolk* ans Land. Endlich ging er den 26 Jan. 1788. in *Botanybay* vor Anker, wo er nur Waſſer und Holz von der Engliſchen Colonie, die im Begriff war, ſich daſelbſt niederzulaſſen, verlangte. Hiemit endiget ſich das Tagebuch des *la P.*, das an Entdeckungen und Beobachtungen reich iſt, und durch ein widriges Schickſal abgebrochen wurde. Er wollte im März von Botanybay wieder abſegeln, und im December in Isle de France ankommen, wie man aus ſeinen Briefen ſchlieſsen muſs. Denn dieſe, nebſt denen, welche ſeine Reiſegefährten geſchrieben haben, auch Aufſätze von ihm und den gelehrten Männern, die ſich mit ihm eingeſchifft hatten, ſind dem Tagebuche angehängt.

Der Ueberſetzer hat die Berechnungen, die ſich auf Seeweſen und Länderbeſchreibung beziehen, weggelaſſen, und bloſs den erzählenden und beſchreibenden Theil der Reiſe geliefert. Von dem aus 69 Karten ſowohl als Kupfertafeln beſtehenden Atlas ſind 5 der intereſſanteſten Zeichnungen gewählt, und überdieſs iſt dem 2ten Bande noch die Karte der nordamerikaniſchen Küſte mit dem Hafen der Franzoſen, und die allgemeine Reiſekarte nach Vancouver's Karte verbeſſert und vermehrt, beygefügt. Dieſs in der Vorrede gegebene Verſprechen iſt nach dem Exemplar, das Rec. in Händen hat, zu urtheilen, nicht in Erfüllung gegangen. Er findet zwar die 5 Kupfer, aber ſtatt zweyer Karten nur eine, auf welcher die nordweſtliche Küſte von Amerika zu Vancouver's Reiſe, und die Entdeckungen in den chineſiſchen und tatariſchen Meeren von Manilla bis Awatſcha zu Perouſe's Reiſe verjüngt gezeichnet ſind. Auf dem erſten Theil dieſer Karte iſt der Hafen der Franzoſen, den Perouſe entdeckte, nicht gezeichnet. Iſt etwa das in der Vorrede gegebene Verſprechen durch den Beyſatz auf dem 2ten Band, *mit Kupfern*, ſtillſchweigend zurückgenommen? Die Ueberſetzung iſt, ſo viel ſich ohne Vergleichung mit dem Original urtheilen läſst, ſehr gut gerathen, und das Magazin behauptet noch immer das ihm mehrmalen in der A. L. Z. ertheilte Lob, von den Originalen gute und brauchbare Ueberſetzungen zu liefern. Allein wenn auch die Eile, womit dergleichen Arbeiten ins Publicum geſchickt werden, und — flüſtert uns der Verleger ins Ohr — geſchickt werden *müſſen*, auf den Dollmetſcher keinen auffallend nachtheiligen Einfluſs gehabt zu haben ſcheint:

so hat doch die Genauigkeit des Setzers dadurch gelitten. Beide Bände werden durch eine Menge von Druckfehlern verunziert. Wir sagen mit Fleiss verunziert; denn Papier und Schrift gereicht dem Magazin zur Ehre. Wir wollen nur einige, deren Verbesserung nicht jedem Leser gleich beyfallen möchte, anzeigen Bd. 1. S. 337. Z. 1. *getheilet* l. *gescheitert*. S. 361. Z. 11. v. u. *Manilagallernen* l. *Manillagallionen*. S. 380. Note *) Z. 1. 2. *fehlt diesem* l. *fühlt dieses*. S. 398. Z. 9. *Länge* l. *Lage*. Ebend. 190 l. 19°. Z. 16. *Mexicanern* l. *Marianen*. S. 399. Z. 5. *wünschte* l. *täuschte*. S. 407. Z. 1. *oder* l. *von*. S. 413. Z. 13. *Bomberg* l. *Bombay* Z. 19. *Gewühl* l. *Gerücht* S. 441. Z. 7. *einige* l. *wenige*. Bd. 2. S. 155. Note *) Z. 3. *ist es* l. *sind sie in*. S. 163. Note **) Z. 4. *schon* l. *durch* Z. 5. *einsindet* l. *schon sinket*. S. 170. Z. 10. statt 350 l. 35°. S. 176. Z. 2. v. u. ist nach *Küste* ausgelassen *gelitten hatte*. S. 177. Z. 1. *sie möchten* l. *es möchte*. S. 311. Z. 4. 5. sind so zu ordnen: — in der Kunst sind, *eine Position mit der andern zu verbinden, so habe ich selbst gesehen, dass*. S. 313. Z. 15. nach *weniger* ausgelassen *als*. S. 422. Z. 4. v. u. *nördlichen* l. *südlichen*.

Beide Bände prangen mit dem Namen des verewigten *J. R. Forster*. Seine Anmerkungen hören aber schon mit S. 34. 1. Bd. auf. Wir wünschten, dass Hr. *Sprengel* seine Noten allemal mit seinem Namen, den wir von S. 208. an nicht mehr bemerkt haben, unterzeichnet hätte, um sie von den Noten des Originals desto leichter zu unterscheiden. Sie laufen durch beide Bände, obgleich sie in dem ersten häufiger sind, als in dem letzten. Ihr Hauptverdienst ist, dass sie mehrmalen Perouse'us Reise mit der von Vancouver, der fast 10 Jahre später die westliche Küste von Amerika besuchte, vergleichen, auch anderweitige neuere Nachrichten anführen. Sie sind auch in der Rücksicht schätzbar, dass bey ihnen portugiesische Bücher gebraucht sind. Die 1. Bd. S. 145. vorkommende Note wird S. 172. wiederholt. Vielleicht ist die letzte aus dem Original genommen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Bibliotheca ophtalmica (ophthalmica)*; in qua scripta ad morbos oculorum facientia a rerum initiis usque ad finem anni MDCCXCVII. breviter recensentur, auctore *G. Josepho Beer*, M. D. et ophtalmiatro Vindobonensi. 1799. *Tomus I.* scripta de morbis oculorum externis continens. XXVIII u. 170 S. *Tomus II.* scripta de morbis oculorum externis continens. 114 S. *Tomus III.* scripta de morbis oculorum internis continens. 212 S. 4. (4 Rthlr.)

In der Vorrede zum ersten Theil dieses Werks, welches deutsch geschrieben ist, und auch den deutschen Titel hat: *Repertorium aller bis zu Ende des Jahrs 1797 erschienenen Schriften über die Augenkrankheiten*, giebt der Vf. Nachricht von der Entstehung und Einrichtung desselben, und in der Einleitung liefert er eine kurze Geschichte der Augenkrankheiten, die aber ganz und gar aus Hallers *bibliotheca chirurgica* abgeschrieben, hin und wieder mit erheblichen Fehlern durchwebt, und nicht Geschichte, sondern unvollständiges Namenverzeichniss solcher alten Aerzte ist, die entweder über Augenkrankheiten geschrieben haben, oder von denen etwa noch ein Augenmittel vorhanden ist. *Paulus von Aegina* und *Abul Casem* sind in dieser Geschichte gar nicht genannt, und weder vom *Celsus* noch vom *Aetius* ist so geredet, dass der Leser sich einigen Begriff von den Fortschritten machen könnte, die die Augenarzneykunde durch diese Männer gewonnen hat. Dagegen findet man sonderbare Fehler. *Heron*, ein *Schüler* der ägyptischen Schule, habe ein Augenmittel erfunden, das den Namen *Papagey* geführt habe. (Das Mittel hiess *Pfittacos*, und Benennungen dieser Art dürfen nicht übersetzt werden. Das Ganze *ist aus Haller's b. chirurg.* I. p. 25. wörtlich übersetzt.) „*Bey den Arabern bestand die Behandlung der Augenkrankheiten gröstentheils im Brennen und Schröpfen. So finden wir z. B. in Gmelin Sibir. Reis. einen geistlichen Arzt aus dem Orden des Lamas, welcher sich bey den Augenkrankheiten der gröfsten Gattung der Schröpfköpfe bediente, so zwar, dass er oft bis 16 Unzen Blut abzapfte.*" Aufser der seltsamen Zusammenstellung zweyer ganz unterschiedenen Nationen, ist auch *Haller b. chir.* I. 349., wo dieses Excerpt aus Gmelin steht, falsch übersetzt: *in II. tomo agit de medico Lama, qui oculorum morbos curaverit, maximis et 16 unciarum capacibus cucurbitulis usus.*

Das Repertorium selbst enthält, nach des Vfs. ausdrücklicher Versicherung, die Früchte eines sechzehnjährigen Studiums. Geprüfte Freunde, die ihm schon oft bewiesen haben, dass nicht alles gut und zweckmäsig ist, was er thut, haben geglaubt, dass dasselbe der Welt wesentlich nützen werde. Es soll alles, was über die Augenkrankheiten bis auf unsere Zeiten geschrieben worden ist, enthalten, und alles soll auf der Wage der Erfahrung wohl gewogen seyn. Das Werk ist systematisch geordnet. Unter jeder Rubrik stehen die Schriftsteller, die Titel ihrer Bücher, dann die Recensionen davon aus gelehrten Blättern im Auszug. Zuletzt soll immer eine originelle Recension vom Vf. folgen, in welcher man auch bey der sorgfältigsten Untersuchung kein Plagium entdecken werde. Wo er indessen die Schriften nicht habe bekommen können, da habe er sich mit fremden Recensionen begnügen müssen: auch habe er aus der Salzburger med. chirurg. Zeitung einige Recensionen wörtlich abgeschrieben.

Ueber die Vollständigkeit dieses Werks kann man noch nicht urtheilen, weil es noch unvollendet ist, und in Nachträgen, die freylich immer ihre grofse Unbequemlichkeit haben, manches noch nachgeliefert werden kann. Da die systematische Ordnung etwas zu sehr ins Detail geht: so hat dieses die Unbequemlichkeit veranlasst, dass viele Schriftsteller, die über sehr ähnliche Augenkrankheiten geschrieben haben, z. B. *Daviel* u. a. sehr oft aufgeführt werden mussten, und dass Wiederholungen nothwendig wur-

den,

den, bey deren Vermeidung vieler Raum erſparet worden wäre. Dieſe Ordnung betrifft aber bloſs die Krankheiten, oder vielmehr die Rubriken, unter denen der Vf. die Schriftſteller aufführt: denn auſser dieſem iſt in dem ganzen Werke auch keine Spur von Ordnung zu bemerken. Wenn er die Schriftſteller in chronologiſcher Ordnung aufgeſtellt, und, wie er verſprochen, bey jedem das Eigenthümliche, mit möglichſter Schonung des Raums, ausgehoben hätte: ſo hätte man nicht allein die Schriftſteller über die Augenkrankheiten in einer kurzen Ueberſicht kennen gelernt, ſondern man hätte auch die Fortſchritte, die die Kenntniſs und Heilung, beſonders einzelner Augenkrankheiten, gemacht hat, kurz überſehen können. Aber die Schriftſteller ſtehen da, wie ſie etwa dem Vf. aufgeſtoſsen ſeyn mögen, in der bunteſten Reihe, und in einem Abſtande von mehrern Jahrhunderten, z. B. die Syſtematiker und Compendienſchreiber, die auch Augenkrankheiten abgehandelt haben, in folgender Ordnung: *Guil. de Saliceto, Celſus*, dann mehrere Arabiſten, *Champier, Albucaſis, Plinius Valerianus, Paulus Aegineta, Alexander Benedictus, Conſtantinus Africanus, Rhazeus, Gordon, Aetius, Oribaſius, Avicenna*, — *Jo. Heurnius, Meſue, Paracelſus*. Auch die neuern Augenärzte ſtehen ſelten an ihrem Orte, ſondern wo das Ungefähr ſie Platz finden lieſs; doch ſind da natürlicher Weiſe die Abſtände nicht ſo auffallend. Manchmal ſind Schriften, die zuſammen gehören, von einander getrennt, z. B. die Schriften über das Schropfen der Augen I. S. 154. und 156. *Juglers* Schriften über etliche Gegenſtände der Augenarzneykunde der Alten, die erſt einzeln, und dann an einem andern Orte wieder aufgeführt werden. Mehrere Schriften, die I. S. 140. u. f. angeführt ſind, gehören unter ganz andere Rubriken, z. B. über Mittel wider Augenentzündungen, wider den Staar, u. dergl. So weit *Hallers bibliotheca chirurgica* reicht, hat der Vf. dieſe, wir können nicht ſagen, benutzt, ſondern abgeſchrieben, aber mit ſo vielen Fehlern, Verwirrungen, und Auslaſſungen unumgänglich nothwendiger Angaben, daſs ſogar die *addenda*, die am zweyten Bande der *bibl. chirurg.* ſtehen, nicht benutzt zu ſeyn ſcheinen. *Avenzoar* war nach Hn. B. Arzt des *Kaiſers* Manſur, (bey Haller ſteht *imperatoris*: dieſes verführte den Vf. den Chalifen zum Kaiſer zu machen.) Das vorzüglichſte Studium des *Alexander Trallian*, war die Arzneymittellehre. *In medicamentis potiſſimum verſatur*, ſagt Haller. Beym *Valeſcus de Taranta* ſteht I. 74. folgender Büchertitel: *Ex Philonio rara exempla obſervationum Dodonaei. Colon.* 1581. 8. Dieſe Angabe iſt aus Haller, den aber Hr. B. falſch verſtanden hat. Haller ſagt: *aliquas etiam ex Philonio decerptas rariores obſervationes reperias in Dodonaei raris exemplis obſervationum medicarum. Colon.* 1581. 8. *Ita Aſtruc. Verum in his obſ. Colon.* 1580. 8. *exoſus laudantur rariores obſervationes in Philonio, non ut ſint a Dodonaeo recuſae.* Alexanders IV. Bücher von den Augenkrankheiten, Brüchen, u. ſ. w. Strasburg 1548 exiſtiren nicht. Die Eloge des *Fr. Pourfour du Petit* hat E. F. *Heiſter*, unter deſſen Namen ſie ſteht, nicht verfaſst. Ueberhaupt ſtehen die Bücher oft unter fremden Namen, welches auch von nicht gehöriger Unterſcheidung durch den Druck mit herrührt. Manche Namen ſind durch Schreibe- und Druckfehler entſtellt, z. B. *ab Altoman*, ſtatt *ab Altomari*. Bey andern Schriftſtellern ſind die Nachrichten von ihrem Leben nicht genugthuend. *J. J. Manget* war nicht Leibarzt des Königs von Preuſsen, ſondern Arzt zu Genf. Bey *C. G. Ludwig* iſt eine Menge von Titeln angegeben, nicht bemerkt aber iſt, was man eben wiſſen muſs, daſs er Profeſſor zu Leipzig war. Bey den neuern Schriftſtellern iſt die Angabe der Bücher und der Ausgaben derſelben zwar nicht fehlerfrey, doch im Ganzen erträglich: aber die Schriften älterer Schriftſteller ſind ſo verworren angegeben, und die Ausgaben ſind ſo wenig genugthuend verzeichnet, daſs man ſich bey vielen Artikeln nur mit Mühe, und bey andern gar nicht aus der Verwirrung helfen kann. Die Ausgaben aller griechiſchen und lateiniſchen Aerzte ſind mehr oder weniger unrichtig angegeben. So iſt beym *Paulus von Aegina* nur etwa durch den mit groſsen Lettern gedruckten griechiſchen Titel bemerkt, daſs die erſte Aldiniſche Ausgabe griechiſch iſt; die Basler Ausgabe von 1538 iſt dagegen ſo angegeben, daſs man nicht wiſſen kann, ob ſie griechiſch oder lateiniſch iſt. Bey der erſten Ausgabe lieſt man die ſeltſame Bemerkung, daſs ſie eine ſehr ſchöne und *gut conſervirte* Ausgabe ſey, ſo wie man auch beym *Continens* des *Rhaſes* lieſt, daſs es eine *ſehr gut conſervirte Auflage* ſey. Die Ausgabe des *Celſus* Florenz, 1478 *zeichnet ſich* nach dem Vf. *vor allen übrigen aus*. (So hat er Hallers Worte: *Princeps editio eſt Florentina* überſetzt, und dadurch bewieſen, daſs er mit dem Begriff, den man mit dem Ausdruck: *editio princeps* verbindet, ganz unbekannt iſt.) Aufserdem hat er, wie bey allen alten Aerzten, ſo auch bey dem *Celſus*, das Verzeichniſs der Ausgaben aus *Hallers biblioth. chirurg.* abgeſchrieben, beym Abſchreiben aber Fehler auf Fehler gehäuft. Die *notitia literaria* vor der Zweybrücker Ausgabe des Celſus, ſo wie auch *Fabricii biblioth. lat.* hat er nicht gekannt.

Die Urtheile über ältere Schriften, ſo wie auch die Nachrichten von ihren Verfaſſern, ſind wie bereits erwähnt worden, aus Haller abgeſchrieben, aber vom Vf. oftmals falſch verſtanden worden. Die Urtheile über die neuern Schriften ſind aus kritiſchen Blättern entlehnt, die meiſtens, jedoch nicht immer, angeführt werden; wenigſtens kann man bey vielen Beurtheilungen die Quelle nicht errathen, aus welcher ſie genommen ſind. Bey dieſer Aufnahme fremder Kritiken iſt ſich aber der Vf. nicht gleich geblieben. Er bemerkt II. 42. ausdrücklich, daſs er aus Richters chirurgiſcher Bibliothek nichts abſchreiben wolle, und doch lieſt man vorher und nachher vieles, was aus dieſem Werk wörtlich abgeſchrieben iſt. Seine eigenen Auszüge ſind zum Theil ſehr weitläuftig, enthalten viele auſserweſentliche Dinge, und füllen ganze Bogen, z. B. die Auszüge aus *Korium* über die Augenkrankheiten, aus *Petit* über die Thrä-

nen-

nenfistel. Oft kommen in diesen Auszügen Dinge vor, die gar nicht zur Sache gehören, Ausfälle gegen manche verdiente Männer, Declamationen über Herabwürdigung der Chirurgie, über Vernachläfsigung der Augenarzneykunde. Unter dem, was über den *Celsus* gesagt wird, findet man auch Recepte, die ein Wiener Augenarzt verschrieb, abgedruckt. Auch über mehrere noch lebende berühmte Aerzte in Wien urtheilt der Vf. mit einer Offenheit, die nicht jeder gut heifsen wird. In diesen Beurtheilungen kommen indessen auch viele Dinge vor, die den geübten und erfahrnen Augenarzt verrathen, besonders verdient das alle Aufmerksamkeit, was der Vf. über den grauen Staar, über die nicht entzündliche Natur des Augentrippers, über die Balggeschwülste der Augenlieder und deren Behandlung, und über das Eiterauge sagt. Er hat dadurch einen neuen Beweis gegeben, dafs er des Rufes eines guten und erfahrnen Augenarztes, in dem er stehet, ganz würdig ist, wenn er auch durch dieses Werk gezeigt hat, dafs er bey der literarischen Bearbeitung seines Gegenstandes selbst die billigsten Foderungen unbefriedigt gelafsen hat.

WIEN, b. Camesina und C.: *J. B. Monteggia*, Primarchirurg. der Gefängnisse und des peinlichen Gerichtshofes zu Mayland und anatomischen Professors in dem grofsen Krankenhause daselbst, *praktische Bemerkungen über die venerischen Krankheiten.* Aus dem Italiänischen übersetzt, mit Zusätzen und Anmerkungen vermehrt, von *Jos. Eyerel.* 1798. 365 S. 8. (22 gr.)

Der Vf. übersetzte *Fritzens* Handbuch in das Italiänische und die Kürze, die ihn damals nöthigte, manche Bemerkung zu unterdrücken, und die gute Gelegenheit zu mancherley Beobachtungen, die ihm z. B. auch sein Amt, die öffentlichen Freudenmädchen zu untersuchen, giebt, waren die Veranlafsung zu dieser Schrift. Der Vf. wollte in demselben durchaus kein systematisches Werk für Anfänger liefern, sondern nur einzelne Bemerkungen für Kunstverständige. Sie betreffen: 1) *den Eicheltripper, die Feigwarzen und andere Auswüchse.* 2) *Den Tripper der männlichen Harnröhre.* 3) *Die Phimosis und Paraphimosis.* 4) *Die Hodengeschwülste.* 5) *Die Harnbeschwerden.* 6) *Die ursprünglichen Geschwüre.* 7) *Die Leistenbeulen.* 8) *Die venerischen Krankheiten des weiblichen Geschlechts.* 9) *Die Geschwüre und Verengerungen im Mastdarme.* 10) *Die Einimpfung des venerischen Giftes.* 11) *Die Luftseuche.* 12) *Die venerische Krankheit der Kinder und Ammen.* Der Vf. behauptet, einige Irrthümer seines Landes gerügt zu haben, worüber wir nicht urtheilen können. Zugleich scheint er sich aber auch viel auf die Bekanntmachung einiger Wahrheiten zu wissen, die andern neu und sonderbar (nach seiner Meynung) vorkommen dürften, von welchen er sich aber völlig überzeugt hat. Die erste von diesen Wahrheiten ist, dafs der Kopaivebalsam auch in der ersten Periode des Trippers mit grofsem Nutzen angewendet werde. Diese Wahrheit leidet aber sicher sehr oft grofse Einschränkungen. Bey bedeutendem entzündlichen Zustande schadet der Kopaivebalsam, so wie jedes erhitzende Mittel, sicher. Der Vf. fand auch selbst, *dafs in der höchsten Periode der Krankheit der Balsam nicht im Stande war, die Krankheit zu überwältigen*, sah selbst bey dem Gebrauche dieses Mittels einige Male eine *Hodengeschwulst* entstehen (S. 33.) Hienach können wir die Methode des Vf. bey *jedem* Tripper in den *verschiedenen* Stadien desselben dieses Mittel einige Tage zu versuchen, nicht billigen. — Die andere Wahrheit ist, dafs eine Menge von Krankheiten, die zuweilen nach einem Tripper entstehen, als herumziehende Gliederschmerzen, nachlafsendes Fieber etc. durchaus nicht zurückgebliebenen venerischen Gifte, sondern durch die Krankheit und ihre Kur entstandener Schwäche zuzuschreiben sind, also nicht mit fortgesetztem Gebrauche des Queckfilbers, sondern mit nährenden und stärkenden Mitteln zu behandeln sind. Der Vf. gesteht, hiegegen selbst gefehlt zu haben, und fügt hinzu, dafs man in dieser Hinsicht bekennen müsse, dafs Brown's Grundsätze eine grofse Aufklärung verbreitet haben, ohne welche man täglich in die gröbsten Irrthümer verfalle. Von der obigen Wahrheit ist Rec. sehr überzeugt, und hat manchen solchen Kranken durch stärkende Behandlung wieder hergestellt, den andere Aerzte ohne Erfolg vorher fast verquickt hatten, und deshalb sah er mit grofsem Mifsvergnügen neulich wieder einen Arzt öffentlich auftreten, der erst 1 Loth versüfsten Queckfilbers für hinlänglich zu einer gründlichen Kur zu halten scheint. So sehr Rec. ferner Brown's Verdienst um die Arzneywissenschaft erkennt: so glaubt er dennoch, dafs von jenem Irrthume auch vor Bekanntwerdung seines Systemes rationelle Aerzte sich schon längst losgemacht hatten. — Rec. hat sich auf diese zwey Sätze besonders eingelafsen, weil der Vf. auf sie einen besondern Werth legt. Uebrigens zeigt diese Schrift von vieler Erfahrung und Kenntnifs der ausländischen, auch der deutschen, Literatur.

Die Zusätze des Hn. Eyerel bestehen fast lediglich in einer elenden Compilation, wie wir sie von diesem rüstigen Herausgeber erwarten mufsten, und möchten wohl nur zur Lockspeise auf dem Titelblatte dienen sollen, da dieses Werk durchaus auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen konnte und wollte, ergänzende Zusätze also sehr überflüssig waren. Gröfstentheils sind die Zusätze auch abgeschriebene Noten, die *Monteggia* zu seiner Uebersetzung von *Fritze's* Handbuche machte. Sehr wäre dagegen zu wünschen gewesen, dafs die vielen, den Sinn ganz entstellenden Druckfehler verbessert wären, z. B. *Perstitutae fere semper manent intactae* (*prostitutae - manent intactae*). Wer versteht folgenden Spruch des *Hippocrates*: *Quam autem mordetur jam a collectionibus, quae jam quae Suet ulcerae!!* Es ist doch wirklich schändlich, dafs solcher Sudeldruck dem deutschen Publicum geboten werden darf!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

LONDON, by G. u. W. Nicol: *The geographical System of Herodotus*, examined and explained, by a comparison with those of other ancient authors, and with modern geography. In the course of the Work are introduced *dissertations on the itinerary state of the Greeks, the Expedition of Darius Hystaspes to Scythia, the position and Remains of ancient Babylon, the alluvions of the Nile and Canals of Suez, the Oasis and Temple of Jupiter Ammon, the ancient Circumnavigation of the Africa* and other subjects of history and geography. The whole *explained* by *eleven Maps*, and accompanied *with a complete index* by *James Rennell*, Fellow of the royal societies of London and Edinburgh, and late major of engineers and surveyor general in Bengal. 1800. 766 S. 4. (2 L. 2 sh.)

Hr. Major *Rennell*, dessen Bemühungen wir das vortreffliche Werk zur nähern Kenntniss Indiens verdanken, und der sich auch sonst durch mehrere von der afrikanischen Societät zu London in das Publicum gebrachte Karten und Abhandlungen, als einen der vorzüglichsten Geographen, im höhern Begriffe des Worts, gezeigt hat, kündigt durch dieses Buch seinen Eintritt in eine Laufbahn an, auf welche ihn zwar schon die bisherigen Untersuchungen häufig locken mussten, die aber gewiss selten von einem Kriegsmanne betreten wird, sollte es auch nur deswegen seyn, weil seine frühere Bildung ihm gewöhnlich die Vorkenntnisse versagt, ohne deren Beyhülfe wohl kaum auf glückliche Fortschritte in dem Studium selbst zu rechnen ist. — Zu einer künftigen Entwicklung aller wichtigen geographischen Systeme des Alterthums soll das vorliegende Werk, welches die Begriffe Herodots von dem Ganzen der damals bekannten Erde und von den wichtigern einzelnen Gegenden darlegt, der Anfang seyn, dessen Fortsetzung von dem Beyfall abhängt, mit welcher England diese ersten Untersuchungen des Hn. R. aufnehmen wird. Sie zeugen von einer gründlichen Belesenheit, nicht nur im Herodot, sondern zugleich in den übrigen griechischen und lateinischen Schriftstellern, welche oft ihre hülfreiche Hand zur Erklärung bieten. Scharfsinn erwartete wohl jeder Leser von unserm Vf., und er findet sich in seiner Erwartung nicht betrogen; aber auf diese genaue Lectüre der Alten durfte er nicht rechnen, da dem Vf. seine Unkunde der griechischen Sprache einen Stein des Anstoses in den Weg zu legen scheint, der wohl jeden andern Mann zum Fallen würde gebracht haben. Hr. R. strauchelte, aber er fiel nicht. Die englischen Uebersetzungen, welche er benutzen konnte, haben ihn nur selten verführt. — Man findet also hier fast alle Hauptbegriffe Herodots rein und scharf gefasst in einer natürlichen Zusammenstellung. Dass die Erde keine Kugel, sondern eine mehr lange als breite Ebene sey; dass Europa über Afrika und Asia sich der Länge nach hinstrecke, und in seinen nördlichen meist auch in seinen westlichen Theilen unbekannt sey; dass Herodot zuerst unter allen Alten die Kaspische See als unzusammenhängend mit dem Ocean kennt; dass er keinen persischen Meerbusen, sondern das erythräische Meer in gerader Strecke von Indien bis zu dem arabischen Meerbusen fortziehen lässt; dass Afrika vom Meere umflossen ist; kurz alle die Sätze, welche der Deutsche aus Hn. *Mannerts* Geographie schon länger kennt, findet man hier vorgetragen. Aber Hr. R. zog diese Thatsachen ohne fremde Beyhülfe aus dem Vater der Geschichte, stellt sie seinen Lesern sehr deutlich, öfters etwas zu ausführlich, vor Augen, und benutzt bey tausend Gegenständen seine viel umfassenden Einsichten in die neuere Geographie, vorzüglich in Indien, Afrika und an den meisten Seeküsten, zur kräftigen lichtvollen Erklärung der alten Angaben. Mehrere beygefügte Karten von eigener Zeichnung, theils nach den Vorstellungen der Griechen, theils nach neuern Kenntnissen, vermehren noch das Verdienst, auf dessen Anerkennung der Vf. mit Recht Anspruch machen kann. Das Werk hat also viel Empfehlungswürdiges; es hat aber auch manches, das ihm, nach unserer Einsicht, Nachtheil bringen könnte. Dahin rechnen wir den Mangel hinlänglicher Sprachkenntniss, welche denn doch zuweilen ihre Vernachlässigung rächt; mehr aber noch die zweckwidrige Weitläuftigkeit, welche dieses splendide Werk zu einer Dicke anschwellen und zu einem Preise erhöhen musste, der vielleicht nur dem Engländer erträglich scheinen kann; die Darstellung des Systems forderte beides nicht. — Der Mangel an Sprachkenntniss schadete ihm in einem der wichtigsten Punkte von Herodots Vorstellungen. Europa ist nach Herodotus nicht nur länger, als jeder der beiden übrigen Theile der Erde, da er sich über beide fortstreckt, sondern zugleich breiter als jeder einzelne von ihnen, weil man von Asien wisse, dass es gegen Süden vom Meere umflossen sey, und eben so von Afrika, dass es höchstens so weit gegen Süden reiche, als das benachbarte Arabien; von Europa hingegen habe noch kein Mensch sagen können, dass es, oder wo es auf der Nordseite das Meer begränze (*Herodot.* IV, 42. 45.). Hr. R. hin-

hingegen, durch seine englische Uebersetzung verführt, erkennt zwar S. 309. die übermäfsige Länge Europens, dichtet aber dem Griechen an, er erkläre es für den schmalsten Theil der Erde; und dieser Irrthum hat noch öfter nachher bey seinen Auseinandersetzungen von Afrika vielen Einfluss, macht, dass er die Länge für die Breite erklärt, dass er unbefriedigend über die Stelle weggeht, Afrika reiche nicht weiter gegen Süden als Arabien. Ein ähnlicher nicht unwichtiger Verstofs findet sich S. 43. Herodot sagt (V, 9.) kein Mensch wisse, wer die ungeheuern Strecken nördlich vom Ister bewohne; sie scheinen ihm menschenlos zu seyn; nur von einem einzigen Volke, *Sigynnae* genannt, habe er erfahren, dass es jenseits des Flusses lebe. Hn. *R.* sagt seine Uebersetzung, dass die *Sigynnae* den ganzen ausgebreiteten Strich nördlich von der Donau besetzten, glaubt deswegen Widerspruch in dem Griechen zu finden, und verfällt auf wunderliche Auslegungen. Zur zweckwidrigen Weitläuftigkeit rechnet Rec. mehrere Stellen, von denen einige mit Herodots System und andere überhaupt mit der alten Geographie keine Verbindung haben; oder wenn sie sie haben, schlechterdings erst in den Systemen späterer Griechen zum Vorschein kommen sollten. Wer sucht hier z. B. bey Gelegenheit der *Budini*, welche Hr. *R.* S. 93. in das russische Gouvernement Woronez setzt, die Bemühungen Peters I. um die Schifffahrt in diesen Gegenden, oder die ausführlichen Lobeserhebungen dieses Monarchen? Wer erwartet S. 389. eine Abhandlung von 18 Quartseiten über die Wegführung der Israeliten nach Assyrien? Oder S. 525. bey Gelegenheit von Abukir die überhäuften Schmeicheleyen gegen Nelson, den Seeminister und die Familie Marlborough, nebst der Herabwürdigung der Franzosen? Selbst die Abhandlung S. 626. etc. über den *Lotus* der Alten, steht, so belehrend sie übrigens ist, wegen ihrer Weitläuftigkeit in einer Darstellung der Geographie des Herodotus am unrechten Orte. — So viel über das Werk im Ganzen. Jetzt wollen wir noch bey einzelnen Partieen verweilen. S. 5. macht Hr. *R.* in den allgemeinen Betrachtungen über Herodots geographische Kenntnisse, beym kaspischen Meere die Bemerkung: Alexander habe durch einen wirklichen Besuch an Ort und Stelle Anlass zu der irrigen Vorstellung späterer Geographen gegeben, dass diese See durch einen schmalen Kanal mit dem Ocean in Verbindung stehe. Eine offenbare Uebereilung; denn Alexander ist nie an die Nordküste des kaspischen Meers gekommen. Im zweyten Kapitel folgt eine ausführliche, sehr mühsam bearbeitete, Abhandlung über die Stadienmaasse der Alten; ein Gegenstand, der seit d'Anvilles Schrift *des mesures Itineraires* etc. manchen Gelehrten auf Abwege geleitet hat. Man fand, dass die Angaben der Alten mit den neuern nicht immer richtig zusammentrafen, und schloss daraus — etwa, dass sie keine richtige Kenntniss des Abstands von vielen zumal entfernten Orten, oder vollends von der Gröfse eines Grads, von dem Umfange der Erde hatten? — nein, sondern dass sie richtig gemessen, und nur eine verschiedene Art von Stadien zum Grunde gelegt hätten. Da brachten denn nach d'Anville mehrere immer neue Gattungen von Stadien heraus; auch unser Vf. berechnet ihrer viele, und bleibt endlich bey der Mittelzahl stehen, dass man gewöhnlich solche Stadien als Reisemaass anwendete, von denen 718 auf den Grad des gröfsten Kreises gehen. Er hätte noch jede andere beliebige Gröfse herausbringen können, wenn er mehrere durch die Alten gegebenen Entfernungen, zumal in grofsen Abständen und in entfernten Gegenden, in Berechnung genommen hätte. Blofse Reisemaasse trügen immer, und $\frac{1}{3}$ Abzug für die Beugungen der Wege, wie sie Hr. *R.* annimmt, ist nicht zureichend für die Herstellung der geraden astronomischen Linie. Oefters nimmt man auch Zahlen des Abstands zur Vergleichung an, die nicht ohne Verfälschung auf uns gekommen sind. Hr. *R.* baut z. B. einen Theil seines *Systems* auf die Entfernung von Olympia nach Sparta in der Peutingerischen Tafel, auf d'Anvilles Autorität; aber die Angabe dieser Entfernung findet sich gar nicht in der Peut. Tafel, sondern ist nur aus ältern schlecht copirten Exemplaren entlehnt. Wir dürfen bey einer Recension nicht in die Widerlegung aller der einzelnen hier aufgestellten Sätze eingehen; aber offenbar würde bey einem wandelbaren Maafse alle weitere Untersuchung in Festsetzung unbekannter Orte nach den Bestimmungen der Alten völlig wegfallen; man könnte jede beliebige Stelle wählen und seine Rechtfertigung in dem selbst erschaffenen Stadienmaafse finden. Wahr ists, auch wir Neuern gebrauchen verschiedene Arten von Meilen; aber wir kennen ihre Verschiedenheit, und würden es einem geographischen Schriftsteller nicht verzeihen, wenn er uns vorenthalten wollte, welcher Art von Meilen er sich bediene. Bey den Alten hingegen ist von einer solchen Verschiedenheit nie die Rede. — Neu aber auffallend richtig findet hingegen Rec. die Bemerkung des Hn. *R.*, dass Herodot bey seinen Maafsen in Aegypten den Schoenus durch einen Fehler auf 60 Stadien schätze, dass er ihn mit den meisten andern Schriftstellern auf 40 Stad. hätte berechnen sollen. Diese Annahme stellt wirklich die meisten Angaben Herodots in ihr gehöriges Gleichgewicht. — Nach diesen Vorbereitungen kommt der Vf. auf Herodots einzelne Angaben, welche er in der Ordnung, Europa, Asia, Afrika, auf einander folgen läfst. Von der Richtigkeit der meisten allgemeinen Bemerkungen wurde oben gesprochen, mehrere einzelne Behauptungen befriedigen vielleicht weniger. Z. B. S. 47., dass Herodots Scythen auch Getae und Gothi genannt wurden, und die nämlichen waren, welche in spätern Zeiten das römische Reich unterjochten. S. 57., dass das heutige Cherson so ziemlich an der Stelle des alten Olbiopolis liege. Herodot selbst mufste ihn belehren, dass die letztere Stadt am Zusammenfluss des Bogs in den Dnepr errichtet war; Cherson liegt aber höher. S. 73. dass Turk, Japhets Sohn, der Stammvater der Türken und zugleich der Scythen Targitaus ist, nebst mehrern daraus gezogenen Folgen. Ueber Scythien folgen von S. 61. viele zum Theil gute Auseinandersetzungen; aber er nimmt es

mit

mit dem Parallelogramm, in welches der Alte das Land einschliefst, zu streng, versteht ihn auch mit den 4000 Stad. oder 100 g. Meilen, welche er jeder Seite giebt, nicht ganz richtig. Wundern mufsten wir uns, dafs Hr. R., ein Kriegsmann, S. 101. etc. den Zug des Darius nach Scythien buchstäblich so nehmen kann, wie er dem Herodot vorerzählt worden war; dafs er den Perser König innerhalb eines Sommers (in 60 Tagen) mit seiner Armee von 700,000 Mann, in einem Steppenlande, von der Donau bis zur Wolga und eben so weit wieder zurück ziehen läfst. Gegen den Mangel sucht er freylich die Armee dadurch zu schützen, dafs er annimmt, die Flotte begleitete sie längst der Küste. Davon sagt aber Herodot nichts, und die Begleitung konnte nur kurze Zeit währen; bey weitem der gröfsere Theil des Zugs ging mehrere hundert Meilen durch das innere Land. Er glaubt auch, nur einige Handschriften zählten 700,000 Mann, die richtigere Lesart sey 70,000; aber allerdings hat der griechische Text richtig die gröfsere Zahl, und an der Spitze der kleinern wäre nie ein persischer Monarch gezogen. An die vielen grofsen Flüsse, und den Mangel an Holze, gerade in diesen Gegenden des Bogs, Dnieprs, Dons, um sie passiren zu können, erinnerte er sich wahrscheinlich nicht. Aber schon die fehlenden Lebensmittel machten einen solchen Zug nur blofs für zerstreute Nomaden zur Möglichkeit. S. 115. etc. hingegen erscheint Hr. R. wieder als Meister. Die Rede ist von den Brücken des Darius und Xerxes über die beiden Meerengen zwischen Europa und Asia. Nicht blofs die Angaben der Alten, die Breite der See, werden hier untersucht, sondern auch mit der Einsicht des Kenners über die Beschaffenheit, Bauart und gröfsere Länge der damaligen Schiffe gesprochen, und dieſs alles durch sehr gute Karten erläutert. — Die Issidonen, die östlichste unter Europens Völkerschaften, setzt Hr. R. S. 129. zu den Uguren und Kalmucken an die chinesische Gränze. Er fühlt zwar selbst, dafs die Angaben der Alten nicht so weit gegen Osten führen; wir wollen aber über keinen Gegenstand, welcher verschiedene Auslegungen leidet, Einwendungen machen, übergehen also auch, was er, aber mit Ungewifsheit in sich selbst, über den Araxes-Fluss sagt, den er auf der Ostseite des kaspischen Meers annimmt; übergehen den See Akes und viele andere noch unentschiedene Sätze. Aber mifsbilligen mufs Rec. die Menge von Folgerungen, welche nun aus der Lage der Issidonen gezogen, die Arimaspi oder Einäugigen, welche weiter gegen Osten, und die Hyperboreer, welche nördlich nach Sibirien gesetzt, und mit den Gog und Magog der Orientaler für einerley erklärt werden. Die ganze lange in das Weite hinein greifende Auseinandersetzung über die Hyperboreer, bey welcher man die Bekanntschaft mit den ältern Begriffen durchgängig vermifst, wünscht gewifs jeder Kenner aus einem Buche weg, das Rennells Namen an der Spitze trägt. Man vermifst öfters in dem Fortgange der Entwicklung, aber vorzüglich hier, nicht blofs die allgemeine Kenntnifs der griechischen Literatur und Lectüre der Dichter, sondern auch noch die Sichtung der Quellen, aus welchen Herodot seine Nachrichten treuherzig und ohne alle Anmafsung hererzählt. Die Arimaspi und Hyperborei sind bekanntlich aus dem Aristeas von Prokonnesus entlehnt, welchen der gewöhnliche Menschenschlag unter den Griechen als ein Wesen höherer Art schätzte, die Klügern aber für einen unverschämten Lügner erklärten. Von China behauptet der Vf. S. 169. das Alterthum habe vor dem 13ten Jahrh. nichts von diesem grofsen Lande gewufst, und wir verlangen diesen etwas gewagten Satz nicht zu bekämpfen. Woher mag aber wohl die Behauptung kommen, dafs Alexanders Züge die durch Herodot verbreiteten Kenntnisse mehr eingeschränkt als erweitert hätten? Er gesteht doch selbst, dafs Herodot nichts vom Ganges wufste. Alexanders Begleiter hörten aber von diesem Flusse, und seine Nachfolger kamen wirklich bis zu ihm hin; und des Eratosthenes Thinae soll, wenn Hr. R. will, kein Ort in China seyn; aber er ist doch beträchtlich weit über die Mündungen des Ganges hinaus. — Herodot giebt zwar in den östlichen Theilen Asiens keine Maafse der Entfernungen, aber Hr. R. nimmt S. 170. wieder voraus, was er auf einen folgenden Theil hätte versparen sollen, und giebt nun nach Eratosthenes etc. ungefähr die Länge der bekannten Erde auf 70,000 Stad. an; berechnet hier 700 Stad. auf den Grad, zieht die wahre Länge, welche 4970 engl. geogr. Meilen beträgt, fügt $\frac{1}{8}$ für die Umwege der geraden Linie bey, und freut sich nun, dafs die Alten mit den Neuern so hübsch zusammen treffen. Wäre das Maafs der Alten gröfser ausgefallen: so hätte die nach Belieben verminderte Gröfse des Stadiums den Unterschied immer leicht gehoben. Und doch auch so ist die Freude vergeblich; Hr. R. rechnet bis zur Mündung des Ganges, Eratosth. setzte aber seine Ostgränze 8000 Stad. weiter hinaus. — S. 174. wird man durch eine vortreffliche Auseinandersetzung des Hauptbergrückens, welcher Asien in seiner ganzen Länge von Osten nach Westen durchschneidet, reichlich für das Mifsbehagen entschädigt, welches einige der eben angeführten Behauptungen etwa erregen könnten. Die Alten nannten diesen erhabenen Rücken Taurus, nach dem Gebirge dieses Namens, welches Cicilien auf der Nordseite begränzt. Aber Hr. R. beweist aus der Richtung der Flüsse, dafs selbst hier in Kleinasien der Taurus nicht die höchste Kette macht, dafs diese aus dem Kaukasus gegen Südwesten durch Kappadocien sich zieht. Die Vorstellung der Hauptreihen dieses Gebirgs durch das hohe Asien liefert ein unentbehrliches Gerippe für jede künftige Karte dieses Welttheils. Nur gegen einen Satz hätten wir Lust, Einwendungen zu machen, dafs nach Hn. R. keine Richtung des Gebirgs von der Südseite des kaspischen Meers gerade östlich nach dem Paropamisus laufen, und die alte Provinz Aria auf der Nordseite einschliefsen soll. Wahrscheinlich entlehnte Hr. R. diese von allen Alten abweichende Angabe aus Forsters Reisen, welcher auf dieser Seite bis zum kaspischen Meere keine Berge überstiegen zu haben versichert. Aber es mufs irgendwo ein Fehler liegen; der Landsee

Zur-

Zurrah und der Steppenfluſs Hindmend fodern ſchlechterdings eine erhabene Fortſetzung des Landes auf der Nordſeite, welche den Abzug von beiden gegen den Oxus oder die kaspiſche See hindert. S. 184. folgt nun die allgemeine Beſchreibung von Aſien, nach dem fehlerhaften Bilde, welches Herodot davon vor Augen hatte; über die Richtigkeit der Darſtellung wurde ſchon oben geſprochen. Aber es zeichnen ſich auch einzelne ſchätzbare Bemerkungen aus. Herodot hatte den Pontus Euxinus und das kaspiſche Meer viel zu weit gegen Oſten gerückt; Hr. *R.* macht aber mit Recht Hn. d'Anville den Vorwurf, daſs ſelbſt er noch die Nordweſtſeite des kaspiſchen Meers um 2 Grade zu weit nach Oſten ziehe. Ferner, daſs Xenophon mit den zehntauſenden beym Rückzuge vielleicht nur deswegen zu weit gegen Nordoſten kam, weil er nach Herodot die Ausdehnung des Pontus bis in dieſe Gegenden erwartete. Er weiſt auch S. 189. den Herodot wegen falſcher Angaben von Cilicien zurecht, irrt aber ſelbſt, denn Herodots Cilicien lag in einem Theile Kappadociens gegen den Euphrat hin. Dieſe Verwechslung ſchadet dem Vf. ſehr bey der Beſchreibung der Straſse nach Suſa, welche nicht über Cilicien nach ſpätern Begriffen, ſondern in der Gegend von Malatia über den Euphrat ging. S. 242. kommt er ſelbſt auf den Gedanken, daſs Cilicien nach Herodots Begriffe gröſsere Ausdehnung haben müſſe. Auch über die unrichtig angegebene Lage von Sinope, fällt die dem Alten gemachte Beſchuldigung auf die Auslegung des Hn. *R.* zurück. Er kennt und rühmt unſers Hn. v. *Zachs* kritiſche Karte vom ſchwarzen Meere, ſo wie ſeine zum unverkennbaren Vortheil der Geographie gemachte Unternehmung. — Ueber die Richtigkeit des Gebirgs Imaus, über die ſogenannten ſcythiſchen Völkerſchaften öſtlich vom caspiſchen Meere, folgen nun weitläuftige Zuſammenſtellungen der Angaben Her. mit den ſpätern Geographen. Sie befriedigten den Rec. nicht, der aber in keine nähere Zergliederung eingehen darf. Pasargada in der Provinz Perſis hält er für eine von Perſepolis verſchiedene Stadt. Von S. 229. beginnt die Darſtellung der zwanzig durch Herodot angegebenen Satrapieen der perſiſchen Monarchie. Niemand wird dabey die Beleſenheit des Vfs., ſeine Kenntniſs von dem heutigen Zuſtand dieſer Gegenden verkennen, vielmehr wird jeder ihm, für viele in einzelnen Theilen gegebenen Aufklärungen danken; aber man wird auch hier wieder finden, daſs er ſpätere Zeugniſſe mit den ältern ohne hinlängliche Kritik zuſammenwirft, daſs er vorzüglich durch die Annahme, dieſe Portionen des Landes, welche gemeinſchaftlichen Tribut liefern, ſeyen die wirklichen Satrapieen geweſen, welche das Ganze des Reichs bildeten, gegen die Wahrheit ſündigt. Schon die zuweilen beträchtliche Entfernung, in welcher mehrere zu einerley Satrapie gerechnete Völkerſchaften von einander lebten, ſollten ihn von dem Gegentheil belehren; Hr. *Heeren* im 2ten Theile ſeiner Ideen hat den Geſichtspunkt richtiger gefaſst. Es verſteht ſich, daſs Hr. *R.* mit Vorliebe bey der indiſchen Satrapie und den übrigen Nachrichten Herodots von den Indiern weilt; nur Schade, daſs ihrer ſo wenige ſind. Er geſteht es dem Alten nicht zu, daſs es je Indier geben konnte, welche ohne feſte Wohnung lebten, nur verzehrten, was das Feld freywillig hervorbrächte, oder wohl gar ihre Kranken und Alten auffpeiſten; deſto mehr hebt er die noch bis dieſe Stunde wahre Bemerkung heraus, daſs die meiſten kein Fleiſch aſsen, bloſs von Vegetabilien lebten, Bogen von Bambusrohr führten, und daſs ſich die Wittwen mit ihren verſtorbenen Männern ſchon damals verbrannten; daſs aber Mannsperſonen die nämliche Todesart aus freyem Entſchluſſe wählten, wie der indiſche Kalanus bey Alexanders Zug, davon kennt Hr. *R.* kein Beyſpiel in neuern Zeiten. Herodots Padaei ſetzt er an den Ganges, weil dieſer Fluſs in der Sanſkritſprache Padda heiſst; aber der Vf. ſagt ja ſelbſt, daſs Herodot keinen Ganges kennt, und ſeine Padaei ſtehen ausdrücklich gegen Norden von dem Lande Paktyika am Indus. S. 315. beym Schluſſe der Satrapien wundert er ſich, daſs die ganze Einnahme des perſiſchen Monarchen laut der gelieferten Berechnung höchſtens nur 3½ Millionen Pfund Sterling nach engliſchem Gelde betrug, und ſucht die Urſache einzig in dem hohen Werthe, welchen die edeln Metalle in den Zeiten der Vorwelt haben muſsten. Wir wundern uns, daſs ihm eine andere Bemerkung entging. Die Provinzen hatten auſser dem gelieferten Tribute noch ihre Beamten, die bey ihnen ſtehenden Truppen etc. auf eigne Koſten zu halten; dem König blieb auſser beliebigen Geſchenken beynahe keine Ausgabe übrig; daher die Sammlung der ungeheuern Schätze, welche Alexander auf ſeinen Eroberungen in mehrern Städten fand. Bey Babylon beweiſt der Vf. in der weitläuftigen, aber belehrenden, Beſchreibung dieſer Stadt, daſs wenn ſie wirklich die übertriebne von den Alten angegebne Gröſse hatte, das ganze Land Babylon und Chaldaea nicht hinreichend waren, ſie mit Lebensmitteln zu verſehen. Die Einſchränkungen, unter welchen er die griechiſchen Nachrichten von derſelben annimmt, müſſen in dem Werke nachgeleſen werden, ſo wie die ſorgfältige, ſelbſt in einer eignen Zeichnung gelieferte, Vorſtellung des Belustempels, und der übrigen Hauptſtädte Babyloniens.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 23. Januar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

London, by G. u. H. Nicol: *A geographical System of Herodotus* — by *James Rennell* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Afrika nimmt von S. 408. nicht viel weniger als den Raum von der Hälfte des ganzen Werks ein. Gleich Anfangs bürdet Hr. R. dem Herodot mit Unrecht die Behauptung auf, dieſer Erdtheil habe einen gröſsern Flächenraum, als die beiden übrigen zuſammengenommen, nebſt mehrern von dieſer Vorſtellung abhängenden Sätzen. Sie flieſsen alle aus der oben bemerkten unrichtig überſetzten Stelle, daſs Europa an Breite geringer ſey. *Libya* (Hr. R. ſchreibt durchgängig *Lybia*) nimmt er als das Land zwiſchen Aegypten und der groſsen Syrte an. Da noch jetzt eine Wüſte in dieſen Strichen *Lebeta* heiſst: ſo könne, glaubt er, der Name gar wohl davon abgeleitet werden. Das Promont. Soloeis erklärt er für Cap Cantin, nicht für Bajador. Er kann dabey Recht und Unrecht haben, denn dieſes Vorgebirg iſt ein ſehr wandelbarer Punkt in der Geographie der Alten. Er wundert ſich, daſs die Breitengrade des Ptolemäus bey Gibraltar ſo genau zutreffen, weiſs aber nicht, daſs die Gegenden an der Straſse von den Alten aſtronomiſch beſtimmt waren. — Nach ſeiner Meynung wurden die Aethiopier durch die von Aegypten ausgewanderte Kriegskaſte mehr civiliſirt. — Daſs der Niger mit dem Nil nicht einerley Fluſs ſeyn könne, beweiſt Hr. R. vortrefflich, weil man im umgewandten Falle dem Niger eine auſserordentlich groſse Höhe bey ſeiner Quelle und beym Laufe im innern Lande zuſchreiben müſste, wenn er die nöthige Senkung bis nach Aegypten behalten ſollte; und dann auch, weil dieſe Flüſſe zu gleicher Zeit ihre periodiſchen Erhebungen und Ueberſtrömungen haben, welches bey dem Nil viel ſpäter kommen müſste, wenn beide einerley Fluſs wären. Die Quellen des Nils ſind alſo in Süden zu ſuchen, wo ſie ſchon Ptolemäus nur in zu groſser Ferne angiebt. Es iſt der *weiſse Fluſs* der Neuern, nicht ſein öſtlicherer Nebenarm, der *blaue Fluſs*, welcher aus Abeſſynien kommt. Er nimmt, ſo wie d'Anville, die wahren Quellen unter dem 6ten Grad der Breite an. Eine mit Mühe und Scharfſinn angeſtellte Unterſuchung folgt von S. 450 über die Landenge von Suez, deren Breite Herodot auf 1000 Stadien angiebt, Hr. R. aber nur 12 geogr. Meilen groſs findet, und glaubt, die Alten hätten überhaupt die Gränzſtadt Peluſium und den Berg Kaſius viel zu weit gegen Oſten gerückt. Er gründet ſich zum Theil auf aſtronomiſche Beobachtungen. Es iſt eine Unmöglichkeit, hier dem Gange des Vfs. im Einzelnen zu folgen, oder auch unſere Zweifel beyzubringen; vielleicht entſcheiden neuere gerade jetzt an Ort und Stelle geſchehene Unterſuchungen nicht ganz zum Vortheil des Vfs. Die ſchöne Abhandlung S. 488. über das Anſetzen der Flüſſe, und dadurch über die Entſtehung des Delta; ferner, daſs das alte Delta weiter gegen Süden reichte, als heut zu Tag, empfehlen wir zum Nachleſen. Eben ſo die meiſt nach Browne gelieferte Beſchreibung der *Oaſen*; die neueſten franzöſiſchen Berichte konnte er noch nicht benutzen. S. 576. die Beweiſe, daſs die heutige Oaſe *Siwa* wirklich die Stelle von Jupiter Ammons Tempel war. Wir halten uns von der Richtigkeit ſeiner ſchon in frühern Schriften geäuſserten Annahme überzeugt, obgleich ſie im Grunde Herodots Stationenangabe durch das innere Land widerſpricht. — Die Beſchreibung der Küſtenländer Libyens bis zur groſsen Syrte nach Her. iſt mit vielen Hypotheſen durchwebt. Die Garamantes erklärte Hr. R. ſchon in den Abhandlungen der afrikaniſchen Societät, und erklärt ſie auch hier wieder, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, für die Bewohner von Feſſan; nur müſſen ſie damals nach Her. Angabe noch gar wenig Zuſammenhang mit dem innern Lande gehabt haben. Die weſtlichen Stationen Herodots entwickelt Hr. R. nicht; und wenn der Vater der Geſchichte über die Beſitzungen der Karthaginienſer mit Stillſchweigen weggeht: ſo geſchah dieſs nach Hn. R. bloſs aus Nationalhaſs; Herodot kannte das ganze Land ſehr gut, da er ſogar den Atlas kennt. Aber wenige Kenner werden ihm die Wahrheit dieſer Sätze zugeben; Herodots Atlas liegt ſüdlich von Karthago, nicht weit von den Garamanten. Er ſchreibt dem alten Griechen mehrere Kenntniſſe zu, als er ſelbſt zu haben behauptete; alles was er hier wuſste, kam von Erzählungen in Aegypten und von einigen Cyrenäern. S. 672. die auf König Necho's Befehl verſuchte und ausgeführte Umſchiffung Afrika's. Hr. R. ſcheint gegen die Wirklichkeit derſelben gar keinen Zweifel gehabt zu haben, ob ſie gleich Her. ſelbſt nur als unwahrſcheinliche Erzählung angiebt. Rec. ging mit freudiger Vorliebe an dieſe Abhandlung, weil er wünſcht, ſich von der Ausführung dieſer Fahrt überzeugen zu können, und hier Gründe zu finden hoffte, welche ſeine Bedenklichkeiten völlig zu Boden werfen würden. Er ſah ſich betrogen. Hr. R. ſetzt ohne weiters die unbeſtrittene Wahrheit der glücklich beendigten Unternehmung voraus, und macht ſichs nun zur wichtigſten Angelegenheit, die einzelnen

Theile der Ausführung dem Leſer recht haarklein vor Augen zu legen. Er berechnet, daſs die Schiffe der Alten im Durchſchnitte 35 engl. Meilen zurücklegten, daſs man aber bey einer Küſtenfahrt nur 23 Meilen angeben dürfe. Nach dieſer Berechnung, reichen dann 585 mit Segeln zugebrachte Tage, oder 19½ Monat, zur Umſchiffung der Oſt- und Weſtküſte von Afrika hin; 12 Monate gehören für das Abwarten der Aernte, für den Aufenthalt in mehrern Häfen zur Erfriſchung und Ausbeſſerung der Schiffe. Da nun Her. ſagt, nach 2 Jahren ſeyen die Umſegler Afrika's zu Herkuls Säulen, und im dritten glücklich wieder nach Hauſe gekommen: ſo trifft ſeine Berechnung bis auf wenige Monate zu. Er beſtimmt ſogar Angola und den Senegal an der Weſtküſte als die Orte, wo ſie die Zeit ihrer eignen Aernte erwarteten, weil ihn ſeine genaue Kunde der Strömungen und Winde in dieſen Gegenden belehrt, daſs man nur in einigen günſtigen Zeitpunkten des Jahrs die Küſtenfahrt aus dieſen Gegenden nordwärts machen kann. Bey der ganzen Berechnung wird aber vorausgeſetzt, daſs die Gegenden bis nach Moſambique an der Oſtküſte und bis nach Guinea an der Weſtküſte ſchon vorläufig bekannt waren, daſs man die Strömungen der See und die feſten, in gewiſſen Monaten herrſchenden, Winde kannte, und daſs die Fahrzeuge bis nach Moſambique durch Empfehlungen des Königs Necho von den Bewohnern der Oſtküſte verſorgt wurden. — Wer wird dergleichen Vorausſetzungen gelten laſſen, da Aegypten vor Necho jedem Fremden verſchloſſen war, da dieſes Reich keine Flotte hatte, und auch jetzt die Unternehmung durch Phönicier ausführen lieſs, da erſt die Ptolemäer einige Entdeckungen in den obern Theilen der Oſtküſte zu machen anfingen, da man von feſten Winden erſt zur Zeit der römiſchen Regierung einige Begriffe zu erhalten anfing, und da die Karthaginienſer erſt ſpäter den Hanno auf Entdeckungen an der Weſtküſte ausſchicken muſsten. Eben durch Hn. *R's.* Gründe wird die Meynung, daſs die Unternehmung für Leute, welche dieſe Seen noch nicht kannten, beynahe eine Unmöglichkeit ſey, zur feſten Ueberzeugung. Auch die Portugieſen trieben ihre Entdeckungen nur allmälig immer weiter. Und da die Regenzeit, oder der ſogenannte Winter, zwiſchen den Wendezirkeln, zweymal eintritt: ſo muſsten die Reiſenden viermal die Aernte ihrer eignen Ausſaat unterwegs erwarten. Darf man auch wohl überall gutwillige Leute vorausſetzen, welche den Fremden den langen Aufenthalt und das Bearbeiten ihrer Erde verſtatteten? Ueber den Haupteinwurf: wie kommts, daſs ſonſt niemand von dieſer Fahrt etwas erfuhr, daſs alle Geographen ſich ganz falſche Begriffe von der Ausdehnung Afrikas machen? ſchlüpft Hr. *R.* leicht hinweg; zu Ptolemäus Zeiten, ſagt er, hatte man die alte Fahrt in Aegypten vergeſſen. Aber vom Ptolemäus iſt nicht allein die Rede, ſondern von allen ältern Schriftſtellern, von den Königen Aegyptens, welche Entdeckungsreiſen machen lieſsen, ohnerachtet ſie Herodots Erzählung ſo gut als wir vor Augen hatten. Unterdeſſen verſchafft uns dieſe Unterſuchung eine vortreffliche Auseinanderſetzung des Vfs. über die Strömungen und feſten Winde an den Oſt- und Weſtküſten von Afrika.

Den Schluſs des ganzen Werks macht von S. 719 *Hannos* Entdeckungsreiſe an der Weſtküſte von Afrika. Um nicht über die uns vorgeſteckten Gränzen auszuſchweifen, bemerken wir bloſs, daſs Hr. *R.* bis zum Senegal mit den übrigen Auslegern zuſammenſtimmt, Hannos Weſthorn aber für die Biſſagós-Inſeln, und ſein Südhorn für eine Einbeugung ſüdöſtlich von Sierra Leona erklärt, folglich die Entdekungen der Karthaginienſer weniger weit reichen läſst, als die übrigen Ausleger, aber auch Goſſelins übertriebne Einſchränkungen verwirft. Seine Gründe ſind von deſto gröſsrem Gewichte, da ſie mit der genaueſten Kenntniſs dieſer Gegenden verbunden ſind. Eine zu *dieſem* Zwecke verfertigte Karte, dient dazu, *die Angaben* des Vfs. noch anſchaulicher zu machen.

PARIS, b. Laran: *Voyage dans la Troade*, ou Tableau de la Plaine de Troie dans ſon etat actuel. Par le Citoyen *Lechevalier*, Correſpondant des ſociétés littéraires d'Edimbourg, Gottingue et Madrid. *Seconde edition.* An VII. (1799.) 269 S. gr. 8.

Strabo ſagt: die weltberühmte Troas giebt, auch noch in ihrem Schutt und in ihrer Verwüſtung, den Schriftſtellern reichen Stoff zu *vielem Reden* (πολυλογίαν). Dieſs kann man jetzt mit doppeltem Rechte ſagen, da in der neuern und neueſten Zeit ſo viel von Pococke, Chandler, Wood, Lechevalier, Choiſeul Gouffier, Dalzel, Bryant, Wakefield, Morritt, Vincent, Dallaway, Sibthorp, Hawkins, Schwartz, Helwig, Åkerblad u. ſ. w. über jene claſſiſche Gegend geſagt und geſchrieben worden, und da wir noch ferner Aufklärungen von Reiſenden, vorzüglich von Hn. v. Hammer, der jetzt in jenen Gegenden reiſt, zu erwarten haben. Zu leugnen iſt nicht, daſs die πολυλογία Strabo's auch in der Bedeutung der Geſchwätzigkeit mehrern Schriftſtellern über Troja eigen iſt, und daſs namentlich Choiſeul, Dalzel Bryant, Dallaway und Morritt viele Worte machen, ja, daſs auch Lechevalier mit einer groſsen Umſtändlichkeit und Weitläuftigkeit, um nicht das Wort Weitſchweifigkeit zu brauchen, ſeinen Gegenſtand abhandelt.

Choiſeul's und Lechevalier's Reiſen nach Troas, gaben bekanntlich vor wenigen Jahren das Signal zu neuen und wiederholten Forſchungen und Wanderungen. Seitdem Lechevalier's Gemälde von der Ebene Troja's erſchienen, und von Dalzel und Heyne bearbeitet worden war, trat ein Heer von Schriftſtellern auf, die ihn zum Theil beſtritten und berichtigten, zum Theil in ſeine Fuſstapfen traten und beſtätigten. Nun erſchien auch in Deutſchland aus der Handſchrift von Choiſeuls *Voyage pittoresque* das Kapitel über Troas, und die Aehnlichkeit dieſer Schrift mit der Lechevalieriſchen gab zu Bedenken Anlaſs, wem von

bei-

beiden eigentlich der Preis jener interessanten Entdeckungen in Troas gebühre. Diese Umstände zusammen vermochten den verdienstvollen Lechevalier zu einer Retractation seiner Abhandlung über Troas, die nun als ein neues Werk angesehen werden kann. Das Ganze ist in eine andre Form gegossen, die Anordnung ist natürlicher und gefälliger, beynahe jedes Kapitel ist verbessert und bereichert, zum Theil aus eigner längerer Prüfung, zum Theil nach Anleitung seiner Commentatoren und andrer Schriftsteller über Troja. Lobenswerth ist die Mäfsigung, mit welcher er dem Zeloten Bryant begegnet, wiewohl er dessen Ausfälle höher aufnimmt, als sie es verdienen. Viele Zusätze und interessante Abschweifungen sind dieser Ausgabe eigenthümlich. Ueber seinen Antheil an den Entdeckungen in Troas, und sein Verhältnifs zu dem Gesandten Choiseul läfst er sich in folgendem Glaubensbekenntnifs aus: „Ich behaupte, dafs die Ebene von Troja ihre Gestalt seit dem Zeitalter des Homer nicht verändert hat; dafs man die Vorgebirge, Flüsse, Hügel, Quellen und Grabhügel der Krieger, noch immer und an denselben Stellen sieht, wohin sie der grofse Dichter gesetzt hat, und wenn es einiges Verdienst ist, diese köstlichen Reste des Alterthums der Vergessenheit, in die sie versunken waren, entrissen zu haben: *so reclamire ich dieses ausschliefsend für Cassas und für mich.* Aber indem wir uns diese Entdeckungen zueignen, heifst uns zugleich die Dankbarkeit *dem einsichtsvollen Eifer des Gesandten huldigen, welcher unsre Arbeiten beschützte.*" Sehr human ist diese Aeufserung über einen Mann, der sich dem Gerücht nach nicht freundschaftlich gegen Lechevalier betragen haben soll.

Der Vf. hat sein Buch bey der Umarbeitung in 5 Theile getheilt, wovon der erste eigentlich Reisebeschreibung ist, und des Vf. verschiedne Reisen nach Asien, insonderheit nach Troas und in die Moldau, wo er in gefährliche Lagen kam, auch in den Norden von Europa enthält. Dieser Theil ist der unterhaltendste für blofse Liebhaber und Freunde von Reisebeschreibungen, und er enthält eine Menge einzelner Angaben und Nachrichten über des Vfs. Leben und Schicksale, die in der ersten Ausgabe übergangen waren. Die Wärme und Dankbarkeit, mit welcher er von den Männern und Gelehrten in Europa und Asien spricht, bey denen er eine freundschaftliche Aufnahme fand, macht seinem Herzen Ehre.

Der zweyte und dritte Theil bezieht sich ganz auf die Ebene von Troja. In jenem wird nämlich die Ebene nach dem Homer, mit Rücksicht auf die Gefechte der Iliade (gröfstentheils nach Heyne's Abh.), ferner nach dem Strabo (wo vieles nach Heyne's, Dalzels und Bryants Winken berichtigt ist) und nach andern alten Schriftstellern dargestellt. Hier wird ein überaus gelehrtes Bruchstück — wiewohl *rudis indigestaque moles* — aus Villoisons ungedrucktem, und, wie man fürchtet, nie zu Stande kommenden Werk über das alte und neue Griechenland; die Geschichte von Troas unter dem byzantinischen Kayserthum, nach den byzantinischen Schriftstellern, eingerückt. Dann wird die Ebene Troja's nach Pope und andern neuern Reisenden vorgestellt. Der dritte Theil betrachtet die Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustand, mit beständiger vergleichender Hinsicht auf den Homer. Der Vf. hat hier besonders viel ergänzt, genauer bestimmt, manche seiner etwas schwankenden Hypothesen mit neuen Stützen versehen, andre, die sich ihm selbst als unhaltbar darstellten, weggeworfen. In dem letzten Kap. giebt der eingerückte Brief des Gesandschaftsarztes Jumelin zuerst Aufschlufs, wie es bey der Eröffnung des angeblichen Grabmales des Achill hergegangen, und was für Curiosa man darin entdeckt hat. Zwey Vasen und das sogenannte Pallasbild, welches man darin gefunden haben will, sind, so wie 7 Tafeln, mit troischen Münzen und einem seltsamen Relief: Psyche auf einem Kameel reitend, mit der Zugabe eines jetzigen Caravanen-Kameels, und einer sehr verbefserten Karte von Troas, in Kupfern beygefügt. Man erfährt hier zuerst, dafs Lechevalier und *Cassas* im J. 1786 die Ebene von Troja gemeinschaftlich aufnahmen. Der Ingenieur Kauffer hatte später einen Plan von Troas aufgenommen, und seine Karte ist mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet. Da er bey diesem Geschäft viele Fehler der Karte von Lechevalier oder Cassas bemerkte (welches Lechevalier selbst mit Unbefangenheit aus einem Briefe Choiseuls an ihn erzählt): so veranlafste er Hn. Lechevalier dadurch, seiner Karte mehr Richtigkeit und Wahrheit zu geben. Noch einer schätzbaren Zugabe bey dieser neuen Ausgabe von Lech. Werk müssen wir gedenken, welche aus verschiednen merkwürdigen Steinschriften aus Troas besteht, für deren Verbesserung Einiges von Villoison, der auch sonst schon seine Geschicklichkeit im Lesen und Berichtigen von Inschriften beurkundet hat, geschehen ist. Einer weitern Prüfung des Lechevalierischen Werkes glauben wir uns überheben zu können, da in der nächstens anzuzeigenden deutschen Bearbeitung dieser Ausgabe, sowohl der gelehrte Schwede Akerblad als der Uebersetzer eine solche Prüfung bereits angestellt haben.

Berlin, b. Sander: *Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig, und von da zurück durch Tyrol und Salzburg.* Im Jahre 1798. Mit einer Karte. 1800. 8.

In der Vorrede sagt der Herausg.: „dafs diese Briefe wirklich *an* und *für* Freunde geschrieben sind." Das ist recht gut, aber daraus folgt nicht, dafs man so vieles, was nur diese Freunde angeht und angehen kann, so manches Unnütze und zum Theil für den Leser Lästige, hauptsächlich aber die süfslichen Complimente, die der Vf. seinen weiblichen Correspondenten macht, auch abdrucken mufste.

Die Reise geht von Wien über St. Pölten, Mariazell, Grätz, Marburg u. Laibach nach Triest. Hier schifft sich der Vf. nach Venedig ein. Von da geht er über Padua, Vi-

cenza und Verona bis an den Gardasee, von wo er über Botzen, Inspruck, Salzburg und Linz wieder zurück nach Wien geht. — Der Vf. scheint auf keinen Gegenstand besondre Rücksicht zu nehmen; am wenigsten bekümmert er sich um statistische Angaben. Was er liefert, ist eine Art von dichterischer Beschreibung dessen, was ihm vorkommt. Daher nehmen auch seine Empfindungen, Betrachtungen, Declamationen und Citate fast einen eben so grosen Theil des Ganzen ein, als die eigentlichen Beschreibungen der Dinge, die er gesehen hat. Frauenzimmer und Jünglinge werden das mit Vergnügen lesen. Seine Sprache ist gröstentheils rein, und zuweilen schön. Aber eben das Bestreben, alles schön zu sagen, macht, dass er oft den Vorwurf des Gesuchten und des Spielenden verdient. S. 262. „Der Himmel müsste mir, wie ihnen, die Gabe verliehen haben, auch den leisesten Gefühlen ein Gewand zu geben, damit ich im Stande wäre, *manche Tropfen aus dem überströmenden Meere hoher Empfindungen*, worein dieses Heiligthum (die Justinenkirche zu Padua) versetzt, *zu schöpfen, und ihnen diese Tropfen in Perlen verwandelt, vorzulegen.*" — Er sucht immer dichterische Vergleichungen, und ist darin nicht eben glücklich. S. 276. die ganze Landschaft (zwischen Padua und Verona) scheint ein *grünseidenes Kleid, in dem ungeheuern Tambour des unbegränzten Gesichtskreises aufgespannt*" etc. — Seine Ausrufungen und Tiraden fallen bisweilen in das Schulmäsige, und werden durch ihre Länge und ihr öfteres Wiederkommen lästig. Beym Anblicke der Höhlen bey Adelsberg ruft er aus: „Ist dies der Eingang in die tänarischen Schlünde? Sind dies die Seelen, die zur Unterwelt fliegen, die leichten Schaaren der Schatten? Sind es die heiligen Vögel Proserpinens, der Königin der Unterwelt? — Rauch und Dampf dringt aus dem Eingange der Höhlen; an den geschwärzten Felsen lecken rothe Flammen etc." — Bey der Hohle von Corgnale ruft er aus: „Irren wir in den Gängen des Dädalus, oder dem Labyrinthe Aegyptens? Sind dies die verlassenen Hallen Saturns, der über das Meer, die Erde und den Himmel herrschte, ehe sich Poseidon, Zevs und Pluto etc. Und dann kommt Eurydice zwischen den Fackeln der Erinnyen, mit dem Geleite der Geister etc.

GESCHICHTE.

EISENACH, in d. Wittekindsch. Hof-Buchh.: *Friedrich der Weise und Johann der Verständige*, Kurfürsten von Sachsen Ernestinischer Linie. Ein historischer Versuch und Beytrag zur Reformationsgeschichte von *Johann Adolph Leopold Faselius*, und als ein kleiner Pendant zu Moritz, Kurfürst von Sachsen, von Friedrich Schlenkert. 1800. 146 S. 8. (9 gr.)

Zur Warnung für alle, die sich zu Biographen berühmter und verdienstvoller Männer aufwerfen wollen, hat Horaz aufgezeichnet, dass es Alexander nur den gröfsten Künstlern in ihrer Art erlaubt habe, sein Gemälde oder seine Bildsäule zu verfertigen. Denn daraus ist so viel zu lernen, dass es weder dem grosen Manne selbst, noch der Nachwelt gleichgültig sey, ob sein Bild von einem Apelles, oder von einem Gurkenmaler, geschildert werde; und dass es unter die seltnern Gaben gehöre, die Züge eines hervorragenden Geistes von edler Thätigkeit richtig zu treffen, und würdig nachzubilden. Das hat aber Hr. *Faselius* leider nicht bedacht. Offenbar glaubte er, dass, weil von Friedrich dem Weisen und Johann dem Standhaften bereits so viel gesammelt und geschrieben worden ist, er auch gar wohl unter dem Namen eines Versuchs, oder Beytrags, oder Pendant, etwas über sie sammeln und schreiben könne. Dieser Wahn hat nun hier eine alltägliche Rhapsodie hervorgebracht, von der man, am gelindesten zu urtheilen, sagen muss, dass sie als Denkmal jener beiden Fürsten ganz und gar verfehlt ist. Sollten wir dieses dem Vf. beweisen: so müsten wir ihm im Angesichte des Publicums die ersten Regeln der Biographie vordociren; und sollten wir ihm alle falsche, schiefe und seichte Stellen seiner Schrift vorhalten: so müsten wir schon S. 3. den Anfang machen, wo Kf. *Johann* der *ältere Bruder* des Kurf. *Friedrichs* genannt wird. Wer kann uns aber alles dieses zumuthen?

KLEINE SCHRIFTEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Rein: *Neues moralisches Kinderbuch.* Ein Neujahrsgeschenk. (1800.) 96 S. 12. Aus dem etwas unbestimmt ausgedrückten Titel siehet man nicht, für welches Alter dieses Buch bestimmt ist. Es ist eine Sammlung von Beyspielen meistentheils guter Handlungen, die aus der wirklichen Menschenwelt entlehnt sind. Wir stimmen dem Vf. ganz bey, wenn er Beyspiele der Art am wirksamsten für die moralische Bildung der Jugend hält, und weisen daher sehr gern dieser Schrift, die sich noch überdiefs durch ein nettes äufseres Gewand empfiehlt, und mit 21 illuminirten Kupfern versehen ist, welche sich auf die erzählten Beyspiele beziehen, ihren Platz unter den belehrenden Unterhaltungsbüchern für eine schon einigermafsen gebildete Jugend an. Der Inhalt der gewählten Beyspiele enthält nichts für die Jugend Anstöfsiges, die Erzählungen selbst sind nicht zu lang, und der Vortrag ist verständlich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Gebauer: *Philosophisch-kritischer Entwurf der Versöhnungslehre von Joh. Gottf. Aug. Kroll. Nebst einigen Gedanken über denselben Gegenstand von J. Heinr. Tieftrunk.* 1799. 172 S. 8. (15 gr.)

Auch diese Schrift über die Versöhnungslehre, welche die Sache nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie untersucht, wird sicherlich ihre Leser finden. Wir wollen die unsrigen mit dem Hauptinhalt derselben kurz bekannt machen. Hr. Kroll bemerkt in der Einleitung, dass die allgemeine Uebereinstimmung der Völker in der Gewohnheit, die Gottheit durch Opfer auszusöhnen, sehr auffallend sey. Es biete sich einem deswegen die Frage von selbst dar: welche Ursache bewog die Menschheit gerade zu diesem Mittel, um Vergebung ihrer Vergehungen zu erlangen? Freylich könne man von der Allgemeinheit der Gewohnheit noch nicht auf die Realität der beabsichtigten Sündenvergebung schliefsen; aber man frage doch mit Recht nach dem Grund dieser Gewohnheit und dieses Glaubens an eine Versöhnung. Viele suchten nun den Grund davon in den unrichtigen und gar zu menschlichen Vorstellungen von Gott, welcher Erklärungsgrund auch deswegen wahrscheinlich sey, weil man in der Kindheit des menschlichen Geistes die Idee der Gottheit nach dem Bild eines irdischen Monarchens bestimmte, aber deswegen könne man doch noch nicht zugeben, dass der Begriff der Versöhnung, zu deren Stiftung man sich der Opfer als Mittel bediente, dadurch als irrig und grundlos dargestellt werde; denn sonst hätte, bey nachheriger Bildung und Veredlung der Religionsbegriffe, der Glaube an die Versöhnung verschwinden müssen. Dies sey aber nicht geschehen. Die christliche Religion verwerfe zwar die Opfer als irreligiös, lasse aber die Versöhnung nicht allein stehen, sondern nehme sie gar in Schutz. Jener Erklärungsgrund sey also allein gegen die Opfertheorie gerichtet. Man könne auch nicht sagen, die Lehre Jesu von der Versöhnung mit Gott beruhe auf falschen Vorstellungen von Gott. Jesus stellt uns Gott als unsern heiligen Gesetzgeber, als unsern gütigen Versorger, und als unsern gerechten und allmächtigen Richter dar, und lehrt uns ihn überhaupt als ein so ehrfurchtswerthes Wesen verehren, dass die Vernunft mit aller Anstrengung nichts erhabeners denken kann. Jesus sage aber deutlich, er sey dazu erschienen, um den Tod für die Sünden der Menschen zu erdulden. Dieses könne kein Irrthum seyn, denn die Wahrheit und Vortrefflichkeit der Religion Jesu sey einleuchtend, man entdecke darin sonst keine Spur von Irrthum und Aberglauben, selbst die Wirkungen der Lehre Jesu hätten es bewiesen, dass die Religion göttlichen Ursprungs sey. Die Frage nach dem wahren Grund der Versöhnungslehre ist daher von äusserster Wichtigkeit. Der Vf. giebt deswegen den nach seiner Meynung einzig möglichen Weg an, auf welchem man zur richtigen Beurtheilung der Wahrheit dieser Lehre gelangen kann. Zuerst wird der Begriff der Versöhnung des Menschen mit Gott also bestimmt, dass Gott dem sündigen, aber reuevollen, und zur Gesetzgebung der Vernunft zurückkehrenden Menschen seine begangenen Missethaten nicht zurechnet, sondern verzeihet. Darauf wird gezeigt, dass man den Ursprung und die Realität dieses Begriffs nicht aus der Erfahrung ableiten könne, weil es kein sinnlicher, sondern intellectueller Gegenstand sey; sondern dieses müsse aus Vernunftprincipien geschehen, und da Religionsbegriffe ihrer Natur nach vor den Richterstuhl der praktischen Vernunft gehören: so müsse die Untersuchung über die Versöhnung nach den eigenthümlichen Grundsätzen der praktischen Vernunft beurtheilt werden. Der Begriff der Versöhnung ist kein gegebener, aber auch kein erdichteter, sondern ein geschlossener Begriff. Es mus deswegen gezeigt werden, 1) dass er der theoretischen Vernunft nicht widerspreche, und 2) dass er als Mittel zum höchsten Zweck der Menschheit dienen könne. Die Realität eines geschlossenen Begriffs könne nicht demonstrirt werden, folglich könne man nur einen vernünftigen Glauben an die Versöhnung rechtfertigen. Dieser Glaube werde aber in dem handelnden Subject der stärksten objectiven Ueberzeugung gleich, wenn der Zweck, warum es die Realität des Begriffs annimmt, objectivnothwendig ist. Der Vf. gehet daher zur Ableitung der Realität der Versöhnung des Menschen mit Gott über, und stellt zuerst die Principien auf, aus welcher der Beweis zu führen ist. Die Vernunft stellt uns durch ihr Gesetz einen absoluten Zweck auf. Dieser bestehet darin, dass wir als sinnlich vernünftige Wesen nur dem sittlichen Gesetze Gehorsam leisten, und nur aus Achtung gegen dasselbe handeln sollen. Nur diese Achtung ist eine reine Triebfeder des Willens. Jede andere Triebfeder setzt Lust oder Unlust an der Existenz des Objects einer Handlung voraus, und bringt Heteronomie hervor: denn der Wille bestimmt sich in diesem Fall durch das Gesetz der Sinnlichkeit. Wäre der Mensch ein reinmoralisches Wesen: so würde er das Sittengesetz ohne Rücksicht auf [illegible] Bedingungen befolgen, allein er ist auch sinnlicher Natur.

selben für sich wählte. Wenn nun aber in einer Nation alle einzelne dieser Einsicht fähige Personen, jede nach ihrer Ueberzeugung (ohne welche aller Cultus unfruchtbar ist) in der Religiosität sich befestigen, und alle, welche in ihren Ansichten mit einander übereinstimmen, einen mit ihrer innern Religion harmonischen Cultus wählen; wo bleibt alsdann der Staat, welcher einen eigenen Cultus wählen sollte. Ist der Staat eine Person? Und, wenn man ihn eine moralische Person nennen will, ist er dann etwas von allen Individuen der Nation verschiedenes? Kann der Staat, als solcher, einen religiösen Glauben haben, selbst wenn man unter dem Wort Staat blos die Staatsadministration, das Gouvernement, verstehen will? Es ist die Sache des Regenten und aller Mitglieder jeder Regierung, dass sie ihre Moralität durch Nachdenken bis zur Religiosität ausbilden, und wer dies gethan hat, wird zur Belebung seiner individuellen religiösen Gesinnungen, und um andere gute Einrichtungen gemeinschaftlich zu befördern, für Pflicht halten, dass er mit den Gleichgesinnten in äussere religiöse Verbindung, die man besser Religionsübungen als Cultus nennen könnte, zusammentreffe, und hier durch gesellschaftliche Aufmunterungen zum Guten und Wahren, und durch Ausführung dieser Zwecke vermittelst vereinter desto wirksamerer Kräfte die Gottheit verehre. Aber auch wenn der Regent und jedes Mitglied einer Regierung dieses alles thun: so thun sie es als Menschen, nicht als Mitglieder eines Staats, noch weniger als Regierende. Religiosität ist Sache jedes Menschen, nach seiner Einsicht. Nur Einheit der Einsichten erzeugt wahrhaft vereinte Religionsgesellschaften zu harmonischen Religionsübungen. Was aber den Staat selbst oder den Regenten betrifft, so bleibt Friedrichs des einzigen Ausspruch: der König (als solcher) soll keine Religion haben! Auch jeder Cultus, den man herrschende oder begünstigte Religion irgendwo zu nennen pflegt, ist dieses nicht etwa, weil der Regent sich dazu bekennt. Hievon existirt oft genug das Gegentheil. Wählt die Mehrzahl in einer Nation nach ihren religiösen Einsichten einen gewissen Cultus: so wird dieser dadurch doch nicht Staatsreligion, sondern ist und bleibt die Religionsübung der Mehreren, so lange als sich die Mehreren dazu halten, das heisst, so lange sie für ihre Religiosität diese gesellschaftliche Ausübung am meisten beförderlich finden. Diese Mehrzahl aber kann und darf hierin nicht die Minderzahl dominiren, ausschliessen, zurückdrängen. Vielmehr wird gerade dadurch ganz notorisch, dass man in einem Staat Religion und gesellschaftliche Religionsübungen nicht für gleichgültig halte, wenn der mächtigere Theil auf keine Weise einen mittelbaren oder unmittelbaren Einfluss seiner Gewalt dazu anwendet, um die unmächtigeren Religionsgesellschaften zu veranlassen, dass sie den ihrer Einsicht gemässeren Cultus gegen den, dem grösseren Theil gefälligen, austauschen. Nur derjenige respectirt den äussern Cultus wahrhaft, welcher ihn in jedem Mitbürger als eine Sache der Ueberzeugung behandelt, welche dieser gegen keine Gattung äusserer Vortheile ohne Beystimmung seines Gewissens aufgeben könne und dürfe. Was der Mächtigste sogar im Unmächtigen respectirt, davon kann man sagen, dass es in einem Staat für heilig und unverletzlich gehalten werde. Woher im Gegentheil lernen die Völker leichter den äussern Cultus mit Indifferentismus ansehen, als wenn sie die Vornehmsten denselben wie eine Sache behandeln sehen, die man in jedem Lande nach dortiger Landesart mitzumachen habe. Und dieses gleichgültige Betragen der Grossen gegen die sogenannten Landesreligionen, welche der weltkluge Mann mit dem Lande zu wechseln habe, von welchem andern Princip geht es aus, als von dem des Vfs., dass der Staat — ein in verschiedenen Ländern und Zeiten verschiedenes Aggregat der politischen Majorität — einen gewissen Cultus adoptiren solle? *Der Vf.* wollte wahrscheinlich blos behaupten, dass die *Mitglieder* der Regierung, als angesehene Individuen, andern, die sich gerne nach Beyspielen richten, ein Beyspiel des Respects für zweckmässige gesellschaftliche Religionsübungen zeigen, und keine derselben als gleichgültig behandeln sollten. Da aber selbst in einer Republik, wo man mit den ächt protestantischen Fortschritten der Religionsphilosophie, und des allgemeinen Kirchenrechts bekannter seyn sollte, kürzlich aus ähnlichen Grundsätzen von Erhebung zweyer sehr verschiedener Kirchen, der katholischen und reformirten, zu herrschenden Staatsreligionen *die* Rede gewesen ist: so hielt es Rec. der Zeit gemäss, an die sichtbare Ungründlichkeit dieser Grundsätze zu erinnern.

EISENACH, b. Wittekind: *Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte.* Von *Heinr. Ludw. Pfaff.* Zweyte verbesserte Ausgabe. 1800. 160 S. 8. (12 gr.)

Für ungelehrte Bibelleser ein verständliches, zweckmässiges Büchelchen. Wäre der kurzen Erdbeschreibung von Palästina in dieser zweyten Ausgabe ein kleiner deutlicher Nachstich des richtigsten Kärtchens von Palästina, welches wir *jetzt* haben, aus Paulus Sammlung der merkwürdigsten Reisen in den Orient, I. Th. beygefügt worden: so wäre im Ganzen für den angenommenen Zweck nicht leicht etwas wesentliches zu wünschen. Der §. 4. vom Hahn im Leiden Jesu gehört wenigstens nicht in den Abschnitt von der Lebensart der hebräischen Nomaden, überhaupt aber nicht in die Archäologie des Alten Testaments. Dass die Hebräer Griffel mit demantenen Spitzen gehabt haben sollen (S. 67.) folgt aus Jerem. 17, 1. nicht. *Taanit* (S. 66.) ist nach dem semitischen, wie der arabische Dialect beweist, *einer, der Spuren, Zeichen macht.* — Würden bey einer andern Ausgabe, die Alterthümer, welche im N. T. vorkommen, auch eingetragen, so könnte jeder Prediger ein solches Buch wissbegierigen Bibellesern in seiner Gemeinde mit Nutzen anrathen, mancher vielleicht selbst daraus über einzelne Punkte sich orientiren.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 24. Januar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Meifsner: *Asklepiades und John Brown. Eine Parallele von K. F. Burdach*, der Philosophie Doctor und Privatdocenten auf der Universität Leipzig. 1800. 170 S. 8.

Bey der Menge, zum Theil trefflicher, Vorarbeiten war es nicht sehr schwierig, diese Parallele durchzuführen, da die Geschichte beider Männer und ihrer Lehren so viele und auffallende Aehnlichkeiten zeigt. Doch ist der Vf. nicht blofs seinen Vorgängern gefolgt, sondern hat überall mit rühmlicher Treue die Quellen selbst benutzt, und oft eigenthümliche Resultate aus denselben gezogen. Besonders auffallend war dem Rec. aufser dem pretiösen Stil, die Vorliebe des Vfs. für seine Helden. Diese verleitet ihn zuweilen zu einem nicht ganz richtigen Urtheil, z. B. wo er von Asklepiades und Browns gemeinschaftlichem Fehler, der Verachtung aller Vorgänger und dem lächerlichsten Egoismus hätte reden sollen. Er schliefst sogar seine Schrift mit einer etwas unwahren Parallele der Schicksale, welche die Lehren beider Aerzte erfahren haben. Asklepiades System sey nämlich von seinen Nachfolgern nicht gehörig ausgebildet worden; aber Browns System habe dieſs Glück erlebt, und werde nicht so unrühmlich untergehen. Ueber den Erfolg der letzten Weissagung mag die Nachwelt richten. Aber Asklepiades System ward von *Themison, Soranus* und andern gewifs sehr vortheilhaft ausgebildet, und blieb wenigstens zwey Jahrhunderte lang das herrschende. Wer mag jetzt prophezeyen, wie lange Browns Lehre unvergessen bleiben werde? . . . Der Vf. preiset es ferner an Brown, dafs er das Ganze der Wissenschaft umfafst, und nicht am Einzelnen geklebt habe. Gerade das Gegentheil hält Rec. für den vorzüglichsten Fehler des schottischen Reformators, und für die Ursache unzähliger Irrthümer, die in seiner Lehre vorkommen; daher man, wegen der zahllosen Folgwidrigkeiten, Unrecht thut, ihm ein System zuzuschreiben. — Unrichtig ist auch die Darstellung der Corpuscular-Philosophie des Asklepiades. Nicht Epikur, sondern Heraklides von Pontus war sein Lehrer, von dem er den Begriff der ὄγκων, nicht der Atome, annahm. Mit dem Heraklides stellen ihn Galen, Sextus Empiricus und Dionysius von Alexandrien (beym *Eusebius praepar. evang.* XIV. 23. p. 773.) zusammen. Die ὄγκοι waren wirklich παθητοὶ (Veränderungen unterworfen), nicht ἀπαθεῖς, wie die ἄτομοι des Epikur. (*Sext. Empir. phyſ.* I. 363.). Diesem steht freylich Galens Zeugnifs entgegen, der die Atomen mit den ὄγκοις für gleichbedeutend hält: aber wo Galen und Sextus Empiricus in einer philosophischen Meynung sich widersprechen, da verdient doch wohl der letzte den Vorzug. — S. 52. will der Vf. den grofsen Abstand des Corpuscular-Systems des Asklepiades vor dem Cartesischen System zeigen, stellt aber das letzte ganz unrecht dar. Die ὄγκοι des Asklepiades haben die gröfste Aehnlichkeit mit des *Cartesius Materia primi elementi*, und noch mehr Vergleichungen wird man in der Physiologie beider Männer machen können, wenn man weifs, dafs Asklepiades, wie Cartesius, die Absonderung als eine Art des Durchseigens ansah (*Theodor. Priſcian.* lib. IV. p. 105.). Eben so hat der Vf. Unrecht, den Cartesius einen ächten Dogmatiker zu nennen, weil er Hypothesen über die Figur und Bewegung der kleinsten Urkörperchen gebildet habe. Cartesius war viel zu weise, als dafs er diese Spiele seiner Phantasie für etwas mehr als Hypothesen hätte halten sollen. Sehr bestimmt erklärt er sich darüber (*Princip. philoſ.* P. III. p. 52.). Aber der Trofs seiner Nachbeter erhoben diese Hypothesen zu wirklichen Dogmen. — Unrichtig ist die Behauptung des Vfs., dafs Brown, wie Asklepiades, in der Materie selbst die Ursache des Lebens gesucht, und die Erregbarkeit für das Resultat der gröbern und feinern Materie genommen habe. *Brown* hat sich mit lobenswürdiger Klugheit über diesen Gegenstand nie erklärt, wie Niemand, der die Gränzen der menschlichen Erkenntnifs kennt, die Abhängigkeit des Lebens von der Materie bejahen oder verneinen wird. Blofs an einem Orte (System der Heilkunde, von *Pfaff*, S. 48.) sagt er, der Sitz der Erregbarkeit sey das Nerven-Mark und die Muscular-Subst anz. Dafs dieſs etwas ganz anders ist, sieht ein jeder ein; und Hr. *Röschlaub*, der doch Brown's eifrigster Apostel in Deutschland ist, will die Erregbarkeit, seltsam und unphilosophisch genug, ganz unabhängig von der Materie machen. — Endlich hält es Hr. B. für eine undankbare Arbeit, Spuren von *Cullens* System in Browns Schriften aufzusuchen, oder die Verwandtschaft beider Lehren zu zeigen. Rec. aber gesteht, dafs er diese Untersuchung gerade für den vortrefflichsten Theil dieser Schrift angesehen haben würde, indem nur durch solche historische Prüfungen ausgemacht werden kann, was dem schottischen Reformator eigenthümlich war, und was er erborgt und nur ausgeschmückt hatte.

An eine wichtige Parallele zwischen Asklepiades und Brown müssen wir noch erinnern. Diese betrifft den Contraft zwischen der sehr ausgebreiteten und äufserst glücklichen Praxis des ersten, und dem gänzlichen

lichen Mangel an aller praktiſchen Erfahrung bey dem ſchottiſchen Reformator. Aber dieſe Seite mögen die Verehrer des letzten nicht gern berühren, weil ihr Held dadurch zu viel verliert.

Berlin, b. Feliſch: *Die neueſten Entdeckungen und Erläuterungen aus der Arzneykunde*, ſyſtematiſch dargeſtellt von *Friedrich Ludwig Auguſtin*, der Arzneywiſſ. und Wundarzneyk. Doctor, ausübendem Arzte und Privatdocenten zu Berlin u. ſ. w. *Zweyter Jahrgang.* Das Jahr 1799. 1800. 39 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Wir können bey der Anzeige des vorliegenden zweyten Jahrgangs zwar zu unſerm Vergnügen nichts von dem Guten, was wir (A. L. Z. 1799. St. 319.) von dem erſten geſagt haben, aber zugleich auch nichts von den Erinnerungen zurücknehmen, die wir dabey zu machen uns genöthigt ſahen. Vielmehr finden wir dieſe beſtätigt, und zu jenem nichts, wie wir gewünſcht hätten, hinzuzuſetzen. Es mag ſeyn, daſs die Lehre von der Geburtshülfe unter der Diätetik ſtehen bleibt, da die Leſer ſich daran gewöhnen, und eine *ſyſtematiſche Ueberſicht* des Inhalts, die jetzt hinzugekommen iſt, aber leider den erſten Band nicht mit begreift, das Nachſchlagen, wenigſtens ziemlich erleichtert. Wenn man jedoch bedenkt, daſs ein ſolches Werk dem, oft überhäuften, gelehrten Arzte etc. — er ſey Praktiker, oder nicht — nicht zum Studium, ſondern zum geſchwinden Nachſchlagen und Nachtragen, als Repertorium, dienen kann und ſoll: ſo leuchtet es in die Augen, daſs ein bloſser Conſpectus, ohne Sach- und Namenregiſter, noch viele Unbequemlichkeiten für den Leſer übrig läſst. Auch beſtätigt ſich dieſes durch den gegenwärtigen Jahrgang ſelbſt an mehrern Stellen. Wer z. B. vom *foetus extrauterinus* die neuern Wahrnehmungen überſehen will, findet dergleichen an zwey Stellen zerſtreuet, nämlich S. 219. und S. 272. Man muſs alſo jedesmal den *ganzen* Conſpectus, einer Materie wegen, die man ſucht, durchleſen. Eben ſo geht es mit dem Gebrauche der Säuren: ein Theil davon kommt S. 386. unter: *Salpeterſäure*, ein anderer S. 389. unter *ſpiritus nitri acidus*, und der dritte S. 480. vor, und wenigſtens an dem erſten und letzten Orte iſt jedesmal die Rede von ihrer Anwendung gegen veneriſche Krankheiten u. ſ. w. Es würde übrigens mehr, als die gröſseſte Unbilligkeit verrathen, wenn man von einem einzelnen Manne, ob er gleich an einem Orte lebt, wo ein ſo groſser Zuſammenfluſs literariſcher Producte und Hülfsmittel iſt, wie in Berlin, *unbedingte Vollſtändigkeit* verlangen wollte, die ſich nur von einer Vereinigung mehrerer Gelehrten erwarten läſst. Allein wenn man aus Werken, die der Vf. ſelbſt in dem angehängten Bücherverzeichniſſe, als benutzt, aufgeführt hat, Merkwürdigkeiten nicht angezeigt findet: ſo iſt man zu dem Schluſſe berechtigt, daſs er nur flüchtig gearbeitet, oder die Werke ſelbſt gar nicht geleſen habe, ſondern ſelbige nur aus öffentlichen Anzeigen kenne. Dieſs iſt, um ein paar Beyſpiele zu geben, der Fall mit *Fahners Beyträgen* etc. und *Beddoes contributions* etc. Aus den erſten vermiſſen wir die (XXVII.) Wahrnehmung bey dem Gehirne eines fecirten blödſinnigen jungen Menſchen, und aus den letzten zu S. 373. die Bereitung der Drake'ſchen Tinctur von der *digitalis purpurea*, zu S. 438. die darin von *Cooke*, *Thornton*, *Jenner* und *Jacobs* enthaltenen Aufſätze über die Kuhpocken: ſo, wie zu S. 592. *Beddoes* Vorſchlag, mit den Aerzten und Wundärzten der Hoſpitäler zu beſtimmten Zeiten zu wechſeln. Einen auffallenden Beweis von der Flüchtigkeit des Vfs. ſehen wir S. 436., wo nicht: „Hofrath *Michaelis*," ſondern: „geh. Hofr. *Schäfer*," zu leſen iſt, und das Citat nicht: 135. S. 61. ſondern: 136. S. 65. heiſsen muſs. An dem erſten Orte ſteht freylich eine Abhandlung von *Michaelis*, allein ganz andern Inhalts, und nicht von dem Hofrathe, ſondern von dem Garniſonmedicus zu Haarburg. Die Weſtrumbſche Analyſe des berüchtigten Geſundheitstranks für Schwangere (S. 196.) iſt, in Bezug auf den erſten Jahrgang unſers Werks S. 149., nicht übereinkommend, ſondern richtiger abweichend, zu nennen. Was S. 209. von der Rhachitis geſagt iſt, gehört doch nicht unter die Geburtshülfe, und giebt einen neuen Beweis von der Nothwendigkeit eines jedesmaligen Sachregiſters. *Reich's* Theorie und neue Behandlung der Fieber S. 395. gehörte eigentlich nicht in den gegenwärtigen Jahrgang. S. 235. fehlen nach Oxygenation, die Worte: „die Calorification." In Anſehung der Rubrik: *epidemiſche und endemiſche Krankheiten*, bleibt der Vf. ſeiner, bey der Anzeige des erſten Jahrgangs ſchon von uns gerügten Methode, getreu, und ſo erfahren wir denn oder leſen aufs neue, daſs z. B. 1791 (?) zu Paris die Blattern, zu Kahla Katarrhe und ſporadiſche Blattern, zu Colditz katarrhaliſche Krankheiten, zu Plauen Rheumatismen, zu Vlotho Katarrhe und Pleureſieen etc. geherrſcht haben. Statt deſſen würde eine nähere, kurze Andeutung des Tremolinè S. 36. und der Akoluthſchen Bereitungsart des Kupferſalmiaks weit zweckmäſsiger geweſen ſeyn. Die *Dispnöe* S. 255. wollen wir übrigens gern dahin rechnen, wohin *Baudelocque*, Asklepiades, Syphus ſtatt Typhus u. ſ. w. gehören. S. 539. ſollte es: Ausſtrömen der Luft, ſtatt Ausſtrömen der Lunge, heiſsen.

Paris, b. Fuchs, Aubry u. a.: *De la gonorrhée bénigne, ou ſans virus vénérien, et des fleurs blanches.* Par *J. L. Douſſin-Dubreuil. Seconde edition*, revue, corrigée et augmentée par l'Auteur. An VI. — X u. 140 S. 8.

Dieſe Schrift ſoll ſich an die zwey, leider ſchon bekannten, *über den Schleim* und *die Epilepſie*, anſchlieſsen, weil alle dieſe Krankheiten eine gemeinſchaftliche Urſache hätten, nämlich — unterdrückte Ausdünſtung. Wer da weiſs, daſs der Vf. ſein Buch über den Schleim ſchrieb, beſonders um ſein Arcanum gegen denſelben anzupreiſen, dem muſs hiebey gleich bange werden, daſs wohl eigentlich dieſes Arcanum

canum sich an dieses Buch anschliessen soll. Hievon findet sich nun zwar nichts in diesem Werklein, aber wegen seiner grosen Dürftigkeit und Einseiti keit ist es dennoch sehr zu bedauern, dass auch dieses Product schon einen deutschen Uebersetzer gefunden hat. Mehr als ein Drittheil des Buchs ist aus *Fabre*, *Tissot* u. a. abgeschrieben, das andere Drittheil sind sehr gemeine und weitschweifige Consultationen, und das Uebrige, welches der Vf. vielleicht das Seinige nennen möchte, ist seine sehr plumpe Vorstellungsart von der Ausdünstungsmaterie, durch deren Unterdrückung selbst Onanie und zu häufiger Beyschlaf die genannten Krankheiten hervorbringen. Diese Materie macht den Schleim, und mufs auf dem bequemsten Wege — durch den Darmcanal — abgeführt werden!

Koburg u. Leipzig, b. Sinner: *Archiv für medicinische Länderkunde.* I. B. 1. St. 1800. 126 S. 8. (12 gr.)

Der ungenannte Herausgeber hat die Absicht, in diesem Archiv medicinische Topographieen und Geographieen zu sammeln. Das Unternehmen ist an sich lobenswerth. Die medicinische Länderkunde wird noch immer zu sehr von praktischen Aerzten vernachläsigt: so nothwendig sie ihm auch ist. Wie manche Kranke werden nur durch Reisen in ein bestimmtes Klima, durch bestimmte Bäder u. s. w. gründlich geheilt; wie manche hingegen auch allein dadurch hingeopfert! Die Ausführung dieses Unternehmens aber befriedigt den Rec. nicht. Der Vf. sagt nichts von dem Verhältnifs der medicinischen Länderkunde zu den übrigen medicinischen Wissenschaften; selbst ihren Nutzen entwickelt er nicht mit Klarheit. Uebrigens besteht dieses ganze 1. Stück blofs in Compilationen aus bekannten Büchern. Der Inhalt ist folgender: I. *Clausthal*, von *Lentin*. II. *St. Andreasberg am Harze*, von *Klinge*. III. *Lauterbach und das von Riedeselsche Gebiet*, von *Thilenius*. IV. *Ilmenau*. V. *Gräfenthal*, von *Winkler*. VI. *Hof*, von *Fördens*. VII. *Weimar*, von *Hufeland*. VIII. *Das allgemeine Krankenhaus zu Bamberg*. — Dafs weder die benutzten Schriften citirt sind, noch eine Inhaltsanzeige beygefügt ist, verringert den Werth des Unternehmens.

GESCHICHTE.

Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Corpus praecipuorum medii aevi scriptorum.* — Tomus, qui speciminis loco continet *Lamberti Schafnaburgensis* annales rerum in Germania ann. 1039 — 1077 gestarum. — Edidit notulis indicibusque instruxit *Joannes Christophorus Krause*, A. A. LL. M. et Professor Halensis. 1797. 292 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der nun verstorbene Vf. kündigte schon vor mehrern Jahren seine Absicht an, eine vollständige Suite von den *Scriptoribus Rerum Germanicarum*, wenigstens von den wichtigsten derselben, welche den übrigen als Quelle dienten, und dem Forscher der vaterländischen Geschichte schlechtesdings unentbehrlich sind, in das Publicum zu bringen. Seine Absicht war unstreitig lobenswerth, in einem Werke, welches ungefähr im Ganzen auf 30 Thaler zu stehen kommen sollte, vereinigt, und immer nach der besten Ausgabe zu liefern, was man bisher zerstreut in einer Menge verschiedener Werke zusammen suchen mufs; das Volumen konnte beträchtlich in das Engere gezogen werden, da nach seinem Plane die überflüssigen Auswüchse weggelassen wurden. Denn die Schriftsteller jenes Zeitalters fangen gröstentheils mit der Schöpfung der Welt, oder wenigstens mit Christi Geburt an, und überladen uns mit einer Menge übel gesammelter Nachrichten, die wir uns aus den Quellen weit besser verschaffen können. Das Probestück der ganzen neuen Sammlung sollte nun dieser *Lambertus* werden; ohne Zweifel, weil er seiner Unternehmung Eingang und Theilnahme durch diesen, in jeder Rücksicht interessanten, Schriftsteller verschaffen wollte. Chronologisch ist die getroffene Wahl nicht, da der übrigens unbekannte Verfasser zu Ende des 12ten Jahrhunderts lebte. Aber Rec. billigt sie vollkommen; denn Lambert gehört unstreitig unter die wenigen uns bekannten aufgeklärten Köpfe jener Zeiten; er erzählt zwar, wie alle übrigen, chronologisch nach einzelnen Jahren, aber mit vieler Ausführlichkeit, Präcision, scharfsinniger Beurtheilung der Thatsachen, und mit einer Reichhaltigkeit des Stoffes, die uns ein vortheilhaftes Urtheil über die Quellen, welche er gebrauchen konnte, ablocken. Er war Mönch in Hirschfeld, folglich auf Seite der Thüringer, bey allen den Streitigkeiten, welche Heinrich IV. mit diesen und den Sachsen zu führen hatte. Nur in dieser Erzählung finden wir den alten Schriftsteller partheyisch, und gegen jeden Schritt des Kaisers eingenommen, doch so, dafs er sehr häufig, vielleicht manchmal, ohne es zu wollen, Vertheidigungsgründe einfliefsen lafst. Als Geistlicher durfte er sich gegen die damaligen gewaltthätigen Schritte Gregors VII. nicht erklären; doch sieht man einzelnen Aeufserungen die Mifsbilligung der päpstlichen Anmafsungen an. Sein Latein ist nicht völlig ohne Anstofs, aber gewifs der Sprache jedes andern Mannes vorzuziehen, der im Mittelalter schrieb. Ursachen genug, warum Hr. K. gerade ihn an die Spitze der übrigen stellen wollte, ob er gleich diese Gründe nicht angegeben hat. Die Verdienste bey der neuen Ausgabe bestehen hauptsächlich in der Correctheit des Abdrucks, in den geographischen, persönlichen und Inhaltsverzeichnissen der merkwürdigsten Gegenstände. Die kurzen, unter den Text gesetzten, Noten sind gröstentheils von geringem Belang, und der lateinische Stil des Hn. K. eben nicht musterhaft, doch auch nicht schlecht. Zum Abdrucke gebrauchte er die Struvische Ausgabe, kürzte aber nach dem bey allen herauszugebenden Schriftstellern gefafsten Vorsatze den Anfang ab, und geht nach einer kurzen Probe von des Vfs. Vorstellungsart bey der ältesten Geschichte, gleich auf das J. 1039 oder den Antritt der Regierung Heinrichs III. über. Hier fanden wir

nun

nun bestätigt, was uns gleich bey der ersten Nachricht von Hn. K. Unternehmung als Schwierigkeit aufgefallen war: dass es mit dem Abkürzen eine eigene Sache sey, dass man immer in Gefahr stehe, etwas wegzuschneiden, das der Leser vergeblich sucht, und die Ausgabe als minder brauchbar wegwirft, weil er sie mangelhaft findet. Es ist wahr, die weggelassenen Theile betreffen kurze Notizen über die Regierungsjahre der fränkischen etc. Könige, erschienene Kometen und Heilige, meistens Gegenstände, die wir anderwärts vollständiger finden, oder entbehren zu können glauben. Aber mitunter kann sichs doch treffen, dass ein Neugieriger, z. B. unter dem J. 706 nach der Stelle sucht, dass das Kloster S. Petri zu Erfurt vom König Dagobert auf dem Berge sey angelegt worden, welche in frühern Zeiten den Namen *Merrwigisburg* führte. In dieser Ausgabe findet er sie nicht. Durch den Tod des Herausg. ist die Unternehmung wahrscheinlich ins Stecken gerathen; sollte ein anderer Gelehrte sie wieder aufnehmen: so rathen wir, ja nichts wegzulassen, was irgend einen Bezug auf fränkische Regierung hat, wenn es auch von andern ausführlicher oder besser ist erzählt worden

Freyberg, b. Craz: *Synchronistische Tabellen der Völkergeschichte*, hauptsächlich nach Hn. Hofrath Gatterers Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte, von M. *Daniel Gotthold Joseph Hübler*, Conrector am Gymnasium zu Freyberg. — Erste Lieferung, vom Ursprunge der Staaten bis zum Tode der römischen Republik. — Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. Folio. Titel und Vorrede nebst 5 Bogen Tabellen. (12 gr.)

Die Brauchbarkeit dieser sehr vorzüglichen Tabellen rühmten wir schon bey der ersten Auflage; mit ungleich grösserem Rechte dürfen wir diese zweyte, dürfen die Tabellen, als die vorzüglichsten uns bekannten, empfehlen; sowohl in Ansehung ihrer Genauigkeit, Vollständigkeit, als auch wegen ihrer mit der genauesten Oekonomie gestellten Anordnung, welche Reichthum und Ordnung mit äusserst leichter Uebersicht verbindet. Man wird kein nur einigermaßen sich auszeichnendes Volk, keinen wichtigen Mann, kein hervorstechendes Factum, auf diesen fünf Tafeln vermissen; und dies allein beweist schon die Sparsamkeit, von der wir oben sprachen. Eigene Zeichen belehren noch überdies über die Namen, mit deren Chronologie man nicht im Reinen ist, auch wohl nie in das Reine kommen wird. Und wo die allgemeine Zusammenstellung eine wünschenswerthe Ausführlichkeit nicht erlaubte, findet sich auf der Kehrseite derselben die nähere Auseinandersetzung; auf der zweyten Tafel Assyrien, die jüdischen Reiche und Aegypten; und auf der vierten die Stammtafel der Seleuciden und Ptolemaeer noch besonders ausgeführt. Nur ist es Schade, dass diese Anordnung das Aufkleben der Blätter auf Pappe zur Unmöglichkeit macht. — Auch gegen die Richtigkeit der Angaben lassen sich nur wenige unbedeutende Erinnerungen anbringen, welche auch überdies nicht auf Hn. *H.*, sondern Gatterers, welcher zum Grunde gelegt ist, Rechnung zu stehen kommen. Dass z. B. Kedor Laomor von Susiana bis zum Euphrat herrschte, glaubt wohl jetzt niemand mehr; dass die Lydier ein ägyptischer Stamm sind, wird zwar von einem Compendium in das andere wiederholt; aber an einen Beweis, welcher die Angabe auch nur wahrscheinlich machen könnte, denkt niemand. Hannos Entdeckungsreise hätte Hr. *H.* nicht in die Zeiten vor der persischen Monarchie setzen sollen, wo die Karthaginienser den Eingebornen des Landes noch Bodenzins bezahlten, sie wurde unternommen in der blühendsten Periode der Republik. Mehrere Kleinigkeiten lohnen die Mühe des Aushebens nicht; *Lybien* beym J. 164 vor Chr. ist ohnehin nur ein Schreibfehler.

* * *

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Kleine Geschichten für Kinder von 6—10 Jahren, die gern etwas lesen, was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.* 4ter Th. 2te verb. Aufl. Mit 1 Kupf. 1801 279 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1792. Nr. 286.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Magdeburg*, gedr. b. Hessenland: *Briefe über die Landschulen im Magdeburgischen*, von *Joh. Andr. Anton.* 1800. 76 S. 8. (6 gr.) In diesen gutgeschriebenen 10 Briefen verbreitet sich Hr. *A.* (Cantor und Schullehrer zu Schmarsleben) über die Beschaffenheit der Landschulehrer im Magdeburgischen, welche meistentheils zum Schulamte vorbereitete Männer sind, über Wohnung, Schulstube, untaugliche Besoldung, entehrende Nebengeschäfte und Einkünfte der Lehrer, so wie über die Schädlichkeit der in diesen Schulen noch jetzt gewöhnlichen, unzweckmäßigen Bücher. Zugleich theilt er Vorschläge zur Gehaltverbesserung der Schullehrer, zur Abstellung der für sie entehrenden Nebengeschäfte, zur Einrichtung der Winter- und Sommerschulen mit, und giebt Nachricht von einer, seit 1798 für Knechte, Gesellen und Lehrburschen, durch ihn errichteten Sonntagsschule, zu deren Fond der Ertrag dieser Briefe benutzt werden soll. Schon dieser menschenfreundlichen Absicht wegen wünschen wir dieser Schrift recht viele Käufer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 26. Januar 1801.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

JENA, b. Göpferdt: *Materialien für die Staatsarzneywiſſenſchaft und praktiſche Heilkunde.* Herausgegeben von D. *Julius Heinrich Gottlieb Schlegel*, Herzogl. Sachſ. Weimar. Amts- und Stadtphyſicus zu Ilmenau. *Erſte Sammlung.* 1800. 12 Bogen. 8. (16 gr.)

Wie die mehreſten ſolcher Sammlungen, enthält auch die gegenwärtige mehrere Aufſätze von nicht immer gleichem Werthe. Gleich der I. *Mediciniſches Gutachten über einen complicirten Todtſchlag*, hätte füglich ausfallen können, da er bereits aus *Loder's Journal* B. II. St. 1. S. 147. ff. zur Genüge bekannt, und nur durch die vollſtändige Geſchichte des Mords aus der *Nationalzeitung* vermehrt worden iſt. Denn übrigens iſt der Obductionsbericht des Vfs., ſogar mit allen Anmerkungen *Gruners*, auſser der erſten S. 161. a. a. O., nebſt dem Gutachten der Facultät *in extenſo* hier wieder abgedruckt. Bey dem erſteren hatte *Gruner* ihm vorgeworfen, „er habe mehrere Dinge darin angeführt, die hier am unrechten Orte wären," wogegen er ſich S. 11. ff. in vieler Rückſicht mit Recht vertheidigt, ob es gleich freylich in dieſem Falle, wo die *abſolute* Tödtlichkeit mehrerer Verletzungen dem Defenſor keinen weiteren Spielraum lieſs, dem Richter einerley war, ob die Verſtorbene z. B. einen Polypen im Herzen etc. gehabt hatte, oder nicht. Aber woher war dem Vf. das, S. 15. angeführte, Geſtändniſs des Mörders bekannt? Dieſs hätte er anzeigen, und das, ihm vielleicht mitgetheilte, gerichtliche Protokoll etc. *ausdrücklich citiren* müſſen: überhaupt aber gehörte dieſe Stelle gar nicht in den *Obductionsbericht*. Was er S. 26. gegen einen kleinen, in dem Facultätsgutachten ihm gemachten, Vorwurf, daſs er die Schnitt- und Stichwunden nicht genau genug beſtimmt habe, hinzuſetzt, überzeugt uns nicht. Auch vermiſſen wir bey der *dreyeckigten* Stichwunde S. 4. Nr. 6. die beſtimmte Angabe, was er als die Länge, was er als die Breite, gerechnet habe, und das Maaſs der dritten Seite dieſes Triangels. II. *Gemüthszuſtandesunterſuchungen.* Unter dieſer Rubrik finden wir zwey Gutachten, die beide eben nichts beſonderes enthalten; 1) *über einen intendirten Selbſtmord.* Das Zeugniſs einiger der dortigen Einwohner und das wiederhohlte: *ſoll*, S. 42. 44. hat doch hier gar keinen Glauben, da der Vf. auf kein Protokoll beeidigt iſt; und ſelbſt dann hätte er doch die Zeugen namentlich aufführen müſſen. Es kam hier darauf an, was er ſelbſt ſah und fand. Und *woher* kannte er *ſo beſtimmt* den, faſt alle Frühjahre wiederkehrenden, periodiſchen Wahnſinn des Mannes? War er, wie es doch nicht ſcheint, ſein Arzt? Oder wuſste er es aus den Acten? In jedem der beiden Fälle hätte er ſeine Quellen beſtimmt anzeigen müſſen. 2) *Gutachten über den Gemüthszuſtand eines Menſchen, über welchen die Streitfrage entſtand, ob er fähig ſey, ſein Vermögen ſelbſt zu verwalten?* Iſt in einem etwas gezierten Ausdrucke, den wir in der Folge öfter bemerkt haben, abgefaſst. III. *Gutachten über die Unſchädlichkeit eines zur chemiſchen Unterſuchung erhaltenen Tabaksfabrikates.* IV. *Berichte über den Geſundheitszuſtand verſchiedener Gefangenen.* Unbedeutend. V. *Diarrhoea chronica von einer ungewöhnlichen Urſache und tödtlicher Ausgang derſelben, beſonders durch Aithaud's ſchwarzes Pulver.* Es zeigte ſich nach dem Tode eine Verengerung des Maſtdarms, vier Zoll über dem After, die kaum die Spitze des kleinen Fingers durchlieſs, und die Häute bildeten daſelbſt einen fingerdicken knorpelartigen Ring. Dieſer Urſache ſchreibt der Vf. den dreyjährigen Durchfall zu. Die Aithaudiſchen Pulver hatten den Brand im Blinddarme und Entzündung der übrigen Därme verurſacht. VI. *Bleykolik, auch unter dem Namen Kolik von Poitu*, (Poitou,) *Maler-kolik, Bergſucht, Hüttenkatze, bekannt.* (!! Der Vf. ſchrieb ja keine Synonymik!) Eine ſchauderhafte Schilderung von den Symptomen dieſer Krankheit, von der wir jedoch keinen Auszug hier geben können, wiewohl wir hin und wieder etwas erinnern möchten, z. B. daſs gleich Anfangs, bey ſäuerlichem Aufſtoſsen und Ekel, (S. 76. verglich. S. 81.) kein paſsliches Brechmittel gegeben wurde; daſs man mit einer Miſchung aus verſüſstem Salpetergeiſte, Bibergeileſſenz, und Thebaiſcher Tinctur, und einer Mixtur aus Glauberſalz, Mandelöl, *aqua rutae*; (!) bis zum dritten Tage fortfahren lieſs, *obgleich nach jeder Doſis derſelben* (S. 79.) *die Krämpfe heftiger wurden*; daſs die Sinapismen (S. 80.) erſt am dritten Tage gelegt wurden, wo zugleich der Kranke alle zwey Stunden dreyſsig Tropfen *laudanum liqu. Syd.* bekam, u. ſ. w. S. 87. wo der Vf. von *Lentin's* Satze, daſs das Bley durch genoſſene Säuren wirkſamer werde, noch Beſtätigung erwartet, und das Weintrinken der Kärnther und Steyermärker dagegen anführt, hat er nicht bedacht, was er fünf Zeilen vorher von der fetten Diät derſelben ſelbſt geſagt hat. Und ſelbſt bey ſeinem Kranken war ja (S. 76.) ſäuerliches Aufſtoſsen. Ein Lächeln entwiſchte uns doch, als wir S. 81. den Hippokrates gerade nach der *metriſchen* Ueberſetzung von Cloſſius citirt fanden, bis wir es bey den Wiederhohlungen gewohnt

wohnt wurden. Der zweyte Fall von Bleykolik entstand nach trocken auf einen Chancre aufgelegtem Bleyweifse, und wurde durch drey Pulver, wovon jedes aus einem Scrupel Alaun und 5 Gran (!) *laudanum pur.* (?) bestand und alle vier Stunden eines genommen wurde, geheilt. VII. *Von einem heftigen Gesichtsschmerz.* Er safs im Oberkinnladenbeine, war erst zwey Wochen alt, und wurde durch Belladonnablätter in Substanz gehoben. VIII. *Krankheiten von Versetzung pforischer Schärfen nach innen.* 1) *Ein Empyem;* nach einem, auf täglich mehrere Wochen hindurch wiederhohltes Eintauchen der Schenkel in sehr kaltes Wasser verschwundenen, Krätzausschlage an den untern Extremitäten. Das Empyem wurde geöffnet und der Kranke genafs. Es fehlt übrigens hier der Beweis, dafs wirklich pforische Schärfe, und nicht die fortgesetzte Erkältung der untern Extremitäten bey vorhandenem eingealterten Bruftkatarrh, diesem Kranken, der noch dazu ein Zeugmacher war, jenes Uebel verursacht habe. 2) *Ein Empyem, Eiterablagerung auf die Harnblafe, und anfangende Osteomalacie, (ramolissement des os!)* 3) *Einseitige Lähmung mit schleichendem Nervenfieber:* durch wiederhervorgebrachte Krätze, die unter Erkältung und Näfse verschwunden war, geheilt. IX. *Melaena, (μελαινα νοσος s. morbus niger Hippocratis!) Haematemesis s. vomitus cruentus (!) und diarrhoea cruenta.* Die erste wurde durch zwey Klyftire aus zwey Quentchen Amylum in einem Pfunde Chamillendecoets mit resp. 32. und 50 Tropfen Kirschlorbeerwaffers, und die zweyte fast auf dieselbe Art gehoben. X. *Heilfame Wirkung des Kirschlorbeerwaffers in Lienterie, Ruhr, Tripper.* In chronischer Diarrhoee und Lienterie lafse sich vieles, beynahe alles, von diesem Mittel erwarten, wenn sie von Krämpfen, Stockungen im Pfortadersysteme, Steinen in der Gallenblafe, Fehlern der Leber überhaupt, Verstopfungen in den Drüsen des Gekröses, zu grofser Reizbarkeit im Allgemeinen und der Därme besonders, Skropheln, Fehlern der Milz oder des Pankreas, herrühren. Der Vf. gab, bey einem Falle von Lienterie, sechzig Tropfen davon in vier Unzen kalten Quassia-Aufgusses, und zwey Unzen Pfeffermünzwaffers, dreymal täglich zu einem, hernach zu zwey, Efslöffeln voll zu nehmen, nebft Klyftiren aus anderthalb Quentchen Kirschlorbeerwaffers und eben so viel Amylum in einem Pfunde lauwarmen Brunnenwaffers. In der Folge gab er eine halbe Unze Kirschlorbeerwaffers zu achthalb Unzen kalten Quassia-Aufgusses, und liefs davon dreymal täglich zwey Efslöffel voll nehmen. Auch bey der gewöhnlichen Herbstruhr von Erkältung werde es immer, mit dem jedesmal indicirten Hauptmittel, vieles zur Heilung beytragen. In zehn Fällen derselben, wovon hier sechs erzählt werden, bewies es sich schnell heilsam: er gab das Kirschlorbeerwaffer bis zu sechzig Tropfen mit Amylum, täglich einzwey- auch dreymal, in Klyftiren, und dabey alle zwey Stunden eine Messerspitze voll von einem Pulver aus Arabischem Gummi, Salmiak, und Süfsholzwurzel mit Opium (ein Gran des letzten unter einem Quentchen *ana* von den übrigen Substanzen, oder fünf Gran *laudan. pur.* (?) unter zwey Quentchen derselben *ana*??) — In einem Falle liefs er, aufser jenem Klyftire und nach einem geladen Vomitif aus Ipecacuanha, folgendes: *Rec. fal. herbar. scrupul. unum, sacch. alb. drachm. dimid. aquae fontan. unciam unam cum dimid. aqu. cinnam. unc. dimid. aq. laurocerasi gutt. triginta,* auf zwey Hälften binnen einer Stunde, jedesmal mit einem Efslöffel voll Citronenfafts, nehmen. Die erste Gabe bewirkte nach einigen Minuten Ekel, Angst, eine wie siedends Wasser das Gesicht durchglühende Hitze, und dann einen einzigen gelinden weichen Stuhl, ein Wonnegefühl über den ganzen Körper. Nach der zweyten Gabe fühlte die Kranke keine Beschwerden mehr. Vom Nutzen des Kirschlorbeerwaffers im Tripper hat der Vf. nur zwey Erfahrungen. Im ersten Falle liefs er am dritten Tage nach dem Ausbruche von einer Mischung aus *emulf. papaver. unc. sex* und *aq. laurocer. gutt. sexaginta* alle zwey bis drey Stunden in die Harnröhre einsprützen, und innerlich alle drey Stunden einen Efslöffel voll von einer Mischung aus viertehalb Quentchen Salpeters, sechs Unzen Brunnenwaffers, und zwey und zwanzig Tropfen Sydenhamischen Laudanum's nehmen. Nach wenigen Stunden liefsen die Schmerzen nach, und drey Tage darauf war die ganze Krankheit gehoben. Im zweyten Falle liefs er täglich vier bis fünfmal, Injectionen von warmer Milch, jede Portion mit zehn Tropfen Kirschlorbeerwaffers vermischt, machen, und als nach drey Tagen der Schmerz etwas gemindert, der Ausfluss grüngelblich geworden, und der Drang zum Harnlaffen nicht mehr so häufig war, gab er Injectionen aus viertehalb Unzen *emulf. papaver.* und einer halben Unze Kirschlorbeerwaffers. Zuletzt gab er, wieder nach drey Tagen, bey zunehmender Besserung zwey Unzen der ersten mehr auf dieselbe Quantität des letzten. Mit Recht empfiehlt übrigens der Vf. angehenden Aerzten bey der Anwendung des Kirschlorbeerwaffers die gröfste Behutsamkeit. XI. *Brand am männlichen Gliede, mit Blutflurz, Chamus, und Phimosis,* vom Dr. *Justus Schlegel,* praktischem Arzte zu Sklow in Weifs-Rufsland. Den Blutflurz aus einer verletzten Arterie des schwammigen Körpers stillte der Vf. durch Eintauchen des ganzen Gliedes in ein mit kaltem Wasser und Eifs gefülltes Gefafs, welches auch jedesmal wiederholt wurde, wenn der Kranke uriniren wollte, um den erzeugten Trombus fest zu halten. XII. *Geschichte einer glücklich geheilten Lungensucht.* Von *Ebendemselben.* Die Krankengeschichte verdient ganz gelesen zu werden. Den Brechweinstein in gebrochnen Dosen rühmt der Vf. sehr: er hebe die colliquativen Schweifse in kurzer Zeit, mindere die grofse Empfindlichkeit im Halfe, und das heftige Brennen in den Fufssohlen und Handtellern, erleichtere den Auswurf, und verringere den Husten. Er sucht ihn nur die ersten Tage reichlich bey zu bringen; setzt wieder aus, wenn die Absicht so ziemlich erreicht ist; und giebt dann ganz wenig, dann mehr, in gröfseren Zwischenräumen. Bewirkt

er

er mehr Stuhlgang, als er wünscht: so hebt ein Klystir aus einer Tasse voll Leinsamenthee, allenfalls mit sechs Tropfen Thebaischer Tinctur, diese Wirkung, oder es erfolgt am andern Tage ein nicht unnützer, mit Unreinigkeiten vermischter, Stuhlgang. XIII. *Blutflüssen und Faulfieber bey einer Schwangern.* Von *Ebendemselben.* Die erfolgte Geburt, Gangrän am Hüftknochen, und metastatische Geschwüre erschwerten die, dennoch in dreyzehn Wochen geendigte, Cur. Einen Auszug aus der Krankengeschichte erlaubt uns der Raum nicht. XIV. *Von einer verbrannten Hornhaut.* Von *Ebendemselben.* Mehr als die Hälfte der cornea war am Lichte verbrannt. Sie sah wie Papier aus, und hatte ihre Durchsichtigkeit verloren. Einige Tropfen von einer Mischung aus zwölf Tropfen Goulardschen und zwey Unzen reinen kalten Wassers, etlichemal des Tags über in's Auge getröpfelt, und des Nachts mit Compressen übergelegt, bewirkten, dass am dritten Tage das Auge vollkommen rein und gesund war. XV. *Fragmente über den Nutzen lauwarmer Bäder im Weichselzopf u. s. w.* Von *Ebendemselben.* Wir heben nur dasjenige aus, was, so viel wir uns erinnern, de la Fontaine nicht anführt. Bey einem Manne, der lange Zeit in den Waden einen heftigen Schmerz gehabt hatte, welcher sich zwar nach Blasenpflastern in vierzehn Tagen gänzlich verlor, aber zurückkehrte, entstand nach einem einzigen warmen Bade der Weichselzopf. (Ob hier nicht das *post hoc, ergo propter hoc*, trügt?) Die Krankheit scheint dem Vf. nichts anderes zu seyn, als eine unvollkommene Krisis eines rheumatischen Stoffes, die an und für sich einer eignen Behandlung bedarf. Folgende Ursachen hält er für die wichtigeren: den Genuss oft halb verfaulter Fische, grosse Unreinlichkeit, und die zu tiefen Wohnungen der Polen. Setzt man einen abgeschnittenen oder abgefallenen Weichselzopf einige Stunden in's Wasser; so werden die Haare, sowohl an der Wurzel, als durchgängig, ganz dick, jedes Haar wie ein dünner Bindfaden. Manche sind, wie ein Packet Kuhhaare, die man in die Stühle pfropft, trocken. Durch Blutlassen füge man gröstentheils mehr Schaden zu. Mercurialia scheinen unschicklich zu seyn, weil sie sehr schwächen; zweckmässiger möchte wohl Quecksilber mit auflösenden stärkenden Mitteln vereinigt werden. Doch müsse man bey dem weiblichen Geschlechte sich besonders davor hüten, weil durch den lange fortgesetzten Gebrauch des Quecksilbers und anderer auflösender Mittel leicht Hämorrhagieen entstehen. Zur gänzlichen Ausrottung des Weichselzopfs würde nichts mehr beytragen, als die allgemeine Einführung der Russischen Schwitzbäder in Polen. (Bleiben denn die gemeinen Polinnen, die nach S. 153. öfteren Gebrauch von den Dunst- oder Schwitzbädern machen, frey davon?) — Bey allerley um sich fressenden Geschwüren an Händen und Füssen, bey einem offnen Brustkrebs, hartnäckigen Schmerzen in der linken oder rechten Seite, die durch übel behandelte Fieber, einen Fall, einen Schlag etc. entstanden waren, bey einer venerischen Schwindsucht mit vielen Geschwüren, deren mehrere die Knochen und Sehnen schon angefressen hatten, bey Knochenfrass, bey kalten rheumatischen Kniegeschwulsten, leisteten warme Bäder dem Vf. beträchtlichen Nutzen. XVI. *Geschichte einer Vergiftung durch Mohnsaft.* Vom D. *C. F. W. Pfündel.* Ein Emigrant war seit geraumer Zeit gewohnt, gegen Schlaflosigkeit Pillen aus Opium zu nehmen, die er aus Frankreich mitgebracht hatte, und zwar zu einem oder höchstens zwey Granen. In einer besonders schlaflosen Nacht nahm er aus Versehen eine zu starke Dosis, die ungefähr zwölf bis funfzehn Grane Opium enthielt. Er lebte bis in den dritten Tag. Die Zufälle waren die gewöhnlichen. Ein Skrupel Brechwurzel war doch zu wenig, wo es auf eine *gewiss wirkende* Dosis ankam. Wir wundern uns unter andern auch darüber, dass nicht gleich Vesicatorien an mehrere Theile des Leibes, auf den abgeschornen Kopf, u. s. w. und dass überhaupt die langsamer wirkenden Canthariden-pflaster, keine Sinapismen, kein Meerrettig in Essig eingeweicht, kein Sauerteig mit Canthariden-pulver etc. angewandt, nicht gleich schärfere Klystire gebraucht wurden, u. d. gl. Die bey der Section bemerkten Umstände sind die gewöhnlichen; doch fand sich am Magen etc. nicht das Mindeste von Entzündung. XVII. *Beobachtungen über die Lustseuche.* Vom *Herausgeber.* Warnung, das Verschwinden der Symptome bey dem Gebrauche von Hahnemann's auflöslichem Quecksilber nicht zu frühe für eine Radicalcur zu halten, sondern denselben anhaltend genug fortzusetzen. Vier Beyspiele zur Bestätigung.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Sittenspiegel für Mädchen und Frauen* oder *Versuche über die Pflichten des weiblichen Geschlechts.* Nach dem Engl. des Dr. *Gisborne* bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *Heinr. Ludew. Bonath.* 1800. 451 S. 8.

Wir haben eine Schrift der Madame *Wollstonecraft* über die Rechte des Weibes. Zu dieser liefert *Gisborne's* Untersuchung über die Pflichten des weiblichen Geschlechts (*Enquiry into the duties of the female Sexe*) ein Gegenstück, das weniger genialisch, aber wahrer und mehr auf die Verhältnisse der Wirklichkeit als auf ein Ideal berechnet ist. Es ist eine ernste, streng moralische, und was noch mehr ist, durchaus mit Grundsätzen der Religion und insonderheit des Christenthums tingirte Schrift. Der religiösen Stimmung der englischen Leserinnen gereicht es zur Ehre, dass in einem Jahre drey Auflagen von diesem Buche nöthig wurden. Manche Stellen der Bibel hätten doch, um Weibern, die mit dem Geist der Zeit fortgegangen, nicht anstössig zu werden, richtiger erläutert werden sollen. Z. B. „Das Weib ehre den Mann — das Weib unterwerfe sich dem Manne; dadurch unterwirft sie sich

dem

dem Herrn. Der Mann ist des Weibes Oberhaupt, so wie Christus das Oberhaupt der Gemeine ist. — So wie nun die Gemeine sich dem Willen Christus unterwirft: so soll sich auch das Weib den Verfügungen des Mannes in allen Stücken unterwerfen.“ Einige solche den jetzigen Kenntnissen nicht mehr angemessne Vorstellungsarten abgerechnet, enthält dieses Buch, die fruchtbarste und wohlthätigste Philosophie des Lebens, welches selbst die verfeinertsten Weltdamen gelesen zu haben nicht gereuen dürfte, wenn sie anders überall ernsten und sittlichen Betrachtungen Geschmack abgewinnen. Der Vf. geht von dem grossen Einflus des weiblichen Charakters auf das menschliche Wohl aus, handelt darauf von den charakteristischen Zügen des weiblichen Gemüths und ihrem Unterschied von den des männlichen, von der weiblichen Erziehung, der Einführung junger Frauenzimmer in die Gesellschaft, der Unterhaltung und dem Briefwechsel der Weiber, von dem Nachahmungstrieb und dem Putz, den weiblichen Vergnügungen, der Benutzung der Zeit, Betrachtungen vor der Ehe, über die Pflichten der Gattin, der Mutter, der Frauen von mittlern Jahren und der Matrone. Alles, was in der Vorschrift nur Interesse für das weibliche Geschlecht in *England* haben konnte, liefs der gewandte und mit die englische Literatur nicht unverdiente Uebersetzer weg, und suchte überhaupt mehr den Geist als die Buchstaben des Werkes darzustellen. Aufserdem warb er sich noch ein Verdienst um dasselbe durch Anmerkungen und Zusätze, welche von reinen sittlichen Begriffen und Grundsätzen zeugen, wenn sie gleich mehr flüchtig hingeworfene und angedeutete Ideen, als ausgeführte und erschöpfende Betrachtungen, sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *Versuch einer Erklärung zweyer Inschriften an der Memnonssäule* nach der Pocockeschen Abbildung Tab. XXIX. p. 105. Ein philologischer Beytrag zu des Hn. Grafen von *Veltheim* Abhandlung über die Memnonssäule. Von D. *Dav. Jul. Pott*, Abt. des Kl. Marienthal und öffentl. ordentl. Prof. der Theol. zu Helmstädt. 1800. 24 S. 8. (3 gr.) Eine schöne Probe, wie dergleichen antiquarische Forschungen mit Fleifs, Kenntnifs und Unbefangenheit angestellt werden müssen. Für die Inschrift Nr. 20. auf dem linken Schenkel der Memnonssäule schlägt Hr. *P.* zweyerley Auflösungen vor. Die uns minder unwahrscheinliche liest so: Καικιλια, Τρεβωνιας ἡ δαμας, τοσσην' ἐχομ' ὁσσον φθεγγυ. Ἐγειψα ἀκουσασα τε Μεμνονος, und übersetzt: (Ich) *Caecilia, des Trebonius Gattin, werde so oft entzückt, als du ertönst. Dies schrieb ich, als ich so eben diesen Memnon gehört hatte.* Dafs Τρεβωνιας so viel als Τρεβωνις sey, möchte man wohl am wenigsten wahrscheinlich finden. Sollte nicht Τρεβωνιας der Genitiv bleiben, als *Caecilia Treboniae sc. filia*, das folgende umgekehrte Π aber bedeuten Ποπλιε *Publii?* wozu alsdann ἡ δαμας pafst. Τοσσην nimmt Hr. *P.* für das dorische τοσσηνδε d. i. κατα τοσσηνδε τοπον *tantopere* und τοτιες. ἐχομαι *teneor*, nach dem bekannten ἐχὸ τὴν Λαΐδα, κε ἐχομαι. Im Original findet sich weder in τοσσην noch in ὁσσα ein doppeltes Sigma. Eine andere Inschrift zeigt, dafs diese Caecilia mehrmals den Memnonsschall besuchte; auch finden sich Inschriften, welche darthun, dafs man auf den Schall bisweilen mehrere Tage wartete s. *Jablonsky de Memnone* (1753) p. 83. Aegyptischen Alterthumsforschern liegt an der zweyten hier behandelten Inschrift Nr. 21. wegen ihres historischen Inhalts am meisten. Nach Hh. *P.* heifst sie: Εθρασυς Καμβυσης με, τον δε τον λιθον | Βασιλεως ἐθλου εικονα ἐκμεμαγμενον | Φωνη δ' ὀδυρομος ἡν παλαι μοι Μεμνονος | τα παθη γοωσα· τὴν ἀφειλε Καμβυσης. | Ἀναξθεν δε νυν κλεος ἐσχεθη τα φθεγματα. | Ὀλοφυρομαι ἐγω περιδεα ἐν αισιῃ τυχῃ. | Dies wird übersetzt: *Kambyses zertrümmerte mich, diese Säule | das Bildnifs des trefflichsten Königs darstellend. | Ein Ton geton war weyland mir eigen, der Memnons | Geschicke beklagte. Den nahm mir Kambyses. | Ha! dumpf und undeutlich | jetzt diese Töne! | Wie schmerzt mich der Unfall, den Witz einst erzeugte.* | Das ganze hat das unverkennbare Ansehen eines aus sechsfüfsigen Jamben bestehenden Epigramms. Verglich. *Jablonsky* am angef. Ort S. 99. Statt εθλου der Säule, wegen eines Risses, blofs noch E..ΟΟΥ. Da das Ο nicht leicht aus Λ entstanden seyn kann, so möchte ΕΣΘΛΟΥ nicht die passendste Ergänzung seyn. Das von vorgeschlagene ἐυπλοου oder ἐυεου statt ηεου (vielleicht scheint treffender. ἐυεου steht dem ακουσα, welches Hr. *P.* in letzten Zeile so glücklich entdeckt hat, wie uns dünkt, schicklich entgegen. Zu γοωσα ist zu vergleichen Odyss. 800. ει πως πηνελοπειαν οδυρομενην, γοωσαν etc. Ὀλοφυρομαι möchten wir nicht dem Vf. der Inschrift, sondern immer der redend eingeführten Säule in den Mund legen. „Mich schmerzt mich“. — Am Ende der Zeile an ἐρεσσα zu denken war, wie gesagt, sehr glücklich. Nur in den vorhergehenden Zügen des Originals, so weit wir es kennen, scheint προς θελειν αιεν τυχης zu liegen, und deswegen möchte Rec. als Genitiv von αιεν vorschlagen. Kambyses heifst alsdann geraden Gegensatz gegen den ἐυεους βασιλευς, Memnon, der tollen, αιεν. Die letzte Zeile wäre demnach: ολοφυρομαι προς θελειν αιεν τυχης, jetzt schmerzt mich das nach dem Willen eines Thoren erlittene Unglück. — Nichts so sehr, als diese antiquarische Versuche dieser Art bedürfen das *salvo meliori*, dessen Rec. gar gerne auch seinen hier eingemischten Vermuthungen beyfügt. Trifft eine oder die andere das Ziel: so hat der Vf., welcher in der That vieles richtiger als Jablonsky enträthselte, den Weg geebnet. Da gegenwärtig zu Entdeckungen über das alte Aegypten manche Hoffnung auflebt, so sind seine Bemühungen doppelt willkommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Joseph, ein Gedicht in neun Gesängen.* Nach dem Französischen des Hn. *Bitaubé*, bearbeitet und mit einer kritischen Abhandlung über dasselbe versehen von *Karl Heinr. Heydenreich.* Nebst einem Titelkupfer. 1800. 528 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Bitaubé rechtfertigt die Wahl seines Gegenstandes durch einleitende Vorerinnerungen über die Anwendbarkeit des Wunderbaren der christlichen Religion auf die Poesie. Gegenstände der Dichtkunst aus dem Inhalt der Bibel zu nehmen, war, gegen den ältern Geschmack und den vorurtheilsfreyen Verstand, lange ein Wagestück, als theologistischer Aberglaube den Dichter Schranken setzte, und, wenn er nicht der Verketzerung zum Lohn erhalten wollte, ihn zu einem unbiblischen System nöthigte, die Immoralitäten des hebräischen Alterthums, blos weil die Geschichte derselben in einerley Buch mit der Geschichte der Religionsentwickelung erzählt war, als Muster Handlungen von Heiligen aufzustellen, den jetzigen einen Dichter so willkommenen Stoff des Wunderbaren zum Beweis für die Infallibilität gewisser Propheten von sehr verschiedenem moralischem Charakter zu erheben, und überhaupt sein Gedicht der gerade herrschenden Dogmatik seiner Kirche, so viel als möglich, anzuschmiegen. So lange biblische Stoffs nur unter diesen Bedingungen Gegenstände der Dichtkunst werden konnten, musste das kritische Verbot eines Boileau Despreaux, welches Hr. *B.* anführt, alles aus unserer Religion (und deren Geschichte) geschöpfte Wunderbare aus dem Kreise der Dichterwelt ausschliessen. Despreaux entscheidet die Frage durch ein auffallendes Beyspiel:

> Welch widriges Gemäld für unsre Phantasie,
> *Ein Satan, dessen gräßliches Geheul*
> *Den Himmel Gottes stürmt.* — —

Und doch ist ein solcher miltonischer Satan, weil er von dem englischen Dichter nicht als Dogma, sondern als Product einer im Gräßlichen ausschweifenden Phantasie behandelt wird, weder dem Verstande noch der Empfindung so anstößig, als manche andere, mehr aus theologischen als biblischen Ideen geschaffene Dichterwerke. Selbst Klopstock hat mit aller seiner dichterischen Phantasie die Schwierigkeiten nicht überwinden können, welche ihm das kirchliche Dogmensystem von der Versöhnungslehre und von der Dreyeinigkeit bey dem Entwurfe seiner Epopöe gelegt hatte; und gewiss würde die Messiade, wäre der Plan zu einer Zeit, wo man freyer und richtiger über das scholastische Kirchensystem denkt, angelegt worden, von vielen Inconsequenzen frey geblieben seyn, die dem Leser, nicht blos in sofern sie dogmatisch, sondern auch in sofern sie poetisch unreinlich sind, anstößig werden. In diesem Fall, alle Kraft der Phantasie und poetischen Kunst an die Ausschmückung eines völlig unpoetischen Sujets, wie jedes wahre oder irrige Dogma seyn muss, zu verschwenden, befand sich B. ganz und gar nicht, da er einen geschichtlichen, der poetischen Bearbeitung sehr empfänglichen Stoff, nicht aus der Religion, sondern aus der Bibel, als altem Geschichtbuch, wählte. Aber dass er diesen Stoff, welcher schon in jener ungeschmückten uralten Erzählung so romantisch anziehend ist, dass Voltaire selbst in ihm das Sujet einer Epopöe sah, und zu dessen Ausschmückung dem Dichter das an Sonderbarkeiten unerschöpfliche alte Aegypten, und, im Contraste dagegen, die nomadisch-patriarchalische Urwelt geöffnet gewesen wäre, dass er diesen Stoff der wundervollen Vorwelt entriss, und ihn durchaus in ein modernisirtes, weinerlich empfindsames Pastoraldrama verwandelte, darüber wird er sich weder vor Boileau, noch irgend vor einer andern Kritik jemals rechtfertigen können. Dafür bedürfte es wenigstens bey uns keiner Entschuldigung, dass Hr. B. sein Werk nicht in Reime zwang. Seine Vermuthung mag im Ganzen wahr seyn, dass unter dem Reim der Flug des Dichters bisweilen ermatte, ungeachtet es uns eben so unläugbar scheint, dass der Reim nicht selten, den seiner Kunst mächtigen Dichter, zu einer Wahl von Worten und Bildern veranlasse, die er sonst unentdeckt gelassen hätte, und dass durch den Reim, oder zum wenigsten nicht ohne Sylbenmaass, diejenige Rundung und Harmonie entstehe, welche gar zu leicht vernachlässigt wird, wenn man sich von den schwierigen, aber längst charakteristischen, Kennzeichen der *gebundenen* Rede losgesagt. Mit oder ohne Reim; die Bearbeitung des Stoffs ist so sehr verfehlt, dass, sobald man die hebräischen und ägyptischen Namen, zufällige, zum Theil unrichtig angebrachte, Nebenumstände, und einige aus der Bibel allzu bekannte Theile des Factums wegnimmt, jedermann die Scene in irgend einem Thal der französischen Schäferwelt suchen muss, das Zeitalter des Gegenstandes aber wahrscheinlich nirgends zu finden im Stande seyn wird. Wir treffen gleich Anfangs Joseph als Hirten, tiefsinnig, weinend und immer weinend. (Der Uebersetzer lässt ihn

den und ſchiefen, geiſtreichen und trivialen Maximen für Weiber und Mädchen, zuſammengeleſen aus den Werken guter und mittelmäſsiger Schriftſteller, und vermehrt mit den eigenen Geiſtesfrüchten des Sammlers. In einer gezierten Anrede „*an die holden Leſerinnen*," worin die Floskel: „*ich ehre ihr Geſchlecht, denn ich bin kein Morgenländer*," und andere ähnliche Floskeln bis zum Ueberdruſſe wiederholt werden, worin auch die originellen Ausdrücke: *ſchriftſteln*, *Jämmerling* u. a. vorkommen, und worin der Sammler ſeine „Damen" auffodert, das Wort *Weiblichkeit*, „das ſie ſo ſehr entehre," aus unſerer Sprache zu verbannen, — in dieſer Anrede wird dem ſchönen Geſchlechte ſehr viel Verbindliches geſagt, und daſſelbe dringend ermuntert, „die Barriere zu zerſtören, die zwiſchen Menſchen und Menſchen einen ſo entehrenden Unterſchied mache." Hr. *F.* bittet ſeine Schöne, daſs ſie unſer Geſchlecht „die feinen Gewebe mit ihren feinen Nüancen, die ſelbſt des tiefſchauendſten Forſchers Auge nie auszuſpähen vermöge, aus ihrem Innern kennen lehren möchten." Bis dieſs aber geſchehen könne, müſſe unſer Geſchlecht in gewiſſen Stücken für das Geſchlecht der Schönen mitwirken. Dazu fühlt nun auch Hr. *F.* Beruf in ſich. Er will den Weibern das in's Gedächtniſs zurück rufen, was ſie ihren Töchtern ſagen ſollen, um ſie zu dem zu machen, was ſie ſeyn ſollen. Er giebt ihnen darum nur kurze, und zum Theil abgebrochene Sätze zum Beſten, „weil ihnen durchaus das Recht gelaſſen werden müſſe, zu erklären und zu erweitern." Eine Moral wollte der Sammler nicht ſchreiben; „denn (ſagt er) Moralen ſind gewöhnlich nichts, als — *Bücher!*" Er giebt ſelbſt eine, „vielleicht auffallende Verwirrung und Untereinanderwerfung in dieſer Schrift" zu. Euphroſyne ſoll aber „nicht mit gekräuſelten Haaren, mit gefärbten Wangen, mit aufgetriebenem Buſen, ſondern — im Morgenkleide erſcheinen." Daher der Titel dieſes Buchs! — —

Und nun einige Proben! S. 1. „Eiferſucht iſt immer ein Beweis von dem Selbſtbewuſstſeyn groſser Mängel, und das Einzige, wodurch Weiber ſelbſt ſagen, daſs ſie ſich für ſchlechter, oder weniger liebenswürdig halten, als andere. Und wenn erſt der Spiegel bey euch, ihr Holden, ſeine Kraft verliert, ſo iſt — Alles verloren." S. 3. „Eine Prüde aus Kunſt, iſt weiter nichts, als eine Kokette, und zwar eine Kokette von der verächtlichſten Art." S. 7. „Das *Antizibiren* (?) der ehelichen Freuden iſt bey Eheluſtigen das, was bey Kindern das Medicíniren ohne Krankheit iſt. Ihre Inteſtina werden dadurch nach und nach unempfänglich für Arzneyen und — (?)." S. 61. „Mutter, die Tugend braucht und leidet keine Schildwacht. Wo dieſe erſt nöthig iſt, giebts keine Tugend mehr." (Dieſen Gedanken findet man kürzer und beſſer von *Oliver Goldſmith* in folgenden Worten ausgedrückt: „*That virtue, which requires to be ever guarded, is ſcarce worth its ſentinel.*") S. 71. „Eure Freuden müſſen mehr da *italiäniſchen*, als den *lebendigen* Blumen gleichen. Was ſie an Farbe und Geruch verlieren, gewinnen ſie durch ihre Dauer." S. 34. „Tragt euch dem Manne nicht an! So will es die Mode. Auch ihr muſs man in dem, worin ſie allgemein iſt, durchaus folgen." (?) S. 45. „Ein ſchönes Weib in einem ſchmutzigen Zimmer, iſt dem Wiedehopfe völlig gleich. Seine Geſtalt labt das Auge; aber ſein Neſt?" S. 85. „Lehre iſt das Licht, Beyſpiel der Schatten. Kinder haſchen immer nach dem Schatten." S. 161. „Der gewöhnliche Quell der Tadelſucht iſt Dummheit. Und doch, Tadlerin, willſt du gerade das Gegentheil beweiſen." Nun noch einige Proben, wie der Vf. die Ausſprüche anderer Schriftſteller commentirt! „Wohin (ſagt *Wieland*) kann nicht ein goldner Regen dringen?" Unſer Sammler fügt hinzu: „Doch weiſs ich einen Platz, wohin er nicht Zugang hat: das Herz eines wirklich tugendhaften Mädchens; aber wohlverſtanden; eines *wirklich* tugendhaften!" „Gewöhnlich (ſagt *la Bruyere*) bewahrt der Mann dieſes Geheimniſſe eines andern treuer, als ſeine eigenen; das Weib eigene treuer, als fremde." Hr. *F.* ſetzt hinzu: „Schön wär' es, bewahrten Beide beide gleich-treu!"

Daſs es dieſer Sammlung nicht an *Mannichfaltigkeit* fehlen werde, beweiſen die vielen ältern und neuern Schriftſteller, woraus Hr. *F.* ſchöpfte. Man findet hier die Namen eines *Plautus*, *Virgil*, *Horaz*, *Ovid*, *Tibull*, *Plinius d. j.*, *Terenz*, *Young*, *Milton*, *Owen*, *Marmontel*, *Locke*, *Touſſaint*, *Mariveaux*, *Fiſture*, *Voltaire*, *Wieland*, *Soden*, *Anton-Wall*, *Sedaine*, *Dorat*, *Boiſard*, *de St. Lambert*, *Boileau*, *Paſcal*, *Racine*, *Malherbe*, *Montaigne*, *la Bruyere*, *Meiſner* und vieler andern bedeutender und minder bedeutender Autoren. Die Sprache dieſes Büchleins iſt ziemlich rein; nur hier und da ſind die ausländiſchen Wörter *Attachement*, *attachant*, *ruſtik*, *Fat*, *Etourdi*, *eklat*, *ſalopp*, *diſciplinabel* u. ſ. w. mit eingemiſcht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Schall: *Vermächtniſs eines alten Komödianten an ſeinen Sohn.* Goldenes A B C für Zunftgeſellen des Theaters. 1800 87 S. 8. (8 gr.) Dieſs Gedicht enthält manche treffende Satire gegen die handwerksmäſsigen Kunſtbegriffe mittelmäſsiger Schauſpieler. Der Vf. kennt ſeine Zunftgenoſſen! Vorzüglich rügt er die ſogenannte *Prunknier*, auf welche ſie ſich ſo viel zu gute thun. Die Verification dieſes Gedichts iſt ſehr oft leicht und glücklich. Man muſs ſich nur verwundern, daſs der Vf., dem es nicht an Witz gebricht, die ſeltſamen Ausdrücke: „*Stahlbeſchlagene Bindeſtiefel — Roheit. Urkraft — Geiſtesſtralen*" u. a. m. für *witzig* halten konnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1801.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh.: *Handbuch der deutschen Reichsgeschichte* von *Christoph Gottlob Heinrich*, Herzogl. Sachsen-Weimar. Hofrath und ordentl. Professor der Geschichte zu Jena. 1800. 763 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Nach der eignen Aeusserung des würdigen Vfs., kann dieses Werk aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, theils als Leitfaden bey akademischen Vorlesungen, theils als Handbuch für solche Leser, die sich von Deutschlands Geschichte und von der successiven Bildung seiner dermaligen Verfassung eine allgemeine Kenntniss zu erwerben suchen, ohne sie in weitläuftigen Werken studieren zu wollen. Dass es für den ersten Zweck zu ausführlich scheinen möchte, hat er selbst gefühlt, indem er sich gegen diesen Vorwurf dadurch vertheidigt, dass ein sachkundiger und geübter Lehrer bey einem solchen Handbuche Gelegenheit genug zu Erläuterungen und Zusätzen finden werde, und in einem halbjährigen Cursus den Zuhörern bey weitem mehr sagen könne, als wenn er über ein magres Compendium commentirt, und seine Berichtigungen und Zusätze mit ängstlicher Genauigkeit in die Feder dictirt. Ob wir gleich die Wahrheit dieser Bemerkungen nicht verkennen: so würden wir doch einem kürzern Lehrbuche deswegen den Vorzug zugestehen, weil dadurch der Zweck des akademischen Vortrags über die deutsche Reichshistorie weit sichrer erreicht wird; indem dieser blos die Darstellung der wichtigsten Veränderungen und Schicksale der deutschen Nation beabsichtigt, die durch das allzugrosse Detail dem Anfänger eher verdunkelt, als aufgeklärt, werden, zu geschweigen, dass dessen Nachdenken dadurch geschärft wird, wenn das Lehrbuch blos aus kurzen Sätzen besteht, welche in den Vorlesungen des Lehrers erläutert werden. Auch in gegenwärtiger Schrift findet man zwar hin und wieder dergleichen kurze Angaben (so heisst es z. B. S. 62. *Vortheile und Nachtheile der Lehnsverfassung* und S. 191. wo von den Landpfalzgrafen die Rede ist, wird ihr Amt nicht wirklich beschrieben, sondern die Erläuterung hierüber durch die Worte *Beschreibung ihres Amts* von dem Lehrer verlangt), welche aber mit der gewöhnlichen Form derselben nicht übereinstimmen. Dagegen ist diese einem Handbuche vollkommen angemessen, so wie überhaupt das ganze Werk in einem sehr günstigen Lichte erscheint, wenn man es aus diesem zweyten Gesichtspunkte betrachtet, indem uns kein andres bekannt ist, welches in so gedrängter Kürze eine so treue, richtig geordnete, und reichhaltige Uebersicht der deutschen Geschichte enthielte. Je lebhafter wir aber hiervon überzeugt sind, desto mehr halten wir es für unsre Pflicht, es bey dieser Anzeige nicht bewenden zu lassen, sondern verschiedne Bemerkungen beyzufügen, die vielleicht zu noch grösrer Vervollkommnung dieses Werks in Zukunft etwas beytragen könnten.

Zuvörderst billigen wir es sehr, dass der Vf., statt der gewöhnlichen Abtheilung der Reichshistorie nach den regierenden Häusern, solche Epochen zu wählen suchte, die ihren Grund in Hauptveränderungen haben, welche den ganzen Staat betrafen; doch würden wir hin und wieder die gewählten Ruhepunkte mit andern vertauscht haben, die sich noch mehr auszeichnen als jene. So scheint z. B. der Theilungsvertrag von Verdun (843) mit welchem verschiedne Gelehrte, unter andern *Köhler*, die deutsche Reichshistorie selbst anfangen, eine noch bessere Epoche zu seyn, als die Regierung Carls des Grosen, die, ungeachtet ihrer Wichtigkeit, keine Veränderung in der Grundverfassung bewirkte. Auch wissen wir nicht, warum mit Friedrich I. eine neue Periode angefangen wird. Weit grösre Veränderungen zeigen sich nach dem Tode Heinrichs V. mit dem Regierungsantritt Lothars von Sachsen, indem doch erst seit dieser Zeit die Wahleigenschaft des deutschen Reichs ganz entschieden war, oder wenigstens, wenn dieses der Vf. noch bestreiten sollte, unter der Regierung der letzten Könige aus dem fränkischen Stamm die Macht der Stände einen sehr grosen Zuwachs erhalten hatte, der in der Folge zur Grundlage der Landeshoheit diente. S. 7. wird unter den Hülfswissenschaften die Diplomatik nicht erwähnt, die doch um so mehr hier eine Stelle verdient hätte, da in dem vorhergehenden Paragraphen, wo von den Quellen die Rede ist, zwar Urkunden-Sammlungen (unter welchen auch die von *Gerken* beygefügt zu werden verdiente), nicht aber eigentliche diplomatische Werke angeführt werden. S. 26. wo von dem ältesten deutschen Adel die Rede ist, aus dem in der Folge der Dynastenstand, nicht aber der ganze hohe Adel entsprang, würden wir diese Veränderung durch grosses Landeigenthum, (welches jener bey der Vertheilung der Ländereyen erhielt), angedeutet haben. — Auch würden wir S. 76. bemerkt haben, dass die Märzversammlungen eigentlich Musterungen waren, welche aber allmälig eine Theilnahme der Nation, besonders der Grosen, an den Staatsgeschäften bewirkten, wozu besonders die grösre Ausbildung des Lehnssystems beytrug, wie solches Prof. *Zachariä* in seiner Diss. *Origines Comitiorum*

mitiorum quae in Imperio S. R. G. celebrantur. (*Viteb.* 1795.) ausführlich gezeigt hat. S. 21. hätte das Verhältnifs des Heerbanns zur Lehnsmiliz, und die Bemühungen Carls des Grofsen, erftern aufrecht zu halten, angegeben werden follen, fo wie überhaupt bey einem jeden Abfchnitt die Kriegsverfaffung wegen ihrer genauen Verbindung mit der Regierungsform eine befondre Rubrik verdient hätte. Der Urfprung der Patricier, von welchen S. 195. die Rede ift, wird nicht ganz richtig dargeftellt, indem fie der Vf. von den urfprünglichen freyen Bürgern ableitet, da fie doch vielmehr Nachkommen derjenigen Edelleute find, die fich zu Ende des zwölften und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts aus verfchiednen Urfachen, befonders aber um Schutz gegen das Fauftrecht zu finden, in die Städte gezogen. S. 198. kann beygefügt werden, dafs die Idee von der Weltherrfchaft des römifchen Kayfers durch die Grundfätze der Hierarchie begünftigt wurde, die nicht nur ein geiftliches, fondern auch ein weltliches, Oberhaupt der Chriftenheit verlangten. — Dafs, wie S. 203. behauptet wird, der nähere Umgang der Deutfchen mit den Italiänern deswegen gar keinen Einflufs auf die Sittenverfeinerung äufserte, weil beide Nationen einander tödlich hafsten, fcheint fich durch die von dem Vf. felbft angeführte Thatfache widerlegen zu laffen, dafs eine ähnliche Abneigung auch zwifchen den Deutfchen und Franzofen Statt fand, und doch die erftern fchon in der Mitte des 11ten Jahrhunderts anfingen, franzöfifche Moden anzunehmen. S. 238. verdient *Joh. Meermanns* Gefchichte des Grafen Wilhelm von Holland beygefügt zu werden (aus dem Holländifchen. Leipz. 1787 u. 88. 2 Th. 8.), da der Vf. gewöhnlich die vorzüglichern Biographien der deutfchen Kayfer anzuführen pflegt; auch hätten S. 249. die neuen Ideen, einige Rückficht verdient, die *Gemeiner* in feinen Berichtigungen im deutfchen Staatsrechte und der deutfchen Reichsgefchichte über den Urfprung der Kurfürften vorgetragen hat. Wenn ferner S. 248. behauptet wird, dafs vor Rudolfen von Habsburg, an Landeshoheit der deutfchen Fürften nicht gedacht werden konnte, weil diefe in fo mancher Rückficht noch vom Könige abhingen, und vieles, was fie von Hoheitsrechten befafsen, noch Ufurpation war: fo möchte doch diefe Behauptung wegen der vielen fchon damals vorhandnen Conceffionen und Privilegien, welche die Fürften, befonders von Friedrich II. erhalten hatten, wohl dahin eingefchränkt werden müffen, dafs die Landeshoheit blofs unvollkommner und (befonders durch die kayferliche Concurrenz) eingefchränkter war, als gegenwärtig. S. 255., wo von der Erblichkeit der Lehne die Rede ift, hätte bemerkt werden follen, in wiefern die oben (S. 157.) angeführte Conftitution Conrad II. von der Erblichkeit der Lehne, die urfprünglich blofs für Italien beftimmt war, in der Folge auch auf Deutfchland Einflufs äufserte. S. 323. wird behauptet, dafs zur Nachfolge in der fächfifchen Kur H. Erich V. von Sachfen-Lauenburg als nächfter Agnat das gegründetfte Recht hatte, ohne dafs dabey die entgegenftehenden Zweifel, die fich vorzüglich auf die auch bey den fächfifchen Reichslehnen üblichen Grundfätze von der gefammten Hand gründen, berührt werden, die erft vor kurzem mit neuer Stärke in folgender Schrift find dargeftellt worden: *Chriftl. Gottlob Biener de Ducatu atque Electoratu Saxonico in Fridericum bellicofum collato. Lipf.* 1793. S. 344. verdient beygefügt zu werden, dafs man fchon unter K. Sigismunden ein Kammergericht findet, welches aber im Ganzen keine befsre Verfaffung hatte, als das ältre Hofgericht.

Unter den S. 383. angeführten Büchern zur Gefchichte Carls V. wunderten wir uns, *Robertfons* bekanntes Werk nicht erwähnt zu finden. S. 520. ift blofs von einer ftillfchweigenden Anerkennung der Souverainität der Niederlande von Seiten des Kayfers und Reichs die Rede, da diefe doch ausdrücklich in befondern Ratificationen von dem 53ften Artikel des Friedens zu Münfter 1648 von Seiten des Kayfers und 1654 von Seiten des Reichs erfolgt ift (*f. Dumont Corps Diplom.* T. VI. p. 429. 446.). Da S. 569. der von dem Kayfer einfeitig vorgenommenen Abfaffung der Reichshofrathsordnung und des Decrets von 1714 gedacht wird: fo hätte zugleich die zuerft in der W. C. Karl VII. enthaltne proviforifche Anerkennung beider Gefetze beygefügt werden können. Endlich ift es unrichtig, wenn S. 590. von dem Ryswicker Frieden gefagt wird: „Der Kaifer und das Reich traten an Frankreich ab die Stadt Strafsburg nebft allem, was am linken Rheinufer dazu gehört, mit völliger Souverainität; *und damit* wurde dann der alte Streit wegen der Oberhoheit über die zehen vereinigten Reichsftädte und die Reichsritterfchaft im Elfafs, ganz zu Frankreichs Vortheil entfchieden." Im Gegentheil follte man vielmehr daraus, dafs Frankreich für nöthig fand, fich in dem Ryswicker Frieden die Stadt Strafsburg und ihr Gebiet befonders abtreten zu laffen, auf die Beybehaltung der Souverainität des Reichs über die übrigen reichsunmittelbaren Gebiete in Elfafs fchliefsen. Die entgegengefetzte Meynung mufs alfo aus andern Gründen dargethan werden, die man am beften in folgender Schrift ausgeführt findet: *Juftl Chriftoph. Leift Tractatus juris publici de pacis Ryswicenfis articulo quarto.* Gött. 1796. 8.

BERLIN, b. Vieweg d. ält.: *Hiftorifches Journal.* Herausgegeben von *Friedrich Gentz.* 1799. 8. *Erfter Band* 498 S. *Zweyter Band* 472 S. *Dritter Band* 478 S. 8.

Seit Anfang des J. 1799 erfcheint bekanntlich von diefem Journale monatlich ein Heft, deren viere einen Band ausmachen. Wenn bey der Anzeige und Beurtheilung einer Zeitfchrift hauptfächlich auf drey Gegenftände Rückficht zu nehmen ift, auf die Wahl der Materien, die Gründlichkeit und Unpartheylichkeit, und den Vortrag: fo glauben wir, dafs die Schreibart des Herausg., der auch Vf. der meiften Abhandlungen ift, durch frühere Schriften, und vorzüglich durch feine Ueberfetzungen aus dem Franzöfifchen und Englifchen demjenigen Publicum, welches an poli-

politischen Discussionen Theil nimmt, zu bekannt geworden sey, um einer Empfehlung zu bedürfen. Was hingegen den Inhalt betrifft: so ist diese Zeitschrift ganz der Geschichte des Tages gewidmet, und zwar beschäftigt sie sich fast ausschliefsend mit Frankreich und England, und mit Untersuchungen, die auf die neueste Geschichte und Verfassung dieser Staaten Bezug haben. Die Materien hat der Herausg., nach unserm Urtheile, sehr glücklich gewählt, wenn es ihm darum zu thun war, das kleinere Publicum, das ausführlichere und durchdachte Abhandlungen über die wichtigsten Ereignisse unserer Tage mit Vergnügen und Interesse liest, zu befriedigen. Die durch viele Monatsstücke hindurch laufende Abhandlung: *Ueber den Gang der öffentlichen Meynung in Europa in Rücksicht auf die französische Revolution, und über die Entstehung derselben;* die Abhandlungen: *Ueber den Plan der Vereinigung zwischen England und Irland; über den jetzigen Zustand der Finanz-Administration und des National-Reichthums von Grofsbrittannien*, wird der unbefangene Leser, wenn er auch nicht immer gleicher Meynung mit dem VF. ist, doch nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen. Aus des Herausg. früheren Schriften, der Wahl der Schriftsteller, die er ins Deutsche übersetzt, und den Anmerkungen, welche er diesen Uebersetzungen beygefügt hat, und selbst aus der Ankündigung dieser Zeitschrift sind zwar die politischen Meynungen des Herausg. bekannt genug; da aber jeder billige Mann behutsam in seinem Urtheile über die Partheylichkeit oder Unpartheylichkeit eines dritten ist: so mufs es einem gewissenhaften Rec. um so schwerer werden, ein solches Urtheil über einen Schriftsteller zu fällen. Hn. G. ist von dem Herausg. eines andern Journals, das Rec. von seiner Entstehung an mit Vergnügen gelesen hat, und noch liest, nicht nur der Vorwurf der Partheylichkeit gemacht; sondern es ist auch als eine Versündigung gegen die Neutralität des preufsischen Staats angesehen worden, dafs er in der Ankündigung seiner Zeitschrift erklärt habe: „Das was gewisse Schriftsteller Unpartheylichkeit und Neutralität nennen, — ein unwürdiges „schnödes Capituliren mit den heiligsten Grundsätzen „des Rechts, der bürgerlichen Ordnung und der „Menschlichkeit, ein unverständliches, charakterlo„ses, oft geflissentlich verworrenes, Hin- und Her„schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, „und alle andere Manieren oder Künste dieser Art, „würde man hier vergebens suchen", dieser Vorwurf veranlafste Hn. G. im Juliusstücke die Frage aufzuwerfen und zu beantworten: *In wiefern kann man Unpartheylichkeit und Neutralität von einem politischen Schriftsteller verlangen?* In dieser Abhandlung wird der Unterschied zwischen beiden gut auseinander gesetzt und gezeigt, dafs zwar Unpartheylichkeit, nicht aber Neutralität, eine Pflicht des politischen Schriftstellers sey. Das Urtheil ist unpartheyisch, auf welches Gunst oder Ungunst keinen Einfluss gehabt haben, und hiernach zu streben, gebietet schon die Würde eines Menschen. „Wenn sich der Richter (oder Schriftsteller) bewufst „ist, dafs keine Rücksicht auf Liebe oder Hafs seinen „seinen Ausspruch bestimmte: so hat er der Pflicht der „Unpartheylichkeit Genüge geleistet; obgleich dieses „Bewufstseyn ihn nicht gegen Irrthümer zu schützen „vermag, in welche eine falsche oder unvollkommene „Sache ihn führen kann." Wir sind überzeugt, dafs Hr. G. diese Unpartheylichkeit habe, die man wohl die innere nennen könnte. Es ist aber eben so wenig zu verwundern, wenn sein vertrauter Umgang mit Schriftstellern, die zu den heftigsten ihrer Parthey gehörten, *Burke* und *Mallet du Pan*, von welchen er mehrere Schriften in das Deutsche übersetzte, ihn für das Interesse dieser Parthey gewann, als dafs die überall wiederhallenden, schiefen Urtheile über Englands Regierung und Finanzen, welche Schriftsteller ohne Sachkenntnifs einander nachschreyen, und bey denen selbst der gemäfsigteste Freund Englands unwillig werden mufs, ihn zuweilen in der ruhigen und kalten Untersuchung stören und zu Urtheilen veranlassen, die ein grofser Theil unbefangener Leser für einseitig halten wird. Diess scheint z. B. der Fall S. 190. des 1ten Bands zu seyn, wo Hr. G. sagt, dafs man noch beträchtlich unter der Wahrheit bleibe, wenn man Englands jährliche Einkünfte auf 200 Millionen (S. 87. des 3ten Bandes, werden sie sogar auf 231½ Million angegeben), und nach diesem jährlichen Ertrage *das Kapital der brittischen Nation auf viertausend Mill. Pf. Str.* schätze. Da bey Anzählung der Einkünfte nicht etwa der Ueberschufs über die Bedürfnisse, sondern der ganze Lohn mit in Anschlag kommt, welchen Advocaten von ihren Geschäften, Handwerker von ihrem Gewerbe, Taglöhner von ihrer Arbeit beziehen: so kann Rec. den Rückschluss von den Einkünften auf das Capital nicht für richtig erkennen. Bey einer solchen Berechnung des Staats-Capitals würden sich sehr irrige und sonderbare Folgerungen ergeben. Eben so unrichtig scheint Rec. das zu seyn, was S. 164. des 3ten Bandes bey Gelegenheit der Vortheile, die das Anleihe-System gewährt, gesagt wird: „Die Zinsen werden durch Abgaben auf„gebracht, die ein Theil der Einkünfte des Volks, „oder, um es bestimmter auszudrücken, ein Theil „des Ueberschusses dieser Einkünfte über das unmit„telbare Bedürfnifs der Consumtion desselben sind. „Dieser Ueberschufs kann nun doppelten Ursprunges „seyn. Entweder das Volk schränkt, ohne seine Ein„künfte wirklich zu vermehren, seine Consumtion „nur um so viel mehr ein, als nöthig ist, um dem „Zuwachs seiner Abgaben, welchen die Verzin„sung der Staatsschuld erfodert, bestreiten zu kön„nen. Oder es weifs sich durch erhöhte Thätigkeit „und Industrie neues Product, neue Einkünfte zu ver„schaffen, und bezahlt mit diesen den Zuwachs seiner „Abgaben." Rec. glaubt, dafs ein dritter Fall eintreten könne, dafs nämlich ein grofser Theil der Contribuenten nicht im Stande sey, die Abgaben von dem Ueberschusse zu zahlen, sondern von dem Capital-Vermögen zahlen müsse. Und dafs dieser Fall wirklich in England selbst häufig eintrete, scheinen die, nach unverwerflichen Zeugnissen, sich sehr mehrenden Armen-Taxen zu beweisen.

Den

Den Aeufsernngen Hn. G. über die Vortrefflichkeit des Amortisations-Fonds giebt Rec. vollen Beyfall; deffen ungeachtet kann er sich aber nicht überzeugen, dafs derselbe hinreichend sey, den National-Credit aufrecht zu erhalten, wenn mehrere Jahre hindurch weit gröfsere Summen erborgt, als abgelegt werden. Uebrigens beweifst das grofse Steigen der öffentlichen Fonds während eines, seit mehrern Jahren mit den gröfsten Anstrengungen geführten, Kriegs mehr, als jede Demonstration, wie sehr sich diejenigen geirrt haben, die mit so vieler Zuversicht den nahen Sturz der englischen Finanzen vorherverkündigten.

Rec. wünscht recht sehr, dafs dieses Journal, in welchem er viel Unterhaltung und Belehrung gefunden, und das der Herausg. durch ein beygefügtes Register dem Statistiker und künftigen Geschichtschreiber brauchbarer zu machen gesucht hat, möge fortgesetzt werden. Wenn es gegründet seyn sollte, dafs es nicht den Abgang finde, den es nach der Wichtigkeit der Materien und dem allgemeinen Interesse, welches das Publicum billig an der neuesten Geschichte nimmt, finden sollte: so ist der Grund davon wohl darin zu suchen, dafs der grofsen Lesewelt weniger mit einer ausführlicheren und, zuweilen ihrer Natur nach, nothwendig trockenen Darlegung der wichtigern Gegenstände, als mit Mannichfaltigkeit derselben gedient ist; denn dafs die Vorliebe für die französische Revolution, und die Abneigung gegen England noch jetzt in Deutschland so stark und allgemein seyn sollte, um nichts lesen zu wollen, was die bisherigen Begriffe berichtige, kann Rec. seinen deutschen Mitbürgern nicht zutrauen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Deutschland (Gotha, in d. Beckerschen Buchh.): *Nationalzeitung der Deutschen. Jahrg.* 1798. S. 1 bis 1086. Nr. 1 — 52. (2 Thaler.) — *Jahrg.* 1799. S. 1 — 1176. Nr. 1 — 52. — *Jahrg.* 1800. Nr. 1 — 52 (in gespaltenen Column. S. 1172.) 4.

Der gute Fortgang dieses Instituts, dessen beiden ersten Jahrgänge in Nr. 74. März 6. 1799. der A. L. Z. mit verdientem Lobe angezeigt wurden, bewährt die *hundertjährige* Erfahrung, dafs Thüringen und insbesondere Gotha eine sehr wohlgelegene Stadt für Zeitungs-Industrie ist. Ihre Lage in der Nachbarschaft vieler andern Städte, an einer Hauptstrafse zwischen Frankfurt und Leipzig, und in der Mitte von Deutschland, so wie das auf 10 Meilen im Umkreise sich erstreckende Mevinsche Botenamt, sind bekanntlich Beförderungsmittel des dortigen Betriebs. Dadurch wird es erklärlich, dafs, neben der Nationalzeitung, ein täglicher *Reichs-Anzeiger*, die politische Zeitung des Hn. Raths *Hamberger* bey den Mevinschen Erben, eine *Handlungszeitung* und ein *Intelligenzblatt* zugleich bestehen können.

Der Geist und das Wesen dieser Zeitung ist sich bis an den Schlufs des Jahrhunderts gleich geblieben. Eine zweckmäfsige Freymüthigkeit, aber mit Namhaftmachung der Quellen, und eine gute Auswahl der vielfachen Correspondenz, die sich auf die literarisch unbekanntesten Gegenden Deutschlands, auf Westphalen und die österreichischen Erblande erstreckt, erhielt sich bey allen, selbst den delicatesten, Gegenständen. Die Ministerial-Schicksale des von *Wöllner* und die Correspondenz des Grafen *Münster-Meinhövel*, wegen des Johanniter-Ordens (1800. Nr. 36.) sind davon Beyspiele aus der neuesten preufsischen Staatsgeschichte. Im innern Haushalt erfolgte die geringe Abänderung, dafs die, als 2ter Theil mit den Jahrgängen 1796 und 1797 verbunden gewesene Staatengeschichte nicht weiter fortgesetzt, sondern die politischen (auswärtigen) Staatsbegebenheiten jedem Wochenstücke in einer Beylage angehängt wurden. Ein zwey Bogen starkes wohl ausgearbeitetes Register, vertrat dabey die Stelle des vorigen, das zum historischen Gebrauche sehr nothwendig ist, und macht von den Jahrgängen 1799 und 1800 die letzte 52te Nummer aus. Ihre Versendung in alle europäische Staaten wurde selbst nicht in Rufsland durch landesherrliches Verbot suspendiret. Diese Vorzüge verdankt die N. Z. dem Fleifse und Unternehmungsgeiste des Hn. Rath *Becker*, der das vierfach nützliche Verhältnifs des Reisenden, des Schriftstellers, des Buchhändlers und Geschäftsmannes in sich vereinigt. Fast unverdienter Weise erhoben sich im J. 1798 sowohl von Seiten einzelner Privatpersonen als ganzer Landescollegien, jedoch ohne rechtliche Form, mehrere Klagen gegen die Zeitung, so, dafs die Herzoglich Sachsen-Gothaische Regierung, um einen unnützen und unbequemen Schriftwechsel abzukürzen, keine andere Beschwerden, als in Form einer nach der Landes-Processordnung eingeleiteten Klage mehr annahm.

In der Form des Vortrags, und selbst in der Austheilung des sub- und objectiven Inhalts, war jedoch eine gewisse Ungleichheit und Einseitigkeit bemerklich. Von Kirchen- Schul- und Armensachen, und von Unglücksfällen, so wie aus Schwaben und Obersachsen, wurde im Verhältnisse zum Ganzen zu viel geliefert. Ingleichen pafst der politische Abschnitt zu der Anlage nicht gut; er ist einerseits oft zu veraltet, um den ihm gegönnten Raum einzunehmen, und andererseits oft zu gedrängt, um für alle Leser verständlich zu seyn. Das Nachtwächterlied zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts ist sehr gut gerathen. Für das neue sind jedoch auch hierin wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen angekündigt worden. Hr. Rath *Lenz* giebt die Redaction ab.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 28. Januar 1801.

GESCHICHTE.

1) London, b. Cadell u. Davies: *Review of the Origin, Progress and Result of the decisive War with the late Tippoo Sultan of Mysore* etc. by *J. Salmond* and *M. Wood*. 1800. 88 S. 8. Auser den nichtpaginirten Anhängen.

2) Ebend., b. Bulmer u. Nicol: *View of the Origin and Conduct of the War with Tippoo Sultan, and the Siege of Seringapatan*, by *A. Beatson*. 1800. 265 S. 4. ohne die Anhänge von 172 S. Kupfer u. Karten.

Von den neuesten Veränderungen in den von Europäern am meisten besuchten oder theilweise beherrschten Provinzen von Hindostan und Decan sind wir, trotz *Rennels* unermüdetem Bestreben, jene Länder geographisch aufzuklären, und den in England gelegentlich erscheinenden Staatsschriften, Reisen und Pamphlets, wenig unterrichtet. Wir wissen die Ursache und den Erfolg des Krieges nicht, den die Maratten 1794 mit dem Nizam von Decan führten, noch weniger die wahre Veranlassung, warum der mächtigste Maratten-Fürst, Madaji Scindea Nachfolger, 1798 aus Noth oder Uebermuth den Paischwa in Punah und seine Minister ausplünderte. Die Unruhen, welche ein zahlreiches, meist von Franzosen befehligtes, Corps in den Ländern des Nizam von Decan vor 1798 anrichtete, sind uns nur theilweise und einseitig bekannt, und die letzte Revolution in Auhd, wodurch der bisherige Nabob abgesetzt, und den Engländern die wichtige Festung Elhadabad, als eine nordwestliche Schutzwehr ihrer bengalischen Besitzungen zu Theil ward, kann man nur aus den seltenen, weitläuftigen Acten und Zeugenverhören über diese Revolution am Obergange erfahren. Dass hingegen der letzte glückliche myforische Krieg nicht unbeschrieben bleiben würde, war leicht zu erwarten, wenn gleich Ormes Fortsetzung der brittischen Kriege in Hindostan kaum zu hoffen ist, und ähnliche, mehrmals in Calcutta und London angekündigte, Bemühungen anderer Zeitgenossen, haben bisher die Presse nicht verlassen können.

Die obengenannten Geschichtschreiber des letzten myforischen Krieges, *Wood*, *Salmond* und *Beatson*, nahmen sämmtlich an diesem Kriege Theil, wodurch nicht nur Tippo Saheb sein Leben verlor, sondern es auch dahin kam, dass alle seine Länder zertheilt, und aus einem unabhängigen Reiche in eine ganz von England abhängige Provinz verwandelt wurden. Hr. *Wood*, vormals Ingenieur-Oberster in Bengalen, hat nur geringen Antheil an der Uebersicht Nr. 1., denn er hat darin gröstentheils eine beträchtliche Menge Correspondenzen, Staatsschriften und andere Papiere, diesen Krieg betreffend, abdrucken lassen, welche der brittische Generalgouverneur, Lord Wellesley, vor oder nach demselben, den Directoren der Londner ostindischen Compagnie übersandte, und gröstentheils durch fliegende Blätter und englische periodische Schriften dem Publicum bekannt geworden sind. Die eigentliche Kriegsgeschichte hat Hn. *Salmond* zum Verfasser.

Diese ertheilt, wie der Titel besagt, eine zweckmässige Uebersicht über den Anfang und das Ende dieses Kriegs, von dem wir in Deutschland noch lange nicht völlig unterrichtet sind. Hr. *S.* zeigt des Sultans Bestreben, die 1792 verlornen Länder wieder zu erlangen, seine Bemühungen, die indischen Mächte gegen England aufzuhetzen, und dessen Alliirten, die Maratten und den Nizam, von ihrem alten und natürlichen Bundsgenossen zu trennen, und vorzüglich mit französischen Hülfstruppen, deren er 40,000 Mann mit der erfoderlichen Artillerie verlangte, die Engländer aus Ostindien zu vertreiben. *Ripaud*, ein französischer Caper-Capitain von Isle de France, ein eifriger Jacobiner, der zufällig in seine Staaten vertrieben ward, unterstützte ihn in seinen Planen, und er wusste dem Sultan die Siege der Mutter-Republik über ihre Gegner und ihre Macht zu Lande und zu Wasser, weil dieser vom Revolutionskriege noch nichts erfahren hatte, so geschickt zu übertreiben, dass er mit ihm, aller Einwendungen seiner Minister ungeachtet, eine förmliche Allianz gegen England unterzeichnete, und Gesandten nach Isle de France abgehen liess; um dort die Ueberfahrt, wenigstens eines Theils, der versprochenen Hülfstruppen zu beschleunigen. Allein zu bald fanden die myforischen Gesandten, dass Ripaud ihrem Fürsten mehr versprochen hatte, als er leisten konnte; der Gouverneur wollte die Allianz nicht unterzeichnen, weil er sie vorher nach Frankreich übersenden musste, und die Besatzung der Insel war nicht einmal vollzählig, weil man davon 1000 Mann nach Batavia zur Unterstützung der Holländer gesandt hatte. Er ermunterte jedoch die Einwohner durch eine gedruckte Proclamation, in des Sultans Dienste zu treten, von denen aber nur 99 an Weissen, Schwarzen und Mulatten zusammengebracht werden konnten. Aber eben diese Proclamation verrieth den Engländern des Sultans Unterhandlungen mit ihren Gegnern, die er so geheim als möglich zu halten suchte. Sie waren vor-

her schon wegen des Sultans Kriegsrüstungen und Bonaparte's Landung in Aegypten auf ihrer Hut, und setzten ihre Truppen auf den Kriegsetat, die überdem von Europa und Bengalen Verstärkungen erhielten. Doch suchten sie den Frieden in Indien durch Unterhandlungen mit dem Sultan zu befestigen. Da er aber ihren Beschwerden über Erneuerung der Feindseligkeiten, ihren Vorschlägen, die Ruhe in Decan zu befestigen, listig auswich, ihre Briefe gar nicht oder sehr spät beantwortete, und seine Rüstungen fortsetzte: so suchten die Präsidentschaften Madras und Bombay durch einen Einfall in sein Gebiet von zweyen Seiten seinen Streifereyen zuvor zu kommen, und d. 3. Febr. 1799 rückte die Armee in Mysore ein. Da der ganze Feldzug nur zwey Monate dauerte, und des Sultans Hauptstadt schon den 4. May mit Sturm erobert ward: so hat Hr. *Salmond* die Vorfälle vor und nach dem 4. May nur kurz behandelt. Er beschreibt zwar darin des Sultans Tod, die Eroberung seines ganzen Landes nach dem Fall von Seringapatan, und die Zerstückelung seiner Länder, doch ohne sich in ein ausführliches Detail einzulassen.

Darüber aber geben die Urkunden im Anhange, welche über drey Viertel des ganzen Werks ausmachen, desto gründlichern Unterricht. Sie bestehen aus der Correspondenz des indischen Generalgouverneurs mit den Londner Directoren, den Berichten der englischen Befehlshaber über einzelne Kriegsvorfälle, Tippos Briefwechsel mit dem brittischen Generalgouverneur, den ausführlichen Theilungstractaten seiner Länder, worin jeder District nebst seinem Ertrage aufgeführt ist, und was den Engländern, den Maratten, dem Subah von Decan und dem neuen Rajah von Mysore, von des Sultans Ländern 1799 zu Theil ward, ausser einer Menge wichtiger Papiere, die nach des Sultans Tode in dessen geheimen Kanzeley gefunden, und von den Siegern nach England geschickt wurden. Diese geben die deutlichsten Beweise von des Sultans feindseligen Gesinnungen gegen England, und dessen rastlosen Bestreben, durch fremden Beystand seine 1792 verlornen Provinzen wieder zu erlangen, und die Ungläubigen (so heissen in seinen Briefen die Engländer), Maratten und deren Alliirte, von Grund aus zu vertilgen, oder sie unter das Schwerd des Glaubens zu beugen. Man findet hier seine ganze Correspondenz mit dem Könige von Kandahar, Zemaun Shah, um ihn zum Zuge nach Delhi zu bewegen, der aber aus unbekannten Ursachen unterblieb; seine ganze Verhandlung mit der französischen Regierung in Isle de France, und dem Directorium in Paris. Der Sultan verspricht ihnen die Festungen Madras und Bombay, wenn sie ihm schleunige Hülfe leisten wollen, die Engländer aus Indien zu vertreiben, und die portugiesische Hauptstadt Goa zu erobern. Ferner eine kurze Geschichte der alten Rajahs von Mysore, seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Sie bestehen aber gröstentheils aus den unbekannten Namen der verschiedenen Fürsten, die dieses Land als Unmündige und Weichlinge beherrschten; auch wird darin Hyder Allys Usurpation des mysorischen Reichs nicht aufgeklärt. Dieser wies indessen dem von ihm vom Thron verdrängten Rajah, Chick Kistna, der schon 1766 starb, 200,000 Rupien an, die aber Tippo Saheb dessen Nachfolgern, bis auf 7000 Rupien verminderte. Auch über die ansehnliche Beute, welche die Engländer in der Hauptstadt fanden, sind hier mehrere Verzeichnisse abgedruckt, aber vorzüglich von den Kriegsbedürfnissen; denn über des Sultans Baarschaften, Juwelen und andere Kostbarkeiten, sind uns keine detaillirten Angaben unter diesen Actenstücken aufgestossen, deren Werth, wie Augenzeugen versichern, nahe an zwey und zwanzig Millionen Thaler betragen haben sollen, welches alles unter die Truppen, nach indischem Kriegsgebrauch, vertheilt ward. Den Beschluss macht ein Brief aus dem Lager vor Seringapatan, welcher das Verhalten des Sultans am Tage des Sturms, seinen Tod, und die mühsame Auffindung seines Leichnams unter vielen hundert Erschlagenen beschreibt; aber hierüber haben wir seitdem genauere Nachrichten erhalten. Der Sultan hinterliess dreyzehn Söhne, von denen der jüngste funfzehn Jahr alt war, die ältern aber während dieses Krieges besondere Corps anführten.

Hr. *Beatson* konnte in seiner Lage, als Ober-Ingenieur der brittischen Hauptarmee, die sichersten und genauesten Nachrichten, über den Anfang und das Ende dieses Krieges erfahren, er versichert auch in der Vorrede, dass ihn der Generalgouverneur von Ostindien, Marquis von Wellesley, mit wichtigen Beyträgen unterstützt habe. Sein Werk ist eine sehr genaue, und für Militärpersonen äusserst lehrreiche Kriegsgeschichte. Er detaillirt nicht nur die Stärke beider Armeen (Tippos ganzes Heer bestand nur aus 48,000 Mann), und die Anstalten, welche getroffen wurden, die brittischen Heere mit Lebensmitteln, Zugvieh, und andern Bedürfnissen zu versehen, sondern er zeigt auch, warum die östliche Hauptarmee 1799 gerade die von ihr genommene Strasse wählte, um nach der Hauptstadt vor der Regenzeit zu gelangen, und sehr ausführlich alle bey der Belagerung von Seringapatan getroffenen Maasregeln. Blos an Belagerungsgeschütz führte die erwähnte Armee 57 schwere Kanonen und Mörser mit. Aber Hr. B. hat nicht blos für militärische Leser geschrieben. Jeder Freund der Geschichte wird bey ihm mannichfaltige Belehrung über den Ursprung dieses Kriegs, die zum Theil missliche Lage der Engländer vor demselben (daher sie dem Sultan zuvorkommen mussten), über Tippos Regierung, seine Lebensart und den letzten Theilungstractat seiner Länder finden, und aus welchen politischen Gründen die Engländer ganz Mysore nicht für sich behielten, oder mit ihren beiden Alliirten, dem Nizam und den Maratten theilten.

Von den feindseligen Gesinnungen des Sultans gegen Grosbrittannien vor dem Kriege, hat Hr. B. bessere Beweise gesammelt, als vor Erscheinung seiner Geschichte bekannt waren. Tippo cabalirte am Hofe des Nizam, um dessen Allianz mit England zu trennen, und stand mit dessen französischen Befehlshabern,

haben, vor denen sich der Nizam selber fürchten mußte, in Verbindung, und ohne den Schlag, wodurch die Engländer den Kern der Infanterie des Nizams 14000 stark, und von französischen Officiers disciplinirt und befehligt, mit Bewilligung des Nizams 1798 entwaffneten, würde dasselbe beym Ausbruch eines Krieges des Sultans Armee verstärkt haben. Eben so suchte er durch geheime Negotiationen die freundschaftlichen Verbindungen der Engländer und Maratten zu zerstören, und er brachte es zum Theil durch Geschenke und Versprechungen am Hofe zu Punah dahin, dass die Maratten am letzten Kriege gar keinen thätigen Antheil nahmen. Kein noch so kleiner indischer Fürst entging seiner Aufmerksamkeit, um ihn gegen die Engländer aufzuhetzen, und er suchte daher die kleinen Rasbutten Fürsten in Agimere, ja sogar den unbekannten Rajah von Nepal, der in Gebirgen an den nördlichen Gränzen von Bengalen herrscht, in sein Interesse zu ziehen.

Mit Unrecht werden von ihm die mysorischen Gesandten angeklagt, dass sie alle Vorkehrungen der Franzosen, dem Sultan Hülfe zu leisten, durch ihre Gegenwart gut geheissen hätten. Nach ihrer Instruction und den Gesandschaftsberichten, die man bey Wood finden kann, sollten sie für ihren Herrn ein ansehnliches Truppen-Corps zusammenbringen. Sie wollten aber incognito auf der Insel Frankreich landen, und alle ihre Geschäfte insgeheim abmachen, um alles Aufsehen zu vermeiden, und nur der übergrosse Eifer des Gouverneurs, den Sultan gegen die Engländer zu unterstützen, zwang sie öffentlich zu erscheinen. Der Marsch der Hauptarmee nach Seringapatan war von keinen merkwürdigen Vorfällen begleitet, auch wagte der Sultan während der Belagerung, die den 22. April ihren Anfang nahm, keinen Hauptangriff auf die Feinde, wenn er gleich durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen suchte. Beym Sturm am 4. May, durch den die Engländer Meister der Hauptstadt wurden, blieben über 8000 von des Sultans Truppen, und, wie längst bekannt, war er selber unter dieser Anzahl. Er konnte sich, aller Versicherungen seiner Befehlshaber ungeachtet, nicht überreden, dass die Engländer bey hellem Tage einen Sturm wagen würden. Auch seine Astrologen wiederholten es ihm, dass jener Tag für ihn unglücklich seyn würde. Diese, vorzüglich die Hindus, suchte er durch Geschenke, die eine mystische Deutung erlauben, an Elephanten, schwarzen Ziegen und Kühen, auch an baarem Gelde zu bewegen, das ihm bevorstehende Unglück durch Gebet abzuwenden, und vergebens spiegelte er sich in einem mit Oel gefüllten Gefässe, welche Handlung, nach indischem Aberglauben, ein bevorstehendes Unglück abwenden soll. Während der Belagerung bewohnte er seinen Pallast nicht, sondern ein zugemauertes Thor seiner Festung. Seit 1792, in welchem Jahre er die Hälfte seiner Länder verlor, schlief er nicht in seinem gewöhnlichen Bette von feinen baumwollenen Zeugen, sondern ruhete in einem von Wolle, und pflegte zu sagen: er würde sich des ersten nicht eher wieder bedienen, als bis er seine Feinde besiegt hätte. Er träumte nur von Schlachten und Siegen über seine Feinde, und man fand unter seinen Papieren, ein von ihm sehr geheim gehaltenes Buch, worin er eigenhändig seine Träume verzeichnete. Einige derselben sind im Anhange aus dem Persischen übersetzt. Die Sieger fanden in den Zeughäusern und auf den Wällen der Hauptstadt 929 Kanonen von verschiedenen Caliber, eine grosse Menge Kriegsbedürfnisse aller Art, und unter diesen nahe an 100,000 Gewehre. Des Sultans Schatzkammer war nicht so angefüllt, als man vermuthete, weil er in den letzten Jahren, seines Bestrebens ungeachtet, die Einkünfte zu vermehren, gewöhnlich ein Deficit von zehn Lac Pagoden hatte. Daher berechnet Hr. *Beatson* die erbeuteten Baarschaften und Kleinodien nur zu 2,535,804 Pagoden, oder 1,143,216 L., die unter die Truppen vertheilt wurden, welches er aber mit Stillschweigen übergeht. Des Sultans Bibliothek bestand aus 2000 Bänden in allen Fächern der asiatischen Literatur.

Von dem Theilungstractat von 1799, und von den Grundsätzen, nach welchen derselbe geschlossen wurde, spricht der Vf. ausführlich. Die Engländer und ihre Alliirte erhielten von des Sultans Ländern, nach ihrem jährlichen Ertrage und Umfang gerechnet, etwas mehr als die Hälfte, oder verschiedene Provinzen und Districte an der Seeküste und an den Gränzen ihres Gebiets, aus denen der verstorbene Sultan 4,945,377 Rupien gezogen hatte. Die Engländer erhielten den ansehnlichsten Theil, weil sie ihre ganze Macht zur Bezwingung des Sultans ins Feld gestellt hatten, und ihre wichtigsten Acquisitionen waren, die Küste von Canara, nebst dem Kriegshafen Mangalore, die fruchtbare Provinz Coimbettore und die Hauptstadt Seringapatan. Dem Subah von Decan fielen mehrere Districte zu, die an dessen südlichen Gränzen lagen, und ihm jährlich 1,821,000 Rupien Einkünfte versicherten. Die Maratten aber, welche bey diesem Kriege neutral geblieben waren, erhielten etwa den dritten Theil der englischen Eroberungen. Was übrig blieb, ward einem Abkömmling der alten Rajahs von Mysore abgetreten, der in Seringapatan mit seiner Familie in der Gefangenschaft lebte. Sein Gebiet war ansehnlich genug, und hatte dem letzten Besitzer über vier Millionen Rupien eingetragen. Allein es ward durch brittische Provinzen vom Meere abgeschnitten, und der neue Rajah musste in seinen Hauptfestungen brittische Garnisonen unterhalten, die ihm jährlich 281,000 Pf. St. kosteten, auch musste er einen ihm von den Engländern empfohlnen Braminen als Finanzminister annehmen, und mehrern von des Sultans vornehmsten Civil- und Militärbeamten Pensionen zahlen. Des Sultans Söhnen und übrigen Familie, ward die carnatische Festung Vallora zum Aufenthalt angewiesen, wo sie von einer Pension leben, die ihnen die Engländer auszahlen lassen. Hr. *B.* hat den Theilungstractat durch eine illuminirte Karte erläutert; da sie aber nicht zugleich anzeigt, was England und dessen Alliirte 1792 von Mysore erlangten, oder des Sultans Länder nicht nach ihrem ehemaligen Umfange

fange darstellt: so hat Rennels Karte, welche er 1799 in London in eben dieser Absicht herausgab, wesentliche Vorzüge vor dieser spätern.

Der Anhang enthält 49 Beylagen, sämmtlich den mysorischen Krieg betreffend. Sie waren gröfstentheils, wie die Correspondenz des Sultans mit den brittischen Befehlshabern, die Listen der Stärke der Armeen, die kurze Geschichte von Altmysore, und der letzte Theilungstractat aus andern Sammlungen bekannt. Indefs erscheinen hier die Instructionen der englischen Commissarien, die neue Einrichtung von Mysore betreffend, und Major Allans Bericht von der Uebergabe des Pallastes in Seringapatan, nebst Unterwerfung der Familie des Sultans zum erstenmal.

Aufser der vorher angeführten Karte, ist das Werk noch mit Tippo Sahebs Bildnifs, einigen Planen von der Gegend um Seringapatan, und den Angriffspunkten während der Belagerung, versehen. Hr. *Wood* hat seiner Arbeit ebenfalls ein Titelkupfer von einem Kunstwerke beygefügt, das uns vorher schon aus deutschen Zeitungsnachrichten bekannt war. Es stellt einen Tiger vor, der einen britischen Seapoi zerfleischt. Durch ein Orgelwerk sollen sich beide bewegen, der Tiger brüllen, und der zu Boden gestreckte Seapoi Klagetöne ausstofsen. Es ward in des Sultans Musiksaal gefunden, und war, wie Hr. *W.* schrieb, noch nicht in England angekommen. Nach dem Kupfer zu urtheilen, war das Ganze eine sehr mittelmäfsige Arbeit, und ist vielleicht gar eine Misgeburt der Einbildungskraft, deren die Eroberung von Seringapatan so viele hervorgebracht hat. Noch müssen wir bemerken, dafs wir hier die zweyte Ausgabe von *Woods Review* angezeigt haben. Da wir aber die erste, welche schon 1799 in 4to. erschien, nicht gesehen haben, auch der Vf. nirgends anzeigt, wodurch sich diese von der frühern unterscheidet: so können wir nicht angeben, ob die neue Ausgabe Zusätze oder Verbesserungen enthält. Jedoch scheint der Anhang einige neu hinzugekommene Actenstücke zu enthalten.

FRIEDRICHSSTADT, gedr. b. Rade u. Fischer: *Beschreibung und Erläuterung zweyer in der Nähe von Schleswig aufgefundenen Runensteine.* Ein Versuch, als Beytrag zur vaterländischen Alterthumskunde, von zweyen Freunden. 1799. 4 Bog. 8. (Mit 3 Kupf.) (8 gr.)

Je seltner bekanntlich bisher im Herzogthume Schleswig dergleichen Denkmäler des Alterthums gefunden worden sind, desto angenehmer wird dem Kenner und Liebhaber die Bekanntmachung der gegenwärtigen seyn. Wir wenden uns sogleich zu denselben, indem wir die unvollständige Abhandlung von den Runen überhaupt, die, wie die Vff. selbst sagen, für den Geschichtsforscher nichts Neues und Unbekanntes enthält, übergehen. Der erste Stein, ein rother Granit, mit dicken schwarzen Schieladern durchwebt, wurde in der Nähe von Schleswig gefunden, und von dem Prinzen Carl von Hessen-Cassel, in seinem Garten zu Louisenlund, aufgestellt. Der Platz, wo er aufgegraben wurde, liegt zwischen zwey mäfsig grofsen Grabhügeln, in deren einem man nichts, in dem andern aber nur sehr wenige verbrannte Knochen und Kohlen fand. Ein dritter, kleinerer, nicht weit davon entfernter, Hügel ist bis jetzt noch nicht untersucht. Der zweyte Stein, ein blauer Granit, wurde in zwey Stücken in dem südwestlichsten Arme des Schleystromes, im Süden der Haddebyer Kirche, gefunden. Die Vff. vermuthen, er sey von einem, jetzt abgetragenen, Grabhügel auf dem hohen Ufer herabgewälzt, um als ein Zeichen bey dem Durchwaten des Wassers zu dienen. Er liegt noch am Ufer; doch hoffen die Vff., dafs er ebenfalls werde nach Louisenlund gebracht werden. Beide sind, wie gewöhnlich, Leichensteine, von denen die Geschichte wenig oder keinen Zuwachs erwarten darf. Der erste ist einem gewissen Erik, welcher bey einem Heerlager vor oder in der Nähe von Schleswig gestorben, von einem gewissen Durlf zum Denkmal errichtet. Schwerlich wird man jener Person auf die Spur kommen können, wenn anders nicht ganz specielle Chroniken etwa dahin leiten möchten. Inzwischen bringen die Vff. S. 49—55. verschiedene Data dazu bey, aus denen allen sich jedoch nichts folgern läfst. Gegen die erste Vermuthung derselben S. 50 ff. 55., scheint sogar das Lob, das den Belagerern durch die Worte: *harda kuhn*, beygelegt wird, zu streiten. Der zweyte Stein erhält das Andenken eines gewissen Sutri. Allein für die Sprache der damaligen Zeit und deren Dialecte, ist jener erste Stein von etwas mehrerer Bedeutung, denn er liefert ein, so viel wir wenigstens wissen, bisher unbekanntes Wort: *Himdigi Svins.* Die Vff. muthmafsen, dafs *hia-mdigi* zu lesen sey, von dem isländischen *hia*, neben, bey, und *digi*, Graben, Teich, wobey das *m* eine *litera prosthetica* vorstelle, so, dafs es in der Uebersetzung dann: „neben dem Sven's Graben," heifsen würde. Wir gestehen, dafs wir uns von der Richtigkeit dieser Conjectur noch nicht überzeugen können, und bedauern um so mehr den, von den Vf. selbst eingestandenen und beklagten, Mangel an mehrern Hülfsmitteln, der uns auch, wie es scheint, allein eines Versuchs zur Erklärung der, auf der Südseite des ersten Steins, nach unten hin befindlichen, abbreviirten Runenschrift beraubt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 29. Januar 1801.

OEKONOMIE.

WEIMAR, b. d. Gebr. Gädike: *Der Wintergärtner, oder Anweisung, die beliebtesten Modeblumen und ökonomischen Gewächse, ohne Treibhäuser und Mistbeete, in Zimmern, Kellern und andern Behältern zu überwintern, oder für den offenen Garten vorzubereiten*, nach eigenen Erfahrungen bearbeitet von Fried. Gottl. *Dietrich*, Fürstl. Sachs. Weimar. Hofgärtner etc. 1801. 258 S. 8. (20 gr.)

Dieses Buch hilft einem wahren Bedürfniss sowohl in der schönen als nützlichen Gartenkunst ab. Man fand unter andern bisher wenig befriedigendes, und nur zerstreut, von der Art und Weise, mancherley Blumen im Winter im Zimmer blühen zu machen, und die bequeme Ueberwinterung vieler Blumengewächse und anderer Zierpflanzen ohne kostspielige Gewächshäuser wurde auch selten gelehrt. Was die *zweyte Abtheilung* zum ökonomischen Behuf betrifft: so gehört solche mehr zur Treibkunst, und lehret die Gemüsearten etc. im Zimmer auszusäen und zu ihrer Versetzung ins freye Land vorzubereiten, um frühe Gemüse zu erhalten. Sie kann als eine Fortsetzung der nützlichen Schrift angesehen werden: *die Gemüse- und Fruchtspeisenwärterin*, oder Anweisung, alle Arten von grünen und trockenen Gartengewächsen lange Zeit aufzuheben, und vor dem Verfaulen und Erfrieren zu bewahren. — In der *ersten Abtheilung* der ästhetischen Pflanzenkunst giebt der Vf. zuvörderst zur Ueberwinterung der zärtlichen Gewächse, die in unsern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, einige Behälter an: 1) Ein Zimmer, welchem bey strenger Kälte 1—5—8 Grad Wärme Reaum. gegeben werden kann. 2) Ein im Freyen angelegter Pflanzenbehälter, in welchem die ausländischen schönblühenden Hölzer, Stauden, Zwiebeln und Knollen-Gewächse überwintert werden können. — Dieser Behälter hat eine Loh- oder Mistbeetähnliche Gestalt: wird mit Läden bedeckt, auf welche bey eintretendem starken Frost Pferdedünger gelegt wird etc. — Der *erste Abschnitt* dieser Abtheilung von der ästhetischen Pflanzkunst begreift die *Gewächse, die der Zierde wegen in den Gärten gezogen, und im Winter in einem Zimmer zur Blüte gebracht werden können. Die Familie der hyacinthenartigen Gewächse.* — Bey der Treibung der Hyacinthen-Zwiebel im Wasser auf Gläsern lehret der Vf. auch eine wenig bekannte und artige Weise, sie auch in ausgehöhlten Kohlrabi, rothen Rüben etc. zu ziehen, dabey denn die zugleich blühende Kohlrabi, oder die schwarzrothen Blätter der rothen Rübe die Zierde der Hyacinthenblume verschönern. Ferner wird die Treibung in feuchtem Moos gelehret. — Die *Lachenalie*, (*Lachenalia*). Die *Mayblume*, (*Convallaria.*) — *Familie der narcissenartigen Gewächse.* Die *Hakenlilie*, (*Crinum.*) *Narcisse*, (*Narcissus.*) *Amarille*, (*Amaryllis* auch *Iris tuecica* genannt.) *Tuberose*, (*Polyanthes.*) *Alstromerie*, (*Alstromeria.*) — *Familie der Schneelilien. Schneetropf*, (*Galanthus.*) *Knotenblume*, (*Leucoium.*) — *Familie der Gartenlilien. Lilie*, (*Lilium.*) — Schade, dass der Vf. mit der *gemeinen weissen Lilie* keine eigenen Versuche gemacht hat. — *Tulpe*, (*Tulipa.*) *Königskrone, Schachblume*, (*Fritillaria.*) — *Familie der Schwertlilien. Iris*, (*Iris.*) *Safran*, (*Crocus.*) *Siegwurz*, (*Gladiolus.*) *Familie der orchisartigen Gewächse. Knabenkraut, Zweyblatt*, (*Ophrys.*) *Frauenschuh*, (*Cypripedium.*) — *Familie der scharfblättrigen Gewächse. Hundszunge*, (*Cynoglossum.*) *Lungenkraut*, (*Pulmonaria.*) *Mausohr, Vergissmeinnicht*, (*Myosotis.*) *Skorpionschwanz*, (*Heliotropium.*) — *Familie der vielschotigen Gewächse. Adonis*, (*Adonis.*) *Anemone*, (*Anemone.*) — *Familie der jasminartigen Gewächse. Jasmin*, (*Jasminum.*); wobey verschiedenes von den Blattläusen (*Aphis*, nicht *Avis*, wie ein Druckfehler hier angiebt,) und den Mitteln dawider gesagt wird. — *Flieder*, (*Syringa.*) *Welscher Jasmin, Pfeifenstrauch*, (*Philadelphus.*) — *Familie der geisblattartigen Gewächse. Lonicere Geisblatt*, (*Lonicera.*) *Ixore*, (*Ixora.*) *Schlingenbaum, Schneeballstrauch*, (*Viburnium.*) — *Familie der Rosenarten. Rose*, (*Rosa.*) *Mandel*, (*Amygdalus. Amygd. pumila fl. pleno, Am. nana, persica.*)

Zweyter Abschnitt. Schönblühende Gewächse, die in unsern Gegenden nicht im freyen Lande aushalten, sondern in einem Zimmer, Gewölbe, oder in einem andern Behälter überwintert werden müssen. (Pflanzen, welche die Gärtner den Winter über in einem Gewächshause von 5—9—12 Grad Wärme Reaum. unterhalten.) — A. *Gewächse mit einblättriger Blumenkrone. Glockenblume*, (*Campanula.*) *Halskraut*, (*Trachelium.*) B. *Mit trichterförmiger gefaltener Blumenkrone. Jalappe, Wunderblume*, (*Mirabilis.*) *Bleywurz*, (*Plumbago.*) C. *Mit einblättriger Blumenkrone, gewunden. Singrün, Wintergrün*, (*Vinca.*) *Oleander, Lorbeerrose*, (*Nerium.*) — D. *Mit zweylippigen Blumenkronen, gehäuft beyeinander. Salbey*, (*Salvia*) *Phlomis*, (*Phlomis.*) *Lavendel*, (*Lavandula.*) E. *Larvenblumen. Hemimeris*, (*Hemimeris.*) *Lantana*, (*Lantana.*) F. *Mit vielen einblätterigen Blumen in einem gemeinschaftlichen Kelch. Rasselblume*, (*Catananche.*) *Cacalis, Pestwurz*, (*Cacalia.*) *Ruhrkraut*, (*Gnaphalium.*)

praktiſche Landwirthſchaft, der wirkliche Thatſachen enthalten ſoll, wie die Oekonomie von denkenden und thätigen Landwirthen in Weſtphalen getrieben wird. 7) *Handlung und Fabriken.* Die unter dieſer Rubrik eingegangenen Beyträge ſind, wie in den vorigen Jahrgängen, nicht ſehr bedeutend, daher wir bloſs die J. 2. S. 625. befindliche Abhandlung über den Zuſtand der Handlung und Fabriken im Kirchſpiel Voerde auszeichnen können. 8) *Nützliche Erfindungen aller Art.* Z. B. über die Erfindung eines neuen Papierſtoffes (der Waſſerwolle) vom Hn. Prediger Senger zu Reck. (J. 1. S. 903.) 9) *Nützliche Anſtalten.* In dieſe Claſſe gehören folgende Beyträge: Von der Hebammenanſtalt im Veſte Recklinghauſen, die man dem Hn. Grafen von Neſſelrode verdankt. (J. 2. S. 149.) Ueber die Militair-Verſorgungsanſtalt in Weſel, (J. 2. S. 491.) Ueber die ſeit 1789 in der Stadt Lüdenſcheid beſtehende Einrichtung des Armenweſens (J. 2. S. 711.) 10) *Vaterlandsliebe.* Einen unmittelbar hieher gehörigen Auffatz haben wir in den gegenwärtigen Stücken nicht gefunden. 11) *Geographiſche und ſtatiſtiſche Veränderungen* (und Nachrichten.) Ueber die Benennung *Sauerland*, welche dem ſüdlichen Theile des Herzogthums Weſtphalen und der Grafſchaft Mark beygelegt wird. (J. 1. S. 910. und 998.) Es wird mit *Kindlingern* behauptet, daſs es *Surland*, *Suderland* oder *Suerland* heiſsen ſollte. Berichtigungen und Zuſätze zu der jüngſt erſchienenen Abhandlung über den Märkiſchen Pachthof. (J. 1. S. 1091.) Der Vf. dieſes Aufſatzes erinnert mit Recht, daſs bey der bemerkten Abhandlung *Möſers* patriotiſche Phantaſien hätten benutzt werden ſollen. Ueber die Benennung *Weſtphalen* ſtatt *Weſtfalen*. (J. 1. S. 1108.) Ueber die Aufſätze des Hn. E. von Dyk und des Hn. Harkort in dem 1ſten Bande des Weſtphäliſchen Anzeigers, die Verbeſſerung des Cantonweſens in der Grafſchaft Mark betreffend. (J. 1. S. 1246 u. ff.) Beytrag zur nähern Kenntniſs der Verfaſſung der Grafſchaft Mark. (J. 1. S. 1585.) Lag Verden an der Ruhr in Altſachſen oder in Altfranken? (J. 2. S. 370.) Ein intereſſanter Aufſatz, in welchem aus den von *Leibnitz* herausgegebenen Verdenſchen Traditionen die letzte Meynung erwieſen wird. Sind Lehne in Cleve und Mark in der Regel Mannlehne? (J. 2. S. 482.) Witzige Ausdrücke und Sprüchwörter des Weſtphäliſchen Volks. (J. 2. S. 667.) 12) *Juſtiz, Polizey und Camerale.* Auffallend waren dem Rec. die vielen in allen Stücken des Weſtphäliſchen Anzeigers vorkommenden Nachrichten, von nächtlichen Einbrüchen und Gewaltthätigkeiten in verſchiedenen Gegenden, woraus man unſtreitig auf beträchtliche Mängel der Polizey in dieſen Ländern ſchlieſsen muſs. Verſchiedene Urſachen dieſes Uebels findet man J. 2. S. 200. Anſtalten dagegen, die beſonders im Herzogthum Berg ſind getroffen worden, J. 2. S. 664. — Noch müſſen wir bemerken, daſs ſich (J. 1. S. 855.) das Criminalgericht zu Altena wegen der Kettentortur ſeiner Gefangenen gerechtfertigt hat.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Braunſchweig*, b. Fauche: *Memoire ſur la gueriſon d'une ſciatique univerſelle par J. Girault*, (Chirurgien Dentiſte.) 1800. 54 S. 8. mit 1 Kupfer. Der Werth dieſer Schrift liegt bloſs in den darin mitgetheilten Thatſachen, aber keinesweges in dem eingeſchalteten Raiſonnement. Der Vf. hatte ſechs Jahr lang an einer hartnäckigen Gicht gelitten, die alle Gelenke ſeines Körpers angriff. (Es war folglich keine Iſchiadic, wie ſie der Vf. unrichtig benennt.) Er begab ſich hierauf nach Pyrmont, um die dortigen Eiſenquellen zu benutzen, die aber ſeinen Zuſtand mehr verſchlimmerten. Dieſs veranlaſste ihn, die daſelbſt befindlichen Kochſalzquellen unter Anleitung des Hn. Hofr. Trampel zu gebrauchen. Er nahm davon täglich zwey Bäder lauwarm, trank täglich 32 Unzen des Salzwaſſers, und lieſs alle acht Tage trockene Schröpfköpfe auf die weniger ſchmerzhaften Stellen, alle zwey Tage aber auf die ſchmerzhaften ſetzen. Schon nach fünf Tagen bemerkte er auffallende Beſſerung, und nach ſechswöchentlichem Gebrauch war er völlig hergeſtellt, bemerkte auch eine ausnehmende Verbeſſerung und Belebung ſeiner ganzen Conſtitution. Sehr wichtig iſt es, daſs der Vf. ſeit der Zeit keinen Anfall der Gicht wieder gehabt hat, und folglich eine Radikalcur bewirkt zu ſeyn ſcheint. Es folgen hierauf Erklärungen der Wirkungsart dieſes Mittels und Regeln zu ſeinem Gebrauch, wovon wir aber die erſten als unzureichend, und die letzten als bekannt, und zum Theil unrichtig übergehen können. So iſt z. B. der Rath, das Salzwaſſer nicht zu ſtarken zum Bade zu gebrauchen, und zwar weil es ſonſt zur Einſaugung zu dicht werde, gar nicht allgemein zu empfehlen, und am wenigſten aus dem angegebenen Grunde, da gewiſs bey der Wirkung mehr auf den Reiz, den dieſes Mittel auf die Hautnerven erregt, als auf die eingeſaugten Theile ankommt. Die richtigere Beſtimmung iſt, daſs zwar bey groſser Reizbarkeit eine angemeſſene Verdünnung der Salzſohle nützlich iſt, hingegen bey groſser Reizloſigkeit gewiſs ein beträchtlicher Grad von Saturation des Waſſers mit Salztheilen eine weit vollkommenere Wirkung hervorbringen wird. Die Beſchreibung einer vom Vf. erfundenen Bewegungsmaſchine, die die Erſchütterung des Reitens nachahmt, und einige Zeugniſſe von Aerzten, die die Wahrheit dieſer Cur beſtätigen, machen den Beſchluſs. Der Vf. verdient immer Dank für die Bekanntmachung dieſer Erfahrung, und wir wünſchen, daſs ſie die Aerzte aufmuntern möge, das ſo wirkſame, und bisher viel zu ſehr vernachläſſigte Kochſalz, ſowohl innerlich als äuſserlich mehr in Gebrauch zu ziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 30. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Wallenſtein. Ein dramatiſches Gedicht von Schiller. Erſter Theil. Wallenſteins Lager; die Piccolomini*, in fünf Aufzügen. 238 S. *Zweyter Theil. Wallenſteins Tod, ein Trauerſpiel*, in fünf Aufzügen. 1800. 250 S. gr. 8.

Eine hochgeſpannte Erwartung hat dieſes dramatiſche Product empfangen. Wer war nicht begierig, das lange gereifte Werk eines Dichters, der ſich ſchon zu den Zeiten ſeiner jugendlichen Rohheit einen Platz unter den erſten tragiſchen Genies erwarb, endlich an das Licht treten zu ſehen? Welchen Freund der Kunſt intereſſirte es nicht, nach dem Uebergang von *den Räubern, Fieske, Kabale und Liebe*, zum *Don Karlos*, nunmehr den in einer langen Reihe von Jahren vorbereiteten und entwickelten Uebergang zu einer dritten Epoche in der Manier und dem Geiſte dieſes Dichters zu erblicken?

Mit *Schillers Wallenſtein* iſt denn auch wirklich unſerer dramatiſchen Kunſt ein gröſserer Gewinn zugewachſen, als ſie ſich ſeit geraumer Zeit zu erfreuen gehabt hatte: die Sache der Kritik iſt es nun, nach ihrem Vermögen einer doppelten Gefahr vorzubauen, die nach ſolchen Erſcheinungen einzutreten pflegt, und im gegenwärtigen Zeitpunkt unſerer Literatur mehr als jemals zu befürchten iſt. Ueberhaupt treffen Werke, die den Stempel des Vorzüglichen tragen, bey dem gröſsten Theil des Publicums bey weitem nicht die Bildung an, welche zu einer allgemeinen Anerkennung ihres Werths, und zu einer Rückwirkung ſolcher Kunſtproducte auf den Kunſtſinn der Nation gehörte. Wenn ſie alſo nicht gleich mit Kälte aufgenommen werden — was ſeit mehreren Jahren, wegen des Ueberfluſſes an leichter Nahrung für das gemeine Unterhaltungsbedürfniſs, am häufigſten der Fall iſt: — ſo tritt Kälte und Vergeſſenheit doch nach einiger Zeit an die Stelle einer im Verſtand und im Gefühl der Menge ganz unmotivirten Bewunderung. Die Minderzahl aber, welche mit Sachkenntniſs urtheilt, zerfällt in zwey Partheyen: die eine macht an der Kunſt das Mechaniſche zu ihrem Augenmerk, und empfindet das inwohnende Schöne und Groſse nicht, oder hat gegen daſſelbe gar einen Inſtinct von Haſs; die andere hingegen ſchafft dieſen oder jenen feurigen Erguſs des Enthuſiaſmus für Kunſt, in myſtiſche Formeln um — ſie beſtrebt ſich, den unendlich mannichfaltigen Sinn für die unendliche Mannichfaltigkeit der Kunſt, der allen feiner organiſirten und höher gebildeten Menſchen gemein iſt, in den engen Kreis einer Secte zu bannen, und indem ſie, ſo wie ſie es vorgiebt, vielleicht auch wirklich wähnen mag, aus dieſem Kreiſe ein goldenes Zeitalter der Kunſt wieder hervorzuzaubern, vermehrt ſie im Gegentheil, durch eine ganz neue Art von Pedanterey, um vieles die bleyernen oder ehernen Beſtandtheile des gegenwärtigen.

Uns wird in dieſer Arbeit die Ueberzeugung leiten, daſs eine ſtrenge, Form und Mechanismus nicht überſehende Kritik gerade bey Werken des Genies, welche in unſerem Zeitalter zu Vorbildern beſtimmt ſind, am beſten angebracht iſt, daſs aber eine ſolche Kritik zugleich darauf bedacht ſeyn muſs, den Sinn für das Genialiſche eines Kunſtproducts lebendig zu erhalten. *Ungeachtet* der Fehler, die es begehen mag, thut das Genie ſich kund; es kann ſich ſogar auch *in* Fehlern kund thun — allein der Irrthum, daſs es ſich *durch* Fehler kund thue, dieſer Irrthum, in welchen mehrere Künſtler von Genie verfallen ſind, hat meiſtens auf ihre ganze Laufbahn einen nachtheiligen Einfluſs gehabt: es kam die Zeit, wo ſie nach Vollendung ſtrebten, und ihnen die erſte jugendliche Energie des Geiſtes fehlte, die in frühen Ausſchweifungen deſſelben verſchwendet worden war, und da verfielen ſie künſtelnd auf Bizarrerien, die auf einem andern Abwege ſie wiederum von ihrem Ziele entfernten.

Von den äuſseren Charakteren dieſes Werks ſpricht uns zuerſt der *Titel* an. Es heiſst *ein dramatiſches Gedicht*, und beſteht aus zwey Theilen, von denen der zweyte *ein Trauerſpiel* genannt wird. Den Namen *dramatiſches Gedicht* gab zuerſt *Leſſing* ſeinem *Nathan*, hauptſächlich wohl, weil dieſer weder *Luſt*- noch *Trauer*- noch *Schauſpiel* heiſsen konnte, und weder das Zeitalter noch das Publicum denkbar waren, für welche es ſich zur *theatraliſchen Vorſtellung* qualificirt hätte. Aber die Behandlung des *Wallenſteins* iſt durchgängig *theatraliſch*, und iſt es ſogar, wie wir in der Folge zu bemerken Gelegenheit haben werden, zuweilen bis zum Nachtheil des *Gedichts*; der zweyte Theil ſteht ganz in dem nämlichen Zuſammenhang mit dem erſten, wie die letzten Acte eines jeden Drama's mit den erſten; wie konnte alſo das Ganze mit dem Namen eines dramatiſchen Gedichts, und wie der zweyte Theil beſonders mit dem eines Trauerſpiels bezeichnet werden? — Sollte demnach hier nicht bloſs eine Verlegenheit zum Grunde liegen, in welche den Dichter die von ihm bey der Eintheilung ſeines Stücks ausgeübte Willkür gebracht hatte?

Eigentlich besteht das Stück aus *drey* Theilen, die zusammen *eine* dramatische Handlung ausmachen. Es ist also nicht der Fall von *Shakespeare's* historischen Schauspielen, deren Abtheilungen wenig andern Grund haben, als die Abtheilungen von Geschichtswerken in Bücher oder Bände. Eben so wenig findet eine Vergleichung mit den griechischen Trilogieen statt: Agamemnons Fall, Klytemnestras Ermordung, das Gericht über ihren Sohn und Mörder, machten jedes eine für sich bestehende, geschlossene Handlung aus, wie etwa Wallensteins erster Sturz auf dem Reichstag zu Regensburg, und die Handlung des Schillerschen Drama's, hätten machen können. *Wallensteins Lager* ist durchaus Exposition, zu vergleichen der Exposition in den ersten Scenen von *Göthe's Egmont; die Piccolomini* und *Wallensteins Tod* können als Schürzung und Entwickelung des Knotens betrachtet werden: wobey es aber wiederum ein Zeichen von absoluter Willkür des Dichters ist, dass er diese beiden Theile für den Druck und für die Bühne verschieden absondern konnte, indem er den ersten Theil, oder vielmehr die zweyte *Vorstellung*, mit dem zweyten Aufzug des zweyten Theils vom gedruckten Wallenstein, also mit der Scene, in welcher die *Piccolomini* zum letztenmal zusammenkommen, schloss, und hierdurch freylich dem *Titel* dieser Vorstellung wörtlicher entsprach, dagegen aber so viel Interesse in derselben zusammendrängte, dass es das Interesse der dritten und letzten nothwendig schwächen musste. Dieser Uebelstand fällt bey der Abtheilung für den Druck weg; bey jener für die Bühne war aber die Scheidungslinie zwischen der Schürzung des Knotens und dessen Entwickelung, als anzunehmender Grund für die Abtheilung überhaupt, besser beobachtet, indem man nach *Octavio Piccolomini's* Abgang vorzüglich damit beschäftigt ist, Wallensteins Sturz, zu welchem jenes Ereigniss so viel beyträgt, vor sich gehen zu sehen. Immer bleibt, wenn man von jener Verschiedenheit absieht, die uns hier bey Beurtheilung des gedruckten Wallensteins nicht weiter angeht, *Wallensteins Abfall und Sturz* die *einzige* Handlung des ganzen Drama's, in welcher die Piccolomini nichts anders sind, als was man episodische Personen zu nennen pflegt, und wenn dieser Ausdruck hier, wo diese Personen der Handlung so vortrefflich eingewebt sind, wo ihr eigenes hohes Interesse so innig mit dem Interesse der Hauptperson verschmolzen ist, etwas Falsches und Uneigentliches hat: so sind gerade wegen dieser vorzüglichen Schönheit in der Anlage des Werks, die von dem Dichter gewählten Benennungen der beiden Haupttheile desselben um so weniger angemessen.

Auch diese Widersprüche müssen wir aus einer Verlegenheit des Dichters erklären, die daraus erwuchs, dass es ihm nun einmal gefallen hatte, aus einer ähnlichen dramatischen Handlung, wie jedem gewöhnlichen Stück *von fünf Acten* zum Grunde liegt — ein Stück *von eilf Acten* zu machen. Ungeachtet es Ein Stück und Eine Handlung war, konnte es doch nicht in Einer Vorstellung aufgeführt werden: ein *Theaterstück* war es nichts destoweniger, und so musste es zu drey Vorstellungen abgetheilt werden, von denen die eine an einem Abend die Exposition, die zweyte und dritte an einem zweyten und dritten Abend den Fortschritt und die Entwickelung der Handlung, dem Zuschauer vor Augen brachten. Diese Neuerung nun konnte, gerade als Neuerung, einen Augenblick pikant seyn, und sie empfahl sich empfänglichen Zuschauern durch die zahlreichen und grossen Schönheiten des Dichters; sie liegt aber in unausgleichbarem Streit mit der wesentlichen und nothwendigen Beschaffenheit theatralischer Vorstellungen, mit der Natur der Menschen aller Nationen und Zeitalter, die jemals als Zuschauer vor einer Bühne standen und stehen werden.

Bey der Wahl des altdeutschen komischen *Reimes* für den Expositionsact hat der Dichter noch am meisten Consequenz und Motiv in seine Willkürlichkeit hineingelegt. Indessen war die gemeine Natur, die er allerdings auf diese Weise am angemessensten *poetisch* darstellte, wohl nicht hinlänglich mit der folgenden Handlung verbunden, wo die persönliche Stimmung der verschiedenen Korps vom Wallensteinischen Heere wenig mehr, sondern fast nur die Stimmung ihrer Chefs etwas gelten konnte. Demnach wäre von diesen in dem Vorspiel zu wenig vorbereitende Erwähnung geschehen, man müsste denn, was auch wirklich wohl angeht, in jenem Bilde der groben Masse des Heers den Grund der Zuversicht finden, welche ihr Oberhaupt täuscht, und in das Verderben stürzen hilft. Nur vermehrt die *Manier* dieses Vorspiels, in so fern es immer auch als Theil eines und desselben Drama's betrachtet werden muss, die ohnedies auffallende Ungleichheit im Ton und in der Sprache des Ganzen; denn es ist in der That nicht Mannichfaltigkeit, oder Abwesenheit von Manier, sondern Mangel an Haltung, wenn bald griechisch-*göthischer*, bald altfränkischer, mit dem Costume harmonirender, bald eigener Stil des Dichters, und zwar auch dieser bald mehr seiner früheren Epoche ähnlich, bald in seiner neueren, von Schwulst freyeren, aber trocknen und unharmonischen Art, mit einander abwechseln.

Die Willkür des Dichters in der ungewöhnlichen Ausdehnung seines Stoffs hat sich durch mehrere Fehler in der Oekonomie des Stücks ganz natürlich selbst bestraft. So hätte er schwerlich bey einem Stück von fünf Acten in eine zur Katastrophe führende Scene, solche Züge von des Helden historisch-poetischer Physiognomie, welche in eine Exposition gehörten, eingemischt, wie er in der zweyten Scene des vierten Acts von *Wallensteins Tod* gethan hat. Ueberhaupt aber liegt der wesentlichste Nachtheil, den er sich dadurch, dass er seinen Stoff nicht concentrirte, zugezogen hat, in dem Auseinanderreissen der Katastrophe. Diese ist keine andere als Wallensteins Sturz, nach seinem Entschluss zum Abfall: dieser Sturz ereignet sich aber in viel zu vielen,

un-

unter einander, und in ihrer Behandlung fast ganz gleichen Sprüngen, und es ist ein, gegen so manchen Meisterzug unangenehm abstechender Nothbehelf, den man nur einem von den recht eigentlich so genannten *Schauspielen*, nachsehen könnte, wie Bothschaft auf Bothschaft herbeykommt, um immer nur dieselben Wirkungen bey denselben Personen, Verwunderung, Bestürzung, Unentschlossenheit, bey Wallensteins Anhängern, und was am schlimmsten ist, bey Wallenstein selbst, hervorzubringen.

Zu jenen, aus einer und derselben Quelle geflossenen *Inconsequenzen* muss auch der *Prolog* gerechnet werden, der zwar als *poetische Vorrede* zu einem *dramatischen Gedicht* nichts Unschickliches haben würde, und als solche viel Schönes hat, aber eben deswegen als *Prolog* eines *Theaterstücks* das in sich widersprechendste Ding ist, das man sich denken kann. Als solcher musste er einer *Person* in den Mund gelegt werden, und auf der Weimarschen Bühne, wo der Vf. selbst die Anstalten getroffen hatte, sprach der Schauspieler, welcher *mehrere Tage nachher* die für den Zuschauer inzwischen völlig unbekannte Rolle des jüngeren Piccolomini spielen sollte, im Costume dieser Rolle gekleidet, diese schlechterdings im Namen und Geiste des Dichters verfasste Rede! Schwer ist es freylich, dem Prolog eine andere Persönlichkeit zu geben, als im griechischen Trauerspiel, wo er als Hauptperson des Stücks die Mühe der Exposition über sich nimmt, oder auf gut gothisch, wie in *Tieks Genovefa*, (diesem Meisterstück von Haltung im gothischen Stil,) der *heilige Bonifacius*; aber ärger konnte wohl der Knoten nicht zerhauen werden, als durch jenes Auskunftsmittel.

Am gedachtesten ist des Dichters Verfahren mit dem Charakter seiner Hauptperson: die Prüfung dieses Verfahrens, und der Motive zu demselben, muss also, welches Resultat sie auch geben möge, vorzüglich lohnen, und selbst der Tadel muss hier ganz besonders an Achtung für die Absicht des Dichters gebunden seyn. Deutlich ist diese Absicht in den folgenden Worten des Prologs angekündigt:

> Von der Partheyen Gunst und Hass verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
> Doch euern Augen stellt ihn jetzt die Kunst,
> Und euern Herzen, menschlich näher bringen. u. s. w.

Schiller wollte nicht, wie ohne Zweifel einem französischen Dichter eingefallen wäre, die Inconsequenzen des historischen Wallensteins wegwischen, und einen schulgerechten Tragödienhelden aus ihm machen. Er wollte und musste aber einen Sammelpunkt für diese Inconsequenzen finden; er wollte und musste sie an einen Faden reihen, jedes *Aeusserste* in dem *schwankenden Charakter*, wie es im Prolog heisst, *zur Natur zurückführen*. Zu diesem Behuf gab er seinem Wallenstein einen mehr spielenden als materiellen Ehrgeiz; sein Wallenstein hat in hohem Grade die Liebe und den Trieb zur Herrschaft und Macht, aber wie *Göthe's Egmont*, obgleich aus einer sehr verschiedenen Gemüthsart, *will* er keinen bestimmten *Zweck*: Wallensteins negativer Wille ist sogar, seinem nervöseren Charakter gemäss, bestimmter als Egmonts, bis ihn sein Schicksal, gröstentheils durch das von ihm getriebene Spiel zubereitet, mit seinem ganzen Bewusstseyn zum *Ernst* nöthigt. Die Scheidewand ist genau bezeichnet im grosen Monolog: *Wallensteins Tod* Act. 1. Sc. 4. Die Verhältnisse des Feldherrn mit dem Hofe sind als Motive seines Handelns, sowohl wo dieses frey als wo es der Nothwendigkeit unterworfen ist, vortrefflich ausgehoben. Schön untergeordnet der Lage und dem Charakter des Helden ist seine Neigung zur Astrologie, mehr Puppe eines genialischen Humors als beherrschender Wahn, mehr Bizarrerie als wesentlicher Charakterzug.

Je lebhafter wir aber so viele Vorzüge anerkennen, die so ganz jener besonnenen Behandlung verdankt werden; desto mehr fühlen wir uns aufgefodert, zu ergründen, warum dieser Charakter dennoch so weit entfernt ist, ein befriedigendes poetisches Ganzes zu bilden, warum der Zweck, ihn auf diese Weise *durch die Kunst den Augen und Herzen der Zuschauer menschlich näher zu bringen*, dennoch verfehlt ist. Wallenstein erscheint durch das Medium seiner Nebenpersonen, Gegner sowohl als Anhänger, stets äusserst glänzend, und dieses ist unstreitig die wahrhaft dramatische Weise, einen grosen historischen Charakter herauszuheben. Wenn er aber selbst auftritt, entspricht er diesem Glanze oft zu wenig; ja in mehreren Momenten verdunkelt er ihn weit mehr, als die Absicht des Dichters, das Schicksal, welches den Mächtigen in Schatten stellt, lebendig zu schildern, es je mit sich bringen konnte und durfte. Immer wiederholte Täuschung immer wiederkehrender Zuversicht, gänzlicher Mangel an solchen Ressourcen, die, wenn auch das Schicksal sie vereitelt, doch den Geist und die Kraft des ausserordentlichen Menschen bezeugen: das ist es, was man am poetischen Wallenstein um so ungerner sieht, als man es im historischen nicht findet, oder wenigstens dramatischer motivirt findet. In der Scene mit dem schwedischen Obersten erblickt man ihn als einen Neuling in politischen Verhandlungen, und wie einen solchen demüthigt und züchtigt ihn ein einziges Wort aus *Wrangels* Mund. Keinen besseren Eindruck machen die Künste, die er in dem Auftritt mit den *Pappenheimer* Deputirten anwendet, und in dem Erfolg seines nachmaligen Entschlusses, sich den stürmenden Kriegern selbst zu zeigen, kommt die Würde, welche der Dichter ihm zu erhalten verbunden war, am allerschlimmsten weg. Das, sagt er, (*Wallensteins Tod*, Act. 3. Sc. 20.)

> Das konnten sie sich frevenlich erkühnen,
> Weil sie mein Angesicht nicht sahn — sie sollen
> Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
> Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
> Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?

Lass

Lafs sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht.
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer, und schnell
Bezähmt, gebt Acht, kehrt der empörte Sinn
In's alte Bette des Gehorsams wieder.

Aber es währt nicht lange, so erzählt *Torzky* (Sc. 22.) den kläglichen Ausgang, den jenes kühne Vertrauen hatte:

Man liefs ihn nicht einmal zum Worte kommen,
Als er zu reden anfieng, fielen sie
Mit kriegerischem Spiel betäubend ein.

Eines neueren, sehr bekannten Falls nicht zu gedenken, redete auch *Montezuma* seine Unterthanen vergebens an, und ohne dafs sie ihn zum Worte kommen liefsen, als sie seine Residenz belagerten, in welcher die Spanier ihn gefangen hielten; aber ein mexikanischer Pfeil schofs den unglücklichen Fürsten nieder, und ein solches Ende mufs eine solche Situation haben, wenn sie nicht einem Helden etwas geben soll, das in keines tragischen Dichters Absicht liegen kann — Lächerlichkeit.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Ueber deutsche Vornamen und Geschlechtsnamen*, von *Tileman Dothias Wiarda*, Secretär der ostfriesischen Landschaft. 1800. 17 Bog. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses, in seiner Art dem Genealogen, Diplomatiker, Literator, Sprachforscher, und Juristen gleich wichtigen, Werkchens verdient den gerechten Dank des Publicums für die geschickte Ausfüllung einer Lücke, die bisher in unserer Literatur noch übrig geblieben war. Nach seiner eignen Angabe soll es nur ein Versuch seyn, dieses noch so sehr unbebauet liegende Feld einigermafsen urbar zu machen; allein es wird nunmehr, bey einer hinreichenden Menge von Materialien, an denen kein Mangel seyn kann, leicht seyn, auf der, von dem Vf. mit so grofsem Fleifse und so vieler Mühe und Sorgfalt geebneten, Bahn weiter fort zu schreiten, ja kleine Fehler zu entdecken, die bey dem ersten Aufräumen fast unvermeidlich waren, und ähnliche selbst zu vermeiden. Die ganze Abhandlung theilt sich in drey Abschnitte, deren erster *von den Vornamen oder Taufnamen der Deutschen*, der zweyte *von deutschen Stammnamen oder Geschlechtsnamen*, und der letzte *von dem erlaubten und unerlaubten Gebrauche der Vornamen und Geschlechtsnamen* umständlich handelt. Näher in's Detail der einzelnen untergeordneten Sätze und Materien uns hier einzulassen, verbietet der Raum dieser Blätter. Jedoch sind wir schuldig, unser obiges Urtheil durch einen Beweis, dafs wir das Buch von Anfang bis zu Ende mit Aufmerksamkeit durchgelesen haben, zu unterstützen, und in dieser Absicht wählen wir folgende kurze Bemerkungen aus mehreren, die sich uns während der angenehmen Lectüre freywillig darboten. Wenn der Vf. S. 83., wo er von den, von den Heiligen etc. entlehnten, Namen redet, sagt: „Nicodemus war zwar ein treuer „Anhänger des Heilandes, aber ein Nachtschleicher, „und durfte nicht rein mit der Sprache heraus; — „daher trifft man *nirgends* in Deutschland einen Ni„codemus an:" so hat er z. B. nicht an unsern berühmten Landsmann Nicodemus Frischlin gedacht. Bey S. 88., wo er behauptet, dafs, aufser dem Jeremias, Daniel, Jonas, *keiner* der übrigen *Propheten* die Ehre genossen habe, seinen Namen zum Taufnamen herzuleihen, fielen uns doch z. B. Esaias Pufendorf, Joel Langelott, Enoch Zobel, Malachias Geiger, Ezechiel Meth, der Fanatiker des vorigen Jahrhunderts, der bekannte Johann Amos Comenius, etc. ein. Zu S. 100. bemerken wir im Vorbeygehen, dafs Nanne ein, Männern und Weibern gemeinschaftlicher, Vorname bey den Einwohnern des Landes Wurften sey, ohne dafs wir uns jedoch zu entscheiden getrauen, welchem Geschlechte selbiger ursprünglich zugehört habe. Ebendaselbst findet man Abel, als weiblichen Vornamen, Pecke, als Mannsnamen, und Becke, als Frauennamen, wenn anders letzter keine verdorbene Aussprache oder Verkürzung für Rebecca seyn sollte. Der Ursprung vieler Geschlechtsnamen aus den Taufnamen der Väter S. 122. fällt im deutlichsten in die Augen, wo derselbe Name zugleich als Vorname bey einerley Person gefunden wird, wie z. B. im Lande Wurften Adike Adikes, Johann Eibe Johans, u. s. w. S. 165. ff. 168. 173. würden wir doch die Namen Bader, Bartscher, etc. eben so gern in die Classe deren setzen, die von Aemtern oder Gewerben hergenommen sind, die Namen Backhaus und Baumgarten eben so gern von einzelnen *Plätzen* im Wohnorte des Stammvaters, als von Bachhausen in Bayern und Baumgarten ebendaselbst oder in Brandenburg und Schwaben, so, wie den Namen Ball von irgend einer zufälligen Begebenheit, dem Namen Bohl von dem alten Vornamen Bole oder Bohle, ableiten u. s. w. Doch genug zu unserer Absicht. Es würde ungerecht seyn, absichtlich etwanige kleine Misgriffe, die übrigens dem Werthe und der Gründlichkeit des Ganzen nichts entziehen können, weiter aufsuchen und verfolgen zu wollen. S. 99. mufs es, statt Pfike und Feuken, Fike oder Fiken, heifsen. *Festiglich*, (S. 8.) für *feyerlich*, und S. 148. *vor und nach*, für *nach und nach*, sind vielleicht Provinzialismen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht* von *Schiller* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Streich, welchen Wallenstein *Buttlern* gespielt hat, wäre allerdings auch unter die Züge zu rechnen, die diesen poetischen Charakter herabwürdigen; doch spricht man ihm ungern das Urtheil, weil er den schönen und ächt tragischen Contrast zwischen Wallensteins fantastischem Vertrauen auf *Octavio Piccolomini*, und seiner, vom Gewissen eingegebenen, widrigen Ahndung gegen Buttlern gründet, weil er die Quelle der grossen, leisen Situation ist, wo Wallenstein in diesem von ihm beleidigten Menschen sein Verderben umfasst. Allein die obigen Bemerkungen berechtigen uns schon hinlänglich zu dem Zweifel, ob nicht endlich die Idee, welche die Geschichte selbst zur Auflösung der Widersprüche in Wallensteins Betragen angiebt, auch dem Dichter bessere Dienste gethan hätte, als der von ihm eingeschlagene Weg. Die Geschichte setzt es ziemlich ausser Zweifel, dass die böhmische Krone wirklich Wallensteins Augenmerk war, und dass er von lange her seinen Abfall, um sie an sich zu reissen, vorbereitet hatte; zugleich aber gewährt sie Data zu der Vermuthung, dass sein Hang, die Sterne zu befragen, von dem Wiener Hofe gehandhabt worden sey, und dass ihm dieser in der Person seines Astrologen *Seni* eine seiner Kreaturen an die Seite gestellt habe, um ihn wirklich zu verleiten, wie *Illo* im Schauspiel sagt: *dass er auf die Sternenstunde wartete, bis ihm die irdische entflöhe.* Die glückliche Behandlung dieser Neigung zur Astrologie, welche in der Art, wie Wallenstein Octavio's Abfall aufnimmt, eine der ersten Schönheiten des Stücks hervorbringt, hätte auch dann, wenn der Vf. sich an jene Idee gehalten hätte, die nämliche bleiben können; unstreitig aber giebt der historische Wallenstein, aus jenem Gesichtspunkt betrachtet, ein weniger *schwankendes Charakterbild* als der poetische, und in ihm ist die Würde des Helden eines tragischen Schicksals besser gerettet.

Wollte der Dichter auch seinem Wallenstein kein bestimmtes Complott zur Last legen: so war doch die überhaupt Idee, ihn kindlich rein zu schildern, fern von ihm, und er gab ihm daher *Velleitäten* von Ehrgeiz, und zu diesen den Wahn, *dass er stets könne wie er wolle* (*Wallenst. Tod*, A. 1. Sc. 4.). Sehr schön also, in diesem Sinne seines Charakters, sagt er in der letzten Scene des nämlichen Akts, nachdem jener Wahn ihn verlassen hat, zu seiner Schwester:

Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Saamen legen wir in ihre Hände:
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Aber um so mehr scheint es fast kindisch an ihm, dass er sich im dritten Akt, Sc. 4., von Träumen künftiger Grösse gegen seinen Willen überraschen lässt, und in eiteln Grossprechereyen wie:

— meinen Eidam
Will ich mir auf Europens Thronen suchen —

gegen seine Gemalin verräth, was er ihr verborgen möchte.

Indem der Vf. Wallensteins Ehrgeiz, und die Ansprüche, zu welchen ein solcher Mensch sich erheben konnte, mehr in seine Vertrauten und Anhänger als in ihn selbst legte, gerieth er, um den Grund jenes Anspruchs zu bauen, durch Reminiscenzen oder angewöhnte Begriffe und Gefühle aus unsern neuesten Zeiten, in eine falsche Ideenverbindung. Unter andern ist dies der Fall in den Reden der *Gräfin Terzky*, in der wichtigen siebenten Scene des ersten Akts von *Wallensteins Tod*. Allein damals waren die Zeiten noch nicht fern, wo glückliche *Condottieri* in Italien Fürstenthümer erworben hatten; die militärische Verfassung während des dreyssigjährigen Kriegs erweckte bey Grossen, die sich dem Kriegshandwerk widmeten, noch leicht die Hoffnung, dass ihnen gleiches Glück zu Theil werden könnte: *Mannsfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar*, hatten jene Urbilder im Auge, so gut wie *Wallenstein*, und der Geist jener Zeit war das Streben der souverainen Macht gegen solche Entwürfe bey Dienern sowohl, als bey Gegnern; der Uebergang aus Verhältnissen, in welchen dem Ehrgeiz solche Ziele noch vorschwebten, zu den neueren, wo auch das Höchste des Ehrgeizes nur Gnade aus den Händen der souverainen Macht war. *Schiller* hat sich mit der Geschichte mehrere erlaubte Freyheiten herausgenommen, die sogar als lehrreiche Muster für Dichter, welche historische Gegenstände dramatisch bearbeiten, gelten können, — z. B. indem er den von Wallenstein gespielten Streich, durch welchen dieser nach der Geschichte *Illo's* an sich fesselte, auf *Buttlern* übertrug, um des Letzteren Theilnahme an Wallensteins Verderben zu motiviren. Allein in jenem Falle hat er sich falsche Ansicht seines

Stoffs, oder doch Vernachläfsigung der wahren Anficht deffelben, zur Schuld kommen laffen. Auch hätte der Dichter nicht überfehen dürfen, dafs Wallenftein fich um fo mehr berechtigt glauben mochte, wider des Kayfers Willen und felbft auf des Kayfers Koften, eine Souverainität an fich zu reifsen, als ihn der Kayfer ehemals mit dem Befitz einer folchen, den er ihm nicht ertheilen konnte, und fchwerlich auch nur ertheilen wollte, gekörnt hatte.

Die Behandlung des Hauptcharakters gegen den Schlufs, da wo Verderben fchon unabwendbar den Unglücklichen umringt, ift fehr fchön. Dem Vf. mögen *Macbeth's* letzte Augenblicke vor dem Sinn gefchwebt haben, aber Nahrung dem *eigenen* Genie war hier *Shakefpear* unferm Dichter. Ueberdrufs am Leben, Ermattung der ehemaligen Triebe des Ehrgeizes in dem Moment, wo die Summe deffen, was fie eintrugen, zufammengezogen wird; das find die gemeinfchaftlichen Züge beider Helden. So gefchieht es, dafs Wallenftein in einem fpäteren Zeitpunkt feiner Laufbahn faft wörtlich fpricht, wie es Macbeth, der gröfsere Verbrecher, früher that (*Wallenft. Tod*, A. 5. Sc. 3.):

Er ift der Glückliche. Er hat vollendet,
Für ihn ift keine Zukunft mehr, ihm fpinnt
Das Schickfal keine Tücke mehr — fein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet:
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.
Weg ift er über Wunfch und Furcht, gehört
Nicht mehr den trüglich wankenden Planeten —
O ihm ift wohl! Wer aber weifs, was uns
Die nächfte Stunde fchwarz verfchleyert bringt?

Wallenftein fagt diefs in der Fortdauer jener düftern Zerftreuung, die ihn feinen verfchwundenen Glücksftern und feinen gefallenen Freund fo fchön verwechfeln machte. Macbeth hat einen neuen Mord befchloffen, und fich verfchworen: „eher foll fich der Weltbau aus einander fügen, als dafs ich mein Brod mit Zittern effen, und von den fchrecklichen Träumen, die mich allnächtlich erfchüttern, geplagt bleiben möchte." — „Beffer, fällt er ein, wäre es bey den Todten zu feyn, die ich in die Ruhe fchickte, um ihren Platz zu füllen, als auf diefer Seelenfolter auszuhalten in raftlofer Spannung. *Dunkan* liegt in feinem Grabe: nach des Lebens wechfelvollem Fieber fchläft er wohl — Verrath hat fein Aergftes an ihm gethan; nicht Eifen, nicht Gift, weder häusliche Tücke, noch fremde Feindfchaft, können ihn mehr berühren."

Diefelbe Aehnlichkeit und diefelbe Verfchiedenheit ift durchgängig gehalten. Unverrückten, geraden Schritts war Macbeth dem trüglichen Hexenwort von Verbrechen zu Verbrechen gefolgt: wie der höllifche Doppelfinn nach und nach ans Licht tritt, bleibt ihm von feinen edeln Anlagen noch das Coloffalifche im Fallen. Er fieht fein Verderben: aber eben da wird der furchtfam argwöhnifche, blutige Tyrann wieder zum Manne. Wallenftein hatte in richtige politifche Berechnungen, in Verhältniffe, die er nicht felbft fchuf, die fantaftifche Zuverficht auf die Gunft der Sterne eingemifcht. Nun reifst es ihn auf einmal verwirrend fort — zwar ift ihm der Abgrund verborgen, an deffen Rand er fteht; aber er fühlt fich feines Thuns nicht mehr mächtig, und in diefem Gefühl zerflieft vor feinem eignen Blick das Meteor feiner Gröfse: es liegt darin, ftatt Macbeths finftrer Verzweiflung, für ihn nur fchwermüthige Ahndung, in welcher doch noch Spuren feines heitern Selbftvertrauens hervorglänzen. Wie fchön ift der Uebergang von jener zu diefen in feiner Rede gegen *Gordon!* (*Wallenft. Tod*, A. 5. Sc. 4.):

So bift du fchon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. — Es treibt der ungefchwächte Muth
Noch frifch und herrlich auf der Lebenswoge u. f. w.

Noch bemerken wir einen Zug in der Behandlung diefes Charakters, der unftreitig pfychologifchen Werth hat, aber mehr noch durch den Gedanken, als durch den Ausdruck, ganz der Komödie angehört; es find die Worte (*Wallenft. Tod*, A. 2. Sc. 3.), nachdem Wallenftein den Grund feines Vertrauens auf *Octavio Piccolomini* gegen *Illo* und *Terzky* offenbart hat,

Seyd ihr nicht wie die Weiber, die beftändig
Zurück nur kommen auf ihr erftes Wort,
Wenn man *Vernunft* gefprochen ftundenlang.

Von den übrigen Perfonen haben wir, um dem Zweck diefes Aufsatzes zu entfprechen, nur wenig hinzuzufetzen. Ueberhaupt finden wir in diefem ganzen Drama, und zwar befonders durch die Anlage der Charaktere,

das grofse gigantifche Schickfal,
Welches den Menfchen erhebt, wenn es den Menfchen zermalmt,

wirklich wieder, über deffen Entfernung von unfrer Bühne der Vf. anderswo ein fo kräftiges Lied gefungen hat*): der Geift der wahren Tragödie, und mit diefem die höchfte Moralität, lebt in allen diefen Perfonen, die nicht gut oder böfe handeln, nicht Lohn oder Strafe empfangen, über welche aber in ihren gegebnen Charakteren nothwendige Verhängniffe ergehen.

So wie einft *Moliere'n*, als feine Kunft in Frankreich noch in der Wiege lag, zugerufen wurde: *Courage, Moliere, voilà la vraie comédie*: fo gebührte auch ein ähnlicher Zuruf, zwar hoffentlich nicht am *Grabe* der tragifchen Kunft, aber doch im Augenblick eines vorübergehenden Verfalls derfelben, dem Vf. des *Wallenfteins*.

Eine ganze Schule der verfchiednen moralifchen Motive, nach denen verfchiedne Charaktere handeln, ift in den Contraften zwifchen *Octavio* und *Max Piccolo-*

*) *Shakefpears Schatten*: f. *Schillers Gedichte*, erfter Theil, S. 275.

colomini, zwiſchen *Buttler* und *Gordon*, erſchöpft. Ja, an der Vollkommenheit ſelbſt dieſer Contraſte könnte man es tadeln, daſs ſie mehr von Schule als von lebendiger Poeſie zeugt, daſs die Abſicht und die Darſtellung nicht genug in einander verſchmolzen ſind, daſs jene nicht genug *zufällige* Folge von dieſer ſcheint. Dieſs hieſse aber eine beſtimmte Manier nach den Geſetzen einer andern beurtheilen, oder an den ſcharf ausgedrückten Compoſitionen und Figuren eines Malers, deſſen Eigenthümlichkeit dieſer ſcharfe Ausdruck wäre, *Raphaeliſchen* Charakter vermiſſen — und was würde wohl eine *ſolche* Kritik noch einwenden dürfen, wenn andre, durch das Anſchauen der ſtark hervorſtechenden Züge, und der höchſt vernehmlich ausgeſprochnen Gedanken in den Compoſitionen jenes *Malers* verwöhnt, gerade *dieſem* Charakter keinen Geſchmack mehr abzugewinnen vermöchten?

Octavio und *Max* gewinnen auſserordentlich durch die Miſchung von Herzlichkeit in ihrem gegenſeitigen Verhältniſs als Vater und Sohn, und beſonders nüancirt dieſer Zug *Octavio's* Charakter äuſserſt ſchön. So geſchieht es, daſs wir, jeden Augenblick bereit, mit des Sohnes ſtets eben ſo richtigem als warmen Gefühle zu ſympathiſiren, dennoch dem Vater nie übel wollen, und in ſeine ſophiſtiſchen Gründe zu der zweydeutigen Rolle, die er gegen Wallenſtein ſpielt, eingehen mögen. So geſchieht es, daſs der unſterbliche Zug am Schluſſe:

Dem *Fürſten* Piccolomini!

indem er alle die Wirkung thut, welche die gemeine tragiſche Lohnaustheilung immer verfehlt, uns zugleich in des unglücklichen *Octavio's* Seele verwundet. Das, das iſt der Genius der *ächten Tragödie*, der auch mit derſelben Kraft in *Buttler's* und *Gordon's* Antagoniſmus ſichtbar iſt. Indem wir *Buttlern* das Recht nicht ſtreitig machen, eben ſowohl den „ſchwachſinn'gen Alten" *Gordon* wegzudrängen, um zu vollenden, was er begonnen hat, als auch *Octavio's* Abſcheu mit ſtolzen Recriminationen zu ſtrafen, verehren und lieben wir dennoch in *Gordon* den menſchlichen, einfach rechtlichen Mann — gewiſſermaſsen einen militäriſchen *Kloſterbruder*.

In einem weniger auffallenden, und darum nicht weniger ſchönen Contraſt, der, wenn man von der Verſchiedenheit der Verhältniſſe und Perſonen abſtrahirt, ein vollkommnes Seitenſtück zu dem Contraſt zwiſchen *Gordon* und *Buttler* iſt, ſtehen die *Gemahlin* und die *Schweſter* Wallenſteins gegen einander, und ein noch ſchöneres Drittes macht *Wallenſteins* Tochter, die auch ihrer *Mutter* Tochter iſt, und an welchen die Idee, das Groſse des Vaters in der weiblichen Natur zu veredeln, und gleichſam zu verſittlichen, ſo erhaben reizend hervorleuchtet.

Wie jeder dieſer Charaktere, in ſich ſelbſt vom höchſten Intereſſe, mit den andern in Beziehung ſteht; wie ſie alle, ſowohl zuſammen als einzeln, oder in den Contraſten und Verhältniſſen, durch welche ſie gepaart ſind, ſich ſtets auf die Haupthandlung und den Gang derſelben beziehen: das ſind eben ſo ehrwürdige, als für das Studium der dramatiſchen Kunſt lehrreiche Zeugniſſe von einem lange durchdachten und gereiften Kunſtwerke.

Eine unerklärliche Vernachläſsigung iſt es (*Wallenſt. Tod*, A. 2. Sc. 1.), daſs *Octavio Piccolomini* in einem gleichgültigen Geſpräch mit Wallenſtein begriffen, den Akt eröffnet: die wirkliche Darſtellung des Verhältniſſes zwiſchen dieſen beiden Perſonen, konnte allenfalls im Plane des Dichters keinen Platz finden, gewiſs aber durften ſie alsdann auch nicht zu einer ſo unbedeutenden Statiſten-Erſcheinung zuſammengeſtellt werden.

Octavio's Verhältniſs gegen ſeinen Sohn *Max* erweckte einmal ſehr natürlich bey dem Dichter eine Reminiſcenz aus einer ähnlichen Situation in *Göthe's Iphigenie*. *Octavio* ſagt zu *Max* (*die Piccolomini*, A. 5. Sc. 1.), der ſein Betragen gegen Wallenſtein nicht gutheiſsen kann:

Mein beſter Sohn! Es iſt nicht immer möglich,
Im Leben ſich ſo kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innerſten.
In ſteter Nothwehr gegen arge Liſt
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht:
Der Kayſer ſchreibt mir mein Betragen vor.
Wohl wär' es beſſer, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck verſagen müſſen.
Hier gilt's mein Sohn, dem Kayſer wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu ſprechen was es will.

So redet *Pylades Iphigenien* zu (A. 4. Sc. 4.), als ſich ihr Gefühl gegen den Betrug ſträubt, der dem König *Thoas* geſpielt werden ſoll:

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt!
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern ſtrenge ſeyn: du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieſs Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daſs keiner in ſich ſelbſt noch mit den andern,
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen,
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht.

Die Stellen Th. 1. S. 101 — 107., wenn ſie auch zuletzt etwas überladen ſind, werden wohl jedem Leſer des Wallenſteins unvergeſslich bleiben; um ſo mehr wäre aber zu wünſchen, daſs der Dichter die Gemüthsbewegung ſeines Lieblings, *Max Piccolomini*, nicht zunächſt mit

Dem erſten Veilchen, das der März uns bringt,
Dem duftigen Pfand der neuverjüngten Erde,

ſo ſchäfermäſsig angekündigt hätte.

Ausnehmend ſchön vertritt *Thekla* am Schluſs des dritten Akts *der Piccolomini* das Amt des griechiſchen Chors.

Aber in *Wallenſteins Tod*, A. 4. Sc. 12. iſt derſelbe Ton in ihrem Munde dem Dichter weniger gelungen.

Was übrigens dieſen vortrefflichen Charakter im Ganzen betrifft: ſo ſcheint ihn der Dichter durch einige Pinſelſtriche im dritten Akt *der Piccolomini* etwas *Leſſingiſch* auf die Spitze geſtellt, und die Striche nicht mit völlig ſicherer Hand angebracht zu haben: ſie ſollten ohne Zweifel mädchenhafte Freyheit und Gewalt des Geiſtes ausmalen, haben ſich aber mit dem zarten Glanz dieſes Gemäldes ſchöner weiblicher Originalität nicht genug verſchmelzen wollen.

Wir glauben kaum hinzuſetzen zu müſſen, daſs unter dieſer Bemerkung *Thekla's* kühne Klugheit in der Wahrnehmung der geheimen Abſichten ihrer Tante, und der Offenbarung derſelben an ihren Geliebten, *nicht* mit begriffen iſt. Es wäre ein mehr als böotiſcher Sinn, der das:

Trau ihnen nicht. Sie meynen's falſch, u. ſ. w.

nicht unter die erſten Schönheiten des Stücks rechnete.

Buttlers Scene mit *Deveroux* und *Macdonald* im letzten Akt, wird wohl wenige Leſer treffen, die ſie nicht ſehr abgekürzt wünſchten: auch ſie gehörte in ein ſehr gewöhnliches Theaterſtück und nicht in ein Drama von dieſem hohen Stil.

Mit dem Vers iſt der Vf. an vielen Stellen mit ſo gefliſſentlicher Härte und Geringſchätzung der Regeln umgeſprungen, daſs einzelne Kritiken über dieſen Punkt ſehr unnöthig ſeyn würden. Die Urſachen, die man bey ihm vorausſetzen kann, reichen ſchwerlich hin, die öftere Disharmonie in der Sprache dieſes Stücks zu entſchuldigen, und vielleicht rächten ſich die Muſen, indem ſie ihm überhaupt diesmal die Gabe des Wohllauts, auch wo er ſie nicht verſchmähte, karger verliehen als ſonſt.

FREYMAURER SCHRIFTEN.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Blüthen der Maurerey. Erſtes Bändchen.* 1800. 212 S. 8. (16 gr.)

Dieſer beſcheidene Titel verſpricht nur *Blüthen*, ganz dem Inhalte gemäſs. An Floskeln, Tiraden und Gemeinplätzen, Declamationen und Exclamationen fehlt es dieſen, in der Loge zur Weltkugel von einem, wie es ſcheint, noch jugendlichen Br. Redner gehaltenen, Vorleſungen oder Reden nicht, wohl aber an innerm Gehalt und an Energie. Einiges aus der zweyten Rede, welche die den geheimen Geſellſchaften und beſonders dem Fr. M. O. gemachten Einwendungen und Vorwürfe widerlegen ſoll, aber auch nicht einen einzigen von denen, die in der erſten Rede vorgetragen werden, gehörig widerlegt, wird hinreichend ſeyn, unſer Urtheil zu beſtätigen. Nach einem langweiligen und faden Eingange geſteht der Redner zwar, daſs im O. ſich menſchliche Leidenſchaften eingeſchlichen, Heucheley die Larve der Wahrheit angenommen, Herrſchſucht und Ränke, Ueppigkeit und Kleingeiſterey und das geſammte Götzenheer fauler Begierden ihr gefährliches Spiel getrieben, ſchlaue Köpfe den *gutmüthigen und blöden Haufen* gegängelt, und auf ſchlüpfrige Abwege geführt hätten; aber er meynt, man dürfe den *Orden* nicht mit ſeinen *Genoſſen* verwechſeln. Der O. wolle dieſen Unfug nicht, *er habe ihn nicht veranlaſst* (was oder wer denn ſonſt hat den blöden Haufen auf Abwege geführt, als der Orden durch ſeine Symbole, die zu verſtehen auch dieſer fromme und gutmüthige Redner noch weit entfernt zu ſeyn ſcheint?), vielweniger gebilliget, er züchtige jeden Frevler, ſteure jede (?) Unart, tilge des Laſters Keime. (Wenn er das alles kann, wie kommt es, daſs er, ſeit ſeiner mehr als funfzigjährigen Exiſtenz in Deutſchland, der ſchädlichen Geheimniſskrämerey und dem gefährlichen Spiele ſchlauer Köpfe mit dem blöden Haufen noch *bis jetzt* kein Ziel ſetzen konnte? An dieſem Geſchwätze *iſt kein* wahres Wort, und der Heiligenſchein, mit welchem hier der O. umgeben iſt, ein Werk der Unkunde und des Wahnes). Das *hohe, ehrwürdige Alter* des Os. beweiſen dem Vf. die Myſterien der Alten, die, obgleich in Abſicht des Zweckes und der Arbeiten von dem Fr. M. O. verſchieden, doch *wahrſcheinlich* denſelben *vorbereitet* hätten, und von dem Zeitgeiſt nach dem *Willen* unſerer Bedürfniſſe umgeformt worden wären. (Der Schluſs iſt ausnehmend bündig: weil in den älteſten Zeiten Myſterien oder geheime Geſellſchaften exiſtirt haben: ſo iſt der Fr M. O. ſehr alt. Daſs dieſer eine bloſse Umformung der alten Myſterien, nach dem Geiſte unſerer Zeit und gemäſs unſern Bedürfniſſen, ſey, iſt eine Unwahrheit). Und nun fährt der Vf. fort: „So uralt dieſe *Vorliebe* für geheime Verbindungen iſt, eben ſo ausgebreitet auf der Erde ſind ſie geworden. — Soll dieſes *Alterthum*, dieſe Verbreitung des O. nichts für ſeinen Werth beweiſen? (Nein!) Soll nur blinde Nachahmungsſucht, nicht allgemein gefühltes Bedürfniſs nach einem reinen *Lichtgenuſs* (nein!), nicht ſichtbarer Gewinn (ja! aber für wen und auf weſſen Koſten?) ſein Bürge und Vertheidiger ſeyn? Flieſst nicht daraus die freudige Hoffnung, der O. ſey heilſam, er ſey ein Baum von Gott gepflanzt, den keine Hand, kein Sturm ausreiſsen wird, der Blüthe, Frucht und Schatten dem Gärtner ſchenket?" (ja wohl!). Die Frage, wozu geheime Geſellſchaften nöthig wären, wird unter andern ſo beantwortet: „Herrſchende *geſtempelte* Thorheiten und Laſter, Unglauben und Frechheit führten die Menſchen in eine ſichere Abgeſchiedenheit. Sie ſetzten dem ſchwellenden Heerſtrom haltbaren Damm, ſie kämpften den groſsen ehrenvollen Kampf mit dem Fürſten der Finſterniſs; ſie erlegten den gewaltigen Rieſen, wenigſtens feſſelten ſie ſeine Fäuſte, daſs er nicht verheerte die Tempel der Wahrheit, zertrümmerte die Altäre der Tugend." Wie ärmlich iſt das alles! und wäre es nicht gerathener, wenn es der Vf. bey dieſem erſten Bändchen ſolcher Blüthen bewenden lieſse?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. Januar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Fritsch: *Herodis Attici* quae supersunt adnotationibus illustravit *Raphael Fiorillo*, bibliothecae regiae academ. Georg. Augustae a secret. Praefixa est Epistola Chr. G. Heynii ad auctorem. 1801. XXVI u. 215 S. 8.

Diese Schrift enthält, aufser den zwey bekannten Triopeischen Inschriften, die zuletzt Visconti besonders herausgegeben hat, noch eine Sammlung von Fragmenten des Herodes Jambographus, und die Declamation *de Republica* (*Orator. graeci* T. VIII. p. 32. *ed. Reisk.*). Da dem Herodes Atticus, wie der Herausgeber wenigstens steif und fest behauptet, weder die Inschriften, noch die Declamation, zugehören, (von den Fragmenten versteht sich dieses von selbst), und der beste Theil des Commentars andern Gelehrten, namentlich dem Visconti, Ruhnkenius und Reiske zugeschrieben werden mufs: so sieht man hieraus, dafs der allgemeine Titel dieser Schrift nicht allein unschicklich gewählt ist, sondern dafs auch der Zusatz: *adnotationibus illustravit*, eine grofse Einschränkung leidet. Was indessen den letzten Umstand betrifft: so ergiebt sich bey einer nähern Untersuchung dieser Arbeit freylich gar bald, dafs der Vf. hierbey wenigstens consequent verfuhr. Denn so wie er seine Gewährsmänner auf dem Titel nicht nennt: so hat er ihre Namen auch bey den von ihnen entlehnten Anmerkungen gröfstentheils verschwiegen, und auf diese Weise seiner Schrift einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben verstanden, der den Nichtkenner blenden könnte. Rechnet man aber diese fremde Zuthat ab: so bleibt ihm von demjenigen Theil des Commentars, der sich auf die oben genannten vier Stücke selbst bezieht, nur wenig; wohl aber bleiben ihm eine Menge kritischer Bemerkungen über andere Schriftsteller übrig, die hier mit solcher Weitschweifigkeit vorgetragen werden, dafs die wahre Absicht des Vfs., seinen Herodes zu einem blofsen Vehikel von diesen zu machen, gar nicht zu verkennen ist. Freylich war es nicht zu erwarten, dafs uns Hr. *Fiorillo* über die nur so oft commentirten Inschriften viel neue Aufschlüsse geben würde. Aber ein verdienstliches Unternehmen wäre es an sich schon gewesen, wenn er den gelehrten und geschmackvollen Commentar von Visconti, durch eine gute und zweckmäfsige Uebersetzung gemeinnützliger gemacht, und so die Wünsche vieler Gelehrten, die jenes Buch ungern entbehren, befriedigt hätte. Bey der gegenwärtigen Zubereitung hingegen sind nicht allein manche schätzbare Untersuchungen jenes italiänischen Gelehrten ganz übergangen, sondern das Mitgetheilte ist auch dergestalt mit eigenen Zusätzen vermengt und gleichsam zusammengeknetet, dafs man Mühe haben würde, jenes von diesen zu scheiden, wenn sich nicht auch hier das Sprichwort: *forex indicio suo perit*, bestätigte.

Die Einrichtung der Schrift im Ganzen ist folgende. Voran steht die Abhandlung *de Herode Attico et ejus scriptis*, mit Hn. *Eichstädts* Zusätzen, aus dem Harlesischen Fabricius T. VI. p. 4 sqq. wörtlich abgedruckt. Hierauf die Inschriften selbst. Der Commentar geht von S. 49 — 170. Nun folgt: *Diatribe in Herodis Jambographi fragmenta*, von S. 171—180. Den Beschlufs macht die Declamation *de Republica* mit den Reiskischen Anmerkungen. Vorzüglich lesenswerth ist die vorangeschickte *Epistola Heynii ad auctorem de finibus studii critici regundis*. Hier wird ganz eigentlich ein Wort zu seiner Zeit gesprochen. Man sieht es deutlich, dafs Heyne dieses für junge Philologen überhaupt, und für Hn. *Fiorillo* insbesondere so lehrreiche Thema mit Absicht wählte, da er dem Publicum eine Schrift empfehlen sollte, die nicht allein, wie sich der vortreffliche Mann ausdrückt: *in eo rerum genere versatur, ad quod ego juvenilia ingenia hortatu meo raro instigare, saepius ab eo avocare soleo*, sondern die auch zugleich ein warnendes Beyspiel abgeben kann, wie sehr sich junge Leute, denen es noch an richtiger Sprachkenntnifs fehlt, vor derjenigen Klippe zu hüten haben, an der Hr. Fiorillo gescheitert ist. Auch bey einer flüchtigen Durchsicht mufsten ihm die auffallenden Proben einer verunglückten und sprachwidrigen Wortkritik in die Augen springen, die diese Schrift so sehr verunstalten. So will z. B. der Vf. S. 72. ein Fragment des Castorion bey Athen. X. p. 455. A. emendiren, und bringt Verse, wie folgende, heraus:

Σὲ τὸν βόλοις νηφοκτύπους
δυσχείμερον ναίοισ' ΟΡΟΣ
θηρευόμε Ηὲν, χθόν' Ἀρκάδων
κλείσῳ γεαφῇ ἐνὶ τῇδε σοφῇ
πάγκλειτ' ἔπη συνθεὶς ἀναξ
δύσγνωστα μὴ σοφοῖς κλύειν
μουσοκόλε θῆς, ΧΑΡΙΤΟΤΑΤΟΝ
μείλιγμ' ἰεὶς. — — —

Welch eine Sprache! Beym Athenäus lauten die ersten Zeilen so: Σὲ τὸν βόλοις ν. δ. ναίονθ' ὁδός. Anstatt ὁδὸς wollte Casaubonus ὅμως, Scaliger ἕδος lesen. Hr. F. schlägt

ſchlägt ὄρος vor, ſieht aber nicht, daſs in dieſem Fall auch der vorhergehende Artikel τὸν in τὸ, und das Participium ναίοντ' nun in ναίοντ' ὄρος verwandelt werden müſste. Arg genug! Aber noch ärger iſt doch (um nichts von den Zwiſchenſätzen zu ſagen), am Ende die Verbeſſerung: χαριτοτατον, ſtatt κηροχίτωνος, wie bey Athenäus ſteht. Für einen Druckfehler kann man es nicht erklären. Denn die Worte ſind S. 74. noch einmal eben ſo abgedruckt, und da ſagt der Vf. in vollem Ernſt: *Caſaubonus non male χαριέστατον emendat. Non infeliciter tamen mihi* ΧΑΡΙΤΟΤΑΤΟΝ *reſtituiſſe videor!!!* —

Ein ähnliches Beyſpiel kommt S. 92. vor, wo das durchaus verdorbene Fragment des Pratinas (Athen. XV. p. 617.) *in extenſo*, aber mit den vermeyntlichen Verbeſſerungen des Vfs. aufgeführt wird. Hier wird man in der That zweifelhaft, ob man griechiſche oder arabiſche, mit griechiſchen Buchſtaben geſchriebene Worte vor ſich ſieht, wenn man z. B. anſtatt des verdorbenen Verſ. 25.:

Θυπατευπάιω δίμας πεπλασμένον πηιδάων,

nun folgenden von Hn. Fiorillo *emendirten* Vers lieſt:

λαλοβαρυπαραμελορυθμοβάταν
ΘΥΠΤΕ ΤΡΥΠΑΝΩι δίμας πεπλασμένον ΑΝΑΙΔΕΙΑι.

Was in aller Welt ſoll das bedeuten? Schade, daſs es dem Vf. nicht gefallen hat, eine lateiniſche Ueberſetzung hinzuzuſetzen, daſs man wenigſtens ſehen könnte, was für einen Sinn *er* mit ſolchen Worten zu verknüpfen im Stande iſt. So viel merkt man wohl, daſs das θύπτε ſo viel heiſsen ſoll, als das vorhergehende πχῖε, *pulſa*. Das Wort iſt übrigens ganz richtig abgedruckt. Denn auch dieſe Stelle wird S. 100. auf eben die Weiſe wiederholt. Hier hat alſo das verrufene τύπτω dem Hn. Fiorillo einen ganz fatalen Streich geſpielt.

S. 89. führt er, als etwas beſonders an, daſs die Präpoſitionen ἐπὶ und παρὰ von ihren Verbis getrennt werden können, und fährt fort: *multa alia exempla occurſant. Sic in Antigoni Caryſtii verſibus apud Athenaeum* Lib. III. p. 82. B. *legendum:* ἦλθέ μοι ὠραίων πολὺ φίλτερος ἢ δ' ἄρι μήλων πορφυρέων. — — Bey Athenäus ſteht ἀριμήλων, wofür Caſaubonus ἄρα μ. oder ἐριμήλων vorſchlägt. Dafür wird er nun von Hn. Fiorillo geſtraft: *non obſervavit* (man denke!) *verba* ἄρι *et* πορφυρέων *conjungenda eſſe i. e.* ἀριπορφύρεος. Wo mag er es gelernt haben, daſs die *particula inſeparabilis* ἄρι eben ſo von ihrem Adjectiv getrennt werden kann, wie die Präpoſitionen ἐπὶ und παρὰ von ihren Verbis? Und wo hat er das Wort ἀριπορφύρεος aufgetrieben?

Bey ſo bewandten Umſtänden ſollte nun niemand vermuthen, daſs in dieſer Schrift auch ſcharfſinnige und elegante Verbeſſerungen vorkommen. Und doch finden ſich dergleichen. Hier iſt gleich ein Beyſpiel. S. 164. wird ein Fragment des Choerilus (Athenäus Lib. XI. p. 464.) ſo geleſen:

— — — — — χερσὶν
ὄλβον ἔχω κύλικος τεύφος ἀμφὶς ἑαγός
ἀνδρῶν δαιτυμόνων ναυάγιον· ἀλλά τε πολλὰ
πνεῦμα Διονύσοιο πρὸς ὕβριος ἔκβαλεν ἄκτας.

Ueber den erſten Vers weiſs uns Hr. F. (wir werden bald ſehen, warum?) nichts zu ſagen, ob er gleich keinen Sinn giebt, und um einen ganzen Fuſs zu kurz iſt. Beym vierten Vers erinnert er uns bloſs an Athenäus: *male erat in Athenaeo* V. 4. πρὸς ὕβρεις ἔκβαχ' ἄνακτος. Recht gut! Schade nur, daſs ſich der Vf. hier auf einem kleinen Unterſchleif ertappen läſst. Schade, daſs die Emendation ſchon lange bekannt iſt, daſs ſie zuerſt von *Canter* N. Lect. IV. c. 5. vorgeſchlagen, hierauf von *Martini* V. Lect. III. c. 2. erläutert, und endlich von *Valckenaer* zu Herodot. VIII. p. 624. beſtätigt worden iſt. Valckenaer's Anmerkung ſcheint indeſſen unſer Kritikus nicht entdeckt zu haben. Sonſt hätte er uns gewiſs noch mit einer eben ſo meiſterhaften Verbeſſerung des erſten Verſes, worüber er leider! keine Auskunft bey Martini fand, überraſcht. Valckenaer lieſt vortrefflich:

Χερσὶν ἔχων κολοβοῦ κύλικος τεύφος ἀμφὶς ἑαγός.

Wir haben weiter oben von dem unerlaubten Gebrauch geſprochen, den Hr. Fiorillo ſich in Anſehung des Viſcontiniſchen Commentars erlaubt hat. Das angeführte Beyſpiel zeigt, daſs er mit andern Schriftſtellern nicht viel glimpflicher umgegangen ſey. Ein paar Beweiſe mehr, und es würde genugſam erhellen, daſs faſt die ganze Schrift, ſofern ſie etwas Gutes enthält, — eine Compilation iſt. Um indeſſen Raum zu erſparen, begnügt ſich Rec., nur noch ein Wort über die angehängte *Diatribe in Herodis Iambographi fragmenta* zu ſprechen, um zugleich die Methode anzuzeigen, *wie* Hr. Fiorillo im Ganzen compilirt hat. Hier ſtöſst man überall, theils in der Einleitung, theils in den Noten auf Bemerkungen, die gar nicht gemein ſind. Bald wird Caſaubonus, bald Weſſeling zurecht gewieſen. Die Sammlung der Fragmente des Jambenſchreibers Herodes hat an ſich ſchon etwas Auszeichnendes. Kurz, es iſt das gelehrteſte Stück der ganzen Schrift. Allein weder dieſe Sammlung, noch die *gelehrten* Noten, noch die Ausdrücke, mit welchen dieſe vorgetragen werden, ſind ein Eigenthum des Vfs. Alles iſt aus der *Hiſtoria critica Orat. graecor.* (p. XCIX ſeq.) von Ruhnkenius, deſſen Name, wie gewöhnlich, verſchwiegen wird, abgeſchrieben, nur etwas verſchoben und verdreht. Um dem Leſer die Vergleichung zu erleichtern, wollen wir den Anfang beider Stellen gegen einander abſetzen:

F. p. 171.

Graviſſimo enim errore Interpretes ad Plinii Epiſtol. Lib. IV. ep. 3. et Fabricius, Bibl. Gr. T. VIII. p. 710. ed. vet. confudere Herodem Atticum cum antiquo et incognito fere Herode Jambographo. Plinius, Ariſtarchi ſummi critici judicio neglecto, qui Simonidem et

R. p. 100.

Denique Herodem Jambographum cum Herode Attico graviſſimo errore confundunt Interpretes Plinii, et Fabricius Bibl. Gr. Vol. VIII. p. 710. — *Nobis* (p. 99.) *ſatis certum videtur, Simonidem et Hipponactem fuiſſe, quos cum Archilocho conjungunt Lucianus Pſeu-*

Hip-

F. p. 171.

Hipponactem Jambographorum principes esse ait, vid. Proclus Chrestom. p. 342. et Grammat. Bibl. Coislin. p. 597. palmam in hoc poeseos genere tradit Herodi. — Multa ad laudatum locum Plinii moliuntur Interpp. satisque ostendunt, se de Herode Jambographo, ne fando quidem quidquam audivisse. — Fragmenta, quae in antiquis scriptoribus observavi, hic a me proferentur.

R. p. 100.

dolog. p. 163. Proclus Chrestomath. p. 342. et Grammaticus Bibl. Coisl. p. 597. Sed eccel Plinius, neglecto Aristarchi judicio, jambographorum principem ponit Herodem. — Interpretes multa ad hunc Plinii locum moliuntur, satisque ostendunt, se de Herode Jambographo ne fando quidem quicquam audivisse. Ex ejus Choliambis fragmenta superstant apud — —

Nun folgen die von Ruhnkenius angezeigten Fragmente auch bey Hn. Fiorillo, der sie in alten Schriftstellern bemerkt haben will, aber blofs in eine andere Ordnung gestellt, und nur um ein einziges Stück vermehrt hat. S. *Schol. Nicand. Theriac.* p. 41. b. vergl. *Toup. Emend. in Hesych.* T. IV. p. 44. Alle übrigen Bemerkungen und Verbesserungen jenes Gelehrten sind, ohne jemals auf die Quelle hinzuweisen, von ihm gelegentlich eingeschaltet, aber auch mit eigenen Zusätzen vermehrt worden, die wenigstens Fleifs und guten Willen zeigen, etwas zu leisten. Davon liefert diese Schrift allerdings auch anderwärts mehrere Beweise. So ist z. B. S. 112. recht gut gezeigt worden, dafs in einem Fragment bey Athen. XIII. p. 595. F., wo die Rede von dem Monument der Pythionice ist (S. Jacobs in Att. Museum II. S. 178.), auf eine Stelle des Sophokles Electr. 6. angespielt wird. S. 70. scheint ein Fragment des Pindar glücklich verbessert zu seyn. Aber Rec. würde dem Vf. rathen, den ganzen kritischen Plunder vor der Hand an den Nagel zu hängen, sich erst um eine gründliche Kenntnifs der griechischen und lateinischen Sprache zu bewerben, und überhaupt bey seinem künftigen philologischen Studium, den ihm von Heyne vorgezeichneten Plan fest im Auge zu halten. So wird sich die Neigung zum Schleichhandel nach und nach von selbst legen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Asiatische Perlenschnur*, oder die schönsten Blumen des Morgenlandes, in einer Reihe auserlesener Erzählungen dargelegt, von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichs-Gymnasiums in Herford. 1800. XCV und 521 S. 8. (2 Rthlr.)

In den Vorerinnerungen liefert der sachkundige Vf. die Literatur morgenländischer Erzählungen, indem er ächte, wahrscheinlich ächte, auch wahrscheinlich und offenbar unächte Producte dieser Gattung unterscheidet, und sie, theils blofs nach den Titeln, theils in weitläuftigern Notizen, aufzählt. Er giebt hierauf einige Proben in vollständigen und abgekürzten Uebersetzungen, und zwar: 1) Die Geschichte des Naerdan und der Guzulbec, des Derwisch Abunadar und des Greifs, alle drey verflochten in die Geschichte *Nauns*, Königs von Kaschemir. 2) Die Geschichte des *Sultans Nurgehan*, und der schönen, weisen Damake. 3) Die Geschichte des *Chalifen Vathek*. Ueberall durch allgemeine Bemerkungen und durch Noten unter dem Texte selbst den Leser in das Eigenthümliche dieser Erzählungen einzuführen, hat Hr. H. keine Mühe gespart. Wer orientalische Erzählungen liebt, findet sie hier in ihrer ganzen Fülle. Die Uebersetzung ist genau und lesbar. Die Erläuterungen beweisen Fleifs, verdienen Dank, und können für viele ähnliche Lesereyen zur Vorbereitung dienen. Der zweyte versprochene Theil ist daher einer günstigen Aufnahme werth. Da Hr. H., der Vf. des Versuchs über die Ideale weiblicher Schönheit bey den Morgenländern, mit diesen morgenländischen Erzeugnissen so sehr bekannt ist: so würde er der Lesewelt in der Folge einen wahren Dienst erweisen, wenn er aus dem grofsen Vorrath, der gar nicht, oder nicht gut übersetzten, blofs die unterhaltendsten auswählen, selbst diese aber gedrängter erzählen, und sie, weil wir kaltblütigen Occidentalen, auch sogar seit Brown und Conf. regieren, nicht so viel Opium geniefsen, und nicht so oft im Zustand zwischen Schlafen und Wachen leben, wie der Orientale, von langweiligen und gedehnten Auswüchsen befreyen wollte. Auch könnten unmafsgeblich die meisten Anmerkungen, damit sie nicht bey mehrern Veranlassungen wieder gegeben werden müssen, am Ende jedes Bandes in alphabetischer Form und in möglichster Kürze mitgetheilt werden. Eine solche verkürzte, aber desto reichhaltigere, Schnur asiatischer Perlen, blofs vom ersten Wasser, oder eine streng ausgelesene Sammlung orientalischer Blumen ohne Nebengeschosse, verkümmerte Blätter und allzu grofse Stiele, würde zwar nicht das historisch wahreste Bild von orientalischem Geschmack, desto gewisser aber eine anziehende Leserey werden. Schon hier hat Hr. H. für gut gefunden, die zweyte Geschichte vor ihrem Schlufs merklich zu verkürzen, und noch etwas mehr Kürze würde sie noch mehr empfehlen. Der Morgenländer nur liebt es, seine Blumen sammt der fetten Erde, ohne welche sie freylich nicht wachsen konnten, neben sich hinzustellen. Selbst einige Nachbesserungen, wenn sie in morgenländischem Geiste, und nach Wielands Muster versucht würden, sollten für uns dergleichen Perlen nicht gerade unächt machen. Ohnehin aber würde die Verführung zu gedehnten Phraseologieen (wie S. 127. ein Tanz, welcher . . nach ihrer Weise, nicht von allen Annehmlichkeiten entblöfst war, oder, eine Geschichte, nach S. 163. von allem Interesse und aller Anmuth entblöfst), welche aus morgenländisch gedehnten Erzählungen leicht entstehen kann, wegfallen. Selbst aus den Einleitungen und Anmerkungen würde, der Deutlichkeit unbeschadet, manches wegbleiben können, da man dem Leser das Vergnügen, irgend etwas aus dem Context erklärbares sich selbst zu erklären, nicht zum Voraus rauben soll.

Rec. erlaubt sich noch einige besondere Anmerkungen, Die orientalische Weise, durch Mâne's (Geschenke) oder

oder Salem's (Grüfse, d. h. zum Grufs geschickte Zeichen) mit einander zu reden, kommt auch hier S. 9 bis 13., und der bekannte Liebesbrief der Lady Montague, welcher blofs aus einem Beutelchen voll allerley kleiner Naturproducte bestehen kann, S. XCII. vor. Erklärt aber fand Rec. diese Art von Correspondenz weder hier, noch sonst wo. Lady Montague deutet sie blofs in einer Zeile an, welche man meist übersehen zu haben scheint. Dafs dergleichen Naturproducte an sich sinnbildlich seyn können, versteht sich ohnehin. Hier aber ist nicht von der natürlichen Sinnbildlichkeit, sondern von einer zufälligen, die Rede, welche aus ihren Namen entsteht. Dieser beginnt etwa ein bekanntes türkisches Lied, und dann will der türkische Liebhaber, dafs bey Anblick der Sache, welche jenen Namen trägt, die Geliebte an dieses Lied denke, so gut, als wenn er selbst es ihr vorgesagt oder geschrieben hätte. Häufiger liegt die Sinnbildlichkeit noch tiefer versteckt. Das Überschickte soll durch den Klang seines Namens an einen türkischen Vers erinnern, welcher zu jenem Klang das Echo, den Reim enthält. Der Liebhaber schickt eine Münze. Diese heifst Pul, bedeutet aber hier, an sich betrachtet, nichts. Aber irgend ein bekannter Dichter hat auf Pul im nächsten Reim gesetzt: Derdimene Derdan bul. An diese Worte nun und ihren Sinn denkt die Geliebte, und erfährt dadurch das Girren ihres Liebhabers. Denn die Reimzeile sagt: habe Mitleiden mit meiner Liebe. — S. 141. löst Damake die Räthselfrage: welches Thier der Einöde aus sieben verschiedenen Thieren zusammengesetzt sey? durch die Antwort: Dieses ist die Heuschrecke. Diese hat den Kopf eines Pferdes, den Hals eines Ochsen, die Flügel eines Adlers, die Füfse eines Kameels, den Schwanz einer Schlange, die Hörner eines Hirschs, und den Leib eines Scorpions. Nach diesem Beyspiel wird man die Ausmalung der Heuschrecken in der Apocalypse Kap. 9, 3—11. ächt orientalisch finden. — S. 320. wird die morgenländische Art, Frauenzimmer zu transportiren, angeführt. Auf jeder Seite wird einem Kameel eine Kiste übergehängt, in welcher die Schöne, nebst mancherley Bedürfnissen für sie, Raum hat. Gegenüber in der andern Kiste sitzt eine andere von den Töchtern des Serails, oder eine ihrer Zofen, so dafs sie sich mit einander unterhalten können. Gegen die drey übrigen Seiten und von oben her, sind diese Sänftenkisten mit schönen, aber undurchdringlichen, Teppichen bekleidet. In der Moallakah des Zoheir heifst es: Sie sind gestiegen in Sänften, mit kostbaren Teppichen und rosenfarbenen Vorhängen, deren Leinwand die Farbe des (carmesinrothen) Andemholzes trägt. Nach einem Beyspiel, das aus einem Gedichte des Amralkeis bekannt ist, weifs oft der Liebhaber diese Hüllen selbst zu seinem Vortheil zu gebrauchen. An der Stelle anderer Bedürfnisse, welche bey seiner Schönen in der Sänftenkiste noch Platz gehabt hätten, schob sich Amralkeis in den Kasten seiner Onaiza. Ein näheres *Tete à Tete* läfst sich kaum ausdenken. Nur pflegt meistens der Mangel am Gleichgewicht zwischen den Kisten auf beiden Seiten den vieläugigen Eunuchen die eingeschlichene fremde Last zu verrathen, und der verliebte Frevler ist, wie hier S. 301., in Gefahr, das Schicksal jener Misgünstigen zu erfahren. Favoritinnen hingegen werden oft blofs in einer solchen Sänfte getragen, welche zwischen zwey zusammengewöhnten Kameelen schweben. Eine *Märkabe* dieser Art scheint sich im Hohenlied III, 9. zu finden. Eine andere Stelle S. 332.: „Schlangen sah man zischend aus ihren Hölen fahren, indefs die Pferde wiehernd gegen den Boden stampften, ihre Nase in die Höhe warfen und taumelnd zur Erde sanken," hat den Rec. an Genes. 49, 17. erinnert. Auch Bibelerklärer dürfen, nach diesen Proben, nicht Anstand nehmen, auf eine solche asiatische Perlenschnur einen Blick zu werfen. Alles, was sie anschaulicher in den Orientalismus hinein zu versetzen vermag, darf ihnen willkommen seyn; und nicht nur ihnen, sondern in der That allen, welche die für den Occident eigentlich exotische Pflanzen des Morgenlands, Judenthum und Urchristenthum, gerne in ihren climatischen Umgebungen sich denken wollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Maurer: *Taschenbuch für junge Zeichner auf das Jahr* 1801. Nach dem englischen Werke the compleat drawing-book bearbeitet, und mit eigenen Blättern vermehrt von *C. A. Hirschmann* mit 33 Kupfertafeln und 20 S. gedrucktem Text. 16. — Ueber das Mittelmäfsige erhebt sich dieses Büchelchen nicht, und wenn das englische Werk, welches zum Grunde liegt, nicht von weit besserm Gehalt ist: so hätte dasselbe nur immerhin uncopirt bleiben mögen. Die neu hinzugekommenen Blätter sind vermuthlich die Landschaften: zwey Ansichten bey Berlin, eine aus dem Colliseum zu Rom, und eine aus dem Garten zu Tieffurt bey Weimar; die schwarzen Abdrücke von denselben sehen erträglicher aus als die illuminirten.

Monatsregiſter

vom

Januar 1801.

I. Verzeichniſs der im Januar der A. L. Z. 1801 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

Addreſshandbuch f. d. fränk. Fürſtenth. Ansbach u. Bayreuth. 1801. 13, 103.
Adel d. Weiblichkeit in Zügen v. Liebe, Treue u. Edelſinn 17, 131.
Adolf u. Hedwig — e. Familienſcene 23, 184.
Almanach u. tägliches Taſchenbuch f. Kaufleute auf das J. 1801. 17, 131.
Anderſon's Anweiſ. wie d. Billard- Kegel- u Ballſpiele z. erlernen. 2 Aufl. 17, 135.
Anton's Briefe üb. d. Landſchulen im Magdeburgiſchen 28, 223.
Anweiſung gründliche, in d. deutſchen Fechtkunſt 17, 135.
— — — z. leichten u. gründlich. Erlernung des Whiſtſpiels, 2 Aufl. 17, 135.
Anzeiger, weſtphäliſcher, 1799 Jul. — Dec. 1800. Jan. — Jun. 33, 261.
Archiv f. medicin. Länderkunde, 1 B. 1 St. 28, 221.
Aufſätze ſ. Stammbücher, ſ. Blüthen.
Auguſtin's, d. neueſt. Entdeckungen u. Erläuterung. a. d. Arzneykunde. 2 Jahrg. 28, 219.

Beatſon's View of the Origin a. Conduct of the War with Tippoo Sultan 32, 249.
Beer Bibliotheca ophthalmica. T. I-III. 24, 187.
Benkowitz d. Zauberer Angelion in Elis. 2 Th. 17, 136.
Beſchreibung u. Erläuterung zweyer in d. Nähe v. Schleswig aufgefundenen Runenſteine 32, 255.
Bethke üb. Lähmungen u. Schlagflüſſe. 22, 175.
Bitaubé Joſeph e. Gedicht, nach d. Franz. bearbeit. v. *Heydeneich* 30, 233.
Blüthen a. d. Gebiete d. Lebensphiloſophie u. d. Schönen 14, 112.
Blüthen d. Maurerey, 1 Bdch. 35, 279.
v. Breitenbauch's Beyträge z. Geſch. d. unbekannt. Reiche v. Aſien u. Afrika. 1, 2 Th. 11, 83.
Briefe üb. d. Lehrbegriff d. proteſtant. Kirche 6, 41.
Brumaire der achtzehnte, oder Darſtellung d. Begebenheit. welche d. Revolution dieſes Tages herbeygeführt, a. d. Franz. 11, 86.
Burdach's Asklepiades u. John Brown e. Parallele 28, 217.
Bydragen betreff d. Staat en di Verbetering v. het Schoolwezen in h. bataaf. Gemeenbeſt. 1 St. 4, 31.
Cenzler's engl. Sprachlehre f. Deutſche 5, 39.
Cäſar üb. Taubſtumme, ihren Unterricht etc. 23, 183.
Corpus praecipuorum medii aevi ſcriptorum, Tom. I. ed. *Krauſe*. 28, 221.

Dahl Chreſtomathia Philoniana 12, 95.
Damberger's Landreiſe durch d. Innere v. Afrika 7, 49.
Décade égyptienne, 1 Vol. 18, 137.
Douſſin-Dubreuil de la gonorrhée benigne, 2 Ed. 28, 220.
Dietrich's Wintergärtner 33, 257.
Droyſen's Elementarbuch der chriſtl. Lehre 6, 46.
Du Moulin Grammatica Latino Celtica 21, 163.

Eberhardt's Materialien z. Katechiſiren, 2 St. 6, 45.
Ebert's Jahrbuch z. belehrenden Unterhaltung für Damen f. 1801. 17, 130.
Egoiſt, der, und ſeine Geſchwiſter 20, 160.
Engelmann's Unterricht in Piquett- Triſett — Kleeblatſpiel. 2 Aufl. 17, 136.
Eſſai ſur l'origine du Culte religieux 27, 214.
Etwas üb. d. Werth d. krit. Philoſophie 28, 143.
Etymologicon Magnum or univerſal etymolog. Dictionary, 1 P. 20, 153.
Euphroſyne im Negligé, herausg. v. *Frize*. 1 Bdch. 30, 238.

Faber's neueſte Anweiſung z. Erlernung d. Tarok- u. Triumphſpiels. 2 Aufl. 17, 135.
Faſelius Friedrich d. Weiſe und Johann d. Beſtändige, Kurfürſten v. Sachſen. 26, 208.
Feſca Maximilian Hulder u. Praſcha 30, 237.
Fielding's d. Schach-Verkehren im Bret- u. Tokkategliſpiel. a. d. Engl. 2 Aufl. 17, 135.
Fragmente in Yorik's Manier, a. d. Engl. 5, 38.
Frauenzimmer-Almanach z. Nutzen u. Vergnügen f. d. J. 1801. 17, 134.

Geſchichten, kleine, f. Kinder, v. 6 bis 10 Jahren 4 Th. 2 Aufl. 10, 80. 28, 224.
Girault Memoire ſur la gueriſon d'une ſciatique univerſelle 33, 263.
Gisborne's Sittenſpiegel f. Mädchen u. Frauen, überſ. v. *Bonath*. 29, 230.
Göthe's neue Schriften. 3—7. B. 1, 1.
Gurlitt Lectionum in N. T. ſpecimen ſecundum 9, 67.

Hartig's Anweiſung z. Holzzucht f. Förſter, 2 u. 3 Aufl. 33, 260.

Hartmann's aſiatiſche Perlenſchnur. 36, 285
Heinrich's Handbuch der deutſch. Reichsgeſchicht. 31, 241.
Herodis Attici quae ſuperſunt illuſtravit *Fiorillo* 36, 281.
Hirſchmann's Taſchenbuch f. junge Zeichner a. d. Jahr 1801. 36, 287.
Hofkalender, gothaiſcher, auf d. J. 1801. 17, 131.
Höpfner's Stoff z. Unterhalt. üb. Gedike's latein. Leſebuch. 1 Th. od.
— — —. Leſebuch gemeinnütz. Kenntniſſe 20, 159.
Hübler's ſynchroniſtiſche Tabellen d. Völkergeſch. 1 Lfr. 2 Ausg. 28, 223.

Jagemann's Anfangsgründe v. d. Bau u. Bildung d. Wörter d. italien. Sprache 8, 64.
Jägerſchmidt's das Murgthal 8, 62.
Jenner's Inquiry into the Cauſes a. Effects of the variolae vaccinae — deutſche Ueberſ. v. *Ballhorn*, latein. Ueberſ. v. *Careno*. 22, 169.
— — further Obſervations on the variolae vaccinae 22, 169.
Journal, hiſtoriſches, herausg. v. *Gentz*. 1-3 B. 31, 244.

Kalender, ſatir theolog. auf d. Jahrh. 1800. 4, 31.
Keber's neue Erfindung einer wohlfeilen Säemaſchine 10, 79.
Kinderbuch, neues moraliſches 26, 207.
Kirſten's Seelenlehre f. d. Jugend 12, 93.
Klippen und Sandbänke auf d. Lebensreiſe Adolphs 1, 2 Th. 10, 78.
König Comment. de montibus urbium antiquarum ſedibus 6, 47.
— — Oratio de cauſis infrequentiorum hac noſtra aetate ſcholarum publicarum 6, 47.
Könige, d. republikaniſchen, Cäſ. Oct. Auguſtus u. Alex. Neopt. Bonaparte. 11, 81.
Kroll's philoſoph. kritiſcher Entwurf der Verſöhnungslehre 27, 209.

La Perouſes Entdeckungsreiſe, her. v. *Milet Mureau* a. d. Franz. v. *Forſter* u. *Sprengel*. 1, 2 B. 23, 177.
Leitfaden, kurzer, z. chriſtl. moral. religiöſ. Unterricht f. Confirmanden 5, 39.
Lechevalier Voyage dans la Troade Ed. ſeconde. 26, 204.
v. *Lichtenſtern's* Skizze e. ſtatiſtiſ. Schilderung des öſterreich. Staats 19, 161.
Link's Bemerkungen auf ein. Reiſe durch Frankr. Span. u. vorzügl. Portugall, 1, 2 Th. 15, 113.
Locman Fables edition arabe. 18 142.
v. *Longin's* Regeln und Geſetze d. L'Hombre, Quadrille- u. Cinquilleſpiels 17, 136.

Magazin v. merkwürd. neuen Reiſebeſchreibungen 16, 17 B. f. la Perouſes Entdeckungsreiſe.
Materialien f. d. Staatsarzneywiſſenſchaft u. prakt. Heilkunde. her. v. *Schlegel*. 1 Samml. 29, 225.
Mereau, Soph., Gedichte, 1 Buch. 5, 33.
Monteggia prakt. Bemerkungen üb. d. veneriſchen Krankheiten, a. d. Italien. v. *Eyerel*. 24, 191.
Nationalzeitung der Deutſchen Jahrgang. 1798 — 1800. 31, 247.
Naumann's Naturgeſch. d. Land- und Waſſervögel. 3 B. 3, 4 Hft. 19, 149.
Neujahrstaſchenbuch v. Weimar auf d Jahr 1801. herausg. v. *eckendorf* 4, 25.
Nicotiana, oder Taſchenbuch f. Tabacksliebhaber auf d. J. 1801. 4, 30.

Peirſon's Unterſuchung üb. d. Geſch. d. Kuhpocken a. d. Engl. v. *Küttlinger* 22, 169.
Pennant's allgem. Ueberſicht d. vierfüſs. Thiere, a. d. Engl. v. *Bechſtein*. 2 B. 19, 150.
Pfaff's Verſuch ein. kurzen Beſchreib. d. Zuſtandes d. Sitten u. Gebräuche d. Hebräer. 2 Aufl. 27, 216.
Philoſophie d. Ehe. 12, 89.
Pott's Verſuch e. Erklärung zweyer Inſchriften an d. Memnonsſäule 29, 231.

Quedenfeld's angenehme u. lehrreiche Leſeſtücke f. Anfänger in d. franz. Sprache. 7, 56.

Ramler's poetiſche Werke, 1 Th. (Quart- und Octavausg.) 3, 17.
Rau's Materialien z. Kanzelvorträgen üb. d. Sonn-Feſt- und Feyertagsevangelien. 4 B. 3 St. 17, 136.
Reiſe, die, nach d. Tode. 30, 236.
Rennels geographical Syſtem of Herodotus 25, 193.
Roman comique, le nouveau T. I, II. 22, 176.
v. *Rühl's* Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände. 9, 67.

Salmagoud's u. *Wood's* Review of the Origin, Progreſs a. Reſult of the dec. War with Tippoo Sultan. 32, 249.
Schiller's Wallenſtein, e. dramat. Gedicht 34, 265.
Schmidt's vollkommener Pferdearzt. 2 Aufl. 10, 80.
— — Almanach f. Verehrer der Natur, Freundſchaft u. Liebe a. d. J. 1801. 17, 132.
Schmiedlein's Handwörterbuch der Naturgeſchichte, 1 Th. 16, 128.
Siefert nouveau choix d. morceaux l. plus intereſſans de la literat. franç. 1 Part. 6, 48.
Siegfried's Taſchenbuch f. 1801. 17, 131.
— — — Siama u. Galmory 17, 132.
Staatsarchiv, herausg v. *Häberlin*, 16, 17 Hft. 9, 61.
Staatsmagazin, deutſches, herausg. v. *Berg*, 3 B. 3 Hft. 9, 65.
Stadt- u. Landzeitung. Thüringer 13, 102.
— — — — — — gemeinnützige 13, 102.
Starke, Mariane, Letters from Italy 14, 119.
Steinbeck's aufrichtiger Kalendermann, 2 Th. 3 Aufl. 17, 136.

Sturm's Verzeichniſs mein. Inſektenſammlung 19, 147.

Taſchenbuch f. 1801. herausg. v. *Gentz*, *Jean Paul*, u. *Voſs*. 4, 27.
— — — niederrheiniſches, herausg. v. *Mohn*. f. 1800 u. 1801. 4, 28.
— — — genealog. hiſtor. ſtatiſtiſches f. d. J. 1800. 13, 104.
— — — weſtphäliſches, f. d. J. 1801. her. v. *Horſtig* u. v. *Ulmenſtein* 17, 129.
— — — zum geſelligen Vergnügen, f. 1792. 3 Aufl. 17, 136.
Taſchenkalender, Göttingiſcher, f. 1801. 17, 134.
Transactions, philoſophical of the roy. Society of London f. the Y. 1797. P. I, II. 13, 97.

Venturini Religion der Vernunft und des Herzens. 2 Th. 10, 73.
Vermächtniſs eines alten Komödianten an ſeinen Sohn. 30, 239.
Voigts kleine mineralogiſche Schriften. 2 Th. 19, 145.
Volksfreund, königl. privilegirt. preuſsiſcher 1799. 1—12 St. 1800. 1—7 St. 21, 168.
Vorbereitung z. weitern Erkenntniſs d. allgemein. Staatsrechts. 12, 92.

Wieland üb. deutſche Vornamen u. Geſchlechtsnamen. 34, 271.
Wigand's kleine Völkergeſchichte, 1 Bdch. 11, 85.
Young's Klagen oder Nachtgedanken mit Anmerk. v. *Herrmann*. 5, 36.

Zeichnungen auf e. Reiſe v. Wien üb. Trieſt nach Venedig. 26, 206.

Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 155.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

Akademiſche Buchh. in Kiel 15.
— neue akademiſche in Marburg 33.
Anonymiſche Verleger. 4 (2) 5. 13. 21. 32.
Arnold u. Pinther in Pirna 30.
Aue in Cöthen 19.

Bauer u. Mann in Nürnberg 8.
Baumgärtner in Leipzig 16.
Behrens in Frankf. a. M. 27.
Böhme in Leipzig 17.
Bohn in Hamburg 12.
— in Lübeck 35.
Bulmer u. Nicol in London 32.

Cadell in London 32.
Cameſina in Wien 22. 24.
Cotta in Tübingen 34.
Craz in Freyberg 28.
Cruſius in Leipzig 7. 8.

Dietrich in Göttingen 17.
Doll in Wien 14.

Elmsly in London 13.

Fauche in Braunſchweig 33.
Feliſch in Berlin 28.
Fleckeiſen in Helmſtädt 29.
Fleiſcher in Leipzig 10. 17. 22. 28.
Fritſch in Leipzig 36.
Fuchs in Paris 28.

Gädicke Gebrüder in Weimar 4. 19. 33.
Gebauer in Halle 27.
Göbels u. Unzer in Königsberg. 10.
Göpferdt in Jena 29.
Gräff in Leipzig 5. 6.
Grau in Hof 13.

Hahn Gebrüder in Hannover 22.
Hammerich in Altona. 29.
Hampe in Caſſel 11.
Hasper in Annaberg 6.
Henninge in Erfurt 11.
Heſſenland in Magdeburg 28.
Hilſcher in Leipzig 12.
Hoffman in Weimar 11.

Jacobäer in Chemnitz 20.
Induſtrie - Comptoir in Weimar 19.
Jouannet in Paris 22.

Kaven in Altona 10. (2.)
Keil in Magdeburg 5.
Keyſer in Erfurt 6. 20. 30.
Klinkicht in Meiſsen 6.
Körber in Minden 27.
Kummer in Leipzig 6.
Laran in Paris 26.
Law in London 22. (2)
Leupold in Leipzig 4.
Liebeskind in Leipzig 30.

Mallinckrodt Gebrüder in Dortmund 33.
Martini in Leipzig 7. 30.
Maurer in Berlin 4. 17. 36.
Meiſsner in Leipzig. 28.
du Mortier in Leyden 4.
Moutardier in Paris. 27.

Nationaldruckerey in Cairo 18. (2)
Nicol in London 25.
Nicolai in Berlin 34.

Oedenkoven in Köln 11.
Oehmigke in Berlin 17. (8)

Palm in Erlangen 17.
Parſa in Magdeburg 9.
Perthes in Gotha 22.
Phillipps in London 15.
Pichler in Wien 23.
Rade in Friedrichsſtadt 32.
Raspe in Nürnberg 22.
Rein in Leipzig 18. 26.
Richter in Leipzig 9.
Robinſons in London 20.
Roch in Leipzig 12. 17.
Ruff in Halle 28.

Sander in Berlin 3. 26.
Schall in Berlin 30.
Schaumburg in Wien 24.
Schubothe in Kopenhagen 10.
Seeger in Leipzig 17.
Severin in Weiſſenfels 5.
Sinner in Koburg 28.
Sommer in Leipzig 23.
Stahl in Jena 17.

Unger in Berlin 1. 5. 36.

Vandenhöck in Göttingen 9.
Vieweg in Braunſchweig 9.
Vieweg d. ältere in Berlin 31.
Voſs in Berlin 23.

Waiſenhausbuchhandl. in Halle 6.
Waiſenhäuſer in Ansbach und Bayreuth 13.
Weidmanns in Leipzig 31.
Widtmann in Prag 21.
Wittekind in Eiſenach 26. 27.
Wolf in Leipzig 17.

III. Intelligenzblatt des Januars.

Ankündigungen.

Abendmahlsfeyer, e. Erbauungsbuch 3, 20.
Anna Grenwill, Roman hiſtorique du Siècle de Cromwell, Ueb. 17, 143.
Annalen der Gärtnerey, her. v. *Neuenhahn*, II, 12 St. 7, 58.
Anreden bey der allgemeinen Beichte, 2 Heft 19, 157.
Archiv, allgem. homilet. u. liturgiſches, her. v. *Scherer* 2, 9.
— — f. medicin. Erfahrung, herausg. v. *Horn* 2, 11.
— — d. Criminalrechts, her. v. *Klein* u. *Kleinſchrod* 3 B. 3 St. 4, 26.
Arndt's Bruchſtücke, a. e. Reiſe v. Baireuth bis Wien 5, 35.
Barth's in Leipzig neue Verlagsb. 24, 113.
Bauerſchubert's Volkspredigten 6 B. 7, 61.
Bibliothek d. prakt. Heilkunde 4 B. 10, 83.
Biermann's d. Kopfrechnen v. Tafelrechnen abgeſondert 5, 36.
Bilderbuch, archäologiſches 24, 113.
Blumenbach's kleine Schriften z. vergleich. Phyſiologie, überſ. v. *Gruber* 5, 38.
Boll's Beherzigungen ein. Wahrheit. a. d. Gebiete d. Pädagogik u. Philoſophie 19, 156.
Bücher, neue 14, 119.
Buchhandlung, neue franz., in Darmſtadt neue Bücher 19, 157.
Burdach's Asklepiades u. Brown 17, 139.
Bürja's telegraphiſche u. grammat. Vorſchläge 19, 156.
Chaptal ſur les vins, Ueb. 4, 30.
Ciceronis de officiis libr. III. mit e. Commentar v. *Degen* 4, 28.
Commentarii ſocietatis philologicae Lipſienſis 4, 27.
Correſpondenz, monatliche, z. Beförderung d. Erd- u. Himmelskunde, Januar 16, 130.
Crome's Beyträge z. Bericht. d. Urtheile üb. d. jetz. Hildesheim. Angelegenheiten 16, 129.
Dyk's in Leipzig neue Verlagsb. 7, 59.
Eheſtandsgemälde a. d. wirkl. Welt 2, 3 Th. 3, 20.
Ephemeriden, geograph., 12 St. 5, 37.
Erbſtein's in Meiſſen neue Verlagsb. 3, 17.
Erfindung, neue, wie man mitten im Winter Ananas, Spargel, Melonen — in Zimmern erziehen kann 14, 116.
Eunomia 19, 158.
Ewald's Kunſt, e. gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter u. Hausfrau zu werden 2 Aufl. 4, 29.
Fleckeiſen's in Helmſtädt neue Verlagsb. 14, 116.
Fourcroy Syſtème d. connoiſſances chimiques, Ueb. v. *Veit* 16, 131.
Fredersdorf's prakt. Anleit. z. Landpolizey 12, 97.
Gemälde, neue 3, 22.
Gemälde, neueſtes, v. Malta 3 B. 6, 65.
Genius d. Zeit, Sept. — Dec. 1, 35.
Gerkurde's, ſen., tabellar. Taſchenbuch z. [illegible] 57.
— — zen Berechnung d. Goldes u. Silbers 16, 131.

Gutthardt's d. Ganze d. Pferdezucht 1 B. 5, 39.
Grandpré Voyage à la côte occidentale d'Afrique, Ueb. 10, 83
— — — Voyage dans l'Inde, Ueb. 10, 83.
Guts Muths Bibliothek d. pädagog. Literatur, 12 St. 4, 25.
— — — mechanische Nebenbeschäftigungen f. Jünglinge u. Mädchen 17, 137.
Hanisch's Witwe in Hildburghausen neue Verlagsb. 16, 132.
Heinsius in Leipzig neue Bücher 4, 27.
Herschel's Untersuchungen der Sonnenstralen, Uebers. 19, 187.
Hedermann's Lehrbuch d. deutschen peinlichen Rechts 2 B. 2, 14.
Hoffmann's in Hamburg neue Verlagsb. 8, 67.
Höpfner's Stoff z. Unterhaltung. üb. Gedike's latein. Lesebuch 1 Th. 5, 33.
Jahrbuch, politisch arithmetisches 2, 14.
Iffland's dramat. Werke, 10—13 B. 8, 70.
Industrie-Comptoir in Weimar neue Verlagsb. 2, 10.
Journal d. Luxus, December 10, 82.
— — d. prakt. Heilkunde, Fortsetz. 10, 82.
— — — — — — — — 11 B. 1 St. 8, 68.
Kayser üb. d. Veredlung d. Obstes 3, 23.
Kretschmar's Versuch e. Darstell. d. Wirkungen d. Arzneyen 19, 153.
Kühn's physisch-medicin. Journal nach *Bradley* u. *Willich* bearbeitet 19, 157.
Kupferstiche, neue 6, 55. 4, 20.
Landkarten, neue 17, 141.
Lentin's Taxe d. Apothekerwaaren f. d. Kurhannöverschen Lande, neue Ausg. 8, 69.
Lieber's Messkunst f. Schulen, 1 Abth. 8, 65.
London u. Paris 5 St. 16, 130.
Magazin, staatswissenschaftliches, 1—3 Heft 19, 158.
— — — Reichsstädtisches 7, 59.
Malchus üb. d. Hochstift Hildesheim. Staatsverwaltung 17, 144.
Malvina, Roman français, Ueb. 14, 118.
Marchand Voyage autour du monde, Einleitung, Ueb. v. *Fischer* 19, 154.
Merkur, neuer deutscher, Dec. 3. 7. Jan. 1801 8, 36.
Metz's Abriss d. mathemat. u. physikal. Erdbeschreibung 19, 155.
Michaelis's Mittheilungen z. Beförderung d. Humanität 10, 83.
Mnioch's Erläuterungs-Variationen üb. d. Tendenz d. Ficht. Schr.: Bestimmung d. Menschen 8, 69.
Möslers System d. Lehre v. gerichtl. Klagen u. Einreden, 2 Th. 10, 83.
Muller's Beschreib. d. Harzreise 3, 19.
Musikalien, neue 3. 24. 8. 71. 10, 84. 16, 13. 8, 145.
Notiz-Kalender, westphälischer hist. geogr., 1, 2 Jahrg. 8, 69.
Nauck's in Berlin neue Verlagsb. 3, 21.
Niemeyer's Grundsätze d. Erziehung, 4 Ausg. 7, 61.
Nitsch's Beschreib. d. häusl. gottesdienstl. — Zustandes d. Griechen, 3 Th. herausg. v. *Höpfner* 8, 71.
Novitätenblatt, allgemeines 7, 61.
Obstgärtner, deutscher, 11 St. 2, 11. 12 St. 8, 65.
Olivier's Beobachtt. u. Erfahrungen üb. d. Erziehung 2, 16.
Paradoxien, her. v. *Martens* 5, 33.
Petersen's in Altenburg neue Verlagsb. 12, 99
Philosoph, der, in d. Lüneburger Heide 16, 133.
Pigault Lebrun Adele et Dabligny, Ueb. 17, 143.
Preg, wie es gegenwärtig ist, v. Syndic. K. F. P. 19, 155.
Priestley's Doctrine of Phlogiston vindicat. Ueb. 7, 61.
Provincialblätter, Sächsische 6, 35.
Quelle perspective offre l'an IX de la Rép. franç. aux propriétaires? — auch deutsch 3, 19.
Rein's in Leipzig neue Verlagsb. 14, 117. 16, 134.
— 17, 142.
Resch üb. d. Benutzung d. Torfs 7, 60.
Sachse's Lebensbeschreibung 3, 22.
Sammlung v. Aufsätzen u. Nachrichten d. Baukunst betreff. 1800, 1 B. 7, 57.
Schelling's Zeitschrift f. spec. Physik, 2 B. 1 Heft 19, 161.
Schräter's termineologitechn. Wörterbuch, 2te Auflage 8, 67.
v. Seida u. *Landensberg* polit. militär. Geschichte d. Feldzuges 1799 16, 133.
Seiler Specimen anatomiae corp. femilis, Ueb. 7, 61.
Sendschreiben e. sächs. Landpredigers an e. fr. Amtsbrüder üb. Reinhards am Reformationsfeste gehaltene Predigt 19, 156.
Spectateur du Nord, Novembre 3, 18.
Sprengel's Geschichte d. Farrenkräuter 2, 15.
— — — krit. Uebersicht d. Zustands d. Arzneyk. in d. letzten Jahrzehend 4, 28.
Stettinische Buchh. in Ulm neue Verlagsb. 14, 114. 118.
Stolz's Predigten üb. d. Merkwürdigkeit. d. 18 Jahrs. 3, 21.
Starke's, Mrs., Letters from Italy betw. the Y. 1792—1798, Ueb. 17, 144.
Struve's Kunst d. schwache Leben zu erhalten 3 Th. 17, 143. 16, 132.
Sybel's Erfahrungen üb. d. Kuhpocken 7, 60.
Tagebuch, prakt., f. Landpred. u. Landschullehrer, herausg. v. *Jacobi*, 4 St. 5, 37.
Taschenbuch d. allgemein. Weltgesch. u. Erdbeschreib. v. K. A. G. 19, 158.
Tristram Shandy's Leben u. Meynungen, neu verdeutscht 3, 23.
Tschukke's gesellschaftl. Spiele u. Vergnügungen 19, 160.
Verlagsgesellschaft in Hamburg neue Verlagsbücher

Vies, amours et aventures d. plusieurs illustres Solitaires d. Alpes, Ueb. 17, 143.
Vogel's ästet. Lexicon, 1 B. 7, 60.
Voyage en Suisse et Italie p. V. T. M., Ueb. 8, 71.
Wagnitz's Wünsche, Ideen u. Plane z. Verbesserung d. Policey d. Criminalinstitute, 1 Samml. 16, 122.
Waldeck's in Münster neue Verlagsb. 5, 39.
Webel's in Zeiz neue Verlagsb. 3, 19.
Weissenborn's Anleit. z. Geburtshülfe, 2 Aufl. v. *Vogel* 5, 38.
Zeitung f. d. elegante Welt, 1, 2 St. 8, 66.
— — — neue Geraische 1801 8, 67.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

v. *Almedingen* zu Herborn 1, 4.
Amelang in Berlin 1, 3.
Bail zu Glogau 1, 4.
Bauer zu Marburg 1, 4.
Bechstein zu Waltershausen 11, 96.
Berg zu Göttingen 1, 4.
Beyer zu Herborn 1, 4.
Binner zu Glogau 1, 4.
Bratt zu Greifswalde 15, 127.
Castillon zu Berlin 15, 127.
Consbruch zu Bielefeld 15, 127.
Crenzer zu Marburg 1, 4.
Donndorff zu Quedlinburg 1, 4.
Eschenmayer zu Sulz 11, 96.
Funk zu Magdeburg 1, 6.
Gaupp zu Glogau 1, 4.
Hadermann zu Philippseich 15, 127.
Hammer zu Colmar 6, 54.
Harff zu Marburg 1, 4.
Heus zu Würzburg 15, 127.
Hess der jüngere in Dresden 1, 5.
Heyne in Göttingen 1, 4.
Hille zu Wien 15, 127.
Krummacher zu Meurs 15, 127.
La Billardiere zu Paris 6, 54.
Leopold zu Appenrade 1, 4.
Martini zu Rostock 15, 127.
Mayer zu Berlin 15, 127.
Nachtigal in Halberstadt 1, 4.
Neumann zu Aggerhuus 1, 4
Pockels zu Braunschweig 1, 4.
Rouppe zu Rotterdam 6, 54.
Rumowsky zu Petersburg 15, 127.
Schmidt zu Kaschau 15, 128.
Seidel zu Arolsen 1, 4.
Stipsics zu Pesth 15, 128.
v. *Strömbeck* zu Wolfenbüttel 15, 128.
v. *Tempelhoff* zu Berlin 1, 4.
v. *Traubenberg* zu Pesth 15, 128.
Woltär zu Halle 15, 127.

Todesfälle.

Albrecht zu Leipzig 13, 112.
Bracke zu Hamburg 11, 96.
Brockmann zu Greifswalde 11, 96.
v. *Clary* u. *Aldringen*, *Leopold* Graf, zu Wien 1, 6.
v. *Eckardt* zu Jena 1, 6.
Engel zu Schwerin 15, 125.
Erdt zu Freyburg 13, 112.
Förster zu Weissenfels 11, 96.
Gerling zu Hamburg 15, 126.
Gregorius zu Lauban 1, 6.
Heuber zu Roth 15, 125.
v. *Hoffmann* zu Berlin 15, 125.
Jacobs zu Bamberg 13, 112.
Junker zu Halle 11, 96.
Lavater zu Zürich 9, 80.
Lawätz zu Altona 13, 112.
Lorenz zu Altenburg 1, 6.
Maimon zu Friedersdorf 1, 6. 15, 126.
Mutschelle zu München 9, 80.
Nösling zu Göttingen 11, 96.
Otterbein zu Duisburg 9, 80.
Paschen-Kortum zu Neubrandenburg 11, 95.
Röding zu Hamburg 11, 96.
Roloff zu Berlin 9, 80. 15, 124.
Rothhammer zu München 15, 126.
v. *Salis* v. *Marschlins*, *Karl Ulysses*, zu Wien 1, 6.
Schmalz zu Coburg 13, 112.
Weimar zu Erfurt 9, 80.
Widder zu München 13, 112.
Wöckl zu Salzburg 11, 96.
Zeiler zu Augsburg 11, 95.

Universitäten-Chronik.

Frankfurt a. M.: *Hayn's*, *Römer's*, *Scherringer's*, *Redlich's*, *Manka's*, *Kirchner's*, *Wetzel's* medic. Disp.; *Garling's*, *Schröder's*, *Luer's* Reden; *Heynatz's* Progr. 9, 79.
Jena: *Schmalz's*, *Hardege's* medicin. Disput.; Weihnachtsprogr. 9, 78.

Vermischte Nachrichten.

Abo, Universität 6, 53.
Antwort an Hn. Meidinger 4, 30.
Anzeigen, vermischte 19, 160.
Auction in Hamburg 3, 24.
— — in Jena 7, 62.
— — in Frankfurt am M. 19, 159.
Auxerre, Lycée de l'Yonne 11, 95.
Berichtigungen 8, 72. 13, 112. 16, 136. 17, 144.
Berlin, Schulanstalten 1, 3.
— — Bibliothek 1, 3.
— — Kunstnachrichten 1, 7.
— — vermischte literar. Nachrichten 15, 128.

Böckmann's Anzeige d. Galvan. Batterie betr. 4, 32.
Brehm's letztes Wort an d. Recenf. ſein. Abh. de crimine violati carceris 10, 84.
Breslau: Veränderung in d. Schuldirection 1, 1.
— — — Errichtung e. Bauſchule 1, 1.
Bücher zu verkaufen 5, 39, 48.
Bücherpreiſe, herabgeſetzte 14, 120. 16, 135.
Cenſurangelegenheiten 6, 55.
Druckfehler 8, 72.
England, Verbreit. d. deutſch. Literatur 6, 56.
Frankreich, Nationalſchulen 6, 53.
Hahnemann's neu entdecktes Laugenſalz 1, 8.
Kuhpockenimpfung 6, 56.
Lange's Bemerkungen üb. e. Rec. ſeiner Bayreuther Geſchichte 18, 146.
Literatur, franzöſiſche, Einleitung 6, 49.
— — — — — — vermiſchte Schriften 9, 73.
— — — — — — Philologie 11, 59. 13, 105. 15, 121.
Lyon, Sitzung d. Athenée 11, 95.
Meiningen, neue Lehranſtalt f. d. Forſt- und Jagdkunde 9, 79.
— — — — — — — — Plan derſelben 12, 100.
Nachrichten, vermiſchte 6, 56.
Papier aus Stroh 6, 55.
Paris, gelehrte Anſtalten 1, 3.
— — College de France Sitzung 6, 53.
— — Ernennung d. Adminiſtrateren v. gelehrten Anſtalten 6, 54.
— — Errichtung e. medicin. u. chirurg. Geſellſchaft 6, 53.
— — Errichtung e. freyen Kunſtakademie 6, 54.
— — Lycée Sitzung 6, 53.
— — philotechniſche Geſellſchaft, Sitzung 6, 53.
Roſtock, Geſellſchaft z. Beförderung d. mecklenburg. Naturkunde 15, 124.
Sonnenſchmidt's Reiſen 1, 6.
Verordnung, ruſſiſche, die einzuführenden Bücher betreffend 1, 1.
Verſailles, Ackerbaugeſellſchaft 11, 95.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Lange: *Geschichte der Religionsphilosophie*, oder Lehren und Meynungen der originellsten Denker aller Zeiten über Gott und Religion, historisch dargestellt von *Immanuel Berger*. 1800. VIII. und 450 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die neuern strengern Untersuchungen der Religionsphilosophie und ihre zum Theil Anstofs erregende Gestalt, mufsten das oft zurückgewiesene Bedürfnifs eines Rückblicks auf frühere ähnliche Versuche erneuern. Opferten solche Vergleichungen nicht selten die Unbefangenheit auf: so waren doch auch die bisherigen einseitigen Compilationen einer Historie der sogenannten natürlichen Gottesgelehrsamkeit von *Bielcke*, *Kipping*, *Krebs*, und selbst die bekannte (s. A. L. Z. 1788. III. 29.) Geschichte der sämmtlichen Lehren von Gott, dem wissenschaftlichern Geiste, welchen die Geschichte der Philosophie gewann, nicht mehr angemessen. Schon eine leichte Uebersicht der neuern besten Vorarbeiten in diesem Fache dem gröfsern Publicum gebildeter Liebhaber zu gewähren, und mit den zeitgemäfsern Ansichten einer Geschichte von Ideen in einige Verbindung zu setzen, konnte als einladendes Unternehmen erscheinen, und der Vf. des gegenwärtigen Versuchs wollte sich demselben auch nicht als blofser Sammler unterziehen. Er suchte nach einem sichrer leitenden Standpunkt, von welchem aus er über die einer solchen Geschichte zukommenden Stoffe entscheiden, sie richtiger auffassen, und zugleich treffender würdigen konnte. Indem er durch die Wahl eines solchen Kriteriums für seine Geschichte bestimmtere und engere Gränzen erhielt, dabey wenigstens zuweilen auf die historischen Quellen Rücksicht nahm, war er auch im Stande, einzelne eigenthümliche Bemerkungen und mehrere glückliche Urtheile einzuflechten. Dahin rechnet Rec. z. B. einige einleitende Grundsätze, wie die Bestimmung des Verhältnisses einer Geschichte der Ideen zu einer Geschichte der Thatsachen in der Vorrede, Urtheile wie jenes über den mehr vortheilhaften als nachtheiligen Einfluss der Religion der Griechen auf die Sittlichkeit, Darstellungen eines Systems, wie die der natürlichen Theologie des Raymund von Sabunde und des Spinozismus. Von einem Schriftsteller, der mit einigen seinicklichen Rücksichten jetzt an die Darstellung einer solchen Geschichte gehen wollte, hofft man gern, dafs er über Sichtung und Behandlung der zu verarbeitenden Materialien streng mit sich zu Rathe gegangen seyn werde. Zwar scheint unser Vf. durch den Zusatz zu dem Haupttitel: *Lehren und Meynungen* der originellsten Denker u. s. w. bereits auf die Würde eines historischen *Forschers* selbst Verzicht geleistet zu haben; doch findet sich auch bald, dafs er sich sowohl die Auffassung der Idee, wie die Anlage des Ganzen, als auch die Läuterung und Verbindung des Details leichter machte, als man anfangs erwartete. Wollten wir ihm auch das einen gröfsern Aufwand von Nebenuntersuchungen und von Zeit fodernde unmittelbare Schöpfen aus den *Quellen* in manchen Gegenden dieses historischen Gebiets willig erlassen (da er selbst S. 217. bekennt, es mache jenes Schöpfen ihm da, *wo es möglich sey*, mehr Vergnügen): so durfte man doch überall eine Andeutung der *classischen* Schriften oder Stellen, und Winke über den Grad ihres Gewichts ohne Unbilligkeit wünschen. Eine festere Kritik gehört ja zu den ersten Ansprüchen unsers Zeitalters an Historiker jeder Classe; am wenigsten darf aber die Anleitung zu ihrem Gebrauch einer Geschichte geistiger Phänomene mangeln. Wie Manches hat insbesondre den frühern Darstellern dieser Geschichte hier der fromme Betrug, dort Schwärmerey oder Selbsttäuschung, als ehrwürdige oder ächte Quellen aufgedrungen! Ungern giebt Hr. B. die Unächtheit des Ocellus S. 132. zu, jedoch ohne hinreichend ausgeführte Gründe, wenn wir auch die vorsichtiger einlenkende Kritik neuerer Schriftsteller achten, welche manchen Resten des Alterthums wenigstens eine ächte Grundlage zugestand, und gegen sie nicht so kühn, als früherhin zuweilen *Meiners* auf eben diesem historischen Felde that, den Ausrottungskrieg erklärte. Blofs allgemeine Angaben sind nur Machtsprüche, wie z. B. S. 85. die Bemerkung, dafs er auf *mehrere Gründe* gestofsen sey, welche es *höchst wahrscheinlich* machen, dafs die *Schreibkunst* weit älter sey, als die *Homerischen* Gesänge. Man vermifst aber in dieser Schrift bald noch fühlbarer die kritische Benutzung einer andern Quelle, der *Sprache*. Es drang sich Hn. B. wenigstens bey den Scholastikern auf, dafs die Barbarey der Sprache ihrem Selbstdenken die gröfsten Hindernisse in den Weg gelegt habe; hätte er doch auf diesen Einfluss schon bey den Griechen sorgfältiger geachtet, deren Phantasie, wie überhaupt, so insbesondre bey dem Uebersinnlichen, dem Geiste zu einer höhern Thätigkeit durch Bilder ihrer Sprache, Vorschub leistete. Wie früh bestimmte nicht schon der Geist der Sprache die Gestalt der religiösen Vorstellungen! Wie belohnt sich der Blick auf die allmälige Bildung einer nachher so wichtig gewordenen theologischen Formelsprache! Auch ist erst nach dieser Vergleichung der Darstellungsform mit dem System der

der ganze originelle Charakter deſſelben einleuchtend und beſtimmbar. Fragt man weiter nach *leitenden Grundbegriffen*: ſo fühlt man ſich von dem nur im Allgemeinen darüber räſonnirenden Vf. ebenfalls verlaſſen. Bekanntlich ging man lange, und noch bis in unſre Zeiten mit der Emanationshypotheſe ſchon zu den theologiſchen Ideen der Griechen: mit welchem Recht? verdiente eine eigne Unterſuchung, wozu das S. 328. Bemerkte nicht hinreicht. Andre Bearbeiter wollten Definitionen zum Grunde legen. Der Vf. erklärt in der Einleitung, er wolle *keine Definition von Religion und Religionsphiloſophie* vorausſchicken, weil ſie nur Gelegenheit zur Uneinigkeit gebe; er findet es hinlänglich, wenn Jeder mit ihm darüber einig ſey, „daſs die *Idee einer Gottheit*, ſie möge nun als Einheit oder Vielheit gedacht, als Abſtractum oder Concretum beſtimmt werden, die Grundlage aller Religion ausmache. Bey wem ich, fährt er fort, *dieſe* (?) Idee finde, ſie mag aus einer Quelle flieſsen, aus welcher ſie will, den halte *ich* für einen *Theiſten*." Man bemerkt bald, daſs der Vf. ſich unter Religionsphiloſophie theils *mehr* dachte, als man gewöhnlich darunter begreift, nämlich das freye *Nachdenken* über jene Idee der Gottheit, theils *weniger*, indem er nicht allein alle Offenbarungsphiloſophie, ſondern auch beynahe auch ganz die Idee der Unſterblichkeit davon ausſchloſs. Man ſieht ferner, er ſuchte die *höchſte* Idee, um einen *zu beſchränkten* Begriff zu vermeiden, und fiel dadurch in einen unbeſtimmten und ſchwankenden, der auf die Darſtellung der Erſcheinungen nothwendig einen ungünſtigen Einfluſs haben muſste. Das ferner hier ſo feſt zu haltende *Verhältniſs der Religion und Religionsphiloſophie* iſt eben ſo unbeſtimmt geblieben, als die *Gränze*, in welcher beide Gegenſtände ſich von verwandten Objecten trennen. Hr. *B.* handete zwar, daſs in dem Volksglauben ſchon eine gewiſſe Religionsphiloſophie im Keime läge: er läſst nämlich *alle* religiöſen Ideen *durch Nachdenken* entſtehen, und ſo auch philoſophiſchen Urſprungs ſeyn. Allein eben hier verſchwindet wieder der Unterſchied zwiſchen Religion und der ſie begründenden Philoſophie, wenn man die *Religionsphiloſophie* mit dem Vf. bloſs als Nachdenken über Religion, und die *Religion* bloſs als Annahme und Vorſtellung eines Gottes faſſen wollte. Wiederum will er S. 43. Spuren des Nachdenkens über Religion nur in den *urſprünglichen Religionsmeynungen* eines Volkes geſucht haben. Offenbar iſt hier der erſte Gebrauch des Verſtandes, von dem räſonnirenden und nach Vernunftgründen verfahrenden Nachdenken zu wenig unterſchieden worden. Auch hat Hr. *B.* es unterlaſſen, ſchärfer zu beſtimmen, wo der Volksglaube aufhöre und die Religionsphiloſophie anfange, und wie weit jener in einer Geſchichte der letztern berührt werden dürfe. Alle in dem Werke ſelbſt (S. 72. 161. f. 173.) bloſs zerſtreut darüber vorkommenden Aeuſserungen laſſen mehrere entſcheidende Fragen unbeantwortet: in wiefern hatte ein Volksglaube, der ja, wie bekannt, früherhin nicht *Lehre* im Jugendunterricht, ſondern höchſtens nur herabgeerbte, blind angenommene Vorausſetzung war, in den griechiſchen Philoſophen ſich mehr oder minder zum deutlichen Bewuſstſeyn erhoben? Wiefern *wollten* ſie bey ihren Forſchungen auf ihn Rückſicht nehmen? Wiefern *konnten* ſie als Philoſophen über die Volksreligion gelten, und ihre Abweichungen von jener ahnden? Hätte ſich der Vf. mit dieſen und ähnlichen Rückſichten vertrauter gemacht: ſo würde er an die Beſtimmung des Verhältniſſes der jedesmaligen Religionsphilophie zu der Naturphiloſophie wie zu der Metaphyſik, zu der Moral wie zu dem religiöſen Cultus gedacht, ſo würde er theils geforſcht haben, ob ſich nicht von Thales bis zum Ariſtoteles vielleicht mehr Phyſik als Theologie in den Syſtemen der philoſophirenden ältern Griechen fand, theils an das Problem gekommen ſeyn: warum begann die in einem ſtrengern Sinne, als Sokrates ſie nehmen konnte, gefaſste *Religionsphiloſophie* ſo ſpät? Aus dem Mangel ſolcher Beſtimmungen erklärt ſich Rec., daſs ſo manche heterogene Bemerkungen wichtigere Stoffe aus dieſer Geſchichte verdrängten, daſs man namentlich vergebens das Befugniſs erörtert wünſcht, warum hier die Hebräer und Chaldäer aufgenommen, dort die Inder, Perſer, Sineſen übergangen wurden. Doch der Vf. verweiſst uns auf den Hauptbeſtimmungsgrund ſeiner Auswahl der Materialien. „*Originalität*, ſpricht er (Vorr. S. III.), war überhaupt der Grund, welcher mich beſtimmte, Etwas in dieſer Geſchichte aufzunehmen." Kurz vorher erfährt man, daſs er diejenigen Gedanken der Philoſophen über religiöſe Gegenſtände weggelaſſen, bey denen dieſe nur ihren Vorgängern folgten, daſs er vielmehr überall nur das *Neue* ausheben wollte. Nachher entdeckt er, „daſs manche Ideen von originellen Köpfen oft unmittelbar aus ihrem *Genie* producirt wurden, *wovon ſie oft nicht einmal ſelbſt Grund angeben können*." Durch dieſes Kriterium konnte ſich nun zwar der Vf. die Entwicklung mehrerer die Religion betreffenden Philoſopheme und Philoſophieen erſparen, auch ſich eine leichte Entſchuldigung wegen des geringen Umfangs ſeiner Schrift, ſo wie der Dürftigkeit in ſeiner Darſtellung mancher Syſteme (vgl. S. 339.) vorbereiten. Allein es fehlt dem Kennzeichen ſelbſt ſchon die genauere Beſtimmung. Will Hr. *B.* originelle Erſcheinungen ſchon die bloſsen Keime von Ideen oder gar die erſten blinden Einfälle nennen, oder die vollſtändiger entwickelten Ideen? Dann ſetzte ſchon das *Entſcheiden* über das, was originell war, weit tiefere hiſtoriſche Forſchungen voraus und das Urtheil über Originalität wäre ſo leicht nicht, als es ſcheint. Allein Originalität kann auch nicht als das einzige Befugniſs der Aufnahme gelten. Ungerechnet, daſs man mehrern Denkern der alten Zeit Unrecht thun würde, von denen uns keine, oder doch nicht ihre originellen, Schriften übrig blieben: ſo hängt doch jeder Selbſtdenker mit ſeiner Zeit, wie mit den Ideen ſeiner Vorgänger, zuſammen. Nicht ſowohl das auffallende *Neue*, als das *Wahre*, die hellere Entwicklung, die tiefere Begründung, das Aufſteigen zu einer einfacheren und allgemein gültigern Wiſſenſchaft, muſs als das Object eines pragmatiſchen Hiſto-

Historikers erkannt werden. Zum Glück hat der Vf. selbst sein Kriterium nicht überall fest gehalten, ob man gleich wieder aus der Annahme desselben mehrere Mängel seines *Pragmatismus* ableiten kann. So ist im Ganzen viel zu wenig auf das Verhältniss der einzelnen Vorstellungen der Philosophen unter sich, und der verschiedenen Systeme zu einander geachtet worden.

Dies führt noch zur Darstellung des Planes dieser Schrift. Nach der als Einleitung angegebenen Vorrede, wird die Geschichte in *vier Bücher* getheilt. I. *Historisch-philosophische Untersuchung der Grund-Ideen der Religionen der ältesten Völker.* Ausser vier älteren Völkern, sind in zwey andern Kapiteln die frühern Griechen und ihre Dichtertheologen abgehandelt. Von den grosen Mysterien hat Hr. *B.* noch hohe Begriffe, namentlich von den Religionslehren, die sie enthalten sollten. Zwar will er nichts Näheres bestimmen, dennoch ist es ihm S. 82. sehr wahrscheinlich, dass man in ihnen die *Lehre von einem höchsten und in sofern einzigen Gott in einer vollkommneren Gestalt* vorgetragen habe, als sie die Volksreligion enthielt. Weniger wahrscheinlich sey es, „dass man sie mit Gründen unterstützt, dass man reine Begriffe von Gott, insbesondere als Schöpfer der Natur, gelehrt habe. Allein auch so beschränkt bleibt jene Behauptung von den ältern Mysterien mehr als problematisch, vollends wenn der Vf. keine frühere Zeugnisse als die S. 80. f. angeführten aufbringen konnte. Dahin dürfte auch die sinnreiche Behauptung S. 86. gehören, dass Orpheus ein ziemlich neologischer Theologe gewesen zu seyn scheine. II. *Vorbereitungen der Religionsphilosophie bey den Griechen.* S. 96. f. wäre der Vf. mit sich einiger worden, wiefern die ältern Naturphilosophen, die dieses Buch eröffnen, Religionsphilosophen seyn konnten: so würde er das ihn nachher verführende Urtheil S. 98. berichtigt haben; „Es scheint eine Art von Ketzerey gegen die griechische Volksreligion gewesen zu seyn, nach einem *Urprincip der Dinge* zu forschen, da man die Götter hatte, von denen man sonst Alles (?) ableitete." Jedes Bauen auf die von Diogenes v. L. compilirten Sentenzen, wies schon *Meiners* zurück. Gegen des Epikuräers Vellejus Aussage über den Begriff eines *vernünftigen Bildners* aus Wasser vermisst man hier historischen Skepticismus. Ohne vorhergegangene nähere Bestimmung des Atheismus, ist Parmenides S. 144. als *erster Atheist* bezeichnet, obgleich der Vf. S. 166. es selbst unschicklich findet, die unvollkommenen und, wie Rec. hinzufügt, aus ihren Systemen uns nur einseitig bekannten, religiösen Ideen mit jenem immer zweydeutigen Namen zu brandmarken. Das letzte, neunte Kap. dieses Buchs führt den Titel: *Sophisten und Atheisten*, nachdem vorher die pythagoräischen, eleatischen und atomistischen Systeme durchgegangen waren. Den *Diagoras* von Melos nahm bekanntlich ohnlängst der Prediger *Thienemann* gegen die Beschuldigung des Atheismus in Schutz. Unser Vf. lässt ihn dagegen wieder gar keine Religion haben und zwar, weil es sich nicht zeigen lasse: *woher* D. andre Religions-*Begriffe* erhalten konnte, wenn er seine Volksreligion aufgab. Wer erinnert sich hier nicht an Wielands scharfsinnige Bemerkungen im Attischen Museum 2, 3. ? III. *Geschichte der ältern Religionsphilosophie.* S. 175 — 373. Ein vielumfassender Abschnitt, von Anaxagoras bis auf die Scholastiker. Es ist zu bemerken, dass der Vf. die *platonische* Religionsphilosophie einer verschiedenen Darstellung fähig hielt. „Sie liesse sich als metaphysische Theologie, als Kosmotheologie, als Psychotheologie, als Moraltheologie und als politische Theologie darstellen." Er selbst wollte sie aus den einzelnen Schriften ihres Urhebers nach der Reihe durchgehen. Wäre dabey auch auf das, was frühere und spätere Aeufserung des Plato war, mehr gesehn worden: so war diese erste Aufstellung roher Materialien noch nicht Alles. Wollte man auch die Tiedemannschen Argumenta in Auszug bringen: so wäre dies noch keine Geschichte der platonischen Philosophie. Wollte er es nach S. 217. nicht wagen, die letztere in einen systematischen Zusammenhang zu bringen: so war wenigstens nach den oben angeführten Gesichtspunkten derselben derjenige auszuzeichnen, der Plato's eigenthümlichen Geiste am nächsten kam. Mit etwas mehr Recht verzweifelte er wieder S. 249. bey den Stoikern, ein eigentliches, genau zusammenhängendes, und von Widersprüchen freyes System der Lehren (*aller* Stoiker zusammen!) entwerfen zu können. Das, was *römische* Philosophen für Religionsphilosophie lieferten, berührt der Vf. nur bey den Skeptikern, Auf das Eigenthümliche, welches sie schon durch die Darstellung in einer andern Sprache und durch die Völkerverbindungen der Römer erhielt, lässt er sich nicht ein. Nach Betrachtung der Neu-Platoniker eilt er zu den Scholastikern, ohne vorher auf einige philosophirende Kirchenväter Rücksicht genommen zu haben. Ein Blick auf den Zustand der Religion des Mittelalters, welche schon Meiners in s. historischen Vergleichung der Sitten und Verfassungen des Mittelalters im zweyten Bande beschrieb, hätte seinen Darstellungen mehr Licht gegeben. IV. *Geschichte der neuern Religionsphilosophie.* S. 374. f. Sie ist bis auf die Erscheinung der kritischen Philosophie und die durch den Urheber der Wissenschaftslehre entstandenen Bewegungen herabgeführt, ohne jedoch die vielen neuern wissenschaftlichern Bearbeitungen der Religionsphilosophie zu charakterisiren oder zu erwähnen, wahrscheinlich, weil der Vf. die letzteren nicht für originell hielt. Ueberhaupt lässt dieser unvollständigste Abschnitt noch viel zu wünschen übrig, und ist nur kurz behandelt, was jedoch der Vf. selbst eingestanden hat. — Uebrigens erhellt schon aus dieser Anordnung von Materialien nach Büchern und Schulen, dass man hier keine innern Hauptepochen geschieden, keinen festen Blick auf den Fortschritt des wissenschaftlichen Geistes in diesen Untersuchungen, keinen genug zusammenhängenden Faden durch das Ganze gezogen findet. Schon C. Chr. Erh. *Schmid's* Grundzüge zur Geschichte der Theologie in dessen philos. Journale für Religion, enthiel-

hielten einige beſſere Unterſcheidungen und Ueberblicke. Es wäre indeſſen ſchon ein Gewinn, wenn durch den eingeſtreuten, im Ganzen liberalen Pragmatismus in der hiſtoriſchen Darſtellung unſers Vfs., der Geiſt der Prüfung in Unterſuchungen der frühern und heutigen Philoſophie der Religion in ſeinen Leſern wach erhalten würde!

GESCHICHTE.

Jena, b. Mauke: *Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz; verflochten mit den wichtigſten Begebenheiten der erſten Jahre Ludwigs XIV. 2ter Th.* 1799. 1 Alph. 4 B. *3ter Th.* 1800. 1 Alph. 4 B. gr. 8.

Wir müſſen dieſen Theilen der Ueberſetzung der *Retziſchen* Memoiren eben das Lob ertheilen, das wir dem erſten Theile gaben. Der Vf. iſt im Ganzen ſeines Originals mächtig, und ſein Stil iſt rein, flieſsend und edel. Der einzige merkliche Anſtoſs entſteht oft durch das Einſchieben vieler Wörter, ja ganzer Sätze, zwiſchen den Anfang einer Periode und den Schluſs derſelben z. B. Th. 2. S. 26. „Das Parlament beſtätigte den Beſchluſs, der an ſich rechtmäſsig war, weil ohne Bewilligung des Fürſten gehaltene Verſammlungen immer unrecht ſind, in der That aber das Uebel in Schutz nahm, weil er das Mittel dagegen verhinderte, bey der Zurückkunft der groſsen Kammer am Martinsfeſte." Die Memoiren des C. v. Retz ſind nicht leicht zu überſetzen. Die feinen Bemerkungen des Cardinals ſind zuweilen auch ſehr fein geſagt, ſeine Sprache iſt häufig munterer Converſations-Ton, zuweilen ſind aber auch die Ausdrücke ſehr gewählt. Rec. war oftmals neugierig, wie der Vf. Stellen übertragen würde, bey denen er ſelbſt anſtieſs. So ſtehet im 2ten Bd. p. 118. *J'aperçus que les grands noms, quoique peu remplis et même vuides, ſont toujours dangereux.* Der Vf. überſetzet wenigſtens dem Sinn nach richtig: „Ich machte die Bemerkung, daſs groſse Namen immer gefährlich ſind, ſelbſt dann, wenn (man) ſie wenig oder gar nicht mit Würde trägt." Immer ſcheint aber der Sinn nicht ſo glücklich getroffen zu ſeyn. Z. B. S. 2. wird ſehr fein von den Miniſtern geſagt: *Leurs ennemis ne les doivent jamais mépriſer, parce qu'il n'y a au monde que ces ſortes des gens, à qui il ne convienne pas quelque fois, d'être mépriſés.*" Der Vf. überſetzet: „Verachten ſollte ſie ihr Feind nie. Denn ſie ſind in der Welt die einzige Gattung Menſchen, die in keinem Falle mit Vortheil verachtet werden kann." Wir würden geſetzt haben: „Sie machen den einzigen Stand in der Welt aus, mit dem es ſich nicht verträgt, auch nur zuweilen verachtet zu werden." S. 9. *Le pis de cette affaire étoit le procedé de Jerzai, qui ne pouvoit avoir de mauvaiſe ſuite, parceque ſa naiſſance n'étoit pas fort bonne.* Der Vf. überſetzt: „Das miſslichſte bey der ganzen Sache war die *vermuthliche Gegenantwort* des Jerzai, die, da er nicht von guter Herkunft war, *für ihn ſelbſt* keine nachtheiligen Folgen, *deſtomehr aber für andre haben konnte.*" Dieſes iſt völlig miſsverſtanden. Die Stelle hat allerdings Schwierigkeiten; um den Sinn hinein zu bringen, den der Vf. darin fand, ſah er ſich genöthigt, Zuſätze zu machen, von denen das Original nichts weiſs. Der richtige Sinn läſst ſich aber wohl finden. Retz unterrichtete ſeine zu einem Angriffe auf Jerzai abgeſandten Edelleute, wie ſie verfahren ſollten, um keinen in deſſelben *Geſellſchaft* befindlichen Vornehmen zu beleidigen, und *fügt* hinzu: Das Schlimmſte bey der Sache war (alsdann) das Verfahren von Jerzai, welches keine widrigen Folgen haben konnte, da er von keiner vornehmen Geburt war. — Man ſieht aus dieſen Beyſpielen, daſs der Vf. wenigſtens nicht bey leichten Stellen angeſtoſsen ſey. Manche zu harte Wörter des Originals hat er glücklich mit anſtändigern vertauſcht, ob es gleich die Frage iſt, ob es bey einem Buche, das ein Cardinal ſchrieb, hätte geſchehen ſollen. Wenigſtens verdient er nicht, wenn er von ſeiner *libertinage* ſpricht, daſs dieſes durch: freyes Leben, überſetzt wird. Einige andre Wörter hätten auch verdient beybehalten zu werden. Z. B. S. 28. Der Franzoſe ſagt: „*Si nous le la revelions d'un grain, qui fut de plus haut gout que les formes du Palais.*" Mit einem *Zuſatz* vom höhern Geſchmacks ſagt ſein Ueberſetzer. Warum nicht das hier ſehr charakteriſtiſche *Körnchen* vom höhern Geſchmack. S. 133. *un levain de parti*; „Ein Satz der Parthey"; Nein! ein *Sauerteig* der Parthey, ſagt Retz nicht ohne Grund. Ganz unrecht iſt, *Compagnie*, wenn von dem Parlement die Rede iſt, ſtets durch Geſellſchaft überſetzt; es muſs Verſammlung heiſsen. Man ſagt nicht die Rathsgeſellſchaft, ſondern die Rathsverſammlung. Dem dritten Bande iſt eine kurze Lebensbeſchreibung des C. v. Retz hinzugefügt. Uebrigens macht dieſe Ueberſetzung der Retziſchen Memoiren auch den 18 und 19ten Band der *Schillerſchen* Memoiren aus. Daſs ſie beſonders verkauft werden, billigen wir ſehr. Es wäre wünſchenswerth, daſs wir von den Intriguen der jetzigen franzöſiſchen Revolution Entwicklungen von einem Manne erhielten, der von demjenigen, was hinter dem Vorhange vorging, ſo unterrichtet war, als Retz von den Intriguen der Fronde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. Februar 1801.

NATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reinhard: *Olivier's Entomologie oder Naturgeschichte der Insecten*, übersetzt mit Zusätzen u. Anmerkungen von *Karl Illiger*. *Erster Theil.* 1800. 309 S. 8. m. Kpf.

Ein Unternehmen, welches den Dank und die Unterstützung aller Entomologen verdient. *Olivier's* Werk gehört unstreitig zu den vorzüglichsten und wichtigsten, welche in den neuern Zeiten in der Entomologie erschienen sind. Es ist aber so kostbar, dass es von vielen deutschen Entomologen nicht benutzt ist, und dass manche Art als neu beschrieben wurde, deren O. schon längst erwähnt hatte. Das Werk verdiente schon lange einen Uebersetzer, und es hätte vielleicht keinen bessern bekommen können, als Hn. *I.* Er vereinigt Thätigkeit und Genauigkeit in einem hohen Grade, hat dabey das Glück, die vortrefflichen Insecten-Sammlungen *Hellwigs* und des Grafen von *Hoffmannsegg*, nebst einigen andern benutzen zu können, und er scheint dieses mit vielem Fleisse gethan zu haben. Wir erhalten hier den französischen Text unverstümmelt übersetzt, mit der einzigen kleinen und zweckmäßigen Veränderung, dass er aus der kurzen lateinischen und französischen Beschreibung eine einzige gemacht hat. Die Kupfer sind meistens weg geblieben (Rec. hat bey seinem Exemplare gar keine gefunden), um das Werk nicht zu vertheuern, überdiess sind viele der von Olivier abgebildeten Insecten schon anderwärts und besser abgebildet worden. Rec. kann sich hier auf die Beurtheilung des Originals nicht mehr einlassen; er würde sonst rügen, dass die Einleitung in die Entomologie überhaupt sehr mager ausgefallen ist: so wie auch die Nachrichten von der Lebensart der Insecten sehr mangelhaft sind. Der Uebersetzer hat zu diesen Artikeln wenige oder gar keine Zusätze geliefert. Aber die Zusätze, wodurch er die äussern Beschreibungen im Original vermehrt und ergänzt, sind vortrefflich, und für die Entomologie von grosser Wichtigkeit. Die Berichtigung der Synonymie von dem Uebersetzer giebt ebenfalls diesem Werke einen Vorzug vor dem Originale, und vermehrt die Brauchbarkeit sehr. Dieser erste Theil enthält die Gattungen *Lucanus*, *Lethrus* und *Scarabaeus Oliv.* Mit *Lucanus Cervus* verbindet Hr. *I.* den *L. Capra Oliv.* oder *L. Capreolus Fabr. L. Hircus Hbst.* Die Gründe überzeugen Rec. nicht. Uebergänge von einer Art zur andern findet man auch bey deutlich verschiedenen Arten. Dass die Kinnbacken sonst bey den Männchen dieser Käfer variiren, ist kein Grund; denn einige Merkmale sind bald veränderlich, bald nicht. Ueberhaupt läfst sich nie im allgemeinen angeben, was zur Unterscheidung einer Art hinreiche oder nicht. Es scheint Rec., als ob der Uebersetzer in diesem Stücke zu weit gehe: so rechnet er z. B. sehr oft alle Kennzeichen eines Käfers her, findet, dass ein jedes derselben in andern Fällen abändere, und folgert nun daraus, der Käfer sey eine Abänderung einer andern Art. Aufser dem, was Rec. so eben angeführt hat, dass ein Merkmal oft veränderlich sey, oft nicht, können auch viele Merkmale einzeln unbedeutend seyn, in Verbindung hingegen für die Unterscheidung der Arten sehr wichtig werden. Manche Arten, welche der Uebersetzer in seinem Verzeichnisse der Käfer Preufsens vereinigt hatte, trennt er auch in dem vorliegenden Werke wieder, z. B. den *Scarab. conspurcatus* und *inquinatus*, die *varietates Scar. contaminati*, den *Scar. fracticornis* und *nuckicornis*. Dass *Lucanus Capra* in manchen Gegenden gar nicht, in manchen sehr häufig, wiederum in andern mit *Luc. Cervus* vermengt, in andern abgesondert gefunden wird, sind Rec. hinreichende Gründe, beide zu trennen. Im Ganzen ist es weit sicherer, die Arten zu trennen, als zu vereinigen. Mehr mit dem Uebersetzer einverstanden ist Rec., wenn er *Lucan. rufipes* mit *L. caraboides* vereinigt; denn Rec. erinnert sich nicht, ihn anders, als nur einzeln zwischen dem gewöhnlichen *Luc. caraboides* gefunden zu haben. *Passalus interruptus* ist von einer damit verwechselten Art, *disjunctus*, getrennt worden. Indem der Vf. den *Scarab. testaceus* mit *Scar. mobilicornis* vereinigt, argumentirt er auf die oben angezeigte Weise. Die Gründe überzeugen also auch hier Rec. nicht, doch will er das Factum selbst unentschieden lassen. Er trennt *Scar. Aeneas Panz.*, welcher einerley ist mit *Sc. quadridens* desselben und *Sc. Unicornis Schrank.* von dem eigentlichen *Sc. quadridens*, worin ihm gewifs alle Entomologen beyfallen werden. Vortrefflich ist die Kritik über Linnés *Scarab. pilularius*. Es wird gezeigt, dass Linné zuerst *Copris lewis*, aus Nordamerika, darunter verstand, dann, dass er den *Scar. hemisphaerious* unter diesen Namen beschrieb, zu welchem hier auch *Scar. pilularius* als Synonym kommt. Löfling verstand *Copris variolosa* darunter, welche sich am Wege, zwischen Madrid und Lissabon, in grofser Menge findet. Zuletzt noch eine Bemerkung über die Trennung der Gattung *Scarabaeus* in mehrere. Niemand wird leugnen, dass diese Trennung der blofsen Trennung in Familien vorzuziehen sey; denn die besondern Namen, welche den Gattungen

gegeben werden, prägen diese Trennung dem Gedächtnisse besser ein. Aber dann darf keine Gattung *Scarabaeus* heissen, sondern dieser Name muss ganz wegfallen, erstlich, damit keine Sprachverwirrung entstehe, und dann, damit ein jeder die verschiedenen Gattungen annehmen, oder auch die alte, *Scarabaeus*, beybehalten könne. Denn da die Trennung blos der Bequemlichkeit wegen geschah: so muss man auch der Bequemlichkeit, alle Gattungen als verbunden anzusehen, nicht vorgreifen. So trennten die Botaniker die Gattungen *Geranium*, *Lichen* in mehrere, aber die genauern verwarfen den Namen *Geranium* und *Lichen* nun ganz. Uebrigens sieht Rec. der baldigen Fortsetzung dieses ungemein brauchbaren Werks mit Begierde entgegen.

GOTHA, b. Ettinger: *Naturgeschichte der Stubenthiere*, oder Anleitung und Wartung derjenigen Thiere, welche man in der Stube halten kann, von *J. M. Bechstein*. *Erster Band*. Die Stubenvögel. Mit (5 illuminirten) Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Aufl. 1800. 658 S. 8. (2 Rthlr.)

Die erste Auflage dieses Bandes erschien 1795 unter dem Titel: *Naturgeschichte der Stubenvögel* (A. L. Z. 1796. Nr. 224.). Sie enthält auf 488 S. 113 Arten, diese auf 658 S. 180, doch ist die Zahl der letztern nicht so sehr vermehrt, als es hiernach scheinen möchte, indem einige Vögel, die sich nicht sehr, oder gar nicht zu Stubenvögeln qualificiren, aber doch zu Zeiten gehalten werden, wie manche Sumpfvögel und Schwimmvögel, die Brachlerche und Berglerche, deren in der ersten Ausgabe mit Recht nur in einer Note gedacht, und also denen keine Numer gegeben war, hier in den Text unter die Stubenvögel aufgenommen sind. Wir können sie als solche auch dem Vf. lassen, obgleich wir schwerlich je Störche, Schwäne, Gänse und Enten zu unsern Contubernalen machen werden. Aber doch ist die Zahl der neu-aufgenommenen beträchtlich, und viele, wenn gleich nicht alle, wie z. B. die Raubvögel, haben ihren Platz verdient, manche kommen indess doch wohl so selten nach Deutschland in die Zimmer selbst grosser Herren, dass sie kaum hieher gehören, wenn man nicht alles unter Stubenvögel aufnehmen will, was sich von Vögeln in Stuben ziehen lässt, und in ihnen Vergnügen und Belehrung gewähren kann. Die neuen Ankömmlinge sind: der Thurmfalke, das Käutzchen, der grössere Würger (*Tanius Excubitor*), der Tannenheher, der gemeine Kukuk, mehrere Papageyen, drey Tukans, der Grünspecht, die inländischen Buntspechte, der Eisvogel, der Purpurfink, der Wasserschwätzer (*Sturnus Linches*), der Sommer-Zaunkönig, die Waldschnepfe, Heerschnepfe und mittlere Wasserralle (*Rallus Porzana*), und in einem Anhange ein inländischer und mehrere ausländische Stubenvögel, die der Vf. erst nach Endigung des Drucks dieser neuen Ausgabe kennen zu lernen Gelegenheit hatte und die meistens sich in des Herzogs von Sachsen-Meinungen Stubenmenagerie befinden. Sie sind die Mandelkrähe, die Hr. B. bisher für unzähmbar hielt, Hr. D. *Meyer* in Offenbach aber aufgezogen hat, mehrere Papageyen, der Turako, *Loxio Orix*, *capensis*, *cassra*, *caerulea*, *flaviventris*? *punctatoria*, *fasciata*? *canora* und *Malacca*, *Tringilla Bengalus*, *hepatica*, *Melba* und *angolensis*, deren Beschreibungen, so wie manche Bemerkungen über sie dem Naturforscher willkommen seyn werden. Zu einer französischen Uebersetzung dieses Buchs sollen ihre Abbildungen kommen, diese werden noch willkommner seyn, wenn sie besser, als die bey diesem Werke, oder die *eigenen* Abbildungen des Vfs. bey *Lathams* Uebersicht ausfallen, am willkommensten aber, wenn sie Hr. B. besonders herausgeben, und diejenigen, die seine Arbeiten schätzen, und dieses Werk jetzt schon zweymal besitzen, *nicht* zwingen wollte, es noch zum drittenmal *französisch* zu kaufen.

Der übrigen Zusätze sind nicht viele. Die wichtigsten sind in der Diätetik ein neues Universalfutter für Insectenfressende und zärtlichere Vögel; in der Vögeltherapie die Angabe der Brunnenkresse, als eins der sichersten Mittel gegen die Auszehrung, ein ausgedrückter, und mit Leinöl und Saffran gefüllter, Mehlwurm für die Würmerfressenden Vögel, als Laxirmittel, und ein laues Bad als Beförderungsmittel des Wachsthums der Federn; und in ihrer Pathologie das Liebesfieber. Der Trankheerd, als ein bequemes Mittel, Vögel zu fangen, ist hier näher beschrieben, und bey manchen Arten z. B. dem Holzheher, den Drosseln, der Braunelle, den Meisen und Holztauben bemerkt, dass sie sich darauf fangen lassen. Bey den Krähen ist der Fang mit Papierdüten angegeben. Von der Dohle erzählt Hr. B.: „Wenn „sie im Winter wilden Knoblauch frisst: so stinkt sie „ganz ausserordentlich, und behält den Geruch eine „ganze Woche lang in der Stube.“ Ein ähnliches Beyspiel einer zahmen Elster, wie hier mitgetheilt wird, ist auch Rec. bekannt, nur war sie auch gegen fremde Personen freundlich, auch sie entfernte sich oft weit mit ihren Cameraden, und kehrte zurück, blieb aber doch zuletzt aus, woran vermuthlich ein Liebesfieber schuld war. Auffallender war Rec. das Beyspiel der von Hn. von *Schawroth* eben so gezähmten Wendehälse.

Die wichtigsten Verbesserungen bestehen 1) darin, dass neben den lateinischen Linnéischen, noch die französischen Namen der Vögel nach *Büffon*, und die englischen nach *Latham* (hier wäre es wohl zweckmässiger gewesen, bey inländischen Arten, die in der *British-Zoology* gebrauchten, zu wählen), beygefügt sind. 2) Dass der Vf. statt des *Linnéischen* das *Blumenbachische* System mit diesen wesentlichen Verbesserungen angewandt hat, dass, wie bey Pennant, die Vögel in Land- und Wasservögel, und dass die Blumenbachischen *Passeres* in Sperlingsartige Vögel und Singvögel, und dessen *Gallinae* in Tauben- und Hühnerartige Vögel eingetheilt sind. 3) Dass die Vögel jetzt in inländische und ausländische (welches gewöhnlich bey

bey den Ordnungen, bey den Sperlingsarten aber bey den Gattungen geschehen ist, und wobey wir nur bemerken, dass der Canarienvogel und die Lachtaube zu den ausländischen hätten gezählt werden müssen), und die ersten in altzähmbare und jungzähmbare eingetheilt werden.

Der Artikel: Wiedehopf, ist ganz neu ausgearbeitet, und *Motacilla alpina* heifst hier *Accentos alpinus*, so, dafs Hr. B. daraus eine eigene Gattung zu machen scheint, zu welcher vielleicht mehrere Linnéische *Alaudae* und *Motacillae* gezählt werden könnten.

Unsere Leser sehen hieraus, dafs Hr. B. dieser neuen Ausgabe grofse Vorzüge vor der alten ertheilt hat.

Hof, in Comm. b. Grau: *Cryptogamische Gewächse des Fichtelgebirgs.* Gesammelt von *Heinrich Christian Funck. Erstes Heft.* 1800. 4.

Ohne weitern Text, aber mit aufZetteln gedruckten Namen, liefert der Herausgeber in diesem Heft 25 Arten cryptogamischer Gewächse, die recht gut gewählt und aufgetrocknet sind. Es sind folgende: 1) *Lycopodium complanatum Lin.* An unserm Exemplar durchaus mit einfachen Aehren. 2) *Lycopod. inundatum* L. Von besonderer Gröfse. 3) *Lycopod. Selago L.* 4) *Buxbaumia foliosa L.* 5) *Polytrichum urnigerum L.* 6) *Gymnostomum Hedwigia Schrank.* 7) *Bryum striatum Hoffm.* 8) *Bryum aciculare L.* 9) *Bryum flagellare H.* 10) *Bryum rugosum H.* Mit schönen Capseln. 7. 9. 10. verdienen alle drey als Seltenheiten des Fichtelgebirgs, einer besondern Aufmerksamkeit. 11) *Bryum undulatum L.* 12) *Bryum heterostichum H.* 13) *Mnium laterale H.* Das vor uns liegende Exemplar scheint eher die *Bartramia hercynicia Flörke* zu seyn, die also auch auf dem Fichtelgebirge so gut zu finden wäre, als das wahre *Mnium laterale* auf dem Harze. 14) *Hypnum bryoides L.* 15) *Hypnum pennatum H.* 16) *Hypnum undulatum L.* Beide Arten mit den seltnen Capseln. 17) *Peltigera venosa Hoffm.* 18) *Umbilicaria hyperborea H.* 19) *Umbilicaria corrugata H.* Mit schönen Scutellen. 20) *Stereocaulon paschale H.* 21) *Lobaria furfuracea H.* Mit Schildchen, welche so äufserst selten an dieser Flechte gefunden werden. 22) *Lobaria saxatilis H.* Mit Schildchen. 23) *Pfora Museorum H.* 24) *Pfora Hypnorum H.* 25) *Verrucaria tartarea H.* Alle Exemplare sind vollständig, und jedes besonders auf einen Quartblatt mit Gummi-Tragant leicht befestigt. Auf der Rückseite des letzten Bogens ist das Inhaltsverzeichnifs gedruckt. Wir finden es bequemer auf der Innenseite des Titelblatts, wie bey den Ehrhartischen Decaden. Man erhält beym Umschlagen eine schnelle Uebersicht, ohne erst die ganze Sammlung umkehren zu müssen. Zur Fortsetzung derselben muntern wir den Herausgeber in der Ueberzeugung auf, dafs Wohlfeilheit und instructive Auswahl recht viele Liebhaber anlocken werden, auf die beste und leichteste Art cryptogamische Gewächse einer merkwürdigen Gegend *in natura* und mit sichern Benennungen kennen zu lernen.

Leipzig, b. Gräff: *Herbarium vivum Muscorum frondosorum* cum descriptionibus analyticis ad normam Hedwigii. *Pars II. Curante Alberto Hose.* 1800. 89 S. 8. (8 gr.)

Der bald nach Herausgabe dieses zweyten Hefts verstorbene Vf., war nach der Vorrede Willens, auch die Flechten auf gleiche Art, wie die Laubmoose, zu behandeln. Bey unserm Exemplare fehlen die natürlichen Muster, wir führen also nur die Namen nach dem Inhalt an: 1) *Bartramia pomiformis.* 2) *Dicranum purpureum.* 3) *Grimmia apocarpa.* 4) *Gymnostomum truncatum.* 5) *Hypnum cupressiforme.* 6) *Hypnum lutescens.* 7) *Hypnum myosuroides.* 8) *Hypnum striatum.* 9) *Leskea sericea.* 10) *Koelreutera hygrometrica.* 11) *Sphagnum capillifolium.* 12) *Tortula subulata.* — Die äufsere Einrichtung war für den eigentlichen Botaniker etwas zu kostspielig, und nicht auf die Dauer berechnet.

Zürich, in Comm. b. Ziegler u. Söhnen: *Gallerie der merkwürdigsten Säugethiere.* Ein lehrreiches und unterhaltendes Bilderbuch für die Jugend. Ohne Jahrzahl (1800). 124 S. und 24 illum. Kupfer. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Kupfer, welche eine bis vier Abbildungen enthalten, sind gut gestochen und illuminirt, und, so wie der Text, aus bekannten Werken entlehnt. Die Thiere, welche hier abgebildet sind, folgen in alphabetischer Ordnung; dem deutschen Namen ist der lateinische, doch nicht immer nach Linné, und der französische beygefügt, gewöhnlich eine kurze, oft gar keine Beschreibung, und einige Züge aus ihrer Lebensart. Aufser den Hausthieren sind verschiedene der bekanntesten und merkwürdigsten Thiere, z. B. der Affe, der Armadill (von diesen beiden nur einige allgemeine Nachrichten von der Gattung, nicht von den abgebildeten Arten), der Bär, der Biber u. s. w. aufgeführt. Da sich nur wenige Unrichtigkeiten eingeschlichen haben (obgleich der Vf. offenbar kein Naturforscher ist), und sich das Buch ziemlich gut lesen lafst: so kann es Kindern eine nützliche Unterhaltung gewähren.

SCHÖNE KÜNSTE.

Schneeberg, in d. Arnoldischen Buchh.: *Handbuch für Zeichner. Erster Heft.* Mit VII Kupfern. 1797. Querfol. Die besonders abgedruckte Erklärung der Kupfer ist 19 S. stark. gr. 4.

Nicht für Anfänger, sondern für solche, die schon einige Geschicklichkeit im Zeichnen erlangt haben, ist dieses Handbuch von den Vff. bestimmt.

Das erste Blatt zeigt, nach *Klengels* Gemälde von *Stölzel*, in punktirter Manier gestochen, einen Knaben, in halber Figur, der nach einem Gypsbild zeichnet; sein jugendliches Gesicht ist angenehm, vom weichen Haar umflossen, voll, rund und natürlich, der

der Ausdruck der Aufmerksamkeit wohl getroffen, auch verdient die Wirkung Lob. Eine Originalskizze, von *Sieghart*, wurde für das zweyte, von *Seiffert* gestochene, Blatt benutzt: dasselbe stellt mehrere Figuren von verschiedenem Alter und Geschlecht, in einer Landschaft dar. Wir, unsers Orts, haben nicht, wie der Vf. der Erklärung: „*Wahrheit in den angegebenen Muskeln*," und: „*Ueberall die Hand eines vollendeten Künstlers*," darin gewahr werden können. Das dritte Blatt ist eine leicht radirte Landschaft, von *Veith*, und das vierte stellt eben dieselbe mit Aquarellfarben ausgemalt, dar. Sie sind zwar nicht in einer grossen Manier, aber mit sauberer Hand gemacht. Das gemalte Stück ist an einigen Stellen zu bunt, und die entfernten Berge, wenigstens in unserm Exemplar, zu stark angelegt. Im fünften Blatt sind leichte Umrisse von Arabesken enthalten. Sechstes Blatt, Diogenes sitzt an der Quelle und schöpft Wasser mit der holen Hand, von *Kubinsky* gezeichnet und von *Krüger* brav gestochen. Die Stellung der Figur ist, so wie ein Theil der Falten ihres Gewandes nicht übel gewählt. Der Grund, wild und felsig, thut eine schöne malerische Wirkung. Siebentes Blatt, *Veiths* Skizze, nach einem Gemälde von *Potter*, in der Dresdner Gallerie. Zwey Karren mit Pferden und ihren Führern vor einer Schenke, machen ein trefflich componirtes Ganze aus, natürlich, geistreich, kunstgerecht: möchten doch die Herausgeber des Handbuchs für Zeichner, allenfalls in den künftig zu erwartenden Heften desselben für mehrere gute Nachahmungen von Meisterwerken der herrlichen Kunstsammlung zu Dresden sorgen, um ihren Zweck, *junge Kunstfreunde einer höhern Anweisung entgegen zu führen*, sicherer zu erreichen.

Hamburg, in d. Buchhandl. der Verlagsgesellschaft: *Satyrisch-ästhetisches Hand- und Taschen-Wörterbuch für Schauspieler und Theaterfreunde beiderley Geschlechts.* Nebst einem lehr- und scherzreichen Anhange, von *J. F. Schütze*, königl. dän. Kanzleysecretaire. 1800. 223 S. 8. (21 gr.)

Der Vf. will den Schauspielern einen ächtern und anständigern Begriff von ihrer Kunst und *ihrem* Berufe *dadurch* beybringen, dass er das tadelnswürdige und fehlerhafte ihres Spiels, bewundert und anpreist. Der Ton der Ironie, der in diesem Wörterbuche und dessen Anhange herrscht, ist aus einer ältern Zeit; doch darum keineswegs verwerflich. Wir heben hier ein Beyspiel als Probe aus: *Anmerkung zum Wort manierirt.* „Man kann dies *manieriren* sehr gut mit *mariniren* verwechseln, ohne dem Begriffe zu schaden. Ein marinirter Aal, Hecht, Hering, heisst ein mit scharfen Ingredienzen zu einer pikanten Speise zubereiteter Fisch. Ein *maniarirter* Acteur läuft beynahe auf dasselbe hinaus."

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Chr. Guil. Mitscherlich Tentamen criticum in aliquot Tibulli loca:* ad audiendam orationem pro loco — invitat etc. 1800. 12 S. 4. Ein kleiner, aber schätzbarer Pendant zu des Vfs. *Lectionn. in Catullum et Propertium*, welcher denselben kritischen Scharfsinn, dasselbe feine Gefühl für Dichterschönheit, aber eine minder überströmende Fülle der Belesenheit zeigt. Da diese wenigen Blätter nicht durch den Buchhandel in Umlauf gekommen sind: so hoffen wir den Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir, statt *einige* Conjecturen weitläuftig zu kritisiren, sie *sämmtlich* in einer gedrängten Anzeige mittheilen. I, 2. v. 38. liest Hr. Prof. *M.: Is Venerem e rabido fontiet isse* (st. *esse*) *mari.* — I, 4. v. 25. *Perque suas impune sinet Dictynna fugietas Affirmes, cristas* (st. *crines*) *perque Minerva suas.* Andere wollten *Clipeos.* Vergl. Sidon. X, 13. *Pallas tum cristis* etc. — I, 4. v. 69. *Et tercentenas erroribus implicet* (st. *expleat*) *urbes*, wie bey Lucan. VIII, 4. *Implicitas errore vias.* Vgl. Sil. XV, 618. — II, 5. v. 76. *Ipsum etiam Solem defectum lumine vidit Jungere pallentes nubibus ortus* (st. *annus*) *equos.* — III, 1. 3. *Et vaga nunc erebra* (st. *certa*) *discurrunt undique pompa* etc. — III, 6. 11. *At si quis vini certamen inire* (st. *mitis*) *recusat*, zur Unterstützung der *Heyn*ischen Verbesserung im 13. Vers: *ille facit mites* (st. *dites*) *animos Deus*, weil sonst dasselbe Wort zweymal in zwey Distichen vorkommen würde. — Es bedarf keiner Erinnerung, dass diese Vorschläge sich sämmtlich durch Leichtigkeit und Eleganz empfehlen: zur Aufnahme in den Text aber scheint uns keiner geeignet. Schön und wahr zugleich ist die Bemerkung, dass I, 5. 68. *das plena est* (*ianua*) *percutienda manu*, nicht von Faustschlägen, wie die Interpreten annehmen, sondern von einer *mit Gold gefüllten* Hand zu verstehen sey. So Dioscorides Anal. Brunck. I, 493. Βλέψον ἐς Ἐρμογόην πλήρεϊ χειρί. So χεῖρα ἐπιπλήσσειν in Leonidas Epigramm Anal. I. 222. Plautus (Pseudol. III, 1. 19.) sagt in demselben Sinn *gravior manus.* Entgegengesetzt werden χεῖρες κεναί, Eurip. Helen. 1296. Apollon. III, 126. *manus vacuae*, Martial. VI, 75. Appulej. IX, 666. — Hier und da hat Hr. *M.* auch zu Verse aufmerksam gemacht, welche ihm *untergeschoben* dünken. Dergleichen vermuthet er I, 2. 35. 36. *Neu strepitus* II, 5. 31. 32. *Fistula cui semper* (wo wir gern beystimmen) I, 3. 69—72. *Tisiphoneque impexa* etc. Vorzüglich beleidigen ihn hier die beiden Pentameter I, 6. 42. *aut alia stet procul ante via.* I, 8. 53. *et lacrimis ampia plena madent*, wenn nicht für das letzte vielleicht *natent* herzustellen sey. — Ueberdiess ist noch beyläufig eine Rechtfertigung zweyer von *Markland* angefochtenen Stellen im *Claudian* (de VI. Conf. Hon. 533. und *Statius* (Silv. I, 2. 145.), mit beygefügter Erklärung derselben, eingeschaltet worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Sommer: *Physisch-medicinisches Journal nach D. Bradley und D. Willich für Deutschland bearbeitet, und mit Originalbeyträgen vermehrt, von D. Carl Gottlob Kühn.* 1800. VI Stücke Januar bis Junius. gr. 8. m. K.

Ungeachtet der grosen Menge medicinischer Journale, womit Deutschland bis zum Ueberflusse versehen ist, behauptet doch vorliegendes eine würdige Stelle. Es umfasst die ganze Arzneywissenschaft, so wie ihre nächsten Hülfswissenschaften, Chemie, Physik, Naturgeschichte und Botanik, so weit die Entdeckungen in denselben Einfluss auf die Ausübung der medicinischen Kunst selbst haben. Die Grundlage desselben macht ein englisches Journal von D. *Bradley* und D. *Willich* aus, das seit dem März 1799 in regelmäsigen monatlichen Heften erscheint. Diese *ersten sechs* Hefte scheinen blosse Uebersetzungen *des englischen* Journals zu seyn, wenigstens haben wir nirgends Originalbeyträge finden können, welche der Titel verspricht. Die meisten Artikel sind von englischen, mehrere auch von nordamerikanischen Aerzten. Wir erhalten durch dieselben interessante Notizen von neuen Erfahrungen und Bemerkungen in allen Theilen der Arzneywissenschaft, von neuen Curmethoden, Arzneymitteln, mitunter auch Auszüge aus neuen wichtigen medicinischen Werken. Es ist mancherley, freylich nicht nach einem festen bestimmten Plane, aber doch, wenn man es auch gleich nicht immer erwartet, willkommen des Inhalts wegen. Die drey Rubriken jedes Heftes sind: I. Aufsätze. II. Kurze Nachrichten über Gegenstände der Medicin und Physik. III. Kritische Uebersicht der neuesten medicinischen und physischen Literatur. Unter den kurzen Nachrichten finden sich manche Notizen von Entdeckungen französischer, holländischer, italiänischer Naturforscher und Aerzte. Die Literatur ist in diesen Heften ausländische, nämlich englische, nordamerikanische, französische, so wie sie in dem englischen Journale enthalten ist; der Herausgeber verspricht in den spätern Heften auch kurze Uebersichten der deutschen Literatur beyzufügen, die wir ihm gerne erlassen wollen. Zu wünschen wäre es, dass er bey den Aufsätzen jedesmal namentlich das Heft des englischen Journals angezeigt hätte, aus welchem sie entlehnt sind.

Januar. 1) D. *Bradley* über die Kuhpocken. Ein Auszug aus *Jenners* erster Schrift über die Kuhpocken, und aus D. *Pearsons* Schrift über denselben Gegenstand. Beide sind in Deutschland nun hinlänglich bekannt. 2) W. *Dyer* über das Ausziehen der Zähne, nebst Beschreibung eines neuen dazu dienlichen Instruments und eines verbesserten Scarificators mit einer Abbildung. 3) Versuche über die Zergliederung der atmosphärischen Luft. Enthält eine Widerlegung der Schlüsse, die D. *Priestley* aus seinen neuesten Versuchen gegen die antiphlogistische Theorie gezogen hat. 4) *Eustis* über den Gebrauch der kalten Luft und des kalten Wassers in Fiebern. In der heftigern Form des gelben Fiebers fand der Vf. es nach *Jacksons* und *Currie's* Vorgange nützlich. 5) D. *Meaſe* über den medicinischen Gebrauch und die Wirkungen des rothen Fingerhutes. 6) *Delarive* über eine besondere Abänderung des Veitstanzes. Die Kupfersalmiakpillen bewiesen sich heilsam. *Februar.* 1) Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken, enthält *Pearsons* neuere Nachrichten darüber, die durchaus der neuen Einimpfungsmethode günstig sind, *Lawrens* über den Ursprung der Kuhpocken nebst einigen Bemerkungen über die Schweinepocken, *John Walker* über einen besondern Fall der eingeimpften Kuhpocken. 2) Aeusserst besondere Heilung eines Blasensteines. Der Kranke, ein Obrist Martin, zerstörte allmälig seinen Blasenstein durch eine wie ein Strohhalm feine Feile, welche er durch die Urethra in die Blase brachte. 3) Ueber das *Brownsche* System. 4) *Isaak Chapmans* Nachricht von einer neuen Art spanischer Fliegen nebst Bemerkungen über ihre medicinischen Eigenschaften. 5) *A. Carlisle* über eine neue Methode, das Turniket zu brauchen, um Blutungen aus den Schlagadern der untern Gliedmasen zu hemmen. 6) *S. L. Mitchill's* chemische Bemerkungen über Düngerarten. Ein Auszug aus einem in dem zu Newyork erscheinenden *Medical Repository* enthaltenen Aufsatze. 7) *E. Miller* über die Wirkungen der Enthaltung von Nahrungsmitteln bey der Annäherung hitziger Krankheiten. Ebenfalls ein blosser Auszug. 8) Ueber einige Heilmittel gegen die fallende Sucht. Unter andern wird das salpetersaure Silber empfohlen, das von englischen und amerikanischen Aerzten mit Erfolge gebraucht worden ist. *März.* 1) Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken. 2) *Sims* über die Einimpfung der Kuhpocken. Keiner von beiden Aufsätzen enthält neue Thatsachen. Sims hatte einen Fall bekannt gemacht, wo die Kuhpocken, ungeachtet sie in einem schrecklichen Grade statt gefunden, doch den Kranken nicht gegen Blatternansteckung gesichert hatten, und davon Gelegenheit genommen, bey der neuen Einimpfungsmethode Vorsicht zu empfehlen. Hier vertheidigt er sich gegen

eine Kritik seiner Bekanntmachung. 3) *Bostock* über den Gebrauch des salpetersauren Silbers in der Fallsucht. Die Erzählung eines Falles, in welchem dieses Mittel schnelle Hülfe leistete. Aus zwey Granen des salpetersauren Silbers wurden 40 Pillen gemacht, und der Kranke mufste jeden Tag vier Stück davon in zwey Gaben, und in der Folge fünf Stücke nehmen. Jedoch wurde der Gebrauch der Fieberrinde damit verbunden. 4) *Mitchills* Skizze einer medicinischen Geographie nebst Bemerkungen über den Einfluss des kalkartigen Bodens oder der Kalkschichten auf die Verhütung fauliger, fieberhafte oder pestilentialische Krankheiten erzeugender, Ausdünstungen. Man will in Nordamerika die Bemerkung gemacht haben, dass pestilentialische und fieberhafte Krankheiten in Gegenden, welche auf ihrer Oberfläche weit ausgedehnte Kalkschichten besitzen, verhältnissmäfsig gelinder sind, oder seltener vorkommen. Eben so zeichnen sich ihm zufolge diejenigen Grafschaften in England, deren Boden kalkigt ist, durch besondere Gesundheit der Einwohner aus. Der Vf. erklärt, nach seiner Hypothese von der sauern Natur des fieberhaften Ansteckungsstoffes, diesen wohlthätigen Einfluss des Kalkbodens auf den allgemeinen Gesundheitszustand, durch Einsaugung und Neutralisation der ansteckenden Dünste. 5) *J. Barker* über die fiebervertreibenden Kräfte des Kalkes, der Bittersalzerde und alkalischer Salze bey der Ruhr, dem gelben Fieber, und dem mit Bräune vergesellschafteten Scharlachfieber. Das Scharlachfieber gehörte zu den bösartigen, da die Halsentzündung bald eine brandige Beschaffenheit bekam. Alkalische Mittel reichlich gebraucht, sollen aufs augenscheinlichste heilsame Wirkungen gehabt haben. Zum Gurgeln gebrauchte er Kalkwasser. Von 50 Patienten verlor er unter dieser Behandlung nur zwey. In der Ruhr gebrauchte er Muschelschaalen, Bittersalzerde oder Kreide in Gaben von einer bis zwey Unzen alle 24 Stunden. Die Krankheit selbst war mit gastrischen Zufällen complicirt, und in Anfange verordnete er daher Ipecacuanha, und reinigte dann die Gedärme durch Rhabarber und Wermuthsalz. 6) *Redfearn* über einen Fall der zuckerigen Harnruhr. Die Behandlung geschah ganz nach Rollos Methode, und war mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. 7) Ueber die medicinischen Kräfte des Stechapfels. Das Extract aus den Saamen wirkt als ein beruhigendes Mittel in ausgezeichnetem Grade, und wurde von King mit gutem Erfolge in einer Entzündung der Hirnhäute verordnet. 8) Wirksamkeit des rothen Fingerhuts gegen die Lungensucht. Aus *Beddoes* bekannten *Contributions to medical and physical knowledge* etc. *April.* 1) Fortgesetzte Geschichte der Kuhpocken. Ein Auszug aus D. *Jenners Further observations on the variolae vaccinae.* Ferner *Hughes* über einige Fälle der Kuhpockeneinimpfung, und ein Auszug aus *Woodwilles* bekannter Schrift über eben diesen Gegenstand. 2) Ueber den Gebrauch der Brechmittel beym Scheintode. 3) *J. F. Davis* über einen merkwürdigen Fall der fieberlosen Petechen. Die Krankheit war sehr nahe mit dem Skorbute verwandt, wich aber dennoch durch einige Umstände von ihm ab. 4) *Thom. Wainwright* über fremde in die Luftröhre gerathene Körper. 5) Ueber die Mittel, das Gift der Geschwüre und ansteckende Krankheitsstoffe zu zerstören. Ausgezogen aus D. *Rollos treatise on the diabetes mellitus*, und den *Annales de Chimie* Nr. 86. 87. *May.* 1) *H. Leigh Thomas* über ein Lamm, mit beiderley Geschlechtstheilen. Nebst einer Abbildung. Mit vollkommen gebildeten männlichen Geschlechtstheilen, wovon jedoch die Hoden in der Unterleibshöhle verborgen lagen, war ein wahrer Uterus, mit seinen Hörnern, Trompeten und Bändern, und eine unvollkommene Vagina, die keine Oeffnung nach aufsen hatte, verbunden. 2) Ueber die Leberentzündung, von *Thom. Christie*, Wundarzte zu Trincomale *in* Zeylon. 3) *Wilkinson* über die medicinischen Kräfte der Elektricität. Ein Fall einer glücklichen Heilung eines Wasserbruches durch verstärkte Elektricität. 4) *Thom. Denmann* über einige Frauenzimmerkrankheiten. 5) *Redfearn* über eingeimpfte Kuhpocken. Drey regelmäfsige Fälle. 6) Bemerkungen über die Kuhpocken von *John King*. 7) Ueber die Wirkung des Gelbholzes (*Xanthoxylon*). Aus dem 5ten Bande der *Memoirs of the med. Society of London* ausgezogen. 8) *Rob. Jackson* über das idiopathische Fieber. Ausgezogen aus dessen Werke: *An Outline of the History and Cure of Fever endemic and contagious.* Lond. 1798. Der Auszug ist sehr ausführlich, wie es auch ein Werk von solcher Wichtigkeit verdient. *Junius.* 1) *R. Jackson* über das idiopathische Fieber. 2) *C. Brieude* über den aus dem Körper ausdünstenden Riechstoff, als ein Symptom des gesunden und kranken Zustandes betrachtet. Aus dem *Recueil periodique de la Societé de Medecine de Paris.* 3) *Rich. Lubo[illegible]* über *Mayows* Entdeckungen. 4) *G. D. Yeats* über *Mayows* Entdeckungen. 5) *M. C. Lombards* chirurgische Beobachtungen. 6) *F. L. Dumas* über die Wirkungen des Sauerstoff- und des kohlensauern Gas auf die Lungen. Der Vf. liefs einen Hund einige Wochen hindurch täglich mehrere Stunden Sauerstoffgas athmen. Es stellten sich am Ende alle Symptome einer sich nähernden Schwindsucht ein. Bey der Oeffnung des Hundes fand er die rechte Seite der Brust mit einem scharfen Wasser gefüllt, worin eine grofse Menge geronnenen Blutes sich befand, das Brustfell war roth, angeschwollen und entzündet, die Lungen zum Theil verwachsen röthlicht, besafsen eine ansehnliche Härte gleich den Organen, welche an einer chronischen Entzündung gelitten haben, und in den Bronchien entdeckte man eine kleine Wunde, deren harte und schwielige Ränder andeuteten, dafs dieselben in kurzer Zeit zu schwären angefangen haben würden. Der Vf. vergleicht diesen Zustand mit dem Zustande der Lungen derjenigen, deren Auszehrung auf einem heftigen Reize der Lungen beruhet, und ohne Zweifel eine ähnliche Ursache habe! Bey einem Hunde, der sechs Wochen hindurch täglich einigemal kohlensaures Gas geathmet hatte, und zuletzt während des Versuches starb, fand der Vf. die

Lun-

Lungen zum Theil am Bruſtfelle anhängend, die übrigen nicht anhängenden Theile waren mit einer lymphatiſchen und ſeröſen Materie gefüllt, worin verſchiedene Lappen gallertartiger, oder vielmehr häutiger Subſtanzen ſchwammen. Die Lungen waren mit ſchwarzen Flecken bedeckt, beſaſsen ein breyartiges Gewebe, und hatten ſehr an Gröſse abgenommen. Es war ein Zuſtand verwandt mit demjenigen in der atoniſchen Schwindſucht, zu der vorzüglich eine erbliche Anlage ſtatt finde, und das Einathmen einer verdorbenen Luft beytrage.

Erfurt, in der Henningsſchen Buchh.: *Theoretiſch-praktiſche Abhandlung über Geburtshülfe. Nebſt den Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und neugebornen Kinder.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt, und mit Anmerkungen und Zuſätzen von *J. C. Starke*, Hofr. und ord. Prof. der Arzneyw. zu Jena. *Erſter Theil.* 1800. 560 S. gr. 8. ohne Vorr. (3 Rthlr. 16 gr.)

Das hier angezeigte Werk, deſſen Vf. der, einſt ſo berühmte, Wundarzt *Petit* iſt, verdiente allerdings durch eine treue und fleiſsige Ueberſetzung dem Publicum bekannter gemacht zu werden. Daher können denn auch Hr. Dr. *Eichwedel*, welcher die Ueberſetzung, und Hr. Hofr. *Starke*, welcher die Durchſicht derſelben beſorgte, und Anmerkungen hinzufügte, um ſo gewiſſer auf den Dank der Geburtshelfer rechnen, da der gröſste Theil der neueſten hebärztlichen Schriften, gewöhnlich unbedeutenden Inhalts, oder mit Sacombeſchen und Voglerſchen Unſinne angefüllt ſind. Ueberdieſs hat auch die Ueberſetzung, theils durch die eingeſtreueten ſchätzbaren Bemerkungen und Zuſätze, theils dadurch unläugbare Vorzüge vor der Urſchrift erhalten, daſs manches, für die jetzigen Zeiten unbrauchbare weggelaſſen, die groſse franzöſiſche Weitſchweifigkeit zuſammengedrängt, dem Stile mehr Rundung und Feſtigkeit gegeben, und alle ſpätere Erfindungen gehörig benutzt und eingeſchaltet worden ſind.

Bey einer näheren Kritik darf ſich jedoch Rec. nur auf die Anmerkungen und Zuſätze, und in wie fern der Ueberſetzer ſeiner Pflicht Genüge geleiſtet hat, einlaſſen. Die Ueberſetzung, welche Rec. mit dem Originale zu vergleichen Gelegenheit hatte, iſt treu und flieſsend, die Sprache rein, und der Vortrag ohne franzöſiſche Weitſchweifigkeit. Unter den Anmerkungen und Zuſätzen ſcheinen dem Rec. folgende einer beſondern Aufzeichnung werth zu ſeyn. Mannsperſonen, ſagt der Herausg. S. 26. werden gewiſs niemals die Geburtshülfe ausſchlieſslich bekommen. Und ſo lange alles natürlich geht, und die Hebammen gut unterrichtet ſind, iſt es auch gar nicht nöthig. Blos die widernatürlichen Geburten bedürfen der Hülfe eines Mannes, und dazu können die Obrigkeiten die Hebammen und Gebärerinnen anhalten. — Auch die groſsen Schaamlefzen reiſsen bisweilen bey Erſtgebärerinnen, bey einem groſsen Kindskopfe, und bey ſchlechter Behandlung und weniger Hülfe in die Quer ein, obwohl ſolches S. 58. bezweifelt wird. — Daſs die Frucht im Mutterleibe durch den Mund genährt werden könne, ſcheint dem Ueberſetzer nach S. 110. deswegen unwahrſcheinlich zu ſeyn, weil die Deglutitions-Organe derſelben noch zu ſchwach und zu unvermögend wären. Eine Beobachtung in Oſianders Denkwürdigkeiten beweiſet das Gegentheil. Ueberſchwängerung kann, nach S. 147. nur bey einer doppelten Gebärmutter ſtatt finden. Die Culbüte des Kindes ſoll man, nach S. 165. nicht mehr annehmen, da neuere Erfahrungen erwieſen haben, daſs das Kind ſchon früher, und vielleicht gleich vom Anfange der Schwangerſchaft mit dem Kopfe nach unten hängt, und alſo nicht erſt nöthig hat, ſich ſpäterhin umzuſtürzen. — Abführungsmittel ſoll man im vierten Monate der Schwangerſchaft nicht geben, weil die Gebärmutter, welche zu dieſer Zeit aus dem kleinen Becken in die Höhe ſteigt, dadurch conſenſualiſch gereizt werden kann. — Opium, in Uebermaaſse gegeben, ſchadet allerdings, aber der groſse Schaden, welchen auch neuere Aerzte davon befürchten, als: Dummwerden u. ſ. w. entſteht nicht davon. Bey der *Inadpetentia* in der Schwangerſchaft wird S. 182. das *Elixir vitriol. Mynſicht.* empfohlen, und bey Ekel und Erbrechen der Schwangern ſoll ſich, nach S. 193. ein Pulver aus *Magneſia* und *Cremor Tartari* ſehr heilſam erwieſen haben. — Machen Blutadergeſchwülſte den Schwangern, durch Gröſse und Schmerzen, das Gehen beſchwerlich: ſo ſey es erfoderlich, die Schenkel und Füſse oft mit adſtringirenden Decocten zu waſchen, wozu S. 282. Weidenſchaale, Caſtanien- und Eichenrinde beſonders angerathen werden. Die Riveriſche Potion, mit einem aromatiſchen Waſſer verſetzt, hat ſich, nach S. 301. bey Sodbrennen verbunden mit Magenſchmerz, ſtets ſehr nützlich bewieſen. — Aderlaſs trägt zur Cur der Luſtſeuche nichts bey, erſchwert vielmehr die Heilung derſelben, und verlängert ſolche ohne Noth. Kindern, die mit veneriſchen Uebeln behaftet zur Welt kommen, ſoll das Gift, nach S. 306. weniger im Mutterleibe, als während des Durchganges durch die Geburtstheile, durch unmittelbare Berührung mitgetheilt werden. Dieſer Behauptung ſcheinen aber die neueren Erfahrungen des Hn. *Oſianders* völlig zu widerſprechen. — Die Urſachen, warum Weiber mehreremale nach einander in einem beſtimmten Monate abortirten, ſoll nach S. 325. theils in einer fehlerhaften Beſchaffenheit der Gebärmutter, theils darin liegen, daſs ſich der Uterus nur bis auf eine beſtimmte Weite ausdehnen läſst, alsdann ſich zuſammenzieht, und ſo die Frucht austreibt. Hat ſich nun dieſer Vorfall mehreremale ereignet: ſo entſteht daraus ein *habitus*, von welchem ſich die Natur ſchwer entwöhnen läſst. Von S. 378 bis 382. folgt ein ſchöner Zuſatz des Ueberſetzers, nach Vorſchrift des Herausgebers, über die bey einer natürlichen Geburt zu leiſtende Hülfe; in einem zweyten Zuſatz über das Nachgeburtsgeſchäfte, von S. 393 bis 410. ſind manche treffliche Vorſchriften und richtige Anweiſungen ent-

enthalten. Die S. 421 bis 426. gegebenen Unterweisungen, um eine Fufsgeburt schnell, und ohne Nachtheil für die Mutter und das Kind zu beendigen, sind mehrentheils nach Steins Grundsätzen, und also völlig richtig angegeben; nur wünscht Rec., dafs der Uebersetzer auch mit den Vorzügen der Osianderschen Manualoperationen bekannt gewesen wäre, um davon bey dieser Gelegenheit einen zweckmäfsigen Gebrauch machen zu können. Wenn die Hinterbacken schon durch den Muttermund in die Beckenhöhle getreten sind, soll man, nach S. 464. die Wendung nicht mehr unternehmen, sondern die Zange anwenden, im Falle man das Kind noch nicht mit dem Zeigefinger in die Weichen fassen könne. Hier würde Rec., besonders da der hier angezeigte Umstand den hohen Stand der Hinterbacken beweiset, unbedingt die Wendung vornehmen, so wie er dieselbe überhaupt bey dieser widernatürlichen Geburt allemal für angezeigt hält. Die Zange soll man jedesmal so anlegen, dafs die Zangenblätter über die Ohren zu liegen kommen, und dann den Kopf so drehen, dafs dessen grofser Durchmesser in den schiefen Durchmesser des Beckens zu stehen komme. Der ausführliche, von S. 529. bis ans Ende fortlaufende Aufsatz über die Zange und deren Anwendung, empfiehlt sich durch Wahrheit, Präcision im Vortrage, und durch Richtigkeit der Anweisungen der Nachachtung jedes Geburtshelfers.

PHILOSOPHIE.

Dresden, b. Gerlach: *Die Religion des Philosophen und sein Glaubensbekenntnifs*, entworfen von M. *Joh. Christian Zwanziger*, Privatlehrer der Mathematik und Philosophie auf der Univers. Leipzig. 1799. XLIV. und 168 S. 8.

Diese Schrift ist nichts anders als natürliche Religion, nach dem alten dogmatischen Zuschnitte, mit dem Unterschiede, dafs es dem Vf. mehr um die Herleitung praktischer Folgerungen aus den theoretischen Sätzen, oder der Religionspflichten eines Philosophen zu thun ist, als um die Begründung der Religionslehre selbst. Billig sollte die Religion des Philosophen mit philosophischem Geiste behandelt seyn; leider vermissen wir diesen gröfstentheils. Der Begriff der Religion ist sehr oberflächlich entwickelt; ohne alle Untersuchung über den Grund, die Möglichkeit und Umfang der Religionserkenntnifs, werden die Sätze der natürlichen Religion meistens ohne Beweis hingestellt. Aus der ganzen Abhandlung erhellet, dafs der Begriff Religion des Philosophen in einem sehr vagen Sinne genommen ist. Das erste Hauptstück handelt von dem Begriff der Religion viel zu kurz und oberflächlich. Nach dem Vf. ist Religion im weitläuftigen Sinne so viel als Erfüllung der Pflichten überhaupt, und darnach, meynt er, S. 9. gebe es nach der bekannten Eintheilung der Pflichten, nicht nur eine Religion gegen Gott, sondern auch eine Religion gegen sich selbst, und gegen andere Menschen! In der engern Bedeutung bezieht sich Religion blofs auf die Erfüllung der Pflichten gegen Gott. Das zweyte Hauptstück von der Erkenntnifs Gottes, zerfällt in drey Abtheilungen, von der Wirklichkeit, von der Unsterblichkeit (!) und von der Allwissenheit und dem Willen Gottes. Die Erkenntnifs Gottes wird als die erste Religionspflicht betrachtet; denn, heifst es S. 21. da eine gewisse bestimmte Kenntnifs von Gott ein bestimmtes Betragen gegen ihn *erst möglich* mache: so müfste man jene Kenntnifs *mit eben dem Rechte* unter die Religionspflichten bringen, als das dadurch möglich gemachte Betragen gegen Gott selbst. Einen Beweis für das Daseyn Gottes hat Hr. *Z.* nicht versucht, er postulirt dasselbe. Gleichwohl heifst es in dem aus den beiden ersten Abschnitten gezogenen Glaubensbekenntnifs des Philosophen Art. 1. S. 40. „Ich glaube und bin gewifs, dafs Gott wirklich, und nicht blofs in meiner Einbildung da sey — seine Existenz keinen Anfang habe, sondern schlechterdings ewig sey. Diesen meinen Glauben gründe ich auf *unwiderlegbare* und *untrügliche Gründe*, die mir eine ernsthafte Betrachtung der Welt und ihrer Form an die Hand gegeben hat.“ Warum ist hier nur von Glauben die Rede, wenn die Existenz Gottes durch untrügliche Beweise aus der Natur bewiesen werden kann? Und wenn sie ein Gegenstand des Wissens ist, warum wird sie zur Religionspflicht gemacht? Das dritte Hauptstück handelt von der göttlichen Vorsehung. Das vierte von den Pflichten eines Philosophen als Unterthan einer Civilregierung, und das fünfte von den Kirchen und den Kirchenlehrern, gehören eigentlich gar nicht hieher, sondern jenes in die Moral und dieses in eine Religionslehre oder Staatswissenschaftslehre; jenes enthält nämlich die Pflichten eines Gelehrten nach seinen verschiedenen Verhältnissen, als Staatsbürgers, als Schullehrers, als akademischen Lehrers; dieses das Verhältnifs der Kirche zum Staate. Das sechste Hauptstück kommt dem eigentlichen Gegenstande wieder näher; es handelt vom Wachsthum in der Erleuchtung des Verstandes, Heiligkeit des Willens, und den daraus entspringenden Fortschritten in der philosophischen Tugend. Die Vorrede, welche eine Prüfung der in den Annalen der Philosophie befindlichen Recension von des Vf. Erläuterung der Kantischen Lehre von den Ideen und Antinomieen enthält, müssen wir mit Stillschweigen übergehen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. Februar 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältniſſe deutſcher Staatsrechtsdienſtbarkeiten*, von *Nic. Thaddäus Gönner*. 1800. 215 S. 8. (14 gr.)

Der Vf., ehedem Prof. zu Bamberg, jetzt kurpfälziſcher Hofrath und Profeſſor auf der neuerlich von Ingolſtadt nach Landshut verlegten Univerſität, erwirbt ſich ein nicht geringes Verdienſt um die Aufklärung des deutſchen Staatsrechts, indem er den Begriff und die rechtlichen Verhältniſſe der deutſchen Staats-Rechtsdienſtbarkeiten, worüber die älteren Schriftſteller nicht ganz einig waren, ins Reine zu bringen ſucht, und das, was andere von dieſen Verhältniſſen nur Stückweiſe erörtert hatten, in einem zuſammenhängenden Syſtem darſtellt. Die Verfaſſung des deutſchen Reichs hat die Beſonderheit vor allen übrigen Staatsverfaſſungen, daſs die Souverainität, unter dem Namen von Landeshoheit, auf vielfältige Art modificirt und eingeſchränkt iſt, daſs Landeshoheit wiederum von bloſser Reichsunmittelbarkeit ſich unterſcheidet, und daſs alle die verſchiedenen Regierungsformen der einzelnen Staaten Deutſchlands, wegen ihrer allmäligen gröſstentheils zufälligen Entſtehungsart, in einander greifen, wodurch nicht ſelten ein Staat dem andern etwas entzieht, was derſelbe hinwiederum von einem dritten erhält. Der Begriff und die verſchiedenen Gattungen von Staatsrechtsdienſtbarkeiten ſind daher auf deutſchem Boden entſtanden, und der verwickelten deutſchen Reichsverfaſſung eigen. Sie ſind, nach der Definition des Vfs., beſondere Hoheitsrechte, wodurch die landesherrliche Gewalt eines deutſchen Staats, zum Beſten eines andern, beſchränkt wird. Der Vf. unterſcheidet ſolche ſehr richtig von den Völkerrechtsdienſtbarkeiten, als welche zwiſchen ganz freyen Völkern ſtatt finden, daher bloſs nach den Grundſätzen des Völkerrechts, mit Ausſchluſs aller poſitiven Geſetze, zu beurtheilen ſind, wobey die ſtreitenden Theile keinen höheren Richter über ſich erkennen. Nur da, wo die Reichsgeſetze aufhören, und die Stände ſich als unabhängig betrachten, treffen beide Dienſtbarkeiten zuſammen. *Engelbrecht* (*de ſervitut. jur. publ. Sect. I, Theſ.* 1. ſeqq.) hatte beide Gattungen vereiniget, und die Völkerrechtsdienſtbarkeiten auch mit dem Namen: *ſervitutes juris publici* belegt, ja ſogar eine Gattung derſelben angenommen, welche, ohne einen beſondern Vertrag, ſchon aus dem natürlichen Rechte unter Völkern entſpringen ſollte, die er *ſervitutes juris publici univerſalis* nannte. Der Vf. hingegen zeigt, daſs eine Völkerrechtsdienſtbarkeit, ohne einen beſondern Vertrag, nicht ſtatt finden könne. Die Beyſpiele, welche *Engelbrecht* anführt, ſind auch gar nicht haltbar, nämlich: *a*) der Durchzug durch ein fremdes Land wegen der Handlung oder eines Krieges; *b*) der unſchädliche Durchgang durch fremde Meere; *c*) das Recht eines Volks, während eines Krieges Feſtungen oder Verſchanzungen in einem benachbarten friedlichen Lande anzulegen, und *d*) die Exterritorialität der Geſandten. Eben ſo berichtiget der Vf. den Irrthum, welchen *Engelbrecht* und andere, aus Vorliebe gegen das römiſche Recht, begehen, indem ſie die Eintheilung in *ſervitutes reales et perſonales* auch auf Staatsrechtsdienſtbarkeiten anwenden. Denn dieſe können ihrer Natur nach nur reale Dienſtbarkeiten ſeyn, und von einem Staat auf den andern ausgeübt werden. Das Beyſpiel, welches *Engelbrecht* von dem in einem Stück Landes beſtehenden Witthum anführt, iſt nicht paſſend, weil dieſe Art des Witthums aus dem Privatfürſtenrecht flieſset, und einen Theil des deutſchen Privatrechts ausmacht. Noch mehreren Tadel verdient die Eintheilung der Staatsrechtsdienſtbarkeiten *in ſervitutes urbanas et ruſticas*, welche *Schilter* und *Rhetius* annehmen, wogegen ſchon *Engelbrecht* und *Neumann* geeifert haben. Die Eintheilungen *in ſervitutes continuas et diſcontinuas*, *in affirmativas et negativas* ſind zwar unſchädlich, und die letztere wurde auch von neueren Schriftſtellern, *Pütter* und *Häberlin*, gebraucht; ſie haben aber keinen praktiſchen Nutzen, und der Vf. warnt mit Recht vor der Anwendung der damit verbundenen römiſchen Rechtsgrundſätze, welche nur in ſofern paſſen, als ſie überhaupt bey deutſchen Staatsrechtsſtreitigkeiten ſtatt finden, z. B. die confeſſoriſche und negatoriſche Klage, die Lehre von der Verjährung. Wegen ihres germaniſchen Urſprungs, können deutſche Staatsrechtsdienſtbarkeiten auch in *faciendo* beſtehen. Nach dem obigen eingeſchränkten Begriff derſelben, werden S. 35. f. manche Auswüchſe beſchnitten, welche *Moſer* u. a. denſelben beygefügt haben. Wenn die Ausübung bloſs auf einem *precario* beruhet, wenn dabey nicht ein *einzelner* Staat, ſondern das ganze Reich als Staat in Betrachtung kommt, z. B. bey den Rechten des kurfürſtlichen Collegiums in der Wahlſtadt, auf Wahl- und Krönungstagen etc., wenn es kein *beſonderes*, ſondern ein allen Reichsſtänden zuſtehendes Recht, z. B. die Zollfreyheit der Reichsſtände und ihrer Geſandten; wenn eines von beiden Territorien nicht unmittelbar iſt; wenn die Servitut kein *Hoheitsrecht* betrifft: ſo iſt es keine wahre Staatsrechts-

dienstbarkeit. Zu dieser Unmittelbarkeit werden jedoch weder Reichsstandschaft, noch andere Eigenschaften erfodert, und es bedarf nur der *dinglichen Unmittelbarkeit*, so dafs auch mittelbare Personen wegen unmittelbaren Besitzungen dergleichen Dienstbarkeiten ausüben können. Blofse *Privatrechte*, z. B. Zehenten, Gülten, Huth- und Weidgang, Einforstungen etc. gehören nur dann in diese Classe, wenn sie von einem Auswärtigen mit dem Rechte der Unmittelbarkeit besessen worden, welches aber bewiesen werden mufs. Einen besondern Fall einer Staatsrechtsservitut bey Mediatgütern findet der Vf. S. 88. im *Osnabr. Fr. Instr. art. V.* §. 47. bey dem nach dem Normaljahr bestimmten Genufs auswärtiger Klostergüter, wo aber die Dienstbarkeit nur in dem Rechte, das Eigenthum solcher Güter sich zuzueignen, als einer Beschränkung des landesherrlichen Fiscus — keinesweges aber in dem Mediatgut selbst besteht. (Eigentlich verdient diefs auch den Namen einer Dienstbarkeit nicht, die sich nicht in einem einzigen Act auflösen, sondern perennirend seyn soll). Auch *ganze*, ja sogar *mehrere* Hoheitsrechte können als Dienstbarkeit besessen werden, S. 94. fg., welches *Engelbrecht* nicht zugeben will. (Rec. würde hiervon jedoch die gesetzgebende Gewalt ausnehmen). Die geistliche Gerichtsbarkeit der Bischöfe ist nach katholischen Grundsätzen kein Hoheitsrecht, mithin auch kein Gegenstand der Staatsrechtsdienstbarkeiten. Lehen gehören nur dann dahin, wenn die Lehnsgerichtsbarkeit (und zwar ganz unabhängig) dem auswärtigen Lehnherrn zustehet. Auch allerhand Territorialleistungen an Geld und Naturalien, gewisse Freyheiten und Beschränkungen der Hoheitsrechte, vermehren die Zahl dieser Dienstbarkeiten.

Nach dieser sehr mühsamen Entwickelung des Begriffs, handelt der Vf. im IIten Th. die *Rechtsgrundsätze* ab, welche 1) bey der *Erwerbung*, 2) bey der *Ausübung*, und 3) bey der *Endschaft* derselben statt finden. Er hält den Consens der Landstände S. 134. nicht für nothwendig. (Bey wichtigen Territorialprästationen, welche eine Abgabe enthalten, oder bey solchen Dienstbarkeiten, welche in die Freyheiten der Stände eingreifen, möchte solches wohl eine Ausnahme leiden). Nur Reichsstädte bedürfen kayf. Einwilligung: andere Reichsunmittelbare, selbst bey Lehnen, nicht. Die Tradition, welche *Engelbrecht* und andere in *servitutibus affirmativis* erfodern, verweifet der Vf. in das römische Recht zurück. Er läfst die Verjährung zu S. 152. fg., wegen der W. K. art. I. §. 2. (Der Ausdruck *hergebracht* scheint nur einen rechtlichen Besitz, nicht aber eine völlige Verjährung zu bedeuten); jedoch nicht die Verjährung der römischen Servituten, sondern der Rechte überhaupt, die entweder die gewöhnliche oder die unordentliche ist, je nachdem sie schon gangbare Hoheitsrechte betrifft, oder solche Rechte, welche als Gegenstände des Privateigenthums und nach dem Verhältnifs ihrer ersten Besitzer, der landesherrlichen Gewalt entzogen werden sollen. (Dieser Unterschied ist sehr passend, und den Meynungen anderer Rechtslehrer vorzuziehen, welche hierbey geprüft werden). Bey der *Ausübung* dieser Dienstbarkeiten findet überall die *strenge Auslegung* statt; weil sie Ausnahmen von der Regel sind. Den *Mifsbrauch* dürfe zwar der Landesherr abstellen, aber nicht die Dienstbarkeit deshalb aufheben, weil selbst Privatservituten durch den Mifsbrauch nicht verloren gehen.

GIESSEN: *Sammlungen der den kayserl. Reichshofrath betreffenden Ordnungen und Verordnungen*, wie auch Reichskanzleyordnungen und Gemeinen-Bescheide des Reichshofraths (als Beylagen des *Herchenhahnischen* Werks über den Reichshofrath), nebst einer insonderheit literarische Nachrichten enthaltenden Vorrede, wie auch Regifter. *Herausgegeben von Renatus Carl Freyherrn v. Senkenberg.* 1800. 468 S. 8.

Der Herausg. entlediget sich hierdurch seines, in der im vorigen Jahre erschienenen Abhandlung *über Senate bey dem Reichshofrath* gethanen Versprechens, eine möglichst vollständige Sammlung aller den Reichshofrath betreffenden Verordnungen zu veranstalten. Seine Beweggründe dazu sind folgende: 1) dafs die drey einzelnen Auflagen der neuesten Reichshofrathsordnung von 1654, 1673 und 1730 sich äufserst selten gemacht haben, 2) dafs keine kritisch genaue Auflage dieser Ordnung existirt, 3) dafs nirgends, selbst in den gröfsten Werken nicht, alle den Reichshofrath betreffende Gesetze zu finden sind. Den Besitzern des *Herchenhahn*schen Werks *über den Reichshofrath*, mufs gegenwärtige Sammlung sehr willkommen seyn; sie kann gleichsam als der vierte Band desselben betrachtet werden, da *Herchenhahn*, wenn er nicht zu frühzeitig gestorben wäre, eine ähnliche Sammlung, zur Verständlichkeit seines Buchs, beygefügt haben würde. Die Vollständigkeit und Genauigkeit, wovon Hr. v. *Senkenberg* in seinen älteren Schriften mehrere Beweise gegeben hat, sind auch in dieser Sammlung sehr sichtbar; und wenn es ihm gleich an Gelegenheit fehlte, den Zutritt zu dem Archiv und der sogenannten alten Registratur des Reichshofraths zu erlangen, — welche sich in ziemlicher Unordnung befinden soll, und wo manche schätzbare Urkunden über die Geschichte und Verfassung des Reichshofraths unbenutzt liegen mögen: — so haben ihm doch die Sammlungen seines verstorbenen Vaters, des Reichshofraths v. *Senkenberg*, und andere mühsam erlangte Nachrichten, zu einigen glücklichen Verbesserungen und Ergänzungen gute Dienste geleistet. Es schmerzt ihn sehr, dafs er nicht mit der unter Kayser Karl V. wahrscheinlich vor dem J. 1548 entworfenen *lateinischen Ordnung für den Hofrath*, anfangen konnte, deren Existenz von Moser in der Geschichte der Reichshofrathsordnung und von Herchenhahn Th. II. S. 218. bezeugt wird, welcher letztere anführt, dafs sie nie gedruckt, und auch sonst nicht bekannt geworden, sondern einem Protocoll beygeschrieben gewesen, und auch dort nicht mehr zu finden sey. Dafs der Vater des Freyherrn v. *Senkenberg* eine Abschrift von dieser latei-

steinischen Ordnung besessen habe, kann dieser aus einem von ersterem hinterlassenen Bogen Papier, mit der Unterschrift: *Hierin ist die Hofrathsordnung von Carl V.* beweisen. Der Verlust dieser Abschrift rührt daher von dem bekannten unglücklichen Schicksal her, welches die Sammlung des Reichshofraths v. *Senkenberg* 1779 betraf. Die Gesetze, welche hier von 1559 an in chronologischer Ordnung zusammengestellt werden, sind mehrentheils aus Uffenbach, einige auch aus Londorps, Lünigs, Limnaei und anderen Sammlungen genommen, und die älteren schlechteren Abdrücke, so viel es möglich war, verbessert worden. Ein Decret Ferdinands III. an den Reichshofrath v. J. 1638, die Referirart und Ordnung der Acten betreffend, welches vorher nie ganz gedruckt war, wovon Uffenbach nur einen Auszug liefert, und welches Herr Senkenberg nur beyläufig, Moser aber gar nicht erwähnt, — ist aus einem Manuscript entlehnt, welches 15 den Reichshofrath angehende Stücke von d. J. 1539—1664 enthalten soll. Aus eben diesem Mscpt. wird *a*) ein Gutachten des Reichs-Vicekanzlers v. Stralendorf v. J. 1624 mitgetheilt, welches verschiedene Vorschläge zur Verbesserung der Reichshofrathsordnung enthält, und woraus nachher das kayf. Decret vom 15. April 1626 unter dem Titel: *Neue Reichshofrathsordn. wie es mit Uebergeb- und Erledigung der gerichtlichen Producten* etc., *desgleichen bey der Reichshofkanzley und mit den Sachwaltern, Agenten und Procuratoren gehalten werden solle*, geschöpft worden ist. *b*) Eine noch wichtigere Urkunde, *das kurfürstl. Gutachten den Reichshofrath betreffend, v. J.* 1636, wovon nur die darauf gefolgte kayserliche Resolution durch den Druck bekannt war. Diese beiden Gutachten fügt der Herausg., um die Gesetze dadurch nicht zu unterbrechen, der Vorrede bey. Unter den Reichshofrathsordnungen macht er den Leser auf die des Kayfers Matthias v. J. 1614 mit Recht aufmerksam, weil sie, als die Hauptquelle der neuesten anzusehen, und diese zum Theil mit solcher Nachläfsigkeit daraus abgeschrieben ist, dafs man letztere, ohne Zusammenstellung mit der ersteren, nicht recht verstehen kann. Die neueste Reichshofrathsordnung von 1654 erscheint hier nach dem Original, von dem Reichshofrath v. *Senkenberg* selbst verbessert, mit einigen Anmerkungen des Herausg., welche gröstentheils typographische Verbesserungen, jedoch auch einige wesentliche Zurechtweisungen enthalten, z. B. S. 151. Tit. II. §. 3. wo die Appellationssumme nur auf 300 fl. rhnl. bestimmt, und S. 180. Tit. V. §. 7. wo das *remedium restitutionis in integrum* mit dem *remedio supplicationis* verwechselt wird. Diese wenigen Noten kann man als Zusätze zu den weitläuftigen Moserischen Anmerkungen betrachten. Die sehr vollständige Sammlung der Verordnungen und Decrete, welche den Reichshofrath betreffen, schliefst sich mit der kayserlichen Resolution v. J. 1769 über das Verfahren des Reichshofraths in Klagsachen der Unterthanen gegen ihre Landesherrn. Der Herausg. hat jedoch, während des Abdrucks, noch ein Decret v. 19. Jun. 1770 wegen Erledigung der Religionsbeschwerden, gefunden, welches auch in *Herrichs* Fortsetzung von *Schauroths Concl. Corp. Ev.* S. 600. steht, und dasselbe der Vorrede beygefügt. Auf diese den Reichshofrath selbst angehenden Gesetze, folgen diejenigen *Verordnungen*, welche die *Reichshofrathskanzley betreffen*, und sodann *sämmtliche gemeine Bescheide*, so viel deren aufzufinden waren, wovon die neuesten von d. J. 1797 und 1798 dem Herausg. erst während des Abdrucks zugekommen, und daher der Vorrede angehängt sind. Diese Vorrede enthält über die Geschichte und den Werth der angeführten Gesetze, die älteren Sammlungen, in welchen solche anzutreffen sind, und den kritischen Gebrauch derselben, mehrere nützliche Bemerkungen.

Hildesheim, b. Gerstenberg: *Ueber die Hochstift Hildesheimische Staatsverwaltung*, in Bezug auf die, bey Gelegenheit der *Brabeckischen* Angelegenheit, gegen dieselbe gemachte Beschuldigungen von *Carl August Malchus*, Domsecretär, Hofgerichtsassessor und Schatzactuar. 1800. 206 S. Text und 94 S. Anlagen. 8.

Die gegen den Freyherrn v. *Brabeck*, vor der Hildesheimischen Regierung, von dem Fiscal erhobene Anklage der beleidigten Majestät, wegen gedruckter Bekanntmachung der Bemerkungen, die ersterer der Ritterschaft am 20. April 1799 vorgelegt hatte — bewog denselben, sich in einigen bereits in diesen Blättern angezeigten Flugschriften öffentlich zu vertheidigen. Jetzt tritt ein Gegner auf, welcher die Sache des Hn. Fürstbischofs und des Domkapitels gegen denselben in Schutz nimmt, und um solches desto unpartheyischer mit allen nöthigen Belegen thun zu können, tief in die Geschichte und Finanzverfassung des Hochstifts eindringt. In der Vorerinnerung sucht er die Absicht des Freyherrn v. *Brabeck* dadurch verdächtig zu machen, dafs derselbe mit seinen Bemerkungen, wie er doch wohl hätte thun können, nicht an einem verfassungsmäfsigen Rittertage, sondern nur bey einer zufälligen Versammlung einiger Ritter, hervorgetreten sey, auch eine doppelt stärkere Anzahl Exemplare habe drucken lassen, als Rittergutsbesitzer vorhanden wären; dafs ferner derselbe, nachdem schon eine Anzahl Exemplare in der Stadt ausgetheilt gewesen, erst zwey Tage nachher eins derselben dem Domkapitel zugeschickt, und auf die ungünstige Antwort desselben, welche doch nur in einem Privatbillet bestanden, seine Bemerkungen öffentlich bekannt gemacht habe. Der Fürst, welcher bis dahin so manches während des Bauernprocesses erschienene anonyme Pamphlet übersehen, sey auf die Verbreitung jener durch den vorgedruckten Namen eines Landstandes, einen Schein von Wahrscheinlichkeit gewinnenden Schrift, aufmerksam worden, und habe sie nicht ungeahndet lassen können. (Dieser fiscalische Proceſs hat noch seinen Fortgang. Der v. *Brabeck* suchte zwar dagegen beym Reichskammergericht ein *Mandatum cassatorium* nach, erhielt aber am 8. Jul. v. J. ein abschlägiges Decret, mit dem Vorbehalt der, vor der

der Regierung ohnehin angebotenen, Vertheidigung und Actenverschickung *pro avertenda inquisitione speciali*). Die Quelle der schon seit dem Westph. Fr. entstandenen, und besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts lebhafter gewordenen Irrungen zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen im Hochstift Hildesheim, ist bekanntlich die Religionsverschiedenheit. Der gröfste Theil des Landadels, auch der Städtebewohner, ist der protestantischen Lehre zugethan, dadurch aber von den Dom- und übrigen Stiftern ausgeschlossen; so wie auch die Hofbedienungen und ein Theil der Landesdikasterien, welche aus den Domainen des Fürsten besoldet werden, sich in den Händen gröfstentheils fremder Katholiken befinden. Der Vf. sucht die Uebertreibung der jenseitigen hierauf sich beziehenden Klagen sehr umständlich darzuthun. Wenigstens kann dies, durch den Zufall des Normaljahres entstandene Unverhältnifs der bürgerlichen Rechte, die Verfassung des Hochstifts an sich nicht verwerflich machen. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über die Lage und die inneren Verhältnisse desselben, in Bezug auf die angeblichen Ursachen des Misvergnügens der Unterthanen, handelt der Vf. im IIten *Abschn.* über die Hildesheimische Staatsverwaltung bis zum Vergleich von 1793, und dann im III *Abschn.* über den zwischen den Exemten und den sieben Stiftsstädten am 26. März 1793 geschlossenen Vergleich, und über die zur Aufbringung der Quote der ersteren veranlafste Bonitirung. Diese sehr in das Detail gehende Erörterung enthält merkwürdige Notizen über das Staatsrecht, die Statistik und die Finanzverwaltung des Hochstifts, welche noch in keiner andern Abhandlung so vollständig und verständlich gesammelt sind, und die durch XXXI Anlagen erläutert und bescheiniget werden.

ERFURT, b. Keyser: *Theoretisch-praktisches System der Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden* etc. von *Johann Gottfried Möslern*. Zweyter Theil. 1800. 646 S. 8.

Auch unter dem besondern Titel:

D. *J. G. Möslers System der Lehre von allgemeinen präparatorischen und Präjudicial-Klagen.*

Der erste Theil dieses Systems ist in der A. L. Z. 1799. Nr. 79. I. 625. angezeigt worden, und der Rec. bezieht sich auf das, was dort im Ganzen über den Werth desselben geurtheilt worden ist. Der gegenwärtige zweyte Theil handelt, wie auch der besondere Titel anzeigt, von den allgemeinen, den präparatorischen und Präjudicial-Klagen. Eine *allgemeine* Klage, *actio communis*, nennt der Vf. diejenige, „welche in vielen besondern und ganz verschiedenen „Fällen Statt findet, und unter deren Benennung „oder Begleitung viele besondere oder specielle Kla„gen angestellet werden können;" kürzer erklärt er sich auch dahin: „eine allgemeine Klage ist diejenige, „welche viele besondere Klagen unter sich begreift," und trägt unter dieser Rubrik folgende Arten der Rechtsverfolgung vor: 1) die ordentliche Klage. 2) die summarische Klage, 3) die Executivklage, 4) und 5) die bedingte und unbedingte Mandatsklage, 6) die Wiederklage, 7) die Interventionsklage. Dann folgen die Präparatorien-Klagen, und unter diesen a) die Provocationsklage *ex lege diffamari*, b) *ex lege contendat*, c) die Provocation zur Fortstellung (Fortsetzung) einer angestellten Klage, die aber mit dem Begriff, den der Vf. von Präparatorienklagen überhaupt giebt, nicht füglich übereinstimmt. d) Die Provocation der Gläubiger überhaupt, besonders e) der Erbschaftsgläubiger, f) bey Veräufserung eines Grundstückes wegen vermeyntlicher dinglicher Ansprüche. g) Die Provocation der bey Cassationen alter Consense und Hypotheken etwa interessirten Gläubiger. h) bey der Amortisation eines verlornen Instruments, besonders i) verlorner Pfandbriefe, oder landschaftlicher Obligationen k) die Provocation unbekannter Handlungs- und Societätsgläubiger, l) unbekannter Bau- und Cassengläubiger, m) unbekannter Gläubiger eines Verschwenders, n) unbekannter und vermeynter Erben, o) der Verschollenen, p) der Gläubiger eines gemeinen Schuldners aufser dem Concurs, 9) die Provocation zur Absonderung des Lehns vom Erbe. Hierauf wird von der Klage *ad exhibendum*, von der *Actio in factum de edendo*, von Arrest und Sequestrationsgesuchen, von der Imploration um ein Verbot gegen Zahlungen, desgleichen gegen Veräufserungen, und dann von Präjudicialklagen, sowohl überhaupt, als nach den verschiedenen Arten des natürlichen und bürgerlichen Zustandes besonders gehandelt. Man siehet aus dieser Inhaltsanzeige, dafs der Vf. sorgfältig bemüht gewesen ist, dem Praktiker, der hier Manches zusammen antrifft, was er sonst in mehreren Büchern zerstreut suchen müfste, die Sache möglichst zu erleichtern. Von dieser Seite betrachtet, verkennt auch Rec. den Nutzen nicht, den das Werk für gewisse Leser haben kann, wenn gleich der Vf. sich von den Erinnerungen, die schon bey dem ersten Theile gemacht worden sind, nicht überzeugt hält.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, im Industrie-Compt. u. WIEN, b. Molle u. Comp.: *Neueste englische und französische Muster zu aller Art der Stickerey für Damen wie auch für Fabrikanten.* Gesammelt von *Emilie Berrin* und *Jacques Savin*. Mit 20 doppelt abgedr. Kupfertaf. von denen die Hälfte illum. ist. Querfol. (3 Rthlr.)

Eine Sammlung wie diese, die, so scheint es, nach wirklichen Stickereyen gezeichnet worden, kann natürlicher Weise nicht durchaus von gleich gutem Geschmacke seyn. Ein niedliches Dessein von Blättern und Perlengehängen Tab. 4. ein eben so leichtes und gefälliges Tab. 7. die von Tab. 9. 10. 11. 14. u. 15. nebst der Weinranke Tab. 18. haben uns sehr wohl gefallen; hingegen können wir das Füllhorn und den Blumenkorb Tab. 8. nicht loben, eben so wenig den ganzen Inhalt von Tab. 3., am wenigsten aber die schlechten Landschaften Tab. 17.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Kramer: *Populäre Anthropologie* oder Kunde von dem Menschen nach seinen sinnlichen und geistigen Anlagen, nebst einer Abhandlung: über das Verhältniss des neuern Skepticismus zur wissenschaftlichen Anthropologie, für den Unterricht auf Gymnasien und Akademien, entworfen von *Karl Heinrich Ludwig Pölitz*, ord. Prof. d. Moral und Gesch. auf d. Ritterakademie z. Dresden. 1800. XLII. und 211 S. 8. (20 gr.)

Wenn wir diese Anthropologie ohne alle subjective Beziehungen, als Lehrbuch und Leitfaden für die eigenen Vorlesungen des Vf., welche ausser dem Bezirke der Kritik liegen, blos als wissenschaftliches Werk betrachten; so enthält es weder neue Beobachtungen und Ansichten von den Erscheinungen der menschlichen Organisation und des Gemüths, noch zeichnet es sich durch die Bearbeitung des bereits gesammelten Stoffes aus. Sie hat also von dieser Seite kein eigentliches Verdienst, wenn wir gleich damit nicht leugnen, dass sie als kurze in Aphorismen geschriebene Uebersicht der merkwürdigsten Phänomene, zur Belehrung über diesen interessanten Theil menschlicher Kenntnisse gleich andern Werken dienen könne. Indessen zeichnet der Vf. in der auf dem Titel erwähnten Abhandlung, welche die Stelle einer Vorrede vertritt, so manches Neue und Eigenthümliche aus, womit er die Herausgabe dieser Anthropologie rechtfertiget, dass Rec. noch etwas länger dabey verweilen muss, als es nach seiner Ueberzeugung bey Werken, die bey ihrer Brauchbarkeit zu gewissen Zwecken, doch für die Wissenschaft keinen Gewinn enthalten, geschehen sollte.

Die Philosophie hat nach dem Vf. die Aufgabe, zu zeigen: was der Mensch nach seinen gesammten Anlagen ist, und was er nach diesen werden kann und soll. Jenes ist die theoretische, Anthropologie, dieses die praktische Philosophie, Moral im Allgemeinen. Anthropologie ist die Lehre von den äusern und innern bleibenden Erscheinungen an dem Menschen, in wie ferne sie Erscheinungen sind. In dem ersten Theile handelt er von den äusern, in dem zweyten von den innern Erscheinungen. In dem ersten findet man, nach dem eigenen Geständniss des Vf., nichts Neues, weil er zu wenig Physiolog war, und er begnügte sich, die von andern gemachten Beobachtungen mit zweckmäfsiger Auswahl, mit Deutlichkeit, und mit Vermeidung aller Hypothesen vorzutragen. Mehr Aufmerksamkeit erweckt er für den zweyten Theil, worin, wie er sagt, die Lehre von den Temperamenten, die Begründung der Theorie des Gefühlsvermögens (Begründung des Gefühlsvermögens, wie es hier heifst, ist wohl nur ein Druck- oder Schreibfehler), die Darstellung der Bestimmung des Menschen, so wie die ihm eigenthümliche Ansicht des Skepticismus und seines Verhältnisses zu den übrigen philosophischen Systemen ganz neu seyn möchte. Hierin können wir nun dem Vf. nicht ganz beystimmen. Was erstens die Lehre von den Temperamenten und ihre Classificirung betrifft: so ist sie nichts anders als die Platnersche, mit etwas veränderten Ausdrücken (viel Geist wenig Körper; viel Körper wenig Geist; viel Geist und viel Körper; wenig Geist und wenig Körper). 2) In der Theorie des Gefühlvermögens, welche sehr kurz behandelt ist, finden wir nichts Neues als die Erklärung des Gefühls. Gefühl ist, sagt der Vf. S. 180., das Wahrnehmen des jedesmaligen Zustandes, wie sich derselbe im Bewusstseyn ankündiget; es unterscheidet sich von Empfindung, Vorstellung und von dem Triebe (wenn es aber ein Wahrnehmen ist: so wäre es in so fern doch von Vorstellung nicht zu unterscheiden); es wird durch das jedesmalige Bewufstwerden der Gränzen und Schranken, die unsern Zuständen, sowohl den sinnlichen als den geistigen, gesetzt sind, erregt. *Das Gefühlsvermögen ist also die Fähigkeit unsers übersinnlichen Wesens sich der Begränztheit unsers ganzen jedesmaligen Zustandes bewusst zu werden.* Dass durch diese Erklärungen eine Theorie des Gefühlsvermögens begründet sey, will uns noch nicht einleuchten, und wir wünschten, der Vf. hätte hier Gebrauch von der skeptischen Methode gemacht. Entsteht ein Gefühl blos durch das Bewusstwerden oder Wahrnehmen der Gränzen und Schranken der Zustände? Und gesetzt, dieses wäre der eigentliche Ursprung und Grund der Gefühle, darf man das, wodurch das Gefühl entspringt, sogleich in die Erklärung aufnehmen, und zum wesentlichen Merkmal des Gefühls selbst machen? Ist das Gefühl ein Wahrnehmen der Gränzen und Schranken? Es ist zum wenigsten von dem Vf. mit keinem Grund erwiesen, ungeachtet das *Also* den Schein davon erregt. Am meisten aber haben wir uns gewundert, dass der Vf. diese Erklärung nicht einmal benutzt hat, die zwey Arten von Gefühlen daraus abzuleiten. Uebrigens sind die Gefühle nach drey Classen sinnliche, übersinnliche, gemischte classificirt. Anstatt des letzten zweydeutigen Ausdrucks hätte der Vf. immer den gewöhnlichen, moralische beybehalten können. — Die Bestimmung des Menschen besteht nach dem Vf. in dem

dem Gleichgewichte der Realisirung des sinnlichen und übersinnlichen Zwecks. Dieses nennt er das *gemischte Princip der Moral*, und er behauptet, dass es unabhängig von diesen Zwecken kein Sittengesetz gebe. Wir enthalten uns aller Kritik über dieses Coordinationssystem, welches auch keine Kritik aushält, sondern bemerken nur, dass diese Untersuchungen, selbst nach dem Begriff des Vf., kein Gegenstand der Anthropologie sind. — Die skeptische Behandlung der Anthropologie, welche der Vf. als sein eigenthümliches Verdienst betrachtet, ist nichts anders, als die einzig richtige Methode der empirischen Psychologie, welche sich aus der Gränzbestimmung des Erkenntnissvermögens ergiebt, und von *Schmid*, *Jacob* und andern schon mit philosophischen Geist, und mehr Consequenz angewendet worden ist. Denn skeptisch können wir das Verfahren wenigstens nicht nennen, wenn der Vf. in dem 73 §., welcher überschrieben ist: *was wir von dem übersinnlichen Wesen in uns wissen*, behauptet, man könne *mit Gewissheit* aussagen, a) *dass es entstanden ist*, (*es kann nicht von Ewigkeit seyn*,) b) *dass seine Thätigkeit mit dem ersten Bewusstseyn in uns begonnen hat*. Und wie stimmt diese Behauptung damit überein, dass nach S. 7. sich weder behaupten noch leugnen lässt, dass den Erscheinungen des Gemüths, ausserhalb unserer Vorstellungen, etwas zum Grunde liege? Ueberhaupt können wir nicht einsehen, dass die Anthropologie oder empirische Psychologie, wenn sie ihre Gränzen nicht übersteiget, in der Sphäre des Skeptikers liege, und was der Vf. daher von S. 62—85. von den verschiedenen Systemen über das Verhältniss der Organisation zum Gemüthe, Materialismus, Idealismus u. s. w. von den Kriterien des neuern Skepticismus, von dem Verhältniss dieser verschiedenen Systeme gegen einander in Ansehung der Lehre von den Dingen an sich, und von dem Einfluss derselben auf die Bestimmung des Menschen und die Begründung der Moralphilosophie sagt, ist eine unmethodische Digression, die man in einem Lehrbuche nicht finden sollte. Was übrigens hier und in der Vorrede über den *neuern Skepticismus* d. i. nach S. XIV. die Versuche denkender Zeitgenossen (Aenesidemus, Platner, Reinhard) das als objectiv gültig dargestellte System der kritischen Philosophie zu erschüttern, und die darin befolgten Hypothesen, (z. B. Raum und Zeit als subjective Bedingungen der Anschauung, Kategorien) blos als subjectiv darzustellen, gesagt ist, scheint uns nicht durchdacht genug. Wenn er z. B. sagt, dass dieser Skepticismus nicht ohne Principien sey; auf die Thatsachen des Bewusstseyns als die von der Natur selbst angelegten Principien des Skepticismus baue der Skeptiker *das kleine Gebäude von Ueberzeugungen*, in dem er für die gegenwärtige Epoche seines Denkens wohnt, in welchem *nichts untrüglich, nichts einzig möglich, sondern alles blos subjectiv sey;* wenn er ferner unter den Sätzen, welche den allgemeinsten Umriss dieses Skepticismus ausmachen sollen, folgenden aufführt: „der Skeptiker leitet die Bestimmung des Menschen aus den Thatsachen seines Bewusstseyns ab, und nimmt bey einem gemischten Princip ein Gleichgewicht zwischen den letzten Zwecken der beiden Theile der menschlichen Natur, durch stufenweise Annäherung erreichbar" an: so vermisst man Bestimmtheit und Präcision der Begriffe. Principien, aus denen nicht eine einzige untrügliche Folgerung abgeleitet werden kann, und ein Skepticismus mit einem System von Ueberzeugungen (zumal wenn sie so precär, wie die angeführte sind,) sind versteckte Widersprüche. Wir übergehen, dass dieser Skepticismus hier mit nichts begründet ist.

GESCHICHTE.

ELBERFELD, im Comptoir für Literatur: *Edle Griechen. — In den Revolutionszeiten des alten Syrakus. — Erster Theil*, von den ältesten Zeiten bis zur grosen Revolution unter Dion. — 1800. 257 S. 8. m. 1. Kpf.

Gedoppelt ist die Mitgabe dieses Buchs; es erzählt schön, und erzählt getreu. Unter dem der Sache nicht ganz entsprechenden Titel, erhalten wir eigentlich die älteste Geschichte Siciliens, in welcher Syrakusens Gründung und schnelles Wachsen, vorzüglich aber die Männer, welche in derselben eine glänzende Rolle spielten, die hervorstechenden Theile sind. Die Mythologie der Urzeit findet ebenfalls als Einleitung ihre Stelle; und gerade hier zeigt sich *die Kunst* des Vf. in glücklicher Zusammenstellung, in der genauesten Oekonomie der heterogenen Theile am meisten; der Liebhaber von blos unterhaltender Lectüre findet Befriedigung seines Bedürfnisses, so wie der ernstere Forscher der Wahrheit. Unter den Männern der historischen Zeit wird wohl Gelons Schilderung allgemeinen Beyfall ezwingen; man beurtheilt weniger den Mann nach der Schilderung des Vf. als nach seinen Handlungen, welche reichlich die Stelle eines überflüssigen Raisonnements ersetzen; man glaubt einen glücklich verketteten Roman zu lesen, und wundert sich bey näherer Untersuchung, dass jede einzelne Angabe auf das Ansehen eines alten Schriftstellers gestützt ist. Als Hauptquelle musste seiner Ausführlichkeit wegen natürlich Diodor von Sicilien die häufigsten Dienste leisten; aber bey Behauptungen, wo seine Glaubwürdigkeit zweifelhaft, seine Vorliebe für das Vaterland zu sichtbar wird, bey Begebenheiten, welche Erläuterung aus andern Schriftstellern erhalten konnten, sind auch diese nicht vernachlässigt; und man hätte Ursache, in mehrern Fällen die sehr ausgebreitete gründliche Belesenheit des Vf. zu bewundern, wenn nicht nähere Prüfung fast immer zeigte, dass *Wesseling* in seinen Noten der Hinweiser auf diese Stellen war. Die Syrakusaner Diokles, Dionysius der ältere, und die Jugendjahre Dions, mit welchen dieser Theil schliesst, werden nicht weniger Unterhaltung und Belehrung gewähren. Der Totaleindruck, welchen das Buch auf den Rec. gemacht hat, und vielleicht auf den grösten Theil der Leser machen wird, ist also gut; es kann viel dazu beytragen

tragen, fade Romane aus den Händen künftiger Männer zu verbannen; aber unbedingten Beyfall ſchenken wir der Arbeit bey allem dem nicht. Mit leichterem Muthe übergeht Rec. den Mangel einer ſtrengern Kritik; er weiſs es, daſs das Intereſſe des Leſers dadurch gewinnen kann, wenn man in die freygebigern groſsen Zahlen Diodors kein Miſstrauen ſetzt, für baare Wahrheit annimmt, daſs die Karthaginienſer, ſie, welche in den Kriegen auf Leben und Tod gegen die Römer, nie eine Armee von 100000 Mann in Sicilien aufſtellten, gegen das einzige Syrakus in frühern Zeiten immer mit mehrern hunderttauſenden angezogen kamen, dieſe Menge auf Fahrzeugen überſetzen muſsten, und meiſtentheils total geſchlagen wurden. Er will auch nichts dagegen einwenden, wenn der Vf. der Gemalin des Gelo eine goldene Krone von 100 Talenten ſchenken läſst, und dieſes Geſchenk auf 135000 Rthlr. ſchätzt, ob er gleich die arme Frau bedauert, welche eine Laſt von mehr als 200 Pfund auf dem Kopfe tragen muſste, wenn ſie auch nur einmal in ihrem Leben von dem Präſente Gebrauch machen wollte. — Die Sicilifchen Talente ſind gar viel kleiner als die Attiſchen. — Oder wenn der Vf. von einem goldenen Dreyfuſs 50000 Talente an Werth ſpricht. Aber dem Manne, welcher *belehrende* Unterhaltung geben will, erlaubt Rec. äuſserſt ungern, wenn er Leute ganz anders ſprechen läſst, als es ihr allgemein bekannter Charakter, der auch *abſichtlich* ausgedrückt werden ſollte, mit ſich bringt. Z. B. die Griechen ſchicken beym Einfalle des Xerxes eine Geſandtſchaft an Gelo, um ſich ſeine Unterſtützung zu erbitten. Er verſpricht ſie unter der Bedingung, Anführer des verbündeten Heers zu ſeyn. Um einen Anführer ſind wir nicht verlegen, ſagte der Spartaniſche Geſandte, ſondern um Hülfstruppen. Dieſe Angabe der Geſchichte leitet der Vf. in einen Dialog zwiſchen dem König und dem Geſandten ein; läſst aber den letzten viel ſchwatzen, ganz gegen den Charakter ſeines Volks, und ſtatt der beabſichtigten Bündigkeit und des Treffenden der Antworten, werden ſie hier derb. Da Gelo ſich als Anführer vorſchlägt, fällt der Spartaner S. 48. ein: „Ha! ſo ſollte der wichtigſte Staat im Peloponnes den Schatten des groſsen Atriden erzürnen, daſs er ſein Heer dem Kommando des Gelo und der Syrakuſer übergäb! — Nein, nein, ſo tief kann Sparta nicht ſinken. Entweder müſſen deine Subſidien unſerm Kommando gehorchen, oder — du magſt ſie behalten.“ In dieſem Tone iſt das Uebrige. Der nämliche Dialog liefert zugleich eins von mehrern Belegen, welche ſich aus dem Vortrage dieſer Geſchichte ſammeln laſſen, daſs der Vf. einzelne wirklich angegebene Sätze der Alten als Eigenthum nimmt, und ſie dann nach der Wahrſcheinlichkeit, nach dem Bilde, welches er ſich über den einzelnen Zuſammenhang der Dinge entworfen hat, ausmalt. Der Vf. fühlt den Vorwurf, welcher ihm zur Laſt fallen könnte, ſelbſt, und ergreift deswegen die Gelegenheit einer andern Ausführung von ähnlichem Gehalte, zu einer kurzen Apologie am Ende des Werks, in welcher er behauptet, daſs die Hiſtoriographie den Geſchichtſchreiber berechtige und verpflichte, lebhafte dichteriſche Darſtellung in ſo weit mit der hiſtoriſchen Gründlichkeit zu verbinden, daſs er die dokumentirten Motive der handelnden Perſonen etc. in Briefe, Reden und Scenen einkleidet. So ſchrieb nach ſeiner Meynung Livius die römiſche Geſchichte. — Wir wiſſen wohl, daſs ſchon mehrere unſerer neuern Geſchichtſchreiber, wenn auch nicht öffentlich ſich zu dieſem Grundſatze bekannten, doch nach demſelben handelten; das durch eine lebhafte Einbildungskraft zu ergänzen, ſehr ſchön zu ergänzen wuſsten, wozu die beſtimmten Angaben in den Quellen fehlten; aber wir wiſſen auch, daſs ein ſolches Verfahren ſehr bald den Grad der Zuverläſſigkeit, welchen die Geſchichte noch beſitzt, gänzlich vernichten, Miſstrauen auch gegen wirkliche Thatſachen erregen würde, weil nur wenige in der Lage ſind, das was man wirklich weiſs, von der willkürlichen Ergänzung, und was jeder Schriftſteller nach ſeiner Denkungsart auf eine andere Art ergänzen würde, zu ſichten. Der Vf. ſpricht freylich von dokumentirten Motiven, aber ſeine eigene Art der Behandlung zeigt, wie wenig ſtreng man ſich an dieſelbe bindet, ſobald der Imagination die Thüre geöffnet wird. Livius wäre nie der berühmte Geſchichtſchreiber geworden, wenn er eine ſolche Maxime befolgt hätte; er verfolgt ruhig den Gang der Begebenheiten; nur die bekannten, nicht erſt von ihm ausgeſponnenen Beweggründe, welche dieſen Ereigniſſen ihr Daſeyn gaben, das *pro* und das *contra*, welches man für oder gegen die Rechtmäſsigkeit vieler Schritte angeführt hatte, verwebte er, verwebten auch der gedrängte Tacitus und andere Römer, in ihre Reden, um ſich in dem Zuſammenhange nicht zu unterbrechen. — Das Titelkupfer ſtellt den Diokles vor, der ſich tödtete, weil er einem Geſetze zuwider, das er ſelbſt gegeben hatte, aus Unvorſichtigkeit bewaffnet in der Volksverſammlung erſchienen war, um einen entſtandenen Tumult zu unterdrücken. Er ſieht im Kupfer noch ziemlich unbärtig aus, und ſo unbefangen, wie jemand, der die gleichgültigſte Handlung verrichtet, ob man ihm gleich nicht nachſagen kann, daſs er ſich den Tod zu erleichtern ſuche; denn er ſtöſst ſich das Schwert von oben herab durch den Thorax der rechten Bruſt. Der zweyte Theil, welcher die ausgezeichneten Syrakuſaniſchen Männer ſpäterer Zeit enthalten wird, folgt dem erſten nahe auf dem Fuſs. Rec. freut ſich der ſchnellen Erſcheinung.

Paris, b. Treuttel: *Bonaparte's Feldzug nach Egypten* (Aegypten). *Officielle Actenſtücke.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Erſter Abſchn. *Beſitznehmung von Malta.* im J. VIII. 94 S. 8.

Der Titel: Officielle Actenſtücke, iſt nicht buchhändleriſche Speculation. Man findet hier mehrere auch durch die beſſeren Zeitungen und andere Nachrichten in Deutſchland nicht bekannt gewordene Aufſchlüſſe, vornehmlich 1) eine *Ueberſicht des Betragens von Malta gegen Frankreich während der Revolution,*

tion, belegt durch Befehle des Grofsmeifters zur Beförderung der Engliſchen Armatur gegen Frankreich und durch ein Manifeſt deſſelben vom 10. Oct. 1793, nach welchem bloſs die dem Orden zum Grundgeſetz gemachte unverbrüchliche Neutralität ihn vom activen, unmittelbaren Krieg mit Frankreich zurückhielt; a) *zwey Verträge zwiſchen Rufsland und dem Orden*, welche noch *vor der franzöſiſchen Beſitznehmung* theils zur Ratification gebracht, theils völlig redigirt waren, und von welchen der eine die Erhaltung des polniſchen Groſspriorats für den Orden unter Ruſſiſchem Schutz, der andere aber die neue Stiftung einer Niederlaſſung von Malteſerrittern *griechiſcher* Religion in Rufsland betrifft, durch die vermittelſt einer jährlichen Summe von 200,000 Rubeln 84 Comthuren für ruſſiſch-griechiſche Edelleute fundirt wurden, deren Competenten entweder auf den Flotten des Ordens *oder in den ruſſiſchen Armeen gegen die Ungläubigen* ihre vier gewöhnliche Caravanen zu machen haben ſollten. Dieſe Actenſtücke machen die mächtige Protection, welche der Orden ſogleich nach Eroberung der Inſel bey dem ruſſiſchen Kaiſer gefunden hat, völlig erklärbar, da ſchon hier der Kaiſer ſich *Beſchützer* des Malteſerordens nennt, die Einrichtungen deſſelben, als ſolche, welche das Gefühl der Ehre und die Liebe zum Ruhm vorzüglich einflöſsen, ganz beſonders zu ſchätzen verſichert, und dieſe Geſinnungen ſehr werkthätig beweiſt. Ob die Schwierigkeit, Malteſer-Ritter von der griechiſchen Kirche zu haben, ſchon vor der franzöſiſchen Beſitznehmung ganz gehoben war, wird in ſo fern zweifelhaft, als der zweyte Vertrag hier noch nicht Unterzeichnungen hat. — Auſser dieſen Actenſtücken finden ſich hier die Befehle, durch welche ſowohl der Anfang der Expedition als die Malteſiſche Beſitznehmung regulirt worden iſt, in extenſo. Auch daraus wird mancher kleinere Zug dem Geſchichtsforſcher, welcher den Geiſt ſolcher Unternehmungen zu beurtheilen ſtrebt, denkwürdig auffallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Zürich*, b. Orell und Füſsli: *Ueber ein Wort, das Franz I. von den Folgen der Reformation geſagt haben ſoll?* Eine hiſtoriſche Unterſuchung, von *J. G. Müller* Prof. zu Schaffhauſen. 1800. 52 S. gr. 8. Dieſe kleine aber ſehr inhaltsreiche Schrift iſt ein Anhang zum *ſiebenten Briefe über die Wiſſenſchaften* (Zürich 1798) worin der Vf. den Ausſpruch Franz I. „daſs die Neuerung der Reformation auf nichts anders abziele, als auf den Umſturz der göttlichen und menſchlichen Monarchie" hiſtoriſch zu widerlegen ſucht. Er zeigt ganz richtig, daſs die gute Sache der Reformation ſich wohl vertheidigen laſſe, wenn man nur die Grundſätze derſelben, worin gar kein Umſturz der Monarchie liegt, von den Zufälligkeiten, welche leidenſchaftliche oder fanatiſche Menſchen mit der Religion in Verbindung ſetzten, gehörig abſondert. Die Bauernunruhen zur Zeit der Reformation hingen ſo wenig mit der Religionsverbeſſerung zuſammen, als die Schwärmereyen der Wiedertäufer mit den Grundſätzen der Reformatoren, die ſich eben ſo wenig für inſpirirt hielten, als ſie an den Chiliasmus auf Erden glaubten. Jene Bauernunruhen waren durch wirklichen oder vermeynten Druck motivirt, und es wurde bloſs eine Scene allgemeiner erneuert, die man ſchon vielfach in einzelnen Gegenden vor dem Anfange der Reformation wahrgenommen hatte. (Alles dieſes iſt auch ſchon in *Plank's* Reformationsgeſchichte bemerkt, und es wundert den Rec., daſs Hr. *M.* ſich nicht darauf bezogen hat.) Eben ſo waren die Unruhen, welche Groſsbritannien zerrütteten, nicht eigentlich von der Religion veranlaſst, wenn ſie gleich die Maske wurde, wohinter man politiſche und andere Abſichten verſteckte. Dieſs iſt auch pſychologiſch gar nicht zu verwundern, denn der menſchlichen Unart iſt nichts zu ehrwürdig, um es nicht allenfalls zu ſchlechten Abſichten zu gebrauchen. Aus jenen Zerrüttungen gieng *Sidney's Eſſay on civil Government* hervor, worin eine Staatsverfaſſung theoretiſch ausgeſponnen wurde, deren Ausführung man leider in unſern Tagen verſuchte, und dadurch die ganze gebildete Welt in Verwirrung ſetzte. Von England gieng ferner der Deismus aus, wenn gleich vielleicht der erſte Stoff dazu in der Freydenkerey Italiens, wohin die engliſchen Groſsen ſo fleiſsig reiſten, zu ſuchen iſt, fand ſeine berühmten Apoſtel bald auch in Frankreich und untergrub überall den Glauben an die Offenbarung des Chriſtenthums, wodurch ein groſses Unheil geſtiftet wurde. (Dieſes wäre noch immer nicht ſo nachtheilig geweſen, wenn man nur nicht die moraliſche Religion des Chriſtenthums zugleich mit untergraben hätte. Allein eine traurige Verwechſelung des Cultus mit der Religion ſelbſt that der guten Sache den gröſsten Schaden!) — Doch „Irrthum vergeht, die Wuth des Fanatismus „verzehrt ſich ſelber, die Heucheley wird enthüllt, aber Wahrheit bleibt. Durch Kämpfe und blutige Erſchütterungen ringt „ſich die Menſchheit zu neuer Entwickelung, zu einer reinern „Erkenntniſs der Wahrheit hindurch in unſerm — oder wenn „dieſer zu einer neuen Barbarey verdammt ſeyn ſollte — gewiſs in einem andern Welttheile!" Dieſes Urtheil unterſchreibt Rec. von Herzen; denn es iſt das Reſultat eines unbefangenen philoſophiſchen Zuſchauers der Weltbegebenheiten. Weil nun aber Hr. *M.* die Quellen von den religiöſen Erſcheinungen der Zeit, die nicht in Deutſchland liegen, ſehr richtig bezeichnet hat: ſo muſste es dem Rec. doppelt auffallen, die deutſchen Theologen ganz unerwartet mit hinein gezogen zu ſehen. S. 49. „Die würdigſten Theologen Deutſchlands ſetzten „den neuern Zeiten dieſes ruhmwürdige Werk der Remonſtration „ten fort. Eine von ihnen ausgegangene Parthey, *die man mit „beſten theologiſche Revolutionärs nennt*, glaubt indeſſen, es ſey „noch nichts geſchehen, ſo lange vom altchriſtlichen Glauben „noch eine Spur übrig bleibe." u. ſ. w. Rec. bedauert, einen ſo guten hiſtoriſchen Schriftſteller, als der Vf. iſt, in den unhiſtoriſchen Ton eines *Barruel* und *Robiſon* verſinken zu ſehen, und muſs zur Steuer der geſchichtlichen Wahrheit hinzufügen, daſs man eine ſolche theologiſche Parthey in Deutſchland ſelbſt nicht kennt, welche es verdiente, mit einem ſo gehäſſigen Namen gebrandmarkt zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. Februar 1801.

GESCHICHTE.

Angeblich zu London, b. le Bouffonnier: *Précis hiſtorique de la vie et du pontificat de Pie VI.* par *M. Blanchard*, Bachelier de Sorbonne et Curé de Saint-Hippolyte, Diocèſe de Liſieux. („Pontife révéré, Souverain magnanime, Noble et touchant ſpectacle, et du monde et du ciel, Il honore à la fois, par ſa vertu ſublime, le malheur, la vieilleſſe, et le trône et l'autel.“ Par M. l'Abbé Delille.) 1800. 298 S. gr. 12. (12 gr.)

Schon Titel und Verfaſſer dieſer Schrift kündigen eine Lobrede auf *Pius VI.* an; ſie iſt aber auch zugleich eine eifrige Schutzſchrift für ihn wider die Lebensgeſchichte deſſelben, welche im J. 1799 unter der Aufſchrift: *Mémoires hiſtoriques et philoſophiques ſur Pie VI. et ſon Pontificat, etc.* zu Paris in zwey Bänden erſchienen iſt, und von welcher bereits eine deutſche Ueberſetzung (Pius VI. und ſein Pontificat, etc. mit Anmerkungen des Ueberſetzers, Hn. D. *Meyers* zu Hamburg, nebſt einem Nachtrage von Fragmenten, Hamburg, 1800. 8.) in jedermanns Händen ſich befindet. Hr. *Bl.* geſteht, daſs ſein Freund, an den er hier eine Reihe von Briefen richtet, den Vf. jenes Buchs für unterrichtet und gemäſsigt, mithin für glaubwürdig halte; warnt ihn aber deſto mehr, auf ſeiner Hut zu ſeyn, wenn *ein Schriftſteller, der ſich ausdrücklich für einen Philoſophen ausgiebt*, das Leben eines durch ſeine Tugenden und ſeine Religion ausgezeichneten Mannes beſchreibt. „Er will vielmehr zeigen, daſs dieſer Papſt über alle unſere Lobſprüche, und über alles unſer Bedauern erhaben ſey;“ jenem Biographen aber wirft er Unwiſſenheit in den erſten Begriffen der Moral, und ſeinem Werke lauter Unordnung, Verwirrung, beſtändige Widerſprüche, und einen Umſturz aller Grundſätze vor. Wir haben es in der deutſchen Ueberſetzung geleſen, und finden freylich, daſs es nicht ganz unpartheyiſch geſchrieben iſt; ſich öfters zu merklich auf franzöſiſche Seite neigt; nicht ſelten einen witzig ſpöttiſchen Ton annimmt, der in der neueſten Geſchichtſchreibung ſo ſehr gefällt, und einige andere kleinere Flecken hat. Gleichwohl, wenn ja die Zeit ſchon gekommen ſeyn ſollte, (woran wir doch zweifeln,) da eine möglichſt genaue, billige und von Leidenſchaften freye Biographie *Pius VI.* geſchrieben werden kann: ſo macht dieſe mehr Anſpruch an ſolche Eigenſchaften, als jede andere. Unſer Baccalaureus der Sorbonne hingegen iſt ein kläglicher Panegyriſt, dem Abwechſelung von Lob und Tadel für klarer Widerſpruch gilt, und der ſich ſelbſt am beſten, durch folgende Stelle im Eingange zu dem Leben des Papſtes (S. 25. ſq.) charakteriſirt hat: „*Die neuere Philoſophie*, welche lange Zeit im Dunkeln verborgen gelegen hatte, hob bereits damals, als er auf den päpſtlichen Thron geſetzt wurde, ihr Haupt etwas empor. Um jene gewaltſamen Umkehrungen zu verſuchen, welche Europa erſchreckt haben, bewaffnete ſie, unter dem ſcheinbaren Vorwande, nützliche und erwünſchte Reformationen vorzunehmen, faſt alle katholiſchen Mächte wider ihn. — Dieſer groſse Papſt hat das ihm anvertrauete geheiligte Gut des Glaubens und der Kirchenzucht, ohne einige Verfälſchung, wider alle Anſtrengungen *dieſer unruhigen und zum Aufruhr geneigten Philoſophie*, welche, um ſich zu rächen, ſeine weltliche Macht niedergeſtürzt hat,“ u. ſ. w. Eben dieſen Geſang, das den emigrirten Prieſtern, ſo wie der ganzen curialiſtiſchen Parthey, ſo eigene Klaglied wider die Philoſophie, ſtimmt der Vf. in der Folge immer von neuem an, wenn er Angriffe auf die Macht des Papſtes und ſeines Clerus zu erzählen hat. So ſchreibt er S. 191. „*Die Unternehmungen, welche die Philoſophie den Fürſten gegen das Chriſtenthum angegeben hatte*, waren nur ein ſchwacher Verſuch von dem Plan, welchen ſie entworfen hatte. *Die Philoſophen ſetzten ſich nichts Geringeres vor, als alle Altäre von Europa, und ſogar in der ganzen Welt, umzuſtürzen*,“ u. ſ. w. Mehr wird man von dem Vf. nicht zu wiſſen verlangen, um den Geiſt ſeiner Lebensbeſchreibung zu beurtheilen. Wie bekannt er mit der Geſchichte unſerer Zeiten ſey, kann die Stelle S. 239. zeigen, wo er verſichert, *die Fürſten von der Coalition* gegen Frankreich hätten *nicht die Abſicht gehabt, dem Könige von Frankreich wieder auf den Thron zu verhelfen; ſondern ſich zu vergröſsern, und eines Theils der Provinzen ſeines Reichs zu bemächtigen.* Daſs der Vf. die ſchändlich unwürdige Art, mit welcher *Pius VI.* von den Franzoſen behandelt worden iſt, freyer und richtiger abgeſchildert hat, als es in jenen Mémoires geſchehen iſt, leidet keinen Zweifel; aber das wuſste man ſchon längſt aus andern Nachrichten.

Leipzig, in d. Wolf. Buchh.: *Allgemeine Geſchichte der berühmteſten Königreiche und Freyſtaaten in und auſserhalb Europa. Dritte Abtheilung. Die Schweiz. Erſtes Bändchen.* 1800. 18 Bog. 12. (12 gr.)

Auswahl der Begebenheiten, und Richtigkeit der Erzählung im Ganzen, iſt die lobenswürdige Eigenſchaft auch dieſes Bändchens; ja wir haben es in dieſer Hinſicht faſt mit noch mehrerer Zufriedenheit geleſen,

lesen, als die vorigen. Nur die Beschreibung der deutschen Regierungsform S. 81. u. f. enthält manchen Irrthum; das Lob, das S. 386. dem deutschen Könige Adolf gegeben wird, verdient er nicht; und so könnte man noch einige andere kleine Fehler anführen. Aber der gröfste Tadel trifft noch immer die Schreibart, in der man nicht allein alle Suevismen wieder findet, welche wir in den vorigen Theilen getadelt haben, sondern die auch noch eben so weitschweifig, ekelhaft wortreich, gesucht, und der Erzählung unangemessen ist, wie ehemals. So liefet man hier, ferners, weit (bey weitem) wenigst (zum wenigsten), zwoen, sonderheitlich, so fast (so sehr) jener (derjenige, der) u. a. m. S. 17. „Er sagte — er werde es schlechterdings nicht angehen lassen;" ist ganz undeutsch; der Satz: „An der Spitze des Herz. von Schwaben, Welfs aus Bayern, und Berchtold aus Zähringen hielten die Misvergnügten wiederholte Zusammenkünfte;" ist, so wie es da steht, ohne Sinn, wenn man gleich wohl sieht, was der Vf. sagen will. „Ungeduldige Sehnsucht," hat man wohl nach einem entfernten Gegenstande, oder nach einer schwer zu erhaltenden Sache. Der Vf. lafst aber K. Albrecht Soldaten „mit ungeduldiger Sehnsucht nach Sieg," gegen das erschrockene Zürch anrücken. Er verwirft Wörter, die den Sinn auf das beste ausdrücken, und die ihm völlig zur Hand liegen, und wählt anstatt derselben andere, die das nicht sagen, was er andeuten will. Anstatt S. 408. zu sagen: „Nachdem Albrecht bereits so viele Oerter Helvetiens unter seine Herrschaft vereinigt hatte, erwachte in ihm der *Verdrufs*, dafs mitten unter ihnen die drey Waldstädte frey waren; sagt er: erwachte in ihm *der Aerger*. Die Verschiedenheit beider Wörter ist doch hinlänglich bekannt. Die Erzählung mit Gleichnissen aufzuputzen, möchten wir dem Vf. nicht ferner rathen. Der Versuch dazu S. 144. ist gar zu sehr mifslungen. Noch einmal, eine fehlerlose, gefällige Schreibart, ist eine unerläfsliche Bedingung für Verfasser historischer Bücher, die für die grofse Lesewelt geschrieben sind. Man verzeiht ihnen eher Fehler gegen die historische Wahrheit, wenn sie nicht zu wesentlich sind, als einen misfälligen Vortrag.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZITTAU und LEIPZIG, b. Schöps: *Allgemeine Beyträge zur Beförderung des Ackerbaues, der Künste, Manufacturen und Gewerbe.* Herausgegeben von J. G. Geifsler. *Erster Theil.* 1800. 130 S. 8. m. 7 Kpfr. (12 gr.)

Die lobenswürdige Absicht des Vfs. ist: alle Erfindungen, die zur Vervollkommnung des Ackerbaues, der Künste, Handwerker, Manufacturen und mehrerer Gewerbe des bürgerlichen Lebens abzwecken, zu sammeln, und sie nach und nach dem Publicum vorzulegen. Ein solches Unternehmen verdient allen Dank, da Industrie und Kunstfleifs in den Gewerben einen entschiedenen Einfluss auf Völker- und Länderglück haben. Dieser erste Theil enthält nachstehende Abhandlungen: 1) J. G. *Prasse Flachsspinnrad mit fortrückender Spule.* Es soll dadurch nicht nur die Arbeit beschleunigt, sondern auch der Faden regelmäfsiger aufgewickelt werden. In wie fern diese Vortheile mit den Kosten einer ziemlich componirten und daher theuern Maschine im Verhältnifs bleiben, kann Rec. nicht entscheiden. 2) *T. Hayes, über die Gefahr, sich in Milchhäusern der Gefäfse von Bley, Kupfer oder Meffing zu bedienen.* H. zeigt, dafs man zwar dann, wenn man metallene Gefäfse zur Aufbewahrung der Milch nimmt, mehr Rahm, folglich auch mehr Butter erhalte, als wenn man irdene oder hölzerne wählt, allein dafs man doch Gefahr laufe, den Rahm entweder mit Bleyzucker oder Grünspan zu vergiften. Hierin hat H. allerdings Recht, ja die Gefahr wird desto gröfser, je höher die Temperatur, folglich je mehr die Milch zum Sauerwerden geneigt ist. In Deutschland hat man indessen diese Vergiftung so leicht nicht zu befürchten, da man sich der gläsernen Gefäfse bedienen kann, die kostbaren metallenen hingegen bey uns wohl so leicht nicht eingeführt werden möchten. Die Ausdünstungen eines Milchhauses entstehen, wie H. ganz richtig darthut, von einer Säure. 3) *Desmond's Verfahren, alle Arten von Häuten und Leder zu gerben, desgleichen verschiedene vegetabilische und animalische Substanzen, als Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Haar, Wolle, etc. so wie die Materialien, die davon gemacht werden, dichter und im Waffer weniger verderblich zu machen.* Diese, auf richtige chemische Grundsätze gebaute Abhandlung kann Rec. mit Ueberzeugung als lehrreich empfehlen. 4) *Hooper's Verfahren, aus Abgängen von Leder, ein Leder zur Bekleidung der Kutschen, etc. zu verfertigen, desgleichen um allerhand Gefäfse, Formen und andere Verzierungen in Zimmern zu machen; ferner zum Einbinden der Bücher, und zu Verfertigung verschiedener Arten von Papier.* Die Abgänge werden in eine Maschine gebracht, der Unrath wird fortgespült und die Masse mit Wasser so lange bearbeitet, bis, unter einem Zusatz von Kalkmilch, ein feiner Teig daraus geworden. Sodann wird sie in Formen geschüttet, und, um alle Wäfserigkeit fortzuschaffen, stark gepresst. Bey dem Leder, welches zum Einbinden der Bücher bestimmt ist, bleibt die Kalkmilch weg. Um Papier daraus zu erhalten, versetzt man die Abgänge mit dem vierten Theil von alten Schifseilen, abgängigem Hanfe und etwas feinem Thon. Diefs giebt ein braunes Papier. Ein feineres erhält man, wenn man zu der Breymasse drey Viertheile und mehr Lumpen hinzusetzt, und dann alles, wie bey der gewöhnlichen Papierfabrication, behandelt. Bey der gegenwärtigen starken Consumtion, und zunehmenden Theuerung des Papiers, verdient dieser Vorschlag allerdings Aufmerksamkeit. 5) G. *Glenny's Esq. Verfahren, aus der Holzasche eine gröfsere Menge Potasche zu erhalten, als gewöhnlich.* Die Asche, welche von dem Verbrennen des Holzes entsteht, mufs vorher im Ofen zu feinem Pulver calcinirt, und dann, wie gewöhnlich, behandelt werden.

den. 6) *Verfahren, dem Theriac seinen unangenehmen Geschmack zu benehmen, und ihn zu verschiedenen Absichten anstatt des Zuckers anwendbar zu machen.* Ein Theil Theriac, ein Theil Wasser, und $\frac{1}{8}$ Theil guter Kohle unter einander gemischt; diese Mischung wird eine halbe Stunde gekocht, filtrirt und sodann der Theriac bis zur Syrupsdicke eingedickt. Bey diesem Verfahren erhält man fast eben so viel Syrup, als Theriac verwendet worden. 7) *Tatin's Zusammensetzung eines Wassers zur Vertilgung der Raupen, Ameisen und anderer Insecten.* Es werden $1\frac{1}{4}$ Pfund schwarze Seife, $1\frac{1}{4}$ Pfund Schwefelblumen, und 2 Pfund Erdschwamm von irgend einer Art mit 15 Gallonen Wasser vorschriftsmäßig behandelt, und mit diesem Wasser die Gegenstände besprengt. Raupen, Käfer, Wanzen, Blattläuse und mehrere andere Insectenarten werden, durch eine einzige Injection mit diesem Wasser getödtet. Rec. findet dieß Mittel zweckmäßig, und glaubt, seine Wirkung bestehe in dem entwickelten Schwefelwasserstoffgas. 8) *Fourcroy über den Einfluß der Lebensluft auf die Färbung vegetabilischer Substanzen, und über eine neue Zubereitung fester Farben zum Malen.* Rec. kann wohl voraussetzen, daß diese Abhandlung sich schon in den Händen aller derer befindet, für welche dieser Theil der technologischen Chemie Interesse hat. S. 61. steht Schaale statt Scheele. Die braunen, rothen und violetten Farben der Vegetabilien werden dadurch fixirt, daß man sie mit einer gewissen Menge Sauerstoff vermittelst der (*oxygenirten*) Salzsäure anschwängert. 9) *Valeys horizontales Butterfaß.* Ist zu componirt. 10) *J. A. Chaptal's Bemerkungen über die Wirkung der Mordenten beym Rothfärben der Baumwolle.* Daß Hr. G. als vermuthlicher Uebersetzer dieser Abhandlung das französische Wort *Mordent* beybehalten, und nicht lieber den bessern und verständlichern deutschen Ausdruck *Beitze* gewählt? das mag er verantworten. Uebrigens ist dieser Aufsatz, der auch schon dem Schererschen Journal einverleibt worden, unstreitig einer der vorzüglichsten in seiner Art. C. zeigt, daß man der ungeheurer Menge von Beitzen, die man vormals brauchte, um die Färberröthe auf Baumwolle zu tragen, entübrigt seyn könne. Man gebraucht nur 1) Oel, worin die Baumwolle getränkt wird, um die Farbe anzunehmen. Um das Oel gleichförmiger zu vertheilen, setzt man demselben Natron, oder, was eben die Dienste leistet, und nicht so kostbar ist, Kali zu. In der richtigen Menge des Oels und des Alkali liegt das ganze Geheimniß. 2) *Galläpfel;* diese können durch kein adstringirendes Princip ersetzt werden. Die Gallung muß heiß, und so schnell wie möglich, geschehen, und darauf schnell getrocknet werden. Hiedurch wird das Oel auf dem Zeuge befestigt, indem die entstandene Seife zersetzt wird. 3) *Alaun.* Er erhöhet das Roth der Färberröthe, und durch die Verbindung der Thonerde mit der Baumwolle wird die Haltbarkeit vermehrt. Nun erst wird das Roth aufgetragen. 11) *Guyton's Versuche über die Mittel, die Farben zu verbessern, deren man sich zum Malen bedient.* Wegen der grosen Reichhaltigkeit ist dieser Aufsatz eines Auszuges nicht fähig, er muß *ganz* gelesen werden. — Rec. glaubte dem ersten Bande dieses nützlichen Buchs eine ausführlichere Anzeige schuldig zu seyn, um Liebhaber auf die hier abgehandelten Gegenstände aufmerksam zu machen.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Sammlung von gesellschaftlichen Gartenspielen und ländlichen Vergnügungen, die mit Leibesbewegung verbunden, Personen, deren Beruf ist, viel zu sitzen, vorzüglich zu empfehlen, und dem Hufelandischen System, die Gesundheit durch Bewegung und frohen Muth zu erhalten, ganz angemessen sind.* Herausgegeben von Joh. Gottfr. Grohmann, Professor zu Leipzig, mit XII. Kupfern. 7 Bog. Text. gr. 4.

So weitläuftig dieser Titel ist, und so augenscheinlich manches darauf steht, was eben nicht darauf zu stehen brauchte, so giebt doch der Herausgeber ihm im Vorbericht noch eine beträchtliche Erweiterung. Er versichert nämlich: daß in diese Sammlung alle Spiele aufgenommen werden sollten, „*die im Freyen gespielt werden können (!) oder müssen, so viel deren ihm bekannt würden, sie möchten nun aus diesem oder jenem Land und Zeitalter seyn.*" Wenn dieß dem Herausgeber und der Verlagshandlung ein Ernst ist und bleibt; wenn sie sich gehörig überdacht haben, wie vielerley Spiele im Freyen gespielt werden *können*, wenn sie alle diejenigen aufnehmen wollen, die auch in andern Ländern, unter andern Klimaten gespielt werden; ja, wenn sie es sogar auf die Spiele schon vergangner Epochen ausdehnen — wahrlich, dann ist dieser erste Heft der Anfang eines fast unübersehbaren Werkes; dann dürften wenigstens einige tausend Blätter nöthig seyn, das Ganze zu umfassen.

Doch wahrscheinlich wird das gar bald sich abändern. Der Entwurf überhaupt wird entweder seiner Weitschichtigkeit halben aufgegeben oder blos auf eine Auswahl beschränkt werden; und um so mehr wäre es zu wünschen, daß man dieselbe — schon jetzt getroffen, und nicht so nachsichtig Kinder- Volks- und Gesellschafts-Spiele zusammen vermischt hätte. — Wie kann man z. B. das *Strohmanns Spiel* Nr. XII. womit die Mädchen in Madrit auf der Gasse im Karneval sich belustigen, hieher ziehen? Warum mußte das *Sacklaufen* Nr. XI., das freylich in England zuweilen ein Vergnügen der niedrigsten Volksclasse ausmacht, hier erst weitläuftig beschrieben und abkonterfeit werden? Wie sollte wohl, dem Versprechen auf dem Titel zu folge, das *Hahnschlagen* Nr. IV. zur Gesundheit etwas beytragen? Bewegung ist freylich dabey, aber gewiß nicht von der Art, wie das Hufelandische System sie begehrt. — Am Ende erhielten wir nicht nur alle Kampfspiele und Tänze alter Völker, sondern auch aus unsern Zeiten Schnellkäulchen und Kräuseldrehen hier in Kupfer gestochen; denn Spiele in freyer Luft sind es allerdings. Nur wenn der Herausgeber die Sache ein wenig schwerer sich macht; wenn er blos solche Spiele aufnimmt, die angenehm, nützlich, auch

wohl

wohl aus andern Ländern auf unſere Heimath zu verpflanzen ſind,* nur dann dürfte ſein Vorhaben Unterſtützung finden, und Dank verdienen.

Die Kupfer, von verſchiedenen Künſtlern gezeichnet und geſtochen, ſind auch von ſehr verſchiedenem Gehalt. Ein paarmal ſind Fehler der Unachtſamkeit eingeſchlichen. Dahin gehört die ungeheuere Gröſse des Strohmanns Nr. XII. die zwar der Herausgeber ſelbſt rügt, die aber durch das Widrige des Anblicks beynahe eine Abänderung der ganzen Platte verdient hätte; dahin auch Nr. IX. der Verſtoſs, daſs jeder der zwey Spielenden fünf Kegel vor ſich hat, da ja die Ungleichheit der Kegel den Anfang des Spiels beſtimmen ſoll. — Auſser den Spielen ſind auf den Kupfertafeln immer noch kleine Luſthäuſer, Kabinetter, Lauben, chineſiſche Glockenthürmchen u. ſ. w. angebracht. Eine Idee, die an ſich ſelbſt recht gut und löblich zu nennen iſt, weil der Zeichner hierdurch Gelegenheit erhielt, kleine allerdings brauchbare Garten-Parthieen anzugeben. Nur hätte einigemal die Wahl paſſender getroffen werden können. So z. B. ſehn wir nicht recht ein, wie ſich zum *Hahnſchlagen*, von welchem der Vf. ſelbſt ſagt: „daſs es wohl ſchwerlich ein Spiel für „Menſchen von der gebildeten Claſſe, ſondern ein „Feſt fürs Landvolk gegeben ſeyn dürfte," — der chineſiſche Sonnenſchirm ſchickt; und der Ziehbrunnen Nr. III. bey der *ſehenden Blindekuh* nimmt ſich zwar maleriſch genug aus; ſchickt ſich aber ſchlecht zu dem vornehmen Häuflein, das ſich mit dieſer Kurzweil erluſtigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) Ohne Druckort: *Erklärung einiger Individuen des Ritter- und Adelſtandes in Bayern auf das Circular-Schreiben der landſchaftlichen Verordnung von 16. May, die Einberufung eines Landtags betreffend.* 1800. 48 S. 8.

2) *Nur ein Landtag kann Bayerns Selbſtſtändigkeit und Glück für die Zukunft gründen.* Ein ernſtliches Wort an die landſchaftliche Verordnung, ein wohlmeynender Rath an die Stände. und eine dringende Bitte an den Fürſten. 1800. 85 S. 8.

Die Stände des Herzogthums Bayern hatten von Alters her einen wichtigen Antheil an der geſetzgebenden Gewalt, und behaupteten ſogar, daſs ohne ihre Beyſtimmung kein Kammergut veräuſsert, kein Bündniſs eingegangen, kein Krieg unternommen, kein Friede geſchloſſen werden dürfe. Die ſtändiſchen Angelegenheiten wurden auf gewöhnlichen Landtägen verhandelt. Zu Ende eines ſolches Landtags beſtimmte man die Zeit, da die Stände ſich wieder verſammlen ſollten, und wählte einen Ausſchuſs (Landſchaftliche Verordnung betittelt) welcher in der Zwiſchenzeit ihre Gerechtſame und Geſchäfte zu beobachten hatte. So wurden auch auf dem letzten Landtage im Jahre 1669. landſchaftliche Verordnete auf 9 Jahre beſtellt. Allein nach Ablauf dieſer 9 Jahre, und bis auf dieſe Stunde, wurde kein neuer Landtag gehalten; der beſtellte Ausſchuſs ſetzte ſein Geſchäft (*ex praeſumto mandato*) fort, und ergänzte durch eigene Wahl die Zahl der abgehenden Mitglieder. Derſelbe fühlte jedoch ſelbſt den Abgang einer gültigen Vollmacht, und die Nothwendigkeit eines allgemeinen Landtags, und gab ſolches ſeit dem Jahre 1794 mehrmalen zu erkennen. Nach dem Regierungsantritt des jetzigen Herrn Kurfürſten wurde derſelbe durch mehrere Mitſtände an die Erlöſchung jener Vollmacht förmlich erinnert; und da hierzu noch die neuen Foderungen der Regierung kamen, welche den Ständiſchen Ausſchuſs in die gröſste Verlegenheit ſetzten: ſo erlieſs derſelbe am 16 May dieſes J. eine Zuſchrift an ſeine ſämmtlichen Committenten, worin er erklärte: daſs er unter gegenwärtigen Umſtänden ſeine Function nicht fortſetzen könne, ſondern auf die baldige Einberufung eines Landtags antragen müſſe. Er verlangte hierüber, und auf die Frage: ob ihm nicht etwa eine Interimsvollmacht für dieſes Jahr, oder bis zum Eintritt des Friedens, zu ertheilen wäre? — eine ſchriftliche Erklärung der Mitſtände. Mehrere Mitglieder der Ritterſchaft, ingleichen die Stadt Straubing und das Collegiatſtift St. Martin zu Landshut ſtimmten auf die alsbaldige Zuſammenberufung der Stände. Das letzte wollte jedoch, wegen des Kriegs, den Landtag auf die Wahl und Bevollmächtigung eines neuen Ausſchuſſes zu den dringenden Geſchäften einſchränken. Die Univerſität zu Landshut hingegen wollte den Landtag erſt nach dem Schluſs eines allgemeinen Reichsfriedens eintreten laſſen, immittelſt aber dem dermaligen landſchaftlichen Ausſchuſs eine neue Vollmacht ertheilen. Dieſe vierfache Erklärung, ingleichen das Circularſchreiben des landſchaftlichen Ausſchuſſes, machen den Inhalt der mit Nr. 1. bemerkten Abhandlung aus, die übrigens mit vieler Mäſsigung geſchrieben iſt.

Der Vf. von Nr. 2. zweifelt, ob die Mitglieder des Ausſchuſſes die Erfüllung ihres Begehrens ernſtlich gewünſcht, und die gehörigen Mittel dazu angewendet hätten? — Sie ſcheinen ihm den Zeitpunkt abgewartet zu haben, wo der Hof, wie ſie gewuſst hätten, gegen einen Landtag geſtimmt geweſen. Und warum, fragt er, blieben ſie noch verſammelt, nachdem der Hof ihrem Begehren nicht nachgegeben hatte, da ſie doch, nach ihrem eigenen Geſtändniſs, keine auſserordentlichen Beyträge mehr bewilligen konnten? Warum ſagten ſie ihren Committenten kein Wort? Warum erklärten ſie dieſen nicht, daſs ihnen die gehörige Vollmacht mangele? — Er glaubt daher, daſs ſeine ernſtlichen Worte an die Verordneten auch gegenwärtig noch nicht überflüſsig ſeyn werden. — Mit einem etwas unſanften Ton wirft er ihnen vor, daſs ſie ohne Vollmacht gehandelt hätten, daſs daher ihr ganzes Geſchäft null ſey, und beweiſet ihnen aus dem gemeinen Recht und dem bayriſchen Landrecht, daſs ſie nicht nur ihre Principalen, ſondern auch den dritten, mit welchem ſie gehandelt, ſchadlos halten müſsten. Sehr weitläuftig werden die Einwendungen beantwortet, welche einige ungenannte Vertheidiger des gegenwärtigen Ausſchuſſes gemacht hätten, um die ſtillſchweigende Einwilligung der Stände, ingleichen den Nutzen darzuthun, welchen der Ausſchuſs durch ſeine patriotiſche Verwendung bey verſchiedenen Vorfällen geleiſtet habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1801.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Göttingen, b. Rosenbusch's Wittwe: *Materialien zur Erregungstheorie.* Von D. L. H. C. *Niemeyer*, weiland praktischem Arzte in Hannover. Herausgegeben von D. *Georg Friedrich Mühry*, praktischem Arzte in Hannover. 1800. XVI u. 214 S. 8.

Unter den mancherley Schriften, welche durch die neuere Theorie der Heilkunde veranlafst worden sind, behauptet vorliegende eine der ausgezeichnetsten Stellen. Sie behandelt zwar nur wenige Gegenstände, aber sie ist darum doch reicher an Gehalt, als manche dickleibige Bände, die es mit nichts geringerm, als einem ganzen Systeme der Wissenschaft zu thun haben. Der Beytrag, den sie zur Aufklärung nicht blofs der Erregungstheorie, sondern der Heilkunde überhaupt, liefert, besteht zwar nicht in neuen Experimentalunterfuchungen und Entdeckungen, die Masse des Factischen wird durch sie nicht geradezu vermehrt, aber demungeachtet ist dieser Beytrag eben so reell, und überdiefs von einer höhern Art; denn der Beobachtungen und Experimente haben wir bereits einen unermefslichen Ueberfluss, aber nicht jedem ist es gegeben, durch Zusammenstellung derselben Resultate, die für Wissenschaft und Kunst gleich wichtig sind, herauszubringen, und die rohe Masse zur ächten naturgemäfsen Theorie hinaufzuläutern. Ein solches glückliches Talent besitzt der Vf. vorliegender Schrift; sie selbst ist der vollgültigste Beweis davon, und er hat durch sie einen eindringenden Scharfsinn, verbunden mit einer glücklichen Combinationsgabe, und denjenigen philosophischen Geist, den die Bearbeitung der Medicin erfodert, bewährt. Doch Rec. eilt zur Anzeige des Inhalts selbst, welcher der beste Beleg für sein Urtheil seyn wird.

Aus der Vorrede des Herausgebers erfahren wir, dafs der Vf. seine praktische Laufbahn frühe durch den Tod geendigt hat. Rec. beklagt diefs als einen wahren Verlust für die Heilkunde. Nach der vorliegenden Probe, und nach dem unermüdeten Eifer, mit welchem der Vf. die Theorie, der er huldigte, am Krankenbette zu bewähren suchte, wovon er zu frühe das Opfer wurde, durfte man sich noch die schönsten Früchte von ihm versprechen. Auch soll er aufser diesen Materialien zahlreiche und interessante Beobachtungen über den nützlichen Gebrauch des Opiums, in den verschiedenartigsten Krankheiten, hinterlassen haben, die für einen zweyten Band bestimmt waren, und zu deren Bekanntmachung der Herausgeber uns Hoffnung macht. Von den drey Abhandlungen, die diesen Band ausmachen, behandeln die zwey ersten einen verwandten Gegenstand unter verschiedenen Ansichten. Ihr Zweck ist zu beweisen, dafs der Wille nicht, wie es bis jetzt die allgemeine Meynung der Aerzte von allen Secten und Theorieen gewesen war, als ein Reiz, sondern als eine den Reiz mindernde Potenz wirke, und dafs er durch diese Verminderung alle Erscheinungen, die unmittelbar oder mittelbar von ihm abhängen, im Körper hervorbringe. I. *Ueber die willkürliche Bewegung.* Die Theorie des Vfs. von derselben ist folgende: Auch aufser der Einwirkung des Willens haben die Muskeln einen bestimmten Grad der Erregung, eine Thätigkeit, die unter der Form von Zusammenziehung vor sich geht, die nur im Verhältnifs der gröfsern Zusammenziehung, die durch den Willen veranlafst wird, Erschlaffung genannt werden kann. Warum diese ursprüngliche Zusammenziehung der Muskeln sich im gewöhnlichen Zustande nicht sehr merklich zeiget, davon ist der Grund in der Entgegenwirkung der Antagonisten zu suchen, wodurch die ursprünglichen Thätigkeiten der einzelnen Muskeln durch entgegengesetzte im Gleichgewichte erhalten werden. Bey Lähmung des Antagonisten offenbart sich daher diese in dem Muskel immer wirksame Kraft durch Zusammenziehung. Der Wille soll nun die Action der Muskeln durch Verminderung der Erregung in den Antagonisten hervorbringen, welche die stärkere Contraction der Muskeln, durch welche die beabsichtigte Bewegung ausgeführt werden soll, zur unmittelbaren Folge hat, eine Contraction, die keine vermehrte Erregung in den Muskeln anzeigt, sondern nur eine Aeufserung desselben Erregungszustandes auf eine andere Weise. Die Art, wie der Wille diese Erschlaffung in den Antagonisten hervorbringe, sey vielleicht eine Verminderung des Nerven-Einflusses in die Muskeln, der als ein habitueller Reiz auf dieselben wirke. Die vorzüglichsten Gründe, durch welche der Vf. diese Erklärungsart wahrscheinlich zu machen sucht, sind: 1) Die Zufälligkeit des Willens, sowohl seiner Stärke als Richtung nach, die sich mit den nothwendigen Gesetzen des Organismus nicht vertrage, wenn der Wille nach Art der Reize wirken solle, da hingegen diese Zufälligkeit, sobald man eine reizmindernde Einwirkung des Willens annehme, weniger im Wege stehe, weil der Erfahrung zufolge, die Verminderung der Erregung durch Entziehung von Reiz, ohne Nachtheil für den Organismus, bey weitem mannichfaltigerer Grade fähig sey, als die Vermehrung der Erregung durch Zusatz von Reiz. 2) Die Erschlaf-

fung gewiſſer Muskeln, z. B. des Schlieſsmuskels der Urinblaſe durch unmittelbaren Einfluſs des Willens, welche die Idee einer reizenden Wirkungsart auf andere Muskeln völlig ausſchlieſse, indem eine und dieſelbe Potenz auf nicht verſchiedene Organe keine entgegengeſetzte Wirkungsart haben könne. 3) Der Nichteinfluſs des Willens auf die ſogenannten unwillkürlichen Muskeln, die ſich von den willkürlichen vorzüglich durch ihren Mangel an Antagoniſten unterſcheiden. 4) Die Entſtehung von Krämpfen und Convulſionen nach Entziehung der allgemeinſten Reize, z. B. nach einem beträchtlichen Blutverluſte. 5) Der Nachtheil willkürlicher Bewegungen in den meiſten aſtheniſchen Krankheiten, die doch Reize, z. B. Opium, ſehr gut vertragen. 6) Endlich die ähnliche Wirkungsart des Willens in einer andern Wirkungsſphäre, in der des freyen Denkens, in welcher er offenbar eine beſchränkende Macht äuſsere. Die *zweyte* Abhandlung, *über den Schlaf*, enthält fernere Beweiſe für die reizmindernde aſtheniſche Wirkungsart des Willens, und eine darauf gebauete äuſserſt ſinnreiche Theorie des Schlafes. So wie die Muskeln, ſo muſs auch das Gehirn als ein in einem Zuſtande von ewig reger Bewegung befindliches Organ angeſehen werden. Dieſs beweiſet vornehmlich die Wahrnehmung unſers Aufsenverhältniſſes gegen die Sinnenwelt, welche uns die Reize kenntlich macht, von welchen jene Thätigkeiten des Gehirns urſprünglich geweckt und nachmals unterhalten werden. Dieſe Reize ſind die Sinneseindrücke, und die Erregungen der Gehirnthätigkeit ſelbſt. Ihnen entſprechen die ſinnlichen Vorſtellungen, und die Vorſtellungen der bewuſstſeynloſen reproductiven Einbildungskraft, z. B. in der wachenden Träumerey, die ſich uns von ſelbſt aufdringen, und denen ähnliche Gehirnthätigkeiten entſprechen. Nie ſtehen aber dieſe Vorſtellungen und die Gehirnthätigkeiten einzeln da, jede muſs mit allem bisher vorgeſtellten in Verbindung ſtehen, durch dieſes beſtimmt werden, denn nur ſo kann man das Erinnerungsvermögen erklären. Keiner unſerer Vorſtellungen kann daher nur eine einzelne Gehirnthätigkeit, ſondern ihr muſs mit den geſammten mitverbundenen Vorſtellungen die geſammte Hirnthätigkeit entſprechen. Wir ſind uns aber dieſer mitverbundenen Vorſtellungen nur nach vorhergegangenen Willensanſtrengungen bewuſst. Aufser dieſem Einfluſſe des Willens ſtehen ſie in einem gewiſſen Gleichgewichte, und können wechſelſeitig durch entgegengeſetzte, gleichſam gebunden, nicht zum Bewuſstſeyn gelangen. Durch den Willen muſs dieſes Gleichgewicht der Gehirnthätigkeiten, das freylich nur ein relatives iſt (weſswegen uns dann auch diejenigen Vorſtellungen, die ſich uns aufdringen, zum Theil als einzelne und beſtimmte erſcheinen können), wirklich aufgehoben werden, wenn hervorſtechende, zum Bewuſstſeyn gelangende, Actionen entſtehen ſollen, und dieſs kann nur dadurch geſchehen, daſs einzelne Theile des Gehirns mehr oder weniger erregt werden, als andere ihnen entgegenſtehende. Die Aufhebung des Gleichgewichts kann im Wachen nie aufhören, da wir in demſelben nie aufhören, nach Innen oder nach Aufsen zu handeln. Da der Wille nicht als Reiz wirkt: ſo muſs die Aufhebung des Gleichgewichts auf directer Aſthenie gewiſſer Theile beruhen. Dieſe Reizminderung und die davon abhängige directe Aſthenie entſteht zwar urſprünglich nur in einzelnen Theilen; aber ſie muſs ſich doch immer mehr über das ganze Gehirn verbreiten, nach einem bekannten Geſetze der Verbreitung des Zuſtandes der Erregung einzelner Theile über das ganze Syſtem. Ferner muſs dieſe Reizminderung, da von einer beſtimmten Summe von Reizen die Rede iſt, nothwendig eine Gränze haben. Hat ſie daher einen gewiſſen Grad erreicht: ſo muſs ſie ohne Nachtheil und ohne das Gefühl von Schwierigkeit nicht weiter fortgeſetzt werden können; und es muſs daher das Bedürfniſs eines nachfolgenden Zuſtandes entſtehen, in welchem die freye Einwirkung der natürlichen Reize die angehäufte Erregbarkeit, die während des Wachens eintrat, auf den Mittelgrad zurück führt. Der Schlaf iſt daher, in Vergleichung mit dem Wachen, ein Zuſtand von vermehrter Erregung, und am beſten kann man den Charakter von beiden dadurch beſtimmen, daſs jener auf directe Vermehrung, dieſes auf directe Verminderung der Gehirnthätigkeit ausgehe. Im Schlafe treten neue Reize hinzu, deren freye Wirkung durch den Willen nun nicht mehr beſchränkt wird. Dieſe Reize ſind theils Sinneseindrücke, theils ſind ſie organiſche allgemeine Reize, theils ſind ſie die Erregungen des Gehirns ſelbſt, welche, wenn ſie nur einmal den geringſten Grad von Verſtärkung gewonnen haben, eine unerſchöpfliche Quelle von neuer Reizmehrung werden. Zu dieſen letzten gehören nun ganz vorzüglich die äuſserſt merkwürdigen Phänomene im Schlafe, die Träume, die ſich leicht erklären laſſen, wenn man annimmt, daſs im Gehirne beſtändig Thätigkeiten rege ſind, die durch den Willen nur beſchränkt werden. Dieſe Beſchränkung hört im Schlafe auf, das Spiel der Organe wird wieder frey, und gewinnt allmälich immer mehr an innerer Stärke. Daher ſind unſere Träume gegen Morgen am lebhafteſten, daher ſind unſere Traumbilder überhaupt lebhafter, und wechſeln ſchneller als unſere Vorſtellungen während des Wachens, daher ſind wir ſo ſelten im Stande, uns des Zuſammenhangs unſerer Träume wieder zu erinnern, da ſie nur von dem freyen Spiele der Organe, und nicht von der Beſchränkung durch den Willen, d. h. von uns ſelbſt abhängen. Hat der Schlaf ſeine gehörige Zeit fortgedauert: ſo entſteht ein Gefühl des Mangels, ein Bedürfniſs, das den Willen wieder zu neuen Aeuſserungen veranlaſst, und den Schlaf aufhebet; im Schlafe nimmt nämlich die Erregung zu, und es droht indirecte Schwäche, es muſs alſo, um dieſem vorzubeugen, ein Zuſtand erfolgen, durch welchen das zu ſehr angewachſene Incitament wieder vermindert wird, ein Bedürfniſs, welchem die Wirkungsart des Willens während des Erwachens vollkommen entſpricht. Mit dieſer Theorie des Schlafes ſtimmen nun eine Menge von Erſcheinungen ſehr gut überein, z. B.

die

die so häufige Erregung des Schlafes durch Entziehung oder Verminderung der Reize, welche die Gehirnthätigkeit unterhalten, z. B. durch Dunkelheit, Stille etc., das Verhältnifs des Schlafes zum Wachen in den verschiedenen Lebensaltern, der häufige Schlaf im kindlichen Alter, das sich offenbar durch directe Schwäche auszeichnet, gegen welche der Schlaf gleichsam ein heilsames Gegenmittel durch Vermehrung der Erregung ist, der ebenfalls häufigere Schlaf im Greisenalter, in welchem er ein Lebenserhaltungsmittel ist, indem dasselbe eines Zuwachses von Reiz bedarf, und bey einer Reizentziehung, wie die durch den Willen um so schneller verglimmen würde, die Erscheinungen, die sich während des Schlafes im übrigen Organismus zeigen, und die auf vermehrte Erregung hindeuten, der kritische Schlaf in Nervenfiebern und andern Krankheiten von gröfster directer Schwäche. Gegen diese ganze Theorie liefsen sich nun allerdings erhebliche Einwendungen beybringen, für welche hier aber nicht der rechte Ort ist; nur mufs Rec. die allgemeine Bemerkung machen, dafs der Vf. überall die sogenannte Erregungstheorie als eine sichere feste Grundlage, auf welche er seine Argumente baut, behandelt, wogegen man erinnern kann, dafs manche Sätze von dieser selbst noch sehr im Streite liegen. Die *dritte* Abhandlung, *über den Ersatz der Erregbarkeit*, ist weniger wichtig. Der Vf. sucht darzuthun, dafs alle die für den Ersatz der Erregbarkeit gebrauchten Gründe, keine vollgültigen Beweise dafür seyen. Die Deutung, welche der Vf. den Erscheinungen, auf welche sich jene Behauptung gründet, zu geben versucht, scheint Rec. zum Theil so gekünstelt und hypothetisch, dafs die Erklärungsart, welche der Vf. in Anspruch nimmt, doch immer ein gröfseres Uebergewicht von Wahrscheinlichkeit behält. Zeigt nicht jede Action im menschlichen Körper offenbar, dafs das erregbare Organ durch jede Erregung selbst verändert, und nach der Erregung früher oder später in seinen vorigen Zustand wieder hergestellt wird? Mufs dies der Vf. nicht selbst zugeben, der alle Erscheinungen, welche auf den Ersatz der Erregbarkeit gedeutet werden, durch Veränderungen, welche der Reiz durch seine Einwirkung erleide, erklärt, da eine solche Veränderung des Reizes sich gar nicht ohne eine zugleich mit erfolgende Veränderung des erregbaren Organs, mit welchem der Reiz in Wechselwirkung stehet, denken läfst. Und was ist Veränderung des Organes anders, als Veränderung seiner Erregbarkeit, die ja in objectiver Rücksicht nichts anders, als das Organ selbst nach seiner ganzen Form und Mischung ist. Wenn also durch Erregung die Erregbarkeit verändert, und nach einiger Zeit das Organ in seinen vorigen Zustand wieder hergestellt wird: so mufs auch die Erregbarkeit wieder hergestellt worden seyn. Der Vf. meynt, wenn man auch einen Ersatz der Erregbarkeit annehmen wolle: so könne doch derselbe der Verminderung nicht gleich seyn, weil man sonst nie dahin gelangt seyn würde, über die Verminderung der Erregbarkeit durch die Einwirkung der erregenden Potenzen auch nur eine Erfahrung zu machen, indem mit dem Aufhören der Erregung auch die Herstellung der Erregbarkeit gegeben seyn würde. Läfst es sich denn aber nicht denken, und bestätigt es nicht die Erfahrung, dafs zum vollkommenen Ersatze der Erregbarkeit einige Zeit nöthig ist, und dafs eben darum eine zu schnell wiederholte Application des Reizes eine geringere Erregung als die erste hervorbringt? Endlich möchte Rec. dem Vf. nicht zugeben, dafs die Frage nach dem Ersatze der Erregbarkeit für die Erregungstheorie, welche eine blofs praktische Tendenz hat, und haben mufs, kein wahres Interesse habe; denn offenbar wird der Heilplan, der gegenwärtig in der Erregungstheorie auf Bestimmung des richtigen Verhältnisses der Reize zur Erregbarkeit blofs durch Einwirkung auf die Reize hinzielet, dadurch eine Erweiterung erhalten, dafs man auch auf eine unmittelbare Einwirkung auf die Erregbarkeit ohne das Medium der Erregung bedacht ist.

Amsterdam, b. Elwe, und Wesel, in Comm. b. Rödet: *Anatomische Kupfertafeln des B. Eustachius nebst derselben Erklärungen.* Verfertigt unter der Aufsicht von *A. Bonn.* Aus dem Holländischen von *J. C. Krauss*, Dr. zu Amsterdam. 1800. XX u. 224 S. Text. 8. und 47 Foliotafeln. (9 Rthlr.)

So anerkannt grofs auch *Eustachs* Verdienste um die Zergliederungskunde sind: so könnte es doch eine sehr überflüssige Unternehmen scheinen, seine Tafeln aufs neue stechen zu lassen, da jetzt die Kunst der Nachbildung viel weiter gediehen ist, wovon wir auch durch die schönsten anatomischen Werke eines *Albin*, *Haller*, *Vicq d'Azyr* u. a. hinlängliche Beweise erhalten haben. Aber diese und andere Werke sind sehr kostbar, und begreifen auch nicht alle Theile der Anatomie. *Loders* anatomisches Kupferwerk wird, ungeachtet seiner Gemeinnützigkeit, dennoch für sehr viele Leute zu kostbar seyn, welche Anatomie erlernen müssen. Wenn man dies in Erwägung zieht: so kann die Herausgabe des vorliegenden Werks schon weniger befremdend seyn. Der deutsche Herausgeber sagt in der Vorrede, dafs er so oft den Mangel an Abbildungen anatomischer Gegenstände gefühlt habe, wenn er das in den anatomischen Vorlesungen Gesagte zu Hause wiederholen wollte, und wir glauben ihm gern, dafs die Vorstellung solcher Gegenstände nach blofsen Beschreibungen, ihm unendliche, und oft doch fruchtlose, Mühe machte. Da der berühmte *Bonn* nun *Eustachs* Tafeln des Nachstichs und einer eigenen Erklärung gewürdigt hatte, welche 1798 in holländischer Sprache erschien: so glaubte der Uebersetzer vorzüglich deutschen Wundärzten durch die Uebersetzung jener Erklärung, und durch neue Abdrücke der von Bonn besorgten, wo es nöthig war, wieder retouchirten Tafeln, nützlich werden zu können, und Rec. glaubt, dafs dies allerdings der Fall seyn werde. Eustachs Tafeln sind im Ganzen doch genau, und selbst hin und wieder nicht ohne Schönheit; der Verleger liefert dieselben hier ziemlich wohlfeil,

feil, so dafs jeder Wundarzt sie anschaffen kann, wenn er sonst Lust hat, irgend etwas an seine Kunst zu wenden; und wenn auch hie und da die Abbildung keine ganz genaue und deutliche Vorstellung des Gegenstandes giebt: so ist sie doch besser, als blosse Beschreibung, und bessere Muster in dieser Art konnte der Herausgeber bey der beabsichtigten Wohlfeilheit wohl nicht finden. Was die Uebersetzung des Textes betrifft: so ist dieser freylich nicht in der reinsten und gebildetsten Schreibart gegeben; der Uebersetzer ist aber auch bescheiden genug, deswegen um Nachsicht zu bitten, welche, da er sechzehn Jahr in Holland gelebt hat, ihm wohl gestattet werden mag. Die Erklärungen der Kupfer nach genauer Bezifferung sind dadurch recht brauchbar gemacht worden, dafs der Uebersetzer, so viel möglich, *Sömmerings* deutsche Namengebung angewandt hat; ausser, wo er sich nach Eustachs damals noch nicht ganz berichtigten Kenntnissen bequemen mufste. So sind die Hirnnervenpaare noch nach der ältern Zählung aufgeführt: in diesem Falle hätte der Uebersetzer wohl der Deutlichkeit unbeschadet, die neue Zählung anwenden, und den Gehörs- und Gesichtsnerven als besondere Nervenpaare anführen können u. s. w. Neuere Entdeckungen hätten wohl für den angegebenen Preis in einigen neuen Tafeln nachgeliefert werden können, z. B. eine Uebersicht der vorzüglichsten Saugadern, wodurch das Ganze an wünschenswerther Vollständigkeit gewonnen haben würde.

SCHÖNE KÜNSTE.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Saint Clair und Stephanie, oder das unbewohnte Eiland*, aus dem Englischen des Parlaments-Redner *Sheridan*. 1801. 282 S. 8. m. 1 Kupf.

Wenn anders dieser Roman im Original von dem berühmten Sheridan, dem Vf. der Lästerschule und furchtbaren Gegner des fast allmächtigen Pitts herstammt, — woran doch Rec. noch sehr zweifelt, da es der Sheridens unter den englischen Schriftstellern mehrere giebt — so mufs er nothwendig eine seiner jugendlichen und flüchtigsten Arbeiten seyn; denn sowohl die Erfindung als die Ausführung des Werks hat äufserst wenig Verdienst.

Schon die Art, wie St. Clair auf das Eiland kommt, ist höchst unwahrscheinlich. Ein Schiffscapitain, — der ihn bereits als seinen zukünftigen Schwiegersohn betrachtet — setzt ihn, während dafs ein Fieberparoxismus ihm das Bewufstseyn raubt, auf einer wüsten Insel aus; versieht ihn fast bis zum Uebermaafs, mit allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten; entschuldigt sich in einem zurück gelassenen Briefe mit dem Zwange, den ihm sein Schiffsvolk aus Furcht der Ansteckung auferlegt habe; verspricht baldige Wiederkehr; und — verschwindet nun auf immer aus der Geschichte. Wie schlecht ist dieis erfunden! Wie unwahrscheinlich ist diese gezwungene That des Capitains! Und wie weit unwahrscheinlicher noch die Genesung eines in solchen Umständen Preisgegebenen! — Der Sturm wirft nachher ein schönes todtscheinendes Mädchen ans Ufer, das durch seine Sorgfalt ins Leben zurückkehrt. Dafs zwischen ihm und ihr eine Liebe sich anspinnt, ist freylich sehr natürlich, oder vielmehr so nothwendig, dafs der Vf. in diesem Punkte eher zu zögernd als zu schnell fortschreitet. Aber dafs nachher, als sie ihm eine Tochter geboren, und sich, einige Jahre darauf zum zweytenmal *schwanger* fühlt — dafs dann beide nicht nur ganz *gewifs schon* wissen, ihr künftiges Kind werde ein Knabe seyn, werde seine Schwester heirathen, werde die Insel bevölkern; sondern dafs der Vater nun bereits das Gesetzbuch dieses so vielfach embryonischen Volks schon zu entwerfen beginnt, und (S. 195.) sogar schon seine Bücher verbrennt, seine eisernen Geräthschaften vernichtet, seinen Kahn zerstört, *damit das künftige Geschlecht nicht die schädlichen Metalle kennen lerne, und mit der übrigen Welt in Verbindung trete* — das ist doch ungeheuer weit getriebene Thorheit! St. Clair kennt den Robinson, hat dessen Lebensbeschreibung mit auf dem Eiland. Aber wie höchst dürftig richtet seine Thätigkeit gegen jene ab; wie unbedeutend sind — bis auf den Tod seiner Gattin — alle die Begebenheiten, die ihm zustofsen! Wie uninteressant die Charaktere, die aufgeführt werden! Ein paar Beschreibungen von der Höle und dem Wasserfall dienen offenbar blofs zur Erweiterung. Auch der Schlufs ist höchst unbefriedigend. Kurz! Deutschlands Romanen-Literatur hat an dieser Verdolmetschung wenig oder gar keine Bereicherung erhalten. — Das Kupfer stellt St. Clairen vor, wie er Stephanien bewufstlos am Strande findet und aufhebt. Warum ein Körper, von welchem der Vf. ziemlich geziert sagt: „Ein junges Frauenzimmer, schön wie die „Lieblinge der Gottheit, lag hingestreckt auf dem „Sande; selbst die Wellen schienen auch nach ihrem „Tode ihrer Blöfse mit Ehrfurcht begegnet zu haben, „indem sie (!) Meerpflanzen über sie gespühlt hatten" — warum dieser als der Körper einer *Negerin* vorgestellt ist, können wir durchaus nicht begreifen.

* * *

Leipzig, b. Baumgärtner: *Predigerarbeiten*, von *M. G. H. Schatter*. 3tes Bändch. 287 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Eusebia.* Herausgegeben von D. *Heinr. Phil. Conr. Henke. Dritten Bandes drittes und viertes Stück.* 1800. S. 325 bis 645. 8. (1 Rthlr.)

Drittes Stück. XIII. *Was muss, bey aller Verschiedenheit der Bestimmung einzelner Lehren der Religion, der höchste Zweck des Predigers seyn, auf den er immer zurückkomme, den er in jeder Predigt bis zu Ende vermerken lasse, und gleichsam fest halte, so dass er, ohne streng orthodox zu seyn, doch gewiss nie der Heterodoxie werde beschuldiget werden können?* Diese Frage ist im neuen Magazin für Prediger, welches Hr. D. Teller in Berlin herausgiebt, zur Beantwortung aufgestellt worden. B. 1. St. 1. S. 38. Der Vf. dieser Abhandlung sucht sie zu beantworten. Er findet diesen *höchsten Zweck* für alle Fälle, „in einer solchen *Darstellung* der Wahrheit, durch die sich nach fester Ueberzeugung des Geistes das Herz des Zuhörers erweckt fühlt, für die Tugend freywillig sich zu erklären, und ihr bis zur Aufopferung alles andern treu zu seyn. Praktisches Interesse, gegründet auf reine Vernunfterkenntnisse, könnte man vielleicht kürzer sagen." — Ganz gut. Aber wie hat es der Prediger anzufangen, dass er der Heterodoxie nicht beschuldiget werde? Er wird doch die Unterscheidungslehren des Christenthums nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, ohne sich schon durch dieses Verschweigen mancher Lehren der Heterodoxie verdächtig zu machen. Wie hat hat er sich in dieser Rücksicht zu benehmen? Dieser Punkt hätte wohl erörtert werden sollen, um die aufgegebene Frage befriedigend zu beantworten. XIV. *Ueber die Vorzüge angeordneter Texte vor selbst gewählten. Ein homiletischer Versuch von Z.* Unter angeordneten, oder bestimmten, Texten versteht der Vf. nicht blos die gewöhnlichen Evangelien und Episteln, sondern Texte, welche den Predigern von den Consistorien vorgeschrieben worden, über die sie im künftigen Jahr ihre Vorträge halten sollen, wie z. B. in der Schleswig-Holsteinischen neuen Agende Texte auf 6 Jahre vorgeschrieben sind. Unter die Vortheile dieser Einrichtung rechnet der Vf. mit Recht, dass sie ein dienliches Mittel wider die Trägheit derer seyn kann, die, wenn sie jährlich über dieselben Texte zu predigen haben, ihre Zuhörer mit einigen, wohl gar nur mit einem Jahrgange von Predigten abfertigen. — Richtig! Eben deswegen kann Rec. nicht mit der Meynung derer übereinstimmen, welche die gewöhnlichen Perikopen immer beybehalten wissen wollen, ohne dem Prediger die allergeringste Abwechselung zu erlauben. XV. *Versuch einer Beantwortung der Fragen: Ist es rathsam, Kinder frühzeitig mit den Aelternpflichten bekannt zu machen, und wann und wie dürfte diess am füglichsten geschehen?* Kinder sollen allerdings mit diesen Pflichten bekannt gemacht werden; aber nur erst alsdann, wenn sie dem Schulunterricht entzogen werden, und zur Wahl einer Lebensart schreiten sollen. Es werden auch Regeln empfohlen, welche der Lehrer beym Unterricht über diesen Gegenstand zu befolgen hat. XVI. *Anreden und Gebete bey der Taufe eines Kindes gebildeter Aeltern, das von seinen würdigen Aeltern selbst und zweyen seiner nahen Verwandtinnen zur Taufe gebracht wurde; wie auch bey der gleich auf die Taufhandlung folgenden Einsegnung der Wöchnerin gesprochen v. F. L. v. Kalm,* Past. zu Betmar und Sierse im Braunschw. XVII. *Rede bey einer Trauung, von J. F. W. Koch,* Prediger in Magdeburg. Beide gut und zweckmäfsig. XVIII. *Predigttexte auf Fest- Sonn- und Feyertage, in einem zwiefachen Jahrgange für die Kirchen in der Reichsstadt Heilbronn.* Die Prediger in Heilbronn hatten schon seit einiger Zeit die freye Wahl, entweder über die alten Perikopen, oder über selbst gewählte Schriftstellen, zu predigen. Das letzte geschah am häufigsten. Hierauf wurde diese Einrichtung getroffen, welche Nachahmung verdient. XIX. *Ueber Monogamie, Polygamie, Concubinat und Kirchenbusse,* von *Joh. Friedr. Telge.* Der Vf. hat es vornehmlich mit Hn. *Ritter* zu thun, dessen sonderbare Einfälle hier ausführlich geprüft und widerlegt werden. An sich ist es freylich nicht der Mühe werth, Zeit und Mühe mit der Bestreitung solcher Hypothesen zu verderben, die sich selbst widerlegen. Für manche Leser möchte jedoch diese Arbeit nicht überflüfsig seyn. Es kann manchen befremden, dass auch *Kant* die *Erzeugung* und *Erziehung* der Kinder nicht zum Wesen des Ehevertrags rechnet; dies geschieht aber blos in *rechtlicher,* nicht in moralischer Hinsicht. XX. *Gesänge zur Feyer des Confirmationsfestes.* Der Vf. ist der Inspector des Ev. Luth. Ministeriums im Herzogthum Cleve, und Prediger zu Dinslacken, Hr. *Nebe.* Sie verdienen als Muster einer würdigen und rührenden Anstellung eines Confirmationsfestes empfolen zu werden. XXI. *Zur Taufe des Erstgebornen eines Amtsgenossen im Predigtamte.* Am 6ten May 1799. Kurz und gut. XXII. *Ueber Jesum den Christ oder seinen göttlichen Charakter,* von *E. L. Krüger,* Prediger zu Steinhöfel in der Uckermark. Diese Abhandlung verstattet keinen Auszug, ist aber lesenswürdig.

Viertes Stück. XXIII. *Ueber die Mittel, die Moralität eines Volks zu begründen, eine in Frankreich jetzt aufgegebene und auswärts beherzigte Preisfrage* 1800. Das Chriſtenthum in ſeiner Lauterkeit würde Moralität am ſicherſten begründen. Dieſs wird in dieſer Abhandlung ſchön und gründlich gezeigt. XIV. *Vermiſchte Bemerkungen bey Geleſenem,* von *Johannes Tobler,* Archidiakon in Zürich. Rec. hat dieſe Bemerkungen mit Vergnügen geleſen. Ein Veteran, wie der ehrliche, ſelbſtdenkende Tobler iſt, wird bey den neuen Schriften, die er geleſen hat, immer eines und das andere bemerken, was er ſeinen Zeitgenoſſen zur Beherzigung empfehlen kann. XV. *Fragmente aus dem Antwortſchreiben eines Landpredigers an ſeinen Freund über Schulſachen und Confirmation.* Der Vf. überführt ſeinen Freund, dafs er mit Unrecht einer übertriebenen Strenge, in Rückſicht auf den Schulgang ſeiner Gemeindekinder beſchuldiget werde, und berichtet ihm, was er für eine Form bey der Confirmation der Katechumenen halte. Die Einrichtung der Confirmation iſt zweckmäſsig und erbaulich. XV. *Verſuch eines Trauungsgebets,* von *Joh. Friedr. Telge,* Paſtor zum Büttel. Es wird oft von gebildeten Perſonen verlangt, dafs die Trauung möglichſt kurz gehalten werde. Sie verbitten ſehr jede Trauungsrede, und wollen, dafs man das kürzeſte Formular gebrauchen ſoll. Hierdurch wurde Hr. *T.* bewogen, dieſes Gebet zu entwerfen, in welchem allen Eheleuten zu beherzigende Punkte vorgetragen ſind, die ſonſt im Formulare ſtehen müſſen. Wir würden lieber eine kurze Anrede wählen, und mit einem Gebete ſchlieſsen. Es ſcheint nicht ſchicklich zu ſeyn, perſönliche Umſtände und Pflichten der Eheleute in die Form eines an den Allwiſſenden gerichteten Gebets einzukleiden, und vielleicht würde eine kurze Anrede von dem nämlichen Inhalt weit mehr Eindruck machen, als ein ſo langes Gebet. — Die Veränderung der ſo genannten *conſecrirten* Formeln, des Segens, Vater Unſers etc. wird übrigens in einer Anmerkung mit guten Gründen vertheidiget. XVI. *Worin ſoll die Thätigkeit der Prediger beſtehen, und wie kann man dieſelbe befördern?* Von *Chriſtian Daſſel,* Prediger zu Schloſs Rücklingen bey Hannover. Nach einer kurzen hiſtoriſchen Ueberſicht einiger gewöhnlichen Beſchäftigungen unter Predigern wird der Begriff derjenigen Thätigkeit, welche der Beſtimmung des Predigers am meiſten angemeſſen zu ſeyn ſcheint, aus dem Brgriff des Predigers ſelbſt hergeleitet, und dann werden Mittel vorgeſchlagen, durch welche ſich die Thätigkeit der Prediger dürfte befördern laſſen. In eine ausführliche Beurtheilung dieſes Aufſatzes können wir uns nicht einlaſſen. Der Vf. bekennet zuletzt ſelbſt, dafs die Ideen deſſelben nicht durchgehends neu ſind, dafs einige von ihnen einen angehenden, noch jungen, Prediger verrathen, und dafs ihre Ausführung nur unter gewiſſen Umſtänden möglich iſt. Nur einen Punkt wollen wir kürzlich berühren. Der Vf. iſt der Meynung, die Landwirthſchaft hindere den Prediger, die gehörige Thätigkeit in ſeinem Amte zu beweiſen. „Wer vom Morgen bis zum Abend ſich mit ökonomiſchen Angelegenheiten perſönlich beſchäftigen, und an vieles ſelbſt Hand mit anlegen mufs (heifst es S. 536.), für den iſt ein ſyſtematiſches Studium der Wiſſenſchaften, wo nicht ganz unmöglich, wenigſtens ſehr ſchwer." Freylich! aber ſollte denn der Prediger genöthiget ſeyn, bey einer noch ſo groſsen Landwirthſchaft, ſelbſt Hand anzulegen? Iſt es nicht genug, wenn er nur gute Aufſicht führt? Und dieſs kann ihn doch am Studieren nicht hindern, wenn er ſeine Zeit einzutheilen weifs. Nur mufs die Frau die Landwirthſchaft verſtehen, und ſich gerne damit beſchäftigen. Allenfalls können ja, wie der Vf. nachher ſelbſt anräth, die Ländereyen bis auf einige Morgen verpachtet werden. Aber die Verwandlung der liegenden Gründe in baares Geld und Victualien iſt ſchlechterdings nicht *anzurathen* und zu wünſchen, weil die *Pretia rerum* ſo ſehr veränderlich ſind. In einem gewiſſen Lande war wirklich die Realiſirung dieſes Vorſchlags vor einigen Jahren im Werke, und es ſollte jeder Prediger 500 fl. rhn. jährliche Beſoldung an Gelde bekommen. Aber wie weit würde ein Mann, der eine zahlreiche Familie hätte, in dieſen theuern Zeiten damit kommen? XVII. *Unter welchen Umſtänden kann ein Prediger einem Menſchen, der ihm auf ſeinem Sterbebette bekennt, dafs er einen Diebſtahl, einen Ehebruch, einen Mord, einen Meineid begangen habe, das heilige Abendmahl reichen?* Eine Synodalfrage. Sie iſt ſo beantwortet, wie ſie Rec. in ſeinen Paſtoralvorleſungen immer beantwortet hat. XVIII. *Geſetzt, es würde Jemand zu einer verwilderten Gemeinde berufen, was hat er alsdann zu thun?* Synodalfrage. Die Beantwortung enthält zwar manches Gute, ſie iſt aber doch zu kurz ausgefallen. Es wäre noch viel mehr darüber zu ſagen. XIX. *Ausſchreiben des Conſiſtoriums in Hannover an alle General- und Special-Superintendenten, Stadt-Miniſterien, Stifter und Klöſter, Veränderungen der liturgiſchen Formulare betreffend.* Das Conſiſtorium hat bisher Anſtand genommen, eine neue Kirchen-Agende zu verfaſſen, weil die *allgemeine* Einführung in den Kirchen noch nicht überall genugſam vorbereitet ſeyn dürfte. Inzwiſchen werden den Predigern nützliche und zweckmäſsige Veränderungen beym Gebrauch der alten liturgiſchen Formeln unter gewiſſen Einſchränkungen verſtattet. Es bleibt ihnen auch unbenommen, dafs ſie, vorzüglich vor einem gebildetern Auditorio, und bey Verrichtung eines oder andern *Actus miniſterialis* in Häuſern, auch wohl anderer liturgiſchen Formulare, die im Weſentlichen daſſelbe enthalten, was die in den K. O. befindlichen Formulare ausdrücklich beachtet und abſichtlich bemerkt wiſſen wollen, desgleichen einiger in den neueſten Zeiten öffentlich eingeführten Kirchen-Agenden, wie z. B. die Kurpfälziſche, die Schleswig-Holſteiniſche ſind, wie auch einiger von bekannten und geſchätzten Gottesgelehrten, z. B. dem weyl. Generalſuper. Pratje zu Stade, dem Geh. Kirchenrath Seiler zu Erlangen veranſtalteten Privatſammlungen von liturgiſchen Aufſätzen, ſich bedienen." Vortrefflich! Möchten doch alle Conſiſtorien dieſem rühmlichen

lichen Beyspiel nachfolgen! Ueberall fühlt man das Bedürfnifs verbesserter Liturgien, und manche Prediger, welchen wahre Erbauung am Herzen liegt, wagen es auch wohl, sich besserer Formulare zu bedienen, oder auffallende Stellen in den alten wegzulassen, oder zu verändern. Darüber führen aber manche Superintendenten oder Collegen bittere Klagen, die sie auch wohl an Consistorien gelangen lassen, woraus allerhand Verwirrungen entstehen. Es wäre daher sehr zu wünschen, dafs diesem Unheil durch solche Ausschreiben, wie dieses Hannöversche ist, gesteuert würde. Es ist traurig, dafs manche Superintendenten den Schaden Josephs so wenig beherzigen, und wahre Erbauung zu hindern suchen, anstatt dafs sie zur Beförderung derselben alles mögliche beytragen sollten. XX. *Rede bey der Hausconfirmation eines jungen Frauenzimmers von Stande*, von *J. W. G. Wolff*, Domprediger in Braunschweig. Nach unserer Einsicht gut, nur etwas zu lang! XXI. *Ueber gutartige Hierarchie*, von *Johannes Tobler*, Archidiak. in Zürich. Ein Paradoxon, welches man selbst lesen mufs, um die Tendenz desselben zu verstehen! Das Resultat ist: „Beide Stände, (der geistliche und weltliche), haben die gröfste Zeit, zu erkennen, was ihre interessirte Feindschaften und Freundschaften für unbeschreiblichen Schaden angerichtet haben. Und biete dann jeder dem andern die Hand mit Treue. Wie in guter Ehe, bleibe es lebenslang unentschieden, wer den gröfsten Einfluss aufs Wohl der ganzen Haushaltung habe. Aber Jeder gehe dem andern mit Zutrauen entgegen. Traue man doch beiderseitig der Kraft der Religion und den zusammengesetzten volkliebenden Bemühungen. Jeder Fürst und Regent lasse sichs nicht genügen, hier und da ein Wort zu Gunsten der Kirchendiener fallen zu lassen, und um des Beyspiels Willen etliche Predigten zu hören, und das Abendmahl zu empfangen; sondern er nehme an allem Antheil, was bey Jungen und Alten die Lust und Liebe zur göttlichen Belehrung und zu frommer Ausübung des Sittlichschönen und Guten glaubhafter und eindrücklicher machen kann. — Und ihr Väter und Brüder im Kirchendienst! — Seyd eingedenk eurer guten Vorgänger im Amte bis an die Apostel hinauf. — So zusammenwirkend könnt ihr die Staats- und Kirchenverfassung unabgeändert lassen, oder mit Zuzug würdiger Männer sie ändern. Ihr werdet ein folgsames, dankbares, edles Volk in kurzer Zeit erziehen." XXII. *Ueber das höchste und bestimmteste Gesetz der religiösen Aufklärung, wenn sie aufhören soll, schädlich zu seyn.* Der Vf. sagt ganz richtig: die *negative* Aufklärung (Einreifsen und Schuttwegschaffen), sey ohne die *positive* (Herbeyschaffung der neuen Baumaterialien) mehr schädlich als nützlich. Jene (heifst es ferner), hat man zeither am stärksten betrieben, und den Menschen war sie auch gröfstentheils willkommen; diese aber ist noch nicht so ausgebreitet, als zu wünschen wäre, und es scheint, leider! auch, als ob sie schweren Eingang fände, weil sie, statt des eingesehenen Falschen und Lächerlichen, statt des verdrängten blinden Glaubens, *auf eigenes Thun und Handeln dringt.* — Aber wie weit soll nun die religiöse Aufklärung gehen? Des Vfs. Behauptung, als das *möglichste bestimmte Princip der religiösen Aufklärung* ist diese: *Statutarischer Kirchen- und rein moralischer Religionsglaube sind nicht einerley; jener kann mit allen seinen Gebräuchen aufgegeben werden, dieser aber ist ein Bedürfnifs des Menschen.* Zu dem statutarischen Kirchenglauben rechnet er aber auch den Glauben an eine übernatürliche göttliche Offenbarung (ganz nach *Kants* Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft). Der *reinmoralische Religionsglaube* ist ein dringendes, ja das dringendste geistige Bedürfnifs für uns. (Welcher von den neuern Theologen leugnet diefs?). Können wir seiner eben so leicht, als des statutarischen Kirchenglaubens entbehren? fragt der Vf. „Was weifs doch dieser (fährt er fort) von einer moralischen Welt? (Die Bibel weifs also nichts davon?) spricht er nicht von einer im Argen und in Sünden liegenden Welt, in welcher der Fürst der Finsternifs herrscht? (*Quae, qualis, quanta?*). Woher nimmt er seine Beweise für das Daseyn Gottes und für die Gewifsheit der Unsterblichkeit? Nimmt er sie nicht aus einer übernatürlichen Offenbarung, welche *für uns* unmöglich ist, und deren Ursprung von Gott er *entweder* ganz und gar nicht, *oder* höchstens durch Hülfe eines Zirkels beweisen kann? O wahrlich, *jener*, nicht *dieser*, ist der Anker unserer Glückseligkeitshoffnung, *jener*, nicht dieser, ist süfse Lebensquelle, *jener*, nicht dieser, ist *Todestrost.*" — Kein Wunder, dafs der Vf. von der Offenbarung, die er mit dem Kirchenglauben (mit den kirchlichen Bestimmungen der alten Kirchenväter, der Synoden und der symbolischen Bücher für einerley hält), eine so schlimme Meynung hat. Denn der statutarische *Kirchenglaube* lehrt, wie er sagt, dafs unsere eigne Sittlichkeit, welche ein unflätiges Kleid sey, durchaus nicht die formale Bedingung unserer Glückselichkeit seyn könne, sondern diese werde durch die gläubige Annahme und Ergreifung eines ganz fremden Verdienstes einzig und allein bewirkt, er stellt die Gottheit als zürnend und rächend vor etc. Sollte man doch denken, der Vf. habe, gleich seinem Führer Kant, keine einzige neue theologische Schrift gelesen, sondern seine ganze theologische Kenntnifs aus alten Tröstern des 16ten Jahrhunderts geschöpft. Die Bibel (diefs folgt aus seiner ganzen Abhandlung), soll antiquirt werden; keine gottesdienstlichen Ceremonien sollen mehr Statt finden, die er, wie es scheint, alle für geistlos und mechanisch erklärt. Nichts soll übrig bleiben, und zur Religion gerechnet werden, als *Achtung gegen die Vernunft und ihr Sittengesetz, moralisches Gefühl, gestärkt und erweitert durch den Glauben an eine moralische Welt, an Gott und Unsterblichkeit.* — So weit soll also die Aufklärung gehen, dafs alle eigenthümliche Lehren des Christenthums (die doch, wenn sie richtig verstanden und vorgetragen werden, dem reinmoralischen Religionsglauben gewifs nicht entgegen sind, sondern ihn vielmehr unterstützen und beleben), als Schutt eines alten eingerissenen Gebäudes weggeschafft werden sollen. Werden sich das gemei-

seine Bürger und Landleute gefallen lassen? Wohin werden unsere jungen Philosophen noch gerathen? Sie mögen doch erst die Welt besser kennen lernen, und sich auch ein wenig in den Schriften neuer Theologen umsehen; dann erst mögen sie es wagen, Vorschläge zu thun, wie religiöse Aufklärung nicht nur unschädlich, sondern auch nützlich gemacht werden könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Die Wirthschaft zu Apenflur.* 1801. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

An romantischen Ingredientien hat es der Vf. wahrlich nicht fehlen lassen! denn man findet hier eine alte feste Burg, deren ermordeter Besitzer, ein wollüstiger Abt, noch jetzt dem Volksglauben gemäss, seinen Umgang hält — einen Schwächling von Gutsbesitzer, der sein Vermögen durch ökonomische Versuche zersplittert — seine Schwester, eine reiche, ahnenstolze Wittwe, die alles regieren will, und sich immer beschwert, *dass ihre besten Absichten verkannt würden* — eine gezierte, stets im Ritter-Romanton sprechende Nichte — einen Menschenfeind, der auf jener alten Burg sich einmiethet, und herkommt, man weiss selbst nicht: woher? — seine engelschöne Tochter, die den Hauptheldeu, gleich beym ersten Anblick, während eines Hagelschauers, zum Sterben in sich verliebt macht — einen feurigen Jüngling, der seinen Aeltern durchgeht — Bösewichter, die unschuldige Mädchen verführen, und dann durch Abortus-Tränke tödten — Verleumder, die ihre besten Freunde um Gut und Leben bringen wollen — abgedankte, einbeinigte Hauptleute, die stets in Kriegsausdrücken sprechen, und trotz ihrer Gebrechlichkeit noch mit Freywerbersplanen umgehn — einfältige, sich doch gewaltig klug dünkende Bediente, ungerechte Gerichtsverwalter und ähnliche Charaktere mehr. Es fehlt eben so wenig an verliebten Kunstgriffen, an politischen Planen, an Irrthümern und Glückwechseln. Aber leider ist doch durch alles dieses noch kein guter, geschweige ein vorzüglicher Roman hervorgebracht worden. Das Bestreben des Vfs., gefühlvoll und witzig zu schreiben, ist auf jeder Seite sichtbar; aber die grosse Kunst, alle seine Materialien in passende Verbindung zu bringen, und bey dem Leser dadurch Täuschung, oder wenigstens Rührung zu bewirken, ist ihm noch ganz fremd. Kein Triebrad in seiner Maschine ist neu; man entsinnt sich immer sogleich, es schon *irgendwo* und grösstentheils *oft* benutzt gefunden zu haben. Der Jünglinge, die ihre nachmaligen Geliebten von einer Lebensgefahr retten — der Brüder, die von rascher Eifersucht für einen zweyten beglücktern Buhler gehalten werden, — der emigrirten Väter, die ihrer Güter verlustig, dem Menschenhass sich überlassen haben, giebt es nun schon so viele in unsern Romanen, dass sie bald eben so verrufen, wie in Gedichten die Reime: *Sonne, Wonne, Lust* und B[illegible], werden dürften. Wem sein Genius nicht bessere Erfahrungen oder Erfindungen darbeut, der vermehre doch nicht erst die ohnedem überzähligen Kohorten unserer sogenannten Unterhaltungsschriftsteller!

Wien, ohne Angabe des Verlegers: *Sagen der ungarischen Vorzeit*, ein Gegenstück zu den Sagen der Vorzeit von Veit Weber. 1800. 112 S. m. 1 Kupf. (10 gr.)

In dieser Sammlung sind zehn, auch auf dem gestochenen Titel einzeln angegebene Geschichten befindlich: 1) Mazarna oder die Wunderhöle; 2) der Drachenfürst; 3) der Erdgang zu Herrengrund; 4) die Wassernixe zu Trentschin; 5) das Schloss Theben; 6) der Räuberberg; 7) Theodor von Hatvan; 8) das tobende Gespenst zu Madar; 9) die krystallne Kette; 10) die Wassernixe zu Trestnick. — Kein Wörtchen Vorbericht sagt uns: ob diese Erzählungen wirkliche Landessagen oder nur Erfindungen sind. Doch sollten wir fast das erste, wenigstens grund- und theilweise glauben. Denn einige derselben unterscheiden sich merklich von einander, tragen so ziemlich das Gepräge eines *localen Volksglaubens*, und weichen im Gang der Ideen von den gewöhnlichen, am Schreibetisch ersonnenen Geistermährchen ab. Dahin rechnen wir den *Drachenfürst*, *Theodor von Hatvan*, *die Wassernixe zu Trestnick* und das *Schloss Theben*, — welches letzte wir überhaupt für das Beste in der ganzen Sammlung, zumal da es geisterlos ist, halten. Die Uebrigen mögen wenigstens manchen romantischen Zusatz bekommen haben, und ein paarmal stösst man auf Uebertragungen aus andern schon bekannten Wundergeschichten. Der Ton der Erzählung ist, wenn man hier und da einen falschen Provinzialausdruck wegnimmt, nicht unangenehm; aber die Orthographie und Interpunction ist so nachlässig, dass oft sogar das Verständniss im Lesen dadurch erschwert wird.

Budissin u. Leipzig, in d. Arnoldschen Buchh.: *Beyträge zu Künstlerbiographieen*, gesammelt von *Christian Carl Oswald.* 1800. 196 S. 8. (12 gr.)

Eine Sammlung Anekdoten von Schauspielern, Musikanten, Poeten und bildenden Künstlern, aus Archenholz, Meusel, Volkmann und andern ausgezogen; unterhaltend zu lesen für diejenigen, die in der Literatur der Kunst Fremdlinge sind; wer aber mit derselben bekannt ist, wird kein grosses Vergnügen an diesem Werke finden, weil ohne verständige Wahl so viele anerkannt märchenhafte und unwahrscheinliche Geschichtchen darin aufgenommen worden, oft auch die Namen unrichtig geschrieben sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) KIEL, b. Mohr: *Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologiſchen Encyklopädie*, nebſt einer kurzen Anzeige des *Plans*, welchen der Vf. zu einem neuen Lehrbuch derſelben ſich entworfen hat. Von D. *Joh. Fr. Kleuker*, ord. Lehrer der Theol. auf d. Univ. Kiel. 1799. 27 S. 8.

2) HAMBURG, b. Perthes: *Grundriſs einer Encyklopädie der Theologie* oder *der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft*. Erſter Band. von D. *Joh. Fr. Kleuker etc.* 1800. LII. und 424 S. 8.

Der Vf. will unter dem Namen einer *theologiſchen Encyklopädie* nicht eine methodologiſche Einleitung in alle Theile der dem Theologen nöthigen Kenntniſſe, ſondern Abriſſe dieſer Kenntniſſe ſelbſt liefern. Niemand wird ſich über den Namen ſtreiten wollen, da er allerdings einen Unterricht nicht bloſs *von* ſondern auch *in* allem dem, was in dem κυκλος παιδειας eines Theologen liegen ſoll, ſprachrichtig bezeichnen kann. Für die Sache ſelbſt aber wäre es gewiſs ſehr nützlich, wenn ein Mann, welcher alle Fächer der theologiſchen Kenntniſſe mit Gelehrſamkeit, conſequentem Scharfſinn und partheyloſer Wahrheitsliebe umfaſst, alle Theile dieſes groſsen Ganzen, das längſt von den meiſten nur ſtückweiſe betrachtet, und vorzüglich auf Akademieen allzu ſehr in dem gewöhnlichen Lauf der Vorleſungen zerſtückelt werden muſs, zu einem vollſtändigen Ganzen in einander ordnen, eben dadurch alſo jedem Satz ſeine paſſende Stelle anweiſen, allen Folgeſätzen ihre höheren und höchſten Prämiſſen vorausſchicken, die vielfachen Wiederholungen abſchneiden, das nicht erweisliche verbannen, von andern wahren und unentbehrlichen Sätzen über den Sinn, in welchem ſie zu beweiſen ſind, und die Beweiſe ſelbſt ergänzen wollte, welche häufig deswegen fehlen, weil man bey Behandlung einzelner Theile dieſes Ganzen behaupten kann oder annehmen pflegt, daſs ſie in einem andern Fach, wovon man jetzt nicht rede, bereits gegeben ſeyen. Von allen dieſen Vortheilen eines wahrhaft ſyſtematichen, kürzeren Abriſſes der geſammten Theologie finden wir in dem *Kleukeriſchen* Schema des Ganzen theologiſche Wiſſenſchaftskunde betitelt) und in dieſem erſten Theil der Ausführung kaum eine Ahnung. In der Ausführung giebt dieſe Encyklopädie nichts als Compendia im verkürzten Maasſtab, die eben ſo leicht einzeln erſcheinen könnten, als ſie hier in zwey Bände zuſammengefaſst werden ſollen. Mehr die Heftlade des Buchbinders, als die innere Anlage macht ſie zu einem Ganzen. Nicht die Auswahl des Weſentlichen, ſondern das bloſs tabellariſche Andeuten der Materien, welches dem Lehrer beym Erklären deſtomehr Zeit wegnehmen müſste, macht ſie kürzer. Eine planmäſsigere Ausführung kann man auch kaum erwarten. Gelehrſamkeit, in ſo fern ſie mehr auf dem angehäuften als genau unterſuchten Beſitz vieler Kenntniſſe beruht, auch Scharfſinn in einzelnen Bemerkungen, ſind in dem Vf. unverkennbar. Statt der Proben eines unpartheyiſchen Unterſuchungsgeiſtes aber werden wir ſehr unangenehme Beyſpiele leidenſchaftlicher Polemik anführen müſſen. Und was den zur Anordnung eines groſsen Ganzen erfoderlichen logiſchen Scharfſinn, und die im einzelnen nothwendige Beſtimmtheit in Gedanken und Ausdruck betrifft: ſo findet ſich davon gerade das Gegentheil. Von der letzten faſt in jedem Hauptſatz, in Hinſicht auf das zuerſt genannte unentbehrlichſte Talent des Encyklopädiſten aber zeigt ſich zwar der Vf. im Beſtreben zu claſſificiren und zu numeriren unermüdet, erreicht aber nie das Ziel einer logiſch wahren Anordnung, welche nichts willkürliches und zufälliges zuläſst, vielmehr bey jedem Ganzen von Belehrung durch die Fragen, aus welcher Abſicht und über welche Art von Gegenſtänden man die Belehrung zu geben für nöthig hält, zum voraus feſt zu beſtimmen iſt.

Da der Vf. die geſammte Theologie in zwey mäſsigen Bänden abhandeln will: ſo müſste, wenn nicht Unvollſtändigkeit im Einzelnen entſtehen ſoll, ihm nichts wichtiger ſcheinen, als Vermeidung aller Wiederholungen. Dennoch füllt er die 22 erſten Seiten mit einem ſogenannten Inhaltsverzeichniſs des erſten Bandes, worin er nichts als die Ueberſchriften der Paragraphen eben dieſes Bandes noch einmal abgedruckt giebt. Dieſe Wiederholung war um ſo überflüſſiger, weil jede Seite des Werks (nach einer löblichen Einrichtung) eine fortlaufende Hinweiſung auf den Inhalt in der Rubrik oben angiebt, auch bey jedem Paragraphen die Ueberſchriften im Druck ſich auszeichnen; noch mehr aber, weil ſogleich das erſte Fach, die theologiſche Wiſſenſchaftskunde, ohnehin einen Abriſs von dem Inhalt des erſten und zweyten Bandes liefern muſste.

Das Ganze der chriſtlichen Religionswiſſenſchaft, welchen Ausdruck der Vf. mit Theologie identiſch gebraucht, zerfällt ihm in vier Hauptſtücke. 1) Die Wiſſenſchaft des ſchriftlichen Erkenntniſsgrundes in Anſehung ſeiner Gültigkeit und eigenthümlichen Inhalts („kritiſch - exegetiſch - apologetiſche Fundamental Theologie"). 2) Die Wiſſenſchaft des allgemei-

nen und besondern systematisch geordneten und gerechtfertigten Inhalts dieses Erkenntnisgrundes, so weit derselbe die geoffenbarte Religion angeht, (die „systematisch-elenchtische" Theologie.) 3) Die Wissenschaft der Anwendung dieses Inhalts (die „anwendende oder applicative" Theologie.) 4) Die Wissenschaft der Geschichte dieser Anwendung (welcher kein besonderer Name bestimmt wird, da dem Vf. der Ausdruck historische Theologie „etwas unschicklich" scheint). Die beiden ersten [illegible]er bearbeitet der erste Band ausführlich. Unter *anwendenden Theologie* versteht nach S. 61. der Vf. 1) die *Lehrkunst*, oder die Kunst des gelehrtern, belehrendrührenden und des unterweisenden (katechetischen) Vortrags, und dann 2) die *Ausübungskunst* oder die Kunst kirchlicher Anordnung und Verwaltung und die Pastoralklugheit, bey welcher Hr. *Kl.* den mit Recht veralteten Ausdruck *cura animarum*, einen Ausdruck, den nur diejenigen Pastoren, welche blosse Seelen (nicht Geister) zu hüten haben, sich zueignen mögen, mit Nachdruck hervorzieht. Ist nun dieses angegebene der Inhalt der anwendenden Theologie, wie vermag ein logischer Encyklopädist unter Nr. 4. in die „Geschichte dieser Anwendung" das heifst: in die Geschichte des systematischen, homiletischen und katechetischen Vortrags, der kirchlichen Verwaltungskunst, und der „*cura animarum*" auch die Geschichte vom Ursprung, Fortgang und der Ausbreitung der christlichen Religion, auch die Geschichte der Dogmen, der Häresen (der sprachgelehrte Vf. schreibt Häresien) der Symbolen oder öffentlichen Bekenntnisschriften systematisch einzufügen? Ist nicht Geschichte des *Vortrags* d. h. der *Lehrart*, etwas ganz anderes, als Geschichte des zu verschiedenen Zeiten verschiedentlich vorgetragenen *Inhalts* d. h. *der Lehren selbst*? Für Geschichte der Dogmen, der moralisch-religiösen Sätze, und der vom herrschenden System materiell verschiedenen Meynungen von beiderley Art, auch für den Inhalt der Symbole, hat demnach Hr. *Kl.* trotz all seiner scheinbaren Ordnung, keine logisch gerechtfertigte Stelle. Und gesetzt dafs man Dogmen-Häresen- und Symbolengeschichte, nebst der Geschichte der Ascetik, der Hierarchie, und der „Seelenführung," wie der Vf. will, als Geschichte der anwendenden Theologie annähme, was würde denn nun für die von ihm unter diesem Fach vorangestellte „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und der Ausbreitung des Christenthums" übrig bleiben? Ist nicht für den Vf. einer Encyklopädie logischer Ordnungsgeist die erste Erfodernifs? Wie war es nur möglich, dafs dem Vf. das Chaotische seines Plans sich so sehr verbarg, da er selbst in der Ausführung des ersten Bandes auf den gewöhnlichen und bessern Weg gekommen war. Nach seinem Entwurf (I. Bd. S. 195.) sollen auf die Exegetik Bemerkungen über die Geschichte der Auslegung und Auslegungskunst, „auf die Apologetik (S. 226.) Bemerkungen über die Geschichte der christlichen Apologetik in den ältern, neuern und neufsten Zeiten" folgen. Bey der Geschichte der Exegetik numerirt er sechs Epochen, von den Synagogen der Juden bis auf die „neuern und allerneufsten Zeiten." Hier ist demnach einem Haupttheil von der Geschichte der gelehrtern Lehrkunst seine Stelle (passend) angewiesen. Wie kann nun die übrige Geschichte der Lehrkunst ein besonderes Hauptstück der theologischen Encyklopädie ausmachen? Rückt der Vf. nach der Exegetik die Geschichte derselben ein, warum fand er es nicht diesem (richtigen) Beyspiel angemessen, auch nach der Moraltheologie etc. die Geschichte von dem Vortrag oder der Behandlungsart dieses Fachs u. s. w. folgen zu lassen? Darf man in logischer Anordnung ein Ganzen bald dem einen, bald einem andern Eintheilungsgrund folgen?

Nichts finden wir richtiger, als dafs Hr. *Kl.* dem vierten Haupttheil seiner Theologie nicht *den Namen* historische Theologie geben will, ungeachtet er keinen andern dagegen angiebt. Allerdings ist dieis der wahre Name für die *ganze* hier aufgestellte Theologie. Nach der Kleukerischen Methode kann von Anfang bis zu Ende nur eine historische Theologie entstehen, deren Sätze, weil sie nirgends sonsther als aus der Historie ihre Beweise erhalten sollen, auch in einer solchen Behandlung nicht überzeugender seyn können, als die Historie überhaupt ist. Aufrichtig sagt (S. 201.) der erste Paragraph der *Apologie* des Christenthums: die *Göttlichkeit* des Christenthums beruht auf der Zuverlässigkeit der evangelischen *Geschichte*. *Beruht* die *Göttlichkeit* des Christenthums auf einer Geschichte: so beruht nicht blofs der *factische* Theil der Religionskenntnisse eines Christen, sondern die ganze Wissenschaft über die christliche Religion auf einer Geschichte. Die ganze christliche Religionswissenschaft wird folglich eine geschichtliche Sache. Man hat nichts als eine historische Ueberzeugung, eine *historische Theologie*. Bedächte man doch endlich allgemein, auf welcher Basis nach dieser Weise die ganze Ueberzeugung von den Religionswahrheiten der Christen gegründet werden soll. Sage man dem Einfaltigsten den Satz vom Reiche Gottes, auf welchen Hr. *Kl.* in seiner religiösen Sittenlehre vieles (sehr richtig) zurückführt. Mache man ihm den Sinn klar und frage: ob er nicht denken müsse, dafs, wenn alle Menschen in ihrer Gesinnung nichts, als was sie dem heiligen Willen der Gottheit gemäfs finden können, annehmen wollten, alsdann die ganze Menschheit in Rechtschaffenheit und wechselseitiger Beglückung mit einander leben würde? So bald er nur die Frage versteht, wird er sie bejahen, weil er unmittelbar überzeugt ist. Und immer wird er davon ohne alle Umwege überzeugt seyn, weil er diesen Gedanken immer leicht aufs neue überdenken kann. Will man hingegen dem nämlichen Menschen sagen: der Satz vom Reich Gottes, eben so, wie zuvor, erklärt, soll dir, als Christen, deswegen gewifs seyn, *weil* er ein Theil des Christenthums ist, und *weil* die Göttlichkeit alles dessen, was zu diesem Christenthum gehört, auf einer gewissen Geschichte beruht, in welche Umwege und Ungewifsheiten verwickelt man hierdurch seine Ueberzeugung! Nach

Hn.

Hrn. Kl. Grundsätzen behauptet man gerne, die Gewifsheit von Religionswahrheiten aus den Begriffen selbst (die philosophische Ueberzeugung) sey den meisten Menschen zu schwer, und daher die historische der leichtere, kürzere Weg. Wie viel schwerer aber ist, in Vergleichung mit der unmittelbaren Gewifsheit des Satzes vom Reiche Gottes, die Aufgabe, dafs jeder erst historisch überzeugt werden solle, jener Satz, in dem oder jenem Sinn, sey ein Theil des Christenthums! Um nicht nur den Satz, sondern auch den Sinn dieses Satzes, ohne welchen der Satz leer wäre, im N. T. mit Sicherheit zu finden, wie vielerley Kenntnisse und Bemühungen sind selbst für den nothwendig, welcher sich auch mit blofsen Ueberfetzungen des N. Ts. befriedigen lassen kann? Wie viel mehr für den, welcher aus Gründen gegen jede Uebersetzung gewissermafsen mifstrauisch ist? Hat er dann aber den Satz als Theil des Christenthums gefunden und verstanden; wie viel mühsamer ist nun erst der Weg, die Aufgabe, diesen Satz deswegen, weil er im ursprünglichen Christenthum sich findet, für gewifs zu halten! Sie kann nicht anders gelöst werden, als durch die Ueberzeugung, dafs durch eine gewisse Geschichte die Göttlichkeit des Christenthums gewifs werde? Mufs denn aber, wenn alles auf diefs Eine ankäme, nicht jeder Kenner der Apologetik des Christenthums blofs darauf rechnen, dafs tausende und aber tausende die Schwierigkeiten und Einwendungen, welche die Gelehrten mannichfach und auf mancherley Weise zu heben bemüht sind, glücklicher Weise nicht kennen? Und eine Ueberzeugung, welche nur durch Unkenntnifs der Schwierigkeiten Ueberzeugung wurde, soll dieses wichtigen Namens würdig seyn? Gesetzt endlich, dafs man alle diese Schwierigkeiten überwunden und gelöst hätte, ist alsdann der Satz, welcher auf der historischen Gewifsheit von der Göttlichkeit des Christenthums beruht, mehr als historisch gewifs: wer kann von ihm auf diesem Wege in einem höhern Grade überzeugt werden, als derjenige ist, in welchem man von ehmaligen Begebenheiten überzeugt seyn kann? Nehme man nun irgend ein nicht bezweifeltes Factum älterer oder neuerer Zeit, und frage man sich selbst mit ernster Prüfung: ob die Verpflichtung der Menschen, dem Urbild eines heiligen oder göttlichen Willens gemäfs zu leben, in dem menschlichen Gemüth gegen alle Sophistereyen des Lasters, zum Wohl der Menschheit und der Staaten hinreichend befestigt sey, wenn sie jedem mehr nicht als historisch-gewifs, wenn sie zum Beyspiel so gewifs wäre, als das Leben des Julius Cäsar? — — In diese Classe von Wahrheiten versetzt man, mit Hartnäckigkeit, die Wahrheiten der christlichen Religion, wenn man, wie diese Kleuckerische Schrift, welche sich überall als Wiederherstellerin eines in seiner Inconsequenz längst enthüllten, blofs vermeyntlichen Systems ankündigt, gewissentlich alle Hinweisung der theologischen Jugend auf unmittelbare Ueberzeugung von den Dogmen und Pflichtforderungen der christlichen Religion übergeht, und dagegen die wichtigsten Religionswahrheiten von einer historischen, das heifst blofs mittelbaren Ueberzeugung abhängig macht, ungeachtet sie das Ganze der christlichen Theologie zu umfassen verspricht. Wer die zu einer historischen Ueberzeugung unentbehrlichen Mittel nicht hat, für den bleibt das Behauptete ein Fürwahrhalten auf Treu und Glauben des Lehrers. Darf man noch fragen, warum eine solche *ganz historische* Theologie zur Sittenverbesserung so wenig wirke? Warum durch sie weder das Volk, noch der gröfste Theil der Volkslehrer, ein kräftiges Gegenmittel wider die Irreligiosität in sich finden? In der christlichen Theologie keinen auf Thatsachen beruhenden, historischen Theil annehmen, wäre ein Extrem, welches uns von der Wirksamkeit des Christenthums als Religionslehre für Jedermann sehr entfernen würde. Aber dieser Irrweg ist allzusehr gegen den Augenschein, um lange zu verführen. Mufs denn nun dagegen das andere Extrem gesetzt werden, die ganze christliche Religionswissenschaft auf Geschichte zu bauen? *Die Göttlichkeit Jesu* kann niemand ohne Geschichte kennen oder beurtheilen. Mufs aber deswegen die *Göttlichkeit des Christenthums* allein auf der Geschichte beruhen? Wäre diese nicht gewisser als alle Geschichte: so wären Stufen von Gewifsheit den Menschen bekannt, welche der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums bey weitem nicht erreichen könnte.

In einem „Inbegriff der hauptsächlichsten und unentbehrlichsten Kenntnisse von allen Theilen der Theologie nebst ihren Gründen und Beweisen" — wie Hr. Kl. seine Encyklopädie definirt, werden die Hauptfragen: wie und warum sich der Mensch die Gottheit als reell zu denken habe? Und welche Foderungen eine Religionsoffenbarung, wenn sie von den vorgeblichen sicher unterschieden werden solle, in sich selbst erfüllen müsse? gar nicht berührt. Da alle sonstige Lehrbücher der Theologie diese Fundamente aller Religionslehre wenigstens unter dem Namen *Prolegomena* zu betrachten pflegten: so beginnt Hr. Kl. in seinen sogenannten vorläufigen Grundsätzen S. 70. von Gott und Offenbarung gleich als von Gegenständen, welche nur in einem einzigen Sinn gedacht werden könnten und allgemein so gedacht würden. Gehört ein solches Ueberspringen der ersten Grundbegriffe etwa auch zu dem schon in dem Plan erklärten Vorsatz, dafs ein „solches Lehrbuch nach einer *mehr positivlehrenden als skeptisch oder schwankend* (sind diefs Synonyma?) *räsonnirenden und allerley Meynungen für und wider abwägenden Methode* abgefafst seyn müsse? Kein guter Lehrer einer *praktischen Kunst* beginne mit Räsonnements über die Geschichte seiner Kunst, die Verschiedenheit der Meynungen darüber, und der Manieren darin zu arbeiten. Mit dem Vortrage *wissenschaftlicher* Elemente sey es, überhaupt genommen, nicht anders. Das wahre gute Räsonnement finde sich bey dem, der zuvor richtige Kenntnisse und *feste* Begriffe von den *Sachen* selbst sich erworben habe, am Ende von selbst." Erblickt denn nicht auch Hr. Kl. den Unterschied von *Kunst* und

und *Wiſſenſchaft* „überhaupt genommen," darin, daſs man in der letzten nichts (keine „Sachen") hat, als was durch Gründe, und zwar durch die höchſten möglichen Gründe gegeben iſt? Entſtehen *feſte* Begriffe dadurch, daſs man gerade das ſchwerſte als bekannt vorausſetzt? Bey dieſer poſitivlehrenden Methode kann man unſtreitig ſicher ſeyn, daſs am Ende bey den Meiſten kein Räſonnement, ſondern ein träges Nachbeten der feſtgeſetzten, obgleich nicht feſten Begriffe, bey den denkenden hingegen ein deſto heftigeres, und wegen Mangel an Auflöſungen gefährlicheres Zweifeln kommen werde.

Alles will der Vf. darauf bauen, daſs die von den Chriſten als Offenbarungsurkunden anerkannten Schriften hiſtoriſchen Werth und kritiſche Gültigkeit haben. Die Data hievon giebt er daher zu allererſt als *bibliſche Schriftkunde*. In dieſem Fach hat Hr. *Kl.* bekanntlich viel gearbeitet. Seine Schriftkunde enthält deswegen ſo vielerley, daſs ſie, wenn nur die weſentlichen Punkte (vieles biographiſche, antiquariſche etc. iſt ohnehin unzweckmäſsige Ueberfüllung) begründet werden ſollen, leicht ein halbjähriger Curſus von täglich einer Stunde dazu nöthig ſeyn möchte. Hierauf beginnt er die *Exegetik* mit dem Begriff von Theopneuſtie. Er giebt die Schwierigkeiten derjenigen Theorie zu, welche von einer Einwirkung des heiligen Geiſtes die Irrthumsfreyheit des ganzen Inhalts ableitet, und iſt dagegen in ſeiner Theſis zum Erſtaunen nachgiebig. Für das Hiſtoriſche in dem Inhalt der Schrift ſind auch ihm hiſtoriſche Beweiſe der Glaubwürdigkeit hinreichend. Nur bey Entdeckungen zukünftiger Dinge „kann man eine göttliche Inſpiration im eigentlichſten Verſtande, ſelbſt den Worten nach annehmen" (S. 150.). Für das prophetiſche und evangeliſche Lehramt aber nimmt er bloſs eine Obhut, Leitung, Tüchtigmachung durch den heiligen Geiſt an. — In einem andern Syſtem würde von dieſen Beſtimmungen vieles als wahr ſich erweiſen laſſen. Aber wie Hr. *Kl.* auf dieſe aus einem ihm fremden Ganzen geborgte Bruchſtücke bauen, wie er die *Göttlichkeit* der alt- und neuteſtamentlichen Religionsoffenbarung für erwieſen halten könne, wenn bloſs die Schriftſteller, die von künftigen Dingen — folglich nicht von Religionswahrheiten — handeln, eigentlich inſpirirt ſind, wenn die Inſpiration der erſten Stifter und Lehrer des Chriſtenthums bloſs in einer gewiſſen „Tüchtigmachung in dem, was ſie bloſs ſich ſelbſt überlaſſen, nie vermocht hätten" beſtehen ſoll, dieſs iſt wohl allein daraus zu begreifen, daſs Hr. *Kl.* einmal *feſte* Begriffe von der Göttlichkeit des Chriſtenthums hat, und daher auch alsdann, wenn er Prämiſſen aus einem ganz andern Lehrſyſtem herüber nimmt (wo die Göttlichkeit der Lehren aus ihrem *Inhalt* dargethan wird, wo man alſo die auſserordentliche von der göttlichen Weltregierung geleitete und beförderte Wirkſamkeit der prophetiſchen und evangeliſchen Lehrer als hiſtoriſche Thatſache, ohne etwas weiteres darauf zu bauen, hiſtoriſch findet und anerkennt) ſeine zum voraus gefaſsten Concluſionen für bewieſen hält, wenn gleich eben dieſe Prämiſſen, ohne Verbindung mit dem Beweis der Göttlichkeit aus dem Inhalt, auf ein ganz anderes Reſultat führen müſsten. Hier wird in der That das Sprichwort Jeſu anwendbar, daſs ein neuer Lappen (denn die hier von *Kl.* zugegebenen Begriffe von Inſpiration ſind, in ſo fern ſie den Lehrinhalt und den hiſtoriſchen Inhalt der Schrift betreffen, gerade die philologiſch erweiſslichen der ſogenannten Neuerer!) auf einen alten Rock geflickt *den Riſs nur* deſto gröſser mache.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, (ſoll eigentlich heiſsen PRAG,) b. Michaelis: *Spiegel menſchlicher Leidenſchaften* von *Auguſt Lafontaine*. 1800. 154 S. 8. (10 gr.)

Unter dieſem Titel — der allerdings einen weiten bequemen Deckmantel für mancherley geraubtes oder erborgtes Gut abgeben kann — ſind hier drey Erzählungen, die Hr. *Lafontaine* einzeln in Almanache und Monatsſchriften einrücken lieſs, neu abgedruckt worden. Sie ſind 1) der *leukadiſche Felſen*, 2) die *Folgen einer Unvorſichtigkeit*, und 3) die *Dankbarkeit*. Da es nun einmal gleich unnütz iſt, einen Mohren zu waſchen, und einem Nachdrucker ins Gewiſſen zu reden: ſo wollen wir uns auch ganz dieſe letzte Mühe erſparen, und uns lieber darüber wundern, daſs ein ſo ſpeculativer Kopf zu gleicher Zeit doch ſo — unwiſſend war. Denn da die zweyte dieſer Novellen eine erdichtete Situation aus dem Leben des *Diogenes* in ſich enthält, und da Hr. *Lafontaine* dieſen Cyniker noch in mehrern Erzählungen aufgeführt hat: ſo wäre es wenigſtens vollſtändiger, und zum Gewinnſt von mehrern Bogen erſprieſslich geweſen, dieſe auch hier abdrucken zu laſſen. Uebrigens muſs man noch eine Schlauheit der öſtreichiſchen Nachdrucker hier bemerken: da der K. K. neuern Verfügung zufolge, alle Ritter- und Geiſter-Geſchichten in dortigen Staaten verboten ſind, ſo läſst man nun bey ſolchen (ſcilicet) *neuen* Auflagen die Meldung *Prag* und *Wien* hinweg, und ſchiebt das unſchuldige *Leipzig* vor. Wahrlich, das gleicht gewiſſen falſchen Münzern, die ſich wenigſtens wohl hüten, ihre Münzſtätte anzuzeigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Februar 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) KIEL, b. Mohr: *Einige Bemerkungen über den Begriff einer theologischen Encyklopädie, etc.* Von D. *Joh. Fr. Kleuker* etc.

2) HAMBURG, b. Perthes: *Grundriss einer Encyklopädie der Theologie* oder *der christlichen Religionswissenschaft.* Erster Band. von D. *Joh. Fr. Kleuker* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Eben so bunt und unzusammenhängend ist Hn. *Kl.* Theorie in einigen andern Punkten, welche man in seiner blos historischen Theologie ganz anders erwarten müsste. Nur, weil Hr. *Kl.* eine solche Orthodoxie haben will, bey welcher er sich in dem Ton der Begünstigten, die eine herrschende Kirche für sich zu haben glauben, gegen Andersdenkende harte Ausfälle erlaubt, kann die Frage nicht übergangen werden, ob denn etwa seine im §. 193. gegebene Vorstellungsart von Gott als Vater, *Sohn* und *Geist* die symbolisch angenommene athanasianische sey? ob durch seine §. 287. S. 386. angeführten Ausdrücke und Gründe eine *solche* göttliche Natur in Christo behauptet werde, wie derjenige sie annehmen müsste, welcher unter den Fittigen der kirchlichen Orthodoxie mit Ausschliessung anderer Platz genommen haben, und sogar andere von dortaus befehden will? Auch §. 264. spricht er davon mit einer an sich lobenswürdigen, aber an einem so heftig elenchtischen Mann ganz unerwarteten und von den „*festen*" Begriffen der Kirchenlehre offenbar abweichenden Zurückhaltung. Erst in den Schriften der Apostel findet der Vf. „solche Erklärungen, wonach die ältere Lehre unserer Theologen von der Vereinigung zweyer Naturen in Christo, und das was sie daraus gefolgert haben, *erklärbar* wird." Ist *erklärbar* hier soviel als *erwiesen?* Kurz zuvor schreibt Hr. *Kl.* „*wenn* (!) Christus hierüber auch mehr zu sagen *gehabt hätte*, so konnte er unter den Juden und zu der Zeit, da er redete, doch nicht mehr sagen, wenn er nicht etwas zweckwidriges sagen wollte. Denn die Erklärung, dass er der Messias und Sohn Gottes sey, war vorerst zu seiner Anerkennung zureichend und das einzig Nothwendige, wovon alles übrige abhieng." Eben so wenig ist es der symbolischen Orthodoxie von der Erbsünde gemäss, wenn §. 267. die Natur und den Grund des angebornen Verderbens nur in ein gewisses *Missverhältniss* der Kräfte, der Vernunft und Sinnlichkeit, setzt.

Wer selbst vor dem Richterstuhl der kirchlichen Rechtgläubigkeit gleich andern Abweichenden Toleranz und Schonung bedarf, wer also sich selbst die Freyheit eigener Untersuchungen und Aenderungen im symbolischen Lehrbegriff vorbehält, wie kann ein solcher gegen Andersdenkende mit der bittern Heftigkeit, mit den gehässigen Insinuationen sprechen, mit welchen §. 305. unter der Aufschrift: falsche Behauptungen derer, die das Moralsystem der neuen Philosophie statt der christlichen Sittenlehre in die Theologie eingeführt wissen wollen, dieses erste Bändchen beschliesst. Hr. *Kl.* eifert dagegen: „dass „auch die christliche Sittenlehre durchaus *Kantisch* „werden solle." Fürs erste sieht man hieraus, dass seine philosophisch-theologische Lectüre schon vor einigen Jahren einen Stillstand gemacht haben muss. Denn wem ist es nicht bekannt, dass gegen die künstliche Umbildung der christlichen ganz populären Sittenlehre zu einem der Kantischen Moral gleichförmigen System gerade von den mit Kantischer Philosophie vertrauteren Theologen, welche Hn. *Kl.* Neuerer scheinen, und von noch neueren Philosophen aus mehreren andern Gründen vielfältig protestirt worden ist? Fürs zweyte aber sollte am allerwenigsten der Vf. dagegen eifern, dass in der christlichen Sittenlehre *alles Kantisch* werde, da in seiner hier vorgetragenen Moraltheologie alle Hauptgedanken der reinen und angewandten Ethik aus der Kantischen Philosophie genommen, und selbst mit einem Theil der Kantischen Terminologie herübergetragen sind. Selbst die Verbindung der Moral mit der religiösen Sittenlehre bildet Hr. *Kl.* gerade so, wie Kant dazu den Weg geöffnet hat, durch die Begriffe vom heiligen Willen, und vom Reiche Gottes. Der christliche Glaube ist ihm S. 273. ein *moralischer* Gemüthszustand. Nach den Worten des §. 236. setzen Jesus und die übrigen göttlichen Gesandten die wahre Tugend in denjenigen Seelenzustand, wonach *der Mensch, als ein vernünftiges Wesen, sich verbunden achtet*, Gott als seinen Herrn und Schöpfer über alles zu lieben und seinem Willen zu thun. Und dieser Mann, welcher den Verpflichtungsgrund der Moraltheologie als ganz *eigentlich moralisch* angiebt, und auf das *Vernünftige* des Menschen baut, führt §. 306. als die erste Anklage gegen seine sogenannten Kantianer an, dass nach ihnen „keine christliche Sittenlehre möglich sey, ohne dass ihr die jedesmalige philosophische Moral des Zeitalters zum Grunde gelegt werde." Ist dies eine Anklage: so hat Hr. *Kl.* zunächst die Sünde begangen, die er an andern denuncirt. Alles, was S. 296—324. zur Begründung der christlichen Sittenlehre gesagt ist, woher anders hat es Hr. *Kl.*, als aus der philosophischen Moral der Kantischen Periode, und aus Kants Reli-

Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft? Ueberdiefs wird die ganze Beschuldigung nur durch die Wendung und Einkleidung des Vfs. zur Anklage. Hat je ein mit dem Christenthum historisch bekannter Philosoph, er sey Wolfianer oder Kantianer, behauptet, keine christliche *Sittenlehre* sey ohne die Philosophie des Zeitalters möglich? Ist nicht vielmehr der klar ausgedrückte Sinn der Wolfischen so wohl als der Kantischen Schule, so oft sie beide auf die christliche Sittenlehre Rücksicht nahmen, dieser gewesen, dass, da die praktischen Lehren und Foderungen des Christenthums nicht systematisch, sondern zerstreut, populär und ohne Entwickelung der allgemeineren Gründe in der Schrift ausgedrückt seyen, eine *wissenschaftliche, systematische Darstellung* derselben in jedem Zeitalter, so oft man eine solche wünscht, nicht in der Schrift selbst gefunden werde, folglich nach dem Maasstab vom systematischen Wissen, welchen das Zeitalter erreicht habe, entworfen werden müsse. Die *christliche Sittenlehre* ist, ohne Wolf und Kant und Kleuker, nicht nur möglich, sondern längst wirklich; aber, wer sie *in systematischer Form vortragen will*, muss ihr entweder selbst eine geben, wie Kant, oder unter denen, die er vorfindet, eine wählen, wie Kleuker, welcher — in der Hauptsache erst die Kantische wählt, und sie dann am Ende des Buchs verschreyt. Ob dieser als Ankläger, absichtlich den längst vorhandenen *Inhalt* der christlichen Moraltheologie nicht von der zu jeder Zeit anders gewählten gelehrten *Darstellung* unterschieden habe, oder ob diese und mehrere ähnliche auf Zweydeutigkeit des Ausdrucks gebaute Anklagen gegen die sogenannten Kantianer aus angewohnter Unbestimmtheit im Denken und Ausdrücken, aus verblendender Rechthaberey oder sonst woher zu erklären seyen, mag Hr. *Kl.* selbst bestimmen. Mit welcher Erbitterung jene Anklagen entworfen sind, beweist ihr Ton. S. 388. sagt: Einige, welche den Scholastikern die *Theses* und *Antitheses* abgelernt haben, spielen mit den Sätzen: die Welt hat einen Anfang, die Welt hat keinen Anfang, *wie wenn es Kegel oder Brettsteine wären.* Ein anderer Vorwurf ist S. 419. so ausgedrückt: „die christliche Sittenlehre brauche als Wissenschaft ein Moralprincip (*wie gleichsam jede Windmühle wenigstens auf einem Pfahl ruhen muss, damit sie Windmühle sey.*)" u. s. w. Und doch ruht auch Hn. *Kl.* christliche Sittenlehre auf dem nämlichen Grundpfeiler. Auch er leitet den Verpflichtungsgrund zu dem in der religiösen Sittenlehre zu fodernden Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes aus etwas ab, was vor und ausser der ganzen religiösen Sittenlehre vorhanden ist, aus einer *im Gewissen* anerkannten Schuldigkeit §. 236. Nr. 2. oder wie Nr. 1. nächst vorher sich ausdrückt *aus dem Menschen, in so fern er ein vernünftiges Wesen ist.* Sobald aber die Kantianer das nämliche thun, und nur dadurch verschieden sind, dass sie, nicht blos, wie Hr. *Kl.*, behaupten, sondern zeigen, der Mensch könne seine Pflichten *vor* aller dogmatischen Theorie anerkennen, und daraus die wichtige Folgerungen ziehen, dass alle dogmatische Verschiedenheiten keinen von seiner moralischen oder christlichen Verpflichtung losmachen, auch alle theoretische Irrthümer, Zweifel u. dgl. im praktischen ferner niemand irre machen können, alsdann wird ein antikantischer Klagepunkt daraus. Denn die Kantianer sind nach S. 416. Leute, *„die nie so weit gekommen waren, um die Gründe einzusehen*, warum die *wahre* Theologie, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, über alle philosophische *Meynungen* erhaben ist, so dass sie keines einzigen philosophischen Systems Beyhülfe oder Stütze an sich bedarf." etc. Die *wahre* Theologie! Wer freylich im authentischen Alleinbesitz von dieser ist, mag auf (theologische und) philosophische *Meynungen* hoch herab sehen, mag (S. 424.) gegen „das leere Schaum- und Schattenwesen von Cultur-Humanitäts- und Religionsphilosophie" lauter Realität setzen, und den „Quell des *wahren* christlichen Glaubens" allein lauter vertheilen. *Ein* solcher müsste denn aber unstreitig bey Sätzen, die er für Hauptlehren hält, selbst von dem verhassten „skeptischen Schwanken" frey seyn. Bey der Erbsünde, auf welcher „die ganze Heilslehre der Bibel beruht" müsste er nicht selbst zwischen zwey Vorstellungen (das heisst doch — Meynungen?) mitten inne stehen, wovon die eine „in der heiligen Schrift allerdings, jedoch nicht nothwendig, gegründet scheine." (S. 254.) Er, der Besitzer der wahren Theologie, müsste bey der Lehre vom Abendmahl (§. 218.) die kirchlichen verschiedenen Vorstellungsarten nicht übergehen, vielmehr aus seinem Schatz der *wahren* Theologie entscheiden, welche die unwahren seyen, um als „positivlehrend feste" Begriffe zu verbreiten, wenigstens um sich selbst durch das strengste Festhalten an der kirchlichen Orthodoxie zu dem Verketzerungsrecht zu legitimiren, das Hr. *Kl.* sich so rüstig zu eigen gemacht hat.

Lübeck, b. Bohn: *Versuch einer Hermeneutik des Alten Testaments.* Von *Gottlob Wilh. Meyer*, D. d. Philos. und Repetenten der theolog. Fakultät zu Göttingen. *Erster Theil.* 1799. XVI. *und* 528 S. *Zweyter Theil.* 1800. XXII. und 672 S. 8. (4 Rthlr.)

Eine der nützlichsten Schriften für das ächte Studium der Schrifterklärung, welche Rec. den Bedürfnissen der Zeit ganz vorzüglich angemessen findet. Sie sucht die Mittel, welche der Schrifterklärer anzuwenden hat, nicht nur vollständig zu sammeln, deutlich zu beschreiben, und durch Beyspiele hinreichend zu erläutern, sondern bestrebt sich auch, die letzten Gründe, warum diese und keine andere Mittel anzuwenden, und warum sie gerade in der vorgeschriebenen Ordnung zu gebrauchen seyen, aufzusuchen. Der Vf. leitet diese Mittel theils aus der Natur des menschlichen Verstandes ab, aus dieser allgemeinen Quelle aller Interpretation überhaupt, theils aus der besondern Beschaffenheit der den Schriften des A. Ts. eigenen Art, die Gedanken zu bezeichnen und miteinander zu verknüpfen. Und was endlich das seltenste ist, er findet und beweist nicht blos

gewiſſe Vorſchriften als nothwendig, ſondern er bleibt ſich auch getreu genug, um das als richtig anerkannte nicht wieder einer herkömmlichen Inconſequenz, der Pflegerin ſo vieler aus altem und neuem zufällig zuſammengeſtoppelten Schriften, aufzuopfern. Ueberdieſs wird auch der Ungeübtere den Vortrag dieſer wahrhaft ſyſtematiſchen Auslegungsgeſetze ſo herablaſſend, und den Bedürfniſſen der Meiſten ſich anſchmiegend finden, daſs ſich Rec. von der Verbreitung dieſer Auslegungskunſt für die wirkliche Auslegung des A. Ts., und mittelbar auch für die des N. Ts., ſehr gute Wirkungen verſpricht.

Das ganze Syſtem zerfällt in zwey Haupttheile. Nach einer Einleitung über Hermeneutik überhaupt, und über die Urſachen, weswegen dieſe Schriften des Alterthums eine zwar mit jeder Hermeneutik übereinſtimmende, doch aber durch die Beſonderheiten ihres Inhalts und Ausdrucks beſonders modificirte Auslegungskunſt erfodern, verbreitet ſich der eine Haupttheil über das, was zur eigenthümlichen Art der Auslegung aller Schriften des A. Ts. gehört (allgemeine Hermeneutik des A. Ts.) der andere aber über ſolche Modificationen hermeneutiſcher Vorſchriften, welche wegen gewiſſer ſpecieller Beſchaffenheiten einzelner Theile dieſer uralten Aufſätze angenommen werden müſſen (ſpecielle Hermeneutik des A. Ts.). Um jene althebräiſche und zum Theil chaldäiſche Schriften überhaupt zu verſtehen, iſt fürs erſte die Kenntniſs des Ausdrucks, folglich die ſichere Erforſchung theils der Wortbedeutungen, theils der Wortfügungen und Formen, welche nach einer verſchiedenen Zuſammenſtellung einen verſchiedenen Sinn geben, nothwendig. Und bekanntlich iſt die Erforſchung der Wortbedeutungen in einer ſolchen ausgeſtorbenen Sprache nur durch eine Menge von Combinationen möglich, weswegen hier von den nähern Hülfsmitteln, Etymologie, Context, Parallelſtellen, und den verſchwiſterten Dialecten, alsdann von den entfernteren, nämlich den alten Ueberſetzungen und den Ueberlieferungen durch Kommentare und Wörterbücher viel vollſtändiger, als bey andern in ihrem ganzen Reichthum auf uns gekommenen Sprachen gehandelt iſt und werden muſste. Die Kenntniſs des Eigenthümlichen der Sachen im A. T. überhaupt, iſt das zweyte Erforderniſs im allgemeinen Theil einer altteſtamentlichen Hermeneutik. Man muſs die Geographie und Topographie jener Gegenden, die Kunde ihrer natürlichen Lage, Erzeugniſſe, ihre eigene Chronologie, ihren Synchronismus mit andern Nationen, die Geſchichte von den Schickſalen der Nation und ihrer Hauptperſonen, von ihren Sitten und deren Aenderungen von denen bey ihr mehr oder minder deutlich gewordenen Univerſalbegriffen, oder wie man ſich auszudrücken pflegt, von ihrer Philoſophie, aus Werken kennen, welche dieſe Gegenſtände aus Vergleichung aller Quellen im Ganzen darſtellen, damit jeder bey einer Betrachtung einzelner Stellen jene an mehreren Orten anwendbare Reſultate mit dem, was hier in beſondern ſtatt findet, zuſammen zu halten, und eines durch das andere zu erläutern oder zu berichtigen vermöge.

Dieſe Erfoderniſſe nahmen, der Ausdehnung nach, den gröſseren Theil dieſes Werks weg. Da nun ferner die Schriften des A. Ts. ſich in ſpeciellere, als hiſtoriſche, poetiſche, prophetiſche und philoſophiſche unterſcheiden: ſo muſste für jede dieſer Claſſen das aus der angezeigten Eigenthümlichkeit entſtehende ſpecielle Reſultat hermeneutiſcher Vorſchriften ausgemacht werden, und dadurch der erſte Hauptabſchnitt der ſpeciellen altteſtamentlichen Auslegungskunſt entſtehen. Der zweyte Hauptabſchnitt von dieſer aber betrachtet die verſchiedenen Arten des Vortrags oder der Darſtellung, welche in jeder von dieſen vier Claſſen von Aufſätzen gebraucht werden konnten. In einer nämlich, wie in der andern, kann bald unter der Form von Mythen, bald in Parabeln, Allegorien und Symbolen, bald durch die Einkleidung in Viſionen der Sinn des Schriftſtellers uns überliefert ſeyn. Auch iſt die Räthſelpoeſie eine dem orientaliſchen Stil eigenthümliche Art der Darſtellung. Was in der Auslegung jeder von dieſen Darſtellungsarten beſonders zu beobachten ſey und warum? dieſs wird im zweyten ſpeciellen Hauptabſchnitt beantwortet. Ein kurzer Anhang ſpricht von altteſtamentlichen Ueberſetzungen und Commentarien, um durch Regeln die Auswahl der brauchbaren zu leiten. Zum Schluſs iſt die Zeitmaterie von der moraliſchen Schriftauslegung kurz und gut ſo entwickelt, daſs offenbar aller Zank aufhören müſste, ſobald nur die Streitenden ſich ſelbſt hinreichend verſtünden und verſtändlich zu machen wüſsten; ein Requiſit, welches ſo vielen Wortführern in der literariſchen Welt jetzt durch das Schickſal, oder vielmehr durch den Drang, durch geſuchte und durch unwillkürliche Dunkelheit originell und unerhört zu ſeyn, mehr als gewöhnlich verſagt zu werden ſcheint.

Man ſieht das vielumfaſſende, zugleich aber auch das zuſammenhängende und conſequente des Plans, welchen ſich der Vf. vorgezeichnet hat. Die Ausführung beweiſt, daſs er kenntnisreich und fleiſsig genug war, um den ganzen angegebenen Umfang ſehr befriedigend, und mit ausdauernder Sorgfalt auszufüllen, und Rec. kann ein gleichförmiges Streben nach conſequenter Ableitung und Entwickelung auch in den ſchwierigſten einzelnen Theilen nicht ohne beſonderes Lob erwähnen. Zugleich zeigt ſich durchaus eine nicht bloſs zum Citiren zuſammen geraffte, ſondern durch prüfende Lectüre entſtandene genaue Bekanntſchaft mit den beſten zu jedem Fach gehörigen Schriften. Daſs im erſten Theil beſonders der Beweis des Vfs., die Dialecte ſeyen das Hauptmittel, hebräiſche Wortbedeutungen zu begründen, hie und da Widerſpruch fand, hat den Rec. am wenigſten gewundert. Wie ehemals in der neuteſtamentlichen Kritik die Anhänglichkeit an den *textus receptus* alle Conſequenz lange hinderte, und die Foderung, daſs man von dieſem gewöhnlichen Text nur im äuſserſten Nothfall abgehen dürfe, zum Geſetz machte, bis man

hiſto-

hiſtoriſch unläugbar zeigte, daſs gerade der ſo zufällig entſtandene Text der gewöhnlichen Ausgaben faſt unter allen möglichen der ſchlechteſte oder unſicherſte ſey; eben ſo geht es noch bey der Wiederherſtellung der Bedeutungen althebräiſcher und chaldäiſcher Worte. Die meiſten meynen, die Bedeutung eines Worts wirklich zu haben, wenn ſie finden, daſs ſie in unſern, gröſstentheils doch von den Wörterbüchern der Rabbinen abhängigen Lexicis ziemlich allgemein angenommen iſt. Daſs aber alle jene Rabbiniſche Ueberlieferung, weil für die Rabbinen ſelbſt, die wir kennen, das Hebräiſche ſchon eben ſo, wie für die Vff. der alten Verſionen, ausgeſtorbene Sprache geweſen iſt, keinen philologiſch gültigen Erweis für irgend eine Wortbedeutung gebe, daſs jede bloſs um ihretwillen recipirte Wortbedeutung, gerade, wie jener *textus receptus N. T.*, völlig unerwieſen, folglich jeder Wortſinn erſt ſeines Erweiſes bedürftig ſey, daſs folglich der conſequente Sprachforſcher bey den bekannteſten hebräiſchen Worten, im Erweiſen ihrer Bedeutung, eben den Gang einſchlagen müſſe, wie bey den ſeltenern, daſs er deswegen nicht nur in hoher Noth, ſondern in allen Fällen, wo Significate lexicographiſch zu erweiſen ſind, die Dialecte vergleichen, und ſich durch die vielen Beyſpiele, wie die Rabbinen und alte Verſionen, die Wortbedeutungen bloſs fingirt, oder durch willkürliche Spielereyen zu errathen verſucht haben, von dem blinden Glauben an dieſe Führer abhalten laſſen ſollte, dieſs ſind Sätze, welche noch einige Zeit lang den Schlendrian gegen ſich haben werden, um ſo mehr, als die neueſten hebräiſchen Lexica ſo äuſserſt ungleich, in dem einen Artikel nach dieſen angegebenen Grundſätzen, in drey andern dagegen nach dem alten, bequemen Herkommen, bearbeitet ſind. Eine ſo ruhige, überweiſende Darſtellung der beſſern Grundſätze, wie ſie Hr. *M.* entwickelt hat, wird zur Verbreitung der richtigeren Methode ohne Zweifel vieles beytragen. (Die etymologiſche Zergliederung hätte vielleicht ſpäter, nach den erſt die Bedeutung des Etymon ſelbſt betreffenden Hülfsmitteln (vor §. 113.) folgen ſollen. Doch, dieſs iſt eine Nebenſache.) Rec. freut ſich nach dieſer Probe von vielumfaſſendem und ſyſtematiſch ordnendem Fleiſs, daſs in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ſeit ihrer Wiederherſtellung, dem Vf. die Geſchichte der Exegeſe übertragen worden iſt. Möchte er an dieſer Beſchäftigung ſo viel Vergnügen gewinnen, daſs er ſpäterhin eine Geſchichte der Schriftauslegung, im allgemeinen und beſondern, ſeit der babyloniſchen Deportation, und vornehmlich durch alle Perioden des Chriſtenthums herab, zu liefern ſich entſchlöſſe. Ein lang vermiſstes Seitenſtück zu der ſchon weit mehr bearbeiteten Geſchichte der Dogmen und der Dogmatik unter Juden und Chriſten!

PAEDAGOGIK.

Hof, b. Grau: *Die geöffnete Schule für das erſte Jugendalter.* Nach dem Zeitbedürfniſs herausgegeben von *J. S. Klinger.* 1800. (XII.) und 333 S. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel:

Verſtandesübungen, oder erſte Erweckung und Uebung der Aufmerkſamkeit und des eigenen Nachdenkens durch Unterricht, mit Beyſpielen und kurzen ſokratiſchen Unterredungen. *Fünftes und letztes Bändchen.* etc.

Hr. K. iſt und bleibt ein beharrlicher literäriſcher Sünder (vgl. A. L. Z. 1799. Nr. 5. und 264.) Auch dieſsmal ſchont er auf ſeiner pädagogiſchen *Raubjagd* weder Todte noch Lebendige, und er will uns ſogar (Vorr. S. III.) überreden, daſs die von ihm geplünderten Schriftſteller Urſache hätten, ſich dieſer Beraubung zu freuen. Da Hr. *Pflaum*, deſſen Vorbereitung zum Unterricht in der Religion mehrere Blatter zur Ausfüllung der vor uns liegenden Schrift hergeben muſste, ſich nicht darüber freuen kann: ſo mögen die Hn. *Salzmann*, *Funke*, *Thieme*, *Reſewitz*, *Dolz* u. a. dem Hn. K. danken, daſs er ihnen die Freude gemacht hat, einen groſsen Theil ihrer Schriften, Fibeln, Kinderfreund, Verſuch über den Schulunterricht und katechetiſche Anleitung zu den erſten Denkübungen ꝛc. wörtlich abzuſchreiben. Doch hat er dieſsmal an einigen Orten, wie wohl nicht überall, einige ſeiner Quellen genannt, andere aber wohlbedächtig ganz verſchwiegen. Welch ein ganz planloſer Compilator noch überdieſs Hr. K. ſey, ſiehet man daraus, daſs er Materialien für Schüler und Anleitungen zur Methodik für Lehrer zuſammenwirft. Wie geſchickt er aber bey aller Geiſtesarmuth, in der Kunſt, Worte zu verdrehen ſey, davon giebt die Vorrede einen auffallenden Beweis. Zwar iſt ſeiner eigenen Erklärung (S. IV.) zu folge, das, was er gegen ſeinen Rec. ſagt, *zur Beherzigung* für den Rec. in der Erl. L. Z. geſchrieben. Allein, daſs Hr. K. die Vorrede zum vierten Band ſeiner Verſtandesübungen von Hn. *Marcus* wörtlich entlehnt hatte, dieſs iſt ihm in unſern Blättern handgreiflich bewieſen worden. Wenn er nun in der ironigen Vorausſetzung, daſs dieſs in der Erl. Z. geſchehen ſey, darauf erwiedert: „Bey der Vorrede zum vierten Band giebt Rec. Hn. *Marcus* als *Erfinder* jener dort vorgetragenen *Grundſätze* an, und Hr. *M.* ſelbſt bekennt S. 10., daſs ſie aus dem Thiemiſchen Ide ſind, ſo fragen wir ihn: wo wir mit einer Sylbe g ſagt haben, daſs Hr. *M.* die — *Grundſätze erfun* habe? und: ob es einerley ſey: nach eines ande Grundſätzen eine Vorrede *ſelbſt* ausarbeiten, und: d ſe Vorrede eines andern wörtlich abſchreiben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Februar 1801.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Göttingen, im Vandenhök - Ruprecht. Verlage: *Handbuch der praktiſchen Medicin*, von *J. Armemann*. 1800. XVI u. 296 S. 8.

Dieſer Band hat die acuten Krankheiten zum Gegenſtande. Die geringe Seitenzahl zeigt ſchon hinlänglich, daſs hier alles nur höchſt compendiariſch vorgetragen ſeyn kann. Nach einer Einleitung und allgemeinen Ueberſicht der Krankheiten handelt der Vf. im I. Abſchnitte von den Fiebern im allgemeinen, im II. Abſchnitte von den ſtheniſchen Krankheiten, und zwar von dem ſtheniſchen Fieber, im III. Abſchnitte von den aſtheniſchen Krankheiten, und zwar vom aſtheniſchen Fieber oder Nervenfieber, und dem Wechſelfieber, im IV. Abſchnitte von den complicirten Fieberkrankheiten, ſtheniſcher oder aſtheniſcher Art, unter folgenden Rubriken: A) Mit krankhafter Veränderung der Säfte: das Faulfieber. B) Mit Fehlern oder beſondern Zufällen des Verdauungsſyſtems: *Febres gaſtricae*, Schleim, Wurmfieber, *Dyſenteria*, *Cholera*. C) Mit Hautausſchlägen, die verſchiedenen hitzigen Ausſchlagskrankheiten. D) Mit localen Entzündungen. E) Die Catarrhalkrankheiten. F) Die Rheumatismen und Gicht. Das wichtigſte von jeder Krankheit iſt jedesmal unter folgende Artikel gebracht: 1) Diagnoſis; 2) Verlauf; 3) Criſen; 4) Ausgang; 5) Entſtehung: a) Anlage, b) Gelegenheitsurſachen; 6) Prognoſis; 7) Heilung; 8) ſpecielle Mittel; 9) Lebensordnung.

Das Eigenthümliche dieſes Handbuchs beſteht darin, daſs der Vf. die Hauptideen des Browniſchen Syſtems überall zum Grunde gelegt hat, wie auch ſchon die gewählten Ueberſchriften beweiſen. Er iſt ein abgeſagter Feind der ſogenannten Humoralpathologie, und ſucht alles auf Lebenskraft und Erregung zu reduciren. Dieſes Unternehmen möchte lobenswerth ſeyn, wenn die vom Vf. angewandten Grundſätze mehr Beſtimmtheit und Uebereinſtimmung unter ſich ſelbſt hätten. Aber Rec. muſs geſtehen, daſs ihn die meiſten Erklärungen mit neuen Worten nicht mehr befriedigten, als die alten Erklärungen durch Schärfen, Krankheitsmaterie u. ſ. w. Vielleicht liegt die Schuld an der Kürze, die ſich der Vf. vorgeſetzt hatte, und die ihm nicht erlaubte, ſeine eigenen Meynungen vollſtändiger zu entwickeln, und mit der ganzen Stärke ihrer Gründe vorzutragen. Rec. will nur einiges ausheben, was zur nähern Würdigung des eigenthümlichen Gehalts dieſer Schrift dienen kann. Lebenskraft iſt dem Vf. das höchſte und letzte Princip aller Erſcheinungen im geſunden, ſo wie im kranken, Zuſtande. Richtiger hätte der Vf. dieſe Lebenskraft, Lebensvermögen genannt, da das Leben, ihm zufolge, nur ein Product dieſer ſogenannten Lebenskraft mit dem Reize iſt. Dieſe Lebenskraft ſelbſt, wenn man ſie feſthalten will, entſchlüpft als ein leerer Dunſt, denn S. V. der Einleitung heiſst es: „Es „iſt ein unerklärbares, *unmaterielles* Etwas übrig, wo„von das Leben zunächſt abhängt, und worauf im „geſunden und kranken Zuſtande alles ankommt.“ Und darin ſollen, dem Vf. zufolge, am Ende alle Aerzte zuſammenſtimmen. Hier ſcheint der Vf. das bloſse Gedankending Kraft im Auge zu haben, und ihren realen Grund in der Organiſation zu überſehen. Kraft ſelbſt iſt freylich etwas Immateriales, wieferne es ein bloſser Begriff iſt, aber daraus folgt nicht, daſs das Leben ſelbſt, wenn von ſeinem objectiven Grunde die Rede iſt, von etwas Immateriellen abzuleiten ſey. Wenigſtens wird nur der geringere Theil der jetzt lebenden ſtimmführenden Phyſiologen mit dieſer Aeuſserung des Hn. *A.* übereinſtimmen. Stheniſche Krankheiten ſind, dem Vf. zufolge, ſolche, wo die beiden Aeuſserungen der Lebenskraft Erregbarkeit und Erregung widernatürlich ſtark ſind. Erregbarkeit wird wohl hier etwas uneigentlich eine Aeuſserung der Lebenskraft genannt. Sie iſt vielmehr nur der Grund der Möglichkeit einer Aeuſserung der Lebenskraft, und macht den weſentlichen Charakter dieſer ſelbſt aus. Im ſtheniſchen Fieber ſoll ſich vermehrte Thätigkeit und Stärke in allen Organen äuſsern. Davon möchten denn doch die willkürlichen Muskeln eine Ausnahme machen. Beym aſtheniſchen Fieber wäre es wichtig geweſen, die zwey Hauptformen deſſelben, ob es nämlich auf directer oder indirecter Schwäche beruhet, beſonders auszuzeichnen, um ſo mehr, da die Behandlung ſelbſt hiernach eine weſentliche Modification erleidet. Die Mineralſäuren ſollen im Nervenfieber nicht bekommen, weil ſie zu ſehr kühlen. Einen ſolchen Ausdruck, ohne eine genauere Beſtimmung, wie er verſtanden werden ſoll, ſucht man in einer Erregungspathologie nicht. Bey Gelegenheit des Rothlaufs ereifert ſich der Vf. ſehr gegen die Hirngeſpinſte der Schärfen, und nimmt gegen ſie ſogar die *kritiſche Vernunft* zu Hülfe. Was anders ſind aber die Gallenpartikeln, die *pikanten Stoffe*, womit die Ausdünſtung geſchwängert, und dadurch mehr reizend werden ſoll, als dieſe Schärfen in einem andern Gewande? Groſse Aſthenie der Gefäſse ſoll in allen Fällen Schuld an den Petechien haben, und doch ſtets ein Krampf der kleinen Hautgefäſse die Urſache ſeyn! So iſt wenigſtens in dieſen

Keine wahre Asthenie. Die Pest wird allgemein definirt als ein epidemisches asthenisches Fieber. Hat man aber nicht auch Erfahrungen von Fällen einer offenbar sthenischen Pest; ja von ganzen Epidemieen von dieser Beschaffenheit, wo Aderlass das dienlichste Mittel war. Dem Vf. zufolge, soll das Pestmiasma als ein heftiger Reiz wirken. Wird es nicht eben dadurch unter gewissen Umständen eine sthenische Krankheit hervorbringen können? — Die Schmerzen im Kindbetterinnenfieber sollen sich durch die ganze Beckengegend verbreiten. Dies ist doch nur sehr selten der Fall, sondern meistens sind die Schmerzen in der Gegend der Gedärme. Unter den Gelegenheitsursachen des Kindbetterinnenfiebers hätte billig die epidemische Constitution bemerkt werden sollen, da das Kindbetterinnenfieber in grosen Accouchierhäusern öfters epidemisch herrscht. Die allgemeine Veranlassung aller Katarrhalkrankheiten soll die Luft seyn, welche zu Zeiten so modificirt ist, dass sie die Mündungen der exhalirenden Gefäse und Poren besonders afficirt, und die Erregbarkeit der Haut umändert! Haben solche *Qualitates occultae* etwa einen grösern theoretischen Werth, als die Schärfen, mit denen der Vf. so unbarmherzig Krieg führt? Man habe ein eigenes *Miasma catarrhale* angenommen, und dies sey nicht zu leugnen, da die chemischen Bestandtheile der Luft oft sehr verschieden seyen. Ein solcher Grund möchte doch nicht Jeden überzeugen. Rheumatismus und Gicht sieht der Vf. als identische Krankheiten an, und theilt dieselben in drey verschiedene Formen ab, nämlich: 1) Rheumatismus und Gicht mit Fieber; 2) chronischer Rheumatismus und chronische Gicht, 3) örtlicher Rheumatismus und örtliche Gicht. Die Gründe dieser Abweichung von den bewährtesten praktischen Schriftstellern, die Gicht und Rheumatismus als zwey wesentlich verschiedene Krankheiten betrachten, sucht man vergebens. Das Wesen der Gicht und des Rheumatismus soll in einem veränderten Zustande der Erregung einzelner Organe oder der ganzen Constitution bestehen, welche durch Reize, durch Schwächungen oder durch schädliche Eindrücke aller Art hervorgebracht worden, und nach Maasgabe der Constitution und ihrer Wirkung mehr zur Sthenie oder Asthenie neige! Mit solchen Erklärungen dürfen sich die crassesten Humoralerklärungen immer noch messen. Ist nicht beynahe jede Krankheit nach dieser Erklärung Rheumatismus und Gicht? Ist nicht in jeder Krankheit veränderte Erregung? Und was ist denn diese Veränderung, wenn sie weder Sthenie noch Asthenie ist. Etwa das Hirngespinst der Anomalie, das noch hypothetischer ist, als irgend eine Schärfe der Humoralpathologie! Worin besteht denn der eigenthümliche Charakter dieser rheumatischen Anomalie? Und wie bringen so heterogene Potenzen, als die vom Vf. angezeigten, eine und dieselbe Krankheit hervor? Unter den diagnostischen Zeichen der Gicht und des Rheumatismus führt der Vf. an, dass hauptsächlich die Functionen des Magens und der Eingeweide gestört seyn sollen. Dies passt doch wohl in den wenigsten Fällen auf den hitzigen Rheumatismus, ist für diesen etwas blos zufälliges, für die Gicht aber etwas charakteristisches. Unter den durchdringenden Reizmitteln gegen die chronische Gicht, werden auch *drastische Purganzen* empfohlen, und das Opium, *Extractum Hyoscia-* miett. unter eine eigene Classe, *narcotische Reizmittel*, gebracht! Was ist denn dieses Narcotische, in welchen Verhältnisse steht es gegen die Erregbarkeit? darüber sagt der Vf. nirgends etwas. Vielmehr behandelt er überall das Opium schlechthin als weiter nichts, denn ein durchdringendes Reizmittel, und nur erst hier wird eine solche Distinction gemacht. In der örtlichen Gicht sollen *kalkartige* Concretionen entstehen; doch wohl nur dem äusern Ansehn nach, denn die chemische Analyse zeigt eine ganz andere Beschaffenheit derselben. Welchen Gewinn die praktische Medicin durch dieses Handbuch erhalten habe, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Für seine Vorlesungen mag es dem Vf. nothwendig seyn, und ihm besonders Gelegenheit geben, recht vieles noch hinzuzusetzen, und dadurch diese Vorlesungen selbst lehrreicher zu machen. Rec. vermisst überall jene feinern, aus der eigenen medicinischen Privatpraxis geschöpften, Winke, wozu die Beobachtungen in grosen Hospitälern, auf welche sich der Vf. beruft, nicht hinreichen, und *Selles medicina clinica* möchte mit allen ihren Mängeln und ihrem *humoralen Sauerteige* immer noch praktisch brauchbarer für Lehrer und Schüler bleiben. Wie viel die eigentliche Theorie der Krankheiten an Aufklärung durch des Vfs. Bemühungen gewonnen habe, darüber geben die beygebrachten Proben sattsame Entscheidungsgründe an die Hand.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Handbuch der Toxicologie oder der Lehre von Giften und Gegengiften.* Nach den Grundsätzen der *Brownschen* Arzneylehre und der neuern Chemie bearbeitet, von *Jos. Frank*, Primararzte im allgemeinen Krankenhause zu Wien. 1800. 144 S. 8.

Das wichtigste, was besonders in neuern Zeiten in der Lehre von Giften gearbeitet worden ist, ist hier kurz zusammengetragen, und in einer passenden Ordnung abgehandelt. Neues, was dem Vf. eigene Untersuchungen an die Hand gegeben hätten, hat Rec. nichts von Erheblichkeit finden können. Blos die Anwendung der Grundsätze des Brownischen Systems auf die Erklärung der Wirkungsart der Gifte könnte als ein neuer Beytrag zur Toxicologie angesehen werden, wenn nicht auf der einen Seite auch hierin dem Vf. schon vorgearbeitet worden wäre, und auf der andern Seite diese Erklärungen selbst nicht noch grosen Zweifeln und Schwierigkeiten unterworfen wären. Die nöthige Literatur haben wir in dieser Schrift, die zu einem Handbuche dienen soll, ungerne vermisst. Da der Vf. seinen Gegenstand so kurz abhandelt: so wäre eine Hinweisung auf die Quellen, aus denen er geschöpft hat, um so zweckmäsiger gewesen. Dieser Mangel an Nachweisungen auf Schriften, aus denen man sich noch genauer belehren kann, fällt um so mehr auf, wenn man auf

Stel-

stellen im Buche stöfst, wo der Vf. die eigenen Worte anderer fremder Schriftsteller anführt, und sie sogar noch durch Epitheta, wie z. B. das eines wahrheitliebenden, genievollen Mannes etc. charakterisirt, ohne ihre Namen selbst und ihre Schriften zu bemerken. Der Grund der Abkürzung entschuldigt diese Unterlassung auf keine Weise. In der Einleitung handelt der Vf. von der Wichtigkeit der Toxicologie, von der Definition und Classification der Gifte. Er unterscheidet dreyerley Arten von Giften, nach Verschiedenheit ihrer Wirkungsart, nämlich: 1) solche, welche den Organismus in Form und Mischung der Materie zerstören, *eindringende;* 2) solche, welche blofs die Erregbarkeit afficiren, *incitirende;* 3) solche, welche auf beide Arten zugleich wirken. Die incitirenden Gifte sollen nach Art der Reize wirken, denselben Gesetzen folgen, und somit bald Krankheiten von vermehrter Erregung, bald von verminderter Erregung, und zwar von indirecter Asthenie, hervorbringen. Die eindringenden Gifte sollen blofs örtliche Uebel, d. i. Krankheiten der Organisation verursachen. Endlich sollen die Gifte der dritten Classe complicirte, theils örtliche, theils sogenannte allgemeine Krankheiten veranlassen, einige derselben sollen eher eindringen und dann incitiren, andere aber erst incitiren und dann eindringen. Wie wenig scharf diese Gränzlinie zwischen den verschiedenen Arten der Gifte sey, mufs der Vf. selbst zugeben, da ihm zufolge, ein und dasselbe Gift, nach Verschiedenheit der Dosis und der körperlichen Constitution des Individuums, bald eindringend, bald incitirend wirkt. Ueberhaupt sind wohl beide Wirkungsarten nothwendig und unzertrennlich mit einander verbunden; denn es läfst sich wohl keine Afficirung der Erregbarkeit denken, die nicht durch Veränderung der Form und Mischung vermittelt würde, und bey den eindringenden ist diese Wirkungsart nur auffallender. In der Abhandlung der einzelnen Gifte selbst, befolgt daher auch der Vf. diese Eintheilung nicht, sondern legt die von den verschiedenen Wegen, auf welchen die Gifte in unsern Körper gelangen, hergenommene zum Grunde. I. Abtheilung. Von verschluckten Giften. Nachdem der Vf. im I. Kap. dieser Abtheilung von den Kennzeichen und der Behandlungsart der verschluckten Gifte überhaupt gehandelt hat, geht er in den folgenden XII. Kapiteln die Gifte selbst einzeln durch. Bey den mineralischen Giften giebt er die chemischen Kennzeichen, an welchen sie erkannt werden, an, bey den vegetabilischen Giften ist zum Theil eine höchst dürftige Beschreibung der Pflanzen, welche sie enthalten, beygebracht, die er ihm gerne erlassen hätten, da sie durchaus nicht hinreicht, um diese selbst darnach zu erkennen. Unter den Gegengiften gegen den Schierling und die Tollkirsche, hätte der Kaffee, einer wohlgegründeten Analogie nach, empfohlen werden sollen. In den Gattungen der Nachtschatten soll man, dem Vf. zufolge, keine giftige Gattungen haben entdecken können. Dieser Behauptung widersprechen bewährte Erfahrungen. Das Bitterfüfs soll ganz unwirksam seyn, und das Decoct desselben Pfundweise getrunken, keine andere Wirkung äufsern, als die dem Wasser überhaupt eigen ist. Diesem mufs der Vf. aus eigener Erfahrung widersprechen, der das Bitterfüfs in flechtenartigen Ausschlägen sehr nützlich fand, und Schwindel danach bemerkte. Die Schwämme sollen theils eindringend, jene nämlich, welche Magenschmerzen, zuweilen auch Schlund- und Magenentzündung verursachen, theils incitirend wirken, jene nämlich, welche Mattigkeit, Schlafsucht, Zuckungen bewirken. Ist aber Entzündung nicht vielmehr Folge einer reizenden Einwirkung, deutet sie nicht auf eine verstärkte Erregung hin, und könnte man die Schwämme nicht vielmehr in solche eintheilen, die etwa durch ein scharfes Princip als heftige Reize wirken, während eine andere Classe derselben durch ihr narcotisches Gift die Erregbarkeit unmittelbar deprimiren, und somit jene Zufälle von Schwäche hervorbringen? In der II. Abtheilung handelt der Vf. in drey Kapiteln von den äufserlich angewandten Giften. Die III. Abtheilung endlich begreift die Gifte, die unter der Form von Dünsten, Gasarten, eingeathmet werden, oder sonst auf eine unsichtbare Weise auf den Organismus wirken. I. Kap. Von den eingeathmeten Giften überhaupt. Die schädlichen Gasarten sollen in keinem Falle durch einen Schlagfluss tödten. Zu allgemein behauptet wohl der Vf., dafs bey allen Todesarten, welche die Folgen des Erstickens sind, die Gefäfse im Kopfe nicht nur nie vom Blute strotzen, sondern vielmehr blutleer sind. So will er namentlich in den Leichen zweyer, durch Kohlendampf erstickter, Personen die Gefäfse des Gehirns weniger als gewöhnlich mit Blute angefüllt gefunden haben. In den Sammlungen eines Pyl, Scherff u. a. zur gerichtlichen Arzneywissenschaft finden sich genug Fälle vom Gegentheile. Warum der Vf. die Elektricität nicht unter den Heilmitteln der Asphyxien von schädlichen Gasarten aufzählt, begreifen wir nicht. II. Kap. Von ätzenden sauern Dünsten oder Gasarten. III. Kap. Von dem kohlensauren Gas, dem Wasserstoffgas und Stickgas. Von diesen Gasarten behauptet der Vf. ohne Ausnahme, dafs man sie in reichlichem Maafse, ohne die geringste Beschwerde einathmen könne, wenn sie nur mit etwas Sauerstoffgas gemischt seyen. Dieses gilt wenigstens nicht von dem kohlensauern Gas, das sogar eine Luft, die mehr Sauerstoffgas als die atmosphärische enthält, zum Athmen untauglich machen kann, wie Humboldts merkwürdige, im II. Bande seiner Versuche, über die gereizte Muskel- und Nervfaser etc. erzählten Versuche und Erfahrungen beweisen. Die positiv schädlichen Eigenschaften des kohlensauern Gases, leitet der Vf. von andern Stoffen, die demselben beygemischt seyen, vielleicht von etwas empyreumatischem her, und erklärt daraus unter andern die eigenthümlichen Wirkungen des Kohlendampfes, die mit denen eines incitirenden vegetabilischen Giftes so viele Aehnlichkeit haben. Das reine kohlensaure Gas, meynt er hingegen, wirke nicht anders als der Strick bey Erwürgten, das Wasser bey Ersäuften. Woher aber die Zerstörung der Erregbarkeit, die höchste indirecte Schwäche derjenigen

gen Thiere, die im kohlenſauern Gaſe erſtickt worden ſind, wie *Humboldts*, und der zur Unterſuchung der Erſcheinungen des Galvanismus niedergeſetzten Commiſſarien, Verſuche aufs deutlichſte beweiſen, wovon auch Rec. durch eigene Verſuche belehrt worden iſt. Hr. Frank begeht einen ſehr groſsen Irrthum, wenn er das kohlenſaure Gas, in Rückſicht auf ſeine Wirkungsart, in einen Haufen mit dem Waſſerſtoffgaſe und Stickgaſe wirft. Er leſe doch noch einmal aufmerkſam S. 321—337. im II. Bande von Humboldts Verſuchen, und er wird zu ſolchen hypothetiſchen Stoffen, als das empyreumatiſche des Kohlendampfes iſt, nicht weiter ſeine Zuflucht nehmen. Noch hätte Hr. Frank wenigſtens mit ein paar Worten vom gekochten Waſſerſtoffgaſe und geſchwefelten Waſſerſtoffgaſe handeln können, da wohl dieſe es vorzüglich ſind, welche bey Reinigung der Schleuſen, Kloaken, ſtinkender Pfützen, beym Abzuge faulartiger Waſſer, in Grüften u. ſ. w. ſo nachtheilig ſind.

WEIMAR, in Induſtrie-Comptoir u. LONDON, b. Remnant: *Tabulae anatomicae* quas ad illuſtr. hum. corporis fabricam collegit et curavit *J. C. Loder*. Faſcic. IV. Splanchnologiae. Sect. II. Taf. LVIII—LXIV.

Dieſe Abtheilung des jetzt raſch fortrückenden Werks iſt vorzüglich in ſofern ſchätzbar, als dieſelbe durchaus neue Abbildungen enthält. Ein paar kleinere Figuren der letzten Tafel ausgenommen, ſtellen ſie verſchiedene Eingeweide der Bruſt und des Unterleibes, in ihrer natürlichen Lage dar. Die Tafeln ſind von ungleichem Werthe; Rec. will dieſelben etwas genauer durchgehen. Die erſte Tafel dieſer Lieferung, nämlich die 58ſte, ſtellt die erſte Anſicht der Eingeweide der Bruſt- und Bauchhöle vor, nachdem bloſs das Bruſtbein mit einem Theile der Rippen und die Bauchbedeckungen weggenommen ſind. Je weniger bey dieſer Anſicht anatomiſches Verdienſt erfodert wird, deſto mehr muſste der nachbildende Künſtler alles aufbieten, um das weiche, das bey dieſem Subjecte ſehr fetten Netzes, der Lungen u. ſ. w. gehörig herauszubringen. Rec. würde zu dieſer Darſtellung ein weniger fettes Subject vorgezogen haben. Das Netz iſt gut gerathen. Taf. 59. daſſelbe Subject, nur das Fett, welches die groſsen Gefäſse in der Bruſt bedeckte, der Herzbeutel und der gröſste Theil des Netzes weggenommen, und die Leber nach der rechten Seite und aufwärts zurückgeſchlagen, ſo daſs man das kleine Netz ganz ſieht. Die untere Leberfläche iſt zu hart, der untere Magenmund zu ſtark aufgetrieben, die *Appendices epiploicae* zu hart. Taf. 60. Der Grimdarm zurückgeſchlagen, ſo daſs das *Meſocolon* zu ſehen iſt. Taf. 61. Herz, Lungen, alle Därme bis auf das *Duodenum* und *rectum* weggenommen. Das *Pancreas* und die Krümmungen des *Duodeni* in der Lage. Der Magen iſt zu platt und hart. Die obern Darmbeinränder, von welchen der *Quadratus lumborum* entſteht, treten zu weit vor, ſo daſs der Rumpf hier nach hinten eingeknickt erſcheint. Der *Pſoas* iſt zu platt. Taf. 62. Enthält in zwey ſehr gut gerathenen Figuren die Eingeweide, der Bruſt und des Unterleibes an einem neugebornen Kinde. Taf. 63. Dieſelben ungefähr, ſo wie Taf. 61. es an Erwachſenen zeigt, nur daſs auf Tafel 63. auch die Harnblaſe zu ſehen, und an Fig. 1. der dünne Darm gröſstentheils weggeſchnitten iſt, ſo daſs man den Uebergang deſſelben ins *Colon*, *Coecum* u. ſ. w. ſieht, auch an dieſer wohlgerathenen Tafel wüſste Rec. nichts weſentliches auszuſetzen. Taf. 64. enthält auf zwey Figuren Anſichten der Eingeweide, der Bruſt- und Bauchhöle, von hinten her. Bey Fig. 1. iſt auch das Rückenmark mit ſeinen Häuten bedeckt, in der Lage zu ſehen; bey Fig. 2. aber das ganze Rückgrat weggenommen, ſo daſs dieſs bey der Erhaltung aller weichen Theile, Nerven ausgenommen, und bey der Darſtellung der Gefäſse eine vorzüglich intereſſante Figur iſt. Das linke *Colon*, welches neben der linken Niere zu ſehen iſt, hat durch die Behandlung des Künſtlers zu viel Aehnlichkeit mit der Niere ſelbſt erhalten. Die übrigen vier Figuren dieſer letzten Tafel ſtellen Stücke der Bruſt- und Bauchhaut vor. Mit der erſten, zweyten und vierten Tafel dieſes Hefts iſt Rec. im Ganzen weniger zufrieden; dagegen ſind die übrigen meiſtens ſehr gut.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN u. PRESSBURG, b. Doll: *Emmerich von Wolfsthal, oder das Preſsburger Schloſsgeſpenſt.* Eine Sage aus den Zeiten Mathias Korvinus, vom Vf. des ſchwarzen Ritters und Waldrof des Wandlers. 1800. 136 S. 8. m. 1 Kupf. (12 gr.)

Auch eine von den häufigen Nachahmungen des Spieſsiſchen *Ueberall und Nirgends!* Aber wenigſtens eine von denen, die nicht mit gänzlicher Verachtung zu beſtrafen ſind. — Es wimmelt freylich in ihr von Unnatürlichkeiten mancher Art. Aller Augenblicke geſchieht ein Wunder; Menſchen, die zwey bis dreymal ſchon umgebracht worden waren, kommen wieder zum Vorſchein. An Durchführung eines Charakters, an Bereicherung ächter Menſchenkunde iſt nirgends zu denken. Aber der Plan des Ganzen iſt ziemlich intereſſant und gefällig. Dadurch, daſs der Held die Bedingniſſe der verſprochenen Erlöſung ihm ſelbſt unbewuſst erfüllt, daſs er bereits für den *Geiſt* arbeitet, indem er bloſs mit ſich ſelbſt beſchäftigt zu ſeyn glaubt, gewinnt er unſere Theilnahme. Ein paar Situationen ſind einfach und doch wirkend. Unter den Händen eines Muſäus würde ein angenehmes Volksmärchen daraus geworden ſeyn. Nur gehen das Ende kraufen ſich die Begebenheiten gar ohne Noth durch einander. — Der Stil des Vfs. iſt zwar von Provinzialismen nicht ganz rein; er ſchreibt zum Beyſpiel *ſelbes*, *ſelbe*, *die Lichte* u. ſ. w. Dennoch iſt er, überhaupt genommen, ziemlich richtig und männlich. Er ſcheint das ächte Hochdeutſche mehr ſtudiert zu haben, als es gewöhnlich der Fall bey ſeinen Landsleuten iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. Februar 1801.

NATURGESCHICHTE.

WEIMAR, im Induſtrie-Comptr.: Hn. *De la Cepede's Naturgeſchichte der Amphibien*, oder der eyerlegenden vierfüſsigen Thiere und Schlangen. Eine Fortſetzung von Buffon's Naturgeſchichte. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen verſehen von *Johann Matthäus Bechſtein*. *Erſter Band*. 1800. XXXII und 524 S. und 28 Kupf. *Zweyter Band*. 1800. XX u. 552 S. und 40 Kupfer in 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Nicht ſelten haben ausländiſche Werke das Glück, daſs ſie von Männern ins Deutſche überſetzt werden, die ſelbſt etwas bey weitem beſſeres hätten liefern können. Auch dieſs iſt hier bey *de la Cepede's* Werk der Fall, welches zwar, als es erſchien, das vollſtändigſte und beſte, welches man über die ganze Claſſe der Amphibien hatte, aber von der Vollkommenheit, die man mit Recht erwartete, weit entfernt war. Es iſt gleichwohl immer noch eins der beſten, der brauchbarſten für Leſer, die nicht gelehrte Naturforſcher ſind, und Hr. B. verdient daher unſern Dank für ſeine Ueberſetzung, Vermehrung und Berichtigung dieſes Werkes, welches in ſeinem deutſchen Gewande in jeder Rückſicht groſse Vorzüge vor dem Originale hat; und noch mehrere durch den in der Vorrede verſprochnen fünften Band vom Hn. Prof. *Schneider* erhalten ſoll, „welcher nicht nur neue Abbildungen, Zuſätze, Berichtigungen und Verbeſſerungen, ſondern auch eine kurzgefaſste Phyſiologie, eine neue ſyſtematiſche Aufſtellung und eine Synopſis der Amphibien enthalten wird." Hr. B. hat dieſer Ueberſetzung gerade den Zuſchnitt der Beriniſchen des Buffon, deren Fortſetzung ſie ſeyn ſoll, gegeben. „Auf eben dieſe Art, ſetzt er hinzu, ſind auch meine Bemerkungen und die Zuſätze in Hinſicht der Beſchreibungen und Abbildungen eingerichtet. Ich habe dazu alles geſammelt, was mir, fern von groſsen Bibliotheken und Cabinetten, zu ſammeln möglich war, und diejenigen Berichtigungen und Verbeſſerungen beygefügt, die ich entweder durch Anſchauung und Vergleichung der natürlichen Körper in Cabinetten oder der Natur ſelbſt, oder durch die Schriften anderer, vorzüglich eines *Schneiders*, mit Zuverläſsigkeit aufzuſtellen im Stande war." Dieſs alles muſs auch hier unſer Urtheil leiten. Die Ueberſetzung von *la C.* iſt nicht nur in derſelben Form, und enthält nicht nur ähnliche Anmerkungen und Zuſätze, wie die Buffonſche, ſondern hat auch den wesentlichen Vorzug einer gröſsern Anzahl neuer eigner Beobachtungen, und den Umſtand für ſich, daſs die aus andern entlehnten Abbildungen von Amphibien, wovon keine illuminirte vorhanden ſind, keinen Farbenanſtrich nach der bloſsen Beſchreibung erhalten haben. Uebrigens ſind aber Kupfer und ihre Illumination bey weitem beſſer, wie bey der deutſchen Ausgabe des Buffon, und da, wo beſſere Abbildungen, wie die *de la C.* nach andern oder der Natur gegeben werden konnten, iſt dieſs geſchehen. Hr. B. ſcheint den groſsen Vortheil, ein illuminirtes Exemplar des *Seba* vor ſich gehabt zu haben, denn die aus deſſen Theſaurus entlehnten Figuren ſind alle illuminirt. Nur ſelten ſind unnatürliche und zu grelle Farben aufgetragen, wie beym Schleuderſchwanz, wo wir die Schuld dem Seba beymeſſen, nur ſelten vermiſſen wir die Illumination, wo ſie nach der Natur, wie beym langrüſslichen Krocodil, wovon Hr. B. nach ſeiner Angabe ſelbſt ein Exemplar beſitzt, oder nach andern, wie bey *Lacerta Monitor*, *L. Calotes*, *L. Ameiva* etc. hätte gegeben werden können, oder die Abbildungen gänzlich, wie bey *Laurenti's Iguana chamaeleontica*, *Linné's Lacerta aurata*, des dreyzehigen Salamanders, der *Lacerta mauritanica*, und *Beireis Rana leucophyllata*, wo der Ueberſ. die Werke, die ihre Abbildungen enthalten, benutzte; denn daſs ſie bey *Schneiders Stellio perfoliatus*, *Boſe's Lacerta exanthematica*, *Boddaert's Rana bicolor*, *Shaw's Rana auſtralis* fehlen, das wird, ſo wie der Umſtand, daſs Haſſelquiſt's *Lacerta aegyptia*, bey der trefflichen Beſchreibung, die dieſer Schüler Linné's davon gab, als eine unbeſtimmte Art aufgeführt, und ohne Beſchreibung gelaſſen iſt, durch Hn. B. Entfernung von groſsen Bibliotheken entſchuldigt.

Die Ueberſetzung iſt im ganzen genommen treu, und lieſt ſich angenehm. Hier davon eine Stelle zur Probe, die wir einer Anmerkung des Hn. B. wegen, welche wir in der Folge anführen wollen, ausheben.

La forme générale du crocodile eſt aſſez ſemblable, en grand, à celle des autres lézards. Mais ſi nous voulons ſaiſir les caractères qui lui ſont particuliers, nous trouverons que ſa tête eſt alongée, aplatie, et fortement ridée, le muſeau gros et un peu arrondi; au-deſſus eſt un eſpace rond, rempli d'une ſubſtance noirâtre, molle et ſpongieuſe, où ſont placées les ouvertures des narines; leur forme eſt celle d'un croiſſant, et leurs pointes ſont tournées en arrière. La gencive ſ'ouvre juſqu' au-delà

Die Geſtalt des Krocodills gleicht im Ganzen genommen, den übrigen Eidechſen, wenn man aber die einzelnen Merkmale, die es unterſcheiden, heraushebt: ſo findet man, daſs ſein Kopf geſtreckter, glatter, und voll ſtarker Runzeln iſt. Die Schnautze iſt dick und etwas gerundet. Drüber iſt eine runde Höhlung mit einer ſchwärzlichen, weichen und ſchwammigen Materie ausgefüllt, worin ſich die Naſenlöcher befinden. Sie ſind halbmondförmig, und ihre Spitzen

des oreilles; ſes mâchoires ont quelquefois pluſieurs pieds de longueur; l'inférieure eſt terminée de chaque côté par une ligne droite; mais la ſupérieure eſt comme feſtonnée, elle s'élargit vers le goſier, de manière à deborder de chaque côté la mâchoire de deſſous; elle ſe retrécit enſuite, et la laiſſe dépaſſer juſqu'au muſeau, où elle s'élargit de nouveau, et enferme, pour ainſi dire, la mâchoire inferieure.

Il arrive de là, que les dents placées aux endroits où une mâchoire déborde l'autre, paroiſſent à l'extérieur comme des crochets ou des eſpèces de dents canines: telles ſont les dix dents qui garniſſent le devant de la mâchoire ſupérieure. Au contraire, les deux dents les plus antérieures de la mâchoire inférieure, non ſeulement s'enfoncent dans la mâchoire de deſſus, lorſque la gueule eſt fermée, mais elles y pénètrent ſi avant, qu'elles la traverſent en entier, et s'élèvent au-deſſus du muſeau, où leurs pointes ont l'apparence de petites cornes; c'eſt ce que nous avons trouvé dans tous les individus d'une longueur un peu conſidérable que nous avons examinés. Cela eſt même trés-ſenſible dans un jeune crocodile du Sénégal, de quatre pieds trois pouces de long, que l'on conſerve au cabinet du Roi. Le caractère remarquable n'a cependant été indiqué par perſonne, excepté par les Mathematiciens Jéſuites, que Louis XIV. envoya dans l'Orient, et qui décrivirent un crocodile dans le Royaume de Siam.

nach hinten gekehrt. Der Rachen iſt bis hinter die Ohren geſpalten, und die Kinnbacken ſind oft mehrere Fuſs lang. Die untere Kinnlade iſt auf beiden Seiten gerade abgeſchnitten, die obere hingegen iſt wellenförmig ausgerandet, nach der Kehle zu iſt ſie weiter und geht über den Rand der untern hinaus, von da ſchmälert ſie ſich allmälig, und läſst die untere hervorgehen, bis zur Spitze der Schnautze, wo ſie wieder weiter wird, und die untere gewiſſermaſsen einſchlieſst. Daher kommts, daſs die Zähne an den Stellen, wo eine Kinnlade über die andere herragt, wie Haken oder Hundszähne ausſehen. So ſtehen die zehn vordern Zähne der obern Kinnlade. Die beiden vorderſten Zähne der Unterkinnlade hingegen gehen nicht allein, wenn das Maul geſchloſſen iſt, in die obere hinein, ſondern ſogar hindurch, und ihre Spitzen ſtehen über die Schnautze wie zwey kleine Hörner hervor. So habe ich es bey allen etwas groſsen Krokodillen gefunden, die ich unterſuchte. Sogar bey einem jungen Krokodill vom Senegall, das ſich im königl. Cabinette befindet, und 4 Fuſs und 3 — 4 Zoll lang iſt, iſt es ſchon merklich. Dennoch iſt niemand auf dieſs beſondere Kennzeichen aufmerkſam geweſen, als einige Mathematiker, die Ludwig XIV. nach dem Orient ſchickte, und die im Königreiche Siam ein Krokodill beſchrieben.

Wir wollen bey dieſer Stelle nicht rügen, daſs Hr. B. immer unrichtig *Krokodill* ſtatt *Krokodil* ſchreibt, glauben aber doch bemerken zu müſſen, daſs er ſich einigemal bey den Namen der von *de la C.* beſchriebnen Amphibien, Freyheiten erlaubt hat, die nach unſerm Dafürhalten einem Ueberſetzer nicht zukommen. Linnés *Teſtudo Caretta* nennt Hr. *de la C.* aus guten Grüden *Caouane* und *T. imbricata, Carette*; Hr. B. aber jene *Karett-Schildkröte*, dieſe *ſchieferartige Schildkröte*. Es iſt wahr, beiden Arten kommt der Name *Carette* zu, und von mehreren, beſonders Linné und ſeinen deutſchen Commentatoren und Epitomatoren iſt er der erſtern gegeben; da aber Hr. *de la C.* ausdrücklich der zweyten dieſen Namen giebt: ſo glauben wir, Hr. B. hätte um ſo mehr darin ſeinem Originale folgen müſſen, da faſt alle ausländiſche Reiſebeſchreiber, und viele deutſche treffliche Schriftſteller ihr denſelben beylegen. Ueberdem iſt der Name *ſchieferartige Schildkröte* verwerflich, und nichts weniger als eine richtige Ueberſetzung von *imbricata*. Die Benennung Schuppenſchildkröte, die ihr andre gegeben haben, iſt bey weitem beſſer. Eben ſo wenig hätten die Benennungen *geäderter* und *gänſefüſsiger Laubfroſch*, *Seekröte*, *Perlenkröte*, für *La Cepede's Reticulaire, Patte d'oie, L'Epaule armée* und *La Perlée*, obgleich ſie richtig ſind, zu Ueberſchriften müſſen genommen werden, da ſie *de la C.* unrichtig zu den Fröſchen zählt, und ein Ueberſetzer die Fehler des Originals mit übertragen muſs, und es genug war, wie ohnehin geſchehen iſt, dieſelben in Anmerkungen zu berichtigen.

Die Berichtigungen und Ergänzungen ſind theils in Anmerkungen unter dem Texte, theils in Zuſätzen hinter den Arten, theils in Anhängen am Schluſſe jeder Abtheilung beygebracht. Hr. B. hat in denſelben nicht nur bey den einzelnen Arten die Synonymen berichtiget, und anſehnlich vermehrt (wobey doch manchmal Bücher angeführt ſind, die kaum dieſer Ehre werth waren), ſondern auch bey jeder Abtheilung und der allgemeinen Einleitung ſelbſt die wichtigſten dahin gehörigen Schriften genannt. Die allgemeine Geſchichte der Amphibien und ihrer Gattungen hat die wenigſten Anmerkungen und Zuſätze erhalten, ſondern es iſt dabey vorzüglich auf die Schriften des Hn. Prof. *Schneider* verwieſen; und da dieſer eine allgemeine Phyſiologie in einem fünften Bande verſprochen hat: ſo glaubte Hr. B. vermuthlich denſelben nicht vorgreifen zu müſſen. Ueberdem enthalten die Anmerkungen beſſere und vollſtändigere Beſchreibungen der von *de la C.* aufgeführten Thiere, wo die ſeinen mangelhaft oder unrichtig waren, die entweder aus andern, vorzüglich *Seba, Schöpf, Schneider* u. ſ. w. entlehnt, oder wie beym langrüſslichten Krokodil, der grauen Eidechſe, den Waſſerſalamandern, dem braunen Grasfroſche, dem Laubfroſche, und den inländiſchen Kröten von ihm ſelbſt verfertigt ſind, oder er hat in denſelben auch wohl eine fremde und eigne Beſchreibung geliefert, wie bey der Rieſenſchildkröte der Cauane, der geometriſchen und europäiſchen Schildkröte. Endlich ſind ſie ein Schatz trefflicher Beobachtungen und Bemerkungen, von denen wir hier die wichtigſten ausheben. Nach Hn. *B.* iſt bey den Amphibien das Gehör ſchärfer wie das Geſicht, wenn gleich ſchwächer, wie bey den Säugthieren und Vögeln, auch ihr Geruch und Geſchmack nicht ſo ſtumpf, wie *de la C.* angiebt. Er beſitzt eine gemeine Fluſsſchildkröte, deren Hinterleib mit Beinen und Schwanz ſchon ſo abgeſtorben und in Faulniſs übergegangen iſt, daſs es abſcheulich ſtinkt, deren Vordertheile ſich aber noch lebhaft bewegen. Die *Schlammſchildkröte* (*La Bourbeuſe*), hält Hr. *B.* mit Linné's *Teſtudo lutaria* und *orbicularis*, und *de la C. Tortue jaune* für Eine Art, und ſucht dieſs durch die Beſchreibung der Abweichungen, die er unter acht Exemplaren, welche er beſitzt, bemerkt hat, zu beweiſen, doch ohne feſt davon überzeugt zu ſeyn, wie dieſs auch bey Rec. der Fall iſt, welcher einſt Gelegenheit hatte, eine deutſche Schlammſchildkröte zu ſehen, die der *de la C.* ſehr ähnlich war, aber in vielen Stücken von der europäiſchen der Hn. *Schöpf* und *Bechſtein* abwich, die hier in einem Zuſatze nach dem erſtern beſchrieben und abgebil-

bildet ist. Die *Tortue ronde* des Vf. hält Hr. B. für ganz verschieden von Linné's *T. orbicularis*, dagegen dessen *Terrapene*, Brown's *Terrapin* mit *Schöpfs Testudo Terrapin* für einerley. Bey dem *gemeinen Krokodil* (*Le Crocodile proprement dit*), worunter *de la C.* das Nilkrokodil, das amerikanische, das indianische des Hn. Prof *Schneider's*, das schwimmende des seel. Meyer's und das afrikanische des Laurenti zusammenfasst, hat Hr. B. diejenigen Synonymen angeführt, die sich vorzüglich auf das Nilkrokodil beziehen, und bemerkt in einer Anmerkung zu der eben als Probe der Uebersetzung angeführten Stelle: „Diese die obere „Kinnlade durchstechenden Vorderzähne sind an dem „*indischen Krokodil* angegeben, das Hr. *Schneider* als „*eine neue Art* angesehen wissen will." Es scheint dem Uebers. also entgangen zu seyn, dass die Beschreibung des Hn. *de la C.* die *eben dieses* Krokodils sey, dem Hr. *Schneider*, wie aus eben dieser angeführten Stelle erhellet, unrichtig den Namen des *indischen* beygelegt hat, da seine unterscheidenden Kennzeichen dem afrikanischen gleichfalls zukommen. Vielleicht, und höchst wahrscheinlich, sind beide einerley, und Rec., der nur junge Krokodile genauer untersuchen konnte, gehts wie Hn. B., der in der Folge in einer Anmerkung sagt: „Ich weiss nicht, was es „mit dem Durchgehn solcher Zähne für eine Bewandnifs hat." Das *schwarze Krokodil* sieht Hr. B. mit Schneider und Meyer von rechtswegen als nicht verschieden vom langrüsslichten an. Unter dem Namen *la Dragonne* hatte Hr. *de la C.*, wie hier nach Hn. Schneider richtig bemerkt wird, nicht, wie er selbst glaubt, Linné's *Lacerta Dracaena*, sondern dessen *L. bicarinata* beschrieben und abbilden lassen. Hr. B. hat daher bey der *Dragonne* Seba's Figur der *L. Dracaena*, und bey L. *bicarinata* die *la Cepedische* Figur, die im Originale zur *Dragonne* gehört, nachstechen lassen. Es wäre besser gewesen, wenn dies nicht geschehen wäre, da *de la C.* Abbildung zu seiner Beschreibung gehört und passt, und bey der letztern nicht angeführt ist, das sich jene Taf. 26. befinde. Uebrigens ist es gewiss wohl gethan, dass Hr. B. hier die Sebaische Figur und Beschreibung geliefert hat. Edward's *blue Lizard*, die Hr. *de la C.* als eine Varietät der *Agame* ansieht, hält Hr. B. für Sparrmanns zweyfleckigte Eidechse; dagegen mit *de la C. Lacerta viridis* für eine von *L. agilis* verschiedne Art; zu der letztern zählt er die Laurentischen *Seps sericeus* (woran Rec. zweifelt) *Seps Argus* (gleichfalls), *S. muralis* (zuverlässig eine eigne Art, die sich durch Bildung des Kopfs, der Bauchschilder u. s. w. wesentlich unterscheidet), *S. terrestris*, *S. ruber* (vielleicht auch eine eigne, dem *S. surinamensis* ähnliche Art) und *S. serulescens*. Hr. B. will bemerkt haben, dass sich der Schwanz der grauen Eidechse nie ganz wieder reproducire, sondern, wenn er am Ende des Körpers abgebrochen wird, nicht drey Linien länger wachse, sondern sich nur zurunde; und dass der ergänzte Theil keine Wirbelknochen enthalte; eben diese Eidechse verschluckt auch Salamander und Junge ihrer eignen Art; Hr. B. fand sie in Thüringen immer in Wäldern, Rec. in der Gegend seines Aufenthalts nie in Wäldern, sondern stets und häufig zwischen Hecken, dagegen Laurenti's *Seps muralis* stets im Walde. Pallas *Lacerta velox* wird hier mit der Eidechse beym Seba I. t. 53. (durch einen Druckfehler steht im Buche 93.) Fig. 9. verglichen. Bey der *Goldeidechse* (*Le Doré*) bemerkt Hr. B. sehr wahr, dass Hr. *de la C.* unter diesen Namen Laurenti's *Stincus Stellio*, nicht aber, wie er glaubt, Linné's *Lacerta auxata* abgebildet und beschrieben habe; von der letztern wäre aber Abbildung und Beschreibung, etwa aus Seba beyzufügen gewesen. Die *Mops-Eidechse* (*Roquet*) wagt Hr. B. nicht so gewiss, als Hr. *Schneider* es thut, für die breitzehige anzusehn, ob er gleich überzeugt ist, dass sie keine Varietät der bunten sey, wofür sie Hr. *Donndorf* hält. In Absicht der fliegenden Eidechsen stimmt er dem Vf. bey, dass es nur Eine Art derselben gebe; Rec. ist noch zweifelhaft, ob nicht zwey vorhanden sind, die er beide in einer deutschen Naturaliensammlung antraf, aber, da er sie sah, nicht genau genug untersuchen konnte; Linné's *Draco volans* und *praepos* aber, machen nur Eine Art aus. Die Erd- und Wassersalamander hält Hr. B. auch für zwey Familien derselben Gattung, wie Hr. Schneider, wagt es aber nicht, mit demselben und Hn. *de la C.* Laurenti's *Salamandra atra* als blosse Varietät des gemeinen Erdsalamander anzusehen. Den letzten sah er Regenwürmer und nackte Schnecken verschlucken. Er leugnet, dass derselbe ein bestimmtes Loch zur Wohnung habe, und bemerkt, dass er zur Begattungszeit stärker rieche. Schwimmen sahe er die alten nie. Die Geschichte der *inländischen Wassersalamander*, die Hr. *de la C.* alle unter dem Namen des glattschwänzigen Salamanders vereinigt hat, und worin noch so viele Verwirrung herrscht, hat durch des Uebs. Bemühungen ungemein viel gewonnen. Er nimmt nur drey Arten derselben an, nämlich 1) den *grossen Wassersalamander*, zu welchem *Triton cristatus Laur.* und *Salam. cristata Schn.* als Männchen; *Tr. Utinensis* und Gesneri *Laur.* und *Salam. pruinata* Schn. und überdem *Lacerta palustris Linn.* und wahrscheinlich Houttuyns *Salam. americana* und *cristata* gehören; 2) Der *mittlere* oder *Brunnen-Salamander*, wohin *Lacerta Triton Merrem.* und *Trit. Salamandroides Laur.* als Männchen, *Trit. alpestris Laur.* und *Salam. alpestris Schneid.* als Weibchen gebracht sind; 3) der *kleine* oder *Teich-Salamander*, wozu *T. parisinus Laur.* und *S. taenitata et palmata Schneid.* als Männchen, *T. palustris*, *carnifex* und *Salam. exigua Laur. Salam. palustris* und *carnifex Schn.* und *Lacerta vulgaris Linn.* (?) als Weibchen gezählet werden. Alle drey Arten sind hier sehr gut beschrieben und neu abgebildet, wobey wir, besonders da das Werk auch für Liebhaber bestimmt ist, wünschten, dass Hr. B. auch die Larven hätte abbilden lassen, welches gleichfalls bey den Fröschen hätte geschehen müssen. Ueberdem sind hier viele treffliche Bemerkungen über ihre Lebensart mitgetheilt, die ganz auf eigne Erfahrungen gegründet sind. Eben so reich daran ist die Geschichte der inländischen Frösche und Kröten eben so sehr ein Beweis des unermüdeten und scharfen Beob-

achtungsgeiſtes des Ueberſetzers. Beym *gemeinen Froſch* (*Rana esculenta*) ziehen ſich während des Winterſchlafs die Augen tief in den Kopf, und einen, der in demſelben begriffen, in einer Muſchel gefunden wurde, liefs Hr. B., ohne dafs es ihm ſchadete, mehr wie zwanzigmal erwachen und einſchläfen, ja die Beine feſt wie Eis frieren. Im Oberkiefer hat er Zähne, die ihm Hr. *de la C.* fälſchlich abſpricht, und ſein Gefühl iſt nicht ſo fein, wie der franzöſiſche Naturforſcher behauptet. Während des Paarens häuten ſie ſich, und die Witterung beſtimmt die Dauer ihres Larvenzuſtandes, der bey warmen Wetter zwey, bey kalten Sommern oft $3\frac{1}{2}$ Monat währet. Bey dem *braunen Grasfroſch* ſind die Veränderungen ſeiner Farben nach den verſchiednen Perioden der Häutung ſehr genau beſchrieben; er friſst auſser Insecten auch Schnecken und Regenwürmer, auch den Lein aus den Knoten, und häutet ſich gleichfalls während der Begattung, die 3 bis 4 Tage dauert. Von Linné's *Rana Rubeta* vermuthet Hr. B., dafs ſie eine junge Kreutzkröte, und von *de la C. Somnans* zeigt er richtig an, dafs ſie nichts anders als die Feuerkröte, des Vfs. *Couleur-de-feu* ſey. Den braunen Laubfroſch ſo wie den bucklichten, ſcheint Hr. B. für bloſse Varietäten des gemeinen Laubfroſches zu halten, und vom orangefarbnen vermuthet er, dafs er das Weibchen des flötenden ſey. Die *Kröten* halten keinen eigentlichen Winterſchlaf, ſondern liegen, wie Nattern und Blindſchleichen, in der Erde nur in einem Zuſtande der Unthätigkeit. Nach Hn. *Bs.* Erfahrungen machen *Bufo viridis, variabilis, ſitibundus*, und *Schreberianus* nur eine einzige Art aus, welches durch gemauere Beſchreibung wahrſcheinlich gemacht wird,

Die Zuſätze enthalten Beſchreibungen ſolcher Arten, die entweder in dem Werke ſelbſt unvollſtändig oder gar nicht beſchrieben ſind, wie die der Schlangen- und Penſylvaniſchen Schildkröte nach *Schöpf*, der blauen Eidechſe nach *Seba*, des Baſtardfroſches nach *Schneider*, — oder ſolche, die von denen im Werke abweichen, wie die der Zwergſchildkröte von *Edwards*, und der amboiniſchen Eidechſe von *Hornſtedt*; oder wo es zweifelhaft iſt, ob die von andern beſchriebnen Arten dieſelben, wie die *de la C.* ſind: ſo iſt bey der *Schlammſchildkröte* Schneiders europäiſche, bey der *Terrapene* Schöpfs *Teſtudo Terrapin*, beide nach *Schöpf*, bey der breitzähigen Eidechſe Sparrmans zweyfleckigte, bey der *bandirten* Bartrams Skorpion-Eidechſe, bey *Lacerta Plica* Pallas *L. Helioscopia*, beym *orangefarbnen Laubfroſch* Linné's *Rana bouns* beſchrieben — oder ſolcher Arten, die den *de la C.* verwandt ſind, oder von andern für dieſelben, oder wenigſtens für Varietäten gehalten werden: ſo finden wir hier bey der *gezähnelten*, Wallbaums petſchirte Schildkröte, beym *Leguan* Laurentis *Iguana chamaeleontina*, bey der *grünen Eidechſe* deſſelben *Seps caeruleus* und *murinus* nach *Seba*, beym *grünen Laubfroſch* Boddaerts *Rana bicolor*, bey der *braſiliſchen Kröte* Schneiders *Bufo ſcaber*. Endlich ſind da, wo Hr. *de la C.* unter Einem Namen mehrere Arten zuſammenfaſst, dieſe in den Zuſätzen jede beſonders beſchrieben; dieſs iſt der Fall bey der *breitrandigen* und *griechiſchen Schildkröte*, die im Original unter dem Namen *la Grecque* verbunden waren; daher ſind beym *Chamäleon* die verſchiednen von *Laurenti* angegebnen Arten deſſelben aufgezählt, und bey der Eidechſe *Mabuya* Laurenti's *Stincus Stellio* nach *Seba*, und Thunbergs *L. lateralis*, beym *Gecko* Haſſelquiſt's *L. Gecko* und *Bontius Salamandra indica*, beym *Seps*, *Anguis Quadrupes*, *Lacerta anguina* und *abdominalis*, beym *Grasfroſch* Pallas *Rana veſpertina* und Gmelins *R. gigas*, beym *Krokodil* das amerikaniſche und das ſchwimmende, Meyer *Crocodilus natans*, das letztere aber unrichtig beſchrieben, ſo wie auch Figuren des *Seba* dabey angeführt ſind, die nicht dahin gehören. *Gronov*, nach deſſen Beſchreibung *Meyer* die Art beſtimmte, führt dabey Seba I. t. 103. f. 1. Hr. B. dagegen derſelben Tafel Fig. 2. 3 und 4. an, von welchen die letzte *Gronov* ſelbſt zweifelhaft beym Nil-Krocodil citirt. Nach Hn. B. ſoll der Rücken mit ebnen viereckten Schuppen bedeckt, und alle Zehen mit Krallen bewahrt ſeyn; *Gronov* ſagt aber ausdrücklich: „*Squamae in dorſo et lateribus ovatae, carina elevata laevi longitudinali. — Quartus digitus . . . inermis et muticus.*" Aber freylich verführte Hn. B. das von *Meyern* angeführte Laurentiſche Synonym, welches nicht hieher gehört.

Die drey Anhänge endlich enthalten die Beſchreibungen von Hn. *de la C.* ganz übergangner, ſowohl beſtimmter als unbeſtimmter Arten. Wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir dieſe alle hier aufzählen wollten, und bemerken daher nur, dafs Hr. B. mit dem gröſseſten Fleiſse dieſe Anhänge aus einer groſsen Anzahl von Schriftſtellern geſammelt, und der Menge bereits in den Zuſätzen beſchriebner im *de la Cepedeiſchen* Werke fehlenden Arten ungeachtet, doch noch die Geſchichte der Schildkröten mit 26, der Eidechſen mit 24, und die der Fröſche ebenfalls mit 24 Arten bereichert habe.

Wir glauben nichts mehr hinzuſetzen zu dürfen, um zu beweiſen, dafs dieſe Ueberſetzung eines der vollſtändigſten, beſten und, auch beym Beſitze des Originals, unentbehrlichſten Werke über die Geſchichte der Amphibien ſey.

Gotha, b. Ettinger: *Tägliches Taſchenbuch für alle Stände auf das Jahr* 1801. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 306.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. Februar 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Braunschweig, b. Reichard: *Elisas Schwestern, eine Schule für die Jünglingswelt*, von *Otto Conrad Christiani*. 1800. I. Th. 188 S. II. Th. 192 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebend.: *Ceciliens Flucht nach Berlin, eine Schule für die Mädchenwelt*, von *Otto Conrad Christiani*. 1800. 223 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

O nein! o nein! das wolle der Himmel nicht, dafs in diesen zwey Schulen unsere Jünglinge und Mädchen sich bildeten! Denn beide Romane sind Werke, die noch beträchtlich tief unter der Mittelmäfsigkeit stehen. Am vorzüglichsten schlecht ist der erste. Dieser *August*, den der Vf. nach der Residenz schickt, um ihn allda Weltkenntnifs und Männerklugkeit beyzubringen, und den wir anfangs für einen Joseph halten sollten, der vor der Potiphara flieht, ist nachher der abgeschmackteste Bube, der überall Anspruch auf ächte Liebe macht, ohne durch seine eigene Denkart sie zu verdienen; dessen Schicksale eben so abgenutzt, als schlecht erfunden, eben so unnatürlich als langweilig in der Erzählung sind; ein Wollüstling, dem noch sehr glimpflich mitgespielt wird, wenn eine Buhlerin ihm aus der Börse von funfzig Louisd'ors nur — *vierzig* stiehlt, und wenn der *Hahnrey*, der ihn bey seiner Frau ertappt, denselben nur — *prellen* läfst. Nichts kann wohl unschicklicher seyn, als die Schilderung des Hoflebens und derjenigen Art, mit welcher sein Held den Fürsten behandelt; nichts schaamloser, als wie der Vf. alles, wenigstens fast alle Frauen, schildert. Schon das dünkt ihm eine heroische Tugend, dafs eine dieser Damen, die er *öffentlich* befragt: ob sie des andern Tages nicht *für fünfhundert Ducaten* eine Stunde allein zu Hause seyn wolle? es ihm abschlägt; oder vielmehr abreift, um von diesem gefährlichen (!) Menschen nicht verführt zu werden. Dafs es in einem solchem Buche auch Sprachschnitzer giebt, sollte man kaum erst rügen; denn wer kümmert sich an einem Krüppel noch erst um Sommersprossen? Indefs wollen wir nur ein paar von denjenigen angeben, die uns gleich beym ersten Lesen entgegen kommen. S. 5. „Warum hör' ich nicht *meinem* Stolze. S. 9. Umsonst ist mir die Lehre. S. 11. *Sein Kosen entgegen zu nehmen*, war ihre gröfste Wollust. S. 34. Jetzt *kündet* (statt entdeckt) mir die Gefühle eures Herzens! S. 54. sieht er ein Mädchen mit dem Blute eines ehrlosen Schurkens befleckt, *der sein trauriges Daseyn zu ihren Füfsen ausgehaucht hat*, und ihre schöne Unordnung ist ihm ein *Sonnenstrahl im Gewölke der Mitternacht.*" — Ein Sonnenstrahl in der Mitternacht! Wahrlich, der müfste sich noch sonderbarer ausnehmen, als ein originell-schöner Gedanke in den Werken mancher Schriftsteller!

Ein klein wenig besser ist doch der zweyte Roman: *Ceciliens Flucht nach Berlin*. Er hat zum mindesten einige Verwicklung, obschon von höchst unwahrscheinlicher Art. Diese Kaufmannstochter, die mit ihres Vaters Buchhalter durchgeht, ohne zu merken, dafs dieser Buchhalter selbst ein Frauenzimmer sey, — die dann zu Berlin in ein Bordell kommt, wo man so mühsam ihren Geist zu verführen sucht, und doch ihren Körper so keusch erhält — wo man sie nach so langer Pflege, nach so vielen auf sie verwandten Unkosten, an einen reichen Wollüstling für nicht mehr als fünfhundert Thaler erb- und eigenthümlich verkauft — wo dieser neue Besitzer sich auf die reinste, platonischste Art gegen sie beträgt — wo sie sich wieder veredelt, man weifs nicht recht warum, und wodurch? — wo gegen das Ende die allersonderbarsten Entdeckungen, zum Theil ganz unnöthig sich häufen, — diese Cecilie ist ein sehr unwahrscheinliches Geschöpf, und wird es gerade dadurch noch mehr, dafs der Vf. in der Vorrede versichert: er erzähle eine wirkliche Geschichte. — Hr. Christiani betheuert fast auf jeder Seite: es sey ihm um Belehrung seiner Nebenmenschen zu thun. Wo diese hier herkommen soll, ist schwer einzusehn. Die lieben, blofsen Moralien, Leuten in Mund gelegt, deren Leben oft das Gegentheil lehrt, nützen wenig oder nichts. Nur diejenigen Romane sind ächt belehrend, wo aus der Reihe der Begebenheiten, oder aus der Darstellung getroffener Charaktere, Beobachtungen von selbst sich darbieten. Wenn gegenseitig junge Frauenzimmer (zu deren Mentor Hr. Christiani auf dem Titelblatte sich aufwirft) hier lesen: dafs ein Mädchen aus väterlichem Hause entläuft, in die Hände einer Kuplerin sich wirft, an einen Mann sich wissentlich verkaufen läfst, und doch — Jungfrau bleibt, die schon verlorne geistige Sittsamkeit wieder erhält, und endlich zum neidenswerthesten Wohlstand gelangt — dann dürften doch wahrlich die Leserinnen eher Lust bekommen, auch durchzugehen, als vor ähnlichen Fallstricken sich zu hüten? Wie trefflich übrigens der Vf. seine Ereignisse zu motiviren weifs, davon nur ein einziges Beyspiel! Als die Kuplerin Ceciliens Seele verderben — durch Lectüre verderben will, so giebt sie (S. 52.) *Wielands Musarion, Liebe um Liebe, Aspasia, den Mönch und die Nonne*, endlich (ein vortreffli-

trefflicher Sprung) die *Gedichte nach Grecourt;* als ihr nachmaliger Liebhaber sie wieder zu veredeln strebt, giebt er ihr (S. 96.) zuerst *Wielands Oberon*, *Herrmann und Ulrike von Wezel*, *Langbeins Schwänke* und *Feyerstunden*, *Cramers Werke* (!) *Guido von Sohnsdorf*, und endlich *Müllers* sowohl als *Lafontaines* (!) *Schriften*. Eine treffliche Stufenleiter! Durch Langbeins Schwänke verbessern zu wollen, was Musarion — verdorben hat? Das sieht doch selbst einem Schwank so ähnlich, wie ein Wassertropfen dem andern. Gleichwohl ist es des Vfs. bitterer Ernst.

ALTENBURG, b. Fiedler: *Kenotaphien. Dichtungen, dem Andenken verdienter Menschen gewidmet, von Friedr. Aug. Christ. Moerlin.* 1800. 104 S. 8. (8 gr.)

Die Idee, dem Verstienste berühmter alter und neuer Helden, Dichter oder Weltweisen ein poetisches Denkmal zu setzen, ist löblich an sich selbst, und auch die Art, wie es Hr. *M.* hier versucht hat, verdient — wenigstens dem grösern Theil nach — Beyfall. Denn er hat durch Abwechselung der Form, indem er seinen Stoff bald in Dialogen, bald in Selbstgespräche, bald in Erzählungen einkleidete, diejenige Einförmigkeit zu vermeiden gesucht, die sich sonst bey Gegenständen dieser Art, wenn sie blos lyrisch behandelt werden, bald einschleicht. Auch gelingen ihm gerade die Einkleidungen in Gespräche und Monologen am besten; denn zur eigentlichen Ode gebricht es ihm noch am hohen Dichterschwung, an kühnen Verbindungen, und an ächt genialischen Planen; dagegen ersetzt er durch classische Literaturkenntniss, durch gefällige Schilderung, durch klüglich benutzte Belesenheit oft das, was ihm an eigenthümlichem Feuer abgeht. Er entzückt nicht, aber er gefällt.

Nur müssen wir ihn freundschaftlich ermahnen, auf den Wohlklang seiner Gedichte künftig noch mehrere Rücksicht, als bisher, zu nehmen. Der Hiatus scheint bey ihm für gar keinen Fehler zu gelten; denn er erlaubt sich denselben fast auf jeder Seite fünf, sechs und mehreremale. Wie unerträglich für ein feines Ohr zischen Stellen, wie folgende S. 60.:

Ach, Darius ists,
Des erschlagnen Königs Leiche ists!

Auch der Gedanke, auf welchen dieses ganze Gedicht abzielt: „Die Thränen, welche Alexander auf den „Leichnam des Darius und Cäsar beym Anblick des „abgeschlagenen Hauptes vom Pompejus weinten, „söhnten den Erebos, die Menschen und Götter für „ihre Weltzerstörung aus" — auch dieser Gedanke ist gewiss nichts weniger als richtig, ist selbst nicht poetisch-schön. Mehr, als mancher erfochtene Sieg konnte so eine Thräne (wenn sie aufrichtig floss) allerdings werth seyn. Aber weh uns allen, die wir keine Helden sind, wenn man die frevelnde Aufopferung von Millionen Menschen so leicht aussöhnen könnte! Umeicheleyen dieser Art sollte kein Dichter, selbst gegen Lebende, sich jemals erlauben. Das Gedicht S. 84.: *Dem vergessnen Verdienst*, überschrieben, passt nicht ganz (wiewohl es an sich betrachtet, eines der gelungensten ist) in diese Sammlung; denn es trägt mehr den Charakter der Idylle an sich. In dem *Anakreon vor dem Richterstuhl Minos*, ist die Idee: *Auch der Dichter, der Freude verbreitet, hat Verdienst*, gut und passend ausgedrückt; aber die unweisliche Wiederholung der ersten Strophe schwächt ganz den Eindruck, den sonst das Lob des Dichters aus dem Munde des Todtenrichters machen würde. Denn was kann wohl eine Stanze, wie folgende ist:

Geister kamen, Geister schieden
von des Minos Richterstuhl;
schwebten zu dem Blumen-Ufer,
das des Lethe Welle netzt;
schleichen zu dem Tartarus;
rastlos tönt des Richters Spruch.

zum Ruhm Anakreons beytragen! Als Eingang stand sie am rechten Orte; als Wiederholung am Schluss müsste sie wenigstens eine Verstärkung bewirken. Am besten gefallen uns, *Homers Tod* (S. 48.); *Aeschylus unter den Manen* (S. 50.) und *Conradin* (S. 68.). — *Orpheus bey Euridizens Todtenfeyer* (S. 34.), nähert sich schon zu sehr der höhern Epopöe; und beym *Galiläi* S. 21. erinnert man sich ein wenig allzu oft an *Engels* bekannten Traum Galiläis.

WIEN, b. Pichler: *Gleichnisse von Carolina* Pichler, *gebornen von Greiner.* 1800. 134 S. 8. (16 gr.)

Die *Chaumière Indienne* von St. Pierre war (wie die Vfn. selbst im Vorbericht angiebt) die erste Veranlassung dieses Werkchens. Die Geschichte des unglücklichen *Paria*, der von den Menschen ausgestossen, an die Natur sich wendet, und im Umgange mit ihr, in Beobachtung ihrer Erscheinungen, die reinsten erhabensten Sittenlehren entdeckt, machte einen *unvergesslichen* (sollte wohl heissen: unauslöschlichen) Eindruck auf sie. Da sie das Landleben stets vorzüglich geliebt hatte, und einen Theil des Jahrs auf dem Lande zuzubringen pflegte: so benutzte sie jenen Fingerzeig des guten Paria, begann die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in gleicher Rücksicht zu betrachten, und die Lehren der Moral im Buche der Natur zu suchen. Durch die spätere Lectüre von *Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit*, kam sie noch mehr auf die Gedanken, dass dieselben heiligen unabänderlichen Gesetze in der physischen, wie in der moralischen, Welt herrschen, und dass die erste ein treuer Spiegel der letzten sey. Bäume und Blumen gewannen nun für sie eine ganz andere Ansicht. Sie fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der menschlichen Eigenheiten, und glaubte nun aus diesen Beobachtungen einige Lehrer der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um so reiner und unzweifelhafter wären, da sie aus den, allen Wesen gemeinschaftlichen, Naturgesetzen entsprangen.

So

So entſtanden dieſe (*dreyſſig*) kleinen Aufſätze. Daſs die Vfn. nicht ganz beſtimmt ſich ausgedrückt hat, wenn ſie dieſelben *Gleichniſſe* betitelt, ergiebt ſich aus dem jetzt Geſagten ſchon; denn es ſind offenbar *Vergleichungen*. Auch der Gedanke ſelbſt iſt unter deutſchen Schriftſtellern nichts weniger als neu. In Engels Philoſophen für die Welt, in Meiſsners Skizzen, Anton Walls Bagatellen u. a. m., finden ſich viele dergleichen Anwendungen der *unbelebten* Natur auf philoſophiſche und moraliſche Sätze; ja, allen dieſen iſt ſogar längſt ſchon *Scriver* in ſeines *Gottholds zufälligen Andachten* — ein Buch, das zu unſerer Urgroſsväter Zeiten Anſehn und Nachahmer genug hatte! — vorangegangen. Indeſs, neu, oder nicht neu! *Sobald* nur die Idee gut an ſich ſelbſt und auch hier *gut* gerathen in der Ausführung iſt, ſobald wäre es unnöthige Kritteley, jetzt eine genauere Unterſuchung der frühern Verſuche in dieſer Art anzuſtellen; und wirklich herrſcht in dieſen kleinen Aufſätzen ein ſo edler gefühlvoller Ton, verbunden mit einer ſo gewählten Sorgfalt des Ausdrucks; ſie haben durchgängig einen ſo ächt moraliſchen Endzweck und eine ſolche Gefälligkeit im Vortrag, daſs die Vfn. nicht nur den gröſsern Theil der *männlichen* Schriftſteller ihrer Vaterſtadt (was freylich noch nicht viel ſagen will) beſchämt; ſondern auch unter den deutſchen Schriftſtellerinnen überhaupt einen nicht unbedeutenden Platz ſich erwirbt. Zwar ſind die Vergleichungen *ſelbſt nicht* alle von einerley Gehalt. Manche der gewählten Gegenſtände, z. B. das *Vergiſsmeinnicht* (S. 20.), der *Sturmwind* (S. 14.), der *entblätterte Baum* (S. 120.), ſind nun ſchon ſo oft betrachtet und angewandt worden, daſs ſich ihnen durchaus keine neue fruchtbare Anſicht abgewinnen läſst; bey noch andern, z. B. bey dem *Berggipfel* S. 91., beym *Küchengarten* S. 33. u. a. m., iſt die Vergleichung etwas gezwungen; aber ſelbſt dieſe ſind wenigſtens nicht ganz fruchtlos; und andere erſetzen die Reichhaltigkeit, die jenen abgeht. Am beſten gefallen uns die *ausländiſchen Gewächſe* S. 45., *der ſterbende Schmetterling* S. 50., *die Pflanzen im Schatten* S. 87., und *der Garten im September* S. 94. Daſs der gröſsere Theil dieſer *Lehrbilder* — wie wir vielleicht am liebſten die ganze Gattung benennen würden — das weibliche Geſchlecht betreffen; deshalb bittet die Vfn. ſelbſt, als wegen einer *Einſeitigkeit*, um Verzeihung. Wir würden es lieber für eine weisliche Beſcheidenheit halten.

Leipzig, b. Linke: *Panorama häuslicher Freuden und ehlicher Glückſeligkeit. Als Muſter der Nachahmung für junge Eheleute.* 1800. 300 S. 8. (20 gr.)

Wie froh doch manche unſerer Schriftſteller ſeyn mögen, wenn bey dem ſtarken Verbrauche der gewöhnlichen Büchertitel, dieſe oder jene Entdeckung in der phyſiſchen Welt, in der Mechanik oder andern Künſten, eine neue Benennung zum Gebrauch ihnen darbeut! Ob dieſe den Inhalt ihres Werkchens gehörig bezeichnet, — ob ſie nicht vielleicht zu einer unpaſſenden, wohl gar ungünſtigen Vermuthung Anlaſs geben könnte — darum kümmern ſie ſich wenig. Genug, ſie haben einen *neuen* Titel; hoffen dadurch die gröſsere Menge zu reizen, und willfahren nicht ſelten zu gleicher Zeit dem Eigenſinn ihrer Verleger.

Ein deutliches Beyſpiel von dieſem Contraſt zwiſchen Titel und Inhalt giebt gegenwärtiges Büchlein. Seinem Aushängeſchild nach, ſchloſſen wir auf einen reichhaltigen, abwechſelungsvollen Inhalt, auf glänzende Gemälde, auf eine Anſicht von *allen* Seiten; wir laſen es, und fanden: daſs gerade Mannichfaltigkeit ihm abgeht, und daſs es noch am eheſten durch das Einfache ſeiner Gegenſtände ſich empfiehlt. Als Einleitung ſind ihm ſogenannte: *allgemeine Betrachtungen* über Liebe, Ehe und häusliche Glückſeligkeit vorangeſchickt. Was der Vf. da auf drey Bogen ſagt, iſt alles an ſich wahr und gut; aber es iſt auch ſo allgemein, daſs niemand, der nur ein wenig über die genannten Gegenſtände nachgedacht und Erfahrungen geſammelt hat, etwas *neues* darin finden wird. Dann folgen vier Erzählungen. In der erſten wird ein ſchon vierzigjähriger Mann, den in jüngern Jahren allzu groſse Anfoderungen, und ein paar kleine Unfälle, vom Heirathen abhielten, und der nun unter der häuslichen Tyranney ſeiner zänkiſch-geizigen, gleichfalls unverheiratheten Schweſter ſteht, durch ſeinen Freund — einen noch viel ältern, aber reuevollen Hageſtolz — verhindert, ein völliger Myſogyn zu werden. Er ſchaut um ſich; findet ein braves Landmädchen, gewinnt wieder Zutrauen zur weiblichen Liebe, und heirathet, ſeinem ſchweſterlichen Satan zum Trotze. In der zweyten ſteht ein braver Vater, der aber zugleich ein leidenſchaftlicher Kaufmann iſt, im Begriff, ſeine einzige geliebte Tochter unglücklich zu machen, indem er ſie nöthigen will, auch einen Kaufmann zu heirathen; da ihr Herz längſt an einen würdigen jungen Gelehrten verſchenkt iſt. Doch ein Freund von ihm lehrt ihn beide Freywerber beſſer kennen, und da er in ſeinem Günſtling einen Unwürdigen entdeckt, läſst er endlich ſeiner Tochter ihren freyen Willen. In der dritten Erzählung gelingt es einem Ehemann, ſeine Gattin, die ſchon den Irrweg einer modiſchen Sittenverderbniſs eingeſchlagen, durch ernſtliche Maaſsregeln und durch Beſchränkung auf ein ländliches Leben zu beſſern. In der vierten endlich wird gegenſeitig ein Gatte, der ſchon im Begriff ſteht, ſeiner Gattin untreu zu werden, durch die edelmüthige Geliebte, um deren Gunſt er ſich bewirbt, zu ſeiner Pflicht und zum wahren ehlichen Glücke zurück geführt. — Unter dieſen Erzählungen iſt, unſerm Bedünken nach, die dritte am ſchlechteſten gerathen. Eine ſchon ſo eitel gewordene, ſchon öfters umſonſt gewarnte, Mode-Thörin pflegt auch bey dieſer Cur-Art nur äuſserſt ſelten ſich zu beſſern. Die übrigen drey haben zwar auch weder in der Materie noch in der Form ein ächt-originelles Verdienſt; ihre Schreibart iſt oft allzu blumicht, und ſie ſind, bis zum Ueberdruſs, mit Moralien durchwebt. Aber ſie leſen ſich doch ziemlich leicht und gefällig. Ihr Endzweck iſt löblich; und man legt

das

das Buch, wenn man es nun durchgeleſen hat, wenigſtens nicht mit Unmuth aus der Hand. Nur für ein *Panorama des Eheſtands* kann man es durchaus nicht anſehn. Denn es betrachtet ſtets dieſe Verbindung von ſeiner guten Seite, und übergeht tauſend und aber tauſend Situationen, die in ihr vorkommen, und die viel wirkender als die hier aufgeführten ſind, oder ſeyn können.

Meissen, b. Erbſtein: *Erminia, die Einſiedlerin unter Romas Ruinen*, von dem Verfaſſer der Heliodora. 1800. 235 S. 8. (20 gr.)

Gehörte in dieſen kleinen, vor uns liegenden Roman dem deutſchen Verfaſſer alles eigenthümlich an; wäre das ganze Büchlein ein Erzeugniſs ſeiner Einbildungskraft oder Erfahrung: ſo würden wir ihn dreiſt zu Deutſchlands vorzüglichern Romanen-Dichtern zählen; denn ſeine Erminia hat ſehr ſchöne Situationen, ein paar, wenn auch nicht durchgeſetzte, doch gut geleitete Charaktere, eine die Aufmerkſamkeit ſpannende Verwicklung, und eine ziemlich befriedigende Auflöſung. Aber freylich befindet man ſich bey Leſung derſelben auch ſehr oft in einer ſchon bekannten Geſellſchaft; entdeckt hier und da ganze Gliedmaſsen anderer Schriftſteller, und wird endlich geneigt, das Product ſelbſt nicht für einen *neuen*, ſondern nur für einen *neuzuſammengeſetzten* Körper anzuſehen. Denn nicht gerechnet, daſs derjenige Bonaventura, der hier den Helden künſtlich genug in ſein Netz verſtrickt, eine groſse Familien-Aehnlichkeit mit dem Schilleriſchen Armenier, und manchen andern ihm nachgeformten Gauklern an ſich trägt: ſo iſt auch nachher die Beſchwörung in der Grotte (S. 84.) der Erfolg derſelben, der Heldenmuth des jungen Mannes, das ihn von nun an begleitende weibliche zweifelhafte Weſen, der Kampf ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Vernunft, ſammt dem Sieg der erſten, mit dem bekannten Roman von *Cazotte, Biondetta* oder *Teufel Amor* betittelt, ſo ganz übereinſtimmend, daſs uns ein paarmal der Gedanke aufſtieg: die ganze Erminia ſolle wohl eine Ueberarbeitung, eine Natürlichmachung jener Biondetta ſeyn, und daſs wir uns nur wunderten, dieſen Endzweck nicht durch irgend einen Vorbericht, irgend eine Note wenigſtens angezeigt zu finden. Selbſt der eingewebte Charakter von Fauſtinen dünkt dem Rec. ſchon an einem andern Orte aufgeſtoſsen zu ſeyn, wenn er gleich das Wo nicht beſtimmt anzugeben vermag.

Wer dieſs alles nicht weiſs, oder nicht achtet, der wird wahrſcheinlich mit dieſer Lectüre ein paar müſsige Stunden nicht unangenehm ſich verkürzen; denn an Intereſſe, wie wir ſchon vorhin angaben, fehlt es der Geſchichte keineswegs; auch der Stil iſt lebhaft, und gröſstentheils gutgewählt; nur dann und wann ſtrebt er allzu ſichtlich nach Kürze und Ründung. Ueber einige kleine Unwahrſcheinlichkeiten, über Vorfälle, die ſo haarſcharf in einander paſſen, als es in der Wirklichkeit kaum während eines Seculums ſich zuträgt, ſetzt man ſich überhaupt in Romanen dieſer Art gutmüthiger als bey manchen andern Schriften hinweg, denn ihr Hauptzweck iſt ja auf — *Wirkung* berechnet.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Braunſchweig: Ueber die gelben Körper im weiblichen Eyerſtocke.* Nebſt einem Glückwünſchungsſchreiben an Hn. Leibmedicus *Pott*, bey deſſelben Uebernahme des Decanats im fürſtl. Oberſanitätscollegium zu Braunſchweig, von D. *Th. Georg. Aug. Roofe*, Profeſſor u. ſ. w. 1800. 20 S. 8. (2 gr.) Der Inhalt dieſer kleinen Schrift, welche der Vf. im vorigen Jahre auch der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen vorgelegt hat, betrifft hauptſächlich die Prüfung der von *Haighton* und *Brugnone* über die *corpora lutea* geäuſserten, und ſich einander völlig widerſprechenden Meynungen. Jener behauptete nämlich, daſs die Gegenwart der gelben Körper ein unumſtöſslicher Beweis ſey, daſs Befruchtung ſtatt finde, und ſtatt gefunden habe, und dieſer erklärte jene Meynung geradezu für irrig, und nahm an, daſs man die *corpora lutea*, die ſich nicht eher bildeten, als bis das weibliche Geſchöpf zur Fortpflanzung reif und fähig ſey, als eine von den mancherley Erſcheinungen anzuſehen habe, welche dieſen Zeitpunkt anzeigten. Nachdem der Vf. die Gründe beider Gelehrten mit Beſcheidenheit und Sachkenntniſs unterſucht und geprüft hat, beſtimmt er ſich endlich für die *Blumenbachiſche* Theorie, welche *Brugnone* in ſeiner Schrift lächerlich gemacht hatte, und zieht aus der ganzen Unterſuchung folgende Reſultate: 1) Die Meynung, als wären die gelben Körper im weiblichen Eyerſtocke untrügliche Merkmale vorhergegangener Empfängniſs und Befruchtung, iſt irrig. 2) Die Meynung, als habe man die gelben Körper bloſs als Merkmale der Reife und des Fortpflanzungsvermögens des weiblichen Geſchlechts anzuſehen, hat eben ſo wenig Grund als jene. 3) Es iſt im hohen Grade wahrſcheinlich, daſs die gelben Körper nicht allein durch Befruchtung, ſondern auch durch Einwirkung der Phantaſie, und durch örtliche Reizung der Geſchlechtswerkzeuge gebildet werden können. Am Schluſſe wirft der Vf. noch die Frage auf: ob nicht durch weibliche Onanie, oder durch unnatürliche Arten der Begattung bey ſehr reizbaren Weibern allmälich alle Graafſche Bläschen in gelbe Körper verwandelt, und ſo eine unheilbare Unfruchtbarkeit bewirkt werden könne.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. Februar 1801.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Duprat: *Méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Méridien*, par *J. B. J. Delambre*, Membre de l'Inſtit. Nat. et du Bureau des Longit. l'un des deux Aſtronomes, chargés de la méſure de l'arc compris entre Dunkerque et Barcelonne; précédées d'un *Mémoire ſur le même ſujet* par *A. M. Legendre*, Membre de la Commiſſion des poids et méſures de l'Inſtit. Nat. An VII. (1799.) 176 S. gr. 4. ſammt 3 Bogen Tafeln und Anmerkungen, und 2 Kupfert. (6 Francs.)

Die bereits unter den Auſpicien der conſtituirenden Nationalverſammlung im J. 1791. entworfene, im J. 1792. angefangene, unter mancherley Stöſſen der Revolution theils unterbrochene, theils fortgeführte, und im J. 1798. durch Beſtimmung der Länge einer gedoppelten Baſis im Jun. und Sept. deſſelben Jahrs glücklich vollendete Meſſung von 9½ Graden der Erdfläche zwiſchen Dünkirchen und Barcellona iſt die unmittelbare Veranlaſſung der gegenwärtigen Schrift. Von den Reſultaten dieſes groſsen und in ſeiner Art einzigen Unternehmens für die Geſtalt der Erde, und für das neue Maafs- und Gewichtſyſtem finden die Leſer der A. L. Z. im Jahrg. 1800. Nr. 125. bey Gelegenheit der Anzeige der *Connaiſſ. des tems pour l'an X.* weitere Nachrichten. *Delambre*, der Vf. der vor uns liegenden Schrift, ſchon längſt als einer der vorzüglichſten Aſtronomen Frankreichs bekannt, war einer der beiden würdigen Gelehrten, welchen die Gradmeſſung aufgetragen war, ein Geſchäft, dem er ſich nebſt ſeinem Gehülfen *Méchain*, wie nun aus dem Erfolg erhellet, mit einem auſserordentlichen Grade von Geſchicklichkeit, und mit Erwerbung eines bleibenden Verdienſtes um die geographiſchen und aſtronomiſchen Wiſſenſchaften unterzogen hat. Bekanntlich wurde ſchon 1798. in Paris eine beſondere Commiſſion von franzöſiſchen ſowohl als ausländiſchen Gelehrten niedergeſetzt, welche theils die Arbeiten beider Aſtronomen aufs genaueſte prüfen, theils aus denſelben mittelſt gemeinſchaftlicher Unterſuchungen und Berechnungen die näheren Beſtimmungen für die Figur der Erde und für die neuen Maaſse ableiten ſollte. Dieſer Commiſſion, die jetzt ihre Geſchäfte geendigt hat, überlieferte auch *Delambre* bey ſeiner Zurückkunft ſeine Regiſter und Tagebücher, und legte ihr Rechenſchaft ab, nicht nur über die bey Beobachtung der Polhöhen und Azimute, ſo wie bey Vermeſſung der Dreyecke und beider Grundbaſen gebrauchten Rückſichten, ſondern auch über die verſchiedenen Methoden, deren er ſich zur Reduction jener Beobachtungen bedient, und die Formeln, nach welchen er vorläufig daraus die Länge der gemeſſenen Strecke des Meridians berechnet hatte. Da mündliche Erörterung dieſer Methoden und Formeln zu unbequem und weitläuftig ſchien: ſo wurde der Druck derſelben beſchloſſen. So entſtand demnach gegenwärtiges Werk, deſſen einzelne Bogen, ſo wie ſie gedruckt waren, unter die Commiſſarien vertheilt wurden. Noch alle Aſtronomen, die ſich mit Meſſung eines Meridiangrades beſchäftigten, haben in gedruckten Schriften über ihre Arbeit dem Publicum Bericht erſtattet; allein man wird dieſe neueſte Schrift um ſo weniger für überflüſſig halten, da jene ältern, den hiſtoriſchen Theil und die Berichtigung der Werkzeuge ausgenommen, in der Hauptſache alle einander ganz ähnlich ſind, und in allen die nämlichen Methoden des Calculs vorkommen. Letzte Methoden, wenn ſchon lauter Näherungen, mochten zu ihrer Zeit immerhin befriedigen; ſie ſtanden im Verhältniſs mit der Güte der Werkzeuge, bey denen ſich Irrthümer in den Beobachtungen, weit gröſser als jene des Calculs, nicht vermeiden lieſsen. Aber bey der groſsen und bisher unerreichten Vollkommenheit, welche den bey der neueſten Gradmeſſung gebrauchten Werkzeugen eigen war, ſuchte der Vf. mit Recht Methoden auf, welche genauer und ſchärfer wären, als die gewöhnlichen; ſchon in einigen Bänden der *Connaiſſance des tems* hatte er deswegen vorläufig gewiſſe Tafeln und Formeln zur Reduction der Winkel geliefert. Er überzeugte ſich insbeſondere von der Unzulänglichkeit der Art, wie man bis jetzt die Convergenz der Meridiane in den Calcul gezogen hatte, und bey dem Verfolg ſeiner Operationen wurde er immer mehr auf die Nothwendigkeit geleitet, durchaus alle in dieſs ganze Geſchäft einſchlagende Probleme einer beſondern Prüfung zu unterwerfen, und für neue, theils ſchärfere, theils einfachere, Auflöſungen zu ſorgen, zumal ſolche, welche durch bloſse Veränderung der algebraiſchen Zeichen mit Leichtigkeit auf alle vorkommenden Fälle ſich anwenden lieſsen, und den Rechner der beſchwerlichen Mühe entledigten, für jeden beſondern Fall erſt eine eigene Figur zu entwerfen. Der Vf. hat indeſſen die ausführlichen Beweiſe ſeiner durchaus analytiſchen Formeln in ihrer ganzen Ausdehnung eingerückt; auſserdem, daſs nicht jeder praktiſche Geometer mit den Vorausſetzungen, auf denen dieſe Beweiſe ruhen, gleich vertraut iſt, hat dieſe Umſtändlichkeit noch den weſentlichen Vortheil, daſs die in den Formeln ſelbſt etwa eingeſchlichenen Fehler um ſo eher ver-

beſſert werden können. — Der Delambreſchen Arbeit geht von S. 3. bis 16. ein kurzer Aufſatz von *Legendre* voran, deſſen Inhalt ebenfalls die Methode betrifft, die genaue Länge des Meridianquadranten zu beſtimmen. Die Hauptſache davon ſteht ſchon in den *Mém. de l'Acad.* 1787; hier iſt einiges noch weiter erläutert, und mit Beweiſen begleitet. Der Vf. kann, zum Theil auf verſchiedenen Wegen, auf ähnliche Formeln mit *Delambre*; in andern Stücken geriethen beide auf ſehr abweichende Methoden. Es iſt nützlich, bey ſo delicaten Rechnungen verſchiedener Methoden ſich bedienen, und ſich um ſo mehr von der Richtigkeit des Calculs verſichern zu können; inzwiſchen iſt *Delambre's* Verfahren zum Theil genauer, zum Theil auch auf ſtrengere Beweiſe gegründet. *Legendre's* Methode beruht kürzlich darauf, daſs er zuerſt die Winkel auf den Horizont zu reduciren, alsdann ihnen a priori, wie ers nennt, die nöthigen Verbeſſerungen zuſetzen lehrt, damit die Summe der drey Winkel 180 Graden + dem kleinen von der Fläche des Dreyecks herrührenden Ueberſchuſſe gleich werde. Indem in dieſer Hypotheſe das ganze Netz von Dreyecken auf eine ſphäriſche oder ſphäroidiſche Fläche entworfen wird, und die Seiten als Kreisbogen betrachtet werden: ſo ſchlägt Leg. vor, dieſe Seiten der Dreyecke nach folgender Regel zu berechnen: man ſetze die Summe der 3 Winkel eines ſphäriſchen Dreyecks mit ſehr kleinen Seiten gleich 180° + w, ziehe von jedem der beobachteten Winkel $\frac{1}{3}$ w. ab: ſo werden die Sinus der ſo verminderten Winkel ihren gegenüberſtehenden Seiten proportional ſeyn, und man wird das Dreyeck als geradlinicht behandeln können. Dann folgt die Art, wie die Perpendicularlinie auf den Meridian berechnet wird, und wie durch Vergleichung der berechneten Azimute mit den an beiden Enden der Triangelkette beobachteten die Operation verificirt werden kann. Gegen obige Regel, die aus gehäuften Näherungen abgeleitet, an Genauigkeit nothwendig verlieren muſste, haben ſchon *Käſtner*, und neuerdings *Burkhardt* gegründete Erinnerungen gemacht; auch *Delambre* fand dafür keine directen Beweiſe. Am Ende des Buchs ſtehen noch einige Seiten Anmerkungen, worin Leg. ſeine Formeln und Methoden gegen gewiſſe Stellen der Delambreſchen Schrift zu rechtfertigen ſucht. — Das Werk von *Delambre* ſelbſt zerfällt in zwey Theile, einen theoretiſchen von S. 17. bis 112. und einen praktiſchen von S. 113. bis 176. ſammt einem Anhange von Tafeln. — Im *theoretiſchen Theile* entwickelt der Vf. die Formeln und Verfahrungsarten, die er bey Berechnung der gemeſſenen Meridiangrade gebraucht hat. Da die Vollkreiſe, deren man ſich bey der Meſſung bedient hat, in 400 ſtatt in 360 Grade, der Quadrat alſo in 100 Decimalgrade getheilt war: ſo wird vor allen Dingen gezeigt, wie auf eine ſehr leichte Art Decimalgrade in die gewöhnlichen, nach dem Verhältniſs wie 10 zu 9, und umgekehrt im Verhältniſs wie 9 zu 10, zu verwandeln ſind; ferner, wie die Excentricität des untern Fernrohrs zu verbeſſern iſt; nach *Borda's* Bemerkung iſt übrigens die vereinigte Wirkung einer ſolchen Excentricität auf alle drey Winkel eines Dreyecks gerade gleich Null. Unter den Aufgaben, deren vollſtändige Auflöſung nun gegeben wird, iſt die erſte: die Winkel auf den Mittelpunkt einer Station zu reduciren. Was für Vorzüge die von dem Vf. gewählte Auflöſungsart ſchon wegen ihrer analytiſchen alle mögliche Fälle in ſich ſchlieſsenden Form vor den ältern Methoden hat, iſt augenſcheinlich. Man werfe zur Vergleichung nur einen Blick auf die *Méridienne vérifiée*, und auf die verwickelten Regeln, die für eben dieſe Reduction daſelbſt vorgeſchrieben werden; dort muſs man elf Figuren durchlaufen, um zu ſehen, welche für jeden beſtimmten Fall gehört, und dabey erſt noch über die Zeichen des gedoppelten Theils der Reduction ſich verſtändigen. Noch andere Beobachter hielten für das beſte, zu jedem beſondern von ihnen aufgeführten Winkel eine eigene Figur zu zeichnen, um den Rechner ja vor allen möglichen Verirrungen ſicher zu ſtellen. Weit einfacher geht Del. zu Werke; eine Figur und Formel leiſtet bey ihm alles. Er giebt eine doppelte Auflöſung, theils durch eine endliche zweygliedrigte Formel, theils durch eine Reihe, wovon aber das erſte Glied ſchon jedesmal Genüge thut. Dabey zeigt der Vf., wie man, wenigſtens auf Gebirgen oder ſonſt einem günſtigen Local, eine ſolche Stellung nehmen kann, daſs jene Reduction Null wird, wenn man ſchon auſserhalb des Centrums beobachtet, oder wie man auch unter weniger günſtigen Ortsumſtänden, doch der Verminderung auf Null ſich ſehr nähern kann. Verhalten, wenn das Centrum entweder unſichtbar und unzugänglich, aber mitten auf einer Diagonale, deren Enden bemerkbar ſind, gelegen iſt, oder auch, wenn das Centrum innerhalb einer regulären Figur liegt, wovon man blos eine Auſsenſeite beobachten kann, oder wenn das unſichtbare Centrum auf den Perimeter einer Figur von bekannten Dimenſionen fällt. — Aufgabe: wenn das Signal einen merklichen Durchmeſſer hat, aber ungleich erleuchtet wird, ſo daſs irgend ein beobachteter Punkt nicht genau in der Richtung der Axe liegt, den daraus entſtehenden Irrthum zu verbeſſern. Dieſer ſehr häufig ſich ereignende Umſtand iſt von andern Schriftſtellern nicht übergangen worden; der Vf. giebt Formeln für die Fälle, die ihm ſelbſt vorkamen, oder die er vorher beſtimmen konnte. — Wie in geneigten Ebenen beobachtete Winkel auf den Horizont zu reduciren ſind. Statt der bisherigen, im Verhältniſs der gegen Gröſse der geſuchten Verbeſſerung ſehr beſchwerlichen Formeln giebt der Vf. weit kürzere und einfachere. *Legendre* hat eine Formel, die nur bey ſehr kleinen Dreyecken anwendbar iſt, und in einem gewiſſen Falle einen Irrthum von 12 Secunden zum Unterſchied zwiſchen einem ſphäriſchen durch zu Kreisbogen gebildeten Winkel, und einem geradlichten, welchen die Sehnen dieſer zwey Bogen machen. Unterſchied zwiſchen der Seite eines geradlichten Dreyecks, und der Summe der zwey übrigen Seiten, durch eine Reihe von ſehr einfachem

tz ausgedrückt; eine Veranlaſſung, dieſen Unterſuchung zu ſuchen, iſt, weil man öfters die geradlinichte Diſtanz der zwey Enden einer Baſis nicht unmittelbar meſſen kann, ſondern bloſs zwey abgebrochene Linien, die miteinander einen von 180° wenig verſchiedenen Winkel machen. Reduction der Baſis auf die Meeresfläche. — Verbeſſerungen, welche der *aſtronomiſche* Theil der Gradmeſſung erfodert. Wie Zenitdiſtanzen, auſser dem Mittagskreiſe beobachtet, auf dieſen zu reduciren ſind; der Vf. giebt dafür eine stark convergirende Reihe, deren zwey erſte Glieder jedesmal hinreichen, und lehrt zugleich, dieſe zwey Glieder in einer einzigen bequemen Tafel darzuſtellen. (Man findet ausführliche Tafeln, nach eben denſelben Formeln berechnet, für den Polarſtern bis auf 45 Zeitminuten Abſtand vom Meridian in der *Conn. des tems pour l'an VI.* und für β im kleinen Bären bis auf 27 Min. Abſtand in der *Conn. d. t. pour l'an VIII.*) Unterſuchung des Einfluſſes geringer Ungewiſsheiten in der Abweichung des Sterns, dem Stundenwinkel und der Polhöhe, desgleichen, wenn der Kreis, womit die Diſtanzen gemeſſen worden, von der verticalen Lage in etwas abweicht, oder wenn man nicht genau im Durchſchnittspunkte der zweyen Fäden beobachtet, oder wenn der Horizontalfaden eine Neigung hat. Nicht nur die Theorie zeigt, ſondern auch ſehr häufige von dem Vf. mit dem Borda'ſchen Vollkreiſe angeſtellten Beobachtungen haben es hinlänglich bewährt, wie unbeträchtlich im Ganzen alle die verſchiedenen Irrthümer ſind, denen dieſs Werkzeug unterworfen iſt, wenn man es nur gut zu behandeln weiſs. Aus 1800 Beobachtungen, an zweyen Sternen in einem Winter angeſtellt, fand *Delambre* durchaus beynahe die nämliche Gröſse für die Polhöhe, und die kleinen noch übrigen Unterſchiede von einem Tage zum andern laſſen ſich füglich den Unregelmäſsigkeiten der Strahlenbrechung zuſchreiben. Die *mittlern* Groſsen aus beiden Sternen ſind kaum um 0, 2 Sec. unterſchieden, (eine für Beſtimmung der Polhöhe in der That bisher äuſserſt ſeltene Genauigkeit!) und das nämliche Reſultat ergiebt ſich eben ſo aus einer Anzahl von 400 bis 500, wie aus der geſammten Summe von 1800 Beobachtungen. — Formeln, um die Beobachtungen des Azimut zu berechnen, mit beſonderer Rückſicht auf die Bordaſchen Kreiſe. — Obige Correctionen ſowohl des geodatiſchen als aſtronomiſchen Theils der Meſſungen vorausgeſetzt, lehrt nun der Vf. vorerſt, in der Hypotheſe der *ſphäriſchen* Geſtalt der Erdkugel, die einzelnen Theile des Meridianbogens zu beſtimmen; er ſchickt daher Formeln voraus, wie in dieſer Hypotheſe für eine ganze Triangelkette die Differenzen der Breiten, der Azimute und der Längen zweyer äuſserſten Signale, und daraus nach und nach der dazwiſchen liegende Bogen des Meridians ſelbſt gefunden wird. Nun folgen mehrere allgemeine und bequeme Formeln zuſammengeſtellt, woraus, in der *elliptiſchen* Hypotheſe, alle Stücke des Erdmeridians blos mittelſt der Function der Breite ſich beſtimmen laſſen. Dahin gehört: Werth eines Bogens zwiſchen dem Aequator und einem gegebenen Parallel, Werth des Meridianquadranten aus einem gemeſſenen Bogen und den Polhöhen ſeiner beiden Enden hergeleitet, Beſtimmung des Métre auf eine von der Abplattung unabhängige Weiſe, Unterſchied zwiſchen dem ſcheinbaren und wahren Zenit, eine zur Berechnung der Parallaxen dienliche Aufgabe. Nähere Anleitung, wie die Berechnungen in der ſphäriſchen Hypotheſe durch Zuziehung der Abplattung der Erde verbeſſert werden müſſen, und wie die Gröſse dieſer Abplattung aus den Beobachtungen ſelbſt gefunden werden kann. — Probleme, die *Nivellirung* der Dreyecke, oder die Erhöhung ihrer Spitzen über die Meeresfläche betreffend. Die Borda'ſchen Kreiſe geben auch die beſten und ſicherſten Mittel an die Hand, eine Gegend genau zu nivelliren; der Vf. hat auf allen Stationen ohne Ausnahme ſich derſelben zu dieſem Endzwecke, bedient. Zwar bleiben immer kleine Ungewiſsheiten wegen der Strahlenbrechung zurück; dieſe können aber gehoben werden, wenn zwey Beobachter ſich miteinander vereinigen, an zwey Signalen zu gleicher Zeit correſpondirende Wahrnehmungen anzuſtellen; daraus findet ſich der Unterſchied des Niveau der zwey Stationen. Um dieſen Unterſchied zu berechnen, giebt der Vf. für alle in der Ausübung ſich darbietende Fälle theils endliche Reihen zu ganz genauer Auflöſung des Problems, theils ſtark convergirende, wo gemeiniglich das erſte Glied zureicht. Wie die Erhohung über der Meeresfläche zu finden für den Fall, daſs ſich der Meerhorizont beobachten läſst. — Art, die terreſtriſche Strahlenbrechung zu beſtimmen. Verbeſſerungen, welche die Abplattung der Erde für das Nivellement nöthig macht; ſie ſind gemeiniglich ſehr unbedeutend. — Directe, und auf keine *Poſitio falſi* ſich gründende Formeln der aſtronomiſchen Strahlenbrechung, für den Abſtand ſowohl vom ſcheinbaren als wahren Zenit; Verbeſſerungen durch das Barometer und Thermometer. Um die Refraction am Horizonte, und in der Höhe von 45 Graden genauer feſtzuſetzen, legte der Vf. eine groſse Anzahl Beobachtungen von *Bradley*, *Piazzi*, *Mechain*, und ſeine eigenen zum Grunde; einige derſelben gaben für 45 Grade eine kleine Vermehrung, andere eine Verminderung der gewöhnlich angenommenen Gröſsen; er formirte ſich daraus vier Tafeln der Refraction, die er nach einander bey ſeinen Beobachtungen anwandte, und da die Tafel von *Bradley* unter allen beynahe das Mittel hielt: ſo gab er ihr den Vorzug. Indeſs kann die Refraction in den Differenzen der Polhöhen, welche für die Gradmeſſung beobachtet worden ſind, nirgends einen merklichen Irrthum verurſachen. Weil es bey Azimutalbeobachtungen auf die Refraction für die wahren, nicht für die ſcheinbaren, Zenitdiſtanzen ankommt, ſo ſuchte der Vf. ſeine Formeln auch für die erſten insbeſondere einzurichten. — Zuletzt Methoden, das über dem eigentlichen Ort der Beobachtung erhabene Stück eines Signals zu beſtimmen, nebſt einer Reihe, um in einem geradlinichten Dreyeck, wo man zwey Seiten und den eingeſchloſſenen Winkel kennt, einen

der

der unbekannten Winkel zu finden. — Der zweyte durchaus *praktiſche Theil* des Werks beſchäftigt ſich mit Rechnungsbeyſpielen, und Anwendung der im erſten vorgetragenen Formeln auf wirkliche bey der Gradmeſſung vorgekommene Fälle. Auch dieſer Theil iſt reich an trefflichen Bemerkungen für den ausübenden Geometer, und kann denen, die zu ähnlichen Operationen im Groſsen oder auch zu geodätiſchen Arbeiten von geringerem Umfange berufen ſind, nützliche Dienſte leiſten. Den Gebrauch Borda'ſcher Vollkreiſe hält der Vf. bey allen künftigen geographiſchen ins Groſse gehenden Unternehmungen für unentbehrlich, und macht einige Anmerkungen über die bequemſte Manier, die vervielfachten Beobachtungen am Werkzeuge abzuleſen. Dann kommen, mit Rückſicht auf die verſchiedenen möglichen Fälle, numeriſche Beyſpiele von Reduction der Winkel auf das Centrum der Station und auf den Horizont, von Verwandlung ſphäriſcher Winkel in Chordenwinkel, von Beſtimmung der Polhöhe mittelſt auſser dem Mittage beobachteter Zenitdiſtanzen der Circumpolarſterne, von Berechnung der Azimutalbeobachtungen, der Nivellirungsdifferenzen, der Neigung des Meerhorizonts, der irdiſchen und aſtronomiſchen Strahlenbrechung. Auch noch einige analytiſche Methoden für allgemeine topographiſche Probleme. Die Art, wie man beſtimmen kann, ob ein aufzurichtendes Signal ſich auf der Erde oder am Himmel projiciren wird. Bequemſte Figur und Beſchaffenheit der Signale; der Vf. giebt im Allgemeinen der viereckten Pyramidalform den Vorzug. — Den Beſchluſs macht eine Reihe *Tafeln*. Die vier erſten dienen, theils einen beobachteten Winkel auf den Horizont, theils horizontale und ſphäriſche Winkel auf Chordenwinkel, zu reduciren. Tafel für die mittleren Refractionen, auf die wahre Zenitdiſtanz geſtellt; Correctionstafel für den Stand des Barometers und Thermometers; letzte iſt weit geſchmeidiger als die gewöhnlichen eingerichtet. Zwey allgemeine Tafeln zur Reduction der Zenitdiſtanzen auf den Meridian; ſie dienen dazu, die Conſtruction beſonderer Tafeln für einzelne Sterne zu erleichtern.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PRAG und LEIPZIG, b. Polt: *Abendtheuer und Reiſen Martin Engelbrechts, als Seitenſtück zum Engliſchen Robinſon, eine der intereſſanteſten Robinſonaden aus dem ſiebzehnten Jahrhundert*, m. e. Kpfr. 1801. 174 S. 8. (12 gr.)

Dieſe hier gleich auf dem Titel ſo hochgeprieſene Robinſonade mag allerdings manchen unſerer Leſer bereits vor dreiſsig oder vierzig Jahren einige angenehme Stunden gemacht haben, und würde mit der groſsen Empfehlung der *Jugendfreundſchaft* in ihr Gedächtniſs zurückkehren, wäre ſie ihnen hier nicht mit einer nutzloſen Firmelung aufgeführt. Denn dieſer Martin Engelbrecht iſt niemand anders, als der ehemals ſo berufne *Martin Speelhoven*, einer der vielen Romane des ſogenannten Dresdner Thürmers, und vielleicht der Beſte von dieſer ganzen Familie. Zwar ſah man ihm von Anfang bis zu Ende die Nachahmung des unendlich verdienſtvollern Robinſon Cruſoe an; zwar hatte er der flachen Begebenheiten, der platten Einfälle, und der weitſchweifigen Stellen ſehr viele; aber es befanden ſich auch manche glückliche Situationen in demſelben. Sein unerwartetes tragiſches Zuſammentreffen mit ſeinem Vater auf einem wüſten Eiland — die Anlandung eines entführten, an ihrem Räuber ſich blutig rächenden Mädchens — die Lebensrettung, die er ihr bald darauf gegenſeitig verdankt — ihre züchtige Liebe, die vielleicht noch züchtiger iſt, als die Natur in einer ſolchen Lage es mit ſich bringen dürfte — dieſs alles, und noch manches andere gab Stoff zu intereſſanten Situationen. In ſo fern war auch allerdings das Büchlein einer neuen Ueberarbeitung, einer verbeſſerten Sprache, und einer kleinen Nachhülfe an mehrern Stellen nicht unwerth. Doch der ungenannte Herausgeber hat es ſich ſehr leicht gemacht. Sein Hauptverdienſt iſt *Zuſammenziehung*, die nicht ſelten in *Skelettirung* übergeht. Vorzüglich dann, wenn Martin vom Eilande wieder nach Europa zurückkehrt, wenn man ihn unwürdig genug ſeine Braut entwenden will und wirklich entwendet, wäre manche Abänderung heilſam für die Wirkung, und auch verträglich mit der poetiſchen Gerechtigkeit geweſen. Auch der Schluſs iſt drollicht. Nachdem der Held des ganzen Werks doch endlich noch ſeine Jenny, und zwar (was mit der Chronologie ſich ziemlich ſchwer verträgt!) als ein *blühendes reizendes Weib* zur Frau bekömmt, ſagt er: „Schon zehn Jahre lebe ich mit ihr froh und zu„frieden. Liebliche Kinder ſchaukeln auf meinen „Knieen, und es bleibt mir kein Wunſch übrig, als „der eines ſeligen Endes.“ — Das klingt ſehr *fromm*! In einer ſo glücklichen und erſt ſo kurzen Ehe pflegt man ſich ſonſt noch nicht nach dem Querſtrich zu ſehnen, der hienieden alles endet. — Doch nun genug von einem Werke, das ſchon ſeiner Beſtimmung nach keiner ſtrengen Kritik unterliegt, und das um ſo mehr auf glimpfliche Behandlung Anſpruch machen darf, da unſere Bekanntſchaft mit ihm bereits ſo alt iſt.

* * *

BERLIN, in d. Königl. Preuſs. akad. Kunſt- und Buchh.: *Raspo von Felſeneck, oder der Gottesgerichtskampf aus dem elften Jahrhunderte*. Vom Vf. des Konrads von Kaufungen. Neue unveränderte Auflage. 1 Th. 1800. 236 S. 8. (18 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Ueber die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker*, nebst Zusätzen einige scholastische Theorieen betreffend von *W. L. G. Freyherrn von Eberstein*. 1800. 152 S. gr. 8. (14 gr.)

Die Geschichte der neuern Peripatetiker, welche seit der Reformation die Philosophie zwar nur gröstentheils zum Behuf der Theologie cultivirten, dennoch mit freyerem Geiste forschten, und zum Theil die leeren Speculationen der Scholastik verwarfen, ist bisher, wie der Vf. in der Vorrede zeigt, vernachlässigt worden. Zwar hat *Brucker* fleissig gesammelt, was das Leben dieser Männer betrifft, aber ihre Lehren, ihre Bemühungen für die Philosophie selbst, und die Folgen derselben für die Wissenschaft, pflegen aus dem Grunde übergangen zu werden, weil man voraussetzt, dass ihnen kein anderes Verdienst gebühre, als das System des Aristoteles, gereinigt von allem scholastischen Wuste, in seiner lautern Gestalt aus dem Originale hervorgezogen zu haben. Diesen Wahn verbreitete und bestärkte auch der Name der reinen oder ächt peripatetischen Schule, unter welchem diese Männer von Brucker aufgeführt worden. *Tiedemann* ist durch seinen Plan entschuldiget, dass er diesen ganzen Zeitraum nur kurz berührte. Auch von der scholastischen Philosophie behauptet der Vf. in der Vorrede, und, wie Rec. dünkt, vollkommen wahr, dass sie noch keinesweges eine vollständige, gründliche, aus den Quellen geschöpfte, historische Untersuchung erhalten habe, so grols auch das Verdienst ist, welches sich *Tiedemann* um diesen Theil der Geschichte der Philosophie erworben hat. Es giebt also auf diesem Felde Strecken, welche noch nicht gehörig angebauet sind, und der Vf. der vor uns liegenden Schrift hat eine verdienstliche Arbeit unternommen, dass er durch seine lehrreichen Untersuchungen nicht nur eine pragmatische Geschichte der Logik und Metaphysik seit der Reformation bis auf Kant, und der Veränderungen, welche diese Wissenschaften in diesem Zeitraume durch die Bemühungen der sogenannten ächten Peripatetiker erlitten haben, geliefert, sondern auch zugleich einige Lehren der Scholastiker aufgeklärt, und durch beides die Geschichte der Philosophie wirklich bereichert hat.

Der gröstere Hauptheil der Schrift über die Beschaffenheit der Logik und Metaphysik der reinen Peripatetiker, zerfällt in fünf Abschnitte. I. Allgemeine Uebersicht der reinen peripatetischen Philosophie im 16. und 17ten Jahrhundert. Ungeachtet Luther alle Philosophie und besonders die Aristotelische verachtete, (eigentlich doch nur die ausgeartete scholastische; auch milderte sich sein Urtheil in spätern Jahren, wahrscheinlich durch Melanchthons Einfluss, sehr): so wurde doch von Melanchthon, dem Stifter dieser Schule, Aristoteles zum Hauptführer in der Philosophie erhoben. Die Ursachen davon sind hier sehr gut erklärt. Darauf giebt der Vf. eine kurze, aber treffende, Schilderung der sogenannten reinen Peripatetiker, aus welcher sich ergiebt, dass ihnen die Autorität des Aristoteles doch nicht alles galt, dass sie die Kirchenväter und Scholastiker oft zur Erklärung des Aristoteles, und zur Entscheidung mancher Streitigkeiten, von denen Aristoteles nichts wuste, zu Hülfe nahmen, dass sie also in einigen Punkten mit den Scholastikern übereinkommen, in andern von denselben abweichen. Sie können daher nicht mit allem Recht ächte Peripatetiker genannt werden. (Nur hätte der Vf. selbst nicht diese Benennung auf dem Titel wählen sollen). II. Beschaffenheit der Logik; III. Beschaffenheit der Metaphysik und vorzüglich des allgemeinen Theils (Ontologie). IV. Besonderer Theil der Metaphysik, insbesondere Theologie. V. Körper- und Seelenlehre. In allen diesen Abschnitten charakterisirt der Vf., mit vieler Einsicht, die Veränderungen der Logik und Metaphysik überhaupt und nach einzelnen Theilen, mit steter Hinsicht auf den Zustand derselben in dem scholastischen Zeitalter, entwickelt daraus die Ursachen des Fortschreitens und Zurückbleibens, hebt diejenigen Begriffe, Sätze und Streitpunkte heraus, welche in diesem Zeitraume mehr bestimmt, entwickelt, und der Entscheidung näher gebracht worden sind. Es ist nicht zu leugnen, dass auf diese Art und durch diese Behandlung eine andere Ansicht von diesen Denkern und ihren Bemühungen gewonnen wird, als man in den grösern und kleinern Werken über die Geschichte der Philosophie findet. Man bemerkt mit Vergnügen, dass auch in diesem Zeitraume der menschliche Verstand nicht stillestand, sondern bey aller Anhänglichkeit an dem Aristoteles und dem positiven Religionssysteme, dem die Philosophie dienen musste, dennoch immer mehr Selbstständigkeit und Freyheit zu erringen suchte. Besonders merkwürdig sind in dieser Hinsicht einige von *Taurellus* angeführte Aeusserungen, z. B. S. 17. *humanae menti non Aristoteli philosophia est adscribenda. Non is enim philosophiam peperit, nec ipsi nomen indidit, ut a philosopho philosophia denominaretur, cum non credere, sed intelligere potius philosophiae sit dignitas*, und S. 82, wo er die Ableitung der rationalen Erkennt-

kenntniss aus den Eindrücken der Sinne verwirft, und die Spontaneität des Verstandes anerkennt. Uebrigens erklärt sich auch der Vf. wie in seiner Geschichte der Logik und Metaphysik, für die Leibnitz-Wolfische Philosophie. Indessen hat diese Vorliebe keinen Einfluss auf das Geschichtliche, vielmehr den Vortheil gehabt, dass er die Quellen, woraus Leibnitz und Wolf schöpften, die Untersuchungen, zu welchen sie durch das Studium der ältern Philosophen veranlasst wurden (z. B. dient S 84. die Bemerkung, dass Leibnitz durch Thomasius Bestreitung der *tabula rasa* auf seine Theorie vom menschlichen Verstande geleitet worden), in helleres Licht setzte, und dadurch keinen unbedeutenden Beytrag zur pragmatischen Geschichte dieser Philosophie lieferte. Und wenn sich auch zuweilen die Bemerkung aufdringt, dass sich aus dem Standpunkte jener Philosophie, welchen der Vf. gewählt hat, nicht jedes Phänomen auf die befriedigendste Weise aufklären lässt, so wird man ihm doch um so eher verzeihen, dass er bey seinen Verdiensten nicht nach einem höhern rang, da es der Geschichte gemäss ist, jenen Zeitraum blos in Beziehung auf das zunächst vorhergehende und nachfolgende zu betrachten. Dieses ist auch von dem Vf. vollkommen geleistet worden. Der Vf. hat nicht nur in dieser Abhandlung da, wo es nöthig war, Rücksicht auf die scholastische Philosophie genommen, sondern auch noch zwey auf dieselbe sich beziehende Zusätze angehängt, in welchen er selbst aus den Werken der Scholastiker geschöpft hat. Der erste Zusatz betrifft *die Systeme der vorzüglichsten Nominalisten und Realisten*. Der Streit der Nominalisten und Realisten, der durch Platos Ideen und Aristoteles Bestreitung derselben veranlasst, in dem Mittelalter aber wahrscheinlich durch einen Wink in Porphyrii Isagoge von neuem wieder angeregt worden, hätte schon längst eine mit philosophischem Geiste aus den Quellen bearbeitete Geschichte verdient, und eine solche Arbeit ist auch nach Tiedemann's für die scholastische Philosophie classischem Werke noch nicht überflüssig geworden. Eine solche Geschichte liefert nun zwar unser Vf. nicht, aber doch eine sehr gut gerathene Darstellung der merkwürdigsten nominalistischen und realistischen Vorstellungen, vorzüglich des *Thomas*, *Scotus* und *Occam*; denn über *Roscelin*, *Ch impeaux* und *Abälard* konnte der Vf. aus Mangel an historischen Datis auch nicht mehr Licht verbreiten, als sich schon bey andern fand. Desto verdienstlicher ist die Darstellung der Behauptungen jener Männer; denn sie ist nicht allein vollständig, sondern auch deutlich, so schwer es auch oft war, den Sinn aus der dunkeln, schwerfälligen Sprache heraus zu finden. Es ist uns nur eine Stelle aufgestossen, wo der Sinn eines Worts verfehlt ist, nämlich S. 124, wo es von *Occam* heisst: „Er hielt also dafür, dass man wahrscheinlicher sagen könne: das Allgemeine habe zwar weder in noch ausser der Seele ein reales Daseyn als ein Subject; aber es komme ihm doch ein Daseyn in der Seele als Object zu. Es wäre nämlich eine *Fiction*, die auf diese (dieselbe) Weise, als ein Gegenstand in der Seele vorhanden wäre, wie die Sache ausserhalb derselben als ein Subject wirklich sey." *Occam* sagt nicht, das Allgemeine sey eine *Fiction*, sondern *quoddam Fictum*, etwas von der Seele gebildetes, ein Product des Verstandes, würde man sagen können. Das Wort Fiction führt auf einen hier nicht anwendbaren Begriff. In dem zweyten Zusatz giebt der Vf. *die Philosopheme des Thomas von Aquino über das Böse, die Vorsehung und Freyheit*, weit vollständiger, als sie in *Werdermann's* Geschichte der Meynungen über Schicksal und menschliche Freyheit, und in *Tiedemann's* Geist der speculativen Philosophie zu finden sind. Wodurch diese Zugabe vorzüglich interessant wird, ist, dass hier die Hauptgedanken von Leibnitzens Theodicee vorkommen, z. B. die *Sätze*, dass Gut und Ding (Wirklichkeit, Realität) *gleichbedeutend*; das Uebel, als dem Guten entgegengesetzt, *nichts* Wirkliches, sondern nur eine Privation des Guten sey; die Vollkommenheit der Welt fodere eine Ungleichheit in den Dingen, weil nur dadurch alle Grade der Vollkommenheit, die unmöglich alle in einem Subjecte wirklich seyn können, in dem Weltall möglich sind, u. s. w. — Eine ähnliche Bearbeitung mehrerer Theile der scholastischen Philosophie, zu welcher der Vf. in der Vorrede Hoffnung macht, wird ein um so verdienstlicheres Geschenk seyn, je mehr Gelehrte, die in diesem Fache arbeiten, die Mühe des Selbstforschens scheuen, und lieber den bequemern Weg wählen, ihre Notizen aus *Tiedemann* zu nehmen.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Grundriss der Erfahrungsseelenlehre*, entworfen von Ludwig *Heinrich Jakob*, D. u. Prof. der Philosophie. *Dritte* verbesserte Ausgabe. 1800. XXII. u. 462 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er in dieser dritten Ausgabe wenig zu ändern gefunden habe; doch habe er einige Begriffe näher, einige anders bestimmt, zuweilen die Anordnung verändert, auch einige Zusätze gemacht, wozu er theils durch seine Recensenten, theils durch eignes Nachdenken bestimmt worden sey. Wir haben indess keine Veränderungen von Bedeutung gefunden; die vermehrte Seitenzahl (die zweyte ist 408 S. stark) rührt grösstentheils von dem veränderten Druck her; mehrere §§. welche uns einer Berichtigung zu bedürfen scheinen, sind unverändert geblieben. Selbst in dem Inhaltsverzeichnisse ist des 1 Th. 2 Abtheil. 2 Hauptst. 3ter Abschnitt wie in der zweyten Auflage ausgelassen. Bey der Vergleichung haben wir nur einen einzigen neuen §. 45. von den Säften der Gefässe gefunden, und die Anmerkung zum §. 61. der 2ten Ausg., welche blosse Logomachie enthielt, ist weggelassen.

SCHÖNE KÜNSTE.

KOPENHAGEN: *Von geschnittenen Steinen und der Kunst selbige zu graviren*, von *Christian Ramus* D. der Philosophie. 1800. 35 S. 8. (3 gr.)

Man erfährt aus dieser kleinen Schrift nur das bekannteste. Irthümer aber können ihr eben auch nicht

nicht vorgeworfen werden. Wenn S. 14. gesagt wird, *die Neuern hätten mehrere Cameen als Intaglien geschnitten*: so ist solches dahin zu berichtigen, dass im Verhältniss zu der ganzen Masse geschnittener Steine unter den Neuern mehr Cameen als unter den Antiken vorhanden sind; die Anzahl der Intaglien oder tiefgeschnittenen Steine aber ist unter den Neuern, so wie unter den Alten, bey weitem die grösere.

Zürich, b. Füsli u. Comp.: *Sammlung historisch merkwürdiger Schweizergegenden.* 4ter Heft. 1799. Mit 4 illuminirten Kupfertafeln u. 153 S. Text längl. 4. (6 Rthlr. 16 gr.)

Der drey ersten Hefte dieses Werks ist in Nr. 114. der A. L. Z. 1799 gedacht worden. In dem vor uns liegenden vierten Heft, stellen die in Aberlischer Manier sauber ausgemalten Kupferstiche 1) die Capelle bey Sempach, 2) das Schlachtfeld zu Näfels, 3) Gersau am Vierwaldstätter See, und 4) die Capelle am Stoss im ehemaligen Canton Appenzell (nun Senlis) dar. — Nr. 3. nach einem Gemälde von Hess gearbeitet, scheint uns das Vorzüglichste, diesem kömmt Nr. 2. nahe, am wenigsten möchte wohl, das letzte interessiren.

Die Erzählung der denkwürdigen Vorfälle, welche sich an den abgebildeten Orten zugetragen, ist, einige Provinzialismen ausgenommen, gut und gedrängt geschrieben; hier und da bemerkt man indessen einen unbilligen Widerwillen des Vfs. gegen Fürsten und Adel, so wie auch gegen die Stadt Bern, welches ihm, da er als Geschichtschreiber vollkommen unparteyisch seyn sollte, zum Vorwurf gereicht.

Pirna, b. Arnold u. Pinther: *Deutsche Kunstblätter.* Ersten Bandes, zweytes Heft. 1800. 60 S. 8. und 1 Kupf.

Vorliegendes Heft enthält 1) die Fortsetzung der *Anzeige des Journals der Romane*, welchem Lob ertheilt wird. 2) *Oeser* am Tage vor seinem Tode. Der würdige Künstler entschlief, so zu sagen, mit dem Griffel in der Hand. 3) Die *Kunstausstellung zu Dresden im Jahre* 1800. Fortsetzung der im ersten Stück angebrochenen kritischen Anzeige der Bilder, welche in dieser Ausstellung zu sehen waren. 4) *Fragmente über bildende Kunst*, ebenfalls Fortsetzung eines schon im ersten Stück befindlichen Aufsatzes. 5) *Recensionen.* Das gute Zeugniss, welches wir schon in Nr. 5. der A. L. Z. vom vorigen Jahre den deutschen Kunstblättern bey Gelegenheit der Anzeige des ersten Stücks derselben ertheilen, verdienen sie noch immer. Kunst und Eifer für das Wahre, das Gute und ein lobenswürdiges Erkühnen gegen hergebrachte Irrthümer, zeigen die Verfasser überall; wir müssen indessen selbst um die Achtung zu bethätigen, die wir für sie haben, gegen einzelne Stellen, wo unsere Meynung mit der ihrigen nicht zusammentrifft, Einwürfe machen. In dem Aufsatz über die Kunstausstellung zu Dresden, wird S. 33 u. 34. eines Hautreliefs von Hn. Demmler erwähnt, welches den Kindermord zu Bethlehem darstellt, und, nachdem der Vf. das Werk gewürdigt, sagt er: „*Was endlich den Gegenstand des Hautrelief betrifft, so möchte er sich schwerlich rechtfertigen lassen.*" Und warum nicht? Freylich ist er grausam, aber ist er nicht auch im höchsten Grade rührend? Dass die Darstellung nicht gräßlich, nicht empörend werde, dafür mag der Künstler sorgen; wenn der Kindermord kein günstiger Gegenstand für die bildende Kunst wäre, wie viel weniger könnte es die Medea seyn, von welcher doch eine im Alterthum sehr bewunderte Darstellung existirte, und wir würden durchaus alle tragischen Sujet's, ja die Tragödie selbst, aufgeben müssen. Den Vf. von den Fragmenten über bildende Kunst, der sich gegen die Darstellung von Thieren zu erklären scheint, erinnern wir blos an die antiken Löwen vor dem Arsenal zu Venedig und im Pallast Barberini, an den Eber zu Florenz, die Hunde im Clement. Museum, und an die herrlichen Gemälde von Sneyders.

1) Leipzig, b. Baumgärtner: *Neueste englische Muster zum Sticken für Damen.* 60 Blätter in längl. 8. von welchen die Hälfte ausgemalt, die andere Hälfte aber aus schwarzen Abdrücken ebenderselben Muster besteht.

2) *Neueste englische Muster zum Sticken für Damen.* Zweyte Sammlung. 20 Blätter in fol. und Blätter in 4., wovon ebenfalls die Hälfte ausgemalt, die andere Hälfte aber blos schwarz abgedruckte Wiederholungen von jenen sind.

In beiden Sammlungen haben wir manche Stücke von gutem Geschmack gefunden, welche verdienen, den Liebhabern der Stickkunst empfohlen zu werden.

Leipzig, im Industrie Compt.: *Neueste englische Muster zur Weissen Stickerey für Damen.* Dritte Sammlung, zweyte vermehrte Aufl. Mit XXV Kupfertafeln. kl. Querfol. (10 Rthlr.)

Die Ranken T. VI. drey von den Mustern Tab. XII. ein paar andere Tab. XIII., und zwey Tab. XVII. nehmen sich vor andern gut aus.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Le Dessinateur de Fleurs, etrennes pour les Dames qui savent broder, ou qui veulent l'apprendre.* I. Livraison avec vingt-deux planches, dont treize sont enluminées. II. Livraison avec trente-deux planches dont seize sont enluminées et seize en noir. (6 Rthlr.)

Vollkommen kunstgerecht sind zwar die in diesem Werk vorkommenden Blumen nicht gezeichnet, und überdem meistens ein wenig zu grell illuminirt; doch verdient das Ganze in soferne Billigung, als es seinem bescheidenen Zwecke angemessen ist, und wir dürfen es daher empfehlen, jedoch mit Ausnahme der äusserst misrathenen Landschaft Liv. II. Tab. 16. wie auch einiger andern Modestücken von Urnen, Altären gebrochenen Säulen etc.

Die

Die jeder Lieferung beygelegten gedruckten Blätter enthalten, zur erſten, einiges für angehende Zeichner Brauchbare, über die Behandlung der im Werk ſelbſt dargeſtellten Namen. Bey der zweyten Lieferung aber erhält man wenig mehr, als ein bloſses Inhaltsverzeichniſs.

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Die Kunſt zu Stricken in ihrem ganzen Umfange*, oder: *vollſtändige und gründliche Anweiſung, alle, ſowohl gewöhnliche als künſtliche Arten von Strickerey nach Zeichnungen zu verfertigen.* In ſyſtematiſcher Ordnung bearbeitet von *Netto* und *Lehmann*. *Zweyter Theil.* 1800. Mit zwanzig illum. u. ſchwarzen Kupfertafeln und Text in fortgeſetzten Seitenzahlen von 39—58. quer fol. (4 Rthlr.)

Den erſten Theil dieſes Werks, deſſen eigentliches Titelblatt erſt jetzt nachgeliefert worden, haben wir A. L. Z. in Nr. 240. vom vorigen Jahre angezeigt. Auch in dem gegenwärtigen zweyten Theile ſind die dargelegten Muſter faſt alle zierlicher Art und dürfen ſich Beyfall verſprechen; nur haben Tab. XXII. welche einen Tempel, Bäume, gebrochene Säulen etc. und Tab. XXIII. die gar eine Landſchaft zeigt, wenigſtens von uns keinen zu erwarten, denn dieſe Gegenſtände ſind von ſchlechtem Geſchmack, und würden ſich, wenn ſie auch beſſer wären, doch nie für die Strickkunſt eignen. Die praktiſche Beſchreibung im Texte ſcheint uns die Foderungen der Deutlichkeit und Vollſtändigkeit hinlänglich zu befriedigen.

Pest, b. Leyrer: *Vollkommene Anweiſung zum Miniaturmalen, worinnen alle in dieſe Kunſt einschlagenden Gegenſtände und Regeln genau und deutlich beſchrieben werden. Nebſt einer Vorſchrift von guter und wohlfeiler Zubereitung einiger zum Miniaturmalen nöthigen Farben* etc. von einem Kunſtfreunde. 1800. 94 S. 8. (6 gr.)

Auch dem Fähigſten wird es ſchwer werden, ohne Lehrer das Praktiſche der Kunſt, ſey es in welchem Fach es wolle, ſich gehörig anzueignen; indeſſen wollen wir den Nutzen nicht leugnen, den falſch geſchriebene Regeln fürs Praktiſche allenfalls haben können; ja, es wäre ſehr zu wünſchen, daſs ein Buch vorhanden wäre, welches die bewährteſten Verfahrungsarten anzeigte. Allein das gegenwärtige erfüllt auch die mäſsigſten Foderungen nicht. Der Vf. mag wohl ein behender, aber ſchwerlich kann er ein geſchickter Maler ſeyn. Er lehrt auch Farben bereiten, vergolden etc. und dieſes ſind vermuthlich ſeine beſten Künſte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alte Kunstgeschichte. *Weimar*, a. d. Gädickiſchen Offic.: *Prolusione Deum ex machina in re ſcenica veterum illuſtrante orationes* — indicit *Carolus Auguſtus Böttiger*. 1800. 18 S. 4. Auch aus dieſer neuen und ſcharfſinnigen Aufklärung einer öfter genannten als verſtandenen Sache gehet hervor, wie wenig Zuverläſsiges wir von den Gegenſtänden des alten Theaters, die wir am häufigſten im Munde führen, eigentlich wiſſen. Weil die Schaubühne der Alten unter freyem Himmel, ohne alle Bedachung, und ſpät erſt, zu den Zeiten der Römer, bloſs derjenige Theil des Theaters, wo die Zuſchauer ſaſsen, mit Segeltuch überſpannt war: ſo lieſs ſich an ſolche Maſchinen, mittelſt welcher, wie bey uns, Götter und Genien an Seilen oder Drath von der Decke herabgelaſſen werden, gar nicht denken. Eine Frage wär's indeſſen immer, ob, wenn dergleichen ihnen bekannt geweſen wären, ſie die allzu ſichtbare Armſeligkeit des Nothbehelfs, über die ſelbſt *Rouſſeau* bey ſeiner, auch in dieſem Stücke weit ſinnreicheren und geſchmackvolleren Nation ſich luſtig machte, mehr zur kunſtvollen Täuſchung veredelt haben würden. Die Alten muſsten ſich in ihrem Theater einer doppelten Maſchine bedienen; vermittelſt der einen ſah man Götter und Heroën, ohne Bewegung vom Ort, in der Höhe erſcheinen; durch eine andere bewegten ſie ſich in den Lüften, ſchwebten herab auf das Proſcenium, und kehrten von da in die Höhe zurück. Mehrere Stellen der Alten, beſonders auch des Ariſtophanes, führen den Vf., was jene erſte Maſchine betrifft, auf folgende Vorſtellung: Im Hintergrunde des obern Stockwerks (*poſtſcenium*) waren die Maſchinen entweder, nach Pollux, zur Linken, oder, wie andere ſagen, zu beiden Seiten angebracht; eine Art von Dach oder Fronton, womit die Façade des eigentlichen Theaters wahrſcheinlicher Weiſe verziert war, verbarg den Zuſchauern die Maſchinen, welche erſt dann mit den darauf thronenden Göttern zum Vorſchein kamen, wann die Breter jenes Frontons weggeſchoben waren. Bekannter iſts, daſs die Scene ſelbſt durch dergleichen Rolimaſchinen verändert wurde, und Hr. *B.* nimmt daher Gelegenheit, von den oft misverſtandenen Worten ἐκκύκλημα, περιακτοι, περιαπτοι richtige Begriffe zu geben. — Eine andere Vorrichtung muſsten die Alten gebrauchen, wenn Götter und Heroën in ihren dramatiſchen Stücken ſich in der Luft hin und her bewegten. Hier waren Haken (ἀγκύλη), hier waren Seile (σχοινοι) nöthig, woran die Schauſpieler ſchwebten, und man andere Winden haben, mittelſt deren man die Schwebenden bald in die Höhe zog, bald wieder herabliefs. Nur entſteht die Frage, woran jene Seile befeſtiget worden ſind, da, wie oben bemerkt, keine Bedachung über der Scene war. Hr. *B.* nimmt daher an, daſs man die Seile an den Giebeln der zu beiden Seiten der Scene ſtehenden Wände, Häuſer, oder an groſsen Felſen, dergleichen oft in den Trauerſpielen ſichtbar waren, feſt gemacht habe, ſo daſs ſie von dem einem *Ende* bis zu dem andern über die Scene wegliefen. — Anſtatt jenes ἐκκυκλημα bedienten ſich übrigens die Römer, wiewohl erſt in ſpätern Zeiten, der *pegmata per ſe ſurgentia et tabulata ſuperne in ſublime crefcentia*, welche Tacitus Annal. XIV. erwähnt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. Februar 1801.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, in d. Helwing. Buchh.: *Betrachtungen über das Verhältnifs des Kriegsſtandes zu dem Zwecke der Staaten.* Von *F. von der Decken*, Hauptmann beym königl. kurfürſtl. Generalſtaabe und Oberadjutant bey S. K. H., dem Prinzen Adolph Friedrich von Grosbrittannien. 1800. 370 S. 8.

Man würde dieſer Schrift nicht die ihr gebührende Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man ſie eine Apologie der ſtehenden Heere, (gegen die immer mehr rege werdenden Zweifel an deren Zuträglichkeit und Nothwendigkeit,) nennen wollte; ſie entſpricht vielmehr völlig ihrem Titel, an dem wir jedoch den Ausdruck „Kriegsſtand“ nicht billigen können; (es lieſsen ſich, in dieſer Verbindung gebraucht, wenn nicht von *Miliz* die Rede iſt, ſelbſt gegen die zweyte Sylbe Erinnerungen machen.)

Ein lebhafter und ſehr correcter Vortrag, (Wir haben nur einen einzigen Flecken S. 23. gefunden,) ladet den Leſer zu eigener Fortſetzung der ſcharfſinnige und zuſammenhängenden Betrachtungen des Vfs. ein, deren weitere Ausführung von ihm ſelbſt man mehrmalen wünſchen möchte, wo er mit einem treffenden Vorgange aus der Geſchichte plötzlich abbricht.

Wir können hier nur kürzlich den Leitfaden ſeiner Betrachtungen angeben: Wenn bey zunehmender *Cultur* eines Volks nicht mehr alle waffenfähigen Männer zur Rettung des Vaterlandes freywillig aufſtehen: ſo bedarf der Staat zu ſeiner Vertheidigung gegen innere, und äuſsere Feinde, ſchon einer *Miliz*, unter einem (aſiatiſch) deſpotiſchen Regimente einer *gezwungenen*, bey guter republikaniſcher Verfaſſung einer *freywilligen*. Erſte widerſteht nie einem ſtehenden Heere, letzte erfodert eine ſeltene Energie des Muthes. Die griechiſche Miliz artete zur Zeit des Verfalls der griechiſchen Staaten in eine gezwungene aus, und unterlag dem macedoniſchen Phalanx, die römiſche wurde früher in ein ſtehendes Heer verwandelt.

Wenn eine Claſſe der Nation durch Ertheilung von Land und andern Vorzügen zur Vertheidigung (des Staats?) verpflichtet wird: ſo entſteht ein unſeliges Mittelding von Miliz und ſtehendem Heere; dergleichen iſt das Vaſallenheer des angehenden, noch ſchwachen Landesherrn, und die (gewöhnlich übermüthige), Leibwache des Deſpoten (Janitſcharen, Mamelucken).

Die ſtehenden, auch in Friedenszeiten zweckmäſsig geübten und beſoldeten, Armeen ſind jeder Miliz entſchieden überlegen; ſie führen die Waffen geſchickter, gehorchen unbedingt, und bringen es dadurch zu dem paſſiven Muthe, auf den man unter allen Umſtänden, auch im Unglücke, ſichere Rechnung machen kann; ſie finden aber nur in gemäſsigten (d. h. ihrer unwiderſtehlichen Macht im Innern *ſelbſt* geſetzmäſsige Gränzen vorſchreibenden) Erbmonarchieen eine gute Statt; denn ohne eine zum voraus beſtimmte Anhänglichkeit der ganzen Nation an eine Perſon und Familie, und ohne einen feſten, durch mehrere Generationen unverrückt befolgten Organiſationsplan, können ſtehende Heere nie auf den Grad der Vollkommenheit und der immer willenloſen Brauchbarkeit gebracht werden, mit dem ſie auf dem europäiſchen Kriegstheater von Zeit zu Zeit erſchienen ſind. Nur die Mäſsigung der Erbregenten kann es verhindern, daſs ſich die ausübende Gewalt dieſes theuern und unwiderſtehlichen Zwangsmittels nicht vorzüglich im Innern zur Unterdrückung der Unterthanen bedient; überdem iſt in Wahlreichen, Ariſtokratieen und Deſpotieen das ſtehende Heer auf der einen Seite, durch eigenen oder fremden Partheygeiſt gefährlich, und auf der andern ſelten in brauchbarem Stande; die weſentlichſten Erforderniſſe hierzu werden durch blinde Gunſt, ſchwankende Grundſätze der ausübenden, und abſichtliche Herabwürdigung der Landtruppen von Seiten der geſetzgebenden (auf ihre politiſche Freyheit eiferſüchtigen) Gewalt zu oft geſtört. (Letztes iſt auch in England der Fall; doch ſcheint uns der Vf. S. 131. zu irren, wenn er die Befreyung des Engländers von Einquartierung, wodurch die Truppen genöthigt werden, auf Märſchen in den Wirthshäuſern ihr Unterkommen zu ſuchen, auch auf Rechnung der eiferſüchtigen Legislatur ſchreibt. Auf dem feſten Lande iſt man freylich der Bequartirung von Feind und Freund längſt gewohnt, und man hat es faſt vergeſſen, welcher ſchätzbare Theil der *bürgerlichen* Freyheit dadurch beeinträchtigt wird; aber der freye Inſulaner, den noch nie ein Feind beſuchte, müſste es unſtreitig für eine Verletzung des erſten aller geltenden Rechte, des *Hausrechts*, anſehen, wenn ihm ungebetene Gäſte aufgedrungen würden.)

Die ſtehenden Heere haben unſere europäiſchen Lehnſtaaten nach und nach in ihre jetzige Verfaſſung und Lage gebracht, und die Kriege ſind ſeit ihrer Einführung ſeltener und weniger verheerend, (auf der andern Seite aber freylich auch langwieriger, und zugleich in mehrere, auch die fernſten Länder geſpielt,) worden. Ihr nachtheiliger Einfluſs auf Sitten, Religion und Staatsausgaben, wird vom Vf. wohl

wenn sie der Witterung ausgesetzt sind, nicht so lange dauern sollen, als Schwellen von ganzem Holze. So sehr aber auch Rec. aus Erfahrung den Nachtheil kennt, welcher aus dem Bau hölzerner Wände ohne Schwellen entsteht: so ist dennoch die Holzersparung wirklich beträchtlich, wenn man nicht, wie Hr. L., den Schwellen von Halbholz eine gröfsere Breite, als den von ganzem Holze, giebt. Die eisernen Bolzen beym Zusammenstofsen sind entbehrlich; auch wird eine Grundmauer, welche im Stande ist, ein Gebäude mit einer Schwelle von Ganzholz zu tragen, bey einer Schwelle von Halbholz hinreichen, weil in beiden Fällen das Fundament für die Last des ganzen Gebäudes stark genug seyn mufs. Nur bey Bauerhäusern, wenn der Wirth selbst, wie diefs häufig der Fall ist, sein Fundament durch Einlegung einzelner Feld- oder Bruchsteine, ohne allen Verband, verfertigt, wird sich keine Schwelle von Halbholz annehmen lassen, weil alsdenn Nachtheil für das Gebäude daraus entstehen kann. Auch ist der Einwand nur scheinbar, dafs Schwellen von Halbholz nicht so lange dauern sollten, als wenn sie aus Ganzholz verfertigt sind, weil, wenn beide wenigstens ein 16 bis 18 Zoll hohes Fundament haben (Hr. L. nimmt 12 bis 16 Zoll an), nicht leicht von unten verfaulen, der Witterung aber nur halb so viel Fläche entgegensetzen. — Die Fälle, in welchen es vortheilhaft ist, die Saumschwellen gänzlich abzuschaffen, sind gut auseinandergesetzt, und besonders beym Thurmbau ist die Weglassung der Saumschwellen zu empfehlen. — Nachdem bey der nöthigen Stärke, welche die Balken erhalten sollen, de la Hire und Parent angeführt sind, fährt der Vf. fort: „Wenn ein Balken 10 Zoll stark (breit) und 14 Zoll hoch ist, so enthält er 140 Quadratzoll Holz in sich, und hat 1728 Theile Stärke; ist er aber 9 Zoll stark und 15 Zoll hoch: so enthält er nur 135 Quadratzoll, und hat 2205 Theile Stärke; also: hat der 9 Zoll starke und 15 Zoll hohe Balken 303 Theile mehr Stärke (2205 — 1728 = 477?) ob er gleich 5 Quadratzoll weniger Holz braucht:“ Dafs diese Zahlen nicht leicht Druckfehler seyn können, ist daraus abzunehmen, weil solche mit Buchstaben gedruckt sind. Es ist aber 14. 14. 10 = 1960 und 15. 15. 9 = 2025, also 2025 — 1960 = 65, welches ganz andere Verhältnisse giebt, weshalb wir dem Vf. empfehlen, sich mit diesen Lehren genauer bekannt zu machen, besonders da er (S. 94.) verspricht, dergleichen Berechnungen in einem andern Theile auszuführen. Eben so ist es unrichtig, wenn auf einen 16 Zoll hohen und 8 Zoll breiten Balken, 2408 Theile Stärke gerechnet werden, denn 16. 16. 8 = 2048. Bey dem Verschnitt der Oberbalken (Dachbalken) wird diejenige Methode als die beste empfohlen, bey welcher der Schnitt mit der äufserften Seite des Sparrens in einerley Linie fällt, oder wo der Schnitt *dachrecht* ist. Hierbey ist aber zu wenig darauf Rücksicht genommen, dafs nur eine geringe Holzstärke für das Zapfenloch des Sparren übrig bleibt, und dafs, wenn ein Einregnen Statt findet, die Balkenköpfe zu leicht verfaulen, weil die Traufe am Hirnholze abläuft.

Obiger Erinnerungen ungeachtet, ist diese Schrift ein schätzbarer Beytrag zur Zimmermannskunst, und wir wünschen, dafs Hr. L. mit der Vollständigkeit die übrigen Bände seiner Anleitung bearbeiten möge.

Chemnitz, b. Tasché: *Mineralogie der Baukunst*, oder Beschreibung aller zum Bauen anwendbaren Stein- und Erdarten, für angehende Baumeister, Kameralisten, und solche, welche die Kunst erlernen wollen, dauerhafte Häuser zu bauen, von *K. C. G. Sturm*, der Soc. f. d. ges. Mineral. zu Jena Mitgliede. 1800. XXXXIV und 193 S. 8. (15 gr.)

Diese Schrift, welche der Vf. als seine erste literarische Arbeit angiebt, ist ein angenehmes Geschenk für den Baumeister, da die Mühe unverkennbar ist, mit welcher sämmtliche beym Bauen vorkommende Stein- und Erdarten beschrieben, auch die Quellen zum weitern Nachschlagen angeführt sind. Jeder Artikel enthält, aufser der Beschreibung der äufsern Kennzeichen und Bestandtheile, auch noch den Gebrauch des Materials, bey welcher Gelegenheit mehrere für den angehenden Baukünstler nicht unwichtige Bemerkungen vorkommen. Die Ordnung und Beschreibung der äufsern Kennzeichen ist nach dem Lenzischen Handbuche; aufserdem sind Emmerling, Kirwan, Cronstadt und Succow benutzt worden. — Warum Topfstein und Lava im Thongeschlecht angeführt sind, da erster weit angemessener zum Talkgeschlechte, letzte aber zu den vulkanischen Gebirgsarten gehört, sehen wir nicht ein. Auch wünschten wir, dafs Trivialnamen, wie russisches Glas, statt Glimmer u. dgl. vermieden wären. Der Vf. hat übrigens seinen Gegenstand mit möglichster Ordnung, Kürze und Deutlichkeit behandelt, so, dafs wir diese Schrift jedem Baukünstler und Liebhaber der Baukunst empfehlen können. — Wir wünschen noch, dafs es dem Vf., seinem Versprechen gemäfs, gefallen möge, seine Versuche über die Festigkeit der Steine mitzutheilen, dabey aber nicht allein auf die relative Festigkeit Rücksicht zu nehmen, sondern auch Versuche über das Zerdrücken der Steine beyzubringen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Februar 1801.

MATHEMATIK.

BERLIN. b. d. Vf. u. in Commiſſ. b. Lange: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1803, nebſt einer Sammlung der neueſten in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Mit Genehmhaltung der k. Akademie der Wiſſenſch. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Aſtronom und Mitglied der Akademie. 1800. Mit 2 Kupfertafeln. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Im Jahre 1803 fällt Oſtern am 10. April. Nur eine ſichtbare Sonnenfinſterniſs ereignet ſich den 17. Aug., die in Deutſchland nicht über 2 bis 3 Zolle ſtark ſeyn wird. In der Sammlung aſtronomiſcher Abhandlungen iſt die erſte von dem Herausg.: Ueber die veränderliche Erſcheinung des Saturnrings im J. 1803. Seit dem Oct. 1789 war des Rings ſüdliche Seite erleuchtet; im Jun. 1803 geht die Sonne durch die Ebene des Rings und fängt wieder an, deſſen nördliche Seite zu erleuchten. Inzwiſchen geht des Rings Ebene dreymal durch die Erde, und der Ring wird, von der Erde aus betrachtet, zweymal innerhalb einiger Monate ſichtbar und zweymal unſichtbar. Der Ring verſchwindet das erſtemal am 1. Nov. 1802, erſcheint wieder um den 7. Jan. 1803, verſchwindet zum andernmal am 15. Jun. und erſcheint aufs neue in der Mitte des Auguſts; alles dieſs iſt durch eine Figur genauer erläutert. Auch bey dem Verſchwinden, oder, wenn die Sonne den Ring nur der Dicke nach beleuchtet, zeigen doch Herſchelſche Reflectoren ihn noch als eine zarte Linie. 2) Gedanken über die Natur der Kometen von *De Luc*. Der Vf. geht bey dieſen bloſs hingeworfenen, aber intereſſanten, Ideen von dem Satze aus, daſs das Licht einen Bestandtheil der leuchtenden Körper ausmacht, und durch eine Art chemiſcher Zerſetzung von ihnen entbunden wird. Die Sonne leuchtet, indem in ihrer Atmoſphäre lichthaltige Dämpfe erzeugt und wieder auf ſie zurückgeführt werden, eine Operation, die bey der Sonne nur innerhalb beſtimmter Gränzen der Entfernung von ihrer Oberfläche vorgeht. Analoſch werden Kometen, die wir gewöhnlich nicht ſehen, alsdann leuchtend, wenn in ihrer Sonnennähe die Lichtdämpfe Gelegenheit bekommen, ſich zu zerſetzen, aber ſich zugleich, ohne in ſolche enge Gränzen der Expanſion, wie bey der Sonne, eingeſchloſſen zu ſeyn, beträchtlich vom Hauptkörper entfernen; daher die unförmlich leuchtende Hülle, womit gewöhnlich der Kern umgeben iſt. Die Sichtbarkeit eines Kometen hängt alſo auch davon ab, ob der Komet mehr oder weniger vorbereitet durch vorhergegangene chemiſche zu jener Zerſetzung dienliche Proceſſe zu ſeiner Sonnennähe gelangt; vergeblich zurückerwartete Kometen haben, für dieſe Operation noch unreif, vielleicht ihr Perihelium erreicht. Der Schweif des Kometen mag eine elektriſchartige Ausſtrömung eines unbekannten Fluidums ſeyn, die nur in der Schattenſeite des Kometen Statt findet. 3) Beobachtungen des erſten Kometen von 1799 und Berechnung der Elemente ſeiner Bahn von *D. Olbers* in Bremen. Dabey gelegentliche Berichtigung der Oerter einiger Sterne im Schlangenträger. 4) Aſtronomiſche Bemerkungen vom Erblandmarſchall *von Hahn* in Remplin. Mira Ceti iſt nicht von der gewöhnlichen Gattung Fixſterne, ſondern mehr ein planetariſcher Nebelfleck; ein dicht an ſeiner Scheibe befindlicher Gefährte mag vielleicht zu ſeiner Verdunklung beytragen. In dem berühmten Sternringe bey β Leyer, ſind ſeit einigen Jahren merkliche Veränderungen vorgefallen, da das Innere des Rings indeſs mit feinen Wolken bedeckt worden, und ein teleſkopiſcher Stern, den Hr. v. *H.* noch vor kurzem darin fand, jetzt nicht mehr ſichtbar iſt; es wäre aber auch möglich, daſs nur der Ring ſeine Stelle am Himmel verändert hätte. Der planetariſche Nebel bey α Waſſerſchlange fährt fort, eine veränderte Geſtalt zu zeigen. *Herſchel* hat (nach einer hier vom Hn. v. *H.* mitgetheilten Nachricht) über den Wärmeſtoff eine Entdeckung gemacht, die, wenn ſie ſich beſtätigt, ſeinen wichtigſten an die Seite geſetzt zu werden verdient: er glaubt nunmehr beweiſen zu können, daſs die Sonne auſser leuchtenden Stralen uns auch zugleich *wärmende* zuſende; letztere ſeyen weniger brechbar als die andern, und dem Auge völlig unſichtbar; die Verſuche hierüber wird eine Abhandlung *Herſchel's* enthalten. 5) Nachträge zur Beobachtung des Merkur in der Sonne am 7. May 1799, vom Inſpector *Köhler* in Dresden. Daraus beſtimmte ſcheinbare Conjunction und kleinſter Abſtand. 6) Wahrnehmungen über die Sonnenflecken, die Sichtbarkeit der Venus mit bloſsen Augen, die Streifen Jupiters, und Mira im Wallfiſch, von Paſtor *Fritſch* in Quedlinburg. Auch etwas aus einem Briefe *Melanchthons* an *Martin Chemnitz* über den groſsen Kometen von 1556. 7) Merkurs Durchgang durch die Sonne 1799 auf der k. Sternwarte in Berlin beobachtet von dem *Herausg.*, nebſt berechneten Reſultaten dieſer Beobachtung. Von einem lichtbraunen Ring um den Merkur, den mehrere geſehen haben wollen, hat *Bode* nichts wahrgenommen; auch bemerkt *Eimbke* in Hamburg ausdrücklich,

lich, dafs dieſer Ring blofs, wenn die Luft dunſtig wurde, nicht aber in heitern Zwiſchenräumen, zu Geſicht kam. 8) Die Breite und wahre Zeit aus Höhenmeſſungen zu finden, von Prof. *Hennert* in Utrecht. Sehr umſtändliche Erörterungen und Auflöſungen dieſes vielſeitigen Problems. Zuerſt Unterſuchung der Fälle, wenn man vom nämlichen Geſtirn nur eine oder auch zwey Höhen kennt, wovon die eine die Mittagshöhe iſt; hiedurch kann die Polhöhe ſehr genau, aber weniger ſicher die Zeit gefunden werden; Tafel für die vortheilhafteſten Bedingungen der Höhen und Stundenwinkel, welche die Zeit zu beſtimmen am dienlichſten ſind; einfachere Darſtellung von *Douwes* Methode. Ferner Beurtheilung und Auflöſung der Aufgaben, um aus zwey ungleichen Höhen verſchiedener Sterne, oder aus gleichen Höhen zweyer Sterne, eben ſo aus drey verſchiedenen Höhen deſſelben Sterns, oder aus gleichen Höhen dreyer Sterne die Breite oder die Zeit zu finden. Der Vf. hat mehrere Beyſpiele wirklicher Beobachtungen nach ſeinen Formeln berechnet; dieſe, verbunden mit genauerer Betrachtung der Formeln, leiten auf praktiſche Vorſchläge, welche Methoden eher für die Beſtimmung der Zeit, und welche für die Erfindung der Polhöhe zu gebrauchen ſind. 9) Beytrag zur Berechnung der Durchgänge der untern Planeten durch die Sonne, vom Collegienrath *Schubert* in St. Petersburg. In der erſten Abtheilung dieſes Aufſatzes wird auf einem kürzern und einfachern Wege, als dem von *La Grange* in den Berliner Ephemeriden 1782 gewählten, das Problem aufgelöſt: aus der wahren Entfernung zweyer Himmelskörper ihre ſcheinbare für einen gegebenen Ort und Zeit zu finden. *Sch.* braucht dazu lauter geocentriſche Winkel, die geocentriſche Länge und Breite des Planeten, ſammt der Länge, dem wahren Zenitabſtande und parallaktiſchen Winkel der Sonne. Die zweyte Abtheilung enthält allgemeine Formeln für die gröfsten und kleinſten Werthe, welche bey Durchgängen durch die Sonne in Anſehung der Totaldauer des Durchgangs auf dem ganzen Erdboden, der Dauer für einen beſtimmten Ort, und endlich der Zeit zwiſchen der äufsern und innern Berührung Statt finden; alle dieſe Werthe, die für Jahrhunderte dienen können, ſind für Merkur und Venus beſonders berechnet. 10) Ueber die Störung des Uranus durch Jupiter und Saturn, vom Prof. *Klügel* in Halle. Der Vf. vergleicht die von ihm nach ſeiner Methode angeſtellten Berechnungen mit andern von *Schubert*, *Burkhardt* und *Wurm*. 11) Ueber den angeblichen Unterſchied der Nebelſterne und Nebelflecken, von Paſtor *Fritſch*. Jene ſind, nach *Herſchel's* Meynung, lichte Wölkchen ohne alle Spuren damit verbundener Sterne, dieſe hingegen Sterne, die mit der ſie umgebenden weifslichten Hülle in Verbindung ſtehen. *Fr.* beſtreitet hier jene erſtere von einigen neuern Aſtronomen (auch *Schröter* ſ. unten Nr. 20.) behauptete fixe Lichtnebel, oder eigentliche Nebelflecken, und glaubt, blofs die linſenförmige Figur entfernter Sternhaufen oder Milchſtrafsen bilde für uns entweder Nebelflecken oder Nebelſterne, je nachdem der Sternhaufen uns ſeine breite oder ſchmale Seite zuwende; wirklich laſſen ſich auch Nebelflecke durch ſtarke Teleſkope in Sternſammlungen, und umgekehrt Nebelſterne, durch das Objectiv betrachtet und alſo damit weiter entfernt, in Nebelflecken auflöſen. Zur Entſcheidung zwiſchen beiden Hypotheſen von *Herſchel* und *Fritſch* mangeln bis jetzt, wie Rec. glaubt, noch hinlängliche von Verbeſſerung der Teleſkope erſt zu erwartende Data. Freylich iſt der Pfad der Erfahrung in gar zu vielen Fällen ſo ſchmal, dafs mancher denkende Naturforſcher der Verſuchung unterliegt, auszubeugen und herbeyzuziehen zu wollen, was noch einige Schritte ſeitwärts liegt. 12) Fortgeſetzte Unterſuchungen über Merkurs Durchmeſſer, zur nähern Beſtimmung dieſes *Elements*, von Pf. *Wurm* in Gröningen. Der Durchmeſſer dieſes Planeten, deſſen genauere Kenntnifs insbeſondere auch bey Durchgängen durch die Sonne in Betracht kommt, wird hier aus 132 einzeln unterſuchten Beobachtungen theils durch das Mikrometer, theils durch die Verweilung am Sonnenrande, zu 6,01 Secunden im Mittel feſtgeſetzt. Dieſs iſt der ſcheinbare Durchmeſſer, aus der mittlern Entfernung der Erde von der Sonne geſehen. Rec. hat hieraus, die Sonnenparallaxe zu 8,7 Sec. angenommen, noch weiters berechnet: Verhältnifs des wahren oder körperlichen Durchmeſſers der Erde zum wahren des Merkur wie 1 zu 0,3454, und kubiſcher Inhalt der Erde zum kub. Inhalt des Merkur wie 1 zu 0,041207. Oder Merkur iſt eine 24,267 mal kleinere Kugel als die Erde, und der Durchmeſſer ſeiner Kugel iſt ungefähr ein Drittheil des Erddurchmeſſers. 13) Aſtronomiſche Nachrichten von Aufſtellung zweyer Mauerquadranten, und einem $3\frac{1}{2}$ füfsigen Mittagsfernrohr auf der Nat. Sternwarte in Paris, daſelbſt beobachtete Jupiterstrabanten und Fixſternbedeckungen, Beobachtung der zween Kometen von 1799 und Berechnung der Elemente ihrer Bahnen von *Méchain*. Jene beiden Kometen ſind der 11 und 12, die *M.* zuerſt entdeckt, und der 21 und 22, die er berechnet hat. Eine am 4 Febr. 1800 beobachtete Verfinſterung des vierten Jupitersmondes dauerte um 32 Minuten länger, als die Delambreſchen Tafeln angaben; ſie geſchah indeſs nahe an den Gränzen, und unter andern für die Berechnung ſchwierigen Umſtänden. *Méchain*, der Sohn, beobachtet in Aegypten. 14) Aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten aus Palermo vom Prof. Piazzi. Fixſternbedeckungen vom Sept. 1799 und glänzende Punkte im dunkeln Theile des Monds. 15) Wiener Beobachtungen vom J. 1799 von dem k. k Aſtronomen, Dr. *Triesnecker*. Mehrere Verfinſterungen des Jupitersmonde, auch Sternbedeckungen, und vollſtändige Beobachtung der Venus vom Monde bedeckt am 23. Nov. 1799. 16) Aſtronomiſche Beobachtungen zu Prag von dem k. k. Aſtronomen (dem jetzt verſtorbenen) *Strnad* und (ſeinem Nachfolger) *David*. Gegenſcheine des Jupiters 1798 und des Uranus 1799, nebſt andern Beobachtungen. 17) Etwas über die relative Bewegung der Fixſterne, nebſt einem Anhange über die Aberration derſelben von *Soldner* in Ber-

Berlin. Der Vf. geht von der Hypotheſe aus (von etwas *anderem kann* man hier wohl nicht ausgehen), ein ganzes Sternenſyſtem ſey eine kreisförmige Scheibe von gleicher Dicke, worin ſich die Sterne, gleichförmig vertheilt, und ohne Centralkörper (den man ſonſt bey ſeiner ausgezeichneten Gröſse wohl ſehen müſste, und der nothwendig eine ſtärkere Bewegung der Sterne, als man wirklich wahrnimmt, hervorbringen würde) nach einerley Richtung, um einen gemeinſchaftlichen durch ſie ſelbſt gebildeten Central- und Schwerpunkt bewegen. Unterſucht er nun nach geometriſchen Gründen, wie ſich die Winkelgeſchwindigkeiten der Sterne in verſchiedenen Abſtänden vom Mittelpunkte des Ganzen untereinander verhalten müſsten: ſo findet er, daſs die dem allgemeinen Schwerpunkte am nächſten liegenden Sterne ſich kaum merklich ſchneller bewegen, als die weiter entfernern, und daſs nur an der äuſserſten Gränze des Syſtems die Bewegung faſt um die Hälfte geringer wird. Da wir nun, nach *Herſchel*, mit unſerer Sonne ſehr nahe am Mittelpunkte eines Sternhaufens uns befinden: ſo folgt, daſs alle mit bloſsen Augen ſichtbare Sterne nur eine äuſserſt geringe relative Bewegung unter ſich und gegen unſere Sonne haben können; alles dieſs iſt im Ganzen den Beobachtungen gemäſs. Daſs die Geſchwindigkeit des Lichts bey verſchiedenen Sternen ſehr verſchieden ſeyn mag, ſucht der Vf. wahrſcheinlich zu machen. Wir haben zu wenige Beobachtungen, um eine Gleichförmigkeit behaupten zu dürfen; und wenn das Licht in ſich ſelbſt keine Bewegung hat, ſondern aus jedem leuchtenden Körper chemiſch entbunden, und ihm dabey eine gewiſſe Schnelligkeit erſt durch den Stoſs mitgetheilt werden muſs: ſo kann die Urſache einer ſolchen chemiſchen Entwicklung und eines ſolchen Stoſſes dem Grade nach ſehr verſchieden ſeyn; daher iſt nicht nur verſchiedene Lichtgeſchwindigkeit, mit welcher die Aberration in verkehrtem Verhältniſſe ſtehet, bey verſchiedenen Sternen, ſondern ſelbſt bey dem nämlichen Sterne zu andern Zeiten möglich. Durch obiges wird auch der bekannte Satz von *La Place* einigermaſsen modificirt, daſs es Weltkörper geben könne, die kein Licht bis zu uns ausſtrömen, und daſs dieſs gerade die gröſsten Körper ſeyn müſſen. 18) Etwas über die Ptolemäiſche Mondstheorie von *Schubert*. Ehrenrettung des Ptolemäus in Abſicht auf die von ihm gemachten groſsen Entdeckungen in der Theorie des Monds. Auſser der mittlern Bewegung haben die Apſiden des Monds noch eine ſchwankende von 12 bis 13 Graden, eine Gleichung, die nach *La Lande* erſt *Horoccius* 1638 entdeckt haben ſoll; allein, wie Sch. zeigt, ſchon der Alexandriniſche Aſtronom wurde bey Erklärung der Evection des Monds auf dieſe Gleichung geleitet, und beſtimmte ſie zu 13° 9′. Nach genaueren Berechnungen aus des *Ptolemäus* eigenen Angaben findet indeſs Sch. nur 12° 11′, welches mit der neueſten Beſtimmung zu 12° 18 ſehr gut zutrifft. 19) Beobachtungen auf der Breſslauer Univerſitätsſternwarte von Prof. *Jungnitz*. Jupiterstrabanten und Occultationen vom J. 1799, auch der Merkursdurchgang deſſelben Jahrs. 20) Phyſiſche Beobachtungen über den Kometen vom Aug. 1799, Lichtnebel am Fixſternhimmel, und entdeckte Axendrehung des Merkurs vom Oberamtm. D. *Schröter* in Lilienthal. Jener Komet hatte, wie Hr. *Schr.* aus ſeinen Beobachtungen zu erweiſen glaubt, einen feſten planetenähnlichen Kern von derſelben im Aug. und Sept. unveränderlichen Gröſse zu 273 geogr. Meilen im Durchmeſſer ſammt einer bald mehr bald weniger aufgeheiterten Kernatmoſphäre. Letztere iſt völlig verſchieden von dem ſphäriſchen den Kometen umgebenden Lichtnebel, welcher in der Sonnennähe bis auf 21797 und mit dem Schweife bis auf 604792 geogr. Meilen ſich erſtreckte. Der Lichtnebel, ſo durchſichtig wie das Thierkreislicht, und ohne Strahlenbrechung, ſchien, gleich andern fixen Lichtnebeln des Himmels, ein eigenthümliches Licht zu haben, und nichts weniger als ein Product atmoſphäriſcher Dünſte des viele Millionenmal kleineren Kometen zu ſeyn. Hr. *Schr.* hält ſolche Lichtnebel und Schweife der Kometen für ein fortdauerndes Meteor, welches in einer anhaltenden und manchem zufälligen Wechſel unterworfenen Modification des im Weltraum zerſtreuten Lichtſtoffs beſteht. Für etwas ganz ähnliches erklärt er auch mehrere Nebelſterne unter den Fixſternen, die, eben ſo wie die Kometen, helle Kernpunkte zeigen; eine ſehr merkwürdige Beobachtung hierüber hatte er an einem ſolchem Lichtnebel im Orion, deſſen heller Kernpunkt (der ſcheinbaren Gröſse nach von einem Durchmeſſer zu 418 Millionen geogr. Meilen) am 2. Febr. 1800 auf einmal an Lichte dreymal heller als gewöhnlich erſchien, und nach 6 Tagen wieder zu ſeinem vorigen Zuſtande zurückkehrte. Aus der abwechſelnden mehr oder weniger abgerundeten Geſtalt der Hornſpitzen des Merkurs entdeckte Hr. *Schr.* im März 1800, auf ähnlichem Wege, wie bey der Venus, eine Axendrehung dieſes Planeten von 24 Stunden 0 Min.; die Periode wird ſich nun bald auf Secunden genauer beſtimmen laſſen. Auch Merkur hat auf ſeiner ſüdlichen Halbkugel, gerade ſo wie unſere Erde, der Mond, und die Venus, ſeine höchſten Gebirge, und verhältniſsmäſsig noch höhere als der Mond und die Venus. 21) Ueber die einfachſte Compenſation des Pendels vom Prof. *Huth* in Frankfurt an der Oder. Nähere Beſchreibung einer Einrichtung, wodurch der Uhrmacher *Joh. Jac. Schmidt* in Stettin, ein Schüler von *Graham*, die Compenſation bewirkt; er ſchneidet aus einer einzigen Stahlplatte zwey Stangen, wovon er die eine zur Pendel, die andere zur Compenſationsſtange braucht, und beide in eine ſolche Verbindung mit einander ſetzt, daſs vermöge der ihm eigenen Aufhängungsweiſe des Pendels, deſſen Schwingungscentrum gerade um ſo viel höher gerückt wird, als die Verlängerung beider Stangen durch Wärme beträgt, und gerade um ſo viel niedriger, als beide Stangen durch Kälte verkürzt werden. Der Preis einer ſolchen von *Huth* geprüften Gewichtsuhr mit 32tägigem Gang iſt 200 Rthlr. einer Federuhr mit 24ſtündigem Gang und Schlagwerk, auch Halbſecundenpendel mit ähnlicher Compenſa-

penſation und den Stangen aus Meſſing, 100 Rthlr. 22) Abkürzung ſphäriſch trigonometriſcher Rechnungen durch Näherungsformeln vom Prof. *Klügel*. In den *Philoſ. Transact.* 1775. Vol. 65. giebt *Lyons* gewiſſe Näherungsformeln, die den kleinen Unterſchied der geſuchten Gröſse von einer bekannten enthalten und im wirklichen Gebrauche vor den directen und gewöhnlichen Formeln den nicht unbeträchtlichen Vortheil haben, theils, daſs man nicht interpoliren darf, was ſchon viele Zeit erſpart, theils daſs man, ohne Nachtheil der Genauigkeit, die Logarithmen nur bis auf die vierte höchſtens fünfte Stelle zu nehmen braucht. *Kl.* hat dieſe Formeln nicht nur bequemer eingerichtet, ſondern auch die Näherung noch ſchärfer gegeben: einige derſelben ſind dem praktiſchen Aſtronomen vorzüglich brauchbar, um aus Breite und Länge die Abweichung und gerade Aufſteigung eines Geſtirns und umgekehrt zu berechnen. 23) Beobachtung und Berechnung der Gegenſcheine des Jupiters im J. 1799 und des Uranus 1800. Beobachtungen des zweyten Kometen von 1799 und einiger veränderlichen Fixſterne, von *D. Koch* in Danzig. Bayer's und Flamſteed's χ im Schwan ſind zwey ganz verſchiedene Sterne, deren Oerter K. aſtronomiſch beſtimmt hat; erſterer iſt der an Licht veränderliche, und kommt ſonſt in keinem ältern und neuern Sternverzeichniſſe vor. Die Lichtperiode von Tob. Mayer's 420 im Löwen iſt 312 Tage; am 22. März 1800 war er im Mittel ſeiner gröſsten Klarheit; eben ſo wird er dieſe 1801 28. Jan. und 6 Dec. u. ſ. w. erreichen. 24) Verzeichniſs aller im 19 Jahrhundert zu Paris ſichtbaren Sonnenfinſterniſſe von *Du Vaucel* (aus dem V. Tome der *Mém. préſentés à la Acad. des Sc.* a Paris 1768 gezogen). Eine aſtronomiſche Neugierde *Ludwigs* XV. hatte Anlaſs zu dieſen Berechnungen gegeben. Unter den 43 Sonnenfinſterniſſen, welche im neuen Jahrhundert zu Paris ſichtbar ſeyn werden, ſind die beträchtlichſten von 1804. 1816. 1836. 1851. 1860. 1867, welche zwiſchen 9 u. 10 Zolle, die von 1820. 1842. 1858. 1870, welche zwiſchen 10 und 11 Zolle betragen werden, und die gröſste am 9. Oct. 1847, welche ringförmig erſcheinen und $11\frac{1}{2}$ Zolle halten wird. 25) Aſtronomiſche Beobachtungen zu Kremsmünſter vom Canonicus und Aſtronom *Derfflinger*. Durchgang des Merkurs 1799. Gegenſcheine des Uranus 1800, des Mars im Aug. und des Jupiters im Nov. 1798. Occultation am 5. May 1800. 26) Die geographiſchen Längen einiger Oerter, ſammt dem Fehler der Mondstafeln, aus Sternbedeckungen berechnet vom Abbé *Henry*, ruſſiſch kayſerl. Aſtronom in St. Petersburg. 27) *Vermiſchte* aſtronomiſche Nachrichten von *La Lande*, aus von *Zach's* monatlicher Correſpondenz für Erd- und Himmelskunde 1800 gezogen. 28) Verzeichniſs aller Sonnen- und Mondsfinſterniſſe vom J. 1804 bis 1812, von Pater *Kautſch*, Feldcapellan zu Leutomiſchl in Böhmen. Blos Anzeige der Zeiten der Conjunction und Oppoſition, und der Gegenden, wo jede Finſterniſs ſichtbar iſt. 29) Noch verſchiedene aſtronomiſche Beobachtungen und Nachrichten. Darunter: Preiſe aſtronomiſcher Vollkreiſe bey Troughton in London, kleiner Spiegelſextanten bey Ebendenſ. und bey *Ramsden*, guter Pendeluhren bey *Bullok* u. ſ. w. Der Mercursdurchgang 1799 zu Neapel beobachtet; Sternbedeckungen aus Hamburg und Schweidnitz. Neuerrichtetes Längen-Bureau und ein nautiſcher Almanach zu Kopenhagen. *Burja's* neue pappene Kapſeln mit aufgeſpannten Sternkarten zur Aufſuchung der Sternbilder. Rechtfertigung abſtracter Benennungen der Sternbilder: Friedrichs Ehre und Buchdruckerey. Neueſte aſtronomiſche Literatur.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Lemgo: Wilhelm Faſſens vorgegebener Fund von eilftauſend Reichsthalern.* Ein Beytrag zur Erfahrungs-Seelenkunde für Criminalrichter und Pſychologen. Aus den Acten. 1800. 14 S. 8. (6 gr.) Ein Knecht, Wilhelm Faſſen, behauptete vor einigen Jahren, einen Mantelſack mit 11000 Thalern gefunden und dem Amtsrath Rodewald in depoſitum gegeben zu haben. Der angebliche Depoſitar veranlaſste darüber ſelbſt eine Unterſuchung, wo ſich dann aus dem Lebenslaufe Faſſens, aus ſeinen widerſprechenden Ausſagen und aus den Berichten des Geiſtlichen und des Arztes ergab, daſs ein partieller Wahnſinn Urſache dieſes Vorgebens, mithin alles ein bloſses Hirngeſpinnſt des angeblichen Finders ſey. In ſo weit iſt Rec. vollkommen einſtimmend. Aber das iſt ihm unbegreiflich, wie man den armen Faſſen — blos um die Ehre des Amtsraths von dem Verdacht einer Untreue zu retten — beſtrafen konnte. Obgleich nämlich die vorhergehenden Vorausſetzungen im Urtheile als gegründet angenommen waren: ſo wurde doch unter andern erkannt: daſs Faſſen „jedoch mit „Vorbehalt ſeiner Ehre und Verſchonung des Kettenarrest „zum *zweyjährigen* (!!) *Civilarreſt auf einer der oberhau-* „*mern im Zuchthauſe, und zur Arbeit innerhalb demſelben, wi-* „*hiemit geſchiehet, zu verurtheilen, auch der beſondern Aufſi-* „*des Zuchtmeiſters in Abſicht ſeines Betragens zu übergeben,* „nicht weniger dem Denunciaten in Abſicht jener falſchen A- „ſchuldigung für die Zukunft ein ununterbrochenes Stillſchwei- „gen — bey Vermeidung (?) einer ſofortigen körperlich- „Züchtigung und ſonſt zweckmäſsige Strafen, wie gleichfalls h- „mit geſchiehet, aufzulegen ſey." Das heiſst doch in der T übergroſse richterliche Zärtlichkeit für die Ehre des Beſchu ten! Wir dächten, durch den letzten Punkt des Urtheils war hi chend für dieſe Ehre geſorgt. Einen Menſchen aber, dem Beleidigung erwieſener und eingeſtandenermaſsen gar nicht gerechnet werden kann, auf *zwey Jahre* in das Zuchth ſetzen, dieſs iſt klare Ungerechtigkeit.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Februar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) LONDON, b. Nicol: *Travels in the interior Diſtricts of Africa* performed under the direction and patronage of the African Aſſociation in the years 1795, 1796 and 1797 by *Mungo Park* Surgeon. With an appendix containing geographical illuſtrations of Africa by Major *Rennell* — *Second edition.* 1799. XXVIII. 372. u. XCII. S. 4.

2) HAMBURG, b. Hoffmann: *Neuere Geſchichte der See- und Land-Reiſen. Zwölfter Band. Mungo Park's Reiſe in das Innere von Afrika* in den Jahren 1795, 1796 und 1797 auf Veranſtaltung der Afrikaniſchen Geſellſchaft unternommen. Nebſt einem Wörterbuche der Mandingo-Sprache, und einem Anhange geographiſcher Erläuterungen von *Rennell.* Aus dem Engliſchen. Mit einer Karte und Kupfern. 1799. 543 S. 8.

Auch unter dem beſondern Titel:

Mungo Park's Reiſe u. ſ. f.

3) BERLIN, b. Haude und Spener: *Reiſen im Innern von Afrika*, auf Veranſtaltung der Afrikaniſchen Geſellſchaft in den Jahren 1795 bis 1797 unternommen von *Mungo Park*, Wundarzt. Aus dem Engl. 1799. 325 S. 8.

Wenn die Britten Entdeckungsreiſen zur See unternehmen wollen: ſo werden gemeiniglich drey Schiffe ausgerüſtet. Um deſto mehr iſt es zu verwundern, daſs die in London geſtiftete Afrikaniſche Geſellſchaft nur einzelne Perſonen zur Unterſuchung des innern Afrika abſendet. Denn zu geſchweigen, daſs man vollkommenere Nachrichten einſehen würde, wenn die Unterſuchungen unter mehre vertheilt wären, und daſs mit dem Tode eines einzigen, der in den unwirthbaren Gegenden Afrikas ſo leicht zu befürchten iſt, nicht alle Entdeckungen auf einmal verloren giengen: ſo würde die Glaubwürdigkeit der Nachrichten viel gewinnen, wenn ſie durch das Zeugniſs mehrerer Reiſenden beſtätiget wären. Von allen bisher nach Afrika auf Unkoſten der gedachten Societät geſchickten Reiſenden hat keiner einen ſo groſsen Strich von Afrika durchwandert, und über die Geographie von Mittel-Afrika mehr Licht verbreitet als *Mungo Park.* Sein Auftrag war, den Lauf des Niger Fluſſes zu erforſchen, und er ſcheuete keine Gefahr, bis er ſich durch Anſicht überzeugt hatte, daſs er *gegen Oſten* gerichtet flieſſe. An Muth, Unverdroſſenheit und Eifer kommen ihm wenige gleich. Seine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſcheinen aber nicht über die eines Wundarztes von gewöhnlichem Schlage hinausgegangen zu ſeyn. Und wenn er ſie auch in einem höhern Grade beſeſſen hätte; was würde er, der den gröſsten Theil des Weges allein, und als ein Bettler zurücklegte, und ungefähr auf der Hälfte des Weges nach dem Niger, nebſt andern Habſeligkeiten ſeines Taſchen-Sextanten und Thermometers, und auf der Rückreiſe ſeines Compaſſes beraubt wurde, (von andern Inſtrumenten findet ſich keine Spur bey ihm) für die Wiſſenſchaften haben leiſten können! Seine Sprachkenntniſſe waren nicht weniger beſchränkt. Er lernte zwar die Mandingo- und Bambarra-Sprache, vielleicht noch andere, um ſich den Eingebornen verſtändlich zu machen. Allein auſser einzelnen Wörtern und kurzen Redensarten hat er nichts davon angeführt. Der arabiſchen Sprache war er ſo unkundig, daſs, ob er gleich Richardſons Grammatik bey ſich führte, er doch erſt unter den Mauren die Buchſtaben kennen lernte. Seine Karte iſt unſtreitig das ſchätzbarſte Stück der Reiſe. Allein es gehörte der Kopf eines *Rennell* dazu, ſie aus den unvollkommenen Datis, die er mitgebracht hatte, zuſammenzuſetzen. Die vielen Abentheuer, die er beſtanden hat, werden ſein Buch einer gewiſſen Claſſe von Leſern unterhaltend machen; diejenigen aber, die gern prüfen, ehe ſie etwas für wahr halten, werden doch bey einigen ſtutzen, und den Tod des D. *Laidley* bedauern, der, wenn er nicht auf ſeiner Rückkehr aus Afrika nach England geſtorben wäre, als Zeuge für die Wahrhaftigkeit der Nachrichten von Hn. *Park* hätte auftreten können. Wenn man aber auch das Schlimmſte annehmen will, daſs er nicht alle die Länder und Oerter, von denen er es verſichert, bereiſet, noch die widrigen Schickſale, die ihm begegnet ſeyn ſollen, erlebt hat: ſo wird doch der ſtärkſte Zweifler zugeben, daſs er weit und breit in den Ländern zwiſchen dem 12 und 15° N. B. herumgeirrt, ſehr angebaute, reichlich bewäſſerte und bevölkerte Gegenden geſehen, viele Miſshandlungen unter den Mauren, und viele Gutthätigkeit unter den Negern erfahren habe. Durch ſein Beyſpiel aufgemuntert werden andere ins künftige in ſeine Fuſsſtapfen treten, und die durch ihn erhaltene Länderkunde berichtigen und erweitern. Von ſeiner Privatgeſchichte wird alsdann nicht mehr die Rede ſeyn. Jedoch es iſt Zeit, daſs wir ſeine Reiſe näher anzeigen.

Mungo Park erreichte 1795 in 30 Tagen von Portsmouth aus, die Ufer des Gambia, und bereitete ſich

in *Pisania*, einer brittischen Factorey, in dem Hause des D. Laidley, zu seiner grosen Reise. Obgleich er sich hier vom Junius bis December aufhielt: so sind doch seine Nachrichten von dem Lande und den Einwohnern dürftig, und Rec. konnte nicht viel zur Ergänzung des schon anderwärts her Bekannten ausheben. Nur ein Viertel der Einwohner sind freye Leute, die übrigen drey Viertel erbliche Sklaren. Der Englische Handel auf dem Gambia beschäftigt nur 2 oder 3 Schiffe, und der Werth der Ausfuhr ist unter 20000 Pf. St. Franzosen, Dänen und Amerikaner schicken auch Schiffe hieher. Die von allen Nationen ausgeführten Sklaven sollen noch unter 1000 seyn. Im Durchschnitt kostet ein gesunder männlicher Sklave von 16 bis 25 Jahren 18 bis 20 Pf. St. auf dem Platz. Es scheint also in 10 oder gar 20 Jahren der Preis nicht gestiegen zu seyn, welches gar nicht unwahrscheinlich ist, weil durch den gegenwärtigen Krieg die Nachfrage nach Sklaven hat abnehmen müssen. Beym Vergleichen der angeführten Zahlen aus den Sprachen der Feloops, Jalofs und Mandingos mit denen, die in Oldendorp's Missions Nachrichten vorkommen, hat Rec. bemerkt, dass die Zahlen der Mandingos nach Park, dieselben sind, welche Oldendorp den Sokkos oder Asokkos beylegt, woraus auf eine grosse Verwandtschaft, wenn nicht gar Identität, beider Nationen zu schliesen ist. In Begleitung zweyer Bedienten, wovon der eine den Dollmetscher machen sollte, trat Hr. P. seine Reise gegen Nordosten von Pisania an, wie es scheint, auf demselben Wege, den der unglückliche Maj. Houghton vor ihm gemacht hatte. Es stiefsen aber oft unterweges mehr Reisende zu ihm, so dass er die meiste Zeit in Karavanen reiste, die gewöhnlich auf seine Kosten zehrten, welches bey der grosen Wohlfeilheit der Lebensmittel kein beträchtlicher Aufwand war. Er kam bald aus dem Reiche *Walli* in das Reich *Woolli*, wo er allenthalben gut aufgenommen wurde, und in der Hauptstadt *Medina* den König sprach, der ihm das weitere Reisen widerrieth, jedoch einen Wegweiser zur Begleitung gab. *Bondu* wird von diesem Reiche durch eine Wildnifs von 2 Tagereisen getrennt. In *Kujar* auf der Gränze sah Hr. P. einem Wettringen zu, das ein in allen Mandingo Ländern gewöhnliches Schauspiel ist, aber doch, so viel sich Rec. erinnert, von keinem andern Reisenden erwähnt wird. Hier und anderwärts trinkt man Bier, von *holcus spicatus* nach europäischer Art gemacht. In *Fatteconda*, der Hauptstadt von *Bondu*, nöthigte ihn der König, ihm seinen blauen Rock zu schenken. Aber warum kleidete sich Hr. P. auf europäische Weise? Würde er nicht manchen Gefahren und Verdrieslichkeiten entgangen seyn, wenn er seine Kleidung mehr nach der Landessitte eingerichtet hätte? Zum Gegengeschenk gab ihm der König 5 Unzen Gold, um sich damit Lebensmittel auf seiner fernern Reise anzuschaffen. Das Land selbst ist waldig, wird stark bereiset, und hauptsächlich von Fulahs bewohnt, welche die mohammedanische Religion angenommen haben. Die Namen der Zahlen, die Hr. P. anführt, sind bis auf einige Kleinigkeiten dieselben, welche Oldendorp hat. Das Reich *Kajaaga*, worein Hr. P. zunächst trat, wird von den Franzosen *Galam* genannt, und jener Name ist daher unsern Geographen unbekannt. Die Einwohner sind *Sarawullies*, oder nach der französischen Schreibart *Seracolets*, und dem Handel sehr ergeben. Hier schenkte er zwar dem Könige, wie es scheint, zu übereilt, und durch die Drohungen der Abgesandten zu sehr in Furcht gesetzt, das ihm im Bondu verehrte Gold; konnte aber nicht verhindern, dass ihm nicht die Hälfte seiner Sachen geraubt wurde. Unter dem Schutz eines Neffen des Königes von Kaffon, den er zufälligerweise in Joag antraf, kam er in das Land *Kaffon*. Obgleich Vieh und Korn im Ueberflufs ist: so essen doch die Einwohner Ratzen, Maulwürfe, Schlangen u. dgl. m. Den Weibern ist das Eyeressen verboten. Ein benachbarter König foderte die Einwohner von *Tisi* auf, die mohammedanische Religion anzunehmen, und man fügte sich seinem Willen. Es wurde aber nur das Herlagen gewisser Gebete verlangt. Unter dem Vorwand von Tribut kam er an diesem Ort um einen grosen Theil seines Gepäckes. Zum Glück konnte ihm in *Sulo* nicht weit davon, ein Slatee- oder Sklavenhändler, der dem D. Laidley schuldig war, den Werth dreyer Sklaven in Goldstaub bezahlen. Doch würde ihm dieses bald wieder abgenommen worden seyn, wenn sich nicht der Slatee seiner angenommen hätte. Königliche Begleiter brachten ihn in das Land *Kaarta*, das im Kriege mit Bambarra begriffen war. Weil er nun nicht auf dem geraden Wege in dieses Land kommen konnte: so entschlofs er sich, auf einem Umwege durch das maurische Reich Ludamar dahin zu gelangen. In den drey zuletzt angeführten Ländern wächset der Lotus, eine sehr gemeine Frucht in allen von Hn. P. besuchten Ländern, am häufigsten, und dient den Einwohnern zur Nahrung. Er hat davon eine Abbildung in Kupfer stechen lassen. In *Jarra*, der maurischen Gränzstadt, wurde Hr. P. durch die Vermittelung eines dem D. Laidley bekannten Slatee aufs neue mit Goldstaub versehen, mufste aber, als er durch Boten bey dem König (Schech) Ali um Erlaubnifs, durch sein Land nach Bambarra zu reisen, angehalten hatte, in sein Lager bey Benown kommen. Schon auf dem Wege wurde er mit Verachtung behandelt, noch schimpflicher begegnete man ihm im Lager. Gleich Anfangs machte seine Unwissenheit in der arabischen Sprache einen übeln Eindruck auf [illegible]. Noch mehr verhöhnte man ihn wegen seiner europäischen Kleidung. Wenn man die Mauren aus den Beschreibungen des Brisson, Follie u. a. kennt: wird man die Klagen des Hn. P. über die Grobheit, die Grausamkeit und den blinden Fanatismus dieses Volkes ganz unkundig, zu reisen einen Versuch machte, gehören zu den Stämmen, welche die grose afrikanische Wüste bewohnen, und in deren Hände jene Schrift seller durch Schiffbruch gerieth. Den 12ten Marz 1796 kam er in Benown an, und [illegible]

ten Julius entfloh er, von seinen bisherigen Reisegefährten verlassen, zu Pferde aus den Händen der *Mauren*, die ihn beständig als einen Gefangenen gehalten, und ihm bis auf einen Compass, den er verborgen hatte, und wenige Kleidungsstücke, alles genommen hatten. Sein Aufenthalt unter den Mauren ist für die Geographie nicht ohne Gewinn, weil er von den durchreisenden Fremden einige Nachrichten von dem Wege durch die Sahara einzog. Sonst hat er ausser blossen Namen nichts neues von den Mauren erzählt. So schlimm nun auch sein Loos unter den Mauren war: so würde es doch vielleicht noch unglücklicher für ihn abgefallen seyn, wenn er nicht freywillig, sondern durch Zufall unter sie gekommen wäre. Er würde alsdann zu harten und erniedrigenden Handarbeiten gezwungen worden seyn, wovon er jetzt, wahrscheinlich aus der angeführten Ursache, frey war. Ehe er unter Leitung seines Compasses ein Dorf in *Bambarra* erreichen konnte, wurde er von Mauren eingeholt, die ihm seinen Mantel raubten, und er schätzte sich glücklich, dass sie nicht von Ali abgeschickt waren, ihn zurückzubringen. Die Hitze würde ihn bald aufgerieben haben, wenn er nicht durch Regenschauer und freundschaftliche Aufnahme von Negern erquickt worden wäre.

Je weiter Hr. P. in den Neger-Ländern reisete, desto seltener traf er unhöfliche Magistratspersonen und Einwohner in Dörfern und Städten an. Man gab ihm unentgeldlich Lebensmittel, und fütterte sein Pferd unentgeldlich. Vorzüglich zeichnete sich das weibliche Geschlecht durch Mildthätigkeit aus. Seine Erfahrung bestätigt also, was wir bey Isert gelesen zu haben uns erinnern, dass in den entfernteren Neger-Ländern weit mehr Gastfreundschaft und Gefälligkeit zu finden sey, als in den der Küste näheren. Von *Wassibou* an; d. i. bald nachdem Hr. P. aus dem Gebiet der Mauren gekommen war, reiste er in Gesellschaft von Kaufleuten und andern, auf die er unterwegens stiess. Die Knöpfe an seinen Westen halfen ihm bisweilen aus der Noth, wenn er auf Bitten nichts ohne Geld bekommen konnte. Bey *Sego*, der Hauptstadt in Bambarra, hatte er das unbeschreibliche Vergnügen, am Ufer des *Niger* oder *Joliba* zu seyn, und von seinem Wasser zu trinken. Der Niger ist hier so breit, als die Themse bey Westminster, und fliesst langsam gegen Osten. War Hr. P. vorher schon mehrmals über den Anbau, und die Bevölkerung des von ihm durchreisten Landes in Verwunderung gerathen: so erstaunte er hier noch mehr über die grosse Stadt, die seiner Schätzung nach 30000 Einwohner hat, die zahllosen Kanoes auf dem Flusse, die starke Bevölkerung und den cultivirten Zustand des umliegenden Landes. Auf seine grosse Freude folgte bey bald Traurigkeit. Auf königlichen Befehl durfte er nicht über den Fluss setzen, und musste einstweilen in einem Dorfe bey der Stadt sich aufhalten. Hier hatte ihn, als ihm Obdach und Nahrung von andern Einwohnern des Dorfes versagt war, eine mitleidige Frau in ihr Haus, speisete ihn, und stimmte mit den Baumwolle-Spinnerinnen ihres Hauses ein auf ihn aus dem Stegreif gemachtes Lied an, das nachher in englische Verse und in Musik gebracht, in den Zirkeln der schönen Damen an der Themse mit vieler Theilnahme gesungen worden ist. Nachdem er hier einige Tage zugebracht hatte, verlangte der König, dass er sogleich aus der Nachbarschaft von Sego abreisen sollte, schenkte ihm aber doch 5000 Kauris, damit er sich auf seiner Reise Lebensmittel kaufen könne, und gab ihm einen Wegweiser, der, wenn er noch bis *Jenne* reisen wollte, ihn bis *Sansanding* begleiten sollte. Das Geschenk war in einem so wohlfeilen Lande sehr ansehnlich. Denn mit 100 Kauris konnte er in Bambarra und den angränzenden Ländern sich und sein Pferd einen Tag ernähren; übrigens war es, wenn man mit Hn. P. 250 Kauris auf einen Schilling St. rechnet, nicht mehr als ein Pfund St. d. i. 6 Rthlr. Sächs. werth. Ueber die Beweggründe dieses Verfahrens werden keine befriedigende Aufschlüsse gegeben. Rec. gestehet aufrichtig, dass die Freygebigkeit des Königs, und noch mehr die Bereitwilligkeit, womit er seine fernere Reise genehmigte und unterstützte, über alle Erwartung gehen, und Bedenklichkeiten und Zweifel veranlassen, die durch *Semper aliquid novi ex Africa* noch nicht beseitigt werden. Hr. P. ist auch bey dem sehr unwahrscheinlichen Theil seiner Geschichte unserer Meynung nach zu kurz. In *Kabba*, einer grosen Stadt nicht weit von Sego, glaubte er sich mitten nach England versetzt: so schön und cultivirt war die Gegend. Die Einwohner waren mit Einsammlung der Früchte des Sheabaums beschäftiget, woraus eine Butter bereitet wird, die sich ungesalzen das ganze Jahr erhält, und angenehmer schmeckt, als Butter von Kuhmilch. Sie ist ein Hauptgegenstand der afrikanischen Landwirthschaft und Handlung. Hr. P. hat Blatt und Blüthe davon in Kupfer stechen lassen, und versetzt sie in das Geschlecht der Sapotä. Als Hr. P. sein Pferd vor Müdigkeit im Stich lassen musste, setzte er die Reise zu Wasser in Kanoes fort, und kam endlich bis *Silla*, das äusserste Ziel seiner Reise. Denn hier fehlte ihm der Muth, ohne Empfehlung und Waaren von Werth weiter gegen Osten zu reisen, wo er aufs neue unter die Mauren gekommen seyn würde, die er auch seit seiner Abreise aus Ludamar als fanatische, übermüthige, und gegen alle Christen sehr feindselig gesinnte Menschen kennen gelernt hatte. Doch sammelte er hier noch einige Nachrichten von den weiter gegen Osten gelegenen Ländern. Von *Houssa*, der Hauptstadt eines grosen Reichs, hörte er, dass sie gröser und volkreicher, als Tombuctou, sey.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Koburg und Leipzig, b. Sinner: *Erzählungen von Friedrich Laodes. Erster Band.* 1800. 416 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Von zehn Erzählungen, die dieser Band in sich fasst, sind fünf oder sechs auf historischen Grund und Boden

den erbaut; zwey übersetzt, und zwey *vielleicht* Hn. *L's.* eigene Erfindung. Aber in keiner derselben bewährt sich sein Beruf zum Erzähler. Sein Vortrag ist weitschweifig, oft verworren; er versteht den Kunstgriff, auf Hauptumstände auch das Hauptlicht fallen zu lassen, durchaus nicht; und selbst interessante Gegenstände verlieren ihr Interesse durch die langweilige, planlose Art, mit welcher er sie darstellt. Wer dieses Urtheil vielleicht allzuhart findet, der lese, *die beleidigten Schönen* S. 219—245. und vergleiche damit die zwey oder drey Seiten im Burnet, aus welchem sie genommen sind! Er wird dann das Wunder bey der Hochzeit zu Kana wiederhohlt finden, nur dafs im umgekehrten Verhältnifs der Wein sich hier in — Wasser verwandelt. In der *Zenobia* (S. 295 bis 269.) konnte die Schilderung von Rhadamists Charakter wahrlich nirgends unschicklicher angebracht werden, als in der Anmerkung S. 257. Auch zernichtet er die ganze Theilnahme, indem er den Helden der Geschichte als das scheufslichste Ungeheuer schildert; und das Weib, das dem Mörder ihres Vaters, ihrer Mutter, ihrer Brüder *lieben* kann, das mag immerhin auch im Strom ertrinken! Wir bedauern sie nicht. Die Geschichte: *Weiberlist oder der heilige Bonifaz* S. 179. gründet sich auf ein bekanntes Fabliau, und ist gewifs an sich selbst drollicht genug; aber hier verliert sie ganz Kraft und Salz. *Irenens Ermordung* (S. 113.) der *Agnes Sorel edelmüthige Liebe* (S. 399.) ist schon von weit bessern Dichtern genüglich bearbeitet worden. — Wenn daher Hr. *L.* im Vorbericht sagt: „er befinde sich jetzt in einer Lage, wo er der weitern Ausführung (schriftstellerischer Arbeiten) unter „den günstigsten Umständen obliegen könne" — so gönnen wir ihm solche zwar von Herzen; aber wir rathen ihm doch, das Fach der *romantischen Erzählung*, in welchem leider jetzt so viel gestümpert wird, — aufzugeben. Von kleinen Sprachunrichtigkeiten, wie z. B. S. 66. die künftigen Kriege, die schon ihres *Werdens* nahe waren, wollen wir hier nichts erst erwähnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. 1) *Leipzig*, in der v. Kleefeld. Buchh.: *Bemerkungen über Thaer's Schrift von der englischen Landwirthschaft* zur Vervollkommnung deutscher Landwirthschaft für die, welche ihr Ackerhandwerk und den Staat lieben. Von *H. A. v. Steindel.* (1800.) 85 S. 8. (6 gr.)

2) *Wien*, b. Wapler und Beck: *Bemerkungen über Herrn Albrecht Thaer's Einleitung zur Kenntnifs der englischen Landwirthschaft* von *Georg Christian Albrecht Rückert*, Director der K. K. Salmiack- und Salz-Producten-Fabrik. (1800.) 107 S. 8.

Der Vf. von Nr. 1., ein denkender und thätiger Oekonom, hat seine Bemerkungen, vermuthlich bey Durchlesung des Thaerschen Werks, als Marginalien mit Bezug auf sein Vaterland, Obersachsen, nur flüchtig gemacht, und sie mehr zur Empfehlung als Berichtigung dieses schätzbaren Werks herausgegeben. S. 24. „Die Art des Rüben- und Möhrenbaues in England, 12. und 13 Kapitel, ist vielleicht nicht zu verwerfen. Allein in unserm Vaterlande würde es dazu an manchen Orten an hinlänglichen Arbeitern fehlen. Weil auch dergleichen Gewächse im Winter, wenn die Witterung sehr abwechselnd ist, sich oft gar nicht halten und verderben: so bin ich mehr für das gute Rauchfutter. Mit den Kraut- und Kohlgewächsen, 14tes Kapitel, ist es noch unangenehmer, zu geschweigen, dafs diese auch den Boden mehr auszehren." Die wenigen Erinnerungen betreffen den Kleebau, das Parcelliren; interessanter ist ein Anhang (S. 56.) von der Möglichkeit der Stallfütterung bey der *Dreyfelderwirthschaft*. Die nachtheiligste aller Feldwirthschaften herrscht unabänderlich durch ganz Kursachsen, und steht aller bessern Cultur im Wege; um desto verdienstlicher ist es, auf dem indirecten Wege an ihrer Abschaffung zu arbeiten, da der directe, Aufhebung der Trifften, nicht eher eingeschlagen werden wird, bis man die Berechtigten überzeugt, dafs man auch ohne Triftrecht Vieh, und zwar in gröfserer Anzahl, ernähren kann. Der Nachtrag: Vortheile bey Abschaffung der sogenannten reinen Brache enthält, bey allem Wahren, nichts neues, aber viel hierher nicht gehöriges.

Nr. 2. ist polemischen Inhalts; der Vf. vertheidigt seine Theorie gegen *Thaer*, und geht in dieser Rücksicht dessen Einleitung vom 4ten bis 15ten Kapitel durch, sagt auch noch etwas über das 20te und 21te; dem praktischen Theile läfst er überall die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren, sucht aber darzuthun, dafs die aufgestellten theoretischen Grundsätze theils schwankend und einander widersprechend, theils zur Erläuterung der ökonomischen und chemischen Erfahrungen nicht so zureichend als seine eignen seyen; in Rücksicht deren wir auf verschiedene Schriften des Vf. (selbst noch ungedruckte,) verwiesen werden. Man kann daher aus dieser Schrift auch nicht ersehen, in wie fern der Vorwurf gegründet sey, dafs *Thaer* des Vf. Theorie nicht vollständig und richtig angeführt habe, und die einzelnen Bemerkungen sind eines Auszugs nicht wohl fähig. Die chemischen Verfahrungsarten *Thaer's* werden gehandelt, dagegen die eigenen gerechtfertigt, und ihre Uebereinstimmung mit den Weltrumbischen gezeigt, die Düngekraft der Kohlensäure aber mit besonderer Hinsicht auf die noch nicht befriedigend erklärte Kalkdüngung, in Zweifel gezogen. u. s. f.

Soviel scheint der Vf. (wohl auch gegen sich,) erwiesen zu haben, dafs die unzulänglichen Theorieen des Pflanzenwachsthums vorerst noch in ein praktisches Handbuch der Landwirthschaft aus keinem andern Grunde aufgenommen werden sollten, als um aufmerksam auf Ereignisse und Beschaffenheiten des Bodens zu machen, die eine wirkliche Erweiterung der theoretischen Kenntnisse veranlassen können. Die Thaer'sche Einleitung scheint auch, ganz anspruchlos, nur diese Absicht zu haben, indem sie zu näherer Bestimmung der Eigenschaften des Bodens durch den *Board of Agriculture* Hoffnung macht, und sich (S. 90.) selbst für nichts weniger als unfehlbar und abschliefsend ankündigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Nicol: *Travels in the interior Districts of Africa, etc.* by *Mungo Park etc.*

2) Hamburg, b. Hoffmann: *Neuere Geschichte der See- und Land-Reisen. Zwölfter Band. Mungo Park's Reise in das Innere von Afrika* etc. Aus d. Engl. etc.

3) Berlin, b. Haude und Spener: *Reisen im Innern von Afrika, etc.* von *Mungo Park.* Aus dem Engl. etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Rückreise, welche im August angetreten wurde, war wegen der eingebrochenen Regenzeit noch beschwerlicher. Sein Pferd traf er wieder in *Fadiba* an, wo er es zurückgelassen hatte. Die Einwohner in Bambarra aber waren ihm, wie er vermuthete, durch die Täuschungen der Mauren und Sklaven abgeneigt geworden. Man versagte ihm oft das Nachtlager und hiess ihn weiter reisen. Er ritt mit Beiseitum *Sego*, die Residenzstadt des Königs herum, der ihn vorher so reichlich beschenkt, aber doch die Stadt verboten, und jetzt, wie er hörte, Leute ausgeschickt hatte, ihn in Verhaft zu nehmen. Er verfolgte indessen seinen Weg längst dem westlichen Ufer des Niger, und kam auch hier durch viele grosse und bevölkerte Städte und Dörfer, die so wenig als die mehr östlichen, in Europa nur dem Namen nach bekannt sind. Den 23sten August war sein Geld so sehr geschmolzen, dass er nur auf wenige Tage sich davon erhalten konnte. Er muss also nicht 100 Kauris den Tag, wie er gerechnet hatte, sondern über 160 ausgegeben haben. Bald darauf verlor er auch diesen geringen Vorrath. Er wurde in der Nähe von *Sibidu*, der Gränzstadt von Mandingo, von Fulahs angefallen, und bis auf ein Hemd und ein paar Beinkleider ausgeplündert. Sein Hut, in dessen Krone er sein Tagebuch gesteckt hatte, wurde ihm zurückgeworfen. Vielleicht hielten sie es für Saphies oder Amulete, denen im ganzen Lande von Mohammedanern und Heiden grosse Kraft beygelegt wird. Der Duty oder die erste Magistratsperson des angeführten Orts verschaffte ihm in wenigen Tagen das Pferd und seine Kleidung wieder. Sogar sein Compass wurde ihm, obgleich zerbrochen, zurückgegeben. Er schenkte das Pferd dem Wirth in *Wonda*, der ihn der Theurung ungeachtet gastfrey aufgenommen hatte, und Mittel und Zaum dem Duty, durch dessen Vermittelung seine Sachen zurückgebracht waren. Mit einem Speer und einem ledernen Beutel, seine Kleidungsstücke einzupacken, von seinem gütigen Wirthe beschenkt, wanderte er weiter. In *Kamalia* wurde er zu einem Sklavenhändler geführt, der sich erbot, ihn bis zur verflossenen Regenzeit bey sich zu behalten, und gegen den Werth eines Sklaven von erster Güte sicher nach dem Gambia zu führen. Hier blieb er vom 16ten Sept. 1796 bis 19ten April 1797.

Die Resultate seiner Bemerkungen hat er in vier Kap. mitgetheilt. Wir heben einiges aus. Das Zuckerrohr, den Kaffe und Cacaobaum hat er nirgends in Afrika gesehen. Die Bevölkerung ist, im Verhältniss gegen die Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens, nicht sehr gross. Beide Geschlechter werden, sie mögen Mohammedaner oder Nicht-Mohammedaner seyn, wenn sie das mannbare Alter erreicht haben, beschnitten. Mit vieler Zuversicht wird behauptet, dass der Glaube an einen Gott und an einen künftigen Zustand der Belohnung und Strafe unter den Negern allgemein verbreitet ist. Hr. *P.* unterscheidet die Elephantiasis von der schlimmsten Art des Aussatzes, und fand beide in Afrika. Die Neger sind kein träges Volk zu schelten. Wenige Völker arbeiten, wenn es die Noth erfodert, stärker, als die Mandingos. Fast jeder kann weben, färben und nähen. Nur die Leder- und Eisenmanufacturisten werden als eigentliche Künstler angesehen. Die Zahl der Sklaven ist noch dreymal so gross, als die der Freyen, und unter den Sklaven machen die, welche durch die Geburt Sklaven sind, eine weit grössere Anzahl aus, als die, welche es nachher wurden. Viele von den letzten haben sich freywillig, um dem Hungertode zu entgehen, in die Sklaverey begeben. Sollte der Sklavenhandel von den Europäern aufgegeben werden: so wird doch dadurch, nach Hn. *P.* Meynung, in dem innern Zustand von Afrika wenig verändert werden. Gold wird in ganz Mandingo in grosser Menge gefunden, aber nur in kleinen Körnern, die in Sand und Thon zerstreut sind. Das meiste davon wird von den Mauren gegen Salz und andere Waaren weggeführt. Die hieher gehörigen Nachrichten scheinen die schätzbarsten in diesem Abschnitt zu seyn. Das viele Elfenbein, was in den Wäldern gefunden wird, kommt zum Theil von den vor Alter mürbe gewordenen und abgebrochenen Zähnen der Elephanten her. Da die meisten Kinder in der Schule zu Kamalia Caffern d. i. Heiden zu Aeltern hatten: so siehet man daraus, dass die mohammedanische Religion sich noch mehr ausbreitet. Der Schulmeister besass verschiede-

ne Handschriften auch von unsern biblischen Büchern. Doch scheint das von ihm genannte *Lingeeti-la-Isa* nicht das Buch Isaiah zu seyn, wie Hr. P. übersetzt, und alle Journalisten in England und Deutschland ihm nachschreiben, sondern das Evangelium Jesu أفاجيل يسوع zu seyn. Es ist auch an sich viel wahrscheinlicher, dass dieses und nicht jenes sich in den Händen der Muslemen befinde.

Die Karavane, mit der Hr. P. endlich nach dem Gambia aufbrach, bestand aus 73 Personen, worunter 27 Sklaven zum Verkauf waren. Es scheint, dass die ganze Gesellschaft zu Fuss gieng; denn ausdrücklich wird es nicht gesagt. Doch wurden die trockenen Lebensmittel, die Hn. *Park's* Wirth mit sich führte, von einem Esel getragen, dessen nachher gedacht wird. Die Jallonka Wildniss, in der man auf eine Strecke von 100 englischen Meilen keine menschliche Wohnung erblickte, wurde in 5 Tagen zurückgelegt. Man setzte über mehrere Flüsse, die in den Senegal fliessen. Ueber den grössten, den Bafing, war eine schwimmende Brücke gebaut, die in ihrer Bauart viel ausserordentliches hat, und in Kupfer abgebildet ist, worin wohl die hängende Lage, aber nicht das sonderbare und dem Rec. vielleicht aus seiner Schuld, unbegreifliche Fundament der Brücke zu erkennen ist. Der Weg gieng nicht weit davon über einen hohen Gebirgsrücken, dergleichen sonst Hr. P. selten passirte, und nachher mehrmalen durch rauhe, steinige, wilde, waldige und hügelige Gegenden. In der Nähe des Gambia senkte sich das Land und wurde eben. Am 10ten Jun. erreichte Hr. P. endlich *Pisania*, und hatte schon vorher erfahren, dass die beiden von ihm mitgenommenen Bedienten nicht zurückgekommen waren. Hr. P. schiffte sich wenige Tage nachher auf ein Schiff ein, das nach Amerika Sklaven bringen sollte, und vertrat auf demselben die Stelle eines Arztes. Zu verwundern ist es, dass er in diesem Charakter, durch den er sich Achtung und Mittel zum Fortkommen hätte verschaffen können, nirgends auf seiner ganzen Reise erscheint; und dass er auch selbst alsdann, wenn er von Krankheiten spricht, wenig von dem beobachtenden Arzt durchscheinen lässt. Das Schiff musste wegen seines schlechten Zustandes in Antigua einlaufen, und von hier kam Hr. P. im Dec. wieder in England an, nachdem er 2 Jahre und 7 Monate abwesend gewesen war.

Eine wichtige Frage, die Rec. aus den vorliegenden Datis in der Reisebeschreibung nicht hinlänglich beantworten kann, ist, wie Hr. P., der mehrmalen ausgeplündert ward, sein Reise-Journal hat erhalten können. Ehe er nach Ludamar reiste, gab er zu Jarra seine Papiere an seinen Dollmetscher Johnson ab, behielt aber davon eine Abschrift. Dieser, ehe er nach Ludamar geschleppt wurde, hatte sie bey einer der Frauen des Slatee, an den sein Herr empfohlen war, in Sicherheit gebracht. Als sich Hr. P. von Johnson trennte, bat er ihn, die Papiere, die er ihm anvertraut hatte, wohl in Acht zu nehmen, und seinen Freunden am Gambia einzuhändigen. Waren diess die nämlichen, welche er vor seiner Abreise von Jarra an ihn abgeliefert hatte? Waren seit seinem langen Aufenthalt in Ludamar keine neue hinzugekommen? Und wenn dieses geschehen war, warum wird es nicht ausdrücklich gesagt? Das Journal war unter dem Deckel seines Huts befestiget, und die Fulas raubten diesen nicht, aus Furcht vor jenem. Unstreitig waren nur die vornehmsten Begebenheiten, wie sie sich an jedem Tage zutrugen, in der gedrängtesten Kürze auf den Papieren aufgezeichnet. Er musste aber doch die Schreibmaterialien dazu bey sich führen. War dieses aber der Fall: so sieht man nicht ein, warum er, als er nach dem 16ten Abschnitt ein Saft zubereitete, erst die Feder und Dinte zurecht machte. Während seines sieben monatlichen *Aufenthalts* in Kamalia hatte er Musse, sein Journal abzuschreiben und in Ordnung zu bringen. Die Anzeige hätte man vermuthen sollen. Hr. P. sagt aber nur, dass er sich hier seinen Betrachtungen überlassen, und die schon vorher gemachten Beobachtungen vermehret und erweitert habe. In Pisania konnte er das nicht nachholen, was er in Kamalia versäumt zu haben scheint. Denn daselbst hielt er sich, nach zurückgelegter Reise in dem Innern von Afrika, nur fünf Tage auf. Jedoch was andere Reisende niederschreiben müssen, das hat vielleicht Hr. P. in seinem Gedächtnis aufbewahren können. Eine beynahe unglaubliche Probe von der Stärke desselben findet sich in *Rennell's* Erläuterungen (S. 474. Ueb.)

Hr. *Rennell* hat Hn. P's. Tagebuch, das zum Theil, vielleicht gröstentheils von Hn. *Edward's* in die jetzige Form gebracht worden, vortreffliche geographische Erläuterungen angehängt. Die Ehre, die er Hn. P. Tagebuch und andern handschriftlichen Bemerkungen erwies, sie bey der Anfertigung zweyer Karten, auf deren einer ein Theil von Nordafrika zwischen dem 19° und 10° N. B. mit der von Hn. P. hin- und rückwärts genommenen Reiseroute, auf der andern ganz Nordafrika bis an den 5° S. B. abgebildet ist, zum Grunde zu legen, giebt ihnen das rühmlichste Zeugniss der Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit, beschränkt die Zweifel des Rec. nur auf den historischen Theil, und lässt den geographischen unangefochten. Hr. R. hat aber nicht blos die von Hn. P. observirten Breiten, die schon bey Jarra in seiner Hinreise aufhörten, sondern auch seine und anderer Reisenden Bestimmung der Entfernungen, die von Hn. P. bemerkte Richtung der Magnetnadel, und einer Menge anderer Nachrichten dabey zu Hülfe genommen. Von allen giebt er genaue Nachricht, die für den Kenner interessant, für den aber, der blos Unterhaltung sucht, nicht geschrieben ist. Sillah, das Ziel der Reisen Hn. P. liegt 16° östlich von Verde, und in derselben Parallele. Die Distanz trägt ungefähr 941 geographische Meilen (d. i. deren 60 auf einen Aequator-Grad gehen) oder 1090 britische oder 218 deutsche Meilen. Obgleich Hr. P. 200 britische Meilen von Tombuctu entfernt blieb, sind doch in seinem Journale Angaben, nach welch

Verbindung mit andern ihr die Breite von 16° 30′ nd öſtliche Länge von Greenwich 1° 33′ gegeben ird. Vorher hatte Hr. R. ihre Breite zwiſchen 19 nd 20° geſetzt. Aus den Karten und Nachrichten, e er bey der Zeichnung der gröſsern Karte gebrauch- ergab ſich, daſs die Küſte von Guinea ſich einige ade mehr von Oſten nach Weſten ausdehnt, und ſs die Breite von Südafrika gegen den Aequator ge- nger iſt, als d'Anville angenommen hat. Ueber den rnern Lauf und das Ende des Nigers werden Muth- naſsungen gewagt, deren Beſtätigung zukünftigen Entdeckungen überlaſſen bleibt. Wenn in den ſechs erſten Kapiteln die von Hn. R. angeſtellten geogra- phiſchen Unterſuchungen wegen der unvermeidlichen ckenheit der Materie manchen Leſer zurück ſcheu- hen ſollten: ſo werden ſie doch das letzte mit dem nigſten Vergnügen leſen, worin Nordafrika nach inen drey Theilen, der Küſte am Mittelmeere, der roſsen Wüſte, und dem Striche von Cap Verde in Weſten und dem rothen Meere in Oſten bis Südafri- a ſowohl in phyſiſcher als politiſcher Rückſicht be- hrieben, und der Charakter ihrer Bewohner ge- hildert wird. Möchte doch dieſer Gelehrte uns it einer vollſtändigen Geographie von Afrika be- henken!

Die in Hamburg herausgekommene Ueberſetzung ſt, wie wir aus der Note S. 303. ſehen, von dem erfaſſer des Freyſtaats von Nordamerika d. i. dem ſn. von *Bülow*. Selten haben wir Unrichtigkeiten emerkt. Dem, der nicht das Original beſitzt, ſon- ern ſich mit der Ueberſetzung behelfen muſs, wird lieb ſeyn, wenn hier einige Verbeſſerungen ange- eigt werden, S. 141. Z. 2. *Lehrer* l. *Levee* — S. 223. 10. *ihm mich vorzuſtellen*. Warum nicht *ihn zu ſe- en*? oder wenn man ſo nicht ſprechen muſs, wenn on einem Könige, ſollte es auch ein Afrikaniſcher yn, die Rede iſt, *ihm aufzuwarten* — S. 304. Z. 4. *ird die* Bevölkerung in Afrika zu ſehr herabgeſetzt *r nicht beträchtlich*. Das Original ſagt nur *nicht ſehr oſs — not very great* — S. 371. Z. 22. iſt der Ueber- zer mit der deutſchen Univerſitätsſprache zu we- g bekannt, wenn er *taking his degree* wörtlich *ſei- Grade nehmen* giebt. Auch iſt es der Vf. von Nr. 3. gezeigten, der *den Grad empfangen* hat. — S. 378. 11. v. u. iſt vermuthlich aus Verſehen des Setzers r *Unbehagen* ausgelaſſen *kein groſses, gabe me no great aſineſs*. — S. 405. finden wir *Landraum* für *diſtrict*. Bürgerrecht jenes Worts iſt zu bezweifeln. — 67. Z. 18. *Leuten* l. *Punkten, points*. Noch andere ckfehler haben wir in folgenden Stellen ange- hnet, S. 465. Z. 8. v. u. *Am* 26ſten *Jul.* l. 22ſten — S. 242. 243. 244. wird mehrmalen die be- mte Stadt *Houſſa*, unrichtig *Hourſa* genannt. — 43. Z. 15. *Koſſina* l. *Kaſſina*. — S. 328. Z. 5. iſt *vergiftet* ausgelaſſen *nicht*. Zum Glück für die e der Neger ſieht man aus der Anmerkung, daſs die ile zum gewöhnlichen Gebrauch nicht vergiftet n können. — S. 513. Note **) *Tun* l. *Nun*. Der me iſt auch S. 541. falſch gedruckt. Denn für *Fl.* e l. *Nun*. — Eine Auslaſſung S. 533. könnte ei- nen mit der Geographie Afrikas unbekannten Leſer irre leiten. Von dem weſtlichen Theil der groſsen Wüſte wird geſagt, ſie enthalte nur wenige Inſeln. Das Original erklärt es durch *or oaſes*, das der Ueber- ſetzer oder Drucker weggelaſſen hat. — S. 536. No- te Z. 5. 6. iſt der Ueberſetzer aus zu groſser Eile, wo- mit er arbeiten muſste, um nicht zu ſpät nach einer andern Ueberſetzung zu erſcheinen, einer Dunkelheit zu zeihen. *Es iſt ſchwer eine andere Urſache aufzufin- den, als den Goldtauſch der innern Länder gegen eine ſo ungeheure Quantität von Kowries.* Rennell ſagt: *Von der groſsen Menge von Kowries läſst ſich ſchwerlich ei- ne beſſere Urſache auffinden als den Umtauſch ge- gen Gold. It is difficult to conceive any other adequate cauſe, than the exchange of the gold of the inland coun- tries, for the introduction of ſo vaſt a quantity of kow- ry ſhells.*

Der Ueberſetzer behält die engliſche Orthographie in den Namen bey. Selten hat er ihnen die deutſche Ausſprache in Klammern beygefügt. Wenn gleich dem Rec. die Uebertragung der fremden Namen nach der deutſchen Ausſprache nie recht gefallen hat: ſo ſcheint ihm doch die Beybehaltung der engliſchen Orthographie in allen Wörtern ohne Unterſchied nicht anzurathen zu ſeyn. Er würde nicht *Mahomet*, ſon- dern *Mohammed* ſchreiben. Denn wenn gleich Hr. P. ſo ſchreibt: ſo haben doch andere Engländer, ſogar Gibbon ſich der arabiſchen Ausſprache gefügt. Offen- bar ſchreibt ſich *Coffle* aus dem groben Munde eines Arabiſch radebrechenden Negers her. Man ſollte da- für *Kafila*, *Kafla*, *Kefle* ſchreiben. Das Engliſche oo, und das Franzöſiſche ou ſollte *u* geſchrieben wer- den, nicht *Dooty*, *Bondou*, *Foulas*, ſondern *Duty*, *Bondu*, *Fulas*. Dergleichen Regeln laſſen ſich leicht mehr geben, wozu hier aber der Ort nicht iſt.

Da der Ueberſetzer uns das Original ganz geben wollte, welches allerdings zu loben iſt: ſo hätte er das vorangeſchickte Verzeichniſs der fremden Wör- ter mit Erklärungen, nicht übergehen ſollen. Wir haben ein ſolches ſchon lange zum beſſern Verſtänd- niſs der afrikaniſchen Reiſen gewünſcht. Es müſste aber von einem Manne abgefaſst werden, welcher der portugieſiſchen und arabiſchen Sprache ſo mäch- tig wäre, daſs er auch die im Schreiben verſtellten Namen in dieſen Sprachen wieder auffinden könnte.

Der Ueberſetzer hat auch ſeine Ueberſetzung mit Anmerkungen vermehrt; doch dienen dieſe nicht zur Erläuterung der im Text vorkommenden Materien, ſondern ſind Ergieſsungen ſeines Unwillens bald über die Deutſchen, bald über die Engländer. Sie ſind, was ſie am wenigſten ſeyn ſollten, politiſch. Park freuete ſich höchlich (*delighted*), mitten in Afrika bey den Negern ein Exemplar von der Kirchenagende der biſchöflichen Kirche zu finden. Der Ueberſetzer läſst ihn in *Entzücken* gerathen, und macht ihm in der Anmerkung den Vorwurf, daſs er der herrſchen- den Kirche habe hofiren wollen. Denn, ſetzt er hin- zu, was hat der Schotte Park, wahrſcheinlich ein Presbyterianer, mit dem *book of common prayers* zu thun? — S. 303. Bey der engliſchen Colonie in Sier-

ra

in Leone soll nichts philosophisches seyn, als die Bücher, die darüber geschrieben sind. — Von der absprechenden und unhöflichen Manier des Uebersetzers mag dieſs zur Probe dienen, dafs er denen, die den Satz läugnen, dafs die Laster nicht sollten die Regierung veranlafst haben, gerade zu allen Verstand abspricht. — Vom kategorischen Imperativ hätten wir hier nichts erwartet, so wenig als von Kotzebues Menschenhafs und Reue und dem transcendentalem Ich. Man sehe aber S. 286. 296. — Das Urtheil über Parks Reise, dafs die Schnelligkeit, womit er reisete, Ursache war, dafs die Länder- und Völkerkunde nicht viel dadurch gewonnen hat, scheint sehr richtig zu seyn. Doch ist sie nicht als die einzige Ursache anzusehen. Schwerlich würde der Mann bey einem längern Aufenthalt viel geleistet haben. In *Pisania* und *Kamalia* verweilte er sehr lange, und hatte Muſse und Gelegenheit, Beobachtungen zu machen. Wie sind sie aber beschaffen? — S. 396. wird bey dem Namen Jallonkos bemerkt, dafs es fast wie Hallunken klinge, eine Benennung, die die Nation sehr wohl verdient. Gewifs sehr gelehrt.

Die Kupfer des Originals begleiten auch die Uebersetzung, versteht sich, nach einem verjüngten Maafsstab. Doch fehlen die gröfsere Karte, und die über die Abweichungen der Magnetnadel, obgleich Hr. R. in seinen Erläuterungen sich häufig auf beide beziehet.

Die andere in Berlin herausgekommene Uebersetzung hat noch weniger Fehler, als die erste, und ist geschmeidiger und fliefsender. Sie ist das Werk eines im Uebersetzen schon geübten Mannes. Hier sind Proben, dafs wir die Uebersetzung mit dem Original verglichen haben. — S. 9. Z. 18. Kaffeekorn ist nicht *Zea mays*, sondern Sorgsamen *holcus*. Im Original werden noch mehr Gewächse angeführt, die der Uebersetzer ausgelafsen hat. — S. 21. Z. 26. *von den königlichen afrikanischen Gesellschafts-Etablissements* l. *von den Etablissements der königlichen afrikanischen Gesellschaft*. — S. 22. Z. 18. *indianischer Waaren, als Glaskorallen, Bernstein* u. s. Sind denn Glaskorallen, Bernstein indianische Waaren? Für *als* l. *nebst*. — S. 37. fiel uns der *See* in der Wüste auf. Es ist aber nur von einer Tränke, *pool* die Rede. Die sprüchwörtliche Redensart *make me sup upon the camelion's dish*. S. 250. Das Original scheint der Uebersetzer nicht recht verstanden zu haben, *wies mich auf des Camelions Gericht an*. Aerger macht es Hr. v. *Bülow: fand für gut, mich von einem Gericht Kamelion speisen zu lassen*. Des Chamäleon's Nahrung war nach der alten Meynung die Luft, und jemand diese Nahrung zum Abendessen vorsetzen, heifst, ihm nichts zu essen geben. — Der Berliner Uebersetzer hat das afrikanische Wort *baloon Balohn* beybehalten, Hr. v. B. hat es bisweilen *Hütte* gegeben. Im Original ist es in dem Verzeichnifs der afrikanischen Wörter, das aber auch in der Berliner Uebersetzung weggelafsen ist, *ein Zimmer, worin die Fremden gemeiniglich beherberget werden*, erklärt. Die geographischen Namen werden nicht nach der englischen Rechtschreibung, sondern nach der deutschen Aussprache geschrieben z. B. nicht *Benowm* sondern *Benaum*, nicht *Foeladoo* sondern *Fuladu* u. s. Für *J* wird fast allenthalben *Dsch* gesetzt, als *Dscharra*, für *Jarra*, *Dschennah* für *Jenne*, *Dschohg* für *Joag*; allein in *Joliba*, *Jallakadu* u. s. wird *J* nicht geändert. Wo aber ein *j* vorkommt, wird dieses beybehalten, als in *Geoforra*, *Gedinguma* u. s. Die mit den orientalischen Sprachen bekannt sind, werden diese Rechtschreibung schwerlich billigen. Sie werden auch *Maana, Tisheet, Gallam, Jany, Vintain*, die ihnen aus englischen und französischen Büchern, und den Deutschen, die ihnen folgten, bekannt sind, in *Mahna, Tschilit, Gallem, Jany, Wintain*, nicht gleich wieder erkennen. Noch weniger wird ihnen das unarabische *mahomedanisch* gefallen. Anmerkungen hat diese Uebersetzung äufserst wenige, S. 41. von K. S. 48. von W. S. 76 vom Ueb. Die Ansichten und Pflanzen sind nachgestochen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Schuender: *Der Geist der schönen Genievra, oder Arimans Greuelthaten.* 1799. 175 S. 8. m. e. Kupfer. (12 gr.)

Eine sinnlosere Zusammenhäufung von Wunderdingen und Abgeschmacktheiten läfst sich kaum denken! Ganze Schlöſſer voll bezauberter Mädchen — Teiche, wo jeder Mann zum Fische wird — gräfsliche Erscheinungen eines bösartigen Geistes, der doch überall dem Genius der ächten Liebe unterliegt, — Verzauberungen, die der Talisman einer geweihten Rose löfst, Riesen, Drachen, Abendtheuer ohne Verbindung und Maafs sind hier aufgehäuft. Der Ton der Erzählung ist gröfstentheils poetische, oder wenigstens poetisch seyn wollende Prosa. Wenn aber vollends der Vf. scherzhafte Scenen einzuweben sucht, wie z. B. S. 32. wo den geprüften Schönen für jeden fremden Kufs eine Sommersprosse, für jede Schäferstunde eine Warze aufschofst, oder S. 64. wo die Diebe bey Dagoberts Geldkasten sich wechselseitig stören und hindern — dann sinkt er noch mehr zum Unerträglichen herab. Warum das Buch den Titel, Geschichte der schönen Genievra (jener berühmten Gemahlin des allbekannten König Artus) führt, erfahren wir erst ganz am Ende. Aber fürwahr, es gehört eine übergrofse Gedult dazu, wenn man mit dem Lesen bis ans Ende ausdauern will!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Februar 1801.

TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Dufart: *Hiſtoire du Canal du Midi, connu précédemment ſous le nom de Canal de Languedoc, par F. Andréoſſy*, Général de diviſion et Inſpecteur-général du Corps de l'Artillerie. an VIII. (1800.) 8.

Die Geſchichte einer für den Waſſerbau ſo wichtigen Unternehmung, als der Canal von Languedoc iſt, trägt unter den Händen eines kenntnifsreichen Mannes, wie unſer Vf. iſt, zur Vervollkommnung der Theorie ſehr weſentlich bey.

In der Vorrede giebt der Vf. die verſchiedenen Arten der Canäle an, und geht dann auf die Anſchlämmung der Fluſsmündungen über. Seine Meynung, daſs die Flüſſe das Material, welches ſie mit ſich führen, in den Mündungen deponiren, hat er aus den Anſchlämmungen des Nils und den in Holland, die er mit gleicher Aufmerkſamkeit unterſuchte, abſtrahirt. So gewifs es indeſſen iſt, daſs die Flüſſe ihr aus den obern Fluſsgegenden mitgebrachtes und abgeſchliffenes Material in den Mündungen deponiren: ſo iſt es doch nicht minder gewifs, daſs in ſolchen Fluſsmündungen, in denen die Fluth einſtrömt, auch ein Bodenſatz aus der Miſchung des ſüſsen Waſſers mit dem Meerwaſſer entſteht; denn wie könnte wohl, wenn aus dieſer Miſchung nicht ein fetter Schlick oder Bodenſatz entbunden würde, in denjenigen Seebuſen, in welche nur eine ſehr geringe Quantität Fluſswaſſer eintritt, eine ſolche Anſchlämmung entſtehn, als wir wirklich gewahr werden, wie z. B. im Haringsliet bey Helvoet; in der Südſee und in den ſeeländiſchen Gewäſſern, wo die Ufer nicht ab, ſondern zunehmen, alſo nichts zu Anſchlämmungen hergeben können, und wo die ins Land gehenden Canäle beſtändig gereinigt werden müſſen, entweder durch Spülſchleuſen oder mittelſt Maſchinen. Wie ſehr iſt nicht in den letzten Zeiten die Oſtenſtraſse von Middelburg erhöht? — Dem Vf. zufolge, wurden die erſten Schleuſen im 15. Jahrhundert erbauet, und zwar in Italien, auf der Brenta, nahe bey Padua, von Ingenieuren aus Viterbo. Dieſe Angabe, welche faſt alle Schriftſteller über Canäle und Schleuſen anführen, und unter andern auch *Lande* in ſeinem Werke von den Canälen, iſt ganz unrichtig; denn zu Amſterdam exiſtirten bereits im J. 1280 Schleuſen. Im J. 1285 wurde zur Entwäſſerung des Rheinland noch eine zweyte Schleuſe angelegt; ſo war ſchon zu dieſem Zweck eine andere vorhanden. (*Verhandelingen over de Verbetering der Ont-*

laſting van Rhynlands Boezem-Water. p. 62.) Der Schleuſen konnte man auch in den früheſten Zeiten, ſobald die Inſel der Bataver bewohnt war, nicht entbehren, eben ſo wenig als der Deiche; denn durch ſie muſste das innere Land entwäſſert werden. Da mehrere Entwäſſerungsſchleuſen zwey paar Thore, das eine gegen das äuſsere — Fluſs- oder Seewaſſer — und das andere gegen das innere — oder Baſſinwaſſer (Schleuſen, welche die Amſtel und andere kleine Flüſſe zu einer fahrbaren Höhe erhielten), haben muſsten: ſo waren die alten Schleuſen auch ſchon Kaſtenſchleuſen. Stevin iſt demnach eben ſo wenig Erfinder der Schleuſen, als die Ingenieurs von Viterbo, welche die Schleuſen auf der Brenta erbauet haben, ſondern er iſt nur der erſte Schriftſteller, welcher im 16 Jahrh. über den Bau der Schleuſen ſchrieb.

Das ganze Werk Andréoſſy's iſt in ſechs Kapitel abgetheilt, und enthält noch einige wichtige Noten und Zuſätze. — In dem *erſten* Kapitel wird das Project des Canals und die Richtung der Gewäſſer beſchrieben; das *zweyte* zeigt die Beziehung, welche die Seen, die mit dem mittelländiſchen Meere in Verbindung ſtehen, und welche die Landſeen, in der Nähe des Canals gelegen, mit dem Canal ſelbſt haben; und diejenigen Vortheile, welche aus dieſen Seen für die Speiſung des Canals gezogen werden können.

Die Analyſe von dem Wege des Canals, von den Flüſſen, die ihn ſpeiſen, und von den Werken, die ihn formiren, iſt im *dritten* Kapitel enthalten. — Die groſse Schwierigkeit bey der Anlage dieſes Canals beſtand in der Beyleitung des Waſſers nach dem Theilungspunkte bey Naurouſe. Der Urheber des Projects muſste ſie durch Herbeyführung der entfernten Gewäſſer, denen ſelbſt die Natur einen ſolchen Lauf angewieſen hatte, welcher demjenigen Wege, den ſie nach dem Theilungspunkte nehmen ſollten, entgegengeſetzt war, überwinden. Dieſe Gewäſſer, welche in dem ſchwarzen Berge (Montagne noire) entſprangen, muſsten demnach in ein groſses Baſſin, das Baſſin von St. Ferriol genannt, geſammelt werden. Von dieſem aus wurden ſie dann, mittelſt einer offenen Waſſerleitung auf der Erde, nach dem Theilungspunkte des Canals in das Baſſin von Naurouſe geführt. Das Baſſin von St. Ferriol kann 989104 Cubik-Toiſen Waſſer halten, und ſeine Oberfläche miſst 175000 Quadrat-Toiſen. Gegen Ende Decembers wird es trocken gelaſſen, um die Ausbeſſerungen an ſeinen Mauern zu bewerkſtelligen; Ende Januars ſind dieſe Arbeiten beendigt, und jetzt wird das Baſſin in 38 Tagen wieder mit dem Waſſer der Wald-

bäche und der obern Wasserleitung gefüllt. Dann sind 8 bis 10 Tage hinreichend, um den Canal mit dem zur Schiffahrt nöthigen Wasser zu versehn. In trockener Jahrszeit erfodert dieſs aber wohl einen vollen Monat. Von dem Baſſin von St. Ferriol bis zum Baſſin von Naurouſe (d. i. 19543 T.) flieſsen die hohen Gewässer binnen 12 bis 14 Stunden. Sie haben alſo eine Geſchwindigkeit von 0,38 bis 0,45 Fuſs in der Secunde. Das Baſſin von Lampy liegt noch oberhalb dem von St. Ferriol. Anfänglich ſollte es nur allein angelegt werden; nachher wurde es aber, und zwar vor einigen Jahren nach des Ingenieurs Garupuy Plan, ausgeführt. Unter den Werken des Canals zeichnet ſich das Baſſin von Naurouſe aus. Es iſt im Felſen eingehauen, bildet ein Achteck, und hat 544 Toiſen im Umfange, welcher aus einer von Quaderſteinen aufgeführten Mauer beſteht. Oefters wird es zu einer beträchtlichen Höhe von demjenigen Material gefüllt, welches die aus dem ſchwarzen Berge kommende Waſſerleitung mit ſich führt. Zu der erfoderlichen Speiſung des Canals rechnet der Vf. 7808 Cubik-Toiſen binnen 24 Stunden. Dieſes Volumen iſt dergeſtalt vertheilt, daſs $\frac{2}{3}$ nach dem öſtlichen Canal, und $\frac{1}{3}$ nach dem weſtlichen, aus dem Baſſin von Naurouſe flieſsen. Der General A. thut nun Vorſchläge, auf welche Weiſe dieſes Baſſin vergröſsert, und ſtatt der andern Baſſins gebraucht werden könnte. Er giebt dann die Dimenſionen des Canals, beſchreibt die merkwürdigſten Aquaducte und Schleuſen. Zu einem Schleuſengange einer zwiefach gekuppelten Schleuſe rechnet er beym Aufſteigen des Schiffs 500 Cubik-Toiſen Waſſer, und beym Niederſteigen nur 1958. — Als ſich in dem Canal viel Material, welches die kleinen, in denſelben fallenden, Flüſſe brachten, gelagert hatte, wurde Vauban hingeſandt, um dieſem Uebel abzuhelfen, und auf deſſen Vorſchlag legte man 1688 vier und funfzig neue Aquaducte, über den Canal hin, an. Demungeachtet ſchwoll das Waſſer im Canal öfters dergeſtalt auf, ſo daſs deſſen Ufer zerriſſen. Man führte demnach noch mehrere kleine Flüſſe ab, und zwar unter dem Canal, in heberartigen Ableitungen (*epanchoirs à ſiphon*), wovon Rec. die Zeichnungen beſitzt, und die zweckmäſsig genannt ſind. Auch hat der Canal eine Menge Seitenwehre (*deverſoirs*), welche das überflüſſige Waſſer abführen. Anmerkenswerth ſind die beweglichen Wehre, die der Vf. S. 185. beſchreibt, welche im Fluſſe Orb liegen, und deren man ſich zur Schiffbarmachung der Flüſſe mit Nutzen bedienen kann, wie dieſs der Rec. bey einigen Flüſſen geſehn hat. Eben ſo merkwürdig und anwendbar in der Praxis an andern Stellen, iſt die Barke, über welche das hohe trübe Waſſer des Libron hinflieſst. Man nennt ſie die Barke von Libron (*la barque de Libron ou le vaiſſeau de Libron*). Sie wird abgeführt, wenn der Libron-Fluſs nicht von Waldwäſſern angeſchwollen, alſo klar iſt, und wo er ſich alsdann in den Canal ſelbſt einmündet. Lalande hat von dieſer ſinnreichen und einfachen Vorrichtung keine Zeichnung gegeben; auch der Vf. nicht (ſie hat ſie in ſeinem Portefeuille); indeſſen wird man dieſelbe aus deſſen Beſchreibung kennen lernen. Von den Häfen von Agde und Cette giebt uns der Vf. eine vortreffliche Beſchreibung, welche ſelbſt für die Häfen an der Oſtſee wichtig und lehrreich iſt. Sie giebt indeſſen einen überzeugenden Beweis davon: daſs man auch in Languedoc den Faſchinenbau nicht kennt, um ſolche deſſelben zur Gründung der Hafenwände zu benutzen. — Der Vf. beſchlieſst dieſes intereſſante Kapitel mit Tabellen über die Waſſermenge, welche in den Baſſin von Naurouſe vom Sept. 1784 bis Ende Aug. 1785, und vom 20. Sept. 1785 bis Ende Aug. 1786 eingefloſſen iſt.

Das *vierte* Kapitel liefert wieder ganz neue und unbekannte Aufſchlüſſe von dieſem Canal, indem es Beobachtungen über die Waſſermenge der Quellen und Waſſerſchützen, welche den Canal ſpeiſen, aufſtellt. Auch dieſe Materie iſt mit Klarheit und Genauigkeit vorgetragen, und verdient von ſolchen Hydrotecten, welche den Canalbau ſtudieren, mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit geleſen zu werden.

Im *fünften* Kapitel ſind Vorſchläge enthalten, mittelſt welcher die Waſſermenge des Canals vermehrt werden kann. Sie zeugen von Sach- und Localkenntniſs, und ſcheinen uns der Anwendung fähig. Ob aber derjenige Vorſchlag, nach welchem die Wälder des ſchwarzen Berges nicht abgehauen, und mehrere angepflanzt werden ſollen, ſich mit der Landesökonomie verträgt, iſt eine Frage, die Rec. zu beantworten ſich nicht getrauet. Da indeſſen die Waſſermenge der Quellen und Bäche ſehr abgenommen hat, ſeitdem einige Wälder umgehauen ſind: ſo verdient auch dieſer Vorſchlag die Aufmerkſamkeit der Regierung.

Die Adminiſtration des Canals iſt (*ſechſtes* Kapitel) vollſtändig zergliedert. Es wird gezeigt, daſs der Tariff, ſeitdem der Canal ein Eigenthum der Nation geworden iſt, erhöhet iſt, und daſs der IV. Artikel des neuen Tariffs vom Jahr 5 eine Abänderung verdiene. — Die Arbeiten des Canals ſtehen unter einem Ingenieur en Chef und ſieben Ingenieurs. Alle Jahr wurde er von einem Commiſſair bereiſt. Die Ausgaben zur Unterhaltung des Canals haben in 100 Jahren 25 Mill. 670440 Livres; die Einnahme aber 57 Mill. 455081 L. betragen. Die Familie von Riquet hat alſo einen Gewinn von 31 Mill. 784641 Livres gehabt. Noch 1791 nahm ſie an Ueberſchuſs 342328 Livres. Von den Maaſsen, die der Vf. für die Länge der Canalſtücke und der Schleuſen angiebt, muſs Rec. noch bemerken, daſs er ſie genau mit der Karte des Ingenieurs en Chef Garupuy, in 15 Blättern verglichen und ſehr richtig befunden hat, ungeachtet ſie von den Angaben, welche der Hr. Lalande mitgetheilt worden, abweichen.

Das *ſiebente* Kapitel lehrt uns den eigentlichen Erfinder desjenigen Projects, nach welchem der Canal ausgeführt iſt, kennen. Es iſt nicht *Paſquet*, ſondern *François Andréoſſy*, der Urgroſsvater des Vfs., der am 10. Junius 1638 zu Paris gebohren wurde. Er reiſte in ſeinem 27. Jahr nach Italien,

die Canäle und Bauwerke dieſes Landes zu beſehn. Nach ſeiner Rückkehr theilte er, im 30. Jahr ſeines Alters, ſein Project zu dem Canal Paul Riquet mit, und dieſer legte es als das ſeinige dem Miniſter Colbert vor. Colbert, der für ſolche groſse Unternehmungen Sinn hatte, übergab daſſelbe dem General-Commiſſair der Fortificationen, *Clerville*, zur Prüfung. Dieſer bereiſte nun mit *Fr. Andréoſſy* die Gegend, in welcher der Canal angelegt werden ſollte, und überreichte dem Könige ein Memoir, an welchen er einen ſehr geringen Antheil hatte. *Fr. Andréoſſy*, den dieſs ſehr kränkte, dachte über ſein Project weiter nach; er machte mehrere weſentliche Verbeſſerungen, behielt dieſelben aber zurück. Als nachher *Paul Riquet* Unternehmer des Canals wurde, wuſste er Andréoſſy'n zur Mittheilung derſelben dadurch zu bewegen, daſs er ihm die Ausführung ſeiner Entwürfe zuſagte. Sie wurden auch nachher befolgt, und *Andréoſſy* dirigirte beynahe dreyſsig Jahre lang als Ingenieur die Arbeiten des Canals. Daſs er dieſen Canal wirklich projectirt habe, beweiſen nicht nur die in dieſem Werke beygebrachten Briefe, Noten und Zeugniſſe, ſondern auch der Artikel *Canal* in der *Enc. method.*, ferner die *Encyclopedie Art. Languedoc.* Indeſſen ſtarb *Fr. Andréoſſy*, ohne Reichthümer zu hinterlaſſen, als die Familie von *Paul Riquet* ſchon die Früchte ſeines Fleiſses in hohem Maaſse genoſs. Wenn wir nun gleich Riquet nicht mehr für den Urheber des Projects des Languedocker Canals erklären können: ſo ehren wir doch ſein Andenken. Gewiſs war er ein groſses Genie, indem er es wagte, die Koſten der Arbeiten des Canals zu übernehmen. Es iſt auch höchſt wahrſcheinlich, daſs er einige mathematiſche Kenntniſſe, beſonders von der Anlage der Canäle, beſaſs; denn wie hätte er ſonſt den groſsen Planen *Andréoſſy's* Zutrauen ſchenken können? Warum aber *Lalande* in ſeinem Werke über die Canäle nichts von *Fr. Andréoſſy* erwähnt, da er ihn doch, in dem Artikel *Canal* in der Encyclopädie, einen Mitgenoſſen des Ruhms von *Riquet* nennt, iſt uns ein Räthſel, und der Vf. ſagt S. 314.: „*M. de Lalande nous expliquera ſans doute cette anomalie.*“

Wir ſchlieſsen die Anzeige dieſes trefflichen Werks, mit den Worten Vauban's, als er 1686 den Canal unterſuchte: „*Je ſuis ſurpris de n'y pas voir les ſtatues de M. M. Riquet et Andréoſſy, auteurs de cette grande entreprise.*“

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Oehmigke: *Komus*, ein Taſchenbuch für Freunde der Laune, des Witzes und der Satyre, herausgegeben von X. Y. Z., aber nicht dem Verfaſſer der Fortſetzung des Schillerſchen Geiſterſehers. m. 1 Titelkupf. 1801. 120 S. 16. (14 gr.)

Jeder Kaufmann, der mit *ſchlechter* Waare handelt, verdient an ſich ſelbſt ſchon Tadel; aber doppelten verdient er dann, wenn er noch überdieſs ſeinen, wenigſtens im Vergleich mit ihm, weit beſſern Nachbar tadelt; wenn er überlaut ruft: „Hieher! hieher! dort wird Heuſaamen ſtatt chineſer Thee verkauft!“ indeſs er ſelbſt die unbrauchbarſten Kräuter zuſammenſtopft und verſchachert. — Mit dieſer oder mit einer ähnlichen Empfindung wird wahrſcheinlich jeder Leſer von Geiſtesbildung gegenwärtiges Taſchenbuch weglegen, deſſen Vf. in der Einleitung ſagt: „Unſere „Liskov und Rabner ſind längſt geſtorben, und ihnen „ſind nun auch Muſäus, von Knigge, Küſtner und „Lichtenberg gefolgt. Was iſt uns geblieben? Lei„der nichts, als der Verfaſſer von Diogenes Laterne, „der Gigantomachie, und Falk. Ihr kleiner Geiſt, „unbekannt mit der Welt, ihren Schoosſünden und „ihren Thorheiten, treibt ſich gleich dem Roſs in der „Mühle, unaufhörlich in einem ſehr beſchränktem „Kreiſe von Ideen herum, wiederholt ewig das ſchon „Geſagte in holprichten Hexametern, ſchleppenden „Reimen, oder ungefeilter Proſa, und aus Mangel „ächten Witzes werden — Pasquille gemacht.“

Was kann man von einem Schriftſteller, der ſo beginnt, und der auch im Verfolge noch einmal ſagt: „er hoffe demjenigen Theil des leſenden Publicums, „der mit Recht über die Spöttereyen und pasquillan„tiſchen Ausfälle im Falkiſchen Taſchenbuche indi„gnirt ſey, und auf eine unſchuldigere Art lachen „wolle, in dieſem und im künftigen Jahre eine frohe „Stunde zu machen“ — was kann man minder verlangen, als daſs in ihm ein *Lichtenbergius redivivus* auftreten werde? Man lieſt weiter, und findet ein ganz erbärmliches Stück- und Flickwerk. Von zwölf bis dreyzehn Aufſätzen und Gedichten durch einander iſt — mit Ausnahme der Romanze *Jonas*, die eine leidliche Verſification und ein paar ziemlich artige Einfälle hat — auch kein einziges des Druckes werth. Selbſt Themata, die unter gehöriger Feder allerdings Stoff genug dargeboten haben würden, z. B. *über die verſchiedenen Arten der Köpfe*, und von *der Seelenwanderung in die Pflanzen*, ſind hier ganz verunglückt. Es wäre denn, daſs man Schilderungen von dieſer Art: „Die Paſſionsblume beſchäftigt die Einbildungs„kraft der Schwachen mit ſeltſamen Bildern. Das „Innere der Blumen, welches doch nach den Entde„ckungen der Kräuterkundigen ihr wollüſtigſter Theil „iſt (*wo hier wohl ein Sinn ſtecken mag!*), ſtellt den „Schwachen ſehr heilige Sachen vor. In dieſe Blume „muſs die Seele einer Betſchweſter nach ihrem Tode „gefahren ſeyn“ — für Satire halten wollte. — Ueber die *Complimentir-Briefe* iſt ein Gewäſche mit Proben eingerückt, woraus man ſieht, daſs der Vf. nicht einmal Rabnern geleſen habe; denn ſonſt könnt' er doch nicht Materien, die dieſer ſchon bearbeitete, ſo unbeſchreiblich verpfuſchen.

Leipzig, b. Gräff: *Der Hahn mit neun Hühnern*, von *Chriſtian Althing*. 1800. 166 S. 8. (16 gr.)

Schon aus dem Titel werden Kunſtverſtändige errathen können, was ſie hier zu erwarten haben. — Es iſt nämlich die Geſchichte eines jungen reichen

Wüſt-

Wüstlings, der — wie er sich ausdrückt — der Vapeurs und Launen seiner vornehmen Damen überdrüssig, sich entschliesst, ein paar Classen tiefer hinabzusteigen, binnen wenigen Monaten die Gunstbezeugungen von neun Mädchen geniesst, und dann von allen neunen zu gleicher Zeit in Anspruch genommen, achte derselben durch Geld befriedigt, und der Einzigen, die ihn redlich liebt — eine Redlichkeit, die bey so bewandten Umständen noch für sehr problematisch gelten könnte! — seine Hand reicht. — Ein solches Werkchen umständlich durchzugehn, sorgfältig zu würdigen, welche von seinen Eroberungsgeschichten am feinsten, und welche am — unverschämtesten erzählt worden sey, das wäre hier eine sehr unnöthige Mühe. Dennoch sind wir der Wahrheit das Geständniss schuldig: dass der Vf. nicht ohne Witz, Leichtigkeit des Stils und Abwechselung schreibt; dass er nur ein paarmal zu wahren Unanständigkeiten — z. B. in seiner Liebesgeschichte mit der Stickerin — herabsinkt, und dass man an mehr als einem Orte Grund zur Hoffnung hat: er wird einst noch etwas — besseres schreiben. Wenn er übrigens dieses höchst muthwillige Werklein in der Maske eines — Sittenpredigers beschliesst; wenn er gegen den Schluss ausruft: „Freunde, möchte mein Beyspiel euch belehren. Kein Libertin kann hier „glücklich seyn. Ist es nicht süsser, ein holdes treues „Weib zu haben, als der feilen Wollust nachzujagen. „Die Gebrechlichkeiten, die Schmerzen, die Vorwürfe „eines freudenlosen Alters rächen sich schrecklich für „das vergeudete Leben“ — wenn wir diess mit dem Tone der vorigen 163 S. vergleichen, dann fallen uns gewisse Candidaten des Galgens in England ein, die nach einem sehr unmoralischen Leben kurz vor ihrer traurigen Erhöhung noch sehr *moralische* Reden halten; oder wir erinnern uns *wohl gar jener* Legende, in welcher der heilige Franziscus *den berüchtigten* Verführer mit dem — Pferdefusse zwang, den Bussprediger zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTSELIGKEIT. *Magdeburg*, b. Creutz: *Der glückliche Staat, oder apodictischer Beweis, dass die von Gott geoffenbarte Religion nur allein im Stande ist, das Wohl der Länder und Völker zu begründen.* Von *P. C. Schäffer*, königl. Inspector der Kirchen und Schulen der dritten Inspection des Jerichauischen Kreises im Magdeburgischen und Oberprediger zu Loburg. 1800. 66 S. 8. (6 gr.) Der Vf. beginnt mit einem sehr naiven Bekenntniss, dass „der orthodoxe Theologe „(seiner Art) von einem Verleger zum andern schicken, und, „er mag zur Vertheidigung seines Glaubens schreiben, was er „will, es bey keinem anbringen kann, weil jeder besorgen muss, „dass er es aus Mangel an Absatz, als Maculatur verbrauchen „müsse. Und wenn sich auch mit genauer Noth noch ein Verleger dazu findet, der, durch sein inneres Gefühl der Wahrheit gedrungen, sich entschliesst, die Druckkosten daran zu „wagen: so darf er (der Autor) doch wenigstens an kein Honorar dafür, wenn es auch noch so unbedeutend wäre, gedenken.“ Diess wären denn freylich bedenkliche Zeitumstände, wenn anders dergleichen Autoren nicht, durch eigenes Gefühl der Wahrheit gedrungen, lieber ohne Honorar zu schreiben, und die Druckkosten selbst daran wagen wollen, da doch, nach dem von Hn. *S.* gewählten Motto: *tandem bona causa triumphat!* Statt diesem Motto festiglich zu glauben, bricht er in der Vorerinnerung ferner in die bittersten Klagen aus, dass „die bey dem grössten Theile des Publicums in einen übeln Ruf gebrachte Orthodoxie, nur mit vieler, oft fruchtloser Mühe, über dem mächtigen Schreyen der Gegner, zum Wort kommen könne u. dgl. m.

Bey unsern Lesern mögen diese Proben von Herzenserleichterungen des *Vfs.* hinreichen, um zu beurtheilen, ob *er für sie* zum Wort gekommen seyn solle. Uebrigens eifert er gegen die sogenannte natürliche Religion, weil er sie sich nur in der gelehrten Einkleidung vorzustellen weiss, in welcher sie auf Universitäten gelehrt wird, wo es zunächst um wissenschaftliche Ueberzeugung der zu wissenschaftlichem Nachdenken vorbereiteten Studierenden zu thun ist. Viele andere verstehen glücklicher Weise schon lange die Kunst, das, was sie auf dem wissenschaftlichen Wege eingesehen haben, den nicht wissenschaftlich gebildeten dennoch klar und überzeugend zu machen; und diese, weil sie der wichtigen Bestimmung eines Volksreligionslehrers würdig zu handeln suchen, halten sich, gerade weil „eine Religion, die ein Land beglücken soll, auch den Einfältigsten glückselig zu machen im Stande seyn soll“ (S. 17.) weil demnach jedem ohne Gelehrsamkeit ihre Wahrheit muss gezeigt werden können, an diejenige Darstellung der Religion, bey welcher die Ueberzeugung weder von historischen, noch wissenschaftlichen Schweren, Untersuchungen abhängt, für welche vielmehr das Gewissen, auch des Einfältigsten, sobald man ihm sich nur verständlich zu machen weiss, seine Beystimmung giebt. Auch verdient nur eine solche allgemein fassliche Darstellung der Religion, wenn sie doch nicht auf blossem Glauben, *der die* alte Geschichte nach seiner Einsicht erzählenden und erklärenden Lehrer, sondern auf eigener innerer Beystimmung, auch des Einfältigsten, begründet wird, den Beynamen einer *natürlichen*. Der Vf. kämpft gegen eine „neue, von dem Philosophen erfundene sogenannte Vernunftreligion“ mit allen Kräften, weil „gerade die wenigsten Menschen zum schaalen Nachdenken fähig sind.“ Rec. weiss von einer solchen *erfundenen* Religion nichts. Die letzte Behauptung aber dem Vf. zuzugeben, nöthigt uns der ganze Inhalt seines Schriftchens, in welchem wir auch nicht eine Spur eigenen, wir wollen nicht sagen, scharfen, Nachdenkens aufgefunden haben. Unter vielen sehr „apodictischen“ Schlüssen, schien uns folgender S. 60. der mustermässigste: „*Wenn* die Lehren des Christenthums, wie sie unsere orthodoxen Theologen aus der Bibel geschöpft und in ihren Systemen vorgetragen haben, Wahrheit sind — und *wenigstens ist das Gegentheil noch lange nicht erwiesen, wird auch wohl, so lange die Welt steht, nicht erwiesen werden können*: — so sind sie auch *keiner Verbesserung fähig*. — — Uebrigens hat der Hr. Kirchen- und Schulinspector diese Bogen seinem regierenden König dedicirt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Februar 1801.

PHYSIK.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*, fortgesetzt von *Gilbert*. 1799 — 1800. gr. 8.

Wir haben den 1sten Band dieser reichhaltigen Annalen in Nr. 369. Jahrg. 1800. der A. L. Z. etwas ausführlich zur Kenntniss unserer Leser gebracht, um sie so genau als möglich mit dem Geiste derselben bekannt zu machen. Da die folgenden Bände in Festhaltung des Plans dem ersten ganz ähnlich sind: so dürfen wir uns kürzer dabey fassen und uns mit einer, nur noch mehr zusammengedrängten, systematischen Uebersicht begnügen. Vorläufig bemerken wir, dass die Anmerkungen des Herausg. hier bisweilen zu ganzen Abhandlungen angewachsen sind, dass sie viel Mathematik und oft Nachträge aus ältern Werken zu verwandten Gegenständen enthalten. Die Register will der Herausg. theils als Repertorien, theils als eine Geschichte der Physik, für die Zeit, in welcher die Artikel erschienen sind, angesehen haben. Mit dem 3ten Bande ist der erste Jahrgang geschlossen, und mit dem 4ten ist *Grens* Name vom Titel weggelassen worden, da überhaupt nur das 1ste Stück von ihm hergerührt hat.

Von Gegenständen *der allgemeinen Physik* enthält des IIten Bandes 1tes Stück: *Cavendish's Versuche die Dichtheit der Erde zu bestimmen*, a. d. *phil. transact.* Michells Methode liegt dabey zum Grunde. Der Apparat desselben aber, der aus einer Art Drehwaage besteht, wo an den Enden der Arme Kugeln angebracht sind, die von benachbarten grösern Bleyklumpen gezogen werden, ist von *C.* sehr verbessert worden, wo indessen doch noch manches vom Einflusse des Luftzuges zu fürchten war. Die Resultate sind in einer Tafel zusammengestellt. Vieles stimmt darin gut zusammen, indessen zeigt sich doch noch manche Abweichung sowohl in der Bewegung des Arms, als in der Schwingungszeit, das noch etwas anderm, als den Fehlern beym Beobachten, zugeschrieben werden muss. Das Mittel aus den Versuchen giebt dem Erdkörper eine Dichtheit die 5,48 mal grösser ist, als die des Wassers. Ebendas. *Aehnliche Versuche über gegenseitige Anziehung vom Hn. Hermbstädt.* An einem Waagbalken hängt eine völlig waagrechte Platte über einer Quecksilberfläche. Werden beide einander bis auf 1 oder $\frac{1}{2}$ Lin. genähert: so sinkt nach einigen Secunden die Platte herab und hängt mit dem Quecksilber zusammen. Auch zwey Quecksilberkügelchen auf einer horizontalen Glastafel einander bis auf ein paar Scrupel genähert werden sphärisch und vereinigen sich zu einem einzigen. Bey aller Nettigkeit dieser Versuche dürfte doch wohl dieser Apparat nicht so, wie der von Cavendish, die Anziehungen auf Maass und Gewicht bringen. Ebendas. theilt Hr. *Ritter Beobachtungen über den Galvanismus in der anorgischen Natur, und über den Zusammenhang der Elektricität mit der chemischen Qualität der Körper* mit. Die Verkalkungen, die jetzt bey der Voltaischen Säule an oxydirbaren Metalldräten, sehr in die Augen fallen, wenn sie bey Lagen aus Silber und Zink mit letztern in Berührung sind, beobachtete Hr. *R.* schon, wiewohl weniger merklich, in der geschlossenen einfachen Galvanischen Kette. Die Anbringung der Elektricität verstärkte die Galvanischen Processe, und zeigte sich positiv anders als negativ. II. 3. erklärt Hr. Prof. *Grimm den Ursprung der unterirdischen Wasser* aus einer langsamen Verbrennung des Wasser und Sauerstoffs in der Erde. Ebendas. noch ein paar andere *Bemerkungen über unterirdische Wasser von Baillet* und *Valliamy*, a. d. *Journ. de phys.* Hier wird es als ausgemacht angesehen, dass die Grubenwasser bloss aus den obern Gebirgslagen kommen. Ebendas. *über den besondern Schein des Wassers in der Ostsee* von *Wäström*, a. d. Schwed. Abh. Er sieht in den Buchten zur Herbstzeit im Dunkeln wie der hellblaue elektrische Funke aus, und ist der Vorbote eines plötzlichen Ost- oder Nordostwindes mit nasser Witterung, verspricht aber einen reichlichen Fischfang. Ebend. *einige barometrische Beobachtungen* a. d. *Journ. de phys.* a) *Fleurian de Bellevue* setzt die barom. Höhe am Ufer des Meers allenthalben nahe an 28″ 2‴$\frac{1}{3}$; hiermit stimmen auch andere und ältere Beobachtungen so genau überein, dass man im Mittel 28″ 2‴$\frac{1}{3}$ dafür annehmen kann. b) *Duc-la Chapelle* tägliche Veränderung der Atmosphäre am Bar. Um 7 Uhr Morg. und 10$\frac{1}{2}$ U. Ab. steigt und 2$\frac{1}{2}$ Uhr Nachm. so wie nach Mitternacht, sinkt es jeden Tag regelmässig. III. 4. *Jurine über den Versuch mit geblendeten Fledermäusen*, a. d. *Journ. de phys.* Sobald ihnen ihr vorzüglich grosses *Gehörorgan* unbrauchbar gemacht wurde, wussten sie sich nicht mehr zu finden. Hr. v. *Arnim* vermuthet, dass die Atmosphäre der Körper das Empfindungsmittel gewesen sey. IV. 1. *Grey, über das Erdbeben in England* v. 18. *Nov.* 1795. a. d. *phil. Tr.* Auch hier kündigte es sich mit Kasseln und merklichem Schnee an; übrigens lässt sich nicht entscheiden, ob es eine Erd- oder Lufterscheinung zu nennen sey. Eben so ungewiss ist es, ob es aus einem Centralpunkt nach allen Seiten oder in einem geraden Strich gegangen sey. Auch schien die Elektrici-

tricität keinen Theil daran zu haben. IV. 4. *Fabroni über chemiſche Wirkung der Metalle auf einander bey der gewöhnlichen Temperatur der Atmoſphäre*, a. d. *J. de phyſ.* Sie gehören zu den nun ſehr bekannten Erſcheinungen des Galvanismus. Auch finden ſich hier ſchon manche Beweiſe, daſs die galvaniſchen Erſcheinungen von den elektriſchen verſchieden ſind. Zu dieſen und den Aldiniſchen Verſuchen ſind auch Anmerkungen vom Hn. v. *Arnim* gekommen. Ebend. *phyſiſche Beobachtungen des* Hn. v. *Humboldt auf ſeiner Reiſe nach dem ſpaniſchen Amerika*, a. d. *Journ. de ph.* Sind in Cumana geſchrieben und ſehr vermiſchten Inhalts. Ebend. theilt Hr. v. *Buch* in einem Briefe verſchiedene *geognoſtiſche Bemerkungen* mit. V. 1. ſind *Spallanzaniſche Beobachtungen über die Scylla* und *Charybdis* aus dem 4ten Bande ſeiner Reiſen ausgezogen. V. 2. aus der *Decade phil. Gedanken* von *Patrin über die Vulcane* nach Gründen der pneumatiſchen Chemie. Die vulcaniſchen Auswürfe wären nicht ſchon zuvor als feſte Körper in der Erde vorhanden geweſen, ſondern die Laven dürften eben ſo das Product eines Kreislaufs verſchiedener Flüſsigkeiten, wie die Flüſſe ein Product des Waſſerumlaufs ſeyn. Auch ſollen die Vulcane beider Sicilien das Salz des mittelländiſchen Meers zerſetzen, und von deſſen Säure ihre Nahrung ziehen. — Mit dieſem Geſchwätz ſind 15 Seiten verdorben worden. Ebend. *Erfindung* von *Pajot-Deſcharmes*, Spiegelglas zuſammen zu löthen, auszuglühen und zu entfärben. V. 4. giebt Hr. v. *Buch* einen Auszug aus *Breislaks* phyſiſcher Topographie von Campanien, vorzüglich in mineral. geognoſt. Hinſicht, a. d. *Journ. de phyſ.* V. 4. und VI. 1. ein Auszug a. d. *Transact.* von den *phyſiſchen Merkwürdigkeiten* bey dem letzten Ausbruch des Veſuv den 15 Jun. 1794. Ebend. a. d. *Mem. ſur l'Egypte* die *chemiſche Zerlegung des Nilſchlamms* von *Regnault*. In 100 Th. 11 Waſſer, 9 Kohlenſtoff, 6 Eiſenoxyd, 4 Kieſelerde, 4 kohlenſaure Bittererde, 18 kohlenſaure Kalkerde, 48 Thonerde. VI. 1. theilt Hr. v. *Buch* Beobachtungen über die Bildung des Leucits mit, die er in den vulcaniſchen Gegenden um Rom und Neapel machte. Es ſcheint dem Vf. ganz klar, daſs ſich concentriſche Lagen um einen Mittelpunkt gebildet haben. Die Beſtandtheile des Leucits haben ſich aus der flieſsenden Lave abgeſondert und vereinigt. Die zuſammengeſetzte Bewegung dieſer Stoffe nach der Richtung des Stroms und nach dem Mittelpunkt — der Kryſtalliſation iſt die Urſache ihrer länglichen Geſtalt. Ebend. *Cavanilles über das Erdbeben* in *Peru* 1797. Aus den Riſſen der eingeſtürzten Berggipfel drang eine ungeheure Menge dicken, ſtinkenden Waſſers hervor, das ganze Dörfer bedeckte. Der See Quirotoa entzündete ſich ſo, daſs ſeine Dämpfe die benachbarten Herden erſtickten. VI. 2. *über atmoſphäriſche Ebbe und Fluth* vom Hn. von *Humboldt*. Es giebt 4 ſehr regelmäſsige Abwechſelungen der Art, in 24 St., wovon die nächtlichen die kürzeſten ſind, und die ſchlechterdings durch nichts geſtört werden. Ebend. *Vaſſalli* und *Bunira* tauchten ein pulſirendes Kälberherz in das Blut eines von einer Seuche angeſteckten Ochſens; ein anderes in das Blut eines geſunden. In erſtern hörten die Pulſationen immer früher auf. Ebend. Einige Zoophyten der Mollusken haſchten ihren Unterhalt, ohne ſehen zu können. Wenn *Olivi* eine Glastafel dazwiſchen ſezte: ſo konnten ſie dieſes in ſehr geringen Entfernungen nicht mehr. Dieſs deutet auf eine Aehnlichkeit mit den Fledermäuſen. *Heckerwelder* hat bemerkt, daſs der Neuntödter die Grashüpfer nicht zu ſeiner eigenen Koſt an die Dornen oder Zweige eines Baums befeſtigt, ſondern zu einer Lockſpeiſe, um kleine Vögel zu fangen. VI. 3. ſind *phyſikaliſche Merkwürdigkeiten aus la Perouſe Entdeckungsreiſe* vom Herausg. ausgezogen. Sie enthalten ſeine Inſtruction, Verzeichniſſe ſeiner gelehrten Begleiter, der Inſtrumente und Bücher; *ein Memorandum* der Akademie der Wiſſenſchaften *für die mitreiſenden* Phyſiker; vermiſchte phyſ. Bemerkungen und chemiſche Verſuche auf dem Pic von Teneriffa. VI. 4. aus dem *Bullet.* der *Soc. philomat. Berthollets* Bemerkung über das Radical der Salzſäure, daſs es eine dreyfache Verbindung von Sauerſtoff, wenig Waſſerſtoff und ſehr viel mehr Stickſtoff ſey. Ebend. hat Hr. *Nicolai Bötcher* etwas über Kriegsſchiffe mitgetheilt. Eigentlich Vorſchläge, wie Maſten und andere Theile des Schiffs vor Fäulniſs zu ſchützen, und ſtatt Kupfer ein dauerhafteres Material zu brauchen, z. B. Zinn- oder ſtark verzinnte Kupfer- oder Eiſenplatten. Ebend. aus dem *Bulletin* der *Soc. philom.* von *Sauſſure*, dem Sohn, über Einfluſs des Bodens auf die Beſtandtheile der Pflanzen, wo die ſonſtige Meynung widerlegt wird, daſs der Einfluſs des Bodens auf die Vegetation von dem Vermögen deſſelben, die Feuchtigkeit an ſich zu halten, abhänge.

Ueber Gegenſtände der *Bewegungslehre* findet ſich in II. 1. *Chladni's* Unterſuchungen über *drehende Schwingungen eines Stabes*, die bereits aus den Schriften der berlin. Geſellſ. bekannt ſind. Ebend. die *Beſchreibung eines Dynamometers* und der damit angeſtellten Verſuche zur Schätzung der Kräfte bey Menſchen, Thieren, und des Widerſtandes bey Maſchinen von *Regnier* a. d. *Journ.* der *Ecole polytechn.* Die Hauptſache beſteht in einer Feder mit einem kleinen Hebel, Zeiger und Gradſcheibe. Dieſe Maſchine wird mit der Hand gedrückt oder gezogen. Die Kraft eines Mannes von mittlerer Stärke, der ſeine ganze Muskelkraft im Heben anwendet, betrug 265 Pf., und die von den Händen 102 Pf. Ein ſtarker Mann übte im Ziehen (ohngefähr wie man ſich Stiefel anzieht) eine Kraft von 755 Pf. aus. Die mittlere Stärke der Weiber iſt die eines 15jährigen Jünglings, oder ungefähr $\frac{2}{3}$ von der Kraft der Männer gleich. Die mittlere Stärke eines guten Zugpferdes gab 736 Pf. Ein Menſch von mittlerer Stärke übt auf ähnliche Art nur 102 Pf. aus, und der ſtärkſte zieht nicht über 123 Pf. Wo es auf Gewicht ankommt, vermag der ſtärkere nicht viel mehr als der ſchwächere, hingegen bey Muskelkraft iſt der Unterſchied weit beträchtlicher. Bey dieſen Verſuchen zeigt ſich auch der beträchtliche Vortheil der hohen Räder etc. ſehr deutlich. Einem Wagen die erſte Bewegung zu geben, erfoderte immer die doppelte Kraft

der nachherigen Unterhaltung. Ein ungeschmierter Wagen, der 222 Pf. bedurfte, brauchte nach der Schmiere nur 133. In IV. 2. stehen *mechanische Untersuchungen von Atwood* über die Schwingungszeit der Unruhen in Taschenuhren und in Mudge's Zeithaltern; s. d. *phil. Transact.* v. 1794. VI. 1. *Viceadmiral Chapman von der richtigen Form der Schiffsanker.* Schwed. Abhandl. 1796. Es kommt hauptsächlich auf den Winkel an, den die Flügel mit dem Ankergrunde machen müssen, und der als Maximum mittelst des Differentiirens auf 112° 30′ bestimmt wird, um leicht einschneiden und zugleich den gröfsten Widerstand leisten zu können. Der Arm des Ankers mufs in einer logarithmischen Spirallinie gebogen seyn, deren Mittelpunkt in dem Ende des Schaftes ist, so dafs der Winkel, den die Tangente mit jedem nach dem Berührungspunkte gezogenen Radius macht, 112½ Gr. beträgt. Diese Theorie war schon vorher durch verschiedene Erfahrungen bestätigt.

In Beziehung auf *tropfbare Flüssigkeiten* finden wir III. 1. *Bemerkungen über das Stein- und Glashygrometer* von *Lüdicke*, in Beziehung auf I. 3. Er glaubt, dafs die Ursache, warum das Lowitzische Hygrometer vom trocknen Punkte etwas geschwinder auf den Grad der Feuchtheit der Stubenluft komme, als es nach Bestimmung des feuchten Punkts auf diesen Grad kam, — mehr in der Luft als im Steine gesucht werden müsse. Das Hochheimerische Glashygrometer würde mehr zu empfehlen seyn, wenn die Wirkung der Wärme und Kälte nicht so beträchtlich dabey wäre. Weil das Glas weit weniger, als die Luft, die Wärme leitet: so wird bey Abnahme der Luftwärme das Glas immer noch etwas wärmer seyn, und es werden sich keine Dünste aus der Luft niederschlagen. Der Schiefer hat noch nicht $\frac{1}{10}$ dieses Fehlers, welcher gegen das starke Einsaugen der Feuchtigkeit gänzlich verschwindet. Der manometrische Einfluss beträgt höchstens 0,03 Grad an des Vfs. Bogen, welches eine verschwindende Gröfse ist. Hr. *Lüdicke* hat eine Masse erfunden, aus welcher sich eben so gute Hygrometer als der Astrachanische, verfertigen lassen. In einem Zusatz beschreibt er eine schöne Krystallisation, die sich durch Abdampfen des Wassers, worin Meifsner Adlersteine lagen, gebildet hatte. Eben derselbe liefert V. 1. fernere Beyträge zur Hygrometrie. Sie betreffen Verbesserungen des neuen Hygrometersteins nebst Versuchen mit demselben. Auch die I. 3. versprochene Wärmewirkung für das Steinhygrometer. Verfahrungsart bey Bestimmung der festen Puncte. Verbesserung des Weisers. Hr. Lichan. *Voigt* beschreibt III. 1. ein *Hygrometer* aus einem Spiralförmig geschnittenen Federkiel, und Hr. Hofr. *Seiferheld* im IV. 4. ein anders sehr leicht zu verfertigendes und empfindliches *Federkielhygrometer*, daran auch Hr. *Bohnenberger* Antheil hat. Ein *Hygrometer* und *Photometer* von *Leslie* aus *Nicholsons Journal*, wird V. 3. beschrieben. Das Wesentliche steht in einer heberförmig mit parallelen Schenkeln gebogenen Glasröhre von ungleicher Länge und an beiden Enden Kugeln, wovon die eine befeuchtet und die ihr zugehörige Röhre oben eine Erweiterung hat und mit einer gefärbten Flüssigkeit gefüllt wird. In beiden Kugeln befindet sich brennbares Gas, die unbefeuchtete hat eine dunkle Farbe, die andere ist von klarem Krystallglase. Anlafs dazu war eine Prüfung dessen, was vorgeht, wenn die Luft auf eine feuchte Oberfläche wirkt. Es entsteht hier Verdunstung und diese hat Kälte zur Folge, wodurch also genau die Trockenheit der Luft und der Grad, um welchen sie vom Sättigungspunkte entfernt ist, gemessen werden kann. Auf solche Art giebt das Instrument auch ein Wärmemaafs ab. Als Photometer gebraucht, wird die andere, höher stehende, Kugel wegen ihrer Schwärze das Licht verschlucken und dadurch Wärme erzeugen, in der untern hellen aber wird dieses nicht geschehen und kann das Fallen der Flüssigkeit den Zufluss des Lichts und dessen Stärke anzeigen — IV. 3. giebt Hr. *v. Arnim* einen Beytrag zur Berichtigung des Streits über die ersten Gründe der Hygrologie und Hygrometrie, welcher fortgesetzt werden soll. V. 5. steht eine *Bemerkung* des Hn. *Zylius* über Lichtenbergs Vertheidigung des Hygrometers und der Deluc'schen Theorie vom Regen. Hn. Z. zufolge soll der seel. Lichtenberg seine ganze Preisschrift Satz für Satz durchaus falsch verstanden haben —; beyläufig wird auch Hr. Z. sehr bitter gegen den *Rec.* der Lichtenbergischen Schrift in der A. L. Z. 1800. No. 12. S. 89. ungeachtet dasjenige, was jener Rec. gesagt haben soll, nur als *Lichtenbergs Aeufserung* von ihm angeführt worden ist. So scheint hier allenthalben nichts als Mifsverständnifs zu herrschen. In II. 2. steht aus den *Ann. de Chim.* die *Beschreibung eines Araeometers* von *Say*, das eine ganz neue Einrichtung hat. Es wird in einem Behältnifs das Volumen der darin befindlichen Luft einmal ganz, und das anderemal nach Abzug dessen, was ein darin liegender Körper einnimmt, gemessen und berechnet. Zum leichten, gemeinen Gebrauch dient es nicht; auch verstattet es selbst nicht den höchsten Grad von Genauigkeit. Hr. *v. Arnim* hat eine *Anweisung*, wie dieses Werkzeug ohne Barometerbeobachtungen zu gebrauchen sey, auch einen allgemeinen Beweis des Mariottischen Gesetzes mit Bemerkungen darüber beygefügt. In VI. 1. wird die Frage beantwortet: Wer hat das Araeometer erfunden? — In den *Ann. de Chimie* hat *Salverte* aus einem Gedichte des Grammatikers *Rhemnius Fannius Palaemon de pond. et mens.* (am Ende von Priscians Werken) der unter Tiber. Calig. und Claud. lebte, gezeigt, dafs die Senkwaage weit älter sey als Hypatia, die insgemein für die Erfinderin gehalten wird. Sehr ausführlich sind II. 4., III. 2. u. IV. 1. die *Bemerkungen von Vince über die Bewegung und den Widerstand flüssiger Körper* aus den *phil. Transact.* 1795, 98. mitgetheilt und an dieselben schliefst sich der folgende Aufsatz von *Venturi* an: *über die Seitenmittheilung der Bewegung in flüssigen Körpern;* angewandt auf die Erklärung hydraulischer Erscheinungen. Hier auch verschiedenes von der Natur der Pfeifentöne. III. 1. *Venturi über Verengerung des Wasserstrahls* bey der

Aus-

Ausströmung durch Oeffnungen in dünnen Platten. Ist eine Zugabe zu seinen *Recherches experim.* Es wird gegen *Lorgna* bewiesen, dass der sich verengernde Theil des Strahls nicht eine Fortsetzung der Newtonschen Catarracta, und die Geschwindigkeit in der verengerten Stelle fast die nämliche sey, welche zur Höhe des Wasserstandes als Fallhöhe gehört. Der Querschnitt der grösten Verengerung ist 0, 64 von der Oeffnung. Es schien *Venturi* nöthig, hiebey von einem gewissen Princip auszugehen, dessen Entbehrlichkeit aber Hr. *Busse* IV. 1. zeigt, indem sich die Haupterscheinung schon aus deutlichen und anerkannten Gründen der Mechanik erklären lässt. In IV. 2. stehen *einige Bemerkungen und Versuche über die von Hassenfratz erregten Zweifel gegen die Richtigkeit der gewöhnlichen hydrostatischen Bestimmung des spec. Gewichts* von Prof. *Schmidt* in Giessen. Aus den mitgetheilten Versuchen folgt, dass der von der Cohäsion und Trägheit der Flüssigkeit herrührende Widerstand allerdings einen schädlichen Einfluss auf die Gewichtsbestimmung haben kann, der desto grosser wird, je grösser die Stossfläche des eingetauchten Körpers, je kleiner sein relatives Gewicht und je unempfindlicher die Waage ist. IV. 3. *Hassenfratz über einige scheinbare Anomalien im specif. Gewicht durch Verbindung verschiedener Stoffe mit dem Wasser im Hombergischen Araeometer*, a. d. *ann. de Chemie*. Sie betreffen den Kalk in verschiedenem Zustande, Alaune, Salpeter. Die Ursachen der Abweichung werden entwickelt und auf viererley gebracht. Hierzu eine *Anmerkung des Hn. v. Arnim*, die eine Kritik der Erklärungsgründe von *Hassenfratz*, so wie der Einwendungen von Hn. *Schmidt* gegen den Hassenfratzischen Aufsatz enthält. Es wird doch der Adhärenz die Hassenfratz annimmt, das Wort geredet. Am Ende auch eine Vertheidigung des Satzes, dass die Länge der Haarröhrchen auf den Stand der Flüssigkeit in ihnen, einen merklichen Einfluss habe. V. 2. aus den Böhmischen Abhandl. *Gerstners Versuche über die Flüssigkeit des Wassers bey verschiedenen Temperaturen.* Sind auch schon in der A. L. Z. angezeigt. VI. 4. aus *Nicholf. Journ. Beschreibung der hydrostatischen Lampe* des Hn. *Keir*. Die innere Einrichtung ist ungefähr wie beym Heronsbrunnen, wo Salzwasser in einer bis an den Boden reichenden Röhre das Oel in einer andern bis zum Dacht in die Höhe drückt, das dann im umgekehrten Verhältniss seines specif. Gewichts gegen das vom Salzwasser in die Höhe tritt. Man kann hiebey jeden Dachtappat anbringen; der vollen Erleuchtung des Lichts ist nirgends etwas im Wege und das Oel kann nie überlaufen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN: *Theoretisch-praktisches Handbuch für Maler, Illuminirer, Zeichner, Kupferstecher, Kupferdrucker und Formschneider, worinnen man den Gebrauch der Farben nebst Zubereitung derselben nach systematischen Grundsätzen bekannter Autoren sehr leicht erkennen und erlernen (?) kann. Nebst einer praktischen Abhandlung von den verschiedenen Arten der Malerey auf Leinwand, Seide, Glas, Wachs, Mauern, mit Oel, en mignature und Fresco zu arbeiten.* Zusammengetragen von einem *Liebhaber der schönen Künste.* 1800. 12½ B. 8. u. Regist.

Wir haben den weitläuftigen Titel ganz abgeschrieben, weil er den Inhalt des Werks vollständig auslegt. Sonst ist von ihm nichts weiter zu sagen, als dass man überall den blossen Dilettanten, oder was hier ungefähr gleichviel sagen will, den oberflächlichen Kunstlehrer gewahr wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Leipzig*, b. Linke: *An alle deutsche Hausväter und Hausmütter, ein Wort zu seiner Zeit über den Verbrauch ausländischer Produkte und Waaren*, nebst einer Anweisung, wie sich ein jeder auf die leichteste Art seine Kaffee- Thee- und Zuckersurrogate selbst bereiten kann. 1800. 60 S. 8. (4 gr.) In der Vorrede zürnt der Vf. nicht wenig mit unsern Hausvätern und Hausmüttern, dass sie jährlich für Kaffee 25, und für Thee 5 Millionen (wie viel aber noch für Zucker und andre Waaren?) an England abgeben, und empfiehlt dagegen zu Surrogaten unsre einheimischen Produkte, deren Bereitung, Würdigung und Gebrauch sehr gut dargestellt wird. Unter unsern Theesurrogaten hätte das Bergpeterlein, *Oreoselinum*, L. nicht nur nicht ausgelassen, sondern ihm sogar der erste Platz angewiesen werden sollen. Unter den Zuckersyrup-Surrogaten von Baumfrüchten hätte nebst dem von Pflaumen oder Zwetschen auch der Syrup von wilden oder sogenannten Feldbirnen genannt werden sollen, da unsre Bauern in den sächsischen Ei… schon längst sich einen sehr gut schmeckenden Syrup … sich und ihre Bienen daraus zu bereiten gewusst haben; … le edle Birnarten ungerechnet, die zu diesem Zweck vorz… lich geeignet sind. Sollte sich, woran bisher noch keiner … dacht hat, aus den von Winterfrösten sehr angenehm … gewordenen, Stengeln des braunen oder grünen Kohls, … gemeiniglich nach verbrauchten Blättern als unnütz weg… worfen oder stehen gelassen werden, nicht gleichfalls ein … ter Zucker oder Syrup ziehen lassen?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Februar 1801.

PHYSIK.

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*, fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber *gasförmige Flüssigkeiten* werden folgende Aufsätze geliefert: II. 2. aus *Nicholson's Journ. Beschreibung eines Apparats von Pearson, durch Verbrennung der entzündbaren Luft Wasser zu erhalten.* Eine Art Gazometer, der blos aus dem Verbrennungsballon, zweyen Flaschen für die beiderley Gasarten und einer Wasserwanne besteht, worin sich dieselben befinden. Der folgende Artikel enthält Nachrichten von verschiedenen Gazometern, und eine Beschreibung des von *Seguin* erfundenen, aus dem *Bullet. der Soc. phil.* Es ist viel zusammengesetzter, als das Cuthbertsonsche, und scheint allein zur Mischung von Gasarten unter einem gewissen Druck, nicht aber zur Wassererzeugung, bestimmt zu seyn. Es soll die Verbesserungen unnöthig machen, die beym Lavoisierschen wegen Veränderung des Barometerstandes während des Versuchs erfoderlich sind. Die Beschreibung ist nicht vollkommen genug. Ebendaselbst aus den *Ann. de Chem.* und *Nicholson Versuche der Gesellschaft Amsterdammer Physiker über drey verschiedene Arten von kohlenhaltigen Wasserstoffgas*, die sich aus Alcohol und Aether entwickeln lassen. Bereitungsart und Eigenschaften werden genau angegeben, auch mehrere verwandte Versuche mit beygebracht. Wenn dieses Gas durch Absetzung von etwas Wärmestoff dichter wird: so ist es beym Zutritt von Sauerstoff geschickt, ein Oel zu erzeugen, verliert aber diese Eigenschaft wieder durchs Erwärmen und Elektrisiren. Wirklich ist man hierdurch auf den Weg gekommen, Oel durch die Kunst zu bereiten. Weiterhin stehen auch *neue Versuche der Amsterdammer Physiker über die angebliche Verwandlung des Wassers in Stickgas*, aus den *Ann. de Chemie*. Sie beziehen sich auf den *Würzerschen* Versuch, wo Wassertropfen in zwey zusammengesetzte glühende kupferne Halbkugeln waren gebracht worden, und Kohlengas, am meisten aber Stickgas entstand. Als aber die Amsterdammer die Kugel aus dem Ganzen machen liessen, so dass keine atmosphärische Luft eindringen konnte, zeigte sich weder Kohlen- noch Stickgas; zur Bildung des ersten hatte bey Würzern der Kitt, und zu letztem das Eindringen der äussern Luft beygetragen. *Eine Prüfung des Würzerschen Versuchs*, vom Hn. *v. Hauch.* H. 4. Man kann es durch diese, mit dem vollkommensten Apparat angestellte Versuche, als ganz entschieden ansehen, dass blosse Hitze kein Wasser in Gas verwandeln kann, und dass da, wo sich auf diesem Wege Gas gezeigt hat, selbiges entweder aus dem Wasser ausgeschieden worden, oder von Aussen in die Geräthschaft gedrungen sey. II. 4. *Candolle über das Verschlucken verschiedener Gasarten durch die Kohle*, aus dem *Journ. de phys.* Enthält eine ausführliche Nachricht über die Versuche des D. *Rouppe* und D. *van Norden*. Eine gleiche Quantität Holzkohle verschluckt Wasserstoffgas 25 Zoll; von Sauerstoffgas aber 49 Zoll. Bringt man die Kohle, nachdem sie die eine Gasart eingesogen hat, in einen mit Quecksilber gesperrten Recipienten, der die andere Gasart enthält: so steigt das Thermometer, und der Recipient zeigt viel Wasserdunst. Die Erklärung dieses Phänomens soll in der Folge gegeben werden. Rec. erklärt es sich so, dass die Kohle auf die Basis beider Gasarten so stark wirkt, dass jetzt das Wasser aus ihnen schon bey einer *niedrigen* Temperatur entbunden werden kann, und wo zugleich die Wärme, woran das Wasser vorher gebunden war, frey wird. Ebend. wird aus den *Ann. de Chemie*, von *Guytons Verbrennung des Diamants in Sauerstoffgas* aus salzsaurem Kali, Nachricht gegeben. Die Verbrennung geschah in einem mit Quecksilber gesperrten Recipienten, durch ein Tschirnhausensches Brennglas. Der Diamant wog 3,77 Gr., und ward nach 20 Min. völlig verzehrt. Es verschwanden dabey 17,88 Kohlenstoff (vom Diamanten) und 82,12 Sauerstoff, welche gesättigte Kohlensäure bildeten. Der Diamant ist nach den angehängten Resultaten als *reiner* Kohlenstoff anzusehen. Hiermit stehen die *Guytonschen Versuche* III. 1. u. IV. 4. *mittelst des Diamanten das weiche Eisen in Gussstahl zu verwandeln*, aus den *Ann. de Chemie*, in Verbindung. Ein kleiner eiserner verschlossener Tiegel, in welchem ein Diamant mit Eisenfeil umgeben war, schmolz zu einer homogenen, dem Gussstahl völlig ähnlichen, Masse. V. 3. Hr. *Anckel* erhielt in verdünnter Luft unter einem Recipienten aus einer Mischung von Bierhefen, Wasser und Zucker, nach 4 Tagen Essig, wo gleiche Mischungen in freyer Luft keinen gaben. VI. 1. *Emmert über die Wirkung einiger unverbrennlichen Stoffe auf die atmosphärische Luft*, aus dessen Inauguraldissertation. Die Versuche wurden durch Humboldts Entdeckungen veranlasst. In der Schnelligkeit der Absorbirung übertrifft die Dammerde (*humus*) alle andere Stoffe. Dann folgen in der Ordnung: Eisenkalk, Thon, reine Kalkerde. Das Resultat der gegenwärtigen Versuche unterscheidet sich von den

Humboldtschen Bemerkungen noch durch die wahrgenommene Absorbirung der Stick- und brennbaren Luft von den einfachen Erden, wodurch der Nutzen der Brache, die Bildung der Salpetersäure ohne Beytritt organischer Stoffe, die Wirkung feuchter Oerter auf die Luft etc. noch einleuchtender erklärt wird. VI. 2. Aus *Nicholson's* Journal: *Ueber die stinkende Luft, die aus unterirrdischen Canälen hervorsteigt.* Besteht, wegen Anlaufen des Silbers, wahrscheinlich aus hepatischer Luft und faulichten Ausflüssen. Wenn nun Regen bevorsteht, und das Barometer sinkt: so kann der Druck der Atmosphäre die Elasticität dieser Gruben Luft nicht mehr zurückhalten. = Für die pneumatische Medicin. II. 4. und VI. 1. *Athembarkeit des sauerstoffhaltigen Stickgas, von Davy.* Dieser entdeckte, dass Priestleys dephlog. Salpetergas, bey völliger Befreyung von nitrösem Gas, nicht allein geathmet werden könne, sondern auch das thierische Leben länger unterhalte, als die gemeine Luft. Es bringt überdem, wie in der Folge gemeldet wird, eine Art von angenehmen und unschädlichen Delirium hervor, das bald wieder vorübergeht, heilt Lähmungen, afficirt aber hysterische und hypochondrische Personen weniger angenehm. Die Reinigkeit wird daran erkannt, dass der Schwefel darin mit rosenrother Flamme brennt. Er möchte es lieber nitröses Oxyd nennen. Es wird am reinsten aus möglichst trocknem salpetersauren Ammoniac bereitet. — Hier auch noch von Lichterzeugung unter Wasser und in mephitischen Gasarten, Zersetzung ammonicalischer Salze. VI. 2. *Beddoes Erklärung* wegen nicht geglückter Versuche mit geathmeten oxydirten Stickgas; wohin vorzüglich gehört, wenn die Lungen vorher nicht genug von atmosphärischer Luft ausgeleert worden sind. IV. 4. *Galitzin vom Einfluss verschiedener Gasarten auf das Keimen der Saamen*, aus einer Vorlesung im Reichsanzeiger. — Von barometrischen Werkzeugen. II. 3. *Beschreibung neuer Barometer, mit Zusätzen*, von *Arnim*: 1) *Prony's*, an einer Waage, aus dem *Bull. de la Soc. philom.* 2) *Conte's*, drey neue; bey den beiden ersten hat die Temperatur zu viel Einfluss; das dritte ist so eingerichtet, dass das Queckfilber, welches bey geringerm Luftdruck sinkt, ganz aus dem Instrument ausfliesst, und ein vorheriges und nachheriges Abwägen, giebt das Sinken genau an. 3) *v. Humboldt's* Reisebarometer, aus dem *Journ. de phys.* 4) *Gödekings* Reisebarometer, eigentlich nur eine Verbesserung des vorigen aus Scherers Journ. 5) Verbesserung des Branderischen Heberbarometers, von Mechon. *Voigt.* Derselbe in IV. 4. über das verbesserte Hasische Barometer. VI. 1. Oberst *Müllers verbesserter Barometer.* Er verkleinert die beym Gefässbarometer oben befestigte Scale um so viel, als es das Verhältniss der Oberflächen des Queckfilbers im Gefäss und in der Röhre erfodert. Das Ganze ist wirklich sehr sinnreich. VI. 1. Hn. *v. Buch über den Gang des Barometers*, aus dem *Journ. de phys.* Der Hauptsatz, der hier aufgestellt wird, ist, dass die Barometerhöhe und deren Veränderung nicht vom Zustande der Erdfläche abhänge, sondern so, wie die Tags- und Jahrszeiten eine kosmische Wirkung sey; auch nehmen die Barometerveränderungen ab, wie man sich dem Aequator nähert, und dort stimmt der Gang der Witterung genau mit dem Gange der Temperatur nach verkehrter Abhängigkeit überein. VI. 4. *Rodig* Beschreibung eines leicht selbst zu verfertigenden Barometers. Ist im Grunde das erste Torricellische mit unausgekochtem Queckfilber und ohne festes Niveau. Zur Prüfung der Luft: V. 2. Hn. Prof. *Grimm Beschreibung eines neuen von Klingert in Breslau angegebenen und verfertigten Eudiometers.* Im Wesentlichen, wie das Fontanaische, aber so sehr zusammengesetzt, dass es schwerlich in gemeinen Gebrauch kommen wird. V. 3. *Berthollets Bemerkungen über die Eudiometrie*, aus den *Mem. sur l'Aegypte.* Zum Theil gegen *v. Humboldts* Methode. Der *flüssigen* Schwefelleber giebt er den Vorzug vor der festen, noch mehr aber empfiehlt er die langsame Verbrennung des Phosphors. VI. 4. *v. Arnim über einige bisher nicht beachtete* Ursachen des *Irrthums, bey Versuchen mit dem Eudiometer.* Betrifft die Temperatur, Compressibilität und hygroscopische Beschaffenheit der Luft und das Verhältniss des Salpetergas zur Sättigung des Sauerstoffs in der atmosphärischen Luft. Auch für das Phosphoreudiometer, das durch Parrots und Berthollets Bemühungen vom Vorwurf der Unbestimmtheit gerettet worden, werden Vorschläge gethan, um die Verbesserungen leicht zu erhalten. VI. 4. Kurze Nachricht von *Berthollets Untersuchungen über das Salpetergas in eudiometrischer Rücksicht*, aus dem *Bull. de la Soc. philom.*, gegen ein paar Humboldtische Behauptungen. — Zur Fortpflanzung des Schalls: III. 2. *Perolle über die Fortpflanzung des Schalles durch feste und flüssige Körper*; Resonanz musikalischer Instrumente, aus den *Turiner Mem.* von 1790. *Ebendesselben Bemerkungen zu Chladni's Versuchen über Pfeifentöne in künstlichen Gasarten*, mit Gegenbemerkungen und Zusätzen. Sie beziehen sich auf die von Chladni im Voigtischen Magazin erzählten Versuche. Der scheinbare Widerspruch zwischen beiderley Versuchen hebt sich sogleich dadurch, dass Perolle in den Gasarten *Glocken*, Chladni hingegen *Pfeifen* gebrauchte. Durch jene konnte also nur Stärke und *Schwäche* der Töne bestimmt werden, bey diesen hingegen ist von *Höhe* und *Tiefe* die Rede; der Chladnische Apparat könnte zu einem Werkzeug dienen, die wahre Beschaffenheit der Gasarten zu prüfen. IV. 1. *Gesetze für die Stärke der Schallfortpflanzung durch feste und flüssige Stoffe, v. Arnim.* Ein Zusatz zu den Perollischen. Das allgemeine Gesetz ist, dass die Stärke in dem Verhältniss der Cohäsion der Stoffe steht. III. 2. *Nicholsons Bemerkung über den Schall und die akustischen Instrumente*, aus dessen Journal. Ein Instrument, welches den Schall auffangen und verstärken soll, erfodert nicht allein einen äussern Theil, um fremdartige Töne abzuhalten, und zurückwerfende Flächen, um die unmittelbaren Luftschwingungen zu verstärken, sondern auch eine Art von Trommelfell. V. 1. *Chladni's neue Art, die Geschwindigkeit der Schwingungen bey jedem Ton durch den Augenschein zu bestimmen, nebst Vorschlag zu einer fe-*

Tonhöhe. Man spannt einen eisernen Stab ½ Zoll breit und 1 Linie dick in einen Schraubenstock, so dass das herausragende Stück in 1 Secunde 4 Schwingungen macht. Verkürzt man ihn um die Hälfte durch neues Einspannen: so macht er 16 Schwingungen in 1 Secunde, die aber weder gezählt, noch gehört werden können. Nimmt man abermals die Hälfte: so kommen 64 Schwingungen, und man erhält einen Ton, der mit dem Contra C übereinkommt. Zur festen Tonhöhe wird diejenige vorgeschlagen, wo die Zahl der Schwingungen in 1 Secunde von jenem C eine Potenz von 2 ist. In V. 4. wird aus *Nicholsons Journal eine neue Art Ventilator von Boswell* beschrieben. Der Luftstrom, der bey den Wassertrommeln durch einen Wasserfall bewirkt wird, ist hier durch einen Windstrom hervorgebracht worden; ungefähr wie bey den Parrotischen Luftreinigern. VI. 1. *Little's Luftpumpen*, aus den *irländischen Transact.* und *Nicholson's Journ.* Die mannichfaltige Zusammensetzung wird dieses Instrument etwas kostbar machen. Ein Hauptstück desselben ist eine Circulationsröhre. Wenn nämlich das Ventil über der Ladebüchse des Stiefels geschlossen, dabey der Hahn so gedreht ist, dass die Verbindung jener Röhre mit dem Stiefel frey ist, und man den Kolben hineintreibt: so wird die unter dem Kolben befindliche Luft gezwungen, durch diese Röhre in den Stiefel über den Stempel zu treten, und so umgekehrt, wenn der Kolben zurück gezogen wird.

Für die Lehre vom *Licht*: II. 2. *Ueber die von Sömmering entdeckte Oeffnung in der Netzhaut*, von *Home*, aus *phil. Transact.* IV. 4. *Brugnatelli über die verschiedenen Zustände, in welchen der Lichtstoff vorkommt*, aus *Annali di Chimica*. Er unterscheidet dreyerley: 1) chemisches gebundenes Licht im Stickgas, Phosphor, Schwefel (vielleicht am reichlichsten im Sauerstoffgas). 2) Mechanisch unsichtbar angehäuftes, im erhitzenden Barometer. 3) Sichtbar angehäuftes im Bologneser Stein. V. 4. Hn. *v. Arnim's* Anmerkungen zur Lichttheorie. Ungeachtet man fast bey allen Oxydationsprocessen Entstehung von Elektricität wahrnimmt: so ist doch solches bey Oxydationen mit Lichtentwickelung nicht der Fall. Alles, was Leiter in der elektrischen Kette ist, ist Nichtleiter in der Lichtkette, und so umgekehrt. Weiterhin Entwürfe zu Versuchen über das Verhältniss der Lichtstärke zur Farbe des Himmels. V. 4. *Wärmeverhältniss der farbigten Strahlen des Sonnenlichts*, von *Herschel*. Ein Thermometer in das Farbenspectrum gestellt, zeigte in den Strahlen desto mehr Wärme, je weniger brechbar sie waren, und am meisten an der Seite der roten, wo sich gar keine sichtbaren Strahlen mehr zeigten. V. 3. *Beschreibung eines kleinen Schwungrades, die Verwandlung der Regenbogenfarben in weiss herzustellen, sammt Bemerkungen und Versuchen über die dazu nöthige Eintheilung des Farbenbildes*, von *Hedicke*. An einer verticalen Spindel steckt oben eine horizontale Scheibe, auf der 12 einzelne Farben in ungleichen Abtheilungen aufgetragen sind. Die Spindel wird durch eine umgewickelte Schnur gedreht. Am Ende auch Vergleichungen der Farben mit Tönen, wo sich bemerken lässt, dass alle Accorde in Dur und Mol sich dem reinen Weiss sehr nähern. VI. 2. *Wirkung des Lichts auf Hirn- und Nervensubstanz, beobachtet von Le Febure*, aus dessen *Recherches et decouv.* Der Vf. erhielt Wasserstoffgas; Hr. *v. Arnim*, *Emmert* und *Reuss* hingegen bey völlig ähnlichem Verfahren, kein Bläschen. Von dioptrischen Gegenständen besonders: III. 2. und VI. 4. *Hällström Erklärung einer optischen Erscheinung*, welche in Wasser getauchte Gegenstände verdoppelt zeigt, aus einer Dissertation desselben. Bezieht sich auf Priestley's Geschichte der Optik, von Klügel S. 392. Sie wird dort aus Beugung und Brechung des Lichts erklärt; hier aber sind die Bedingungen genauer angegeben, unter welchen man die Erscheinung erhält; auch wird die Erklärung blos aus der Brechung hergeleitet, ungefähr so wie die vervielfachten Bilder beym Polyeder erklärt werden. III. 2. *Ueber scheinbare Verdoppelung der Gegenstände für das Auge*, von Hn. *v. Arnim*. Er sah ein Licht mit dem einen Auge durch eine Oeffnung, und eben dasselbe auch noch besonders mit dem blossen Auge, und hält diese Erscheinung für bisher noch nicht beschrieben; dem Rec. dünkt sie aber mit den in der Anmerkung erwähnten ziemlich einerley zu seyn. III. 3. *Huddart Beobachtungen über die horizontale Strahlenbrechung bey irdischen Gegenständen und Vertiefung des Seehorizonts*, aus *philos. Transact.* Ist mit der Büschischen Beschreibung sehr übereinstimmend. Kurz vor dem Sturme sieht man die Küsten hoch über der See und durch einen grossen Zwischenraum davon getrennt. H. meynt, durch aufsteigende Dünste werde die Luft nach der Höhe hin dichter, und der Strahl bekomme eine, der gewöhnlichen, entgegengesetzte Krümmung. Ebend. *Beobachtungen der Hn. Roy, Dalby und anderer Astronomen, über die Grösse der irdischen Strahlenbrechung*, mit Bemerkungen des Herausg. Ferner ein *Auszug aus Büsch's bekannter Abhandlung: Tractatus duo optici argumenti.* Hamb. 1783 zur Vergleichung mit jenem. Eine kurze Erwähnung der Hauptsache, ohne die ganze Reihe von einzelnen Fällen, wäre wohl zureichend gewesen. *Beobachtungen besonderer Strahlenbrechungen*, von *Boscowich*, *Monge*, *Ellicot*. Eben so wie die von Büsch beschriebene, und die Erklärung, wie die Huddartsche. III. 4. *Beobachtung über die Strahlenbrechung auf erwärmten Flächen*, von *Gruber*. Schon seit 1787 bekannt. Ebend. *Beobachtung über die Brechung der Lichtstrahlen, die nah über der Erde hinfahren*, von *Woltmann*; auch seit 1796 bekannt. IV. 2. *Vince über eine sehr ungewöhnliche Horizontalrefraction*, aus den *phil. Transact.* V. sah mit dem Fernrohr über der See zwey Bilder, ein verkehrtes und ein aufrechtes, eben über einem zum Theil unter dem Horizonte stehenden Schiffe; ein andermal nur ein einziges verkehrtes. Diese Bilder schossen auf und senkten sich wie Strahlen eines Nordlichts. Im Ganzen auch wie bey *Huddart*. IV. 2. *Latham von einer merkwürdigen atmosphärischen Refraction*. Ebendaher. Zu Hastings

konnte man die französische Küste der Piccardie sehen, da man sonst mit den besten Fernröhren in dieser 9 bis 11 geographische Meilen weiten Entfernung nichts entdecken kann. Es war heiter und Windstille, aber die schmalen Wimpel auf den Böten zeigten des Morgens auf alle Striche der Windrose. V. 4. *Eine merkwürdige Erscheinung durch ungewöhnliche Strahlenbrechung*, von Hn. *Heim* beobachtet. Eine Lichtzone an beynahe 5 Meilen vom Beobachter entfernten Bergen, wodurch auch diese selbst sichtbar wurden. Kommt sehr mit der vorigen *Lathamschen* Beobachtung überein. VI. 2. *Fabbroni's Bestimmung des Brechungsvermögens verschiedener Flüssigkeiten*, aus dem *Journ. de phys.* 27 verschiedene, lauter geistige und ölichte, variiren von 58 bis 72 Lin. Brennweite. IV. 2 *Einfluss des Sonnenlichts auf die Verdunstung des Wassers*, von *Heller*. Es kam bey diesen Beobachtungen nicht blos auf die absolute von Wärme des verdunstenden Wassers, sondern auch mit auf die Menge und Stärke des Lichts an, das jene Wärme berührt. Ebend. *Dioptrische Bemerkungen*, von *Nicholson*, aus dessen Journal, wie man das Glas zu optischen Gebrauch untersuchen und die Unvollkommenheit desselben erkennen könne. Verfertigung guter Micrometer-Glaskügelchen. Verbesserung der Fernröhre, in dem man das Ocular, so wie den Augenstern, nach Belieben verengert und erweitert. IV. 3. *Rochon über den Gebrauch der Platina zu Spiegeltelescopen* etc., aus dem *Journ. de phys.* Die körnigte Platina wird im heftigsten Glühfeuer, mit Hülfe des Salpeters und der Glasgalle, geschmolzen; dazu setzt man $\frac{1}{3}$ gewöhnliches Spiegelmetall, und giesst es im heftigsten Feuer, mittelst des Salpeters, 5 bis 6mal nach einander. Ferner: Bemerkungen über die Erfindung der achromatischen Fernröhren und Vervollkommnung des Flintglases. Das Mehreste steht schon in des Vfs. Memoire von 1783. V. 2. *Einige optische Bemerkungen, besonders über die Reflexibilität der Lichtstrahlen*, von *Prevost*, aus den *phil. Transact.*, betreffen vornehmlich die Broughamischen Versuche. Aus allem geht deutlich hervor, dass in Broughams Versuchen die ungleiche Reflexion der homogenen farbigen Strahlen keineswegs einer angeblichen verschiedenen Reflexibilität, sondern blos der Krümmung der zurückwerfenden Fläche, die Brougham gebrauchte, zuzuschreiben sey. IV. 4. *Nachricht von einem Versuche des Hn. Abildgaard*, wo rother Quecksilberkalk im leeren Raume dem Sonnenlicht ausgesetzt, auf der Oberfläche schwarz geworden, und Wasser an den Glaswänden abgesetzt hatte, aus den *Ann. de Chimie*. Sind hier keine Fehler vorgegangen: so dürfte diese Thatsache schwerlich mit dem antiphlogistischen Systeme vereinbar seyn, da man nicht sieht, woher das Wasser kommen soll, indem weder Hydrogene noch Wasserdampf im Apparate gegenwärtig war. VI. 2. *Beschreibung einer neuen Art von achromatischen Fernröhren oder sogenannten colonatischen Teleskopen*, von *Rob. Blair*, aus den *Edinb. Transact.* und *Nicholson* Journal. Die Sache ist schon etwas alt, und neuerlich nicht weiter erwähnt worden, also wahrscheinlich von keinem Werth. Ebend. *Nicholson über die vermeyntliche Verbesserung achromatischer Objectivlinsen durch das Zusammenleimen.* La Lande, der sonst dieser Methode Beyfall gab, hat neuerlich geäussert, dass, nach einer grossen Anzahl von Erfahrungen, dieses Zusammenleimen nichts nutze.

(Die Fortsetzung folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lausanne, b. Vincent: *Etrennes Helvetiennes et patriotiques pour l'an de Grace* 1801. 144 S. 12.

Hr. *Bridel* fängt an, seinen im vorigen Jahre unterbrochenen Almanach wieder fortzusetzen. Den grössten Theil desselben nimmt die Beschreibung einer Reise ein, die der Vf. an den Lauson-, Arn- und Lowerzersee machte, d. h. durch einen grossen Theil des Berner Oberlandes in den Canton Schwiz. Sie ist interessant, wie alles, was dieser Schriftsteller über sein Vaterland geliefert hat, aber fast etwas zu kleinlich und umständlich für den Gegenstand, und besonders für den entfernten Leser. Auf diese Beschreibung folgen einige Seiten voll Noten, worin eine Menge Localbenennungen erklärt werden, die der Vf. für celtisch hält. — Höchst rührend und traurig interessant ist das Fragment einer Reise, die Hr. B. im Julius 1800 durch einen Theil der verwüsteten Cantons machte. Wir haben alle, mehr oder weniger, zu seiner Zeit von diesen Verheerungen gelesen; aber schrecklich ist es, das Alles in einem allgemeinen Gemälde dargestellt zu sehen, und dem Vf. von Ort zu Ort zu folgen. Auch ist diese Beschreibung mit interessanten Anekdoten gemischt. — Fragment einer Rede von Carnot und Commentar darüber von einem Einwohner von Schwiz. — Brief eines Schwyzers an einen seiner Mitbürger im Waadtlande. Dieser enthält ein vollständiges Verzeichniss aller Verheerungen, durch die ein Theil der Schweiz zu Grunde gerichtet ist, und die Zahl der Häuser, die in jedem Orte eingeäschert worden sind. — Nachricht über die wohlthätigen Beyträge, die den Unglücklichen zugekommen sind. — Endlich eine ausführliche umständliche Nachricht von der Gemeinde Chateau d'Oex und von dem letzten Brande. — Das Kupfer, das den Hafen von Lausanne, Ouchy, vorstellt, ist zu schlecht, als dass man es zu einer Titelvignette hätte geben sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1801.

PHYSIK.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren;* fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das zur *Wärmelehre* gehörige ist meist aus *Rumfords Essays.* II. 3. aus dem VII. Essay: *Ueber die Fortpflanzung der Wärme in Flüssigkeiten*, mit Bemerkungen von *Nicholson* und *Pictet* in ihren Auszügen. Es wird hier die Vermuthung geäufsert, dafs die chemische Wahlverwandtschaft eine blofse Wirkung der Temperatur sey. Auch noch mancherley andere Vermuthungen z. B. über die mechanischen Principien des thierischen Lebens. Das Leben der Thiere beruhe auf den innern Bewegungen, welche in ihren Säften durch die ungleiche Vertheilung der Wärme hervorgebracht werden, und es sey vielleicht der Reiz immer nur die blofse mechanische Wirkung der Mittheilung der Wärme. III. 3. meist aus dem I. Essay, beschäftigt sich vornehmlich mit der Reflexion des Luftstroms, der zum Verbrennen dient. Ein hinlänglich starker Windstofs könne sogar schon entzündetes Schiefspulver auslöschen. Rumford sagt hier S. 330. Wasser und tropfbare Flüssigkeiten aller Art wären Leiter der Wärme, und in den folgenden Essays erklärt er diese für völlige Nichtleiter. Er nimmt übrigens die Art der Leitung bey Wasser anders als bey festen Körpern an, bey erstem nämlich durch Strömungen. Dafs Sägespäne, Asche etc. so gute Nichtleiter sind, rühre vielleicht von der dazwischen befindlichen Luft her, welche der beste Nichtleiter ist. Indessen macht die Nichtleitung des Glases hier eine besondere Abweichung. Man sollte deshalb in heifsen Ländern eben sowohl doppelte Fenster zur Haltung der Hitze gebrauchen. Das Löthrohr thut jeder eingeblasenen Luftart gleiche Wirkung. In den Küchen werden volle $\frac{2}{3}$ des gebrauchten Brennmaterials verschwendet. In IV. 1. sind des Grafen verbesserte Feuerstätte zu München, und seine damit angestellten Versuche beschrieben, und die Resultate in Tafeln gebracht. In VI. 4. steht eine Untersuchung von *Svegaer*, ob die Flüssigkeiten Nichtleiter der Wärme sind? a. d. *Journ. de phys.* So vielen Schein auch alle die von diesen Gegenversuchen für sich haben: so dürften sie doch schwerlich die Rumfordischen Sätze widerlegen. IV. 2. *Feueranstalten zu verschiedenem ökonomischen Gebrauch.* Graf *Rumford* führte seine Ideen in der Küche der Münchner Militär-Akademie aus,

und brachte dieselbe, nach vielen Veränderungen, zum höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit. 100 Pf. Kalbfleisch können da zugleich in 6 grofsen Stücken mit 3 Kr. Holz gebraten werden. Auch von tragbaren *Feldküchen*, *Bleichkesseln* und ähnlichen Vorrichtungen. IV. 3. Versuche mit *Braukesseln;* Schätzung der *Totalhitze*, welche gewöhnliche Brennmaterien geben. Wirklicher Hitzverlust beym Kochen. Die sonstige Meynung des Grafen, dafs die Holzersparnifs desto gröfser werden müsse, je gröfser die Quantität der zu erwärmenden Flüssigkeit sey, wurde durch fernere Versuche nur bis zu einer gewissen Gränze wahr befunden; zugleich ergab sich, dafs in allen mit den Braupfannen ins Grofse getriebenen Versuchen mehr als die Hälfte der erzeugten Wärme mit dem Rauch davon ging. V. 3. *Fortpflanzung der Wärme durch verschiedene Mittel* aus Essay VIII. Die Wärmeleitung der Luft zu der in der Torricellischen Leere ist = 10 zu 6 bis 7. Erste wird durch die Feuchtigkeit stark vermehrt. In sehr verschiedenen Graden der Luft-Verdünnung wird doch die Wärmeleitung nicht sehr verschieden gefunden. Die zwischen Wasser und Queckfilber ist = 1000 : 313. Von festen Stoffen halten die folgenden in ihrer Ordnung die Wärme am meisten zurück: Hasenfell, Eiderdunen, Biberfell, rohe Seide, Schafwolle, Baumwolle, geschabte feine Leinwand. Stärkere Verdichtung befördert das Warmhalten beträchtlich. II. 2. *Von Marums Apparat zum Verbrennen der Oele*, aus dessen *Appar. chimiques.* II. 3. *Venturi über die Bewegung des Kamphers auf dem Wasser* a. d. *Ann. de Chimie.* Das Drehen der Körnchen sieht er als eine Reaction an, welche die öligte Flüssigkeit bey ihrer Ausdehnung über dem Wasser gegen den Kampfer selbst äufsert. Ebend. *Versuche von holländischen Physikern*, woraus sich ergiebt, dafs sich der Sauerstoff mit dem Wasserstoffe durch Hülfe der Kohlen ohne weiteres zu Wasser vereinige a. d. *Journ. de ph.* II. 4. *Aus Grens Nachlafs:* Bestimmung der Güte der Braun- und Steinkohlen um Halle, mit Vergleichung gegen Holzkohlen. Auch Untersuchung der Mutterlauge der Salzsohle im hallischen Siedhause. III. 2. *Ueber die spanischen Alcarazzas v. Fabroni* a. d. *Journ. de ph.* Es sind Abkühlungsgefäfse, wodurch beständig Wasser dringt, das durch sein Verdünsten das zurückbleibende abkühlt. Sie werden aus gleichen Theilen Kalk-Thon- und Kieselerde nebst etwas Eisen, verfertigt. III. 4 *Wilson über die Bewegung kleiner brennender Dachte in einem Oelbecken schwimmend* a. d. *Edinb. Transact.* und *Nicholson.* Alles beruht hier auf der Erwärmung und Ausdehnung des Oels unter der Flamme nebst der Gestalt

betreffen nur Verhör, Marter und Hinrichtung einer angeblich Mitschuldigen. Diese letzte Hälfte dürfte allerdings eine wahre, gröstentheils buchstäbliche Abschrift irgend eines Akten-Fascikels aus jenen düstern Zeiten seyn, wo noch oft Scheiterhaufen den Teufel austrieben, und wo kein armes Bauerweib sicher vor Daumschrauben, Fitschel und spanischer Leiter alterte. Aber die vorhergehende Geschichte scheint ganz der Erfindung des Verfassers ihr Daseyn zu verdanken; denn nirgends sehen wir, dafs sie auf eine eigene Aussage der Inquisitin sich stütze, oder dafs nur ein Umstand im Verhöre auf die Muthmafsung einer edlen Abstammung und vorhergegangener seltsamer Schicksale leite. Das Band zwischen beiden Hälften ist daher höchst locker, oder vielmehr ganz zufällig; man könnte diese Einleitung tausend und abertausend andern Hexenprocessen eben so gut vorsetzen; gleichwohl ist sie an sich betrachtet, nicht ohne Interesse. Die Geschichte eines so sanften, reizenden, liebevollen Geschöpfes, die durch einen einzigen so leicht verzeihlichen Fehltritt das Opfer von väterlicher Strenge, schwesterlicher Bosheit, priesterlicher Rachsucht wird; die mancherley Unfälle, die sie nachher treffen, und die duldsame Standhaftigkeit, womit sie dieselben erträgt, erfüllen uns mit Mitleid und Theilnahme. Auch das tadeln wir nicht, dafs der Vf. an dem allzuharten Vater, und an den schändlichen Schwestern strafende Gerechtigkeit, übt. Nur ist der Umstand, dafs sich beide Fräuleins wissentlich mit *einem* Buhler begnügen, trotz der Ursachen, die von ihrer gezwungenen Genügsamkeit angebracht werden, unwahrscheinlich. Auch Ottos Brief (S. 34) in altväterischen Stil und Orthographie, thut an dem Orte, wo er steht, und wo der Vf. auf Rührung abzielen sollte, keine günstige Wirkung.

* * *

Nürnberg, b. Bieling und Leipzig, *b. Fleischer*: *Auserlesenes und vollständiges Beicht- und Communionbuch für gläubige Christen mit einer Vorrede und Unterricht vom rechten Gebrauch des heiligen Abendmahls* von D. *J. G. Rosenmüller*. Nebst einer Sammlung geistreicher zu den Gebeten schicklicher Gesänge und einigen Andachten zur Privat- und Krankencommunion. 5te verbesserte Aufl. 1800. 256 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1794. Nr. 271.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Reichsgeschichte. *München*, (ohne Benennung des Verlegers): *Versuch einer Erörterung des Anfallsrechts der Reichskammergerichts-Präsentationen, mit Bezug auf den neuesten Devolutionsfall der Bayerischen Kreispräsentation*, von *Joh. Christophor Freyhr. v. Aretin*. 1801. 56 S. 8. (3 gr.) Die Absicht des *Vfs.* (Kurpfalzbayerischen Geh. Landesdirectorialraths, auch der Societät der Wissenschaften zu Göttingen und zu München ordentlichen Mitgliedes), geht hauptsächlich dahin, zu beweisen: dafs das Devolutionsrecht, welches der J. R. A. §. 26. den zu präsentiren mitberechtigten Ständen beylegt, ehe solches dem Kammergericht selbst gebühren solle, nicht in derselben siebenmonatlichen Frist, welche dem säumigen Zustand, sondern in einer gleichmäfsigen neuen Frist, ausgeübt werden dürfe. Er hat hierbey den analogischen Sinn jener gesetzlichen Stelle für sich: denn nach selbiger soll der Mitberechtigte in der Präsentation *fortfahren*, wenn der präsentirende Stand in seiner Präsentation *säumig befunden* wurde; diese Säumseligkeit tritt aber nach dem allgemeinen rechtlichen Begriff, erst mit Ablauf des Termins ein, und wenn die Absicht gewesen wäre, die zur Präsentation mitberechtigten Stände in der nämlichen Frist zur Präsentation anzuhalten: so wäre hierzu keine neue gesetzliche Verordnung nöthig gewesen, da diese Befugnifs ohnehin in den kanonischen Bestimmungen des Devolutionsrechts begriffen ist. Obgleich bewährte deutsche Staatsrechtslehrer (v. *Balemann*, *Moser*, *Mablank*) jenem Gesetze die Deutung geben, dafs, wenn der Termin sich zu Ende neige, der mitberechtigte Stand noch in den letzten Monaten mit der Präsentation fortfahren könne: so schliefsen sie doch die Nachlassung einer neuen Frist nicht aus, und scheinen nur so viel zu erfodern, dafs der Mitpräsentant noch vor abgelaufener Frist zur Präsentation erbötig sey. Der Ausdruck *fortfahren* macht den Vf. nicht irre, weil es im Frankf. Dep. Gutachten, woraus jene Stelle genommen ist, nicht fortfahren, sondern *fortfahren* heifst. Ob aber die damaligen Gesetzgeber auch den Fall eines *alternativen* oder ganz getheilten *Präsentationsrechts* vor Augen hatten, ist zu bezweifeln, weil damals noch keine *praesentatio per turnum* existirte, und die Absicht blofs dieselbe bey dem *Compräsentationsrecht* beider Religionstheile in gemischten Kreisen zu verhindern, dafs nicht ein oder der andere Stand die Präsentation mit Fleifs verschiebe, damit vom Kammergericht, ein seiner Religion zugethanes Subject, zum Nachtheil der anderen Religionsverwandten, gewählt werden möchte. Man könnte daher dem Vf. die Anwendbarkeit seiner Theorie auf die von Salzburg neuerlich begangene Verletzung, wodurch dessen Präsentationsrecht auf das Herzogthum Bayern devolvirt seyn soll, bestreiten. Der Streit ist aber für ihn beygelegt, da, wie der Vf. selbst anführt — der Herr Kurfürst von Pfalzbayern in einem Schreiben vom 9ten März a. c. diese angefallene Präsentation gegen den Herrn Erzbischof von Salzburg begehrt hat. Dieser hat indefs, so viel bekannt ist, von Zeit zu Zeit bey dem Kammergericht um Verlängerung der Präsentationsfrist angesucht, welche dasselbe bey jetzigen kritischen Umständen, auch ferner zu bewilligen wohl keinen Anstand nehmen wird, zumal da es seit beynahe 300 Jahren, aus bekannten Gründen, Bedenken gehabt hat, von dem ihm zustehenden Devolutionsrecht Gebrauch zu machen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Februar 1801.

PHYSIK.

HALLE, in d. Rengerschen Buchh.: *Annalen der Physik. Zweyter bis sechster Band.* Angefangen von *Gren*; fortgesetzt von *Gilbert* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zu den Aufsätzen über den *Galvanismus* gehören folgende: VI. 3. *Beschreibung von Volta's elektrischem und galvanischem Apparat, und einigen wichtigen damit angestellten Versuchen*, a. *Nicholsons Journ.* Mehre Lagen von Silber- und Zinkplatten, zwischen welchen mit Salzwasser durchnässte Pappenscheiben liegen, machen eine Säule aus, wodurch die schon bekannten Erscheinungen des Galvanismus nicht allein merklicher gemacht, sondern auch mit ganz neuen vermehrt werden können. Dass aber der Galvanismus ein elektrisches Phänomen sey, scheint dem Rec. durch diese Versuche eher widerlegt, als bestätigt zu werden; auch dürfte die hiebey so unbefangen angenommene Wasserzersetzung vorher noch einer grossen Prüfung bedürfen, ehe man sich mit Sicherheit dafür erklären könnte. Die hier mitgetheilten chemischen Versuche mit dem Galvanismus, von *Carlisle, Cruikshank, Will. Henry*, verdienen die grösste Aufmerksamkeit.

Ueber *Magnetismus;* III. 1. Hn. v. *Arnim's Ideen zu einer Theorie des Magneten:* Beobachtungen über die chemische Beschaffenheit des Magneten. Sauerstoff und Kohlenstoff in solchen Verhältnissen, dass sie die Bedingung des Magnetismus: *Cohärenz*, — nicht aufheben, werden zum dauernden Magnetismus des Eisens erfodert. Zwischen beiden Polen des Magnets ist ein chemischer Unterschied. Eben so, nur umgekehrt, in den Polen der Erde, wo die Verschiedenheit von der ungleichen Erwärmung der nördlichen und südlichen Halbkugel herrührt. (Sollte aber nun nicht der Pol einer Nadel, die in den Sommermonaten nach Norden zeigt, in den Wintermonaten nach Süden zeigen?) — Der Magnetismus des Diamants, Eisens, Kobalts, der Kohle, lassen sich daraus auf eine gleiche Ursache zurückführen. Ebend. *Einige magnetische Beobachtungen:* a) *Hauy's* Bemerkungen über die natürlichen Magneten a. d. *Bullet. de la Soc. philom.* Durch sehr kleine Magnetnadeln findet man fast alle Eisenmineralien, die nicht mit Sauerstoff überladen sind, als natürliche Magneten. b) *Treri* über Vasalli's Magneten ohne Neigung und Abweichung. Statt der Nadel wird eine Stahlellipse gebraucht. c) *Macdonalds* Beobachtungen der Nadel auf Sumatra und St. Helena a. d. *phil. Transact.* f. 96. IV. 1. *Bemerkungen über die Adhäsion und den Zusammenhang derselben mit dem Magnetismus*, von Hn. *Ritter*. Aus Vergleichungen ergiebt sich, dass die Cohäsion einiger Metalle bey gewisser Temperatur sich verhalten, wie die Producte aus ihrer Wärmecapacität in die Entfernung von ihrem Schmelzgrade. Auch vermindert sich in eben dem Maasse, wie die Cohäsion abnimmt, die Eigenschaft vom Magnet gezogen zu werden, z. B. Nickel, Kobalt, Braunstein-König, Uranium. IV. 4. Will Hr. *Heller* aus seinen langen Beobachtungen mit Grunde schliessen, dass der Magnetismus des Eisens, wie er von der Erde darin erzeugt wird, von den Sonnenständen und Mondsphasen deutliche und auffallende Veränderungen erleide. V. 4. Hr. *Wächter über magnetische Granitfelsen auf dem Harze*, a. d. Verkündiger. Nach den hier mitgetheilten Beobachtungen ist jener Felsen, der unter dem Namen der *Schnarcher* bekannt ist, zu einem ungeheuern Magneten mit Nord- und Südpol geworden. Der erste liegt westlich am Fusse, und der letzte östlich an der Spitze, und beide in einer Diagonale des Felsens. Ebend. *Uebersicht der magnetischen, nicht metallischen, Stoffe* von Hn. *v. Arnim*. Es geschieht dieses in einer Tafel, die in drey Spalten die Namen der Stoffe, der Beobachter, und die Bestandtheile in Centesimaltheilen des Stoffs, enthält. Auch noch einige Nachträge zu des Vf. frühern Aufsatz in III. S. 48. Aus der monatlichen Correspondenz des Hn. v. *Zach* sind VI. 2. *Nouets magnetische Beobachtungen* aus den *Mém. sur l'Egypte* aufgenommen. Auch *Humboldtische* Beobachtungen der Nadel aus eben derf. Zeitschrift. VI. 4. *Ideen über den Magnetismus v. Kirwan*, a. d. *transact. of the irish Soc.* Er will den Magnetismus durch Krystallisation erklären, weil auch bey dieser alles aus einem specifischen Anziehen und Abstossen zu erklären ist. Ein Magnet ist hier eine Masse von Eisen, deren Theilchen in einer ähnlichen Richtung, als die des grossen Erdmagneten, zusammen geordnet sind. Wie sinnreich Kirwan Polarität und andere Eigenschaften des Magnets aus seiner Hypothese erklärt, findet hier nicht Raum. *Meteorologie:* II. 1. *Rüdiger über Kometenschweife und ähnliche Erscheinungen am Himmel.* Ein artiger Versuch erweckte den Gedanken, dass der Schweif eines Kometen wohl ein blosses Phänomen in unserer Erdatmosphäre seyn könnte. Auf ähnliche Art lasse sich auch das Zodiakallicht als ein solches Meteor ansehen. II. 2. Ein unvollendeter Aufsatz aus des sel. *Lichtenbergs* Papieren, *über den Regen.* Die vornehmsten Ideen hat L. schon in der Vorrede zur sech-

sechsten Auflage der Erxlebenschen Naturlehre bekannt gemacht. III. 1. *v. Humboldt's Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises.* a) Beschreibung eines Kohlensäuremessers, besteht aus einer Kugel an einer umgebogenen Röhre, die an zwey Orten geöffnet werden kann. b) Kohlensäure Gehalt im gemäßigten Erdstrich. Der mittlere Gehalt ist 0,015; der gröfste 0,018; der kleinste 0,005. c) Ueber die Entbindung des Lichts. d) Versuche über das Salpetergas und seine Verbindung mit dem Sauerstoff. Hr. v. *Arnim*, der diesen Auszug besorgte, hat noch einen Nachtrag dazu geliefert, worin besonders, bisher nicht beachtete Irrthümer bey eudiometrischen Prüfungen, aufgesucht werden. Ebend. *Bemerkungen über die Atmosphäre der Erde, der Sonne, und der übrigen Planeten* von *Melanderhjelm* a. d. Schwed. Abh. Sie sind vornehmlich durch die Schröterische Lichterscheinung im Schlangenträger veranlafst worden. Er bringt heraus, dafs die Erdatmosphäre in der Gegend des Monds nicht merklich aufgehalten werden könne. Eben dies soll von der Sonnenatmosphäre in der Gegend des Mercur gelten. Zwischen den Atmosphären der Planeten sey eine sehr feine flüssige Materie enthalten, die von der Natur der Planetenatmosphären sey. III. 2. *Saussure, über die kalten Winde, die aus der Erde dringen*, nebst Bemerkungen von *Nicholson*, a. d. J. Saussure sucht die Ursache in der Luftverdichtung durch die Winterkälte und der Wiederausdehnung derselben durch die Sommerwärme und bringt Versuche dafür bey. Nicholson hingegen nimmt hierzu eine eigene Luftcirculation an, die der Herausgeber durch eine Berechnung zu bestätigen sucht. III. 3. *Beschreibung eines merkwürdigen Hofs um den Mond* von *Will. Hall.*, a. d. *Transact. of the Edinb. Soc.* Er gehört zu den *Coronis*, und war eigentlich doppelt. Einigermafsen liefs er sich mit dem um die Sonne vergleichen, der 1629 zu Rom gesehen, und von Sheiner beschrieben wurde. Ebend. *Eine seltene vom Herausgeber beschriebene Lufterscheinung*, welche aus mattröthlichen Strahlen bestand, die von der schon untergegangenen Sonne auszufahren schienen. V. 1. *Nachricht von einer ältern Araneologie.* Betrifft *Sculteti meteorographicum perpetuum.* Görlitz 1588. V. 2. *Haldane's Versuche, den Grund zu entdecken, weshalb der Blitz in Gebäude einschlug, die mit Blitzableitern versehen waren*, a. *Nicholsons Journal.* Es soll nicht sowohl auf die Gestalt und Construction der Blitzableiter, als vielmehr auf die Lage der untern Fläche der geladenen Luftschichte gegen das Gebäude ankommen. Spitze und Kugel schienen fast gleichgültig zu seyn. Hierauf bezieht sich in VI. 4. *eine Erklärung der Vorstellung vom Einschlagen des Blitzes und der Sicherheit von Ableitern v. Reimarus*, wo Haldane scharf und gründlich beurtheilt wird. Ueberhaupt, sagt Reimarus, mufs die Bahn des Blitzes nothwendig dahin gehen, wo in dem ganzen Wege zwischen der Wolke und der Erde die Summe des Widerstandes durch die Summe der anlockenden Körper überwogen wird. Hiernach werden dann die verschiedenen Fälle beurtheilt; besonders wird die Furcht vor den sogenannten *Rückschlägen* fast ganz entkräftet. VI. 2. *Ferber über den Steinregen zu Siena*, am 16ten Jun. 94. [illegible] einem schwarzen Wölkchen im Zenith brachen Explosionen mit Entzündung hervor, und es fielen dann Steine bis zu 7 Pf. Gröfse aus demselben so tief in die weiche Erde, dafs sie zum Theil ganz vergraben waren. Sie sahen auswendig rufsig aus, und im Innern graulich weifs mit glänzenden Punkten. Aus dem Vesuv konnten sie nicht gekommen seyn, sondern hatten sich wahrscheinlich aus Dampf in der Luft selbst gebildet. Sie enthielten Eisen und Quarz, und verwitterten sich nach einigen Wochen. Ebend. Von *Lamanon ständliche Barometer-Beobachtungen* von 1° nördlicher, und 1° südlicher Breite, um die Gröfse der atmosphärischen Ebbe und Fluth zu entdecken. *Die Resultate* stimmen so ziemlich mit den Humboldtischen überein. VI. 2. *Lamark über den Einfluss des Mondes auf die Atmosphäre der Erde*, a. d. Journ. de phys. Da des Vf. Resultate mit den Lalandischen im geraden Widerspruche stehen: so ist ihnen wohl nicht viel zu trauen, und der Herausgeber erweifst dem Aufsatz zu viel Ehre, dafs er ihn so ausführlich angezeigt hat, zumal da er selbst darin eine sehr luftige Hypothese findet, die eben so schlecht begründet als durchgeführt ist. Hierzu ein Anhang von *Cotte*, welcher die Vergleichung der Temperaturen, die in Lamarks *Annuaire* für die Mondsconstitutionen bestimmt sind, mit den wirklich beobachteten betreffen. Ebendaher. Es zeigt sich kaum so viel Uebereinstimmung als schon von einem blofsen Zufall zu erwarten gewesen wäre. Ebend. *Benzenberg und Brandes Versuch, die Entfernung, Geschwindigkeit und Bahn der Sternschnuppen zu bestimmen.* Aus der bereits in der A. L. Z. 1798. Nr. 278. angezeigten Schrift. VI. 3. *Nicholson's Beschreibung einer merkwürdigen Veränderung in der Farbe und dem Zuge der Wolken während eines Gewitters*, a. dessen Journal. Bey einem Gewitter in London am 25. Julius 1797. zeigten sich Umstände, aus welchen sich schliefsen war, dafs der Durchgang der elektrischen Materie in den Wolken ein bleibendes, ganz verschiedenes Leuchten verursachen könne.

OEKONOMIE.

Lübeck und Leipzig, b. Bohn: *Darstellung der Grundprincipien der möglichen Hauptlandwirthschafts-Systeme*, der Bedingungen ihrer Anwendung und des Erfolgs derselben in der Eintheilung und Acker-Benutzung, mit Rücksicht auf die südlichdeutschen, englischen und nördlichdeutschen Landwirthschafts-Arten. Beytrag zur richtigen Beurtheilung von [illegible] Schrift über die englische Landwirthschaft. *A. L. von Sentter*, Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft zu Jena. 1800. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlung verdankt ihr Daseyn der Ankündigung eines gröfsern Werks, welches der Vf. unter dem Titel: *Versuch einer Darstellung der höhern Landwirthschaftswissenschaft*, liefern will. Ueber den

riff der Landwirthſchaftskunde, als praktiſcher Wiſſenſchaft, erklärt ſich der Vf. folgendermaſsen: Wie es zum Zweck aller theoretiſchen Wiſſenſchaften ſt, Vorſtellungen von Gegenſtänden, die ſich uns unr einem nöthigenden Gefühl als Erfahrung aufdrängen, auf beſtimmte Begriffe zu erheben, und ihnen durch ihr dunkles, einſeitiges und unzuſammenhängendes Vorkommen zu benehmen: ſo iſts Zweck ad Beſtimmung aller praktiſchen Wiſſenſchaften, ie für die Auflöſung und Ausführung der praktiſchen ufgaben des Lebens aus der Erfahrung abſtrahirten egeln zu beſtimmten und feſten Handelsmaximen machen, ihnen die Klarheit und Vollſtändigkeit geben, bey welcher ſie allein unſer Wirken und hun zum beſtimmten und ſichern Product führen önnen. Der doppelte Inhalt aber, welcher in allen raktiſchen Aufgaben vorkommt, zerfällt nicht nur e Summe jener Regeln in zwey ganz abgeſonderte abriken, ſondern bezeichnet auch eben deswegen en praktiſchen Wiſſenſchaften ſelbſt zwey ganz verhiedene Wege, auf welchen ſie zur Erfüllung ihres wecks gelangen müſſen. Denn die praktiſchen Aufben fodern uns erſtlich auf: gewiſſe Producte in r äuſsern Natur hervorzubringen, und dafür ſind ſo Regeln nöthig, welche die Production ſelbſt anehen; zweytens aber geben ſie uns auch den bemmten Zweck dieſer Production an, und dieſs macht ne ganz andere Gattung von Regeln nöthig, als die rigen waren, nämlich ſolche, durch welche die oductionen zu ihrem beſtimmten Zweck geleitet nden. Dieſe beiden Gattungen von Regeln nun l die praktiſche Wiſſenſchaft auf ihre Gründe zuckführen, und ihnen dadurch diejenige Beſtimmtit und Feſtigkeit geben, dafs ſie uns gewiſs an das oduct und an ſeinen Zweck führe, der in unſerm ndeln nach ihnen beabſichtigt iſt, u. ſ. w.

Dem Landwirth liegt die Aufgabe vor: aus ſeim beſtimmten Landgute durch Erziehung und Gennung landwirthſchaftlicher Naturproducte den hſten nachhaltigen Geldertrag zu ziehen; Rec. würhinzuſetzen: mit Beſtande. Denn man könnte in em Jahre, wo Futtermangel herrſcht, durch den kauf des Rauhfutters einen groſsen Gewinn ma— n, zumal wenn man Gelegenheit hätte, die Hälfte es nöthigen Viehſtandes auf eine gute Art abzuen, und ihn auf dieſe Hälfte zu reduciren; oder n man überhaupt in der Nähe groſser Städte imdas Stroh verkaufte, was offenbar dort mehr eingen muſs, als das damit gefütterte Vieh. Aber er dann der Dünger, der zur Erzeugung dieſes es ſo unentbehrlich iſt?

„Ob der Vortrag dieſer Abhandlung jedem meiner gefällig ſeyn wird, ſagt der beſcheidene Vf., fele ich. Er hat auch wirklich wenig gefälliges ch, und iſt auf manchem Punkt ſchleppend und genehm. Uebrigens wird ſich jeder leicht denkonnen, dafs die Darſtellungsart, welche ich in r Abhandlung beobachtete, nicht diejenige ſeyn , welche für ein groſseres und praktiſches Werk ählt werden muſs.“ Rec. kann nicht den Wunſch verhehlen, dafs auch der Vortrag dieſer Abhandlung, der mehr für den akademiſchen Hörſaal, als für den ſelten mit Hülfswiſſenſchaften ausgerüſteten Landwirth verſtändlich iſt, ein wenig herabgeſtimmt geweſen wäre, und die Entwickelung der Begriffe durch eine lichtvolle Kürze ſich ausgezeichnet hätte; da man ſo viele Stellen mehr als einmal leſen muſs, um den Vf. zu verſtehen, oder vielmehr ihm zu folgen.

Was die Principien ſelbſt betrifft, ſo verſichert der Vf. in der Vorrede: dafs ſie durchaus nicht neu ſind, ſie lebten und webten in der uns bekannten ſüdlich- und nördlich-deutſchen, und in der engliſchen Landwirthſchaft; und dieſs iſt, ſagt der Vf., was vielleicht manchem auffallen mag, der ſchönſte und ſüſseſte Lohn für die Mühe, welche mir ihr Aufſuchen gemacht hat. Möge ſich dann der Vf. dieſes Lohnes freuen, aber auch noch durch den Beyfall belohnt werden, den er als ein denkender Kopf, der ſeinen Gegenſtand gehörig ins Auge gefaſst hat, auf alle Weiſe verdient.

Leipzig, b. Rein: *Auf dreyſsigjährige Erfahrung ſich gründender praktiſcher Unterricht der ganzen Landwirthſchaft*; zur Belehrung, nicht nur für Anfänger in der Oekonomie, ſondern auch für unerfahrne Landwirthe, herausgegeben von *C. F. Gaudich. Erſter Band, erſte Abtheilung.* Mit Kupfern. 1800. 354 S. 8. ohne Vorrede. (2 Rthlr.)

Dieſer praktiſche Unterricht iſt nur zu praktiſch, und für den Anfänger in der Oekonomie und für den unerfahrnen Landwirth, welches Rec. ein und daſſelbe zu ſeyn ſcheint, das, was für den jungen, noch ungelehrten, Arzt ein Receptbuch iſt. Ohne irgend gewiſſe allgemeine Grundſätze aufzuſtellen, oder den Leſer mit ſeinem Plane bekannt zu machen, trägt der Vf. geradezu die gewöhnlichen Wirthſchaftseinrichtungen und Behandlungsarten des Feld- und Wieſenbaues, und die dahin einſchlagenden Geſchäfte, nach einer ſehr willkürlichen Ordnung vor, und macht in dieſem Abſchnitt auch ſeine Leſer mit der Beſchaffenheit der in der Landwirthſchaft benöthigten (nöthigen) Ackerinſtrumente und anderer Geräthſchaften bekannt. — Man ſucht aber vergebens nach einer gewiſſen ſyſtematiſchen Ordnung, die bey Schriften dieſer Art doch ſo weſentlich erfodert wird. — Das Ganze iſt in Kapitel abgetheilt, die ſo auf einander folgen, dafs man nicht weifs, warum nicht das erſte Kapitel das zweyte, oder das zweyte das erſte iſt. Denn die Eintheilung der Felder in gewiſſe Arten, als das erſte Kapitel, kann eben ſo gut die Stelle des zweyten haben, welches von der Verbeſſerung der Wieſen handelt u. ſ. w.

Und wenn gleich die hie und da eingeſtreuten, auf eigene Erfahrungen ſich gründenden, Reflexionen und Erzählungen, zum Theil zweckmäſsig, zum Theil aber auch nur gut gemeynt ſind: ſo wird der Vortrag im Ganzen doch dadurch weitſchweifig, und nur zu oft mit ganz unbedeutenden Dingen überladen.

Die

Die Gabe des wissenschaftlichen Vortrags, der sich durch Deutlichkeit und Bestimmtheit, Ordnung und möglichste Kürze auszeichnen muss, hat der Vf. nicht; und obgleich Rec. sehr gern eingesteht, dass derselbe ein guter und tüchtiger Landwirth ist, der auch mit der neuern Oekonomie nicht ganz unbekannt zu seyn scheint: so würde er ihm doch gerathen haben, seine eigenen auffallenden Erfahrungen, die er noch für neu hält, dem ökonomischen Publicum in irgend einem andern Gewande einzeln mitzutheilen, und sich nicht an ein Werk zu wagen, wozu nicht allein der gute Wirth, sondern auch der gute Schriftsteller seines Fachs gehört. Der Anfänger in der Oekonomie erhält durch den 1 u. 2. §. des ersten Kapitels keine deutliche und richtige Idee von der Vier- und Drey-Felderwirthschaft; und schon die Ueberschrift des Kapitels ist nicht jedem verständlich. Der Vf. sagt Kap. 1.: Die Felder werden in manchen Gegenden in 3, in andern in 4 Arten eingetheilt; a) die erste Art ist das Winterfeld, in welches man theils Winterrübsen, theils Winterweizen, theils Winterkorn, theils Wintergerste hinzusäen pflegt u. s. w. Nicht zu nehmen, dass das Wort Art als ein Provinzialismus durch gleichbedeutende Wörter auch für andere Leser aus andern Provinzen erklärt werden müsste: so würde der Vf. dem Anfänger eine weit deutlichere Idee von der Eintheilung der Felder gegeben haben, wenn er ihm zuvor überhaupt und im Allgemeinen die verschiedenen Gründe angegeben hätte, warum man diese oder jene Eintheilung zu wählen pflegt, und alsdann bey a) geradezu gesagt hätte: das Winterfeld ist dasjenige, wohin in der Regel alles Getreide hingehört, das vor dem Winter in die Erde kommen muss u. s. w. Und haben wir denn nicht mehr Bestellungsarten und Eintheilungen der Felder? Müsste nicht hier der Schlag- und Koppelwirthschaft erwähnt werden? §. 25. äussert sich der Vf. folgendergestalt: Ich bin weit entfernt, vom Anbau der so verschiedenen Futterkräuter und Gräser weitläuftige Abhandlungen zu schreiben, weil dieses wohl eine vergebliche Arbeit seyn würde, da man hierüber schon in so vielen Schriften die ausführlichsten Nachrichten und Anweisungen findet; allein, da ich mein Buch für Anfänger und unerfahrne Landwirthe schreibe: so bin ich gleichwohl schuldig, der vornehmsten Futterkräuter und Gräser zu gedenken, und meine bey dem Anbau derselben gemachte Entdeckungen zum Besten für andere bekannt zu machen. Alles dieses soll in gedrängter Kürze, doch ohne der Deutlichkeit dadurch zu schaden, geschehen, und ich werde den Anfang mit dem spanischen oder brabanter Klee machen u. s. w. Wie wenig in Ansehung der gedrängten Kürze der Vf. Wort hält, kann man daraus abnehmen, dass diese Futterkräuter 37 volle Seiten einnehmen, welche wenigstens um die Hälfte vermindert werden könnten, und welche sich auf häufen, wenn man die auf 13 S. stehenden gegen das Aufblähen des Rindviehes, die sich ter befinden, noch dazu rechnen wollte, wo bekannte Operation mit dem Trokar den Platz einnimmt. Uebrigens hat Rec. keine deckungen gefunden, die nicht schon in Schriften bekannt wären. Wenn sich also überhaupt durch die §. 25. gemachte Bemer Rücksicht der gedrängten Kürze, hätte sein wollen: so würde er sein ganzes Werk um sses haben vermindern müssen, da von ihm abgehandelten Gegenständen, in so rich ten die ausführlichsten Nachrichten und aufgefunden werden können. Aber den hat eine solche Schrift nur dann wenn sie sich durch Richtigkeit und Deutl durch eine gedrängte Kürze und einen sy Zusammenhang vor andern ihres Gleichen net; wie man dann überhaupt in einem sol ke nichts neues erwarten kann, und gewi nur die Form den Werth bestimmt; vor dass nichts Wesentliches darin vermisst wi

Was das Schröpfen beym Weizen anbe der Vf. S. 228.: so geschieht dieses nur da derselbe recht fett steht und schwarzgrün dass man befürchten müsste, er möchte und faulen. — Sollte der Vf. hier nicht d ger haben Winke geben müssen, dass nic Futters wegen, sondern gröstentheils da man kein Lagergetreide erhalte, diese Op allen Getreidearten vorgenommen werde zu geilen Wuchs haben?

Der Anfänger hält in der ersten Perio terrichts seinen Lehrer gröstentheils für und es ist genug, ihm kurz und bündig zu widerlegen, die er etwa gehört oder gel könnte; wozu also die so weitläuftigen §. wo die aus der Natur der Sache so leicht zu widerlegende Methode, die Gerste und so lange auf den Schwaden liegen zu lass Regen erhalten haben, als ein schädliches widerrathen wird.

Bey dem allen kann Rec. dem Anfänger Oekonomie, der nicht schon verwöhnt und ist, den Kern aufzusuchen, in so viele Sch selbe auch eingehüllt seyn mag, dieses Buch lich und belehrend empfehlen; denn es hi gesagt, eine Ungerechtigkeit begehen, w dem Vf. Belesenheit und Kenntniss seines F sprechen wollte.

Einige der beygefügten Kupfer sind wahr lich für den zweyten Band bestimmt, da sich Erklärung davon auffinden lässt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. Februar 1801.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Edinburgh u. London, b. Mundell u. Johnson: *A System of Dissections.* Part III. IV. V. with Plates. By *Charles Bell.* 1799. Von S. 66—127. (6 Schill.)

Leipzig, b. Linke; *Karl Bells Zergliederungen des menschlichen Körpers*, zum Behuf der Kenntniss seiner Theile, ihrer Zergliederungsmethode und ihrer krankhaften Veränderungen. Für angehende Anatomen, praktische Aerzte und Wundärzte, aus dem Englischen. Mit 12 Folio Kupfern. 1800. XLVIII u. 296 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. ist die Fortsetzung des nützlichen Werkes, wovon die zwey ersten Hefte bis S. 65 in Nr. 1. des vorigen Jahrganges dieser Blätter angezeigt sind. Das *fünfte* Heft beschliefst den ersten Band. Das *dritte* Heft enthält zuerst die Zergliederung des Harnsystems beym männlichen Geschlechte. Muskeln der männlichen Ruthe, des Dammes, des Afters, der Vorsteherdrüse, Harnblase, Saamenbläschen und Gefäfsadern aller dieser Theile in natürlicher Lage. In der Beschreibung des Verfahrens bey der Bearbeitung dieser Theile mit Beziehung auf die Abbildungen und Erklärung derselben betrachtet der Vf. den Nutzen und die Wirkung der Theile und geht dann zu krankhaften Erscheinungen über. Die Ursache des Zurückfliefsens vom Saamen in die Harnblase sucht der Vf. vorzüglich in Schwäche der Muskeln des Blasenhalses. Die Saamenbläschen hält der Vf. nicht für blofse Behälter, sondern glaubt, dafs der Saamen deswegen dahin gelange, um mit mehrer Feuchtigkeit verdünnt und so an Masse vermehrt zu werden, damit die Muskeln der Harnröhre desto mehr auf seine Ausspritzung wirken können. Es sind Fälle, wo der Harnabgang sehr erschwert, der Ausfluss des Saamens aber ganz leicht ist; hier sey die Ursache der Verengerung oder Verstopfung hinter den Mündungen der Ejaculationsröhren des Saamens zu suchen. Bey dem Vorfalle des Afters giebt der Vf. als Mittel der Zurückbringung einen mit Oel bestrichenen Papierkegel an, dessen Spitze nafs gemacht wird. Bey dem Steinschnitte soll man nach des Vfs. Angabe den Queermuskel des Dammes und einige Fasern des Schliefsmuskels vom After durchschneiden; das letztere dürfte wohl nicht sehr rathsam seyn, weil man sonst zu leicht den Mastdarm ganz durchschneidet. Der Vf. handelt hierauf von der Ansicht der Theile bey einem senkrechten Durchschnitte des Beckens, und giebt manche heilsame Regel in Rücksicht des Einbringens der Katheter und des Durchstechens der Blase. Im gesunden Zustande, meynt der Vf., sey es fast unmöglich, selbst den häutigen engen Theil der Harnröhre mit dem Katheter zu durchstofsen, weil derselbe durch das *ligamentum triangulare* geschützt werde, bey krankhafter Beschaffenheit aber geschehe das desto leichter, vorzüglich auch durch lange angebrachten Druck der Bougies, welche wegen der Krümmung unter dem Schaambogen an dieser Stelle sehr schwer durchzubringen sind. Den Blasenstich durch den Mastdarm scheint der Vf. ganz zu verwerfen, vorzüglich in dem Falle, wo die Ursache des verhinderten Harnabganges am Blasenhalse oder an der Vorsteherdrüse ihren Sitz hat, weil man hier leicht die geschwollene Drüse für die Blase selbst hält; eben das kann auch der Fall bey dem Blasenstiche durch den Darm seyn. — Dann folgt noch die Ansicht des Beckens von hinten, nachdem das Kreutzbein weggenommen ist, wo auch vorzüglich auf die Schlagadern Rücksicht genommen wird. Der Vf. kommt dann zu dem interessanten Vorgange des *Descensus testiculi.* Er hält ihn in anatomischer Hinsicht für fast unerklärbar, und giebt den bündigsten Beweis dieser Behauptung dadurch, dafs er den Leser ziemlich im Dunkeln läfst. Das *gubernaculum testis* besteht nach des Vfs Meynung aus denselben Muskelfasern, welche in der Folge den *cremaster* bilden, und das Hinabsteigen des Hoden wird durch die allmählige Zusammenziehung seiner Fasern bewirkt. Bey den Bemerkungen über *hernia congenita* führt der Vf. vorzüglich *Wrisberg's* Meynung an, nach welcher eine Verwachsung des Darms oder Netzes mit dem Hoden diese Brüche veranlafst. Sehr gute Winke giebt Hr. B. über die anatomische Bearbeitung krankhafter Theile und zwar zunächst der Brüche. Die Behauptung, dafs bey Personen, welche eines unnatürlichen Todes sterben, die Harnblase sehr zusammengezogen gefunden wird, fand Rec. noch kürzlich bey einem Selbstmörder bestätigt, welcher sich erschossen hatte. Die Bemerkungen über krankhafte Veränderungen der Theile, sowohl im männlichen als weiblichen Becken sind zweckmäfsig für den Anfänger, aber keiner nähern Würdigung bedürftig. Dies Heft enthält auf drey Tafeln Abbildungen der Theile im männlichen Becken, der Lage der Hoden u. s. w. im Fötus und eines zergliederten Scrotalbruchs. Der Durchschnitt des Beckens ist mit einigen Veränderungen nach Campers Abbildungen in dessen anatomisch-pathologischen Demonstrationen geliefert. Die übrigen

übrigen Abbildungen sind nach eigenen Zeichnungen des Vfs. aber nicht von ihm selbst gestochen; sie haben Vorzüge vor den Abbildungen der vorhergehenden Hefte.

Im *vierten* Hefte geht der Vf. zur Zergliederung des Oberschenkels über, nachdem er zuerst in der Kürze einige allgemeine Bemerkungen von den Gliedmaafsen, ihren Flechsenhäuten und Gefäfsen überhaupt vorangeschickt hat. Die Zergliederung erstreckt sich auf alle verschiedenen Theile, so wie sich dieselben in der Verbindung darstellen. Vorzüglich nimmt der Vf. auch Rücksicht auf die Gefäfse und Nerven, welche dicht unter der Haut auf der Schenkelbinde liegen. Sehr gute Bemerkungen führt er über die krankhaften Erscheinungen der Venen und lymphatischen Gefäfse an; auch zeigt er den Nutzen der genauern Kenntnifs der Schenkelbinde bey tiefer liegenden Entzündungen und Abscessen, wo es oft nöthig wird, dieselbe der grofsen Spannung wegen zu durchschneiden. Er geht dann zur Betrachtung des Bauchringes und des Poupartischen Bandes fort, bey welcher Gelegenheit sehr viel zweckmäfsiges über Leisten- und Schenkelbrüche und die damit zu verwechselnden Geschwülste, als Bubonen, Lendenabscesse u. s. w. gesagt wird; dann folgt die Zergliederung der Gefäfse und Nerven des Oberschenkels nebst der Betrachtung der krankhaften Erscheinungen an den Schenkelschlagadern und der Pulsadergeschwulst in der Kniekehle. Um den Schneidermuskel sichtbar zu machen, worauf es bey der hohen Operation der Kniekehlenpulsadergeschwulst so sehr ankommt, räth der Vf., den Patienten mit dem Ballen der grofsen Zehe ein auf die Erde gesetztes Gewicht fortschieben zu lassen, wobey jener Muskel anschwillt und sichtbar wird. Wenn man als den Grund des Vorzuges der hohen Operation jener Krankheit anführe, dafs zu vermuthen sey, der der Geschwulst nächste Theil der Schlagader werde schon mit Theil an der krankhaften Beschaffenheit genommen haben und deswegen nicht zu unterbinden seyn; so heifse dies das Verdienst der Operation unsicher machen; denn es sey bekannt, dafs der krankhafte Zustand des Schlagadersystems gegen die Stämme hin immer zunehme; der wahre Grund der Vorzüglichkeit dieser Operation liege in der Gefahr, bey der Operation in der Kniekehle selbst den Nerven zu verletzen oder zu sehr an der entstehenden Entzündung Theil nehmen zu lassen, ferner in der tiefen Lage der Schlagader selbst, welche ausserdem noch von der Vene losgetrennt werden mufs, um sie an dieser Stelle unterbinden zu können. Sehr interessant sind die Bemerkungen über die Veränderungen in der Capacität und Wirkung unterbundener Schlagadern und die Ursachen dieser Veränderungen. Wenn ein Theil eines Gliedes abgenommen ist: so vermindert sich der Umfang des Schlagaderstammes, woraus derselbe mit Blute versehen wurde, schnell; wenn hingegen ein Theil wächst, oder eine neu hinzukommende Geschwulst sich an demselben erzeugt: so nehmen die Schlagadern an Umfange zu. Hieraus ergiebt sich, dafs die Erweiterung der Seitenzweige einer unterbundenen Schlagader nicht von dem vermehrten Andrange des Blutes entstehe, wie man bisher allgemein glaubte, sondern von vermehrter Thätigkeit des Schlagadersystems auf diesen Theil überhaupt; denn hier ist der Fall im Grunde derselbe, als ob ein neuer Theil, eine Geschwulst u. s. w. hinzugekommen wäre: es finden hier nämlich anfangs verhältnifsmäfsig zur Gröfse der Theile weniger Schlagadern statt. Der mehr geschlängelte Lauf der Schlagadern in solchen Fällen würde sich überdem nicht blofser Erweiterung durch Ausdehnung erklären lassen. Dies Heft enthält vier Kupfertafeln über die Hauptschlagadern der vorderen Seite des Oberschenkels, einen zergliederten Schenkelbruch und eine zergliederte Schlagadergeschwulst der Kniekehle nach Zeichnungen des Vfs von andern Künstlern säuber gestochen.

Das *fünfte* Heft enthält, aufser der Anatomie des Unterschenkels und Fufses, nichts bemerkenswerthes. Von den vier Kupfertafeln, welche vorzüglich die Gefäfse betreffen, ist die erste, welche die hintere Fläche des Oberschenkels vorstellt, aus Hallers *icones* copirt.

Nr. 2. Die Uebersetzung der drey ersten Hefte des angezeigten Originals ist im Ganzen recht gut gerathen, und auch für Deutschland ein verdienstliches Unternehmen, da es unseren meisten Chirurgen wohl an so zweckmäfsigen Anleitungen der praktischen Anatomie fehlt, wobey zugleich auf Operationen und krankhaftes Ansehen der Theile Rücksicht genommen wird. Der Nachstich der Abbildungen ist, vorzüglich was das dritte Heft betrifft, zwar weniger elegant, als die Originale, aber doch sonst treu und brauchbar. Zweckmäfsig ist es, dafs der Text der Uebersetzung im Octavformate gedruckt ist, welches bey dem Zergliedern selbst seine grofse Bequemlichkeit hat. Die Kupfertafeln sind nebst der Erklärung der Bezifferung in Folio.

Schnepfenthal, b. Müller: *Heilmann oder Unterricht, wie der Mensch erzogen werden und leben mufs, um gesund zu seyn und ein hohes Alter zu erreichen.* Ein Buch für Jugendlehrer zum Gebrauch bey der Erklärung des Gesundheits-Katechismus, ingleichen für Hausväter und Familien ein belehrendes und unterhaltendes Lesebuch. *Erster Theil.* 1800. VIII u. 355 S. 8.

Wieder eins von den unendlich vielen Büchern zum Unterrichte der Jugend über den Bau des menschlichen Körpers und die Erhaltung der Gesundheit desselben; ein Unterricht, der an und für sich eben so nöthig ist, als er meist auf eine unzweckmäfsige Art ertheilt wird. Das vorliegende Buch hat Vorzüge vor manchem anderen dieser Art, ist aber doch bey weitem nicht ganz fehlerfrey, am wenigsten in dem Abschnitte, welcher die Beschreibung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers enthält, und es ist in dieser Rücksicht in der That zu bedauern, dafs so manche irrige

irrige Begriffe und Darstellungen sich, alles Erinnerns ungeachtet, in dieser Art von Büchern noch immer fortpflanzen. Der Vf. sagt in der Vorrede, dafs zwey sehr verdiente, gelehrte, seit mehr als funfzig Jahren praktische Aerzte das Manuscript durchgesehen haben; es hat dem Vf. also nicht an gutem Willen gefehlt, seinem Werke möglichste Vollkommenheit zu geben, und jene anatomischen Mängel kommen sämmtlich auf Rechnung der Aerzte, welche freylich seit funfzig Jahren vieles von der Anatomie vergessen haben mögen. Den Abschnitt von der Gesundheit, ihrem Werthe, der Pflicht sie zu erhalten und die Menschen, vorzüglich Kinder davon zu unterrichten, findet Rec. völlig zweckmäfsig, die darin vorgetragenen Wahrheiten sind überall durch Erzählungen von Begebenheiten anschaulich gemacht, welche bey den Kindern gewifs einen grofsen Eindruck hinterlassen. Die dem zweyten Abschnitte von der Lebensdauer und den Kennzeichen der Gesundheit angehängten Gesundheitsvorschriften sind im Ganzen auch zweckmäfsig, nur hin und wieder ist Rec. damit nicht ganz einverstanden; so z. B. möchte es wohl nicht sehr rathsam seyn, nach einem heftigen Aerger, wenn das Blut wieder etwas ruhiger geworden ist, gesalzenes Brunnenwasser zu trinken. S. 36. Das Zuckeressen schadet nach neueren Erfahrungen den Zähnen nicht. Ein Theelöffel voll Weinsteinrahm in Wasser genommen wird S. 44. bey anfangender Unpäfslichkeit gerathen; es könnten aber doch wohl Fälle eintreten, wo selbst bey den angegebenen Symptomen dies Mittel am unrechten Orte wäre. Eben so ist die S. 47. angegebene Lebensordnung bey zunehmendem Uebelbefinden bey weitem nicht durchaus zweckmäfsig, und pafst nur auf entzündliche Krankheiten. Einem Kranken täglich ein reines Hemd anzuziehen S. 49. ist wohl in den meisten Fällen unzweckmäfsig; eben so die Sorge für beständig offenen Leib, welcher ja in manchen Krankheiten gar nicht so oft erfodert wird. Statt der Vorschrift S. 50. Essig auf heifse Ziegelsteine zu giefsen, ist es besser, Essig in offenen Gefäfsen im Ofen oder auf guten Kohlen zu verdunsten. Unzweckmäfsig finden wir manches, was über die Selbstbefleckung, über das Angewöhnen dieses Lasters u. s. w. gesagt ist; manches unschuldige Kind wird durch dergleichen Aeufserungen erst auf den Reiz dieses Lasters aufmerksam. Nur wo Aeltern und Lehrer schon überzeugt sind, dafs ihre unglücklichen Kinder diese Unzucht treiben, dürfen sie ihnen so gedrängte Vorstellungen darüber machen, vorher aber sie durch beständige genaue Aufsicht und höchstens durch sehr vorsichtig gewählte Aeufserungen dagegen schützen. Um das, was wir über die fehlerhafte Beschreibung der Theile des Körpers gesagt haben, zu beweisen, mögen folgende Beyspiele dienen. S. 127. wird das Hirn irrig zu den flüfsigen Theilen gezählt. S. 113. heifst es fälschlich: Die zwischen den Gelenken befindlichen Knorpel seyen mit festen Häuten überzogen, und in diese Häute sehr viele kleine Drüsen gelegt, welche einen fettigen Saft absondern. Ferner heifst es ebendaselbst grundfalsch von der Beinhaut: sie sey mit kleinen Drüsen gleichsam besäet, welche einen öligen Saft bereiten, um die Knochen damit zu balsamiren, und dieselben geschmeidig zu erhalten. S. 132. wird den Zellen des Zellgewebes überall eine sechseckige Gestalt mit Unrecht beygelegt. S. 146. heifst es irrig: Die Lederhaut verliere sich an den Lippen gänzlich. Bey dem Hirne, welches seinen einzelnen Theilen nach nicht genauer beschrieben wird, kommt manche Unrichtigkeit vor. So z. B. heifst es: Der Mensch habe vor allen Thieren das gröfseste Hirn; es ist aber bekannt genug, dafs dies absolut genommen nicht wahr sey. Die Hirnnerven sind falsch gezählt, denn es werden nur neun Paar angegeben, und vom siebenten Paare heifst es blofs: es sey für das Gehör bestimmt, da doch, wenn man nur neun Hirnnerven zählen will, bemerkt werden müfste, dafs die sogenannte harte Portion des siebenten Paares zum Gesichte gehe. S. 183. wird von den Thränenpunkten gesprochen, als ob sie blofs im unteren Augenliede lägen. Bey den Beschreibungen der Sinneswerkzeuge wäre auch manches zu berichtigen, manches etwas deutlicher auszudrücken gewesen. Um nur einiges anzuführen S. 201. heifst es irrig, um das eyrunde Fensterchen (des Ohrs) läuft ein Kanal, welchen man den Fallopischen Kanal nennt. In der Ohrtrommelhöhle liegt — der Irrgang, oder das Labyrinth; dies liegt bekanntlich hinter der Trommelhöhle. Es würde leicht seyn, noch mehrere solcher Unrichtigkeiten anzuführen; es ist aber hieran schon genug. Bey allen seinen Mängeln kann das Buch doch manchen Nutzen stiften, wenn es der Jugend nicht ohne Erläuterung und Berichtigung von ihren Lehrern übergeben wird.

Paris, in d. Druck. des Journal des hommes libres: *Traité des plaies d'armes à feu*, dans lequel on démontre l'inutilité de l'amputation des membres à la suite des blessures faites par les coups de fusils, et l'inutilité générale de cette operation, dans le plus grand nombre des autres cas. Par *Jean Méhée*, médecin et professeur à l'hôpital militaire d'instruction du Val de Grace, à Paris, ci devant Chirurgien-major dans les guerres d'Hanovre et ancien Professeur d'anatomie. An VIII. X. und 268 S. 8.

Es ist in unseren kriegerischen Zeiten wohl der Mühe werth, die Frage einmal wieder aufzuwerfen: in welchen Fällen müssen verwundete Glieder durchaus abgenommen, und in welchen Fällen können dieselben ohne Amputation erhalten werden. Diese Frage macht eigentlich den Hauptgegenstand des vorliegenden Werkes aus; um dieselbe aber gehörig erörtern zu können, betrachtet der Vf. zuerst die Zufälle überhaupt, welche bey Schufswunden eintreten können, nebst ihrer Heilung; geht dann zur allgemeinen Behandlung bey Schufswunden über, handelt hierauf von der Behandlung der besonderen Schufswunden und endlich von dem günstigsten Zeitpunkte zur Amputation. Zur Verhütung der Zufälle bey Schufswunden überhaupt empfiehlt der Vf. mit Recht

Recht reichliche Einschnitte gleich im Anfange, oder auch in der Folge, wenn schlimme Zufälle durch Unterlassung der Einschnitte wirklich schon entstanden sind. In der Abtheilung, welche die besondere Behandlung der Wunden enthält, verweilt der Vf. vorzüglich bey den Wunden der Extremitäten, zumal der Gelenke; weil hiebey die Frage: ob amputirt werden müsse, oder nicht, am öftersten in Betracht kommt, und weil die Erörterung derselben das Hauptziel ist, was der Vf. sich vorgesteckt hat. Indessen wird auch von der Behandlung der Kopf- Brust- und Bauchwunden das Nöthigste im Allgemeinen angeführt. Was die Amputation bey Schusswunden der Gliedmasen betrifft: so glaubt der Vf., dass dieselbe in der Regel bey Verwundungen durch Musketenschüsse gar nicht, sondern nur bey Verwundungen durch Kanonenkugeln, Bombenscherben und dergleichen Körpern nöthig werde, wenn diese Verwundungen nämlich mit einem solchen Grade von Quetschung verbunden sind, dass dadurch alles Leben der weichen Theile völlig zerstört ist, und nothwendig der kalte Brand entstehen muss. Bey einer durch Musketenkugeln verursachten Quetschung sey zwar die organische Wirkung der Gefäse gestört, aber nicht gänzlich zernichtet, die Theile erhalten bey gehöriger Behandlung bald ihre vorige Thätigkeit und ihr ganzes Leben wieder, und können folglich vollkommen erhalten werden. Selbst ein bey der letzteren Art der Verwundungen entstandener heisser Brand dürfe uns durchaus nicht zur Amputation bewegen, denn derselbe hänge gewöhnlich von irgend einer Nebenursache, von einem Fehler des Verbandes u. s. w. ab, und verschwinde bald, wenn jene Ursache gehoben werde. Der Vf. ist in sofern gegen Bilguer, als dieser die Amputation in manchen Fällen zu unbedingt verwirft. Er tadelt in Rücksicht des Zeitpunktes zur Operation *Faure's* Meynung, welcher viel zu lange zögert, ehe er dieselbe unternimmt, und *Boucher's* Behauptung, welcher zu sehr damit eilt. Er führt für seine gemäsigte Mittelmeynung, sowohl in Rücksicht des Zeitpunktes zur Amputation, als der Statthaftigkeit derselben überhaupt, überall theils eigene, theils fremde, Beobachtungen an. Man merkt leicht, dass der Vf. seine Behauptungen durch lange und häufige Erfahrungen bewährt hat; es ist ein Vergnügen zu bemerken, wie ihm diese Erfahrung in Fällen, wo alle anderen verzweifelten, seine Meynung standhaft durchsetzen half. Eben so zeigt er auch, dass in sehr vielen Fällen blos die hartnäckige Weigerung der Kranken, sich der Amputation zu unterwerfen, den Wundärzten, da sie keinen andern Ausweg sahen, Muth genug einflösste, die Erhaltung der Glieder zu versuchen, welches auch sehr gut gelang. Zuletzt führt der Vf. noch eine interessante Krankengeschichte an, wo eine Kniewunde durch lange fortgesetzte schlechte Behandlung am Ende so bösartig ward, dass man die Abnehmung des Gliedes beschloss, welche aber freylich, wie es der Vf. auch vorher sagte, tödtlich ablief. Die Gründe und Gegengründe werden ausführlich erörtert. Das Raisonnement des Vfs. ist zuweilen nicht so gründlich, und der Stil nicht so präcis, als man es wünschen könnte; sein Vortrag fällt hin und wieder ein wenig in das Gedehnte; aber im Ganzen hat er seinen Zweck gut erreicht, und sein Werk ist daher den Wundärzten zur Beherzigung zu empfehlen.

Amsterdam, b. Elwe u. in Comm. b. Röder in Wesel: *Beobachtung einer unterwärts gehenden Verrenkung des linken Schenkelbeins, nebst einer neuen* gemächlichen Einrichtungsweise, beide durch Erklärungen und Schlusfolgen nach den Gesetzen der Zergliederungskunst erläutert. Mit einer erklärenden Kupfertafel; durch *A. Bonn*; a. d. Holländischen übersetzt von *J. C. Krauss*, M. D. zu Amsterdam. 1800. VIII. u. 42 S. 8.

Der berühmte und thätige Vf. erzählt hier einen sonderbaren Fall der Verrenkung des Oberschenkels, welcher bey Gelegenheit eines heftigen Sprunges über einen Graben Statt fand, wobey das jenseitige Ufer nicht erreicht wurde, sondern der linke Fuss im Schlamme stecken blieb, und der Springer durch angestrengte aufwärts ziehende Bewegungen des rechten Beines sich herauszuheben suchte. Der Oberleib wurde dabey stark nach vorn gezogen, und durch das Uebergewicht des ganzen Körpers mehr nach der linken Seite gedrückt, so dass die ganze Schwere des Körpers auf das linke Hüftbein wirkte. Die Einrichtung der hiebey entstandenen Verrenkung war bey sitzender Stellung des Kranken auf einem Stuhle leicht unternommen. Der Vf. erzählt zuerst den ganzen Vorgang nebst der Heilung, und fügt dann für den Wundarzt zum Theil sehr wichtige Bemerkungen über diesen Fall hinzu, wobey er vorzüglich darauf aufmerksam macht, dass der Schenkelkopf nach geschehener Verrenkung nicht immer da stehen bleibe, wohin die Verrenkung gleich anfangs geschah, sondern durch Wirkung der Muskeln und Anstrengung des Leidenden, um den Schmerz zu erleichteren, nach einer andern Richtung hinweiche. Das Ganze ist sehr interessant, wie es sich aus der Feder eines Bonn erwarten liess. — Der Uebersetzung merkt man es an, dass ihr Verfertiger sein deutsches Vaterland so lange verlassen haben müsse. Doch ist der Sinn nirgends entstellt, welches auch Bonn anerkannte, dessen Genehmigung diese Uebersetzung veranlasset wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. Februar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Diodori Siculi Bibliothecae Historicae libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta.* Graeca emendavit, Notationem argumentorum subjecit, Latinam Laur. Rhodomani interpretationem castigavit et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Car. Abr. Eichstädt. Volumen Primum.* (Textus Graeci Libr. I—IV. complectens.) 1800. CVI. LXXXIV u. 614 S. 8. (Druckpapier 2 Rthlr. 16 gr. Schreibpapier, 3 Rthlr. 8 gr.)

Der Geschichtschreiber, von welchem wir hier eine Ausgabe anzeigen, die schon bey ihrem Beginnen strenge Foderungen mit einer seltenen Gewissenhaftigkeit erfüllt, und durch das, was sie leistet, zu den grösten Erwartungen von dem, was sie verspricht, berechtigt, darf sich, nach den Widerwärtigkeiten, die er erduldet hat, einer Vergütung freuen, deren manche andere, nicht minder verstümmelte und verdienstvollere, Schriftsteller des Alterthums bis jetzt haben entbehren müssen. Zwar ist mehr als die Hälfte seines nicht ohne Mühe, und gewiss mit grosem Eifer gesammelten Werks, für immer untergangen; dagegen aber sind die Ueberreste desselben, die sich durch ein glückliches Ungefähr, wahrscheinlich nur in Einer alten Handschrift erhalten haben, von den trefflichsten Kritikern mit der religiösesten Sorgfalt gesammelt und behandelt worden. Und solcher Bemühungen war in der That der gehaltige Inhalt des Werks nicht unwerth, in welchem man zwar nicht die eigene Composition, aber doch die eingefügten Ruinen älterer und schönerer Werke bewundern und schätzen darf. Denn es kann wohl kaum geleugnet werden, dass *Diodorus*, ob er schon das Lob eines rüstigen Sammlers gebührt, doch nur einen der niedrigern Plätze unter den Geschichtschreibern einnehmen würde, wenn ihn nicht der traurige Verlust so vieler seiner Vorgänger zu einer Würde emporhübe, zu der ihn sein eigenes historisches Talent gewiss nicht befördert hätte. Diese relative Wichtigkeit aber, die Hr. *Heyne* in seinen trefflichen *Commentationibus de fide et auctoritate Diodori* ein so helles Licht gesetzt hat, macht dieses Werk zu einem unentbehrlichen Handbuche für einen jeden Freund der Geschichte, der Alterthümer und der Mythologie; und wir freuen uns, diesen, den Anfang einer Ausgabe desselben ankündigen zu können, die nicht blos durch ihr schönes Aeusere und die sehr genaue Correctur, wofür die Verlagshandlung mit dem lobenswürdigsten Eifer gesorgt hat, ihre Vorgänger übertrifft, sondern vorzüglich auch durch ihren innern Werth dem längst gefühlten Bedürfnisse auf eine eben so vollständige, als für ihren Urheber rühmliche, Weise abhilft. Denn so anspruchslos auch jetzt der blose Text, ohne alle prangende Zugabe von Anmerkungen, auftritt, so wird man doch bey einer nähern Bekanntschaft bald gewahr, dass ihn ein ächt-kritischer Geist dem Ziele der Vollkommenheit beträchtlich genähert, und bey der Behandlung desselben Foderungen erfüllt hat, welche seine nächsten Vorgänger nicht einmal deutlich gedacht haben mochten. Je weniger aber die Verdienste dieser Bearbeitung in die Augen fallen, desto mehr ist es die Pflicht des Recensenten, sie sorgfältig anzuzeigen, und die Resultate einer Prüfung aufzustellen, zu welcher nicht jeder Leser Lust und Beruf haben möchte.

Vorher einige Worte über die Geschichte dieser Ausgabe. Als Hr. Prof. *Wolf* im J. 1789 in seiner Ausgabe der Rede des Demosthenes gegen den Leptines eine Probe des Drucks der Verlagshandlung, und zugleich ein treffliches Muster kritischer und exegetischer Behandlung an das Licht stellte, versprach er in der Vorrede S. XXI. unter andern einen bequemen, verbesserten Abdruck des Wesselingischen Diodorus, welchen, wie den Herodot seines Freundes, eine kurze Anzeige des Inhalts und der Chronologie begleiten sollte. Die Wiederholung der Wesselingischen Anmerkungen lag nicht eigentlich in diesem Plane, wiewohl sie auch nicht damit im Widerspruch stand. Fünf Bogen des Textes waren abgedruckt, als Hr. Pr. W. durch andere Arbeiten vom Diodorus abgezogen, einen würdigen Stellvertreter suchte, und ihn in Hn. *Eichstädt* fand. Während sich dieser also zur Ausführung eines erweiterten Plans, wozu ihm sein Vorgänger selbst gerathen hatte, eifrig rüstete, wurde zu Lemgo und Zweybrücken der Anfang von zwey neuen Abdrücken desselben Schriftstellers ans Licht gestellt, von denen der eine einen *verbesserten* Text, der andere eine bequeme und *gereinigte* Wiederholung der ganzen Wesselingischen Ausgabe versprach. Keiner von beiden trat eigentlich der Ausführung des ältern Planes in den Weg, der sich ein höheres Ziel als die augenblickliche und unvollständige Befriedigung des Bedürfnisses gesteckt hatte. Der Herausgeber der einen schien die Mängel des Amsterdamer Abdrucks nicht gehörig zu kennen; die Herausgeber der andern aber hatten wenigstens nicht den gewissenhaftesten Gebrauch von ihrer Kenntniss ge-

gemacht; und wenn jener den Text durch leichtsinnige Veränderungen verschlimmerte, verbesserten ihn diese nicht einmal so weit, als es die Pflicht eines einsichtsvollen Correctors erfodert hätte. Beide aber glaubten am besten zu thun, wenn sie nicht aus der Bahn wichen, auf welcher ihnen *Wesseling* vorleuchtete. Ohne sich also um den Gebrauch älterer Hülfsmittel zu bekümmern, unter denen vorzüglich die Stephanische Ausgabe (1559) auf die Druckfehler und Auslassungen der Wesselingischen hätte aufmerksam machen können, ohne die Bemerkungen späterer Kritiker — unter denen *Reiskens Animadverss. in Diodor.* (in den *Anim. ad Gr. Auct.* Vol. I. Lipsi. 1757.) die bekanntesten und reichhaltigsten sind — der mindesten Aufmerksamkeit zu würdigen; ohne daran zu denken, dass die Amsterdammer Ausgabe selbst einem neuen Herausgeber noch viele unbenutzte Schätze darbot; schienen sie im Grunde keine andere Sorge zu haben, als wie sie ihren Weg auf die leichteste und bequemste Weise zurücklegen möchten.

Hr. Prof. *Eichstädts* Eifer für die Beförderung der alten Literatur liess weder solche Rücksichten der Bequemlichkeiten fürchten, noch durfte man im mindesten zweifeln, dass er die Verdienste seines, in so vielem Betrachte vortrefflichen, aber keineswegs vollendeten, Vorgängers mit freyern und unbefangenern Blicken beurtheilen würde. Seine grosse und gegründete Achtung gegen diesen Mann, der in Zwischenstunden und zur Erholung von Berufsarbeiten (*honestum in literis otium et oblectationem quaerens*), den Diodorus mit einem Schatze gelehrter Anmerkungen ausstattete, verblendete ihn nicht gegen die Mängel seines Werks und die schwachen Seiten seiner Kritik. Eine höhere Vollkommenheit schwebte ihm vor Augen, als er hier erreicht sah, und er würde es sich selbst gewifs nicht verziehen haben, auf der Mitte des Weges stehen zu bleiben, da er Kräfte genug in sich fühlte, die ganze Laufbahn zurück zu legen. Worin aber jene Vollkommenheit gesetzt werden müsse, und auf welchem Wege er sich ihr zu nähern gesucht habe, davon giebt die ausführliche Vorrede auf eine Weise Rechenschaft, die man selbst als ein gültiges Unterpfand des Gelingens der Arbeit ansehen kann. Wer mit einer *solchen* Fülle von Sprachkenntnissen und einer so glücklichen Divinationsgabe, so viel Vorsicht und Gewissenhaftigkeit verbindet, und noch überdiess seine Blicke ohne Unterlass auf ein *solches* Ideal der Vollkommenheit richtet, von dem kann durchaus nichts Gemeines, nichts Vernachlässigtes und Oberflächliches erwartet werden.

Unter den Pflichten des Herausgebers war die Reinigung des Textes von Druckfehlern, und die Verbesserung der Accentuation und Interpunction, wenn schon nicht die bedeutendste, doch die erste und unnachlasslichste. Mehrere, in die Augen fallende, Druckfehler hatte die Lemgoer und Zweybrücker Ausgabe fortgepflanzt (s. Praef. XXVIII sq.); ja einige, welche schon die Rhodomannische beflecken, und selbst Wesselingen in Irrthum geführt hatten (s. XXX sq.), waren in jenen eine Quelle neuer Irrthümer geworden. In dieser Rücksicht erhebt sich die gegenwärtige Ausgabe über alle vorhergehende, so, dass wir in ungefähr zwey Dritttheilen des Ganzen nur einen einzigen Druckfehler (II. 8. p. 109. lin. κατὰ τὴν κίονα st. τὸν) bemerkt haben. In der Berichtigung der Accentuation folgt der Herausgeber den Grundsätzen des sel. *Reiz*, dessen ächten Schüler man hier überall an der gewissenhaften Genauigkeit erkennt, mit welcher er auch in den kleinsten Dingen nach Richtigkeit strebt. So wird L. III. 67. βραδυτῆτα in βραδύτητα verbessert, weil dieses Wort, so wie ταχύτης u. a., zu denen gehört, wo der neuere Gebrauch den Accent, den die Alten auf die letzte Sylbe setzten, zurückzog (s. *Reiz. de Accent. Indic.* p. 109); L. IV. 2. Ἀγαυὴ in Ἀγαύην, wie eine allgemein anerkannte Regel bey Eigennamen fodert (s. Reiz. l. c. p. 116 f.); L. IV. 13. πλατάγην in πλατάγη, zufolge einer ausdrücklichen Erinnerung des Schol. Apollon. Rh. II. 1057. wo gleichwohl *Brunk* in den meisten Handschriften πλατάγην fand. Die Accente der enklitischen Sylben, welche in der Wesselingischen Ausgabe mit weniger Consequenz, und oft ganz unrichtig, gesetzt sind, haben hier eine durchgängige Berichtigung erfahren; daher hier z. B. immer εἶναί φησι, τὸ ἀπὸ θανάτου τις u. dgl. geschrieben wird, wo die Wesselingische Ausgabe den Accent auf das enclitische Wort zu setzen pflegt. In den Oxytonis ist am Ende eine Comma der Gravis jederzeit in den Acutus verwandelt. S. *Reiz. de Accent. incl.* p. 47 u. 63. Die auf Berichtigung der Orthographie gewendete Sorgfalt erwähnen wir nur mit einem Worte: so wie einige andern Verbesserungen des Drucks, die der Bequemlichkeit des Lesens zu Hülfe kommen, und in's künftige verhüten werden, dass aus einem ἐφ' ἱππου ein Ephicanon (s. L. I. 32. p. 37. 66. Wess.), oder aus einem *Dexamenos* ein *Aufnehmender* (δεξάμενος) gemacht werde (s. Rhodom. z. L. IV. 32. p. 277. ed. Wess.). Endlich ist die Interpunction durchaus nicht blos bequemer eingerichtet, sondern auch durch die Berichtigung derselben mehrern dunkeln Stellen ein Licht aufgesteckt worden. Solcher Verbesserungen, welche jeden fernern Vorschlag einer Veränderung zurückweisen, finden sich im III. Buche allein drey bedeutende, c. 37. p. 332. med. c. 40. p. 360. init. c. 6. p. 406. init., wo andere Kritiker geglaubt hatten, ihre Zuflucht zu gewaltsamern Maafsregeln nehmen zu müssen.

Bey Verbesserungen dieser Art kommt die Stimme der Handschriften natürlicher Weise nicht in Betracht; aber sie wird wichtiger, wenn es ganze Worte gilt. Indessen haben die Abschreiber in der Einschaltung oder Auslassung der Ligamente der Rede, der Partikeln, auch des Artikels, oft eine solche Nachlässigkeit und Willkür gezeigt, dass hier wenigstens richtige Grundsätze und ein sicheres Gefühl über die Autorität der Handschriften hinausgehn. Der Herausgeber hat sich daher in solchen Fällen eine grössere Freyheit erlaubt gehalten; und Verbesserungen dieser Art hat er auf Veranlassung der Handschriften, bald gegen ihr Zeugniss in den Text erhoben. Mit unbezweifelter Recht

lechte ist z. B. I. 77. p. 89. Weil. τὸν νοῦν μηδὲν ὅλως ἐπιστρέψαντα (st. τοὺς μ. ὁ. ἀπιστήσαντα) welches der Gesetzsatz τοὺς τὸν ἴνοχον τῷ Φόνῳ σώζοντας fodert, aus dem Coisl. und Mutinensch. Codex; und, auf der andern Seite L. II. c. 6. in der Geschichte der Eroberung von Bactra, in den Worten κατέλαβε τὸ μέρος, der unnütze Artikel getilgt, und *Reiskens* Verbesserung: κατελάβετο μέρος, in den Text gesetzt worden. Dass das Medium καταλαμβάνεσθαι auf diese Weise gebraucht werde, erhellt aus L. I. 56. οὓς καταλαβόμενοι παρὰ τὸν τοιοῦτον χαρίον καρτερόν. — V. 83. Τέννης κατελάβετο νῆσον ἔρημον οὖσαν. S. Schweigh. Lexic. Polyb. p. 330. In demselben Kap. ist ebenfalls nach *Reiskens* Vorgange τῇ κατὰ τὴν ἀκρον. und παγετώδη δ' ἐὶς wiederhergestellt; und vielleicht würde auch I. 5. init. seine Verbesserung τῶν δὲ χρόνων τούτων τῶν παρειλημμένων ἐν ταύτῃ τῇ — die Aufnahme verdient haben. An einigen Stellen dürften indefs die Vertheidiger des Ansehens der Handschriften diese oder jene ausgetilgte Partikel in Schutz genommen haben, wie z. B. L. III. 14. p. 315. das doppelte ἰὼν in den Worten ὡς ὁ μὲν χρυσὸς γένεσιν μέν — von *Dorville* (ad Charit. p. 561.) ausdrücklich als ein Beyspiel solchen Ueberflusses nebst mehrern andern angeführt wird. Andere würden vielleicht noch einige Veränderungen dieser Art mehr wünschen. So scheint L. III. 8. p. 307. die alte Lesart γάλακτι καὶ μὴν καὶ τυρῷ gewesen zu seyn, welches die Varianten zweyer Handschriften καὶ μὴν καὶ andeutet; wenn man nicht etwa hier ein noch tieferes Uebel muthmafsen, und γάλακτι καὶ αἵματι καὶ τι lesen will, worauf die Worte *Strabo's* XVII. p. 1177. A. χρέασι δὲ χρῶνται καὶ αἵματι καὶ γάλακτι καὶ τυρῷ — einen rafchen Kritiker wohl führen könnten. Auch L. IV. 54. p. 332. würden wir in den Worten: νυνὶ δὲ προσθετέον ἡμῖν ὑπὲρ Ἰάσονος das vom Cod. Coisl. vor ὑπὲρ eingeschaltete καὶ nicht ungern im Texte gefunden haben. — Die Wiederholung des Artikels in demselben Casus, welche *Rhodomann* zu L. III. 32. p. 197. 58. *ineptam et usitatam bonis scriptoribus* nennt, nimmt Hr. E. in Schutz, und stellt ihn zweymal, L. II. 32. καὶ τῆς τῆς γῆς τοιαύτης, und L. III. 4. διὰ τὸ τὸ ζῶον τοῦτο τῶν ἄγριων σχεδὸν ἁπάντων ἐξότατον — mit Glück wieder her; indem er (Praef. p. XXXVIII.) dieselbe Wiederholung an einer dritten Stelle L. III. 32. auf Rhodomanns Ansehn gestützt zu haben bereut.

Zu dieser Classe von Verbesserungen des Textes mufs endlich noch die Berichtigung des gemeinen Dialectes gerechnet werden, welchem die Abschreiber bisweilen andere ihnen geläufige Formen aufgedrungen haben. Eine völlige Gleichförmigkeit schien indefs hier nicht erreicht werden zu können; und es war vielleicht nicht möglich, bey aller Mäfsigung und Vorsicht, den Schein einer gewissen Willkür ganz zu vermeiden. L. III. c. 95. wo der Name Apolls auf zweyerley Seiten sehr oft, bald in Ἀπόλλων bald in Ἀπόλλων actirt vorkam, nahm der Herausg. die erste Form ausschliefsend auf, die er doch an andern Stellen (wie z. B. IV. p. 309. 381. 382. u. a.), wo die Handschriften sie anboten, nicht aufzunehmen für rathsamer fand.

So reichlich nun aber die Nachlese war, welche Hr. Prof. E. bey dieser grammatischen Behandlung seines Textes fand: so ist sie doch in dem eigentlich kritischen Theile seiner Arbeit — bey der Bemerkung interpolirter Stellen, bey der Auswahl der Lesarten, der Verbesserung verdorbener Stellen durch Conjecturen — noch weit reichlicher ausgefallen. Was *Valckenaer* (ad Hippol. p. 266. B. C.) von *Wesseling's* Ausgabe des Herodot mit voller Zuversicht behauptete, dafs an einer Menge von Stellen die Lesarten der Handschriften in den Text hätten erhoben werden müssen, gilt in eben dem Maafse von dem Texte des *Diodorus*, welchen *W.* aus den trefflichen Hülfsmitteln, die ihm sein kritischer, vornehmlich aus Camusat's Sammlungen vermehrter, Apparat darbot, um vieles hätte verbessern können, wenn ihn seine natürliche Furchtsamkeit einen etwas freyern Blick erlaubt, und er nicht öfters das anerkannt bessere nur darum in der *Var. lect.* stehen gelassen hätte, *ne cui calumniandi ansam praberet.* (I. 29, 50. I. 70. p. 81. 54.) Diese furchtsame Bedenklichkeit, welche bey *W.* ein Ueberrest seiner ehemaligen, erst durch *Hemsterhuis* erschütterten Anhänglichkeit an das Alte und die sogenannte *lectionem vulgatam* war, mufste einem wissenhafter Kritiker eben so sehr als die neuerungssüchtige Kühnheit vermeiden, die gleichwohl da, wo das Richtige erst gesucht werden mufs, doch noch eher auf Entschuldigung Anspruch macht, als jene ängstliche Blödigkeit, die das vorhandene und angebotene Gute nicht einmal anzunehmen wagt. Mit der befriedigenden Bedachtsamkeit, die den wahren Kritiker charakterisirt, hat Hr. Prof. E. den Weg zwischen beiden Klippen gehalten; und so wenig er auf der einen Seite Bedenken trägt, bessere Lesarten der Handschriften und selbst Vermuthungen in den Text aufzunehmen, eben so sorgfältig hat er auf der andern Seite alles Unzuverlässige und Zweifelhafte — auch da, wo das Bedürfnifs einer Hülfe nicht zweifelhaft war — von dem Texte entfernt gehalten. Bey diesem Verfahren sind gleichwohl die Veränderungen so zahlreich ausgefallen, dafs wohl schwerlich eine Seite ohne eine, bald mehr bald minder wichtige, Verbesserung geblieben ist. Dafs es hier nicht blofs der Geschicklichkeit galt, einen gewähltern Ausdruck an die Stelle des gemeinern zu setzen, hier einige Worte einzuschalten, dort einige wegzuschneiden; dafs diese Veränderungen dem Sinne und der Sprache oft wesentlich, und gröfstentheils an solchen Stellen aufhelfen, welche die ältern Herausgeber umsonst zu heilen versuchten; dieses wollen wir an einigen Beyspielen zeigen, die wir von Stellen hernehmen, wo die, auch jenen nahe liegende, aber verkannte, Wahrheit, erst durch eine leichte Operation eines treffenden Scharfblickes an das Licht gezogen werden mufste. Eine Stelle dieser Art ist L. III. 10. p. 310. wo *Diodorus* erzählt, dafs sich die Elephanten zur Zeit der Wassersnoth aus dem Innern Libyens an die fruchtbaren Ufer des Nils begeben, wohin ihnen die Schlangen, welche sie an dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes oft auf eine siegreiche Weise bekämpfen, nicht zu folgen

gen pflegen. Nach der Beschreibung eines solchen Kampfes setzt er hinzu: ἀπολειπόμενοι δ' ἀπορήματός τινος διὰ τὴν αἰτίαν, οὐ συνέπονται τοῖς ἐλέφασιν. — Hier schlug *Rhodomanns* ἐπιχειρήματος vor (wobey ihnen ihr Unternehmen mißlingt), welches *Wesseling*, in Betrachtung der gänzlichen Unverständlichkeit der gemeinen Lesart, nicht misbilligte, ohne die Variante des Coisl. Cod. ἀπολειπομένου zu bemerken, durch welche alle Schwierigkeiten mit einmal gehoben werden. Die Zweybrücker Ausgabe blieb dem Amsterdamer Texte treu; der Herausgeber der Lemgoer aber setzte, auf *Wesseling's* Verantwortung, ἀπολειπομένοι δ' ἐπιχειρήματος in den Text, der doch wenigstens τοῦ ἐπιχειρ. gefodert hätte. Gleichwohl hatte *Reiske* schon längst, von der angeführten Coisl. Lesart den richtigen Gebrauch gemacht, und gezeigt, dafs man mit veränderter Interpunction lesen müsse: ἀπολειπομένου δ' ἀπορήματος, διὰ τὴν αἰτίαν. — „Da nun aber noch die Frage übrig bleibt, warum die Schlangen den Elephanten nicht in die Gegenden am Flusse nachfolgen, so etc. — wobey sich von selbst verstellt, dafs nun in der Apodosis δὲ nach φασὶ wegfallen mufs. — Im I. B. 86. p. 155. wo die Ursachen des Thierdienstes der Aegypter angegeben werden, und unter andern die Meynung angeführt wird, dafs die Götter selbst, aus einer gewissen Dankbarkeit, die Menschen veranlafst hätten, jene zu ehren, hiefs es in den ältern Ausgaben: καταδείξαι τοῖς ἀνθρώποις τὸ τρέφειν μὲν ἐπιμελῶς ζῶντα, θάπτειν δὲ τελευτήσαντα. *Wesseling* verliefs diese Lesart, um eine andere, die er am Rande der Stephanischen Ausgabe und in den meisten Handschriften fand, πολυτελῶς ζῶντα, an ihre Stelle zu setzen. Scharfsinnig sah Hr. E., dafs hier nicht, wie an vielen andern Stellen, eine Glosse die richtige Lesart verdrängt habe, und *Diodor* also das seinige durch eine Vertauschung beider wieder erhalten; sondern dafs sie ihm beide angehörten, und nur, wenn man läse: τὸ τρέφειν μὲν ἐπιμελῶς ζῶντα, θάπτειν δὲ πολυτελῶς τελευτήσαντα — dem Sinne sowohl als dem Geschmack des Autors Genüge geleistet würde. Denn D. liebt diesen concinnen Gegensatz ähnlicher Wörter; und er hatte schon in dem vorhergehenden deutlich genug gesagt, dafs die Aegypter nicht blofs die lebenden Thiere mit Sorgfalt ernährten, sondern sie auch, nach ihrem Tode mit einem *Aufwande* bestatteten, der oft ihre Kräfte überstieg. (c. 84.) Mit nicht geringerer Sicherheit entdeckte er L. II. 31. bey den Worten τοῖς δ' ἄφωνοις (ἰχτέρας) τοῖς τετελευτηκόσιν ἡθροίσθαι καὶ θάπτουσιν, in der Abweichung des Cod. Matth. προσπαρῆχθαι, das ohne allen Zweifel richtige προσπίπτειν, welches dem vorhergehenden καταφθαρῆναι entspricht, und an die Stelle des Sinnlosen etwas überaus treffendes setzt. Minder wichtig für den Sinn, obgleich nicht minder scharfsinnig ist L. III. 27. p. 194. e. Wess. die Verbesserung: καὶ καθαιρούσι μέχρις οὗ τὸ πεττικὸς ἀναδαίσωνται. (fl. ἀναδώσουσι) wo sich die richtige Lesart und ihre allmähliche Verderbnifs in den Varianten ἀναδῶσιν, ἀναδῶσουσι, ἀναδῶσι deutlich genug zeigt.

Ein wichtiger Gegenstand der Verbesserung des Textes war die Reinigung desselben von den zahlreichen Glossemen, die zum Theil zugleich mit der alten und richtigen Lesart in den Text gekommen waren. *Rhodomann*, der scharfsinnigste unter den ältern Herausgebern Diodors, welcher schon auf der Schule zu Ilefeld, unter den Auspicien des gelehrten *Neander*, die ihm vertraute Bekanntschaft mit diesem Schriftsteller erhielt hatte, wendete auch auf diesen Punkt ein glückliche Aufmerksamkeit, und ob es ihm schon bisweilen begegnete, das unverdächtige in Verdacht zu ziehen (z. B. I. p. 51, 7. Wess.); so sind doch viele der von ihm bezeichneten Einschiebsel durch später verglichene Handschriften für solche erklärt worden. Indessen ist es bey einem Schriftsteller, welcher nicht mit Worten geizte, gar sehr leicht, die Strenge zu weit zu treiben, und man würde gewifs bey dem Gebrauche solcher Kriterien der Unächtheit, wie das von *Reiske* Animadv. p. 7. aufgestellte (*minus multis satis Diodorus ejusmodi interpolationibus — esse peculiari judicio produnt, illo ipso, quod mihi saepe in aliis quoque auctoribus scholion detexit.*) jeden Augenblick in Gefahr seyn, dem Schriftsteller sein Eigenthum und seine Eigenthümlichkeit zu entziehen. Hier mufs zuvor der Ausspruch der Handschriften gehört werden, welche beym D. eine Menge Glossemen entdecken, die E. oft nach *Stephanus* Vorgang und mit *Rhodomanns* und *Wesselings* Einstimmung, oft auch nach eigener Einsicht, zuerst bemerkt und bezeichnet hat. Auch diese Art von Verbesserung zeigt sich öfters ein glücklicher Scharfsinn, der die tiefer liegende Wahrheit aus schwachen Spuren zu entdecken vermag. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art findet sich L. III. 3. p. 148. in der Erzählung von dem Gebrauche der Aethiopen, die zum Tode Verurtheilten ein Zeichen zuzuschicken, das den Befehl zu sterben ankündigte: ἀπὸ τοῦ βασιλέως τινὰ, τοῦ θανατηφόρου σημείου ἀποσταλέντος. — Niemand würde leicht an dieser Lesart Anstofs genommen haben, wenn nicht der Rand der Stephanischen Ausgabe in Uebereinstimmung mit einer Pariser Handschrift σημειοφόρου u. dergl. darböte. Hr. E. fand hier mit grofser Wahrscheinlichkeit das Anzeichen eines Glossems, und schlofs demnach σημείου ein, indem er das minder gebräuchliche θανατηφόρου von der Bedeutung versteht, welche kurz vorher ὑπηρέτης τὸ σημεῖον θανάτου ἔχων genannt wird. Ein anderes Glossem L. I. 68. S. 79., welches, trotz des Solözismus, welchen es verursachte, dennoch keinen Verdacht erregt hatte, τῶν μὲν ῥηθέντων μετ' αὐτοῦ πρὸς ὀλίγους (ἐντολῶν) ἐμέλησε, bedurfte, nur einer Aufmerksamkeit auf immer ausgestofsen zu seyn, obgleich alle Handschriften hier, so wie bey einigen andern Stellen, die Hr. E. in der Vorrede S. LXXVII f. anführt, ein tiefes Stillschweigen beobachten.

(*Der Beschlufs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1801.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Diodori Siculi Bibliothecae Historicae libri qui supersunt ac deperditorum fragmenta.* Graeca emendavit, Notationem argumentorum subjecit, Latinam Laur. Rhodomani interpretationem castigavit et notas virorum doctorum ex editione Petri Wesselingii integras cum suis animadversionibus indicibusque locupletissimis adjunxit *Henr. Chr. Abr. Eichstädt.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir haben schon oben erwähnt, dass der Herausgeber kein Bedenken getragen habe, evidente Verbesserungen in den Text aufzunehmen. Den meisten aber, die er dieses Vorzugs werth geachtet hat, ist das Gepräge der Evidenz so deutlich aufgedrückt, dass es kaum eines Commentars zu ihrer Rechtfertigung bedürfen wird. Mehrere glückliche Conjecturen des scharfsinnigen, aber allzu rasch zufahrenden, niemals sichtenden *Reiske*, sind hier aus der Menge ausgesondert und nach Würden benutzt. So L. I. 83. 151. αὐτὸ τετελευτηκὸς statt τὸ τετελ. L. II. 50. S. 75. περιτειῶν (st περιτειῶ) welches durch das vorhergehende διελαυβάνον nothwendig gemacht wird. L. II. 9. S. 290. ὀστρέοις συγκεκομμένους st. συγκεκολαμμένους, *Schneider*, wie der Zusammenhang fodert; III. 17. S. 320. τὰ μὲν νήπια παντελῶς αἱ μητέρες st. μὲν νήπια αἱ μητέρες παντελ. Denn die *ganz kleinen* werden den etwas erwachsenern entgegengesetzt. Vielleicht hätte von demselben Kritiker auch die Verbesserung L. I. 38. S. 67. εἷς τῶν ἑπτὰ σοφῶν ὀνομαζομένων statt ὀνομαζόμενος, und L. II. 13. S. 208. μὴ στρατεὺν ἔχουσα τὸν περὶ αὐτὴν τύπον statt τόπον einen Platz im Texte verdient. Die letzte Verbesserung, in welcher die Worte τὸν περὶ αὐτὴν eine dem Geschmacke beliebte Umschreibung machen, wird bestätigt durch L. I. 30. p. 35. Wess. αὔτη (arena) δὲ τὸ μὲν ὕδωρ ἀπὸ τὴν ἐπιφάνειαν ἄσημον τοιεῖ, τὸν δὲ τῆς λίμνης τύπον συμφυῆ τῇ χάρᾳ, wo einige Handschriften eben so τόπον lesen; so wie auch L. III. 40. S. 361. wo Prof. E. ὁ τὴν χλόαν ἔχων τοῦ τύπου πρόσοψιν, wie es scheint, nach einer ihm eigenen Vermuthung, τόπου in den Text gesetzt hat. Denn auch seinen meisten Vermuthungen hat er, wenn alle Gründe für sie sprachen, den ihnen gebührenden Platz nicht versagt. Wir wollen deren nur einige anführen, die nicht vieler dienen können. L. I. 96. S. 174. wo die Aehnlichkeit der ägyptischen Meynungen von der Unterwelt mit den Meynungen der Griechen verglichen wird, und der Wiese Erwähnung geschieht, auf welcher die Seligen wandeln, liest er λειμῶνα δ' ὀνομάζειν τὴν μυθολογουμένην οἴκησιν τῶν μετηλλαχότων. st. λ. δὲ νομίζειν, welches weder dem vorhergehenden ὠκεανὸν μὲν οὖν καλεῖν τὸν ποταμὸν — noch dem weiter unten folgenden: τὸ μὲν γὰρ διακόμιζον τὰ σώματα πλοῖον βάρυ καλεῖσθαι, entspricht. Beyspiele derselben Verwechselung des Zeitworts νομίζειν mit ὀνομάζειν bietet der Text des *Diodor* selbst L. I. 23. S. 27, 76. und L. II. 30. S. 143. 85. an, wo nur die Handschriften bessere Hülfe leisteten. — Die Beschreibung der strengen Gesetzmässigkeit, welcher die Könige Aegyptens unterworfen waren, begleitet *D.* L. I. 71. S. 82. mit der Bemerkung, dass sie doch über diesen Zwang nicht unwillig geworden, sondern vielmehr ihr Leben glücklich gepriesen hätten: ταῦτα δὲ κατὰ τὸ ἔθος πράττοντας οὐχ ὅπως ἠγανάκτουν ἢ προσέκοπτον ταῖς ψυχαῖς, ἀλλὰ τοὐναντίον ἡγοῦντο ἑαυτοὺς ζῆν βίον μακαριώτατον. Mit vollem Rechte ahndete *Wesseling* in diesen Worten eine Verdorbenheit, da *D.* durch den Dativ, mit dem er das Zeitwort προσκόπτειν an vielen Stellen verbindet, immer die Sache, an welcher ein Anstoss genommen wird, zu bezeichnen pflegt, während hier ταῖς ψυχαῖς nicht das Object der Handlung, sondern eine nähere Bestimmung des Subjectes enthalten würde. Merkwürdig ist es, dass der scharfsinnige P. Leopardus, welcher (Emendatt. V. 7.) diesen Sprachgebrauch *Diodor's* erläutert, und diese Stelle unter mehrern andern zuerst nennt, doch keinen Fehler in ihr ahndete, und dass *Reiske* (Animadv. p. 7.), der so oft an dem richtigsten Texte Anstoss nimmt, diese ohne allen Zweifel verderbte Lesart in Schutz nimmt. Hr. E. verbessert mit einer unbedeutenden Veränderung: οὐχ ὅπως ἠγανάκτουν ἢ προσέκοπτον ταῖς τύχαις; (*huic fortunae suae minime succensebant*, als Gegensatz der Worte ἡγοῦντο ἑαυτοὺς ζῆν βίον μακαριώτατον) eine Verbesserung, bey welcher er, was ihm entgangen ist, *Dorvillens* (ad Charit. p. 422.) Stimme für sich hat. In dem sophistischen Streite zwischen Apoll und Marsyas L. III. 59. S. 228. fodert der letzte, dass Apoll nicht zwey Künste, den Gesang und die Instrumentalmusik, verbinden solle; wogegen dieser antwortet, dass Marsyas das nämliche thue, indem er ja auch seine Flöte durch Gesang belebe: δεῖν οὖν ἢ τὴν ἐξουσίαν ταύτην ἀμφοτέροις δεδόσθαι τῆς κρίσεως — Da von einer *Beurtheilung* hier gar nicht die Rede seyn konnte, bemerkte *Wesseling* den Fehler im letzten Worte, und schlug χρήσεως vor; glücklicher Hr. Prof. E. κράσεως (welches Wort auch L. V. 45. p. 367. in den Handschrif-

fchriften ebenfalls mit *χρίσις* verwechfelt wird). Dafs die Verbindung der Vokal- und Inftrumentalmufik durch kein treffenderes Wort bezeichnet werden konnte, fetzen die von *Toup ad Longin. π. ὑ.* p. 360. angeführten Beyfpiele aufser Zweifel. Eine andere treffende Vermuthung L. IV. 70. p. 315. in der Gefchichte des Kampfes der Centauren mit dem Herkules, wo *Φολόην τῆς Ἀρκαδίας* aus den Spuren einer corrupten Variante *Φολόην Ἐνεὸν τῆς Ἀρ.* mit der gröfsten Wahrfcheinlichkeit in *Φενεὸν τῆς Ἀρ.* verbeffert wird, können wir nur anführen, da die Auseinanderfetzung der Gründe zu vielen Raum einnehmen würde. Dagegen empfiehlt fich L. II. 36. in den Worten: *ἐντῶν γὰρ ὄμβρων ἐν αὐτῇ γινομένων καθ' ἕκαστον ἔτος, τοῦ μὲν χειμερινοῦ, οὗ, καθὰ παρὰ τοῖς ἄλλοις, ὁ σπόρος πῶν πυρίγονα γίνεται καρπῶν* — die Einfchaltung von *οὗ* (*quo tempore*) auch ohne weitere Erläuterung auf den erften Anblick.

Dafs bey allen diefen fo mannichfaltigen und forgfältigen Bemühungen, den Text *Diodors* zu reinigen und feiner urfprünglichen Befchaffenheit herzuftellen, doch manche anerkannte Fehler in demfelben zurückblieben, brachte die Natur der Sache nicht anders mit fich, und der Herausg. felbft führt (Vorrede S. LXX. f.) mehrere Gründe an, die ihn von der Verbeffrung folcher Stellen zurückhielten. Mit Grund kann man behaupten, dafs die befcheidene Enthaltung von einer Veränderung in folchen Fällen, wo zwar das Uebel nicht zweifelhaft, das Heilmittel aber bedenklich und unverbürgt ift, den kritifchen Geift nicht weniger bewährt, als die glückliche Wiederherftellung verdorbener Stellen. Eine Vermuthung, die fich hören läfst, ift oft nur das Werk eines heitern Augenblicks; aber das richtige Gefühl des entfchieden Wahren, des Zweifelhaften und Ungewiffen kann, vornehmlich da, wo fich manches durch einen gefälligen und oft blendenden Schein empfiehlt, nur das Eigenthum eines ächt kritifchen und mannichfaltig geübten Sinnes feyn. In der Befchreibung von dem Grabmahle des Ofymanduas L. I. 49. p. 58. mufste bey den Worten *καθ' ὃν δὴ γλυφαῖς ἐντυχεῖν* (*ἐντυχεῖς* Cod. Clarm.) *εἶναι καὶ χρώμασιν ἐπηνθισμένον τὸν βασιλέα* — die Wahl unter mancherley Vermuthungen ungewifs bleiben; ob fchon die Lemgoer Ausgabe ohne Bedenken *ἐντύχαις* (*ἐντύκοις*) aufgenommen hat. Der Herausg., dem diefe Verbeffrung *Wefseling's* kein Genüge that, vermuthet *ἐμψύχοις*, welches in der That von künftlichen, gleichfam durch einen Schein des Lebens täufchenden, Bildern gebraucht wird. (S. *Lennep. ad Phal. Ep.* p. 22. *Abreſch. Lectt. Ariſtaen.* p. 246 und 325.), aber an diefer Stelle doch etwas allzuftark hervorzutreten fcheint. Wenn es nicht überflüffig fcheinen könnte, die Zahl der Conjecturen noch zu mehren, möchten wir *ἐντέχνοις* vorfchlagen, welches, paffend und anfpruchslos, auch den Zügen der Handfchriften nahe kömmt, in denen *τέχναι* und *τύχαι* fo häufig verwechfelt werden. (S. *Lennep. ad Phal. Ep.* p. 358. 63.) — L. I. 72. S. 83. wo die Handfchriften zwifchen *ἀκρωτήριον ἀπειρόγραπτον*, *ἀνερίθευτον* und *ἀνάθευτον* fchwanken, ift das erfte ftehen geblieben, ob fchon die beiden andern Lesarten, vornehmlich die letzte, einen ftärkern Anfpruch auf einen Platz im Texte zu machen fchienen. Gleiche Bedenklichkeiten mufsten Hn. E. abhalten, L. III. 48. S. 376. die gemeine Lesart *καὶ τῷ τύπῳ μὴ κωνοειδῆ φαίνεσθαι*, zu andern wo *Palmerii* Verbeffrung *δισκοειδῆ* durch die Autorität des *Agatharchides*, *Wefſelings* Vermuthung *πλοειδῆ* durch die Uebereinftimmung mit *Poggii* Ueberfetzung (*forma non rotunda*) und die gröfsere Annäherung an die Züge der verdorbenen Lesart empfohlen wird. — Der Mangel an Genauigkeit, deffen in *Diodor* bey der Benutzung feiner Quellen fchuldig gemacht zu haben fcheint, mufste die kritifche Behutfamkeit vornehmlich auch bey folchen Stellen empfehlen, wo, fo wie in der eben angeführten, wahrfcheinliche, auf die Vergleichung der benutzten Schriftfteller gegründete Conjecturen, nach einem Platze im Text zu ftreben fchienen. Ein grofser Theil des dritten Buches diefer hiftorifchen Bibliothek ift aus dem *Agatharchides* entlehnt, und mehrere Stellen in demfelben find durch Vergleichung mit den Ueberreften dieles Geographen glücklich verbeffert worden; wie denn auch Hr. E. kein Bedenken getragen hat, S. 19. S. 324. *ἐλαῖαι* ft. *ἐλάται* (S. *Caſaubon. ad Strabon.* XVI. p. 1119. A.) und gleich darauf nach *Wefſeling*, *κατασκῶ καρύῳ* ft. *καστανίνῳ* aufzunehmen. Ein ganz anderer Fall war es c. 17. S. 320., wo D. von den Ichthyophagen erzählt, dafs fie fich während ihrer vier Jagd- und Feſttage ohne Unterfchied mit ihren Weibern vermifchten, um Kinder zu zeugen. *Agatharchides* weifs von einem folchen abgefchmackten Zufatze nichts. Er fagt vielmehr treffend und gut: *τρισὶ τοῖς θήραις γίνονται — καὶ πρὸς ταῖς συνουσίαις, τοῖς εἰθισμένοις χάριν γινομέναις*, „fie ergeben fich dann der Jagd und den Gefellfchaften, die um der Kurzweil willen angeftellt werden.“ Nach diefer Stelle die Worte *Diodor's* verändern zu wollen, würde nicht eine Wiederherftellung des Textes, fondern eine unkritifche Verbeffrung des Schriftftellers felbft feyn, der hier leinen Gewährsmann, fo wie auch an andern Stellen, unrichtig verftanden hat. Vorfichtig hat daher der Herausg. L. III. 23. S. 329. den verdorbenen Namen des Fluffes *Ασα* lieber beybehalten, als ihn aus dem *Agatharchides* in *Ἀστραβάραν*, oder aus *Strabo* L. XVI. p. 1116. in *Ἀστάπουν* zu verwandeln, ob fich gleich der letzte Name auch in *Poggii* Ueberfetzung findet. Mit gleicher Vorficht hat er L. III. 48. S. 375. die Worte: *καὶ κατὰ τοὺς ἑξῆς ἐκ τοῦ κατ' ὀλίγον πλοϊζομένους* unberührt gelaffen, die durch die Aufnahme der leichten, und wie es uns fcheint, aus dem mehrmalen geführten Geographen hinlänglich bewährte Verbeſſerung *ἐκ τοῦ κατὰ λόγον* nicht ganz geheilt worden wäre. (S. *Reiske Animadv.* p. 17.) Dafs fo kühne Vermuthungen, wie L. III. 18. p. 187. 76. Weſſ. die von *Kenaer* (*Diatribe* p. 296. A.) *καὶ γὰρ ὁ δεύτερος Πτολεμαῖος* (ft. *καὶ ὁ τρίτος δὲ Πτ.*) oder die von *Toup* (*Emendat. in Suid.* T. I. p. 115.) *φασὶν δὲ — τῷ δὲ τούτῳ* L. I. 11. p. 15. ft. *φύσιν δὲ — τῶν θεῶν τούτων*, und ähnliche, diefen Herausg. nicht verführen würden, in den Text eine Stelle im Text anzuweifen, kommt zum vor-

erwartet werden. Eben ſo wenig unerwartet kann es ſeyn, daſs er zwar wahrſcheinlichen, aber nicht nothwendigen, Vermuthungen ſeiner Vorgänger kein Gehör gab; wie z. B. L. I. 77. p. 28. 27. wo indeſs *Stephanus* und *Rhodomann's* Zweifel gegen die gemeine Lesart θεούς τε ἀτρεβούντων von *Weſſeling* durch die Anführung einer Dichterſtelle zurückgewieſen werden. Auf eine weit vollſtändigere Weiſe aber iſt ihre Richtigkeit aus Beyſpielen proſaiſcher Schriftſteller von *Abreſch in Anim. ad Aeſchyl.* T. II. p. 133. dargethan worden. Dagegen billigte ſelbſt *Weſſeling* L. II. 22. S. 136. 42. den Vorſchlag οὐδὲν καταπλήγει ſtatt οὐ κ. da doch, wie *Toup ad Longin.* p. 376. zeigt, das eine ſo gut, wie das andere, ſtatt findet. Ob aber Hr. Prof. E. in folgenden Stellen, L. I. p. 11. 98. W. ἐν γὰρ τῇ Μελανίππῃ τίθησιν, wo *Valkenaer* (Diatr. p. 45. C.) Ἡσιόδ. φησίν; L. I. 68. p. 79, 88. wo derſelbe Kritiker l. c. p. 284. C.) die nur in dieſer Stelle vorkommende Form στραγγαληθείς mit der gewöhnlichen στραγγαλιγθείς vertauſcht; L. I. 23. S. 39. *ed E.* wo *Toup Emend. in Sn. V.* T. I. p. 521.) παραλαβόντων — ποιῆσαν τὸ γένος in γεγονὸς verändert, u. a. m. die gemeine Lesart in Schutz nehmen, oder ob er den angeführten Verbeſſerungsvorſchlägen ſeinen Beyfall ertheilen wird, darüber müſſen wir den verſprochenen Commentar erwarten, deſſen Belehrungen wir mit groſsem Verlangen entgegenſehen. Hier werden uns auch ohne Zweifel die Gründe vorgelegt werden, die *Ilen* Herausg. vermochten, an einigen andern Stellen, wo die Handſchriften gelehrtere Lesarten anzubieten ſcheinen, die ältere beyzubehalten. Es möge uns vergönnt ſeyn, einige Stellen dieſer Art hier anzuzeigen und dieſem Verzeichniſſe die eine und die andere eigene Vermuthung einzuſtreuen. L. I. 13. p. 23. ſcheint uns τετευχότας τῆς ἀθανασίας dem Gebrauche *Diodors* angemeſſener, als κεκτυχηκότας Und ſo wird es auch wahrſcheinlich beym Euſeb. Praep. Ev. II. 2. p. 59. *Diodori Fragm.* T. II. p. 633. 10. ἀθανάτου τετευχότας μοίρης geheiſſen haben, nachdem τοὺς τῆς ὁμοίας φύσεως αὐτοῖς τετευχότας unmittelbar vorhergegangen war. In der Beſchreibung des Katarrakt L. I. 32. p. 55. möchte die, ſchon von Rhodom. gebilligte Lesart des Cod. Clarom. πρῶτας ſt. πέτρους der Erfindung der Abſchreiber kaum zuzutrauen ſeyn. L. I. 71. S. 130. heiſst es von den ägyptiſchen Königen: τοιγάρουν πλεῖστον μὲν χρόνον τῶν μνημονευομένων βασιλέων πολιτικὴν κατάστασιν ἐτήρησαν. Eine Handſchrift lieſst πλεῖστον μὲν πλῆθος τ. welches vielleicht auch in den Text gehört: πλῆθος χρόνου hat D. auch an andern Stellen gebraucht. Übrigens wird man nicht nöthig haben, mit *Reiske* die Verſtümmelung an dieſer Stelle anzunehmen, wenn man nur bey ἐτήρησαν, αὐτοὶ hinzudenkt, und unter den μνημονευομένοις βασιλεῦσι nicht die Könige Ägyptens, ſondern überhaupt diejenigen verſteht, denen die Geſchichte Erwähnung thut. — L. III. 16. S. 319. hilft eine Handſchrift der ungriechiſchen Conſtruction κόγχους τηλικούτους τὰ μέγεθος, ὧν εὑρίσκουσί τινες τετραμναίους durch die Lesart ὥστε εὑρίσκεσθαι war ab; aber dieſs dürfte leicht eine bloſse Verbeſſerung der Abſchreiber ſeyn. Sind vielleicht die, durch den Nachſatz entbehrlich gemachten Worte τηλικούτους τὸ μέγεθος ein Einſchiebſel? Ganz dunkel ſcheint uns L. III. 19. S. 325. dasjenige, was von der rohen Begräbniſsſitte der Ichthyophagen erzählt wird: τοὺς δὲ τελευτήσαντας θάπτουσι κατὰ μόνον τὸν τῆς ἀμπώτεως καιρόν, εἶτα ἐρριμένους· ὅταν δ' ἡ πλημμυρὶς ἐπέλθῃ, ῥίπτουσιν εἰς τὴν θάλατταν τὰ σώματα. „Sie begraben ihre Todten nur zur Zeit der Ebbe, indem ſie dieſelben hinwerfen und liegen laſſen; wenn aber die Fluth kommt, werfen ſie die Leichname in's Meer.“ Sie begruben ſie alſo alle in den Wellen; denn die Fluth kam täglich zweymal; und ſpielte ohne Zweifel auch die Leichname mit hinweg, die man auch nicht ausdrücklich in das Waſſer trug. Wie konnte D. ſagen, daſs ſie zur Zeit der Ebbe, und *nur* zu dieſer Zeit *begraben* worden? Ein kleiner Irthum, durch welchen μόνον entſtand, ſcheint an dieſer Verwirrung ſchuld zu ſeyn. Vermuthlich ſchrieb *Diodor*: τ. δέτ. θάπτουσι, κατὰ μὲν τὸν τῆς α- καιρὸν ἔσντες ἔρρ., ὅταν δ' ἡ πλ. „Ihre Art, die Todten zu begraben, iſt die, daſs ſie dieſelben zur Zeit der Ebbe hinwerfen, wenn aber die Fluth kommt, die Leichname in's Meer tragen.“ So iſt alles deutlich und den Worten *Strabo's* angemeſſen, welcher L. XVI. p. 1119. A. von demſelben Volke ſagt: τοὺς δὲ νεκροὺς ῥίπτουσι τροφὴν τοῖς ἰχθύσιν, ἀναλαμβανομένους ὑπὸ τῶν πλημμυρίδων. — L. III. 31. S. 340. möchten wir die Einſchaltung des Namens der *Kynamolgen* oder *Kynamyner*, welchen der *Cod. regius* nach κατισχύοντας ſetzt, nicht für ein bloſses Gloſſem halten: ſo wie uns dagegen c. 43. S. 364. in den Worten ἐξ ὧν παντοίας ὠφελείας χρωμάτων ἔχουσα die Lesart des Cod. Coislin. et Mutin. παντοίας ποικίλας χρ. auf ein ſolches zu deuten ſcheint. Hieſs es vielleicht ποικίλας ὠφελείας? oder ſtanden ehemals beide Adjectiven im Text: παντοίας καὶ ποικίλας κ. ſo wie πολλὰ und ποικίλα oft neben einander ſtehen (ſ. T. Hemſterh. ad Xenoph. Epheſ. p. 288. ed. Locell.) — L. III. 56. p. 393. ἅμα δὲ τῷ μεγέθει τῶν τιμῶν ὑπερβάλλειν τὰς εὐεργεσίας, wo *Reiske*, mit richtiger Einſicht des Fehlers, ὑπερβάλλειν στενδόσαντες verbeſſert, leſen wir, mit geringerer Veränderung, aber in dem nämlichen Sinne: ὑπερβάλλοντας τὰς εὐ. wo das Zeitwort einen *conatum* zur Handlung (ſ. Brunk. ad Oedip. Tyr. 1454.) bezeichnet. — L. IV. 5. S. 444. ſcheint uns nach den Worten τὸν μὲν παλαιὸν der Zuſatz des Cod. Coisl. und Mutin. αὐτῶν zu zierlich, um auf die Rechnung der Abſchreiber zu kommen (S. Weſſeling zur S. 285, 79.); wozu noch der Umſtand gerechnet werden muſs, daſs ſich der Coislinſche und der ihm faſt überall beyſtimmende Mutinenſiſche (Modeneſiſche) von Gloſſen ziemlich rein erhalten, und ſo wie er bey Auslaſſungen von geringem Gewichte iſt, bey Zuſätzen eine vorzügliche Stimme hat. Daher würden wir nicht ungeneigt ſeyn, L. I. 24. S. 40. ſin. στεπαστηρίοις ὅπλοις; L. IV. 60. S. 542. den Zuſatz, Θησέως, ἵνα συντελέσωμεν τὰς τοῦ Θησέως πράξεις; und L. IV. 65. S. 552. init. die Worte ἄγγελον εἰς τὰς Θήβας — für die richtigere Lesart anzuerkennen. Aus derſelben Handſchrift ſcheint L. IV. 11. S. 456. τὴν ἐν Λέρνῃ ὕδραν (Cod. Λερνέᾳ) dem gemeinen τὴν Λερναίαν

ναίαν ὄδρυν vorzuziehen zu ſeyn. Gleich darauf c. 12. S. 457. empfiehlt Weſſeling die Lesart der Mutinenſiſchen Excerpte: ὃς διέτριβεν ἐν τῇ Λαμψακῷ τῆς Ἀσκ. ſtatt ἐν πεδίῳ τῆς Ἀρ. welches er aber noch in dem Texte ſtehen liefs, *ne nimis unis ſchedis tribuiſſe videretur.* Ob Hr. Prof. E. aus dem nämlichen Grunde zu derſelben Vorſicht bewogen worden, wird uns der Commentar lehren. — L. IV. 14. S. 462. ſcheint uns ἐν ταύτῃ γὰρ τὰς πρὸς ἥνητὴν ὁμιλίας κατέλυσε, wie einige Handſchriften leſen, der gemeinen Lesart κατέπαυσε vorzuziehen. — Dafs c. 44. S. 513. des Hylas keine Erwähnung geſchieht, wo von Herkules Zurückbleiben von der Argo die Rede iſt, ſcheint merkwürdig, und man dürfte leicht vermuthen, dafs nach den Worten τὸν Ἡρακλέα τινες παραδεδώκασι, einiges mit dem Namen des Hylas (etwa τὸν Ὕλαν ζητοῦντα) ausgefallen, und das folgende πρὸς ὁδρυσίαν ἐξελθόντα auf dieſen Knaben bezogen worden ſey. Gegen die Richtigkeit der Lesart L. IV. 52. S. 527. wo von den Töchtern des Pelias, denen Medea den Vorſchlag gethan hatte, ihren Vater zu kochen, geſagt wird: προσηνῶς δὲ τῶν παρθένων δεξαμένων τὸν λόγον, hat Hr. *Böttiger* in den Vaſengem. I. Th. 2. S. 171. bedeutende Erinnerungen gemacht, und προσηκόντως zu leſen vorgeſchlagen. Wahrſcheinlicher möchte οὐ προσηνῶς ſeyn, da die Negation über dem vorhergehenden ου leicht konnte vergeſſen werden. — L. IV. 59. S. 541. würden wir ὑπὸ τῇ πέτρᾳ der Lesart ὑπό τινι π. vorziehn, da *Diodor* die ganze Geſchichte, als eine den Leſern bekannte, nur recapitulirt. Im 61. Cap. S. 545. erwarten wir eine Aufklärung der Dunkelheit, die uns aus der Verbindung der Worte εἰς ὅσον ἂν χρόνον ζῇ τὸ τέρας mit dem vorhergehenden δι' ἐτῶν ἐννέα zu entſpringen ſcheint. Dafs der Vertrag nur auf neun Jahre gemacht war, erhellt aus dem nächſten Satze; und eben ſo erzählt *Plutarch* Vit. Theſ. c. 15. p. 14. ed. Tubing. welcher ſich auf die Uebereinſtimmung der meiſten Schriftſteller beruft. Wie konnte aber der Vertrag zugleich auf eine ganz beſtimmte, und eine ganz unbeſtimmte Bedingung abgeſchloſſen werden? Und muſs man nicht vermuthen, dafs die Worte: εἰς ὅσον ἂν χρόνον ζῇ τὸ τέρας ein fremdartiger Zuſatz ſind, der eine zweyte minder gewöhnliche Sage hier anbringen ſollte? Etwas weiter hin ſcheint nach den Worten ἀπωτήσας ἔλαβε eine Lücke zu ſeyn. Denn ganz unerwartet wird der Auftrag des Aegeus an den Steuermann des Theſeus erzählt, ehe der Entſchluſs dieſes Helden nach Creta zu reiſen und dem ſchimpflichen Tribute ein Ende zu machen, mit einer Sylbe erwähnt worden war. Dagegen möchten c. 65. S. 554. die Worte ὑπὸ τῇ Καδμείᾳ leicht entbehrt werden können. Wir übergehen einiges andere, um noch für eine Vermuthung Raum zu gewinnen. L. IV. c. 71. S. 564. heiſst es in der Geſchichte von dem Tode des Aeskulap: καὶ τὸν μὲν Δία παροξυνθέντα κεραυνῶσαι τὸν Ἀσκληπιὸν καὶ διαφθεῖραι· τὸν δὲ Ἀπόλλωνα διὰ τὴν ἀναίρεσιν αὐτοῦ παροξυνθέντα etc. Das an ſich ſchon ein wenig Verdächtige αὐτοῦ — denn man erwartet ein Wort, welches das Verhältniſs Apolls zum Asklepios beſtimmt bezeichne — wird durch die Abweichung der Mutinenſiſchen Handſchrift τούτου noch verdächtiger. Wahrſcheinlich ſchrieb *Diodor*: διὰ τὴν ἀναίρεσιν τοῦ υἱοῦ. Auf eine ähnliche Weiſe iſt S. 581. 2. υἱὸν Ἀριστταίου in τὸν Ἀρ. verderbt worden.

Wir haben uns bisher nur mit demjenigen beſchäftigt, was der Herausg. wirklich geleiſtet hat — wozu wir noch die zweckmäſsigſte Abfaſſung der den Texte untergeſetzten Argumente rechnen müſſen; — jetzt bleibt uns noch übrig, Nachricht von dem zu geben, was er weiterhin zu leiſten gedenkt. Dafs ſeine Ausgabe die ganze Weſſelingiſche *vollſtändig* enthalten ſoll, — weshalb hier auch *die ſämmtlichen* Vorreden, ja ſogar die freundſchaftlichen *Gedichte an* die Herausg. wiederholt ſind — zeigt ſchon der *Titel* an. *Rhodomann's* Ueberſetzung durfte alſo ebenfalls nicht wegbleiben; aber ſie wird, nicht nur an den veränderten Stellen des Originals, ſondern überall, dem Texte näher gebracht, und alſo in mehr als einer Rückſicht *eaſtigirt* werden. Die Anmerkungen werden einen anſehnlichen Zuwachs erhalten; denn der Herausg. wird ſich nicht begnügen, alles zu ſammeln, was in neuern Zeiten zur Verbeſſerung und Erläuterung ſeines Schriftſtellers hier und da zerſtreut beygebracht worden, ſondern dieſen auch ſeine eigenen Bemerkungen beyfügen. Hier dürfen wir gewifs eine reichhaltige Aerndte, vorzüglich auch in *dem kritiſchen* Theile, erwarten. *In hoc variarum rerum partu*, ſagt er unter andern (*Praef. p. XCIX.*) *pervolutatis permultis aeui recentioris commentariis, conquiſita et excuſſa larga animaduerſionum farragine, pulc cognoui, Diodori nouo editori nequaquam praecepta de omnia, in quibus criticam facultatem expromat.* Auſser den eigenthümlichen kritiſchen Bemerkungen können wir hier auch eine Vermehrung der Var. lect. aus Wiener Codd., einigen handſchriftlichen Anmerkungen von Th. Reineſius und andern Gelehrten, endlich auch aus Vergleichungen der alten Ueberſetzungen hoffen. Dafs Poggii Ueberſetzung (von welcher wir die Venezianiſche Ausgabe von 1481 fol. vor uns haben) eine nicht ganz unintereſſante Ausbeute gebe, davon haben uns eigene Verſuche überzeugt. Als Einleitung zu ſeinem Commentar läſst uns Hr. Prof. E. einige Abhandlungen erwarten, in denen er die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit Diodors und ſeinen Werth als Geſchichtſchreiber einer neuen genauern Prüfung unterwerfen, die Geſchichte des Textes, der Ausgaben und andere kritiſchen Hülfsmittel genau erzählen, und die bey dieſem Schriftſteller anzuwendenden Grundſätze der Kritik und Exegeſe aufſtellen wird. Alles dieſes verſpricht eine Ausgabe, deren ſich Deutſchland *wenigen* wird rühmen dürfen. Nur wenige Philologen pflegen ſich ihr Ziel ſo hoch zu ſtecken; aber auch nur wenige beſitzen ſo viele Kraft, um es glücklich erreichen zu können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Februar 1801.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Sander: *Horazens Oden*, überſetzt und mit Anmerkungen erläutert, von *Karl Wilhelm Ramler*. *Erſter Band*, welcher das erſte und zweyte Buch enthält. 1800. 311 S. 8.

2) Zürich, b. Orell, Füſsli u. C.: *Horazens lyriſche Gedichte*, überſetzt und erläutert von *F. A. Eſchen*. 1800. *Erſter Theil*. 300 S. *Zweyter Theil*. 402 S. 8.

Indem wir unſern Leſern dieſe beiden Ueberſetzungen des venuſiniſchen Dichters bekannt machen wollen, drängen ſich uns von allen Seiten wehmüthige Empfindungen auf. Die erſte iſt die Arbeit eines Veterans der deutſchen Literatur, der ſchon bey ſeinem erſten Auftreten vor dem Publicum, theils durch eigene Arbeiten, theils durch Ueberſetzungen einiger auserleſenen Oden des *Horaz*, eine ſo genaue Verwandtſchaft mit dem Geiſte dieſes Dichters, ein ſo feines Gefühl für die Schönheiten ſeiner Sprache zeigte, daſs eine Ueberſetzung aller lyriſchen Stücke deſſelben von der nämlichen Hand eines der ſchönſten und wünſchenswürdigſten Geſchenke ſcheinen muſste. Noch ſind jene funfzehn Oden, welche im J. 1769 zuerſt ans Licht traten, im Ganzen von keinem der nachfolgenden Ueberſetzer übertroffen worden, und nur wenige aus einer groſsen Menge dürften ihnen mit Recht an die Seite geſetzt werden können. Dieſs würde nun an ſich nicht ſehr zu verwundern ſeyn; denn auch zum Ueberſetzer eines ſolchen Dichters muſs man geboren werden; aber ein niederſchlagender Beweis von der Hinfälligkeit des menſchlichen Geiſtes iſt es, daſs Ramlern ſelbſt in ſpätern Jahren das Ziel zu hoch lag, das er ſich früher geſteckt und glücklich erreicht hatte. Die Ueberſetzung Horazens war eine Erheiterung ſeines Alters, mit welcher er ſich faſt noch in den letzten Tagen ſeines Lebens beſchäftigte; und als eine ſolche zeigt ſie ſich hier. Sie erſcheint mehr wie eine Arbeit, welche als ein Spiel behandelt worden, nicht wie ein Spiel, daſs durch Anſtrengung gewonnen worden iſt. Von jenem Kunſtfleiſs, in welchem *Ramler* alle Dichter ſeiner Zeit übertraf, von der Sicherheit, mit welcher er die zarte Linie des Schönen und Schicklichen traf, von dem Feuer, mit dem er ſich die Ideen ſeines Originals aneignete, findet man hier weit weniger Spuren, als man erwartet, und nur die ehemals erworbene Fertigkeit findet ſich in der natürlichen Leichtigkeit des Ausdrucks, die aber allzu oft mit Schwäche und Kraftloſigkeit gepaart iſt. Mit einer dem Alter eigenthümlichen Furchtſamkeit ſcheint R. das Kühne geſcheut, und das Starke für eine Beeinträchtigung der Schönheit gehalten zu haben. Er, welcher vordem ſo gut verſtand, auch das unbedeutendere durch den gewählten Ausdruck bedeutend zu machen, begnügt ſich in ſeinen ſpätern Arbeiten oft, an die Stelle des Gewählteſten eine Art von proſaiſchen Auszug zu ſetzen, in welchem nichts, als das Sylbenmaaſs an den Dichter erinnert. Aber auch ſelbſt dieſes iſt in ſolchen Fällen nicht immer vollkommen correct. Wie ſchwach iſt z. B. I. 2, 41. folgende Strophe:

> Oder wandelſt du dich in *unſern* Jüngling,
> Sohn der Maja, Herold der Götter, und *willſt*
> *Leiden*, daſs *die Erde dich einen* Rächer
> Cäſars benenne.

in welcher nicht einmal der Sinn des Originals richtig ausgedrückt iſt. Noch ſchwächer, und faſt im Zeitungsſtil, läſst er I. 6, 9. den Lyriker ſagen: Mir Agrippa

> — verbeut *Ehrfurcht* und Erato's
> Laute, welche den Krieg ſcheut, *aus Mangel an*
> *Geiſteskräften*, *des glorwürdigen* Cäſar und
> dein Verdienſt zu entheiligen.

und am Ende der Ode mit etwas ſchwerfälliger Trivialität:

> Sey's, ich brenne noch ſelbſt, oder bin unbeſetzt (*vacui*):
> Nach Gewohnheit voll Wankelmuth.

In der prachtvollen Ode an Auguſt (I. 12.) iſt mehr als eine Stelle nur ſchwache Paraphraſe des Originals, das doch hier überall die Gröſse der Gedanken durch kühnen Ausdruck und gewählte Stellung der Wörter bezeichnet. In folgender Strophe aber iſt im Anfange die ſchöne Anordnung überſehen, und die zweyte Hälfte derſelben ſinkt zur Proſa herab:

> Er, der Ström' im Fall und die ſchnellen Winde
> Aufhielt, und ſo göttlich nach ſeiner Mutter
> Kunſt die Saiten rührte, daſs ihm Steine
> horchten und folgten.

Jedermann fühlt, daſs hier das doppelte Zeitwort, von denen Horaz das eine in dem Beyworte *auritas* verſteckt hat, im Falle der Strophe unglaublich ſchwach iſt. Die *Eichen* des Römers — *auritae quercus* — ſind noch auſserdem in *Steine* verwandelt; wahrſcheinlich, um nach den *Wäldern* im 7. V. nicht noch einmal dieſe Art von Dingen zum Vorſchein zu brin-

bringen. Da, wo *Horaz* einige Helden der republikanischen Zeiten *insigni Camoena* — nicht mit schwachen Tönen — zu besingen verspricht, sinkt sein Uebersetzer gerade recht sichtbar herab —

Pauls, der seinen
Heldengeist dem punischen Sieger hingab,
Und des Fabriz Lob.

und so, wie er kurz vorher den rühmlichen *Hintritt* des Cato erwähnt, so läfst er gleich darauf den Curius und Camillus zu *kriegerischen Seelen bilden;* welches beides gleich trivial ist. — Das *runde Gesicht* der Glycera *schlüpferig anschaun* (I. 19, 8.), und die Venus, die nach vollbrachtem Opfer *zahmer* seyn wird (*veniet lenior*), ist mehr belustigend; folgendes aber XXV. 13. unbeschreiblich häfslich, und als Worte aus *Ramlers* Feder fast unerklärbar:

Wenn das Liebesfieber, der geile Kitzel,
Der die Pferdemütter zu Zeiten quälet,
An der faulen Leber dir nagt! Wie wirst du
Jämmerlich klagen — —

In einer andern Rücksicht unerklärbar ist uns folgende Stelle II. 15. 14.:

Kein Säulengang, nach Ruthen gemessen, liegt
Bis an die kalten Nordgestirne
Hinter dem Landsitz des reichen Bürgers.

Wie soll man von einem gegen Norden geöffneten Säulengange (*quae opacam excipiebat Arcton*) sagen können, dafs er bis an die kalten Nordgestirne laufe? und was soll der Zusatz des letzten Verses, der eine eigenmächtige Zugabe des Uebersetzers ist?

Wenn diese Uebersetzung weniger leistet, als man nach den von ihrem Vf. selbst aufgestellten Mustern zu erwarten berechtigt war: so leistet dagegen die zweyte etwas mehr, als man von der ersten gröfsern Arbeit eines jungen Mannes fodern durfte, dessen Name bisher nur durch einzelne poetische Versuche bekannt geworden war. Jedermann weifs, was für ein unglückliches Schicksal den Vf. derselben, wenige Tage nach der Erscheinung seines Werks, hinweggerafft, und zugleich die Hoffnung gestört hat, die man von der weitern Ausbildung seiner Talente und seines Kunstsinnes hegen durfte. Wenn ihm aber auch ein misgünstiges Geschick den Genufs seines Ruhms entrifs: so wird ihm doch dieser Ruhm selbst ungekränkt bleiben, und sein Name wird einen ehrenvollen Platz neben denen erhalten, die am Ende dieses Jahrhunderts die Sprache unsers Vaterlandes durch geistreichen Fleifs zu veredeln bemüht waren.

Hn. *Eschen's* Uebersetzung verräth überall ein sorgfältiges Studium des Originals, Genauigkeit in der Nachbildung seines kunstvollen Ausdrucks, mechanische Fertigkeit in der Versification; überall zeigt sich die Anstrengung seines Fleifses; aber sie zeigt sich bisweilen zu sehr, und wir werden nicht selten zu stark an die *Arbeit* des Uebersetzers erinnert. Die Neuheit des Ausdrucks ist bisweilen durch Härten, die Kühnheit durch Dunkelheiten erkauft; das Natürlichere scheint sogar hier und da verschmäht, um dem Gesuchtern und Künstlichern Platz zu machen. Alle dieses sind Mängel, von denen ein Jüngling, so wie von der Vorliebe für gewisse neugeprägte Wörter und Wortfügungen, leicht zurück kommt, und die durch fortgesetztes Studium und Uebung von selbst verschwinden. Von einem Künstler, der, mit Achtung für Richtigkeit, mit einiger Härte anfängt, wird immer mehr zu erwarten seyn, als von dem, welcher in seinen ersten Arbeiten Weichheit ohne Richtigkeit zeigt. Ein Jüngling, welcher das grofse Unternehmen wagt, die *sämmtlichen* Oden Horazens übertragen — eine einzige Epode ausgenommen, wo ihn die Züchtigkeit seiner Sprache unbesiegliche Hindernisse in den Weg legte — darf wohl fodern, dafs man ihm zuerst, das, was er geleistet, in Rechnung bringe; und, wenn er auch auf kein unbedingtes Lob Anspruch machen wird, dafs man ihm wenigstens die Mängel seiner Arbeit, und was an ihr noch zu wünschen übrig geblieben, nicht mit ungebührlicher Strenge vorrücke.

Den unterscheidenden Charakter beider Uebersetzungen, deren jede einige Eigenschaften besitzt, die man an der andern vermifst, wird man aus der Vergleichung einiger Stellen am besten kennen lernen. Wir wählen zunächst den Anfang der *ersten* Ode, von welcher wir hoffen können, dafs die meisten unserer Leser das Original in gutem Andenken haben:

Ramler.

Freund Mäcenas, du Sohn Tuscischer Könige,
Mein Beschützer, mein Stolz! Einige sammeln Staub
Auf Olympias Bahn, treiben das heifse Rad
Hart am Ziele vorbey, dünken sich Göttern gleich,
Wenn der Palmzweig sie ehrt; Andere, wenn Quirin
Wankelmüthiges Volk sie zu curulischen
Ehrenstellen erhebt; Andere, wenn die Frucht
Ihrer libyschen Dreschtennen die Scheuren füllt.
Wer sein väterlich Feld mühsam mit Hacken nicht
Wagt — ein furchtsamer Seefahrer — um Amt und
Sich auf cyprischem Kiel nicht in's Euböer Meer.

Eschen.

O Mäcenas, du Sprofs edeles Königstamms,
Du, der schützende Macht, lieblicher Schmuck mir!
Manche freut's, auf der Bahn sich von olympischem
Staub' umwirbelt zu schaun, und das umlaufne von
Heifsen Rädern entschlüpft, führt, und der Siegespalm
Hoher Ruhm sie zum Sitz herrschender Götter auf.
Dieser, wenn ihn die Schaar schwanker Quiriten
Mit vielfältiger Ehr' eifrig zu schmücken sorgt;
Jener, wenn er so viel, als sie auf libyscher
Tenn' ausdröschen, im Raum eigener Speicher birgt.
Froh durchpflügend das Feld, welches sein Vater
Nachliefs, würde dir nicht, ob auch attalische
Anerbietung ihn lockt, durch das Myrtoer-Meer
Rasches Sinns mit dem Schiff cyprischer Waaren

Schon bey einer flüchtigen Vergleichung wird man leicht bemerken, dafs die letzte Ueberſetzung ſich genauer an das Original anſchmiegt, und die kleinſten Eigenthümlichkeiten deſſelben mit Sorgfalt nachbildet, während dafs ſich die erſte, mit einiger Nachläſſigkeit, den Sinn und die Folge der Gedanken auszudrücken begnügt. In der Ramlerſchen Ueberſetzung iſt die Innigkeit des Zuſammenhangs durch die Auslaſſung des bindenden Begriffs von *juvat* aufgehoben, welcher in einigen Gliedern durch die Worte: *hänken ſich Göttern gleich*, die ſchlechterdings nur zu den olympiſchen Siegern gehören, nicht ſchicklich erſetzt wird. Ueberdieſs hat die Anrede an Mäcen einen Anſtrich von Familiarität, welchen Horaz überall, wo er von und zu ſeinem edeln Freunde ſpricht, mit der ihm eigenthümlichen Urbanität vermeidet, und dieſer Ton wird in den folgenden Perioden durch die Auslaſſung des Bindewortes fortgeſetzt. In Eſchens Ueberſetzung wird man durchgängig ein gröſseres Streben nach Würde wahrnehmen, das alle Nachläſsigkeit, aber nicht das Mühſame ausſchlieſst, das man auch in dieſer Stelle gar wohl fühlen wird. Dem Beſtreben, das Ungewöhnlichere überall vorzuziehn, mufs man wohl das *heiſsen Rädern entſchlüpfte Ziel* zuſchreiben, welches auf eine Gefahr deuten würde, welcher das Ziel entginge: ſo wie die Einſchaltung des Hauptverbi: *führt*, zwiſchen zwey unterſcheidbare Sätze, die von dieſem Zeitwort vereinigt werden ſollen. Die *wankelmüthigen* Quiriten bey Ramler ſind offenbar beſſer, als die *ſchwanken*, welches, meines Wiſſens, nie vom Gemüthe geſagt wird. In den nächſten Verſen iſt bey Ramler der Sinn nicht richtig gefaſst, und die Vorſtellung unermeſslicher Betzungen in den Worten: *die Frucht ihrer libyſchen Beſchtennen*, mit engen Gränzen umzogen. Auch bey Eſchen iſt die Gröſse der Vorſtellung nicht erreicht, wozu der Pluralis unentbehrlich war, und die Wendung, deren er ſich bedient, iſt noch überdieſs zu poetiſch und ſteif. Der *Raum* eigener *Speicher* iſt eine müſsige Umſchreibung. Bey Ramlers Ueberſetzung dieſes Verſes müſſen wir noch bemerken, dafs er ſich erlaubt hat, den Abſchnitt in die Mitte des zuſammengeſetzten Wortes fallen zu laſſen. In den Anmerkungen S. 122. behauptet er, ohne einen Grund anzuführen, dafs in dem asklepiadiſchen Verſe spondeiſche Füſse, welche aus der Zuſammenſetzung zweyer Wörter entſtehen, einen bequemen Platz finden; und er hat ſich dieſer Freyheit nicht nur bisweilen, ſondern, als ob ſie eine vorzügliche Zierde der Versart wäre, in dieſer Ode noch ſiebenmal, da in allen übrigen, in denen choriambiſche Verſe vorkommen, häufig bedient. Uns aber ſcheint in einem Abſchnitte, der den Vers eben ſo ſcharf, als der Abſchnitt des Pentameters in zwey Hälften theilt, dieſe Freyheit ganz unſchicklich, indem entweder das beiden Hälften angehörende Wort den Rhythmus zerſtört, oder ſelbſt auf eine widerliche Weiſe in zwey unverſtändliche Theile zerriſſen wird, z. B.:

Die von Müttern verab | | ſcheuete Menſchenſchlacht. —
Seiner zärtlichen Eh | | gattin eingedenk.

(Vergl. III. 18 u. 34. XV. 1. 11. 17. 22. 25. 26. XXI. 1. 2. 5. 10. 14.). Das *müſſame* in der Bearbeitung des väterlichen Landes herauszuheben, war wohl nicht die Abſicht des römiſchen Dichters, der vielmehr den Landmann ſein Feld *froh durchpflügen* läſst, wie es Hr. E. richtig ausdrückt, der aber dem *patrios* durch, *welches ſein Vater ihm nachliefs*, eine gar zu groſse Ausdehnung gegeben hat. In den Worten: *mit dem Schiff cypriſcher Waaren*, wird die Steifheit der Ueberſetzung durch die Richtigkeit der Auslegung nicht aufgehoben. In einem der nächſten Verſe (19. 20. *Eſt qui nec veteris pocula Maſſici Nec partem ſolido demere de die Spernit*) überſetzt Ramler mit Aufopferung der Hälfte des Gedankens, leicht und deutlich genug: *Dem verſüefset der Tag fröhlich bey maſſiſchem alten Weine.* Hr. E., welcher ſich ſolche Untreue nicht erlaubt, erkauft hingegen die Richtigkeit durch einen etwas ſchwerfälligen, und ohne Zuziehung des Originals, faſt unverſtändlichen Ausdruck:

Mancher iſt, der den Trunk alterndes Maſſikers,
Und den Stunden des Werks kürzeres Maafs zu leihn,
Nicht verſchmähet.

Die letzten Verſe dieſer Ode lauten in beiden Ueberſetzungen folgendermafsen:

Ramler.

Mir giebt Epheu, der Lohn unſrer gelehrten Stirn,
Hohen Götterrang; mich trennet vom groſsen Schwarm
Oft ein kühlender Hayn, wo mit den Nymphen ſich
Muntre Satyrn ergehn. Wenn mir Euterpe nun
Ihre Flöte gewährt, wenn auf mein Barbiton
Polyhymnia mir lesbiſche Saiten ſpannt,
Und du ſelbſt mich zum Chor lyriſcher Dichter zählſt:
O ſo rühret mein Haupt an den geſtirnten Pol.

Eſchen.

Mich hat Epheu, der Schmuck kundiger Dichterſtirn',
Hohen Göttern geſellt; mich hat der kühle Hayn
Und mit Satyrn gereiht, tanzender Nymphen Schaar
Abgeſondert dem Volk: wenn mir Euterpe nicht
Ihre Flöten enthält, noch Polyhymnia
Lesbos klingendes Spiel mir zu befaiten flieht.
Und wenn du mich zum Chor lyriſcher Dichter fügſt,
Rühr ich hoch mit des Haupts Scheitel der Sterne Bahn.

Auch hier wird dem römiſchen Dichter von Ramler eine ihm fremde Anmafsung zur Laſt gelegt, indem er *ſeiner* gelehrten Stirn einen Lohn zuerkennt, der allen Dichtern gemeinſchaftlich iſt. Weiterhin ſchildert H. ſeinen Umgang mit den poetiſchen Gottheiten des Waldes als einen bleibenden Zuſtand, indeſs Ramler ihn nur als vorübergehend vorſtellt. Den Gegenſatz des Götterlebens mit dem Leben des unpoetiſchen Volks, bezeichnen die Worte: *vom groſsem Schwarm*, nicht hinlänglich: ſo wie das ſpielende, und in fröhlichem Müſsiggange genoſſene, Daſeyn der Waldgötter, welches H. in ihren *leichten Chören* malt, hier in die ſittſame Art eines ehrbaren Spazierganges

ganges verwandelt ist. Auch bey Hn. E. giebt die *tanzende* Nymphen*schaar*, mit Satyrn *gereiht*, kein recht klares und gefälliges Bild; und die Wortfügung: *abgesondert dem Volk*, ist nicht nur hart, sondern auch zweydeutig oben drein.

Härten dieser Art finden, da wo sie einzeln stehen, unter dem vielen andern Glänzenden und Wohlgerathenen leicht Nachsicht; aber bisweilen drängen sie sich bey Hn. E. so dicht, dass sie das Bessere verdunkeln und uns den Genuss desselben entziehn. Die folgende Ode (I. 19.) kann fast ganz als Beweis einer mühsamen, aber nicht mit Erfolg gekrönten, Anstrengung gelten:

Amors Mutter, die grausame,
Und der blühende Sohn Semelens, heißt mich jetzt,
Und wildsinnige Ueppigkeit,
Aufzunehmen der Lieb' einst schon verlassnes Spiel.
Gluth erregt mir Glycerens Reiz,
Der an blendendem Glanz parischer Marmor weicht,
Und, zu schlüpfrig dem Blick, Augen und Wang' und Mund.
Auf mich stürzte sich Venus ganz,
Cyprus lassend und hemmt, dass ich von Scythen sing',
Und den Parther, auf fliehendem
Ross voll Muthes, und was andres mich selbst nicht drückt.
Hier den grünenden Rasen, hier
Legt Weihrauch und das Kraut, Jünglinge, giesst mit Wein
Zweytes Jahres die Schale voll!
Milder wird sie mir nahn, wenn ich das Opfer schlug.

Solche Freyheiten, wie hier *Glycereus* statt Glycerens (auch XXXIII. 2.), *Proserpine* (I. 28.), Araber (I. 35. 40.), Çinara st. Cinara (IV. 1. 4 u. 13. 21.), wünschen wir eben so wenig nachgeahmt zu sehen, als den Misbrauch des Genitivs, wie z. B. II. 1. 5. *die Waffen, des ungeführten Blutes noch fleckenvoll; Ein Werk, das vieler blinden Gefahr sich wagt.* II. 2, 1 *Leer des Anfangs.* II. 5. 9. *des Spiels begierig.* IV. 1. 37. *Dich hält' ich im Traum der Nacht festumstrickendes Arms.* IV. 3, 2. *Wen du — freundliches Blicks ansahst.* IV. 9. 46. *Grösseres Rechtes nennt sich der beglückt.* Ganz unverständlich ist Epod. XIV. 13. *Mich drängt, nicht Eines zufrieden (neque uno contenta), der Freygelassnen Phrygae Macht.* Solche Wortfügungen, die sich durch keine Analogie rechtfertigen lassen, sind nur ein Erleichterungsmittel, aber keine Bereicherung der poetischen Sprache, und es kann unmöglich in der Gewalt eines Dichters stehen, den Syntax seiner Sprache willkürlich umzuschaffen. Hierher muss auch die Auslassung des Artikels gerechnet werden, die sich Hr. E. häufig gegen den Genius der Sprache — die hierin nicht minder widerspenstig ist, als die griechische — häufig erlaubt, z. B. II. 16. 19. *wer von Heimat weg floh.* IV. 1. 12. *wenn durch dich zu erglühn (ein) schickliches Herz du suchst.* IV. 1. 12. *Aeltermähnliches Kind lobt man der Wöchnerin.* IV. 8. 15. *Durch den Leben und Geist tapferen Führern noch Wiederkehr nach Tod.* IV. 9. 46. *Nicht furchtsam für geliebte Freunde oder für Vaterland hinzusterben.* Epod. I. 11 in einer durchaus dunkeln Stelle:

Wie treulich sitzend bey der federlosen Brut,
Der Vogel sich vor Schlangengriff
Mehr ängstet, wann er einst entflog, und doch den Schutz
Bey Gegenwart nicht stärker beut.

Stellen, in denen der Sinn wesentlich verdirbt sey — es ist hier nicht von einzelnen Worten die Rede, welche treffender hätten können übersetzt werden — haben wir bey sorgfältiger Vergleichung bey weitem der meisten Oden nur Eine gefunden. Es ist folgende: I, 15, 15.

Fruchtlos wirst im Gemache du
Schweren Lanzen entfliehn, und dem gespitzten Pfeil
Kreta's, und dem Getös', und dass der stürmende
Ajax folge!

In den letzten Worten hat der Uebersetzer *sequi* mit Unrecht zu *vitabis* gezogen, da es ohne Zweifel zu *celerem* gehört: *vitabis Ajacem celerem sequi i. e. insequendo.* Vielleicht gehört zu den misverstandenen Stellen auch folgende aus Epod. IX. 15.:

O der Schande! mit des Feldes Zeichen schaun
Ruhzeltchen dort der Sonne Blick.

Wenigstens scheinen die *Ruhzeltchen* eben so wenig eine bequeme Uebersetzung von *conopium*, als die *Zeichen des Feldes*, für *signa militaria*, deren Dunkelheit durch das zweydeutige *mit* (statt *inter*) noch vermehrt wird.

Beide Uebersetzungen sind mit Anmerkungen begleitet, die zunächst blos für ungelehrte Leser bestimmt sind, und sich daher hauptsächlich mit der Erläuterung historischer, mythologischer und geographischer Schwierigkeiten beschäftigen. Die von Eschen sind reichhaltiger, gewählter, und auf eine geschmackvollere Weise vorgetragen. In denen von Ramler zeigt sich zu grosse Neigung zu allegorischen Erklärungen, die mit seinem Hange zur allegorischen Einkleidung in seinen eigenen Gedichten zusammenhängt. Sonderbar werden I. 9. 19. *teues sufnevi* (spiel) mit unsern Gesellschaftsspielen verglichen, wo man sich dieses und jenes in's Ohr zischelt. Die Regel setzt er S. 151. hinzu, werden ähnliche Spiele gehabt haben. Horazens Lycimnia: *quam non certare puellae decuit*, scheint in dergleichen Spielen eine grosse Meisterin gewesen zu seyn." Das gleich darauf folgende Lachen aus dem Winkel her, vergleicht er mit unserer blinden Kuh, und schliesst aus dieser Stelle, dass Horaz die witzigen Spiele, bey denen Küsse zu erbeuten waren, mehr geliebt habe, als die Spiele der Gewinnsüchtigen, die einander, besonders bey verbotenen Würfelspielen, zu Grunde richteten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch der Geschichte der Philosophie* und einer kritischen Literatur derselben von *Joh. Gottlieb Buhle*. *Fünfter Theil.* 1800. 708 S. *Sechster Theil.* Erste Hälfte. 1800. 415 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Das Lehrbuch des Hn. *Buhle*, welches anfänglich auf drey Bände angelegt war, nimmt, je mehr es sich der Vollendung nahet, an Bänden, und diese nehmen an Stärke zu. In der Vorrede zu dem 5ten Bande hoffte der Vf., die Geschichte in dem sechsten Bande zu vollenden, wenn es die Reichhaltigkeit der Materien zuliesse; allein da die erste Hälfte des 6ten Bandes erst bis auf Cartes geht: so wird er wenigstens noch den siebenten Band zugeben müssen. Wir sind weit entfernt, diese Ausdehnung zu tadeln, oder dem Vf. eine Veränderung seines ursprünglichen Plans schuld zu geben; es ist vielmehr zu billigen, dass er der anfänglich bestimmten Zahl von Bänden, die zweckmässige und vollständige Bearbeitung der Geschichte nicht aufgeopfert hat. Denn jeder Gelehrte, der sich mit der Geschichte einer Wissenschaft beschäftiget, wird gestehen müssen, dass sich hier der Umfang der Bearbeitung weit weniger bestimmen lässt, als bey jedem andern wissenschaftlichen Gegenstande. Dagegen können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass es in dem Plan des Vfs. gewesen wäre, mehr Resultate des eignen Forschens zu geben, als fremde Arbeiten zu benutzen. Je unfruchtbarer die Periode ist, welche in dem 5ten und 6ten Bande bearbeitet worden, je seltener die Werke aus dieser Zeit sind, und je weniger ihre Lectüre sonst anziehend ist; desto grösser ist das Verdienst eines Bearbeiters der Geschichte der Philosophie, der mit den Vorarbeiten anderer eigne Forschungen verbindet.

Der fünfte Theil des Lehrbuchs enthält in dem 1ten Abschn. *die Geschichte der Philosophie der Araber*, womit zugleich eine kurze Geschichte der Araber und ihrer Cultur verbunden ist. Was die Lehrsätze der arabischen Philosophen betrifft, zu welchen auch der Jude *Moses Maimonides* gerechnet wird: so hat Hr. B. die Materialien gröstentheils aus *Tiedemanns* Geist der speculativen Philosophie genommen, und nur die Darstellung und das Räsonnement ist sein Eigenthum. Im Ganzen hat die Kenntniss der arabischen Philosophie nichts gewonnen; selbst da, wo *Tiedemann* über Dunkelheit und Unverständlichkeit klagte, hat sich der Vf. aller weitern Mühe des Nachschlagens und Forschens überhoben geglaubt. Doch ist die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch die Araber hier S. 23. von neuem untersucht, und nach Beleuchtung der Gründe, welche *Reinhard* und *Tiedemann* gegen dieselbe aufgestellt hatten, wird man nicht leicht in Versuchung kommen, derselben unter den historischen Thatsachen eine Stelle zu geben. Mit dem 18ten Abschn. fängt sich die *Geschichte der Philosophie im Mittelalter* oder bestimmter der *scholastischen Philosophie* an. Den Anfang der Scholastik setzt der Vf. höher hinauf, als seine Vorgänger. Scholastische Philosophie, sagt er, ist die Philosophie, welche in den von den Päbsten, Bischöfen, Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern errichteten Schulen gelehrt wurde, und ist also nichts anders, als was wir Schulphilosophie nennen. Dem Namen nach gab es also eine scholastische Philosophie schon von den Zeiten Karls des Grossen an, ungeachtet sie die eigenthümlichen Merkmale noch nicht hatte, um deren Willen einige ihren Ursprung erst in das 13te oder 14te Jahrhundert setzen. Er behauptet ferner, wie uns dünkt, mit Recht, dass wenn man den allgemeinen Charakter im Auge behalte, in Hinsicht auf Inhalt, Zweck und Methode kein wesentlicher Unterschied zwischen der ältern und spätern Scholastik gewesen sey, der uns berechtige, ihren Anfang mit dem neuesten Geschichtschreiber von dem 13. (nicht 14. wie Hr. B. aus Uebereilung sagt) zu datiren. Der Inhalt der Philosophie war ein aus den lateinischen Commentatoren des Aristoteles vorzüglich Augustin und Boethius gezogenes Agregat logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die unter dem Namen Dialectik eine Wissenschaft, oder die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten, und mit der spätern Alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, seinen Eigenschaften, seinem Verhältnisse zur Welt und zur menschlichen Natur verbunden, oder auf dieselbe angewandt wurden. Es versteht sich hierbey von selbst, dass in der Folge verschiedene Ansichten und Bearbeitungen eben dieser Gegenstände Statt fanden; dass überhaupt der philosophische Ideenkreis theils durch die Verbreitung der Werke der Araber und des Aristoteles selbst, theils durch andere Umstände, nach und nach erweitert wurde, und sich sehr mannichfaltig modificirte. Daher lassen sich mehr Epochen festsetzen, in denen charakteristische Unterschiede der scholastischen Philosophie bemerkt werden. Der Zweck der Philosophie war kein anderer als der, das dogmatische Religionssystem der Kirche zu vertheidigen und zu befestigen; damit verband sich in der Folge ein anderer Nebenzweck, die Uebung des dialektischen Scharfsinns.

Die Methode des Philosophirens war lediglich durch die dialektische Form des Argumentirens bestimmt, die die Aristotecische Logik vorschrieb, welche immer künstlicher, verwickelter und sophistischer wurde. Drey Epochen werden festgesetzt, die erste bis auf *Roussélin* gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts, wo sich der Streit der Nominalisten und Realisten erhob; die zweyte bis auf *Albert* den Grosen in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, wo die Aristotelischen Werke allgemeiner bekannt und commentirt wurden; die dritte bis auf die Verbesserung der Philosophie durch die Wiederherstellung der alten classischen Literatur um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Diese Gränzbestimmung stimmt im Ganzen mit des Rec. Ueberzeugung überein; auch ist sie die einzige, bey welcher am wenigsten Willkür herrscht. Es kommt nur dann darauf an, den allgemeinen Charakter dieser Philosophie so bestimmt aufzufassen, dafs sich der besondere Geist jeder einzelnen Epoche genau an denselben anschliefst, und die Abschnitte so zweckmäfsig zu wählen, dafs die Entstehung, die Fortbildung und das Wachsthum der philosophischen Denkungsart, ihre Anwendung auf andere Wissenschaften nebst ihren Folgen eine deutliche Uebersicht gewähre. In beiden Rücksichten hat uns der Vf. aber nicht völlig Genüge geleistet. Die von ihm und andern angegebenen charakteristischen Merkmale sind nicht alle allgemein oder doch nicht wesentlich. So läfst es sich nicht von allen Scholastikern sagen, dafs sie die Absicht gehabt hätten, das kirchliche Dogmensystem zu befestigen oder zu vertheidigen, wie schon *Tiedemann* in der Vorrede zum fünften Bande mit Recht erinnert hat. Denn wie hätten sonst die Päpste und Concilien Ursache gehabt, manche Scholastiker zum Widerruf ihrer ketzerischen Behauptungen zu zwingen? Einige Scholastiker hatten wohl diese Absicht, wie der Magister sententiarum und seine Nachfolger; andere waren schon durch die Art der Erziehung und des Unterrichts an das Interesse der Hierarchie gefesselt, wodurch ihr Philosophiren nothwendig eine besondere Modification annehmen mufste; allein das Wesentliche der Scholastik macht diefs doch nicht aus. Die Periodenabtheilung des Vfs. ist schon aus dem Grunde nicht befriedigend, weil sie sich auf das Wesentliche der Scholastik, was er selbst dafür hält, nicht bezieht, und zum Theil einen zufälligen Umstand, die gröfsere Verbreitung Aristotelischer Schriften, zu einer Epoche macht. Was die Geschichte der scholastischen Philosophie selbst betrifft: so darf man auch in ihr keine neuen Forschungen erwarten; der Vf. gesteht in der Vorrede selbst, dafs er die Schriften von *Brucker*, *Cramer* und *Tiedemann* zu seinen Führern gewählt, und vorzüglich aus dem letzten den Stoff genommen habe. „So weit ich mit den Quellen selbst näher bekannt war, fand ich die historische Treue und Genauigkeit dieses Forschers bewährt, und ich zweifle, dafs auch die sorgfältigste wiederholte Untersuchung der Quellen eine neue Ausbeute von irgend einigem Belange liefern möchte. Allerdings könnte man aus den bändereichen Commentaren der Scholastiker zu Aristotelischen Büchern oder zum Magister sententiarum noch manche einzelne Raisonnemens über ontologische und theologische Gegenstände zusammenlesen, die weder von Hn. *Tiedemann*, noch von mir, berührt sind; und danach man es mit dem Begriffe der historischen Vollständigkeit nähme, auch einen ungleich gröfsern Vorrath von Spitzfindigkeiten und Logomachien anhäufen, als hier vorkommt; ob aber damit der Wissenschaft und Lesern, die Belehrung und Unterhaltung suchen, ein Dienst geschehe, ist eine andere Frage. Wenigstens konnte ich mich nicht entschliefsen, meine Mufse auf eine solche Art zu verwenden, wobey des mühseligsten Fleifses eine so dürftige Belohnung wartet. Lieber habe ich mich bemüht diejenigen *scholastischen Raisonnemens*, die Hr. *Tiedemann* eines *historischen Andenkens* werth hält, und die ich ihm nacherzähle, deutlicher darzustellen, als vielleicht von ihm geschehen ist. Auch habe ich sie oft aus andern Grundsätzen beurtheilt und gewürdigt." Das letzte hat der Vf. wirklich geleistet; aber in Ansehung des erstern wäre zu wünschen gewesen, dafs es ihm gefallen hätte, etwas mehr Fleifs anzuwenden. Denn obgleich das Lob, das Hn. *Tiedemann* ertheilt wird, gerecht ist: so darf man sich doch nicht zu der übertriebenen Vorstellung verleiten lassen, als habe ein einziger Mann diese Quellen vollkommen erschöpft, und alles richtig aufgefafst. Die eigne Ansicht der Quellen wird davon jeden, der sich die Mühe nimmt, überzeugen. Nun klagt aber dieser verdiente Schriftsteller selbst nicht selten über Dunkelheit und Unverständlichkeit dieser und jener Stellen, und über Lücken. Dieses hätte doch wenigstens für denjenigen, der ihm nacherzählt, eine Auffoderung seyn müssen, diese Quellen noch einmal nachzusehen, um die Geschichte zu berichtigen. Von dem allen aber hat der Vf. so viel als nichts geleistet, und das, wie es uns scheint, blofs aus Bequemlichkeit, für welche die oben angeführte Stelle der Vorrede, eine Schutzschrift enthält. Stillschweigend hat er die Berichtigungen aufgenommen, welche einige kritische Blätter enthalten, und bey Abälard die Hauptsätze aus seiner Ethica nachgetra[illegible].

Die erste Abtheilung des sechsten Theiles enthält erst den Rest des 18*ten Abschn.* von der scholastischen Philosophie, welche mit einem weitläuftigen Auszuge aus *Suarez* Disputat. metaphysic. beschlossen wird, dann im 19*ten Absch. Wiederherstellung der Platonischen und Aristotelischen Philosophie*, und im 20*ten Geschichte der Philosophie in dem sechzehnten Jahrhunderte*. In diesen Abschnitten hat der Vf. alle Untersuchungen sorgfältig benutzt, welche neuere Gelehrte über die merkwürdigen Männer dieser Zeit angestellt haben, z. B. *Meiners* in seinen Lebensbeschreibungen, *Fülleborn* in seinen Beyträgen, und es ist nicht zu leugnen, dafs die Geschichte dieses Zeitraums an Interesse gewonnen hat. In den künftigen Bänden verspricht der Vf. auch eigne Forschungen aus den Quellen mitzutheilen.

CHE-

CHEMIE.

JENA, b. Frommann: *Darstellung der neuern Untersuchungen über das Leuchten des Phosphors im Stickstoffgas* u. s. w., und der endlichen Resultate daraus für die chemische Theorie von *J. W. Ritter*. Nebst *Spallanzani's* Versuchen und Bemerkungen über diesen Gegenstand. *Erstes Stück.* 1800. 160 S. 8. m. 1 K.

Was auf dem Titelblatte gleichsam als Anhang angekündigt wird, nämlich *Spallanzani's* Versuche, macht den alleinigen Inhalt dieses Stückes aus; die Darstellung des Ganzen, was über das Leuchten des Phosphors u. s. w. bisher verhandelt worden, behält Hr. R. dem zweyten Stücke vor, dessen Vollendung, nicht minder nützliche wissenschaftliche Arbeiten (wie in der Vorerinnerung gesagt wird), man bisher nicht gestatten wollten. Allein auch *Spallanzani's* Versuche bleiben dem Naturforscher, der sie nicht in der Ursprache lesen kann, ein sehr wichtiges Geschenk. Selbst dann, wenn man mit den Hauptresultaten, zu welchen sie führen, bekannt ist, wird man dennoch dieselben wegen der musterhaften Art, mit welcher sie angestellt wurden, mit Vergnügen lesen. Hn. *Göttlings* Versuche über das Leuchten des Phosphors in verschiedenen Gasarten, welche zu Resultaten führten, die mit der *Lavoisierschen* Theorie unverträglich waren, veranlafsten *Spallanzani* diesen Gegenstand aufs neue der Untersuchung zu unterwerfen. Der Vf. bediente sich bey seinen Versuchen des *Giobertschen* Eudiometers. Er überzeugte sich bald, dafs der Phosphor, den er in dieses Instrument hineinbrachte, der atmosphärischen Luft keinesweges allen Antheil an Sauerstoff entzieht, indem der Rückstand, wenn er mit einer Auflösung von Schwefelalkali oder mit Salpetergas behandelt wurde, noch einen Rückhalt von Sauerstoffgas zeigte, der, wenn man die der Prüfung unterworfene Menge der atmosphärischen Luft = 100 setzt, 6 Procent beträgt. Da nun Hr. *Göttling* sich zu seinen Versuchen eines Stickgases bediente, welches er durch Zersetzung der atmosphärischen Luft vermittelst Phosphor erhalten hatte: so sieht man daraus, dafs er seine Versuche keinesweges mit einem ganz reinen Stickgas anstellte. Zugleich bemerkte *Sp.*, dafs die Feuchtigkeit der Luft das Verbrennen des Phosphors ungemein befördere; denn Luft, der man durch trocknende Körper alle Feuchtigkeit entzogen, und welche man mit Queckfilber gesperrt hatte, erfolgt die Zersetzung der Luft an sich langsamer, auch zeigte der Phosphor ein nur schwaches Licht. Gleich aus den ersten Versuchen ging aber das Resultat hervor, dafs die Stärke des Lichts, welches der Phosphor verbreitet, in geradem Verhältnisse mit der Menge Sauerstoffgas stehe, welche in der Luft enthalten ist. Hat Phosphor in einer bestimmten Menge atmosphärischer Luft aufgehört zu leuchten: so kann man aufs neue in manchen Fällen Licht, wiewohl nur schwaches, kurze Zeit dauernd, Leuchten hervorbringen, wenn man die rückständige Luft in ein anderes Gefäfs füllt. Mehrere Versuche, die angestellt wurden, um den Grund dieser Erscheinung aufzufinden, lehrten deutlich, dafs durch dieses Verfahren neue Theilchen von Sauerstoffgas mit dem Phosphor in Berührung gebracht wurden. Durch das Umfüllen der Luft, wird theils eine beträchtliche Anzahl Sauerstofftheilchen aus andern Stellen des Luftraums nach dem Orte hingetrieben, wo sich der Phosphor befindet, theils kann auch das Wasser, welches bey dem Umfüllen der Gasarten gebraucht wird, neue Antheile Sauerstoffgas hergeben; denn aus den Versuchen des Vfs. ergiebt sich, dafs das Sauerstoffgas sich in gewisser Quantität mit dem Wasser verbinden kann. Bey dem Leuchten des Phosphors in dem durch Phosphor bereiteten Stickgas, war bey gröfseren Mengen Phosphor, sowohl Verminderung des Volumens der Luft, als auch Erzeugung von Säure bemerkbar. Wurde der Phosphor zu einer dünnen Haut ausgedehnt, und damit die Kugel eines Thermometers, welches man in das Eudiometer eingesenkt hatte, belegt: so konnte man auch die Entbindung von Wärme bemerken, indem das Thermometer unter diesen Umständen $2\frac{1}{3}$ Grad stieg. Wurden die Versuche über das Leuchten des Phosphors in *ganz reinem Stickstoffgas*, welches nach *Berthollets* Angabe (durch Uebergiefsen des fibrösen Theils des Blutes mit Salpetersäure) bereitet wurde, angestellt: so zeigte der Phosphor kein Licht; auch stiefs er keine Dämpfe aus, welches aber sogleich erfolgte, wenn ein auch noch so kleiner Zusatz atmosphärischer Luft dem Stickgas beygemischt wurde. Was das Verhalten des Phosphors im Wasserstoffgas betrifft: so ergiebt sich auch hier das Resultat, dafs nur eine Beymischung von Sauerstoffgas es geschickt machen kann, das Leuchten des Phosphors zu unterhalten. Sowohl Wasserstoffgas, welches man dadurch erhalten hatte, dafs man Wasserdämpfe durch glühende eiserne Röhren hindurchstreichen liefs, als auch solches, welches durch Uebergiefsen des Eisens oder Zinks mit Schwefelsäure bereitet worden war, war mit einem Antheil Sauerstoffgas verunreinigt, welches davon herzurühren schien, dafs man nicht sorgfältig genug die atmosphärische Luft abgehalten hatte, und in einem solchen Wasserstoffgas leuchtete der Phosphor allerdings. Hatte man aber die nöthige Vorsicht angewandt, es ganz rein zu erhalten: so war kein Leuchten des Phosphors bemerkbar. Wasserstoffgas, welches der Vf. *unmittelbar* an der *Salsa di Querzuola* auffing, zeigte keine Spur von Sauerstoffgas, aber in diesem leuchtete auch der Phosphor keinesweges. Das Verhalten des Phosphors in kohlensaurem Gas gab mit dem angeführten ganz gleiche Resultate. In höchst reinem Sauerstoffgas leuchtete der Phosphor nicht, so lange die Temperatur unter 24 Gr. R. war; stieg sie bis auf 25: so fing er an zu leuchten, und entzündete sich kurz darauf. Wurde die Temperatur des Sauerstoffgases nicht schnell, sondern allmälig von Grad zu Grad erhöhet, und liefs man das Medium, ehe man es stärker erwärmte, eine halbe Stunde in

in diesem Zustande: so leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 22° ohne in eine lebhafte Entzündung zu gerathen; das Sauerstoffgas wurde unter diesen Umständen schneller als die atmosphärische Luft zersetzt, und das Thermometer von 22½° auf 28° gehoben. Wurde ein unreines Sauerstoffgas, welches Stickgas hielt (z. B. das aus Braunsteinoxyd oder Salpeter entbundene) zu den Versuchen angewandt: so leuchtete der Phosphor schon bey einer Temperatur von 15°. Aehnliche Erscheinungen fanden Statt, wenn reines Sauerstoffgas mit Stickgas, oder Wasserstoffgas oder kohlensaurem Gas vermischt wurde, und zwar war die Temperatur um so niedriger, bey welcher der Phosphor anfing zu leuchten, je gröfser die Menge dieser zugesetzten Gasarten war. *Sp.* glaubt den Grund dieser Erscheinung darin zu finden, dafs diese mephitischen Gasarten die Basis des Sauerstoffgases bestimmen, sich mit dem Phosphor zu verbinden, wodurch dann die Vereinigung des Sauerstoffs mit dem Phosphor bey einer niederern Temperatur möglich wird. Je gröfser der Antheil von Stickgas ist, der einer gegebenen Menge Sauerstoffgas zugesetzt wird, um so niedriger ist die Temperatur, bey welcher der Phosphor anfängt zu leuchten; allein die Intensität des Lichts ist um so schädlicher, je kleiner das Verhältnifs des Sauerstoffgas gegen das des Stickgas ist. Die folgenden Versuche haben zur Absicht, den Einfluss zu bestimmen, welchen das Sonnenlicht auf die Reinheit des Sauerstoffgases hat. Die ersten Versuche, die *Spallanzani* über diesen Gegenstand anstellte, liefsen einige Zweifel übrig, folgende hingegen sind entscheidend. Reines Sauerstoffgas, welches 40 Stunden lang von der Sonne beschienen war, wurde gänzlich vom Phosphor absorbirt. Nach 100 Sonnenstunden blieb von 100 Theilen ein Rückstand von 2½, nach 250 Sonnenstunden ein Rückstand von 7 Theilen, nach 350 St. von 9¼ und nach 407 von 11¼ Theilen, welcher Stickgas war. Allein der Vf. überzeugte sich bald, dafs weder das Licht noch die Wärme der Sonne hieran Antheil habe. Das Stickgas entband sich wahrscheinlich durch Zersetzung der atmosphärischen Luft, welche das Wasser absorbirt hatte, mit dem die Gefäfse gesperrt waren, während ein Theil reines Sauerstoffgas von dem Wasser wirklich absorbirt wurde, woraus zugleich die erfolgte Verminderung der in den Gefäfsen enthaltenen Luft zu erklären ist. Wurden die Gefäfse mit Queckfilber gesperrt der Sonne ausgesetzt: so nahm die Luft in ihrem Volumen nicht ab, und nach Verlauf von 332 Sonnenstunden fanden sich 100 Theilen Sauerstoffgas nur 1½ Theil Stickgas beygemischt, welche wahrscheinlich von der dem Queckfilber anhängenden Luft herrührten. Wurde das Gas in fest verschlossenen Gefäfsen dem Sonnenlichte ausgesetzt, und sowohl der Zutritt des Wassers und Queckfilbers, als auch der atmosphärischen Luft *gänzlich* abgehalten: so erlitt auch das Sauerstoffgas durch die Einwirkung des Sonnenlichts in Ansehung seiner Reinheit keine Veränderung. Versuche, die mit andern leuchtenden Körpern, z. B. einigen Holzarten, faulenden Thieren, den kriechenden und leuchtenden Johanniswürmchen angestellt wurden, gaben gar ähnliche Resultate, wie der Kunkelsche Phosphor. Sie leuchteten im Sauerstoffgas sehr lebhaft, wenig in atmosphärischer Luft, in den mephitischen Gasarten (als dem Stickgas, Wasserstoffgas, kohlensauren Gas), wenn sie rein sind, hingegen gar nicht, und nur mit einem flüchtigen Lichte, wenn sie mit atmosphärischer Luft vermischt worden.

ERDBESCHREIBUNG.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann u. Barth: *Neuestes Gemälde von Malta. Dritter Band.* 1800. 174 S. aufser einer Tabelle u. 1 Bog. Register.

Dieses ist der 3te Th. des J. 1800 Nr. 262. angezeigten Werkes. Er enthält viel Merkwürdiges und Interessantes, das der Vf. aus den besten Schriftstellern zusammengetragen hat. Das 6ste Kapitel handelt von Malta's Klima, Fruchtbarkeit, Naturgeschichte, Producten und Handel, und ist das wichtigste in diesem Bande. Besonders fleifsig sind die Fisch- und Vögelarten behandelt; erstere werden in lateinischer, maltesischer und deutscher Sprache aufgeführt. — Malta enthält 16,000 Salmen brauchbares Land, auf welchen man 70—80,000 Salmen Getreides ärndtet. (Dieses Maafs hätte dem Leser näher erklärt und mit einem den Deutschen bekannteren verglichen werden sollen). S. 52. die Menschen werden wie Vieh zu Markte getrieben. — Der Boden der Insel Malta wirft mehr als 760,000 Thaler ab, und der von Gozo 250,000 Thaler. — Auf Gozo wird Gold und Silber gefunden. Das 7te Kap. giebt eine Beschreibung von ehemaligen und heutigen Sitten und Gebräuchen, Charakteristik, Sprache, Wissenschaften, Alterthümern, Künsten. — S. 88. Die Ritter haben die Sitten so verdorben, dafs kein ehrliches Weib, oder *Mädchen* in der Stadt la Valetta zu finden ist, einige *wenige* vom Adel ausgenommen. S. 104—132. Beschreibung der Insel Gozo. S. 132. Beschreibung der Insel Concino. — Auf einer beygefügten Tabelle wird die Bevölkerung von Malta und Gozo nach verschiedenen Schriftstellern angegeben; die höchste 150 bis 160,000 Menschen, die niedrigste 90,761, denn die von Abela von 53,594 ist zu alt. Der Vf. meynt, dafs man volle 100,000 Personen rechnen konnte, ehe die Franzosen im J. 1798 dahin kamen. S. 138 bis zu Ende enthält das neueste Gemälde des Ordens und seiner Besitzungen, bis in den April 1799. Auch sind hier mehrere öffentliche Staatspapiere abgedruckt.

Die Sprache des Vfs. ist nicht die beste, hin und wieder etwas undeutsch, und dabey ist das ganze Werk so von Druckfehlern entstellt, dafs man am Ende ein Verzeichnifs von mehreren Seiten davon auswerfen mufste. Das Italiänische besonders ist so verdorben, dafs es oft schwer ist, einen Sinn heraus zu bringen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 27. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbuschs W.: *Geschichte der neuern Philosophie* seit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften. Von *Joh. Gottlieb Buhle. Erster Band. Einleitung*, welche eine Uebersicht der ältern philosophischen Systeme bis zum funfzehnten Jahrhunderte enthält. 1800. XII und 896 S. *Zweyter Band.* VIII u. 447 S. gr. 8.

Auch mit einem zweyten Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. *Sechste Abtheilung. Geschichte der Philosophie* von *Joh. Gottlieb Buhle. Erster* und *zweyter Band.* (4 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. fängt die neuere Philosophie nicht mit Descartes, sondern mit dem funfzehnten Jahrhundert, also überhaupt mit der Epoche der Wiederherstellung der Wissenschaften an, theils weil vor Descartes mehrere eben so originale Denker gelebt haben, theils weil auf diese Art die Geschichte der neuern Philosophie in den Plan des Ganzen besser einpasst. Diese neuere Philosophie entstand durch das wiederauflebende Studium der ältern griechischen Philosophen, und ihrer Geschichte geht daher die Kenntniss ihrer ältern Schwester voraus. Daher enthält dieser erste Band als Einleitung eine Darstellung der ältern Philosophie. Es fehlt uns zwar nicht an Schriften über diesen Gegenstand; allein der Vf. fand sie zu seinem Zweck entweder zu weitläuftig, oder zu kurz und trocken. „Ich habe mich, sagt er S. XI, hier blos auf eine Entwickelung der successiven Veränderungen der Philosophie als Wissenschaft selbst, und eine allgemeine Schilderung ihrer Beschaffenheit bey verschiedenen Völkern und der Ursachen derselben beschränkt, mit Vorbeylassung aller literarischen, kritischen und politischen Discussionen, und manches Detail, was nicht für meinen Zweck gehörte. In Ansehung der scholastischen Philosophie schien mir eine Charakteristik vorzüglich ihrer Form und Ursachen hinlänglich zu seyn, da sie gerade durch die Form sich am meisten unterscheidet, und der Inhalt sich nicht wohl in der Kürze verständlich angeben lässt, dieser auch mit der neuern Philosophie am wenigsten zusammenhängt, als deren Tendenz ihm vielmehr entgegengesetzt war; wenn gleich einzelne neuere Philosophen von den Scholastikern Manches entlehnten, oder in ihrer Art zu philosophiren in gewissen Behauptungen mit denselben übereinkamen. Uebrigens liegt bey dieser ganzen historischen Darstellung der ältern Philosophie mein Lehrbuch der Geschichte der Philosophie zum Grunde, so dass jene gewissermaasen als ein Auszug aus diesem zu betrachten ist, namentlich, was das Platonische, Aristotelische und Plotinische System betrifft." Ueber diesen Plan und die Ausführung desselben müssen wir einige Bemerkungen machen. Zugegeben, dass eine Darstellung der ältern Philosophie als Einleitung zur Geschichte der neuern unentbehrlich ist: so bezweifeln wir doch, dass sie in der Ausdehnung und Ausführlichkeit, wie sie hier vorgetragen ist, nothwendig war. Eine gedrängte Uebersicht der verschiedenen Systeme und eine bündige Entwickelung des Ganges, welchen die Philosophie als Wissenschaft genommen hat, als das Resultat der Geschichte der älteren Philosophie war zu diesem Zwecke zureichend, und konnte auf der Hälfte dieses Raums vorgetragen werden. Dieses Werk ist ein Auszug aus des Vfs. Lehrbuche, aber von weiterem Umfange, als der Vf. angiebt. Den Anfang und das Ende abgerechnet, in welchem die scholastische Philosophie in zweckmäsiger Kürze dargestellt wird, ist das Uebrige ein unveränderter Abdruck der Paragraphen des Lehrbuchs mit Weglassung der meisten Anmerkungen. Hr. B. hätte also entweder jenes Lehrbuch weit mehr umarbeiten müssen, wenn es dem Zwecke einer Einleitung zur neueren Geschichte der Philosophie entsprechen sollte, oder, wenn er diese Mühe scheute: so konnte er immer seine Leser geradezu auf sein Lehrbuch verweisen, welche dadurch eher gewonnen als verloren hätten, anstatt dass sie jetzt, um beide Werke vollständig zu haben, Einerley zweymal kaufen müssen. Auch vermissen wir Gleichförmigkeit in Beziehung auf die literarischen und kritischen Anmerkungen. In der ersten Hälfte sind sie fast alle ausgefallen, die nothwendigsten Citate ausgenommen, in der zweyten dagegen viele, oft lange, aus dem Lehrbuche aufgenommen worden.

Weit mehr Zufriedenheit gewährt der zweyte Band, von welchem wir hier nur die erste Abtheilung vor uns haben, oder der Anfang der neuern Geschichte selbst. Der Vf. hat durchgängig die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt, aber auch selbst die Quellen studiert, mit philosophischem Geiste die Philosopheme herausgehoben, die denselben zum Grunde liegenden Ideen entwickelt, und wo es nöthig war, einer scharfen Beurtheilung unterworfen; mit einem Worte, um das Materiale und Formale der Geschichte der Philosophie sich unleugbare Verdienste erworben.

Bey der grossen Ausführlichkeit, welche der Plan des Ganzen erlaubt, möchten wir den Vf. nur bitten, mit strengerer Auswahl zu Werke zu gehen, und nicht alles aufzunehmen, was nur in entfernterer Beziehung mit der Geschichte der Philosophie zusammenhängt; auch bey den Zergliederungen philosophischer Schriften oder deren Auszügen sich mehr darauf zu beschränken, den Zeitgeist oder die Denkweise eines Mannes zu charakterisiren. Endlich dürfte auch hier und da die Anordnung der Geschichte noch zu verbessern seyn. Die erste Periode bis auf die Reformation ist in mehrere Abschnitte nach den Schulen (Platoniker, Mystiker und Cabbalisten) abgetheilt, wobey es unvermeidlich ist, theils die Zeitfolge zu vernachlässigen, theils Männer, die nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit haben, neben einander zu stellen. Der Inhalt dieser Hälfte des zweyten Bandes ist folgender. *Erstes Hauptstück. Geschichte der neuern Philosophie vom Anfange des 14ten Jahrh. bis zur Reformation im Anfange des 16ten. Erster Abschnitt. Von den allgemeinen Ursachen, wodurch im 14ten und 15ten Jahrh. die Wiederherstellung der Wissenschaften überhaupt und der Philosophie insbesondere bewirkt wurde.* Diese Ursachen werden mit pragmatischer Kürze ausgeführt. Unter die besondern Ursachen der Wiederherstellung der Philosophie rechnet der Vf. die Erschöpfung und Erschlaffung des menschlichen Geistes nach so vielen unnützen und unfruchtbaren Speculationen, die wieder auflebende Poesie in Frankreich, Italien und Spanien, die Unterjochung des griechischen Kayserthums durch die Türken und dadurch bewirkte Verpflanzung der griechischen Literatur nach Italien, die Erfindung der Buchdruckerkunst. *Zweyter Abschn. Geschichte der Wiederherstellung des Studiums der classischen Literatur überhaupt in Italien während des 14ten und 15ten Jahrhunderts.* Dieser Abschnitt hätte füglich mit dem ersten verbunden werden können, in sofern das erneuerte Studium der classischen Literatur unter die im ersten Abschnitte angeführten Ursachen der Wiederherstellung der Philosophie gehört. Ueberdem ist der Geschichte der Philologie ein eignes Fach gewidmet, welches von Hn. *Heeren* bearbeitet wird. Das Leben des *Petrarcha, Ficin*, und der nach Italien eingewanderten Griechen, welche in diesem Abschnitte vorkommen, konnte bequemer da eingeschaltet werden, wo von ihren Verdiensten, ihren Streitigkeiten u. s. w. die Rede ist. *Dritter Abschnitt* (Aus Versehen steht Vierter und so fort). *Ueber die Philosophie des Petrarcha* S. 86 — 119. Es ist zwar interessant, den Sänger der Liebe auch als Denker aufgeführt, und seine Ansichten von verschiedenen Gegenständen des praktischen Lebens so genau und ausführlich, als hier geschehen ist, geschildert zu finden; allein da Petrarcha, wie der Vf. selbst erinnert, sich nie mit wissenschaftlichen Untersuchungen abgegeben hat, und seine Schriften nur Lebensphilosophie enthalten: so dünkt uns dieser ganze Abschnitt in einer Geschichte der Philosophie nicht an seiner rechten Stelle zu stehen. *Vierter Abschn. Geschichte des Studiums der Platonischen und Aristotelischen Philosophie im Occidente im 14ten und 15ten Jahrhunderte.* S. 120 — 360. Ein Schilderung des Zustandes der Literatur und der Philosophie in dem griechischen Kayserthume erklärt diesen Abschnitt, um das Factum zu erklären, wie die Einführung der Philosophie durch die Griechen in Italien mit dem Streite über den Vorzug der Platonischen oder Aristotelischen Philosophie begann. Die wirklichen Vorzüge und Mängel beider, und die Ursachen und Zeitumstände, welche die eine vor der andern begünstigten, werden, wie man erwarten konnte, mit Scharfsinn und Gründlichkeit entwickelt. Der Streit selbst wird sehr ausführlich erzählt, und von den Schriften des Pletho, Bessarion (vorzüglich ausführlich von seiner Schrift *in Calumniatorem Platonis*) und den andern dahin gehörenden ein *Auszug* gegeben. Den grössten Theil dieses Abschnitts (S. 171 bis 341.) nimmt aber eine weitläuftige und beurtheilende Analyse der philosophischen Schriften des Ficin, vorzüglich seiner *Theologia Platonica* ein. Ungeachtet Ficin den Stoff dazu aus den Philosophemen des Plato, der Neuplatoniker, der Gnostiker, Cabbalisten und den platonisirenden Kirchenvätern nahm: so ist es doch interessant zu sehen, was eine auf den Fittigen einer üppigen Phantasie über alle Gränzen des Erkennbaren ausschweifende Vernunft daraus bildete. In der folgenden instructiven Beurtheilung dieses Systems, lässt der Vf. dem Ficin in Ansehung seines philosophischen Geistes, seines Scharfsinnes und Eifers für die Begründung der Lehre von der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele alle Gerechtigkeit widerfahren, deckt aber eben so gründlich die Mängel desselben auf. Nur in Ein Urtheil können wir uns nicht recht finden. Das System des Ficin, sagt er S. 322. 323. ist auf der einen Seite Pantheismus, und auf der andern Theismus. Allein die Gründe, welche für das erste angeführt werden, beweisen nicht, was sie beweisen sollten. Wenn die Gottheit, nach Ficin, die ewige Urform aller Formen ist, wenn alle Dinge in ihr und durch sie sind, wenn die erste Materie allein durch sie existirt, indem sie dieselbe aus Nichts hervorgebracht hat: folgt daraus, dass Ficin den Urheber des Universums mit demselben identificire? Aehnliche Erinnerungen lassen sich gegen das Räsonnement S. 330. 331. machen. — Die Aristoteliker dieses Zeitraums übergeht der Vf in diesem Abschnitt mit Stillschweigen, weil sich von ihnen nichts weiter sagen liess, als dass sie Commentarien über Aristotelische Bücher geschrieben haben, und schliesst daher diesen Abschnitt mit zwey Männern, welche grössere Aufmerksamkeit verdienten, Nicolaus *Cusanus* und *Rudolphus Agricola*. Der erste wurde schon in dem 2ten Abschn. als ein Skeptiker angeführt, wie auch schon in Stäudlin's Geist und Geschichte des Skepticismus geschehen ist. „In einem Werke *de docta ignorantia praecisionis veritatis inattingibilis*, heisst es S. 81., kämpft er besonders gegen die Sucht der Scholastiker, über jeden Gegenstand, auch wenn er die Schranken der menschlichen Vernunft schlechterdings übersteige, disputiren zu wollen. Er selbst näherte sich in seiner Art zu philosophiren der

skeptischen Denkart. Von demselben Werke heißt es weiter unten S. 343. „Es ist eine Metaphysik auf die Idee des unbedingten Maximums, das zugleich die absolute Einheit ist, erbaut, aus welcher zuletzt Nicolaus auch die positive Religionsdogmatik und die Geheimnisse der Dreyeinigkeit und der Erlösung zu erklären sucht. Die *docta ignorantia* besteht in der Wissenschaft, dass das unbedingte Maximum, oder die absolute Einheit an sich unerkennbar sey, weil das Medium aller Erkenntniss durch eine Zahl gegeben seyn muss, jenes Maximum aber sich über alle Zahl erhebt. Diese Wissenschaft ist also in ihrem Resultate eine gelehrte Unwissenheit." Wir hätten gewünscht, der Vf. hätte näher entwickelt, wie dieser Dogmatismus und Skepticismus in diesem Werke zusammenhänge; denn beide scheinen einander, nach der gegebenen Darstellung, aufzuheben. Muss man vielleicht den Theologen von dem Philosophen unterscheiden? Vielleicht lässt sich durch ein besseres Studium der Schrift *de conjecturis*, über deren Unverständlichkeit der Vf. klagt, mehr Aufschluss erwarten. Interessante Nachrichten von *Rudolphus Agricola* und dessen Werke *de dialectica inventione*, worunter vorzüglich die Urtheile über den damaligen Zustand der Philosophie und anderer Wissenschaften, aus dem 1 K. des 2 Buchs merkwürdig sind, machen den Beschluss. — Die praktische Philosophie ist fast ganz leer ausgegangen. Der Vf. erwähnt blofs der Briefe des Ficin wegen der darin vorkommenden trefflichen Maximen. Es ist freylich wahr, dass die Moral aus leicht zu begreifenden Ursachen, weit weniger bearbeitet wurde; wenn indessen von dem Angeführten vieles blofs zur Charakterisirung der in diesem Zeitalter herrschenden Denkart in Beziehung auf das Theoretische dient: so konnte und musste dieselbe Rücksicht auch auf das Praktische genommen werden. Weil es wenige philosophisch praktische Schriften gab (unter denen doch des *Laurentius Valla* Buch *de Voluptate et vero bono* erwähnt werden könnte): so müssen die Data dazu freylich in mehreren Schriften, selbst in theologischen mit mühsamem Fleisse zusammengesucht werden. Der *fünfte Abschnitt* enthält endlich die *Geschichte der cabbalistischen Philosophie im funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.* S. 360—447. Der Vf. geht auf den Ursprung der Cabbala zurück, zieht die Hauptgedanken derselben aus *Irira Porta Ecclorum* heraus, und handelt darauf von den Philosophemen des *Joh. Picus Mirandola* (vorzüglich gegen die Astrologie) *Reuchlins, Venetus, Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Jacob Böhm, Fludd, der Rosenkreuzer; Joh. Andreae.* Nach unserm Dafürhalten ist die Cabbala, insofern sie sich auf vergebliche Offenbarung gründet, keine Philosophie, sondern vielmehr der Tod derselben, und es sollte eigentlich in einer Geschichte der Philosophie von keinem cabbalistischen Philosophen, auch nicht von Böhm und mehreren dieser Art, sondern nur von denen Männern die Rede seyn, welche die Cabbala bestritten, und sich sonst der Unvernunft widersetzt haben. Der zweyte Theil dieses Bandes wird sich mit den Aristotelikern des sechzehnten Jahrhunderts, mit dem Einflusse der Reformation auf die Philosophie, und mit den nun auftretenden Systemen mehrerer originaler Denker beschäftigen.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Müller: *Rath Friedheims Röschen auf ihren ökonomischen Wanderungen*, von *R. C. Loffius.* Ein ökonomisch nützlicher Roman. 1800. 17 Bog. 8. m. illum. Kupf. (1 Rthlr.)

Die Absicht des Vfs. ist: jungen Leuten, vorzüglich Mädchen, die von Jugend auf in Städten erzogen wurden, also von den beschwerdevollen Geschäften des Landlebens gar keinen Begriff haben, sich das allenfalls wie ein arkadisches Hirtenleben denken, oder wohl gar der Meynung sind, dass dem Landbewohner alle seine Erzeugnisse ganz umsonst zuwachsen, in dem gefälligen Gewande eines Romans eine Art von Unterricht in die Hände zu spielen. Diese Idee ist bey der leider! noch immer herrschenden Vorliebe zur Romanenlectüre gar nicht zu verachten, und es wäre kein geringes Verdienst, wenn es dem gutmeynenden Vf. glücken sollte, manche Stadtnärrin, die unter Assembleen und Tänzen, und im Geräusch zerstreuender Gesellschaften aufgewachsen ist, durch die Lectüre dieses Büchleins zum ernstern Nachdenken zu bringen. Vielleicht wäre dieß um so mehr gerade jetzt ein Wort zu seiner Zeit geredet, da fast der gröfste Theil der Landprediger sich Gattinnen aus den Städten holt, die also in der Regel zu viel Unwissenheit und Bequemlichkeit mitbringen, als dass sie das ehrenvolle Loos einer ländlichen Wirthin mit Ruhm und Ehren ausfüllen könnten. Dieser Umstand gehört mit zu den Ursachen, derentwegen mancher junge Kandidat sich scheut, eine mit Ackerbau verbundene Pfarre anzunehmen, oder ist er seiner Meynung nach so unglücklich, eine solche Stelle zu erhalten, die erste beste Gelegenheit ergreift, sich diese vermeyntliche Last vom Halse zu wälzen; welches dann ein Schritt mehr zu den unseligen Vererbpachtungen der Pfarrländereyen ist, wodurch schon jetzt manche brave Prediger-Familie so gut wie an den Bettelstab gebracht ist. — Hätte der Vf. *diesen* Gesichtspunkt aufgefasst, die häusliche Glückseligkeit einer solchen Familie, die bey so kleinen Haushaltungen als eine Predigerwirthschaft ist, dem gröfsten und bedeutendsten Theil nach, von der Hausmutter gegründet wird, durch alle kleine Nüancen durchgeführt, und uns auf diese Art ein Gemälde dargestellt, etwa in dem Colorit, wie der würdige Vf. des *Vater Roberts* auf seine Art uns darstellte: so würde er etwas Gutes geleistet haben. Alsdann hätten die schalen Liebesgeschichten, womit der Vf. seinen trocknen Unterricht glaubte überzuckern zu müssen, besseren und ungleich rührendern Scenen häuslicher, auf Fleiss und Anstrengung gegründeter, Glückseligkeit Platz machen können. So wäre dieß ein Lesebuch geworden, das jeder Vater seiner Tochter hätte mit gu-

tem

tem Gewiſſen in die Hände geben können, welches Rec. mit dieſem Buche bey ſeinen Töchtern nicht thun möchte. — Der ökonomiſche Unterricht erſtreckt ſich übrigens nur auf Kenntniſs einiger Futterkräuter, auf Melken, Buttern und Käſemachen. Die illuminirten Kupfer enthalten die Zeichnungen vom gewöhnlichen rothen Klee, von der Eſparſette und von der Luzerne. Den äſthetiſchen Werth der Geſchichte vermag Rec. nicht zu beurtheilen; indeſſen hat ſie, nach ſeinem Gefühl, einen albernen und unbefriedigenden Ausgang.

Altona u. Leipzig, b. Kaven: *Ueberſicht der ökonomiſchen Pflanzencultur* von *Joh. George Reyher*, der Arzneykunde Prof. zu Kiel. 1800. 392 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vorerinnerung nach, ſoll dieſes Buch den Landſchullehrern bey dem Unterricht zum Leitfaden dienen. Der Vf. hat daher das, was von ökonomiſchen claſſiſchen Schriftſtellern bisher vom Pflanzenbaue ausführlich gelehrt worden, in einem recht guten Zuſammenhang kürzlich dargeſtellt. Ob aber alles in dem gegenwärtigen Werke mit den Theorieen jener Männer übereinſtimme, getrauet ſich Rec. nicht ſo geradehin zu behaupten. Er würde z. B. nicht mit dem Vf. S. 20. ſagen, daſs die Moore oder Brüche immer einen Thon zur Grundlage haben. Denn wenigſtens findet Rec. in ſeinem Vaterlande und mehrern angränzenden Ländern die Moore mit keinem Thon, ſondern mit weiſsem hin und wieder auch mit rothem Sande unterlegt. Nach S. 48. ſoll der friſche Dünger dem Weitzen unzuträglich, ein umgeſtürztes Gerſten- oder Haberland aber, das vor der Einſaat dieſer Getreidearten bedüngt worden, gedeihlicher ſeyn. In Preuſsen, Sachſen, der Lauſitz, Schleſien ſagt faſt durchgängig der friſche Dünger dem Weizen am beſten zu. Von dem Buchweizen wird S. 55. als die beſte Saatzeit die Mitte des Maymonats angegeben. Hier muſs eine warme Witterung, daran es öfters um dieſe Zeit noch ſehr fehlt, die Richtſchnur allein abgeben; öfters ſind das Ende dieſes Monats oder der Anfang des Brachmonats zur Einſaat dieſer Frucht die beſten Zeiten, weshalb auch in überall bey uns in jedem Jahre eine frühe, mittle und ſpäte Saatzeit gehalten wird, damit, wo nic alle, doch die beiden letztern oder eine derſelben einſchlagen möge. Flittergold ſoll nach S. 69. die Sperlinge vom Getreidefraſse verſcheuchen. Wenn wir einen Kirſchbaum damit beſtecken: ſo wird der Sperling nach wenig Tagen des Kniſterns dieſes Materials ſo gewohnt, daſs unſre Kirſchen nach wie vor ſein Geäſe bleiben. Und wie wäre es thunlich, ein ganzes Kornfeld ſo mit Kniſtergold zu beſtecken, daſs deſſen Laut den Vogel überall ſchrecken könnte? Von Honiggraſe *Holcus lanatus* L. S. 148. kann *nicht* geſagt werden, daſs es keine ausdauernde *Wurzel* habe. Es iſt vielmehr eines unſrer am *meiſten perennirenden* Futtergräſer. Die nicht wenig vorkommenden orthographiſchen Fehler der lateiniſchen Pflanzennamen, ſind wohl nur als Druck- oder Correcturfehler anzuſehen.

Leipzig, b. Richter: *J. A. Lehmanns auf Erfahrung gegründete Bemerkungen, Regeln und Grundſätze.* Zur Verbeſſerung des Acker- Wieſen- und Gartenbaues, Forſtwiſſenſchaft, Viehzucht und anderer häuslicher Geſchäfte. 1800. 333 S. 8. (21 gr.)

Enthält gröſstentheils eine Sammlung von allerley einzelnen ökonomiſchen Handgriffen, Kunſtſtücken, Recepten etc., deren man freylich ſchon in Menge hat, die ſich indeſſen dadurch von andern ähnlichen Excerpten unterſcheiden, daſs dieſe mit ſtrenger Auswahl zuſammengetragen wurden. Rec. kann ſie daher jedem Liebhaber ökonomiſcher Kenntniſſe und häuslicher Geſchäfte, dem eine gröſsere Bücherſammlung abgeht, mit gutem Gewiſſen empfehlen. Die Abhandlung von Dämpfung des Flugſandes *iſt lehrreich*, richtig und ſchön, nur Schade, daſs *ſie nichts* von der Bepflanzung ſolcher öder Strecken enthält, wozu es doch ebenfalls ſchon brauchbare Anweiſungen giebt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Nürnberg*, b. Bieling: *Kurze Beſchreibung von Aegypten* in geographiſcher und politiſcher Hinſicht, und der neueſten daſelbſt vorgefallenen kriegeriſchen Begebenheiten. Nebſt einer gedrängten Nachricht von den Mammeluken und den daſelbſt befindlichen Janitſcharen, ſo wie auch von einigen gegenwärtig auf dem Kriegsſchauplatz ſich vorfindenden ruſſiſchen Kriegsvölkern. 1800. 10 B. 4. Mit 2 Kpft. Ja wohl gedrängt ſind dieſe Nachrichten, und dabey ſo verſtümmelt und unrichtig, daſs ſie nur dem Landmann der Scheuke, der über Aegypten und Mammelucken, und Janitſcharen und Kalmuken und Koſaken etwas mehr wiſſen will, als die Zeitungen ſagen, behagen können. Für ihn ſind auch die Bilderchen der Streiter zu Fuſs und zu Pferde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1801.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Strafe und Beſtrafung.* Von D. *Karl Theodor Gutjahr*, Lehrer der Rechte auf der Univerſität zu Leipzig. 1800. 364 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieſe Schrift beantwortet Fragen, welche, wie bekannt, in den letzten Jahren des verwichenen Quinquennii ſehr in Bewegung gekommen ind. Der Begriff und Zweck der Strafe, Imputation, ilderungsgründe u. ſ. w. machen den Hauptgegenand derſelben aus. Ein eigentlicher Auszug, eine indige Darſtellung der Hauptmomente des Räſonneents, der Gründe und des Zuſammenhangs mit ihm Folgerungen, iſt nicht wohl möglich. Wir benügen uns, die Meynungen des Vfs. über Strafe berhaupt und einige damit unmittelbar verbundene ehren, kürzlich anzugeben. Er unterſcheidet die rafe von *Schadloshaltung*, *Vertheidigung*, *Ahnung*, *Vergeltung*, *Züchtigung*, *Rache*, und nimmt it Hn. *Feuerbach* kein Recht zur *Prävention*, als ein ſprünglich durch die Beleidigung begründetes Recht s Menſchen an. Gegen Wahrſcheinlichkeit giebt keine Vertheidigung, ſondern nur eine Sicherſtelng. „Es braucht eines poſitiven Geſetzes, um den och bevorſtehenden wahrſcheinlich widerrechtlihen Erfolg der Handlungsweiſe eines andern, als ereits erſchienen anzunehmen, und mir die Vertheidigung wirklich zu geſtatten, wo ich, der urprünglichen Natur der Sache nach, bloſs in der Nähe derſelben ſtand; es bedarf einer beſondern *Uebereinkunft*, um da mit meinem Arme ſchlagen zu dürfen, wo ich ihn eigentlich bloſs aufheben konnte; es iſt eine factiſche Annahme vonnöthen, um das Urtheil, ob ein gewiſſes Verhältniſs zwiſchen mehrern vorhanden ſey, nicht auf die ſich zwiſchen eiden angebenden Thatſachen zu ſtützen, ſondern loſs und allein dem vernünftigen Glauben des einen dieſer mehrern anzuvertrauen.“ Auf einen ſolen Vertrag zwiſchen dem zu Beſtrafenden und dem afenden, gründet ſich das Recht der Prävention. Menſch unterwirft ſich durch Vertrag dem Zwang Abwendung der zukünftigen, aus der begangeUebertretung entſtehenden, Gefahr von neuen chtsverletzungen. Und dieſe *Prävention* iſt nun *Strafe*, die alſo auf Abwendung zukünftiger Beligungen gerichtet, lediglich auf den einzelnen ertreter ſelbſt berechnet, und aus einem ausdrückten Vertrag, welcher der Zuvorkommung erſt Charakter des Rechts ausdrückt, abgeleitet iſt. Darin geht alſo der Vf. zu den Vertheidigern der Präventionstheorie über, die hier von neuem, aber mit einer Modification erſcheint, welche eine groſse Lücke derſelben füllen ſoll. Den morſchen Stützen, auf welchen man gewöhnlich dieſes Gebäude aufführt, wird ein alles heiligender Vortrag untergeſchoben. Das läſst ſich nun freylich hören; der Streit wird dadurch wenigſtens auf einen andern Punkt geſtellt. Ob er dadurch gehoben ſey, wäre eine andere Frage. Es kommt alles nur darauf an, wie es ſich mit der *Wirklichkeit* dieſes Vertrags verhält; ob ein Grund der Nothwendigkeit für denſelben exiſtirt, und ob ſich aus der Natur der bürgerlichen Geſellſchaft das Daſeyn einer ſolchen Convention erweiſen läſst. Die Denkbarkeit und die rechtliche Möglichkeit eines ſolchen Vertrags, und daſs aus ihm ein Präventionsrecht *erklärbar* iſt, das beweiſet noch nicht das geringſte für die Haltbarkeit dieſer Theorie. Aber, hieſsen ſich auch jene Foderungen befriedigen, — es bliebe denn immer noch ſehr problematiſch, ob das durch dieſen Vertrag begründete Recht, das *Strafrecht* ſey. — Uebrigens weicht der Vf. noch darin von der gewöhnlichen Darſtellungsart der Präventionstheorie ab, daſs er keine phyſiſche, ſondern nur eine pſychologiſche, Prävention annimmt. Er glaubte daher auch an keine Todesſtrafe, als *Strafe*: nur aus dem Recht der *Nothwehr* kann, nach Hn. *G.*, die Tödtung gerechtfertigt werden, wobey er jedoch ſelbſt die Frage aufwirft: wie eine Geſellſchaft gegen Einzelne in dieſe Lage kommen könne. — Um das Verhältniſs der Strafe zur ſtrafbaren Handlung zu beſtimmen, kommt es, nach S. 94. auf drey Punkte an: 1) wie groſs die Rechtsverletzung; 2) wie groſs die Wahrſcheinlichkeit ſey, daſs ſie werde wiederholt werden; 3) ob das Strafübel gerade zureiche, dieſe Wahrſcheinlichkeit aufzuheben, ihr das Gegengewicht zu halten. Von der Milderungsphiloſophie iſt der Vf. kein Freund. Er ſcheint ſich zu dem *Feuerbach'ſchen* Rigorismus zu bekennen.

Wir erlauben uns nun über den eigentlichen Genius, der durch dieſes Buch herrſcht, einige allgemeine Bemerkungen. Durch mehrere treffende und ſcharfſinnige Aeuſserungen zeigt der Vf. ſeine Talente, die uns viel von ihm verſprechen; ſeine Sprache iſt lebhaft, und zuweilen ſchön. Aber, man vermiſst nur zu oft den ruhigen, gemeſſenen Schritt des Philoſophen; oft wird der Zuſammenhang der Gedanken nicht durch die Vernunft, ſondern durch die Phantaſie bewirkt, und eine Anſpielung oder eine Tirade erwartet uns oft da, wo wir ein Philoſophem zu finden glauben. Aus Haſs gegen die Termino-

minologie der philoſophiſchen Schulen, wird er oft unbeſtimmt und undeutlich, und aus Beſtreben, überall nicht nur ſchön, ſondern auch überall witzig, überall originell zu ſchreiben, wird er geziert, langweilig oder dunkel. — Nur einige Beyſpiele, denen wir leicht noch mehrere zugeben könnten. S. 35. „Allgemeine, und mithin gewiſſe Natur der vernünftigen Weſen macht die Baſis des Rechts, und alle „ſeine Aeuſſerungen beruhen, wie ſeine Baſis, ebenfalls auf Gewiſsheit. Wo es nicht ſchlagen kann, „ſchlägt es gar nicht; wo dieſes angeht, ſchlägt es „gewiſs; bey Vermuthung und Wahrſcheinlichkeit „ſpricht es gar nicht; bey Gewiſsheit ſpricht und „ſchlägt es zugleich.“ Wie ſoll man einen ſolchen Perioden nennen? Folgender Satz iſt ein Hauptſatz, auf den Hr. G. viel baut, und wie lautet der! S. 36. „Es zeichnet ſich vorzüglich unter den wahrſcheinlichen Wirkungen der Beleidigung der moraliſche „Einfluſs derſelben aus; und man geht hier in der „That nicht zu weit, wenn man von jedem Ereigniſs, von jeder Abänderung in der Erſcheinungswelt, deren Urſprung ſich von der vorausgegangenen Beleidigung ableiten läſst, Folgen befürchtet, „und dieſe frühern oder entferntern Folgen allgeſammt wegwünſcht. Jede Spur enthält einen Verſuch; und unſere Beſorgniſs kann ſich nicht allein „auf die rechtswidrigen Erſcheinungen, welche die „Beleidigung zunächſt hervorbringt, wie z. B. die „Schmerzen des Verwundeten, beſchränken, ſondern „jeder Umſtand, welcher auf die Beleidigung Bezug „hat, ſelbſt die gegen das Rechtswidrige der Handlung gerichteten Vorſchritte der Gerechtigkeit, alles „ſind Momente für die moraliſche Erregbarkeit, und „mehr noch für das gleich unerklärte Princip der Gewöhnung im Menſchen, ſind Browniſche Potenzen „in der juridiſchen Welt.“

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Cruſius: *Faunae Sueciae a Carolo a Linné inchoatae. Pars I.* ſiſtens *Mammalia, Aves, Amphibia et Piſces Sueciae*, quam recognovit, emendavit et auxit *Andreas Joannes Retzius*, in Academia Lundenſi hiſtoriae naturalis, oeconomiae et chemiae profeſſor c. tab. aeri inciſa. 1800. 362 S. 8.

Der thätige Vf., welcher durch ſeine *Obſervationes botanicae* und die *Flora Scandinaviae*, wovon 1795 die zweyte Auflage in eben dem Verlage erſchien, ſich ſchon um die Pflanzenkunde verdient machte, liefert uns hier eine vollſtändige Bearbeitung der *Fauna ſuecica Linnaei*, welche zuerſt 1746, und dann ſehr vermehrt 1761 erſchien. Wir wollen dieſe letzte Ausgabe zum Maasſtabe unſerer Vergleichung der neuern machen, und beſonders durch Aushebung der neu hinzugekommenen, in Schweden beobachteten, Gattungen zeigen, welche Verdienſte der Herausgeber ſich bey dieſer Arbeit erwarb. *Retzius* hatte dieſelbe ſchon 1781 fertig. In der Claſſification der Säugthiere weicht der Herausgeber von der Linnéiſchen in etwas ab. Es iſt dieſelbe, welche ſich in der Probeſchrift: *Animadverſiones in Claſſem Mammalium Linneanam*, die von *Sönnerberg* vertheidigt wurde, findet. *Retzius* nimmt nämlich zehn Ordnungen an: 1) *Primates;* 2) *Nocticolae*, welche ein einziges Geſchlecht: *Veſpertilio*, faſſen; 3) *Ferae;* 4) *Foſſores*, dahin rechnet er das Schwein, den Igel, die Spitzmaus (*Sorex*) und den Maulwurf; 5) *Glires;* 6) *Pecora;* 7) *Jumenta;* [8) *Bruta*]; 9) *Belluae;* 10) *Cete.* — Die Beſchreibungen der Geſchlechter, welche ſich in der alten Ausgabe nicht finden, ſchickt *R.* in ſeiner Ausgabe der Beſchreibung der Gattungen voraus, und hat dadurch dieſelbe viel nutzbarer gemacht. Zum Beyſpiel in der Ordnung der Nachtbewohner wird das Geſchlecht *Veſpertilio* ſo beſtimmt: *Dentes omnes erecti, acuminati, approximati, numero in ſpeciebus inaequali; manus palmatae volitantes, membrana corpus cingente.* Dieſs iſt im Grunde Linné's Beſtimmung, nur die Beſtimmung der Ungleichheit der Zähne iſt Zuſatz des Herausgebers. Linné kannte nur zwey Gattungen in Schweden: *murinus* und *auritus*, dieſen hat *R.* noch *noctula*, *babaſtellus*, *pipiſtrellus*, beygefügt. Von *Phoca vitulina* hat der Herausgeber folgende Varietäten beobachtet: *flaveſcens, argentea, foetida, vitulina, capite laevi vertice retuſiuſculo.* Hr. *R.* iſt geneigt zu glauben, daſs dieſs eben ſo viele verſchiedene Gattungen ſeyen, wagt dieſelben aber nicht zu beſtimmen. Bey dem Geſchlecht *Canis* ſetzt Hr. *R.* den von Linné beobachteten Varietäten von *familiaris*, neun an der Zahl, noch acht bey. Die von Linné aufgeführte Gattung *felis cauda truncata corpore albo maculato*, betrachtet der Herausgeber als Varietät von *f. lynx*, ſo wie noch eine andere: *corpore rufeſcente, maculis pallidis*, macht jedoch dabey die Bemerkung, er halte dieſelben für beſondere Gattungen, habe aber nicht die nöthigen Kennzeichen aus den Schriftſtellern mit Sicherheit ausfinden können. Die Geſchlechter: *Muſtela* und *Viverra*, verbindet Hr. *R.*, weil er, wie er in der Anmerkung bemerkt, nicht ſähe, wie man dieſelben unterſcheiden wolle, wenn nicht die längere Naſe, der Stinkbeutel und die Lage des hinterſten Backzahns in dem letzten etwas dazu beytrügen. Der Herausgeber führt folgende Gattungen an: *Muſtela lutra, lutreola* (*Viverr. lutra* und *lutreol.* beym Linné), ferner *Martes, foina, putorius, erminea, vulgaris nivalis*, welche alle in Schweden vorkommen. Die Gattungen *foina* und *vulgaris* ſind in der neuen Ausgabe hinzugekommen. Aus dem Geſchlecht *Urſus* bildet der Vf. drey Geſchlechter, *Urſus, Gulo* und *Meles*, welche er nach den Backenzähnen beſtimmt; *urſus* nämlich hat ſechs Backenzähne oben und viere unten; *Gulo* hat vier oben und fünfe unten; *Meles* eben ſo, nur ſind die Backenzähne ſo verſchieden, daſs bey jenem drey der obern Kinnlade eine ſpitzige Krone haben, dieſem *zwey;* in der untern vier bey jenem und drey bey dieſem; auch hat *Meles* in dem obern Kiefer keine *dentes intermedios.* — In der vierten Ordnung, welche Hr. *R.* Grabthiere, Wühler, *foſſores* nennt, ſtehen die *beſtiae L.* Unter *Sus ſcrofa* finden ſich zwey Varietäten: *S. ſcrof. chinenſis* und *pedibus monoſyllis*

— D

— Den *Sorex* Gattungen, nämlich *araneus* und *fodiens*, welche letzte in der neuen Ausgabe hinzugekommen ist, fehlt nach Hrn. R. Beobachtung der zygomatische Bogen. Bey den Mäusen macht der Vf. zwey Unterabtheilungen: a) *cauda annulata subnuda*, dahin rechnet er: *decumanus* (*norwegicus Erxleb.*), *rattus musculus*, *sylvaticus*; b) *cauda pilis brevibus vestita*, dahin werden gezogen: *mus amphibius* und drey Varietäten. — Bey der Anordnung der Vögel hat der Herausgeber ganz Linné's System befolgt, übrigens die Handschrift des Prof. *Leche* zu Aboë über die Vögel Schwedens, und die Beobachtungen eines *Thunberg*, *Oedmann*, *Lindroth*, *Wachtmeister*, wie er in der Vorrede versichert, über diesen Gegenstand benutzen können. Von *Falco* finden sich mehrere Gattungen in Schweden, welche Linné bey der Herausgabe seiner Fauna noch nicht kannte, nämlich: *Lagopus*, *pygargus*, *cyaneus*, *rufus*, *ater*, *Lithofalco*, *fasciatus*. Vom *Strix* beschreibt Hr. R. eine neue Gattung: *lapponica*, *corpore supra ex fusco cinereo ferrugineo*, *albidoque maculato subtus cinereo canescentique variegato*, *iridibus flavis*, *gula barbata*. Das Geschlecht *Anas* ist in der neuen Ausgabe mit fünf Gattungen vermehrt. Aus dem Geschlecht *Colymbus* macht der Herausg. mit einigen neuern Ornithologen mehrere; *Uria* nach *Fabricius* und *Latham*, dahin kommen: *Colymbus Grylle* und *Troile*, der alten Ausgabe, ferner: *Podiceps rostrum edentutum*, *rectum*, *subulatum acutum*. *Nares lineares* u. s. w., unter diesem Geschlecht stehen: *Colymb. cristatus*, *auritus* Lin. und andere, die später beobachtet wurden, wie: *obscurus*; *rubricollis*, *minor*. *Larus parasiticus L.* bringt der Herausgeber mit *Brunning* und *Fabricius* unter ein eigenes Geschlecht: *Cataracta*. Von diesem Geschlecht findet sich nur *Cataracta Skua* (*Larus Catarractes Lin.*) in Schweden. — *Sterna caspia* findet sich in der alten Ausgabe nicht, und ist schon von *Oedmann* in *Act. Suecic.* 1782. p. 230. beschrieben. *St. nubilosa* ist eine neue Gattung: *subtus alba*, *supra nigro-albo cinerascentique fusca*, *cauda forficata*, *rostro pedibusque nigris*. Von *Scolopax* finden sich in Schweden, ausser den von Linné beschriebenen: *S. fusca*, *paludosa*, *gallinula*, *Calidris*. Bey *Tringa* sind hinzugekommen: *stricta*, *hyperborea*, von der letzten Gattung werden Männchen, Weibchen und Küchlein beschrieben, ferner: *cinctus*, *grisea*, *cinerea*, *islandica pusilla*. Rec. übergeht hier mehrere Gattungen, welche bey den folgenden Geschlechtern hinzugekommen sind. Bey *Columba oenas* werden dreyzehn Varietäten angeführt. Zu *Alauda* sind *trivialis* und *cristata* hinzugekommen. Bey dem Krammetsvogel wird die besondere Bemerkung gemacht, dass einer dieser Thiere, der bey einem Vogelhändler den Gästen den Wein aus den Gläsern zu trinken gewohnt war, kahlköpfig wurde. *Retzius* beobachtete dasselbe an einem Papagey. Dieser verlor bey Fleischkost u. s. w. alle Federn, befand sich übrigens wohl. Er erhielt aber seine Federn wieder, als man seine Diät änderte. Den besondern Charakter des Geschlechts: *Emberiza Tuberculum in medio mandibulae superioris intus*, hat zuerst *Leche* beobachtet. Er ist von *Pennant* und *Latham* schon benutzt worden. — *Motacilla flava L.* hat der Herausgeber mit *Latham boarula* genannt. *M. Fethys*, welche Linné in der ersten Ausgabe angeführt, in der zweyten aber weggelassen hatte, hat R. wieder aufgenommen. *M. acredula* hält der Herausg. für eine Varietät von *M. trochilus*. Auch von *Parus* hat R. mehrere Gattungen als in Schweden lebend gefunden, z. B. *P. Cyanus*, *caudatus*, *biarmicus*.

Von der Classe der Amphibien finden sich nur vier Geschlechter in Schweden, nämlich: *Rana*, *Lacerta*, *Coluber* und *Anguis*. Auch in dieser Classe sind die Zusätze des Herausgebers beträchtlich. Unter dem Geschlecht *Rana* sind hinzugekommen: *bufina*, *portentosa* und *campanisona*, bey *Lacerta*, *Triton*, *porosa*. Diese letzte scheint der Vf. für eine neue Gattung zu halten; er beschreibt dieselbe: *dorso cristato*, *corpore verrucoso ad latera serie utrinque porosum*, *cauda lanceolata ancipiti* u. s. w. Dieselbe ist übrigens der *L. palustris L.* sehr ähnlich. Von *Lac. agilis* werden mehrere Varietäten beschrieben.

In der Classe der Fische finden sich einige Veränderungen in der systematischen Aufstellung derselben. Die Hauptabänderung besteht darin, dass R. die Unterabtheilungen der knorplichen Fische, welche er unter den Namen Fische mit verborgenen Kiefern aufführt, danach bildet, ob sie blosse Spirallöcher oder verbundene Kieferdeckel haben. Die ersten nennt er *Chondradei* und die andern *Enchelares*. Auch diese Classe hat in Vergleichung mit der Linnéischen zweyten Ausgabe der *Fauna suecica* viele Zusätze bekommen. *Myxine* hat der Herausgeber mit Recht hierher gezogen, und beschreibt die Gattung *glutinosa*. Von *Petromyzon* wird noch die Gattung *marinus* beschrieben. Die *Raja pastinaca* soll sich im Südmeere, aber selten, finden. Zu *Squalus* sind die Gattungen: *Canicula*, *Carcharias*, *glaucus*, gekommen. Aus *Squalus pristis* macht der Herausgeber ein neues Geschlecht: *Pristis spiracula 5 ad latera colli corpus oblongum teretiusculum*, *os in anteriore parte subtus*. *Rostrum elongatum*, *planum utrinque dentibus instructum*. Dieses Geschlecht hatte schon *Willughby* und *Latham* (*Transact. of the Linn. Society. 2. p. 276. t. 26. f. 1.*), hat es auch nach *Willughby* beybehalten. *Lophius piscatorius* wird als eine Varietät betrachtet. Zu den *Enchelares* rechnet der Vf. *Ophichtus*, *Syngnathus* und *Callionymus*, welche bey Linné unter *Fagulares* stehen. Von *Callionymus* wird auch die Gattung *Draculus* im norwegischen Meere gefunden. Die Brustflosser fangen mit *Gobius* an, wovon nach Retzius Angabe drey Gattungen in den schwedischen Gewässern sich befinden. Zu *Pleuronectes* sind hinzugekommen: *Rhombus*, *passer*, *hirtus*. Von *Labrus exoletus* wird eine Varietät *Carneus* beschrieben, und die Gattung *Apua* dieser Ausgabe beygefügt. *Perca norwegica* ist eine neue Gattung, welche indess schon in dem *Prodrom. Zoolog. Dan.* und in *Fabricii Fn. Groenland.* beschrieben worden ist. *Salmo Goedenii*, *Eperlanus marinus*, *Lampris guttatus* (*Zeus* nach andern Naturforschern) sind Zusätze der neuen Ausgabe.

Aus

Aus dieſer Vergleichung erhellet deutlich, daſs dieſe Ausgabe beträchtliche Zuſätze erhalten hat. Die Platte ſtellt *fringilla flaviroſtris* und *fringilla lutenſis* dar. Sie iſt von *Lindroth* gezeichnet, und von *Capieux* geſtochen und illuminirt.

PARIS, b. Fuchs u. Delalain, STRASBURG, b. Treuttel u. Würz: *Hiſtoire Naturelle des Quadrupedes ovipares.* Par *F. M. Daudin*, Membre des Sociétés d'Hiſtoire Naturelle et Philomatique de Paris. Avec des gravures faites et enluminées ſur les deſſeins d'après nature, par *J. Barraband*. 1 et 2. Livraiſon. (Jede Lieferung zu 1½ Bog. u. 6 illum. Tafeln.). 4. (6 Franc's die Lief. auf gewöhnl., 12 Fr. auf Velinpapier, für die Subſcribenten.)

Auf dem Umſchlage der beiden Hefte erfährt man, daſs das Werk aus 30 Lieferungen beſtehen, und in ſeiner Art die *Buffonſchen Planches enluminées* continuiren ſoll. Auch könne es als Supplement der Naturgeſchichte der Reptilien von *Lacépède* angeſehen werden. Alle Figuren dieſes Werks ſind nach den Originalen im Muſeum der Naturgeſchichte zu Paris, und in den Cabinetten von *Levaillant*, *Bosc* u. m. verfertigt. Wenn alle Lieferungen erſchienen ſind, wird der Vf. unter dem Titel: *Traité élementaire et complet de l'Hiſtoire Naturelle des Quadrupedes ovipares*, nach demſelben Plane herausgeben, dem er in dem erſten Bande des *Traité d'Ornithologie* gefolgt iſt. In den beiden vorliegenden Heften ſind 14 Species aus der Gattung der *Baumfröſche* (*Hyla*, *Rainette*) beſchrieben und abgebildet. Warum der Text nicht paginirt iſt, und die Tafeln nicht numerirt ſind, können wir nicht einſehen, da einige Textblätter zwey Beſchreibungen, und eben ſo auch Tafeln zwey verſchiedene Arten enthalten, und die willkürliche Ordnung von beiden auf dieſe Art nicht beabſichtigt ſeyn kann. Bekannt ſind ſchon: *Hyla bicolor*, *frontalis*, *tinctoria*, *rubra*, *viridis*, *boans* (*lactea Laurent.*), *venuloſa*, *lateralis* (*Calamita cinerea Schneider.*), *marmorata* (*Bufo marmoratus Laur.*). Neu hingegen ſind: *H. ſquirella* und *femoralis*, beide aus Carolina und *von Bosc* mitgetheilt; ferner: *H. lactea*, eine amerikaniſche Art, aus der Pariſer Sammlung, und *H. bilineata*, *vom Wurmb* und *Van-Ernest* auf Java beobachtet. Von dem letzten erhielt der Vf. die Beſchreibung und Zeichnung. Bey jeder Art giebt der Text den franzöſiſchen und lateiniſchen Namen, die Synonymie, wo ſie vorhanden iſt, dann die Beſchreibung (*Charactère phyſique*), Aufenthalt und Lebensart (*Charactère habituel*), wo jedoch Rec. nichts neues gefunden hat, und zuweilen kritiſche Bemerkungen. Die Abbildungen ſind ſauber, und können zu ihrem Zwecke hinreichend ſeyn, aber von Röſels Arbeit ſind ſie ſehr weit entfernt.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. 1) Ohne Druckort: *Nachträge zur Gültling-Adelmannsfeldiſchen Recurs-Schrift.* Lit. A et E. 1798 u. 1800. 54 S. fol.

2) Ohne Druckort: *Beleuchtung, was Wahrheit und Recht?* oder was das Gegentheil iſt? in dem Limburgiſchen abermals den wahren Geſichtspunkt des Rechtsſtreits wegen Adelmannsfelden verrückenden Impreſſo, unter dem fälſchlich verführen ſollenden Titel: *Rettung der Wahrheit und des Rechts* etc. 1799. 68 S. fol.

3) Ohne Druckort: *Höchſtdringliche allerflehendlichſte Sollicitatur.* 1800. 4 S. fol.

Zu der A. L. Z. 1800. Nr. 491. angezeigten Adelmannsfeldiſchen Recurs-Schrift, werden nunmehr zwey damals fehlende Beylagen, nämlich: das bey dem Reichshofrath übergebene, aber abgeſchlagene, Reſtitutionslibell ſub Lit. A, und einige Zuſätze und Erläuterungen ſub Lit. E nachgebracht. Gegen die damals zugleich angezeigte Limburgiſche Deduction erſcheint die *Beleuchtung* etc. Nr. 2., welche aber nichts Neues enthält, ſondern ſich auf das Reſtitutions-Libell und die Recurs-Schrift bezieht. Jenes, ziemlich weitläuftige Libell, iſt mit wichtigen Gründen ausgerüſtet, welche jedoch, nach des Rec. Ueberzeugung, ſich beſſer zur Reviſion, als zur Reſtitution, qualificiren, weil ihm darunter kein erheblicher und erweislicher neuer factiſcher Umſtand vorgekommen iſt. Denn daſs in dem Kaufbrief von 1493, von einem *recht und redlichen Urthut und eigem ſtät und ewigen Verkauf* etc. die Rede geweſen, hebt die urſprüngliche wiederkäufliche Eigenſchaft nicht auf, welche ſich aus der nachherigen Belehnung vermuthen läſst; und geſetzt, das Lehn ſey ein bloſses *feudum oblatum* geweſen: ſo würde die Frage, worauf es ankommt, immer noch eine ſtreitige Rechtsfrage bleiben: ob in ſolchen Fällen der Vaſall, nach Abgang des lehnsherrlichen Mannſtamms, das obere mit dem nutzbaren Eigenthum zu conſolidiren berechtigt ſey? — Rec. muſs daher — ſo ſehr er übrigens das Schickſal der freyherrl. Gültlingiſchen Familie bedauert; ſo ſehr er wünſcht, daſs dieſe ſelbſt ſich bey Zeiten durch einen Vergleich geholfen hätte, — bey ſeiner vorigen Meynung bleiben, daſs die Beſchwerde gegen das abſchlägige Erkenntniſs des Reichshofraths zum Kaiſer an die Reichsverſammlung nicht geeignet ſey. Er zweifelt auch, ob die höchſtdringliche Sollicitatur Nr. 3. von einiger Wirkung ſeyn werde? — Die Limburgiſche Deduction, welche dem Reichstage als eine Widerlegung der eingekommenen Recurs-Schrift: *ad aedes legatorum* vertheilt worden, ſoll, Vernehmen nach, noch eher als dieſe, und ſchon vor Abgang der Reſtitution, gedruckt, und bey dem Reichstage gebraucht worden ſeyn. Der Freyherr v. Gültlingen will ſie eher als eine Widerlegung ſeiner Recursſchrift nicht gelten laſſen. Rec. giebt auch gern zu, daſs die Gründe, welche die Gültlingiſche Familie für ſich hat, und welche einen bey Ausgang der Sache, mittelſt des *remedii ſupplicationis ſeu viſionis*, könnten hoffen laſſen, dadurch nicht beſeitigt wer-

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Februar 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hamburg, b. Hoffmann: *Verſuche zu ſehen. Erſter Theil.* 1797. 399 S. *Zweyter Theil.* 1800. 496 S. 8.

Je weniger der beſcheidene Titel dieſer Schrift auf deren Inhalt ſchlieſsen läſst, um ſo mehr hoffte ec. auf andere Weiſe darüber belehrt zu wer-en: was der Vf. zu ſehen verſuchen, oder ſeinen eſern aus ſeinem Geſichtspunkte darſtellen wolle; r fand aber weder Inhaltsverzeichniſs oder Ueber-hriften, die über die abgehandelten Gegenſtände ei-e Ueberſicht, noch Vorrede oder Einleitung, die über en Zweck dieſer Schrift einigen Aufſchluſs geben. lur in den letzten Worten des erſten Theils giebt ierüber der Vf. einen Wink. Er bittet nämlich die-enigen, die nach Leſung deſſelben den Zweck nicht inden können, den zweyten Theil zu erwarten; ſucht en Vorwurf abzulehnen, daſs die hier abgehandel-n *Materien* zu ungleichartig und diſparat ſeyen, und hlieſst mit den Worten: „Wohl dem Schriftſteller, der einige Züge aus dem ſchwankenden Bilde der Menſchheit, während der Periode ſeines Lebens, hervorzuheben, und mit ſicherer Hand, ohne Scheu und Vorliebe, ſeinem Genoſſen im Schickſal darzu-ſtellen vermocht hat!“

Der erſte Theil enthält eine Folge theils gröſse-er, theils kleinerer, Abhandlungen und Betrachtun-en, die alle, aber oft mit ſehr dünnen Fäden, an nander gereiht ſind. Zuerſt ſpricht er von dem ſerthe der Geſchichte und den Pflichten des Ge-hichtſchreibers, und wendet ſich dann zu den Schrift-ellern überhaupt. Er bemerkt, daſs es auch unter en ſpeculativen Philoſophen, ſo wie unter den Rit-erſpiel-Dichtern, Ruhmſüchtige gebe, und ſtreift nun i das Gebiet der kritiſchen Philoſophie. Er iſt ein armer Freund derſelben, und der Metaphyſik der tten, die aus ihr hervorging; aber er glaubt, — id welcher unbefangene Beobachter der Menſchen nnte ihm widerſprechen? — daſs es unklug ſeyn irde, im praktiſchen Leben andere die Sittlichkeit örderndе Motive zu vernachläſſigen oder hinweg räumen. Mit Wärme ſpricht er hier von der weib-hen Vollkommenheit und deren Einfluſſe auf das illensvermögen des Mannes. — Die Bemerkung, ſs jenes „ſchönſte Heiligthum der Sterblichen“ zwey ofse Feinde habe: die politiſche Reformationsſucht ſerer Zeit, und eine mit Schwärmerey gepaarte ilooſophie, dient ihm als Uebergang zu dem The-a, mit dem er ſich in dieſem Werke, und beſon-rs dem erſten Theile deſſelben vorzüglich beſchäf-tigt: die franzöſiſche Revolution. Hier geben ihm die Aſſignate und Mandate reichen Stoff zu einer Abhandlung über die Treuloſigkeit der franzöſiſchen Regierung, welcher andere gröſstentheils richtige und ſchöne Bemerkungen über Pitt, den Kunſtraub in Italien, die deutſchen Anhänger der franzöſiſchen Revolution, und die Urſachen der hartnäckigeren Anhänglichkeit derſelben an dieſe Revolution und die Machthaber der Neufranken folgen. „Sie handelten“ ſagt er S. 91. von unſern Demokraten, „wie Verliebte, die um ſo heftiger lieben, je we-„niger Vernunft ſie behalten.“ Der Vf. zeigt, daſs ſich beide Theile, die Ariſtokraten und die Demokraten, durch ihre partheyiſche Anhänglichkeit an ihr Syſtem mehr von dem Ziele ihrer Wünſche entfernt, als demſelben genähert; und daſs die Demokraten ſich ſelbſt mehr noch, als ihren Gegnern, geſchadet haben. Groſsen Dank werden es ihm dieſe aber nicht wiſſen, wenn er unter den Gründen, womit er dieſs Urtheil belegt, auch dieſen mit aufzählt. „Sie, die „Ariſtokraten, hätten ſchon an ſich weniger Men-„ſchenliebe, guten Willen für die Welt, Strebſam-„keit zum Verbeſſern, Muth und Eifer gegen Tyran-„ney und Unterdrückung“ etc. Traurig und ſchrecklich, aber nur allzu getreu, iſt das Bild des Vfs. von dem nachtheiligen Einfluſſe der franzöſiſchen Revolution und des deutſchen Partheygeiſtes auf deutſche Sittlichkeit. Ihm folgt ein nicht minder trauriges: die Geſchichte der Sittenverderbniſs anſchuldiger, in die Städte wandernder Landleute, und unſers Geſindes. „Unſere Städte, ſagt er, ſind die „Wolfsgruben wahrer Glückſeligkeit. Ihr falſcher „Schimmer lockt die umherwohnenden Menſchen aus „der weiten Natur in ihre Mauern, wo alles eng, bis „auf die Gewiſſen, iſt.“ Nachdem er den höhern Ständen die Pflicht eingeſchärft hat, für die Sittenbeſſerung der niedern Stände zu ſorgen, zeigt er ihnen, daſs die Geſellſchaft, in der ſie ſich umhertreiben, der Sittlichkeit mehr nachtheilig, als nützlich, ſey, oder, wie er ſich etwas zu ſtark ausdrückt, *daſs das geſellſchaftliche Leben dem Seelen-Vermögen des Menſchen in allen Theilen Abbruch thue.* Dieſe Behauptung, bey deren Ausführung er lange verweilt, ſucht er jedoch durch die Erklärung zu mildern und zu rechtfertigen, „daſs alles Geſagte nur in ſo fern „gültig und anwendbar ſey, als von Erſtrebung, Ge-„winnung, und Befolgung der reinen Vernunft und „ihren Geboten, und der ernſten, ungeheuchelten „Widmung eines wahren, moraliſchen Werth haben-„den Lebens, die Rede ſey.“ — Nach dieſen Abſchweifungen, wenn es in einem ſolchen Werke der-

gleichen geben kann, kehrt der Vf. zu dem Einfluſſe der Weiber und den für ihre Sittlichkeit nachtheiligen Folgen der franzöſiſchen Revolution zurück, aus der wir Deutſche nur zwey Gewinne ziehen können: die Ueberzeugung, daſs Freyheit nur das Reſultat der Sittlichkeit ſeyn könne; und den vermehrten Umlauf der Ideen über Rechte, Pflichten und Geſetze.

Die Anmerkungen enthalten Charakter-Schilderung von Männern, die bey der Revolution groſse Rollen ſpielten, *Pethion*, *Danton*, *Robespierre*, *Barrere*; etc. ingleichen Anekdoten von des Vfs. Aufenthalte in Paris. Die Anmerkung X. kann zum Beyſpiel dienen, wie locker oft das Band ſey, mit welchem der Vf. ſehr verſchiedene Gegenſtände an einander knüpft. „Robespierre," ſo fängt er die Anmerkung an, „hat den Manen Neros einen groſsen „Dienſt geleiſtet; von eben der Art, wie die Xenien „dem berüchtigten Bahrdt mit der eiſernen Stirne." Nun ſchaltet er, ehe er etwas über Robespierre, der doch eigentlich der Gegenſtand dieſer Anmerkung ſeyn ſoll, ſagt, eine 16 Seiten lange Abhandlung über die Xenien ein.

Vorzüglich hat Rec. die Anmerkung XVII. gefallen, in welcher der Unterſchied zwiſchen dem, wenn er in ſeinen Schranken bleibt, wohlthätigen, und in cultivirten Staaten unentbehrlichen Luxus, und einer meiſt lächerlichen, und Schwäche des Geiſtes verrathenden Oſtentation, ſehr ſchön gezeigt wird.

In dem zweyten Theile geht der Vf. von dem Grundſatze aus, daſs Völker, die zu dem höchſten, ihnen erreichbaren Gipfel der Vollkommenheit geſtiegen ſind, wieder ſinken. Zum Beweiſe dieſer Behauptung geht er die Geſchichte Griechenlands durch, in der man oft die Geſchichte unſerer Tage zu leſen glaubt. Um zu zeigen, wie thöricht es ſeyn würde, dem Volke, dem man den chriſtlichen Glauben nehmen wollte, dafür als Erſatz die Götterlehre der Griechen zu geben, zergliedert er die Lehrſätze, die Formen und die Folgen der griechiſchen Religion; allein wenn einzelne Thoren jemals im Ernſte jene abgeſchmackte Meynung behauptet haben ſollten: ſo verdienten ſie gewiſs die ernſthafte und ausführliche Widerlegung nicht, deren der Vf. ſie hier würdigt. Deſtomehr möchte aber dasjenige zu beherzigen ſeyn, was er über die unſeligen Bemühungen vieler vermeynten Denker ſagt, dem Volke einen Glauben an poſitive Religionswahrheiten zu entreiſsen, die es nicht entbehren, und ihm dafür eine natürliche Religion zu geben, die es nicht faſſen könne. Wenn man finden ſollte, daſs der Vf. zu lange bey dieſem Gegenſtande verweilt: ſo wird man ihm dieſs um ſo lieber verzeihen, da er allerdings von der gröſsten Wichtigkeit iſt, und der aufmerkſame Leſer bald bemerken wird, daſs der Vf. nicht durch Religionsfanatismus, ſondern durch warmes Gefühl für Menſchenwohl und Sittlichkeit dabey geleitet wurde. Nie, ſagt er ſehr wahr, hat die Vernunft unter einem Volke weniger geherrſcht, als ſie zu der Zeit in Frankreich herrſchte, wo man ſie auf die Altäre ſetzte.

Dem, was der Vf. über die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion für Menſchen, die durch das Gefühl von Pflicht nicht geleitet werden können; über die Tendenz der gottesdienſtlichen Gebräuche aller Religionen; über den Zuſtand der Religion in Frankreich vor der Revolution; über den Werth, den die chriſtliche Religion auch in politiſcher Hinſicht als Volksreligion hat; und über den Vorzug der Moral der Religion vor der Metaphyſik der Sitten ſagt, kann ihm ſeinen Beyfall nicht verſagen; ob er gleich hie und da mit einzelnen Behauptungen deſſelben nicht einverſtanden iſt. Er kann ihm dahin *nicht folgen*; wünſcht aber, daſs dieſer Theil der Schrift von allen denen, die etwas verdienſtliches zu thun wähnen, wenn ſie jedem Volksglauben entgegen arbeiten, geleſen und unbefangen geprüft werde. Diejenigen, ſagt er, welche Religion bedürfen, können die natürliche nicht faſſen; die, welche ſie faſſen können, bedürfen *keiner* Religion.

Von der Religion wendet ſich der Vf. zur Staatsverfaſſung; ſchildert, um darzuthun, daſs ſolche den alten Republiken ſo vortrefflich nicht geweſen ſey, als man insgemein behauptet, die Staatsverfaſſung und Sitten von Athen, Sparta und Rom vergleicht mit jenen die neuen franzöſiſchen Conſtitutionen; ſtreut Bemerkungen über dieſe bekanntlich die neueſte, Bonapartes Allgewalt und deſſen Friedens-Antrag an England, ein, und ſetzt die Unmöglichkeit ins Licht, welche unſere neuen Republiken in ihrer Sittenverdorbenheit mit den Athenern und in ihrer kriegeriſchen Raubſucht mit den Römern haben.

Der gute Zweck des Vfs. iſt nicht zu verkennen. Er liegt in den Worten S. 379. des zweyten Th. „Der einzige Erſatz, den die ſo tief gekränkte „de geplagte Welt für dieſe zehnjährige Ge„gewinnen könnte, wäre, wenn wir weiſer u„ger aus dieſer Schule, die einen ſo ungeheuren „wand von Menſchlichkeit gekoſtet hat, hem„gen, und dieſe ſo durchaus verunglückte Rev„nen für die Freyheit doch wie eine politiſche „hung nutzten, und aus dem, was geſchehen „Lehren der Vorſicht für die Zukunft zögen." durch die Sittlichkeit rückt der Menſch zur Freyheit vor. Allgemeines Beſtreben, die moraliſche Bildung der Menſchen zu befördern, ſollte der einigungspunkt für alle gute und vernünftige ſchen ſeyn; und dazu will der Vf. ſie auf Möge er ſeinen Zweck, wenigſtens bey einem le ſeiner Leſer, erreichen! Die Wärme, mit der über alles ſpricht, was der Menſchheit wichtig muſs, ſeine Wahrheitsliebe, und ſeine ſittlichen Grundſätze ſichern ihm die Achtung jedes Menſchenfreundes; ob er ſich gleich nicht immer frey von leidenſchaftlicher Anſicht der Dinge zu erhalten weiſs. taucht daher nicht nur oft ſeinen Pinſel in allzu

Farben, wodurch seine Schilderung an der Wahrheit der Darstellung, also auch an dem Eindrucke, den sie auf kaltblütige Leser machen könnten, verliert; sondern er wird auch zuweilen einseitig in seinen Urtheilen, wovon Rec. hier nur einen Beweis geben will. S. 65. u. f. des ersten Theils soll bewiesen werden, dass Pitt durch den Krieg mit Frankreich ein Wohlthäter seiner Nation geworden sey, indem sie dadurch von dem weit grösern Verluste gerettet habe, den der Friede mit Frankreich und die Circulation der Assignaten in England über dieses Reich würde gebracht haben. Diess thut der Vf. durch folgenden Schluss: eine Handelsstadt von etwa 100,000 Einwohnern, die Verkehr mit Frankreich hatte, hat in Assignaten 24 Millionen Livres verloren. Grossbrannien hat 10 Millionen Einwohner, würde also 2400 Millionen verloren haben. Wie mochte er sich einen solchen schon an sich ganz unrichtigen Schluss erlauben, und noch dabey übersehen, dass Frankreichs Handelsverkehr mit Hamburg eben deswegen stark war, weil es solchen mit England abbrechen musste; und dass Frankreichs ungeheure grosse Assignaten-Fabrication eine Folge des Kriegs mit dem Auslande gewesen sey! Des Vfs. Stil ist gröstentheils gut und lebhaft; und er würde etwas sehr vorzügliches geliefert, gewiss noch viel mehr Leser gefunden, und also auch mehr Gutes gewirkt haben, wenn er etwas mehr Fleiss auf die Ausarbeitung verwendet, der Weitschweifigkeit engere Gränzen gesetzt, und die vielen Wiederholungen vermieden hätte. Bey seinen philosophischen Untersuchungen wird er zuweilen etwas dunkel. Z. B. S. 175. des zweyten Theils: „Das Eine (der Volksglaube) ist die vernunftmässige Wesenheit in Formen; das andere (die speculative Philosophie) das Wesen der Vernunft, die keine Formen bedarf, noch hat. Das Wesen der Vernunft zu einer Form gelegt, macht den Glauben; die Form zur Vernunft, macht auch Glauben. Die Form vom Vernunftmässigen weggelegt, bringt entweder Vernunft hervor, oder entsteht aus Unvernunft.“ Endlich hat Rec. auch die vielen ungewöhnlichen, unnöthigen neuen Wörter anstössig gewesen, deren er sich bedient: z. B. *Wissenheiten*, *Unsichtigkeit*, *Vornehmmachung*, *windische Rechtlichkeit*, *entfassungt*, *Wollenheit*, *Gierdungsreich*, *absänfteln*, *niedersänfteln*, *verquicken*, *Gedeyheit*, *Gernwille* etc.

Auch die Anmerkungen zeugen von einer Nachlässigkeit, die sich kein Schriftsteller gegen das Publicum erlauben sollte. Die am Ende des Textes angezeigten Anmerkungen, die in dem ersten Bande ein Viertheil, und in dem zweyten ein Fünftheil des ganzen Bandes betragen, sind um deswillen nicht nur höchst beschwerlich aufzusuchen, weil die Seitenzahl fehlt, und unter dem Texte, wo man sie finden sollte, nicht angegeben ist: sondern in dem zweyten Bande vermissen wir, ausser den Anmerkungen IX. XI., wegen deren Hinweglassung der Vf sich in der Nachschrift rechtfertigt, auch die Anmerkungen V. und die S. 377. angezogene XIII. (Es ist zwar eine Anmerkung XIII. da; dies ist aber ein Druckfehler, und soll XII heissen.) Die vorhandenen aber sind so durch einander geworfen, dass nach XII. II. folgt, und IV. den Beschluss macht. In der Anmerkung VII. liefert der Vf. ein interessantes, durch die Bürger Bouget, Cromen und Vossen, vormalige Mitglieder der Centralverwaltung des Landes zwischen der Maas und dem Rhein, am 23ten Nivose im 4ten Jahre, dem Directorio übergebenes Memorial. Der Vf. hat sich zwar nicht genannt; in dem Leipziger Mess-Catalog wird aber der durch mehrere Schriften, besonders durch seine Durchflüge, und seine mit vorzüglichem Beyfalle aufgenomme Beschreibung von Hamburg, dem lesenden Publico bekannte Hr. v. *Hess* als Vf. angegeben.

Jena, im Verlag d. Redacteurs: *Blätter für Jurisprudenz, Polizey und Cultur überhaupt*, besonders aber auch in denen Herzogl. Sachs. Fürstl. Schwarzb. Fürstl. und Gräfl. Reuss-Plauischen Landen. Von D. *Christoph Asfall* und Hofadvocat *Oemler*. I. Band. 1—8tes Heft. 1800. 728 S. 8.

Dem Titel nach ein Journal von unbegränztem Umfang, da es sich durch das Wörtchen, *Cultur*, mit allem, wodurch das menschliche Geschlecht cultivirt werden kann, in Verbindung zu setzen scheint. Indess, in dieser Ausdehnung wurde wohl nicht von den Herausgebern dieses Wort genommen. Nach dem Plan dieser Zeitschrift und nach dem Inhalt sehr vieler Aufsätze zu schliessen, wird hier nur *die* Cultur gemeynt, von welcher in der *Oekonomie* die Rede ist. Die Jurisprudenz tritt nämlich hier in schwesterlicher Eintracht neben der Oekonomie auf, und jene hat zwar, wie billig, den Vorrang und spricht immer in jedem Heft zuerst, allein diese macht ihr wenigstens durch ihre Corpulenz den Rang streitig, so dass man immer zweifelhaft ist, ob man diese Zeitschrift mehr als juristische oder cameralistische Zeitschrift betrachten soll. Auf jeden Fall ist die Combination sehr sonderbar und unglücklich: *sonderbar*, weil wir wenigstens keine genaue Verwandtschaft zwischen diesen Wissenschaften entdecken können; *unglücklich*, weil eine Schrift, von so ungleichem Stoff, abgesehen von den übrigen Qualitäten ihres Inhalts, unmöglich den reellen Dank des Publicums sich verdienen kann. Und nun der Inhalt? Die cameralistischen Aufsätze, wenigstens ein grosser Theil derselben, sind brauchbar, wenn sie auch nicht gerade eminente Vorzüge haben. Rec. rechnet dahin vorzüglich die Abhandlungen: *über die Bienenarten und ihre Befruchtung*, — *Anweisung zur Anlegung einer Potaschenfiederey*, — *über Ackerbau, als eine der wichtigsten Bevölkerungsquellen des Staats*, — *über die Bienenzucht und Honigbenutzung*, und noch einige andere. Aber die Jurisprudenz und was mit ihr in Verbindung steht — auf beides hatte Rec. vorzüglich seine Aufmerksamkeit gerichtet — liegt hier in dem bejammernswürdigsten Zustande. Dass die Verfasser der sie betreffenden Aufsätze mit den neueren Fortschritten der Wissenschaft völlig

völlig unbekannt sind, und auch das Bessere nicht einmal zu ahnen scheinen, das ist bey diesen Producten beynahe noch ein ehrender Vorwurf, weil er gewissermaßen eine Prüfung nach einem grossen Maasstabe voraussetzt. Aber auch die mäßigsten Foderungen bleiben unbefriedigt. Die allermeisten Aufsätze sind unter aller Kritik, viele sind entweder mittelmäßig und ganz gemein, keiner zeichnet sich auch nur einigermaßen, sey es durch seine Form, oder durch seinen Inhalt, aus. Wir wollen kurze, aber entscheidende Beweise geben. Es soll (8tes Heft. Nr. 3.) die Unmöglichkeit der Nothzucht bewiesen werden. Gewöhnlich glaubt man, dass man so etwas nur *a posteriori* beweisen könne, aber, nein, dieser Vf. weiß auch — einen Beweis *a priori*. Es heißt S. 672. „die Möglichkeit einer an einer gesunden Weibsperson zu verübenden Nothzucht, heißt den Menschen noch unter das Thier herabwürdigen, da von einer gleichen, unter Thieren statt findenden Gewaltthätigkeit niemals die Rede, geschweige ein Streit über die Möglichkeit derselben gewesen ist. Es liegt in der dem Menschen neben seinen mit den Thieren gemeinschaftlichen Nothzucht verhindernden physischen Kräften, ausschließend vor den Thieren beschiedenen Willensfreyheit noch ein Grund mehr, aus welchem die Unmöglichkeit eines von einem Manne an einem Weibe zu verübenden gewaltsamen Beyschlafs *a priori* schon sich beweisen läßt. Denn es ist angenommen — dass, die ihm verliehene Freyheit seines Willens geltend zu machen, ihm alle tauglichen Mittel gegeben sind." u. s. w. Mit welchem pöbelhaften Wohlgefallen der Vf. Dinge in ihrer ganzen ekelhaften Nudität darstellt, welche, der Sache unbeschadet, die Decenz leicht hätte umschleyern können, davon sehe man nur S. 675. Unter den eigentlich juristischen Aufsätzen, sind folgende zwey: 1) *Von den verschiedenen Arten der Lehnwaare oder des Handlohns und deren eingeschränkt zu fassender Auslegung, ingleichen vom Schreibeschilling, Erbgebühren*, 2) *Erläuterung des Satzes: das Lehngeld wird für die Belehnung entrichtet*, die besten, das heißt, im Verhältniss zu den übrigen — die erträglichsten. Aber alles ist auch hier längst und weit besser bekannt. Nirgends wird die Lehnwaare bey eigentlichem Lehn, bey Emphyteusen und bey andern Bauergütern, auch nur durch Andeutung unterschieden. — Die Noten und Citate zu den hier vorkommenden Abhandlungen sind oft so lustig, wie der Text. Da werden einmal S. 484. Not. b) *Gothofredus*, *Vinnius*, *Huber* und *Westphal*, und — *mitten* unter diesen *Gellius* citirt, so dass es uns wirklich scheint, als habe hier der Vf. den ehrlichen *Gellius* für einen Juristen, und etwa für einen Coetaneus von *Gothofredus* oder *Vinnius* gehalten. Doch nirgends sind die Vf. belustigender, als wenn sie Gesetze reformiren, denn das ist bekanntlich eine leichte Sache, und in dieser Kunst sind auch die Vff. überaus geübt. Ein solches „*Reformat der Justiz*" verspricht der Titel von Nr. 1. im 6ten Heft. Im schreyendsten Ton kündigt der Vf. sein Vorhaben an. „Eure Jurisprudenz glich ehedem einer schönen „Quelle: Sie war Simplicität und Natur. Fremde „Quellen mischten ihre Wasser mit jener, alles wurde trübe: daraus entstanden Sümpfe, und aus dem „Ganzen ein Morast, in diesem fanden sich Gewürme und Insecten ein. Geht an die Quelle! — Wer „Ohren hat zu hören, der höre!" Nun führt uns der Vf. zu jener Quelle; er verspricht uns hoch und theuer, *a posteriori* zu zeigen, wie man zur *besten Legislation* kommen kann, wir sollen nur *jetzt seine Gedanken* über das *Sct. Mac.* lesen. — Der Vf. versetzt uns nach Rom, in den Senat, als er das Sct. Mac. gab. „Ein Sohn borgt Geld, in der Hoffnung sein „Vater werde bald sterben: der Alte will nicht abfahren: der Manichäer brummt: der Sohn wird verdrüfslich, entleibt seinen Vater." Und nun hat der Senat den tollen Einfall, den Macedonianischen Rathschluss zu machen: um zu verhindern, dass nicht der Vater von dem von Manichäern geängstigten Sohn todtgeschlagen werde, hebt er dessen Verbindlichkeit aus dem Darlehn auf! Er konnte die *successio ab intestato* des Sohnes aufheben, und dann hätte kein verschuldeter Sohn seinen Vater todt geschlagen. Das ist jenes Reformat. Der Vf. ruft den Gesetzgebern zu: „Ihr Legislatoren! denen es darum zu thun ist, in „euren Landen eine leichte, simple, nicht processreiche Jurisprudenz einzuführen, hebt das Sct. Mac. „aus euren Gesetzbüchern aus, und stopft da zu, wo „der römische Senat hätte stopfen sollen."

* * *

Lignitz und Leipzig, b. Siegert: *Facillima Artis Arithmeticae Methodus.* Das ist: *Sehr leichter Unterricht und Lehrart der höchst nothwendigen und nutzbarsten Rechen-Kunst.* Dieses Werkchen bestehet in allen nothwendigen und bestens erklärten Regeln und Exempeln, wie auch in etwas von der kaufmännischen, oder Welsch- und kurzen Praxi, sammt der Quadrat- und Cubic-Wurzel; mit einer Zugabe unterschiedlicher Zahlen, und leichtem Unterrichte, wie solche Zahlen auszurechnen sind. Alles ausführlich zusammengetragen, und im Druck herausgeben, von *J. B. Lechner.* 19te Auflage. 347 S. 8. (6 gr.) (Die erste Auflage erschien J. 1729.)

Monatsregiſter

vom

Februar 1801.

I. Verzeichniſs der im Februar der A. L. Z. 1801 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

A.

Abentheuer u. Reiſen Martin Engelbrechts 50, 399.
Abhandlung, theoret. praktiſche, üb. Geburtshülfe, a. d. Franz. mit Anmerkungen v. *Starke*, 2 Th. 39, 809.
Akhing's der Hahn mit neun Hühnern 56, 446.
An alle deutſche Hausväter und Hausmütter, ein Wort zu ſeiner Zeit üb. d. Verbrauch ausländ. Producte 57, 455.
Andreoſſy Hiſtoire du Canal du Midi 56, 441.
Annalen der Phyſik, fortgeſetzt von *Gilbert*. 2—6 Band. 57, 449.
Anweiſung, vollkommene, zum Mignaturmalen 51, 408.
v. *Aretin's* Verſuche u. Erörterung des Anfallsrechts der Reichskammergerichts - Präſentationen. 59, 471.
Arnemann Handbuch der prakt. Medicin. 47, 369.

B.

Bechſtein's Naturgeſchichte der Stubenthiere, 1 B. 2 Aufl. 38, 299.
Beleuchtung was Wahrheit und Recht, oder was d. Gegentheil ſey? in d. Limburgiſchen — Impreſſo: Rettung der Wahrheit etc. 67, 535.
Bell's Syſtem of Diſſections P. III - V. 61, 481.
—— Zergliederung des menſchl. Körpers, aus d. Engl. 61, 481.
Berger's Geſchichte d. Religionsphiloſophie. 37, 289.
Barrin, Emilie, u. *Savin* neueſte engl. und franzöſ. Muſter z. aller Art der Stickerey 40, 320.
Beſchreibung, kurze, von Aegypten 66, 527.
Beyträge, allgemeine, z. Beförder. d. Ackerbaues, d. Künſte u. Gewerbe, herausg. von *Gelſler*, 1 Th. 42, 337.
Blanchard Précis hiſtorique de la vie et du pontificat de Pie VI. 42, 329.
Blätter f. Jurisprudenz, Polizey und Cultur überhaupt, herausg. von *Aſall* u. *Oemler*, 1 Band. 1 — 3 Hft. 68, 542.
Bode's aſtronomiſches Jahrbuch f. d. J. 1803. 53, 417.
Bonaspartes Feldzug nach Aegypten. 1 Abſchn. 41, 326.
Brem's Beobachtung e. unterirdiſch gehenden Ver-

renkung d. linken Schenkelbeins, a. d. Holl. v. *Krauſs*. 61, 488.
Böttiger Proluſio Deum ex machina in re ſcenica veterum illuſtrans 51, 407.
Buhle's Geſchichte d. neuern Philoſophie, 1, 2 B. 66, 521.
—— Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie 5, 6 Th, 1 Hälfte. 65, 513.

C.

de la Cepede Naturgeſch. der Amphibien, a. d. Franz. von *Bechſtein*, 1, 2 B. 48, 377.
Chriſtiani's Cecilliens Flucht nach Berlin. 49, 388.
—— Eliſas Schweſtern a. Schule f. d. Jünglingswelt. 49, 388.

D.

Daudin Hiſtoire naturelle d. Quadrupedes ovipares 1, 2 Livr. 67, 535.
v. *der Decken* Betrachtung. über d. Verhältniſs des Kriegsſtandes z. d. Zwecke der Staaten. 52, 409.
Delambre méthodes analytiques pour la détermination d'un arc du Meridien. 50, 393.
Deſſinateur, le, de fleurs, 1, 2 Livr. 51, 406.
Diodori Siculi Bibliothecae hiſtoricae libri qui ſuperſunt ed. *Eichſtädt*. Vol. 1. 62, 489.

E.

v. *Eberſtein* üb. d. Beſchaffenheit d. Logik und Metaphyſik d. reinen Peripatetiker 51, 401.
Emmerich von Wolfsthal 47, 376.
Erklärung ein. Individuen d. Ritter- und Adelſtandes in Bayern auf d. Circularſchreiben d. landſchaftlichen Verordn. v. 16 May. 42, 335.
Erminia die Einſiedlerin unter Romas Ruinen 49, 391.
Etrennes Helvetiennes et patriotiques p. l'a. 1801 58, 464.
Euſebia, herausg. v. *Henke*. 3 B. 3 u. 4 St. 44, 345.
Euſtachius anatom. Kupfertafeln nebſt deren Erklärungen v. *Boss*, a. d. Holländ. v. *Krauſs* 43, 342.

F.

Fabrik und Manufakturweſen, das preuſſiſche, von e. Patrioten beleuchtet. 52, 413.

Fassens, Wilh., vorgegebener Fund v. 11000 Reichsthalern, e. Beytrag zur Erfahrungsseelenkunde f. Criminalrichter 53, 423.
Frank's Handbuch d. Toxicologie 47, 371.
Funk's cryptogamische Gewächse d. Fichtelberge, 1 Heft. 38, 301.

G.

Gallerie der merkwürdigsten Säugthiere 38, 302.
Gaudich's prakt. Unterricht d. ganzen Landwirthschaft. 1 B. 1 Abh. 60, 478.
Geist der schönen Genievra od. Arimans Greuelthaten 54, 440.
Gemälde, neuestes, v. Malta. 3 B. 65, 520.
Geschichte, allgemeine, d. berühmtesten Königreiche und Freystaaten in und aufserhalb Europa. 3 Abth. 1 Bdch. 42, 330.
— — — neuere der See- und Landreisen, 12 B. Mungo Park's Reise. 54, 425.
— — — der Künste und Wissenschaften, seit d. Wiederherstellung derselben — v. e. Gesellsch. gelehrt. Männer, 6 Abth. 1, 2 B. s. *Buhle.*
Gönner's Entwickel. d. Begriffs u. d. rechtlich. Verhältnisse deutscher Staatsrechtsdienstbarkeiten 40, 313.
Griechen, edle, in d. Revolutionszeiten des alten Syrakus, 1 Th. 41, 324.
Grohmann's Sammlung v. gesellschaftlichen Gartenspielen 42, 334.
Gutjahr's Strafe u. Bestrafung. 67, 529.

H.

Handbuch für Zeichner, 1 Hft. 38, 302.
— — theoret. praktisch. f. Maler, Illuminirer, Zeichner, etc. 37, 456.
Horazens Oden, übers. v. *Ramler*, 1 B. 64, 505.
— — lyrische Gedichte, übers. von *Eschen.* 1, 2 Th. 64, 505.
Hoffe herbarium vivum muscorum frondosorum Pars II. 38, 302.

I.

Jakob's Grundriss der Erfahrungsseelenlehre, 3 Ausgabe. 51, 404.
Journal, physisch medicinisches, nach *Bradley* und *Willich* v. *Kühn.* Jan. — Jun. 39, 305.

K.

Kleuker's ein. Bemerkungen üb. d. Begriff e. theol. Encyklopädie 45, 353.
— — Grundriss e. Encyklopädie der Theologie 1 B. 45, 353.
Klinger's Verstandesübungen, 5 Bdch. oder — — geöfnete Schule f. d. erste Jugendalter 46, 368.
Komus, ein Taschenbuch für Freunde d. Laune, her. v. X. Y. Z. 56, 445.
Kunstblätter, deutsche, 1 B. 2 Hft. 51, 405.

L.

Lafontaine's Spiegel menschl. Leidenschaften 45, 360.
Laodes Erzählungen. 1 B. 54, 430.
Lechner's facillimâ artis arithmeticae methodus d. i. sehr leichter Unterricht und Lehrart d. Rechenkunst, 19 Aufl. 68, 544.
Lehmann's auf Erfahrung gegründete Bemerkungen, Regeln und Grundsätze. 66, 518.
Leiderit's ausführliche Anleitung zur Zimmerkunst 1 B. 52, 414.
Linné Faunæ Suecicæ, recognovit *Retzius* 67, 531.
Loders Tabulae anatomicae Fasc. IV. Sect. II. 47, 375.
Lossius Rath Friedheim's Röschen auf ihren ökonomischen Wanderungen 66, 526.

M.

Malchus üb. d. Hochstift Hildesheimische Staatsverwaltung 40, 318.
Mehée Traité des plaies d'armes à feu 61, 485.
Metha v. Zehren, e. Hexengeschichte 59, 470.
Meyer's Versuche e. Hermeneutik d. alten Testam. 1, 2 Th. 46, 364.
Mitscherlich, tentamen criticum in aliquot Tibulli loca 38, 303.
Moerlin's Kenotaphien 49, 387.
Möslers System d. Lehre v. gerichtl. Klagen und Einreden, 2 Th. 40, 319.
Müller, üb. e. Wort das Franz I von der Reformation gesagt haben soll. 41, 327.
Muster, neueste englische, z. Sticken f. Damen, 1, 2 Samml. 51, 406.
— — — — — — z. weifsen — Stickerey für Damen, 3 Samml. 2 Aufl. 51, 406.

N.

Nachträge z. Gültling-Adelmannsfeldschen Recursschrift. 67, 535.
Nettos u. *Lehmann's* Kunst zu stricken, 2 Thl. 51, 407.
Niemeyer's Materialien z. Erregungstheorie herausgegeb. v. *Mühry* 43, 357.
Nur ein Landtag kann Bayerns Selbstständigkeit u. Glück f. d. Zukunft gründen 42, 335.

O.

Olivier Entomologie od. Naturgeschichte der Insekten übers. v. *Illiger.* 1 Th. 38, 301.
Oswald's Beyträge z. Künstlerbiographien 44, 351.

P.

Panorama häuslicher Freuden und ehlicher Glückseligkeit 49, 385.
Park's, Mungo, Travels in the interior Districts of Africa, 2 Ed. 54, 425.
— — — Reisen im Innern von Afrika. a. d. Engl. 54, 425.
Pichler's Carolina, Gleichnisse. 49, 385.

Pölitz populäre Anthropologie. 41, 321.

R.

Ramus von geſchnittenen Steinen 51, 404.
Raſpe von Felſeneck, neue Aufl. 50, 400.
v. *Retz*, Cardinals Denkwürdigkeiten, 2, 3 Th. 37, 295.
Reyher's Ueberſicht der ökonom Pflanzenkultur. 66, 527.
Ritters Darſtellung der neuen Unterſuchungen über d. Leuchten d. Phosphors im Stickſtoffgas 1 St. 65, 517.
Rooſe üb. d. gelben Körper im weiblichen Eyerſtocke. 49, 391.
Roſenmüller's Beicht und Communionbuch 5 Aufl. 59, 472.
Rückert's Bemerkungen üb. Thaer's Einleit. zur Kenntniſs der engl. Landwirthſchaft. 54, 431.

S.

Segen der ungariſchen Vorzeit 44, 352.
Sammlung hiſtoriſche, merkwürdiger Schweizergegenden, 4 Hft. 51, 405.
Schäffer's der unglückliche Staat 56, 447.
Schütze's ſatyr- äſthet. Hand- und Taſchenwörterbuch f. Schauſpieler 38, 304.
v. *Senkenberg's* Sammlungen d. den kaiſ. Reichshofrath betreff. Ordnungen und Verordnungen 40, 316.
v. *Seuffers* Darſtellung d. Grundprincipien d. möglich. Hauptlandwirthſchaftsarten. 60, 476.
Sheridan's Saint Clair u. Stephanie, a. d. Engl. 43, 343.
Sollicitatur, höchſtdringliche, u. ſ. w. 67, 535.
v. *Steindel's* Bemerkungen üb. Thaer's Schrift v. d. engl. Landwirthſchaft 54, 431.
Sturm's Mineralogie d. Baukunſt. 52, 416.

T.

Taſchenbuch, tägliches f. alle Stände a. d. J. 1801. 48, 384.

V.

Verſuche zu ſehen, 1, 2 Th. 68, 537.

W.

Wirthſchaft, die, z. Apenſur. 44, 351.

Z.

Zwanziger's Religion d. Philoſophen. 39, 307.

Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 117.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt werden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

Akademiſche Kunſt u. Buchh. in Berlin 50.
Anonymiſche Verleger. 40. 42. 44. 51. 53. 57. 59.
Arnold in Schneeberg 38.
— — in Budiſſin 44.
Arnold und Pinther in Pirna 51.

Baumgärtner in Leipzig 42. 51. (2)
Beyer u. Maring in Erfurt 43.
Bieling in Nürnberg 59. 66.
Bohn in Lübeck 46. 60.
Bouſſonnier in London 42.

Comtoir f. Literatur z. Elberfeld 41.
Creutz in Magdeburg 56.
Cruſius in Leipzig 67.

Dietrich in Göttingen 38.
Doll in Wien 47.
Druckerey d. Journal d. hommes libres in Paris 61.
Dufort in Paris 56.
Dupont in Paris 50.

Elwe in Amſterdam 43. 61.
Erbſtein in Meiſſen 49.
Etzinger in Gotha 38. 48.

Fiedler in Altenburg 49.
Fleckeiſen in Helmſtädt 44.
Fleiſcher d. Jüng. in Leipzig 52.
Frommann in Jena 65.
Fuchs in Paris 67.
Füßli in Zürich 51.

Gädicke Gebrüder in Weimar 51.
Gerlach in Dresden 39.
Gerſtenberg in Hildesheim 40.
Gräff in Leipzig 38. 56.
Grau in Hof 38. 46.

Haude und Spener in Berlin 54.
Helwig in Hannover 52.
Hemmerde und Swetſchke in Halle. 51. (2) 62.
Henninge in Erfurt 39.
Hermann in Frankf. am M. 44.
Hoffmann in Hamburg 54. 68.

Induſtrie - Comptoir in Weimar 40. 47. 48.
— — — — — — Leipzig 51.

Kayen in Altona 66.
Keyſer in Erfurt 40.

v. Kleefeld in Leipzig 54.
Kramer in Leipzig 41.

Lange in Berlin 37. 53.
Leyrer in Paris 51.
Lincke in Leipzig 49. 57. 61.

Martini in Leipzig 67.
Mauke in Jena 37.
Maurer in Berlin 52.
Michaelis in Leipzig 45.
Mohr in Kiel 45.
Müller in Leipzig 66.
Mundell in Edinburgh 61.

Nicol in London 64.

Oehmigke in Berlin 56.
Orell in Zürch 41. 64.

Palm in Erlangen 40.
Perthes in Hamburg 45.
Pichler in Wien 49.
Polt in Prag 50.

Reichard in Braunſchweig 38. 49. (2)
Rein in Leipzig 60.
Rengerſche Buchh. in Halle 57.
Richter in Leipzig 66.
Roſenbuſch's Wittwe in Göttingen 43. 66.

Sander in Berlin 64.
Schaumburg in Wien 47.
Schöps in Zittau 42.
Schuender in Wien 55.
Schumann in Ronneburg 65.
Siegert in Liegnitz 68.
Sinner in Coburg 54.
Sommer in Leipzig 39.

Taſché in Chemnitz 52.
Treuttel in Paris 41.

Vandenhök u. Ruprecht in Göttingen 47. 63.
Verlagsgeſellſchaft in Hamburg 38.
Vincent in Lauſanne 58.
Voſs in Leipzig 51.

Wappler u. Beck in Wien 54.
Wolf in Leipzig 42.

Ziegler in Zürich 38.

III. Intelligenzblatt des Februars.

Ankündigungen.

bbildungen franz. Generale 4. 5 Heft 24, 196. 34, 276.
bhandlungen, welche — v. d. Nationalinſtitute zu Cairo bekannt gemacht worden, a. d. Franz. 24, 195.
Ilkin's Ueberſ. d. wicht. Thatſachen, welche bisher üb. d. Kuhpocken erſchienen ſind, a. d. Engl. v. *Hennemann* 34, 279.
Almanach d. Fortſchritte, neueſten Erfindungen u. Entdeckungen in d. ſpeculativ. u. phſtiv. Wiſſenſchaften 31, 303.
Annalen d. Phyſik 1 St. 1801, 26, 210. 2 St. 34, 273.
Anzeigen, neue Würzburger gelehrte, Fortſetzung 37, 298.
Auguſtini's Entſagen, Dulden, Wonne 32, 259.
Barth's in Leipzig neue Verlagsb. 37, 303.
Beantwort. d. — Preisfrage: Welche Stufen hat d. prakt. Philoſophie — durchlaufen müſſen, ehe ſie d. Geſtalt gewonnen hat, die ſie heutiger Zeit beſitzt 30, 245.
Bibliothek, allgem., d. neueſten theolog. u. pädagog. Literatur, 2 Jahrg. 5, 6 St. 29, 235.
Bibliothek d. prakt. Heilkunde, 4 B. 2 St. 23, 185.
Blätter, Magdeburg.-Halberſtädtiſche, her. v. *Barkhauſen* u. *Jakob*, Jan. 26, 209.
Blumenbach's kleine Schrift. z. vergleich. Phyſiologie — überſ. v. *Gruber* 23, 189. 29, 138.
Bonmarmots Bilder a. Ottomars Kukkaſten 26, 212.
Borowsky's Abriſs d. prakt. Kameral- u. Finanzweſens, 2 A. 1, 2 B. 23, 191.
Bſching's Genius veredelter Naturſcenen in Deſſau, her. v. *Böttger*, 1 Th. 1 Heft 24, 198.
Buncadoro's Leidensgeſchichte Pius VI, a. d. Italien. v. *Placidus Muth* 39, 289.
Bücher, neue 27, 222. 32, 263. 34, 277.
Burdach's Asklepiades u. Brown, e. Parallele 23, 190.
Burgsdorf's Verſuch e. vollſtänd. Geſch. vorzügl. Holzarten, 2 Th. 2 B. 29, 237.
— — Forſthandbuch, 1 Th. 3 Aufl. 23, 188.
Burns Anatomie of the gravid Uterus, Ueb. 24, 196. 34, 279.
Buſch's Almanach d. Fortſchritte, neueſten Erfindungen u. Entdeckungen in wiſſenſch. Künſten, 5 Jahrg. 37, 302.
Campe's hiſteriſches Bilderbüchlein 24, 197.
Catalogue d'une collection de medailles ant. faite p. la Comt. de *Bentink* 26, 415.
de la Cepede Naturgeſchichte d. Fiſche, a. d. Franz. v. *Loos*, 1 B. 2 Abth. 24, 197.
Charakterſchilderungen d. berühmteſten Männer v. Großbritannien a. d. jetz. Zeitalter, a. d. Engl. 1, 2 Bdch. 37, 223.
Chateau de Duncam, Ueb. 32, 261.
Codex Auguſteus, fortgeſetztes 21, 171.
Collomb's medicin. chirurg. Werke, a. d. Frz. v. *Herche* 29, 240.
Comptoir f. Literatur in Elberfeld neue Verlb. 26, 211.
Cuvier elementar. Entwurf d. Naturgeſch. der Thiere, a. d. Franz. v. *Wiedemann* 1, 2 B. 24, 198.
Daudin Hiſtoire nat. d. Quadrupèdes ovipares. Ueberſ. 32, 262.
De l'état de la France à la fin de l'an VIII. Ueb. 21, 173.
Delille's Gärten, überſ. v. *Voigt* 34, 277.
Digeſta iuris ſaxonici 21, 172.
v. *Eggers* Bemerkungen auf e. Reiſe durch d. ſüdliche Deutſchland ect. 29, 236.
Ephemeriden, allgem. geograph., 1 St. 27, 218.
Eunomia, Januar 34, 273.
Feuerbach's Lehrbuch d. peinl. Rechts 32, 261.
Fourcroy Syſtème de connoiſſances chimiques. Ueberſ. 27, 221.
Geiſt d. neueſten Philoſophie d. In- u. Auslandes 21, 169.
—— d. deutſchen Zeitſchriften 29, 234.
Genius d. neunzehnten Jahrhunderts, 1 St. 29, 235.
Geſchichte d. ägypt. Baukunſt, a. d. Italien. 29, 238.
— — — geheime, d. Raſtädter Friedensverhandlungen 32, 262.
Gilbert's neuer Supplementband zu Gehlers phyſikal. Wörterbuche 30, 247.
Graſsmann's Auszug aus *Krünitz* ökonom. technol. Encyklopädie, 20 B. 23, 186.

Gren's

Gren's Syſtem d. Pharmakologie, 2te ganz umgearb. Auflage 37, 299.
Guts Muths Bibliothek d. pädagog. Literatur 1801, 1 St. 32, 258.
Halle's fortgeſetzte Magie, 11 B. 23, 190.
Hauskne ht's in St. Gallen neue Verlagsb. 26, 214.
Hellus Veilchen 32, 260.
Hildebrands's Taſchenbuch f. d. Geſundheit auf d. J. 1[illegible] 34, 276.
Humoriſt, der, herausg. v. *Goldmayer* 37, 299.
Hunter's anatom. deſcription of the hum. grävid uterus 34, 279.
Hülfsbuch z. gedrängten Ueberſicht d. neueſt. franz. Geſchichte 26, 413.
Huſchke Analecta critica in Anthologiam graecam 32, 260.
s. *Hutten's* fünf Reden geg. Herz. Ulr. v. Wirtemberg, a. d. Latein. v. *Wagner* 29, 240.
Jakob u. d. Publicum 34, 276.
Ideler's Gartenfreund, 4 B. 24, 193.
Journal d. Moden, 1 St. 21, 169.
— — d. prakt. Heilkunde, 11 B. 2 St. 23, 185.
— — f. d. Chirurgie her. v. *Lodèr*, 1 B. 2 St. 32, 217.
— — f. d. Chirurgie her. v *Murſinna*, 1 B. 2 St. 32, 257.
v. *Kamptz's* Beyträge z. Mecklenburg. Staats- u. Privat-Recht 4 B. 29, 239.
Lamoignon Malesherbes Bemerkung. üb. d. Naturgeſch. Büffon's und Daubenton's, a. d. Franz. 21, 173.
Landkarten, neue 21, 175.
Lavater's hinterlaſſene Schriften, auserleſene Sammlung 37, 301.
Le Gendre Eſſai ſur la théorie d. Nombres, Ueb. 23, 192.
Lebensgeſchichte meines Freundes Fr. Ad. Sachſens 21, 175.
Le Scharron's der Pasvenu in Paris, Luſtſp. 27, 221.
Levrault in Paris neue Bücher 21, 173.
Lewis Tales of Wonder, Ueb. 29, 235.
London u. Paris, 6 St. 29, 236.
Magazin f. d. Philoſophie u. Geſch. d. Rechts, 2, 3 St. 37, 303.
Merkel's Briefe an e. Frauenzimmer, 5 Heft 37, 297.
Merkur, neuer deutſcher, Februar 23, 189.
Michaelis Mittheilungen z. Beförderung d. Humanität 29, 237.
Monatsſchrift, theolog., herausg. v. *Auguſti*, 1 St. 21, 171.
Naturkunde, faßliche, f. Jedermann 32, 261.
Nemnich's vollſtändiges noſologiſches Lexicon 23, 187.
Nocturnal Viſit, Ueb. 21, 173.
Obſtgärtner, deutſcher, 1 St. 27, 218.
Ormond or the ſecret Witneſs, Ueb. 21, 173.
Oſter-Taſchenbuch v. Weimar 27, 220.
Oswald od. d. Häuschen im Schwarzwalde, 2s Bdch. 27, 223.
Palm's in Erlangen neue Verlagsb. 34, 277.
Perthes in Gotha neue Verlagsb. 37, 300.
Piece, s., of family biography, Ueb. 21, 173.
Pinel Traité ſur l'aliénation mentale, Ueb. 32, 263.
Pözile, 1 St. 20, 170.
Preg, wie es gegenwärtig iſt, v. Syndikus K. F. P. 23, 189. 29, 237. 34, 275.
Provinzialblätter, ſächſiſche, Jan. 34, 275.
Pythagoras u. ſeine Zeitgenoſſen, 1 Th. 32, 263.
Reiſen d. Pythagoras, 2 B. 27, 221.
Riem's neufortgeſetzte Sammlung ökon. Schriften auf d. J. 1800, 1 Lfr. 26, 214.
Roth's Geſch. d. Nürnberg. Handels, 2 Th. 34, 278.
Schlegel's Florentin, e. Roman, 1 Th. 21, 173.
Schleusner's Lexicon graeco-lat. in N. T. Zuſätze z. 2 Ausg. 34, 289.
Schlichtegroll's Nekrolog 1797, 1 B. 34, 278.
Schöpf hiſtoria teſtudinum, Fortſetz. 34, 278.
Sennebier's Pflanzenphyſiologie, Ueb. 34, 278.
Shakeſpeare's dramatic Works publ. by *Wagner* 23, 188.
Smith, Charlot., Letters of a ſolitary Wanderer, Ueb. 21, 173.
Spiller's v. *Mitterberg* Beyträge z. Staatsrecht u. z. Geſchichte v. Sachſen 21, 174.
Steinerſche Buchh. in Winterthur neue Verlb. 37, 301.
Stolz's Predigten üb. d. Merkwürdigkeiten d. 18 Jahrh., 3 Heft 34, 278.
Sybel's Erfahrungen üb. d. Kuhpocken 29, 238.
Teller's Predigt am Feſte aller Zeugen u. Märtyrer d. Wahrheit 34, 279.
Turin's krit. Verſuch e. ſyſtemat. Anleit. z. peinl. Vertheidigungsſchriften 27, 220.
Ueber d. Verbrechen, geheim zu ſeyn 30, 246.
Voſs in Leipzig neue Verlagsb, 24, 191.
Waiſenhausbuchhandl. in Halle n. Verlagsb. 32, 256.
Waldeck's in Münſter neue Verlagsb. 37, 303.
Zeitung, neue Geraiſche, Jan. 27, 219.
— — — f. d. elegante Welt, Jan. 27, 219. 34, 274.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abeille in Paris 33, 272.
Aſt in Jena 33, 272.
Becher zu Dillenburg 35, 286.
Bernhardi zu Erfurt 35, 286.
Biot zu Paris 22, 182.
Bode zu Berlin 31, 255.
Briegleb zu Gotha 30, 244.
Chaptal zu Paris 33, 272.
Conrad zu Berlin 33, 272.
Couſin's Wittwe 33, 272.
Dacier zu Paris 22, 182.
Demme zu Mühlhauſen 25, 206.
Denina zu Turin 22, 182.
Eckhoff zu Mitau 31, 255.
Götz zu Nürnberg 33, 272.

Aalen zu Konikow 30, 244.
Hayds zu Wien 22, 182.
Heinrich zu Breslau 30, 244.
Hefs zu Zürich 30, 244.
Heyne zu Göttingen 30, 244.
Hufeland, C. W., zu Jena 22, 182.
Jacobs zu Gotha 30, 244.
Jördens zu Hof 35, 288.
König zu Meiſſen 30, 244.
v. *Kotzebue* zu Petersburg 31, 255.
Lafalle zu Lyon 33, 272.
Lebrun zu Paris 33, 272.
Leiſt zu Göttingen 30, 244.
Loos, Vater u. Sohn, zu Berlin 31, 255.
Manſo zu Breslau 30, 244.
Matthiä zu Belvedere 35, 288.
Mitſcherlich zu Göttingen 30, 244.
Müller zu Altdorf 33, 272.
Nebe zu Halle 25, 205.
v. *Nicolai* zu Petersburg 31, 255.
Philippſon zu Berlin 35, 288.
Reimer zu Göttingen 30, 244.
Ribbek zu Magdeburg 25, 205.
Rumford, Graf, zu London 22, 183.
Schlichtegroll zu Gotha 30, 244.
Schumann zu Berlin 35, 288.
v. *Schwarzkopf* zu Frankfurt a. M. 35, 288.
Seyffert zu Dresden 30, 244.
Sperl zu Nürnberg 33, 272.
Strohmeyer zu Göttingen 30, 244.
Succow zu Jena 30, 244.
Thibaut zu Kiel 30, 244.
Uhle zu Hannover 25, 205.
Weingärtner zu Erfurt 35, 288.
Zerenner in Derenburg 33, 272.

Preisfragen.

Berlin, d. Freunde d. Humanität 25, 203. 33, 270.
Erfurt, d. Akademie d. nützl. Wiſſenſchaften 35, 286.
v. *Göthe's* in Weimar 28, 231.
Mackenzie's zu Edinburg 33, 270.
Paris, National-Inſtitut 28, 230.
Petersburg, d. ökonom. Geſellſchaft 25, 203.

Todesfälle.

Ailhaud zu Carpentras 31, 254.
d'*Aubenton* zu Paris 22, 182.
Audebert zu Paris 22, 179.
Barennes zu Paris 22, 178.
Barthelemy Courçay 22, 181.
Baudin zu Paris 22, 181.
de Beaumarchais zu Paris 22, 180.
Bezzel zu Poppenreut 30, 243.
Blair zu Edinburg 31, 254.
le Blanc zu Paris 22, 181.
Bonnier d'*Arco* bey Raſtadt 22, 180.
de Borda zu Paris 22, 179.
Boullée 22, 179.
Cadet de Goſſicourt zu Paris 22, 181.
Caſtillon zu Toulouſe 22, 179.
Chaix zu Beau 22, 179.
Chodowiecky zu Berlin 31, 255.
Cimarosa zu Padua 35, 288.
Couſin zu Paris 22, 178.
Dejaure zu Paris 22, 182.
Fiſcher zu Ulm 30, 243.
Gardin zu Paris 22, 181.
Gouſſier zu Paris 22, 181.
de Grace zu Paris 22, 179.
Gresnick zu Paris 22, 181.
Guys auf der Inſel Zante 22, 182.
Julien de Parme zu Paris 22, 180.
Kern zu Ulm 25, 204.
Krüger zu Neuſtadt 30, 243.
Legrand d'Auſſi zu Paris 22, 178.
Lempe zu Freyberg 31, 255.
Liſt zu Mannheim 30, 243.
v. *Locella* zu Wien 30, 243.
Marmontel zu Abbeville 22, 181.
Mercier, Berthelemy, zu Paris 22, 180.
le Monnier zu Paris 22, 179.
le Monnier zu Verſailles 22, 181.
Montgolfier zu Annonay 22, 181.
Montucla zu Verſailles 22, 181.
Orme zu London 31, 254.
Oſiander zu Kirchheim 30, 243.
de Parcieux zu Paris 22, 180.
Pauw zu Xanten 22, 180.
Peneter zu Herſpruck 31, 254.
Pia zu Paris 22, 179.
Preville zu Paris 22, 182.
Rautenſtrauch zu Wien 30, 243.
Roberjot zu Raſtadt 22, 180.
de Sauſſure zu Genf 22, 179.
Schubert zu Hildesheim 25, 204.
Staunton zu London 22, 254.
v. *Teubern* zu Dresden 35, 288.
Turpin zu Paris 22, 182.
Voſſelier zu Paris 22, 182.
Venture in Aegypten 22, 182.
Wilisch zu Wittenberg 35, 288.

Univerſitäten-Chronik.

Erfurt: *Strohmann's*, *Mayer's*, *Geis*, *Dörry's*, *Schumann's*, *Ringe's*, *Guſtmann's*, *Ulner's*, *Meyer's*, *Ringsdorf's*, *Schellenberg's*, *Munz*, *Hirſch*, *Chriſtian's*, *Bellingen's*, *Jacobs*, *Holzſchuher's*, *Miede's*, medicin.; *Degmann's* theolog.; v. *Gruben's* u. *Engelhardt's* juriſt. Diſput.; *Bellermann's* u. *Bachmann's* Progr. 20, 161.

Göttin-

Göttingen: *Brandenburg's*, *Lawater's*, *van der Bosch*, *Stromeyer's* medicin.; *v. Mengershausen's* juriſt. Diſput.; Weihnachtsprogr. 20, 163.
— — — *Gengebuſch* juriſt Diſputat. 30, 241.
Jena: *Benedict's*, *Marcus*, *Cunz* medic. Diſp. 30, 241.
Leipzig: *Schlegel's* medicin. Diſputat.; *Keil's* u. *Beck's* Progr. 20, 164.
— — — *Eckoldt's* u. *Schlegel's* medic. Diſput. 30, 241.
Wittenberg: *Bremen's*, *Beyer's* juriſt.; *Böhme's* u. *Hotze's* medic. Diſput.; *Vogt's*, *Schröckh's* u. *Zeune's* Reden; Magiſterpromotion 20, 164.

Vermiſchte Nachrichten.

Aegypten, literariſche Nachrichten 20, 245.
Anzeigen, vermiſchte 21, 176. 24, 200. 32, 264. 34, 280.
Auction in Jena 26, 216.
Audibert's Maſchine, d. Brande Einhalt zu thun 22, 183.
Bechſtädt's topograph. Aufnahme d. Obergrafſch. Catzen-Ellenbogen 30, 246.
Berichtigungen 26, 216.
Berlin: Akademie d. Wiſſenſch. Sitzung 33, 270.
— — artiſtiſche Nachrichten 25, 205. 206. 33, 271.
— — Geſellſchaft d. Freunde d. Humanität 20, 166.
— — Medaillen auf d. Jubiläum d. preuſs. Königswürde 33, 271.
— — philomathiſche Geſellſchaft 33, 270.
— — periodiſche daſelbſt herauskommende Schriften 25, 206.
— — Schriften auf Veranlaſſung d. 19 Jahrhunderts 20, 168.
— — Schulanſtalten 20, 165.
Bernard's Ergänzungsarm 22, 183.
Bücher zu verkaufen 24, 199.
Bücherverbote in Wien 32, 264.
Calcutta, Anlegung e. Univerſität 28, 225.
Cüſtrin, Schulveränderung 22, 177.
Damberger's Reiſe. Zur Geſchichte derſelben 20, 166.
Deſſau, Paſtoral-Geſellſchaft 36, 289.
Dietrich's Anzeige 30, 242.
Döring's Anzeige 37, 304.
Edinburg, Vorleſungen üb. perſiſche Sprache 24, 199.
Erfindungen, neue 31, 254.
Erlangen, Univerſität, Errichtung e. Laboratoriums u. Krankenhauſes 22, 183.
Falka's ſtereotypiſche Druckformen 33, 269.
Göttling üb. e. eignen d. Manna ähnlichen Beſtandtheil d. Runkelrüben 22, 183.
— — Entdeckung d. galvan. Batterie betr. 20, 166.
Hahnemann an Klaproth, Karſten u. Hermbſtädt 30, 241.
Heiſter's herbarium vivum wird d. Bibliothek zu Helmſtädt geſchenkt 27, 221.
Hommel's Berichtigung 20, 164.
Kiel, Univerſität, Vermehrung d. Einkünfte 37, 304.
Königsberg in Preuſsen Parochialſchulhäuſer 33, 269.
Kuhpockenimpfung, Nachrichten dieſelbe betr. 33, 269.
Kunſtſachen zu verkaufen 31, 255.
Literatur, franzöſiſche, IV. Medicin 34, 279. 280.
— — V. Naturgeſchichte 31, 249. 33, 265.
Literatur, wallachiſche, in Ungar. Siebenbürg. Erblanden 35, 281. 38, 305.
London, artiſtiſche Nachrichten 25, 201.
— — — Oriental-Society 26, 232.
— — — Verzeichniſs der herauskommenden Journale 20, 166.
Minden, Fond zu e. Freyſchule 31, 256.
Mineralienkabinet zu verkaufen 33, 270.
Mitau, Univerſität 23, 192.
Nachrichten, vermiſchte 31, 254.
Paris, artiſtiſche Nachrichten 22, 184.
— — literar. Nachrichten 28, 231. 30, 243.
— — Lycée républicain, Vorleſungen 36, 246.
— — Lycée de Juriſprudence, Vorleſungen 22, 177.
— — mediciniſche Geſellſchaft 22, 178.
— — Nationalbibliothek, Vorleſungen in derſelben 33, 270.
— — Nationalinſtitut, Sitzung 22, 178.
Perier's Dampfmaſchine 38, 311.
Prytanées in Frankreich 22, 183.
Rennes, Wiedereröffn. d. medicin. Vorleſungen 22, 177.
Turin, Wiedereröffnung d. Univerſität 22, 178.
Verordnungen, literariſche 22, 177.
31, 254.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ROSTOCK, b. Stiller: *Mecklenburgische Rechtssprüche*, herausgegeben vom Hof- und Landgerichtsassessor von *Kamptz* zu Güstrow. 1800. 180 S. 4. ohne Vorrede, Register und Inhaltsanzeige.

Alle einzelne, in dieser Sammlung vorkommende, Rechtssprüche aufzuführen, ihren Inhalt anzugeben, und über die Richtigkeit der darin aufgestellten Grundsätze und angenommenen Meynungen sich weitläuftig auszulassen, und gleichsam mit den verschiedenen Verfassern derselben zu rechten, würde eben so unzweckmäfsig, als langweilig seyn. Unsere Absicht geht lediglich dahin, uns über Zweck, Auswahl und Vortrag oder Art der Darstellung kurz zu erklären, und auf diese Weise dem Vf. in seinen, hierüber in der Vorrede geäufserten, Ideen zu folgen. Er beschränkt sich hier blofs auf den Werth solcher Präjudicien und Entscheidungen, die auf den besondern Landesrechten gegründet sind, und auf das eigenthümliche Interesse, das diese sowohl für die Theorie als Praxis des Territorialrechts haben. Dafs es dem letzten in den meisten deutschen Ländern an durchaus festen und bestimmten Normen fehle, und deshalb Herkommen und Gerichtsgebrauch sehr häufig zu Hülfe genommen werden müssen, ist zwar nicht zu leugnen, eben so wenig, als dafs Präjudicien des Territorialrechts als mittelbare Quellen einer daraus abzuleitenden gangbaren Theorie dieser oder jener Rechtslehre anzusehen sind; dafs sie aber deshalb wirkliche Gesetze für einzelne Theile oder Stände des Landes, oder für ganze Lehren des Staats- oder Privatrechts desselben begründen sollten, möchte Rec. eben nicht behaupten. Seiner Einsicht nach, beurkunden dieselben vielmehr blofs *historisch* die Existenz eines im Lande gangbaren Herkommens oder Gewohnheitsrechts, eines in den Gerichten desselben üblichen Gebrauchs, ohne jedoch rechtliche Verbindlichkeit derselben zu begründen, und blofs theoretischen Sätzen die Kraft eines wirklichen Gesetzes zu verschaffen. Vermehrte Kenntnisse, verbesserte Einsichten in die ganze Natur eines Rechtsinstituts, und die daraus herzuleitenden Grundsätze, so wie die Anwendbarkeit analogischer Grundsätze des gemeinen Rechts auf dasselbe, können und müssen der bisher gangbaren Ansicht einer Sache von ihrer rechtlichen Seite nothwendig grofsen Eintrag thun; und wenn daher ein bestimmter Rechtssatz nicht sonst auf die gehörige Weise förmliche gesetzliche Sanction erhalten hat: so wird er sie durch die bisher übliche Art, wie man Rechtsfälle, in Rücksicht auf denselben, entschieden hat, wohl schwerlich erhalten. Rec. sieht auch nicht ab, wie die vom Vf. als Belege seiner Meynung angeführten Fälle solche unterstützen können; denn in Nr. I u. II. liegt der Grund der gesetzlichen Verbindlichkeit nicht sowohl in dem richterlichen Ausspruch, als vielmehr in der in Nr. I. zwischen den beiden herzogl. mecklenburgischen Häusern getroffenen Vereinbarung und Compromiss, auf den Ausspruch eines bestimmten Richters: so wie in Nr. II. in einem ausdrücklichen Vertrage und landsgrundgesetzlichen Bestimmung, zu deren Erläuterung und Bestätigung nur das Erkenntnifs dient. Nr. VII. enthält blofs ein R. H. R. Conclusum, wodurch die Vorschrift des L. G. G. E. V. §. 393. 396. aufrecht erhalten, und Justizsachen vor allem Eindrang und Einfluss der Landesregierung gesichert werden. Dafs nach Nr. XXX. über Landescontributionen kein Vergleich privatim von den Ständen, ohne Concurrenz des Landesherrn, geschlossen werden könne, liegt in der Natur der Sache und der Landesverfassung, und läfst sich daher nicht erst in dem der Ritterschaft hier ertheilten Abschlage des R. H. R. eine neue Quelle gesetzlicher Verbindlichkeit aufsuchen. — Zweckmäfsig wäre es wohl gewesen, bey Nr. I. die Entscheidungsgründe des Laudums bekannt zu machen. Alles übrige enthält ja eine blofs historische Notiz, die sonst noch kürzer hätte gefafst werden können. — Einen andern Grund für das gröfsere Interesse der Territorialpräjudicien setzt der Vf. in die dadurch erlangte bessere Kenntnifs der statutarischen Rechte, des landesgerichtlichen Processes, und überhaupt des Ganges öffentlicher Geschäfte. Und dieses hat, nach Rec. Einsicht, seine völlige Richtigkeit. In dieser Hinsicht wäre jedoch zu wünschen, dafs die höhern Landsgerichte in Mecklenburg mehr selbst die Erkenntnisse abfafsten, als durch Facultäten abfafsen liefsen. Von jenen hat man hierin gerade die genaueste Kenntnifs, aus eigener Ansicht und Erfahrung, zu erwarten, die selbst die tiefere Gelehrsamkeit und der beste Wille bey diesen nicht immer ersetzen kann. Wie leicht in dieser Hinsicht Misgriffe entstehen, zeigt Nr. 44. über den Beweis der Leibeigenschaft. — Es würde auch diese Sammlung alsdann, wenn es lauter einheimische Erkenntnisse wären, den Namen *mecklenburgische* Rechtssprüche in jeder Rücksicht eher verdienen, der ihnen jetzt nur in Beziehung auf die Gegenstände zukommt. — Uebrigens scheint uns die getroffene Auswahl in diesem Betracht noch manches wünschen zu lafsen. Es mag freylich hier auch der geringste Umstand, besonders in Ansehung de

Gerichtsstils, für Einheimische von Wichtigkeit seyn; allein dergleichen hätten füglich mit wenigen Worten in Menge zusammengefasst, und in den Noten die Decrete der Landesgerichte deshalb angeführt, nicht aber mit dem vielversprechenden Namen von *Rechtssprüchen* belegt werden sollen. Man darf z. B. nur die Num. 37. 38. 45. 47. 50. 55. 63. 75—80. ansehen, um sich hievon zu überzeugen. Zu geschweigen, dass jeder einheimische Advocat dergleichen Dinge als Gebühren, Münzsorten bey Bezahlung der Geldstrafen u. s. w. schon von selbst wissen wird: so gehört dergleichen auch wohl mehr in den mecklenburgischen Process, als in eine Sammlung von Rechtssprüchen. Mehr Beyfall verdienen diejenigen Fälle, wo von besondern Statuten der meklenburgischen Städte, die besonders von der Gültigkeit des lübschen Rechts, von der Erbfolge der Ehegatten, von der statutarischen Portion in denselben, vom *jure congrui* u. s. w. die Rede ist, z. B. Num. 31. 48. 49. 65. 68. 69. 70. 71. 72.; allein unstreitig hätte auch dieses weit kürzer gefasst, und mehrere Fälle hätten zusammengenommen werden können. Was man hier etwa nicht suchen möchte, ist ein Abdruck der güstrowschen Bürgersprache, die in Nr. 5. befindlich ist. Nr. 54. über das Recht eines mecklenburgischen Lehnmanns, die Rechte seiner Söhne in einem alten Lehne zu schmälern, hätte wohl billig hier gar keine Stelle verdient, weil die Sache nicht rechtlich entschieden, sondern nur verglichen, und aus dem Ganzen nichts weiter, als was die herzogl. Lehnkammer über diesen Fall geurtheilt hat, abzunehmen ist. Eben so wenig sieht Rec. den Nutzen und Zweck von Nr. 3. ein. Es war hier nämlich die Frage von der Lehnsfähigkeit eines durch die Ehe Legitimirten in Mecklenburg. An ausdrücklichen Gesetzen fehlt es hier darüber; von einer speciellen Observanz erwähnt der Vf. eben so wenig etwas; die greifswaldsche Facultät aber erkennt auf den Beweis der letzten von Seiten des Legitimirten, und schliesst also diesen dadurch in der Regel auch nach gemeinem Recht von der Lehnssuccession aus, indem ja sonst der Gegner den Beweis einer speciellen Observanz in Mecklenburg, dass durch die Ehe Legitimirte davon ausgeschlossen sind, hätte übernehmen müssen. Gründe sind weiter nicht angeführt, lassen sich jedoch leicht auffinden. Es lässt sich aber nicht absehen, was hieraus eigentlich für das mecklenburgische Recht gewonnen seyn soll. Die Privatmeynung einer Facultät kann doch so wenig ein Gesetz, als ein Herkommen, begründen. — Dass der Vf. auf das gemeine Recht keine Rücksicht genommen, verdient im Ganzen zwar Beyfall; in einzelnen Fällen aber hätte es doch, der Gründlichkeit unbeschadet, füglich geschehen können, z. B. bey der eben angezogenen Nr. 3.; dann Nr. 24. über die Dauer der stillschweigenden Wiederverpachtung eines Landguts; Nr. 6 u. 8. über Positionalartikel und den Anfang der Beweisfrist. — Dagegen fehlt es aber auch auf der andern Seite nicht an vielen sehr interessanten und brauchbaren Rechtsfällen, die nicht nur für Einheimische von auffallendem Nutzen seyn müssen, sondern auch Auswärtigen Veranlassung geben können, über ähnliche Punkte und Lehren ihres Territorialrechts weiter nachzudenken, und eine nützliche Anwendung von jenen auf diese zu machen. Dahin rechnet Rec. z. B. Nr. 9. über die Kosten der Bestellung und Besetzung der Patrimonialgerichte, welche billig nicht den Partheyen, sondern nur dem Gerichtsherrn zur Last fallen sollen; Nr. 12. dass auch bey dem nicht natürlichen Tode eines Edelmanns der privilegirte Gerichtsstand desselben gegründet bleibe; Nr. 14. dass blosse Devolutor-Urtheln nicht *reformiren* können; Nr. 26. über die Sonderung *des Lehns* vom Allodium; Nr. 29. über den Gebrauch *der Mandate* S. C. und die Feyerlichkeiten bey *Appellationen* an die Reichsgerichte; Nr. 34. über *das Hülfsgeld* bey Executionen; Nr. 43. über die Wirkung *einer* Kameral-Entscheidung in Ansehung der Privatrechte der Domanial-Einwohner; — ein Beweis, wie die Kammern aller Orten so gerne eine unbefugte Competenz in Justizsachen sich anmasen! Nr. 39. über den von den Grafen bey Appellationen abzuleistenden Eid; — Nr. 41. über die Rechte der in den Lehnbriefen über neuerworbene Lehne aufgenommenen Agnaten sowohl überhaupt, als besonders in Beziehung auf die vom ersten Lehnserwerber angeordnete specielle Lehnfolge-Ordnung (das *Böhmersche* Gutachten hierüber steht auch in dessen Rechtsfällen); Nr. 56. dass auch die Schild- und Namensvettern *zur actio revocatoria* in Mecklenburg befugt sind; Nr. 60. dass die *restit. ex capite absentiae* auch gegen einen Präclusiv-Abschied, mithin die Retractsklage statt hat, und auch den aufgenommenen Lehnsvettern zusteht; Nr. 64. Beytrag zur Lehre vom mecklenburgischen Mandatsprocess in Schuldsachen, und von der Inappellabilität derselben, wenigstens *ad effect. suspensivum;* Nr. 81. dass die Kammer zwar weder Jurisdiction hat, noch ihre Bediente entsetzen, wohl aber die Disciplinarfehler derselben untersuchen *kann;* Nr. 84. über das Recht der von Malzahn, *Penzlin* eine Herrschaft zu nennen; Nr. 86. über das Recht der Fiscale, die Hintersassen der Ritter- und Landschaft unmittelbar zu besprechen. — Die Gegenstände dieser Rechtssprüche sind sehr verschiedenartig und des Vfs. Absicht ist auf alle Theile der positiven Rechtswissenschaft gerichtet. Dass nicht bey allen gleiches Interesse vorhanden seyn könne, ist leicht zu ermessen, und wird wohl kein billig Denkender erwarten; dass aber der Vf. in der Auswahl und Ausführung noch nicht durchgehends das rechte Mass getroffen habe, davon werden die angeführten Beyspiele leicht überzeugen können. Manche Falle hätten, ohne vermisst zu werden, ganz wegbleiben, andere gründlicher und zweckmässiger behandelt, und statt des ewigen: *ita judicatum est*, Gründe angeführt werden sollen. Im Ganzen wird aber kein Rechtsgelehrter den Werth dieser Arbeit verkennen, und vorzüglich werden es Einheimische dem Vf. Dank wissen, dass er ihnen bis zur Erscheinung ordentlicher wissenschaftlicher Lehrbücher über alle einzelne Theile des mecklenburgischen Rechts ein Hülfsmittel geliefert hat.

hat, woraus sie sich allenfalls, wenigstens zur Noth durft, so viel Raths erholen können, dafs sie nicht ganz im Finstern tappen. Da überdiefs die ganze Bibliothek mecklenburgischer Rechtssprüche bisher fast nur aus *Mantzels* bekannten Arbeiten den *Justiff. Decis.* und einigen andern zerstreuten Fällen besteht: so wird diese Sammlung von dem juristischen Publicum in den mecklenburgischen Landen mit Vergnügen aufgenommen, und zu seiner Zeit eine Fortsetzung gewünscht werden.

Giessen, in d. Kriegerischen Buchh.: *Hals- oder peinliche Gerichtsordnung Kaiser Carls V.* und des heil. röm. Reichs, nach der Originalausgabe vom J. 1533 auf das genaueste abgedruckt, und mit der zweyten und dritten Ausgabe v. J. 1533 u. 1534 verglichen, nebst dem *Horixischen* Programma: wahre Veranlassung der peinlichen Halsgerichtsordnung, und einer Vorrede, worin der Werth und Nutzen dieser Ausgabe gezeigt, und zu der gelehrten Geschichte des deutschen peinlichen Rechts zuverlässige Nachrichten mitgetheilt werden, von D. *Johann Christoph Koch. Fünfte vermehrte Ausgabe.* 1800. 144 S. 8. (16 gr.)

Die Worte: *Vermehrte* Ausgabe, gründen sich nur auf ein oder höchstens zwey neue unbedeutende Citate. Manche, blofs ephemerische, Bemerkungen der Vorrede, die seit 1769 vielleicht schon längst unwahr oder überflüssig geworden sind, hätten billig weggestrichen werden sollen. Was soll z. B. S. 19. immer noch die Bemerkung, dafs bey *Varrentrapp* in Frankfurt, die Florentina für 50 Rthlr., vielleicht auch noch wohlfeiler, wenn *Varrentrapp* baar Geld sehe, zu haben sey? Die Bogenzahl ist in der gegenwärtigen Ausgabe um ein merkliches geringer; die vierte Edition hatte noch 262 S. In Ansehung des Drucks, haben die frühern Ausgaben bey weitem den Vorzug vor der gegenwärtigen. Schlechte Schwärze, sehr graues Papier und die ziemlich stumpfen Lettern verunstalten diese mit Recht beliebte Handausgabe.

Ronneburg, b. Liebold: *Johann Bernhard Müllers*, herzogl. sächs. Altenb. Hofadvocatens und Landrichters zu Ronneburg, *Versuch über Anwendung der Grundsätze des Naturrechts auf peinliche Verbrechen.* 1800. 263 S. 8.

Die Grundsätze über die Imputation, welche der V. schon in dem Schriftchen: *Abhandlung über den Maafsstab der Verbrechen und Strafen.* Jena 1789, vorgetragen hatte, werden hier ausführlich mit Exempeln erläutert, auf die einzelnen Verbrechen, der Ordnung nach, angewendet. Wir können das Urtheil dem Leser überlassen. Sogleich S. 1. wird bemerkt, dafs kein Diebstahl vorhanden sey, wenn der Dieb kein Fremder ist, woraus denn S. 2. natürlich folgt, dafs der *häusliche Diebstahl*, „welcher von den in dem Hause, wo die Sache sich befindet, lebenden Personen verübt wird," *kein* Diebstahl sey. War jedoch der Hausgenosse durch einen *besondern Eid* zur Treue verpflichtet: so hat sein Diebstahl „einen hohen Grad moralischer Schwere." Das Plagium ist dem Vf. als *Kinderdiebstahl*, eine Art des *Diebstahls*, und die zwey schwersten Fälle desselben sind, wenn man (S. 33.) einen Prinzen oder eine Prinzessin, und — einen *Bauerjungen* stiehlt, denn sein Vater steht in engem Verhältnisse mit dem Staat. Schwächung und Hurerey S. 61 ff., die einmal in allem Ernste unnatürliche Wollüste genannt werden, sind dem Vf. sehr schwere Verbrechen, und „die Lockbeere einer Hure" werden fürchterlich gemalt. Wenn aber der Mensch durch seine Triebe „alle intellectuelle Begriffe verloren hat," und dann den Lockbeeren folgt: so ist er im geringsten Grade strafbar. — Den guten, redlichen Willen des Vfs. wird man nicht verkennen, mag man auch sonst von dem Buche denken, was man will.

Leipzig, in d. Dykischen Buchh.: *Criminalistische Blätter.* Von *R. Hommel. Erstes Heft. Kursächsisches Criminalrecht.* 1800. 294 S. 8.

Das erste Heft dieser Blätter, welche fortgesetzt werden, und dann Abhandlungen von allgemeinerm Interesse enthalten sollen, besteht aus drey Aufsätzen, die zunächst Kursachsen angehen, und sich nicht sehr durch ihre Form und ihre Verarbeitung oder ihr inneres Interesse empfehlen, die aber für den Fleifs des Vfs. ein gutes Zeugnifs ablegen. In der *ersten* sind die Veränderungen dargestellt, welche die Criminalgesetzgebung und die Criminalpraxis in Kursachsen während des verflossenen Jahrhunderts erlitten hat. Es sind Materialien, aber nichts weiter. Dieses gilt auch von der *zweyten* Abhandlung, in welcher der Vf. die einzelnen Verbrechen durchgeht, und in Ansehung derselben die Carolina und die kursächsischen Constitutionen mit einander vergleicht. In der *dritten* wird eine Ehrenrettung *Carpzovs*, besonders gegen die Beschuldigungen *Malblank's*, versucht. Allerdings geht, nach der Darstellung des Vfs., etwas von dem Sündenregister dieses eben so sehr erhobenen, als herabgesetzten, Criminalisten ab; doch erscheint dessen Schuld nur vermindert, aber nicht getilgt, und höchstens hat der Vf. die Ehre seines Herzens, gewifs aber nicht die Ehre seines Kopfs, gerettet. Er war ein Tyrann über die Gesetze; durch die lächerlichsten, einfältigsten Gründe sucht er oft die bestimmtesten Gesetze zu verdrehen, und die klarsten zu verdunkeln; er war oft wider die Gesetze gelind aus humaner Einfalt, und (das zeigt schon seine Lehre von der Blasphemie) beliebig streng aus Aberglauben. Hat er nicht zuerst das peinliche Recht durch zahllose, seichte Milderungsgründe verdorben, und ist dieses nicht allein schon hinreichend, ihn zu verdammen?

TECHNOLOGIE.

Königsberg, b. Gobbels u. Unzer: *Der Wassermühlenbau, mit besonderer Rücksicht auf Mahlmühlen*, von *M. J. G. Hoffmann.* 1800. XXIV u. 308 S. 8. Mit (XI) Kupf. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Absicht des Vfs. zufolge, ist diese Schrift nicht für Müller, sondern für diejenigen, welche sich zu

Anf.

Auffehern und Directoren bilden wollen, geſchrieben. Wenn geſagt wird, daſs Gelehrte nicht ſelten eine entſcheidende Vorliebe für ſogenannte *luſus ingenii* hätten, und weiterhin, daſs man in der Hydraulik nach der jetzigen Mode, zu ſehr vom Kleinen auf das Groſse ſchlieſse, und die Reſultate von bloſs zufälligen Umſtänden, zur unbedingten Grundlage der Berechnung mache: ſo muſs die Erwartung um ſo mehr geſpannt werden, mit welchen unbefangenen Vernunftſchlüſſen der Vf. im erſten Abſchnitt, die Unterſuchung über den Ausfluſs des Waſſers durch Vorgeſenke und Schützöffnungen der Mühlengerinne unterſtützt, und durch welche entſcheidende Verſuche, die gegebenen Reſultate erhärtet werden. — Verſuche wird man aber vergebens ſuchen, da ſich der Vf. in Fällen, wo der von ihm geführte Calcul nicht zureichen will, mit einem beſcheidenen „ich halte mich überzeugt" auszuhelfen weiſs. Was nun die Unterſuchung über den Ausfluſs des Waſſers durch Schützöffnungen betrifft: ſo iſt es gleich ein ſtarker Fehler, daſs

$$9ah^3 + 12a^2hq = 12a^2q^2 + 12ahq^2 + 4h^2q^2$$

ſeyn ſoll, weil

$$2h\sqrt{ag} = \frac{49\sqrt{q}\,(\sqrt{(a+h)^3} - \sqrt{a^3})}{3h}$$

iſt. Es ſind daher auch alle Folgerungen falſch, welche ſich hierauf beziehen. Daſs aber auch, ohne dieſes, die Grundformel auf ſehr ſonderbare Reſultate führt, geht daraus hervor, daſs, wenn die Fallhöhe a, welche der Geſchwindigkeit des Zufluſſes zugehört, einen Fuſs, und der ganze Waſſerſtand $h = 1$ Fuſs hoch angenommen wird, alsdann die Höhe der Schutzöffnung $q = 3\frac{1}{2}$ Fuſs gefunden wird, welches ſo viel heiſst: damit Waſſer *einen* Fuſs hoch mit einer Zufluſsgeſchwindigkeit von $7\frac{2}{10}$ Fuſs, gegen eine mit dem Gerinne gleich breite Oeffnung ſtrömen und durchflieſsen kann, muſs dieſe Oeffnung höher, als der Waſſerſtand, d. i. $3\frac{1}{2}$ Fuſs hoch ſeyn? — Hieraus wird man ſchon überzeugt, daſs es dem Vf. bey den hydrauliſchen Unterſuchungen eben nicht geglückt iſt; auch klingt es ſehr unmathematiſch, wenn es an einigen Stellen heiſst: „die Summe aller Geſchwindigkeiten aller Waſſerſchichten, iſt gleich der Fläche des Parabelſtücks." — Wie können Geſchwindigkeiten einer Fläche *gleich* ſeyn?

Der zweyte bis ſechſte Abſchnitt, von den Vorgeſenken und Gerinnen, enthalten mehrere gute Bemerkungen, und unter andern auch die: daſs die Freyſchleuſen nicht unmittelbar neben den Mahlgerinnen liegen ſollen; wenn aber der Vf. meynt, daſs bey der Unterſuchung, ob mehrere Waſſerräder neben oder hinter einander anzulegen ſind, der Calcul allein nicht entſcheiden könne, ſondern auch noch auf andere Umſtände Rückſicht genommen werden müſſe: ſo ſind dieſe, wie viele ähnliche dergleichen Bemerkungen, Dinge, die ſich von ſelbſt verſtehen, da wohl niemand, um eine Mühle anzulegen, allein beym Rechnen ſtehen bleiben wird. Dieſe und dergleichen Einſchiebſel machen den Vortrag etwas gedehnt, und der Leſer wird von der Hauptſache abgeführt. Es iſt nur ein Spielen mit analytiſchem Calcul, wenn S. 51. eine ſehr umſtändliche algebraiſche Formel und danach berechnete Tafel gegeben wird, um für jede Dicke eines Stammes die Breite des Spundpfahls bis auf $\frac{1}{100}$ Zolle genau anzugeben, da wohl kein Baumeiſter ſich mit dergleichen *Berechnungen* aufhalten wird, auch wegen der *mannichfaltigen* Dicke und Ungleichförmigkeit der Holzſtämme, die ganze Rechnung unnütz wäre. — Es wird empfohlen, die Ständer der Gerinne auf die Grundſchwelle einzuzapfen; hierdurch wird aber eine ſehr waſſerdichte Verbindung der Seitenwände erhalten, und es iſt weit ſicherer, wie es an andern Orten geſchieht, und ſchon in Beyers Mühlenſchauplatz zu finden iſt, ſtatt eingezapfter Wandſtänder, lange Wandpfähle anzubringen, welche von Grund aus in die Höhe gehen. Die Conſtruction der Kropfgerinne iſt gröſstentheils nach Eiſele beſchrieben.

Von den Mühlenwellen wird in einem *eigenen* Abſchnitte manche nützliche Bemerkung beygebracht, und zur Beſtimmung der Wellenſtärken die Erfahrung zum Grunde gelegt, daſs eine undurchlochte Welle von geſundem Eichenholz, die ein 24 Fuſs hohes Panſterrad trägt, mit 16 Zoll Dicke auf 22 Fuſs Länge noch eben ſtark genug ſey. Die Geſchwindigkeit der Schaufeln unterſchlächtiger Waſſerräder wird für den gröſsten Effect, nicht nach Parent, ſondern wie es der Erfahrung gemäſs iſt, halb ſo groſs als die Geſchwindigkeit des anſchlagenden Waſſers gefunden. Die übrigen Berechnungen über den Stoſs des Waſſers beruhen auf Vorausſetzungen, welche man dem Vf. nicht wohl zugeben kann. Noch folgen mehrere gute Bemerkungen über den Bau der Waſſerräder und des Räderwerks im Innern der Mühlen, womit dieſe Schrift ſchlieſst. Uebrigens gereicht es dieſer Schrift nicht zur Empfehlung, daſs die Abbildungen ohne Schatten und Licht, wie geometriſche Figuren gezeichnet ſind, da öfters die Einbildungskraft des Anfängers, welcher belehrt werden ſoll, nicht zureicht, die hervorragenden Theile von den zurückliegenden zu unterſcheiden. Noch bemerkt Rec. beyläufig, daſs in der erſten Figur der Buchſtabe D gleich unter F fehlt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. März 1801.

MATHEMATIK.

FRANKFURT a. M., in der Jäger. Buchh.: *Betrachtungen über die Theorie der Infinitesimalrechnung* von dem Bürger *Carnot*, Mitgliede des Französischen National-Instituts. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von *Johann Karl Friedrich Hauff*. 1800. LXIV. und 110 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Infinitesimalrechnung fand gleich nach ihrer Erfindung in Rücksicht auf ihre Principien vielen Wiederspruch, und selbst noch im Jahre 1784 setzte die mathematische Classe der Königl. Preussischen Academie zu Berlin eine beträchtliche Prämie auf die Beantwortung der Frage: Wie die Infinitesimalrechnung, bey ihren widersprechenden Voraussetzungen, zu wahren Sätzen führen könnte, und was für ein Substitut sich an die Stelle des Unendlichen setzen lasse, welches sich auf feste mathematische Principien gründete, aber doch die Untersuchungen nicht schwieriger und weitläuftiger machte? Zu den neuen Schriften, zu welchen diese Zweifel in die Richtigkeit der Infinitesimalrechnung Veranlassung gegeben haben, gehören *L'Huilier's* Preisschrift (*Exposition élémentaire des Principes des Calculs supérieurs*), *La Grange's Théorie des Fonctions Analytiques* und *Carnots* vorliegende Abhandlung. Nach einer kurzen Vertheidigung der Methode der Analysis des Unendlichen schlägt *L'Huilier* als Substitut die Gränzmethode vor, und *La Grange* substituirt dafür die Theorie der Functionen. *Carnot* hingegen lässt sich in seiner Abhandlung blos auf die Vertheidigung der Infinitesimalrechnung ein, aber ausführlicher und befriedigender, als von irgend einem seiner Vorgänger geschehen ist.

Er theilt die veränderlichen Grösen in Haupt- und Hülfsgrösen: die Hauptgrösen sind die durch die Aufgabe gegebenen (x, y, u. s. w.), wie auch die Functionen derselben; die Hülfsgrösen hingegen (x', u. s. w.), sind solche, die sich auf die Hauptgrösen beziehen, übrigens aber blos angenommen werden, um die Vergleichung der gegebenen Grösen zu erleichtern. Die Differenz zwischen einer Haupt- und Hülfsgrösse nennt er eine unendlich kleine Grösse, die kleiner werden kann, als jede angebliche und doch nur zur Gränze hat. Diese unendlich kleine Grösse heisst das Differential derjenigen Hauptgrösse, worauf sich bezieht, so dass also dx ebenfalls nur eine Hülfsgrösse ist, die anfangs einen willkürlichen Werth hat, der aber so gering angenommen werden kann, als man will. Die Rechnung, welche lehrt, vermittelst der Differentialien die Verhältnisse zu bestimmen, welche zwischen den Hauptgrösen statt finden, heisst die Infinitesimalrechnung. Stellt man nun eine Gleichung auf, und lässt hierin Grösen wie dx weg, wenn sie durch die Addition oder Subtraction mit wirklichen Grösen verbunden sind: so entsteht eine unvollkommene Gleichung. Gelangt man durch diese zu Resultaten: so muss sich der Irthum, der hierin liegt, so klein machen lassen, als man will, weil die Unvollkommenheit der Gleichungen, welche hierzu führten, nach der Annahme des dx u. s. w. immer geringer gemacht werden kann. Gesetzt aber, es befindet sich keine der Hülfsgrösen in dem Resultate: so ist dieses ein unveränderliches. Läge also ein Irthum darin: so könnte dieser nicht vermindert werden; da nun dies aber der Fall seyn müsste: so ist klar, dass, wenn die unvollkommenen Gleichungen zu einem Resultate führen, worin die Hülfsgrösen nicht mehr vorkommen, dass dieses ein sicheres Zeichen ist, dass sich die Fehler, die man während der Rechnung machte, gegen einander aufgehoben haben, und dass man folglich ein völlig richtiges Resultat hat. Es können daher die unvollkommenen Gleichungen zu keinem unrichtigen Resultate führen, wenn man nur dann erst sagt, dass man dadurch zum Resultate gekommen ist, wenn sich darin keine der Hülfsgrösen mehr befindet, und daher so lange die Rechnung noch als unvollendet ansieht, als diese noch nicht fortgeschaft sind. — Bey dieser Methode gelangt man aber erst durch Irthümer, die sich gegen einander aufheben, zur Wahrheit; es fragt sich also: ob sich nicht auch die Differentialien aus dem Gesichtspunkte betrachten lassen, dass hierbey jene unvollkommene Gleichungen als ganz richtige angesehn werden können? Man denke sich unter s die Subtangente, der die senkrechte Ordinate y zugehört: so ist $\frac{dx}{dy} = \frac{s}{y}$ eine unvollkommene Gleichung, die sich zwar der Vollständigkeit desto mehr nähert, je kleiner dx und dy angenommen werden, aber diese doch nie erreicht, so lange dx und dy einen Werth behalten. Fingirt man also, dass wirklich $\frac{dx}{dy} = \frac{s}{y}$ ist: so darf man weder dem dx noch dem dy für sich betrachtet einen Werth beylegen, sondern man muss sie da, wo sie einzeln vorkommen, als blose Nullen betrachten, sie übrigens aber als Repräsentanten der Differentialien für denjenigen Zustand ansehen, in welchem ihr Verhältniss demjenigen völlig

gleich ist, dem sie sich eigentlich nur immer nähern. — Nachdem der Vf. dieses mit aufserordentlicher Klarheit und Deutlichkeit entwickelt hat, erklärt er die Differentialrechnung und Integralrechnung besonders, und handelt die ersten Grundregeln für beide Rechnungen ab. Die Differentialrechnung ist die Kunst, die Verhältnisse und Beziehungen der Differentialgröfsen zu suchen, und diese durch die gewöhnlichen Regeln der Algebra wegzuschaffen; die Integralrechnung hingegen ist die Kunst, die Differenzialgröfsen durch die Operationen zu eliminiren, welche von einem Differentiale auf sein Integrale kommen lehren. Hier mufs aber doch Rec. bemerken, dafs ihm folgende Erklärungen richtiger und deutlicher zu seyn scheinen: die Differentialrechnung beschäftigt sich mit dem Bestimmen der Differentialien der Functionen, und die Integralrechnung mit der Darstellung der Functionen aus ihren Differentialien vermittelst der Methoden, welche die Vergleichung gefundener Differentialien mit den dazu gehörigen Functionen darbietet.

Hn. *Hauffs* Zusätze, die als Anhang hinzugefügt sind, betreffen vorzüglich die Geschichte der Infinitesimalrechnung, die er auf eine so fafsliche und belehrende Weise erzählt, dafs er dadurch seiner Uebersetzung einen nicht unbedeutenden Vorzug vor der Originalschrift gegeben hat. Folgendes wird den Gang und den Geist dieser historischen Abhandlung bezeichnen. Die Behauptung, dafs die Exhaustionsmethode der Alten mit der Infinitesimalrechnung einerley sey, wird widerlegt. *Kepler* ist der Erste, der es wagte, die unendlich kleinen Gröfsen in die Mathematik einzuführen. In noch gröfserer Ausdehnung wurde nachher die Keplerische Vorstellungsart von *Cavalleri* zur Erweiterung der Geometrie angewandt, ohne aber doch die ersten Gründe seiner Methode von Keplern entlehnt zu haben. Den zweyten grofsen Schritt zur Erfindung der Infinitesimalrechnung machte *Fermat*. Er verband mit Keplers und Cavalleri's Vorstellungsart von den unendlich kleinen Gröfsen den algebraischen Calcul, und wandte sie in dieser Verbindung auf Untersuchungen über die gröfsten und kleinsten Werthe, über die Tangenten und Rectificationen der krummen Linien an. u. s. w. Aehnliche Tangentenmethoden, als die Fermatsche, erfanden nachher noch mehrere andere, unter welchen besonders die von *Des Cartes* und *Wallis* zu bemerken sind. Am merkwürdigsten ist aber in Rücksicht auf ihre genaue Verbindung mit der Leibnizischen Differentialrechnung die von *Barrow* 1670 angegebene. — Diese erklärt Hr. *Hauff* sehr deutlich und vollständig. — Im Jahre 1672 schickte Newton seine erfundene Methode an Collins; *Leibniz* übergab im Jahre 1677 ebenfalls eine eigene Methode an *Newton*, welche die erste Probe seiner Differentialrechnung enthält. *Newton* war auf seine Methode unabhängig von Barrow gekommen, hingegen ist es gewifs, dafs zur Leibnizischen die Barrowische Veranlassung gegeben hat. Es kann daher nicht auffallend seyn, dafs es Aufsehen machte, wenn Leibniz die Methode der Differentialrechnung die seinige nannte; es war aber unbillig, wenn die Engländer ihm nicht das Recht zugestehen wollten, den Calcul den seinigen zu nennen. Newton hatte freylich für seine Methode auch einen eigenen Calcul erfunden; allein hiervon hat Leibniz vor der Erfindung seiner Rechnung nichts in die Hände bekommen. Hatte man also bey dem Streite die Methode von dem Algorithmus unterschieden: so würde er bald geendigt worden seyn. Nach dieser Erzählung giebt Hr. *H.* eine kurze deutliche Darstellung von *Newtons* Methode und Calcul, stellt hierauf eine Vergleichung des Ganges, den *Carnot* im Anfange seiner Abhandlung nimmt, mit dem des Barrow an, und zeigt, dafs Carnot hierbey wahrscheinlich *Barrow's* Werk vor sich gehabt, und blofs über dessen Methode einen Commentar geschrieben habe. *Das Ganze* schliefst Hr. *H.* mit eigenen Bemerkungen über *die* Infinitesimalrechnung, nachdem er eine Beurtheilung über L'Huilier's Gränzenmethode vorangeschickt hat. Hn. *Hauff's* beynahe 3½ Bogen lange Vorrede *enthält* fast nichts als eine Polemik gegen des Hn. Obristlieutenant v. *Zach* Urtheil im 3ten Bande der allgemeinen geographischen Ephemeriden S. 11., nach welchem Hr. *H.* in der Uebersetzung des Werks von *la Place* von seiner Unkunde in der französischen Sprache hinreichende Beweise gegeben haben soll. Dieser Vorwurf ist freylich hart — denn Rec. mufs nach der Uebersetzung der *Carnotschen* Schrift das Gegentheil behaupten; — doch hätte die Vertheidigung *beträchtlich* kürzer seyn können. In Rücksicht auf die Druckfehler mufs Rec. darauf aufmerksam machen, dafs durchgängig im Texte Z steht, wo den Figuren nach Q stehen sollte.

Wien, b. Trattner: *G.* Freyhn. *von Vega*, Ritter des milit. Mar. Theres. Ordens, Majors des k. k. Bombd. Corps etc. *Anleitung zur Hydrodynamik.* Des mathm. Lehrb. zum Gebrauche des k. k. Artillerie-Corps IV. Theil. 1800. XXXII und 368 S. m. 9 Kpft.

Diese auch unter dem Titel: *Vorlesungen über die Mathematik* IV. Band herausgekommene Schrift, beschliefst die vom Publicum mit so vielem Beyfall aufgenommenen Vorlesungen, deren deutlicher Vortrag bereits aus frühern Schriften des Vf. bekannt ist. Der vorliegende Band zerfällt in vier Hauptstücke, und enthält die Grundlehren der *Hydrostatik*, der *Aerostatik*, der *Hydraulik* und die *Bewegung fester Körper in einem widerstehenden flüssigen Mittel.* Es sind die wesentlichen Lehren vom Gleichgewichte flüssiger Körper, die hydrostatischen Abwägungen und Ausmessungen der Körper, so wie in der Aerostatik aufser dem Gleichgewichte, die Luftpumpen und einige aerostatische Werkzeuge abgehandelt. In der Hydraulik begnügt sich der Vf., die vorzüglichsten Lehren nur kurz anzuführen. Nachdem die *Bernoulli-* und *Euler*schen Formeln für die Geschwindigkeiten, mit welchen Wasser aus einem voll erhaltenen Gefäfse fliefst, als unbrauchbar verworfen worden, wird angera[illegible]

um der Erfahrung näher zu kommen, in der Bernoullischen Formel, wo F den Querschnitt des Gefäfses und f die Oeffnungsfläche vorstellt, den Bruch $\frac{F^2}{F^2 - f^2}$ umzukehren, weil alsdann für ein sehr kleines f, die Geschwindigkeit c des ausfliefsenden Wassers mit der Geschwindigkeit eines von der Druckhöhe des Wassers freyfallenden Körpers überein kommt; für F = f aber c = o wird, wie es der Erfahrung gemäfs seyn soll. Aber eben diese letzte Folgerung beweifst das Unstatthafte der vorgeschlagenen Umkehrung. Denn man nehme in einem mit Wasser angefüllten Gefäfse den Boden weg: so ist F = f; aber nicht leicht wird sich unter diesen Umständen eine Erfahrung angeben lassen, dafs alsdann die Geschwindigkeit des ausfliefsenden Wassers oder c = o werde. Die Bernoullische Formel giebt für diesen Fall vielmehr c = ∞, weil bey einem solchen Gefäfse, welches voll erhalten werden soll, das den Abgang ersetzende Wasser mit einer unendlichen Geschwindigkeit zugegossen werden müfste, damit der Zufluss dem Ausfluss gleich wäre. — Der schiefe Wasserstofs wird den bekannten Versuchen von *Bossut*, *d'Alembert*, *Condorcet*, *Chapmann* etc. zuwider, im Verhältnifs des Quadrats vom Sinus des Neigungswinkels der Stofsfläche angenommen, auch wird aus der vorgetragenen Theorie der Schluss gezogen, dafs die Geschwindigkeit der Schaufeln eines unterschlächtigen Wasserrades für den gröfsten Effect, ein Drittel der Geschwindigkeit des anstofsenden Wassers sey, obgleich der Vf. selbst nachher bemerkt, dafs für den gröfsten Effect, den Erfahrungen gemäfs, die Geschwindigkeit der Schaufeln beynahe die Hälfte wäre. Bey den Untersuchungen über die Bewegung des Wassers in Flüssen und Kanälen ist die *Eytelweinsche* Formel aus *du Buat's* Hydraulik, bey den Röhrenleitungen aber die *Baaderſche* zum Grunde gelegt worden.

Von den gebräuchlichsten Maschinen zur Hebung des Wassers, wird nur historisch ohne nähere mathematische Untersuchung gehandelt; dagegen ist im letzten Hauptstück, von der Bewegung fester Köper in einem widerstehenden flüssigen Mittel, für den Artilleristen, welcher die vorhergehenden Bände verstanden hat, eine reiche Ausbeute, durch die in des Vf. eigenen Manier unternommene Bearbeitung des ballistischen Problems. Gelegentlich werden einige Irrthümer, die sich in *J. Müller Append. or Suppl. to the Treatise of Artillery* befinden, berichtiget.

ERDBESCHREIBUNG.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink und Schnuphase: *Reise nach Troas, oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande*, vom Bürger *Lechevalier*. — Nach dem Französischen der zweyten Ausgabe frey bearbeitet von *C. G. Lenz*, Professor am Gymnasium zu Gotha. — Mit VIII Kupfern und 1 Karte. 1800. 271 S. 8.

Sollten auch Lechevaliers vermeynliche Aufklärungen über das Locale von Troas bey sorgfältigen Untersuchungen an Ort und Stelle den gröfsten Theil des ihnen anfangs beygelegten Werths verlieren; scheint gleich jetzt schon das Publicum wenigstens Mifstrauen in seine so zuversichtlich hingeworfenen Behauptungen zu setzen: so haben wir es ihm doch wenigstens zu danken, dafs durch die Prüfung seiner Sätze die Sache ungleich mehr zur Sprache kam, als es in frühern Zeiten der Fall gewesen war, dafs wir durch die Bemerkungen einiger Engländer, die zum Theile ebenfalls an Ort und Stelle gewesen sind, unsers Heyne, der mit Sorgfalt nach den Stellen der Alten die neuen Angaben abwog, und durch einige andere Männer unsers Vaterlands jetzt schon klärer in der Sache sehen, und alle künftigen Behauptungen einem richtigern Urtheile unterwerfen können. Lechevalier zeigt sich wirklich bey der ganzen Untersuchung als leichtsinniger Mann, ist kaum an der Küste von Troas an das Land getreten, als ihm die Ueberzeugung durch die Seele fährt, er werde den Schauplatz des Ilias ganz und so wieder finden, wie ihn der gröfste Dichter, und der genaueste Geograph geschildert hatte. — „Ich werde den reifsenden Lauf des heftigen Simois, und das klare Wasser des Scamander unterscheiden. Was auch Strabo sagen mag, sie dürfen nicht verloren seyn, die Quellen dieses göttlichen Flusses, welche der Dichter mit so deutlichen und so hervorspringenden Zügen bezeichnet hat.“ Wer mit so begeisterter Zuversicht den Schauplatz betritt, findet gewifs auf demselben alles was er will, findet es wo er will; und so ist es im Ganzen auch dem braven Lechevalier gegangen. Schon bey der ersten Reise hielt er sich überzeugt, die Todtenhügel des Achilles und Ajax, nebst vielen andern genau aufgefunden zu haben. Da er aber das erste nordöstlich von Cap Sigeum (an dessen Spitze es liegen mufste) und das zweyte auf einem Berge ansetzt, da es nach Strabo, der einzigen Quelle, welche die Lage bestimmt, in der Ebene lag: so irrt er sich zuverlässig mit beiden und mit den übrigen. Seine Karte mifst alle Abstände zu grofs; einen Kanal, der vielleicht erst in ganz neuen Zeiten zur Ableitung der Sümpfe des Skamanders ist gegraben worden, erklärt er S. 124. mit völliger Gewifsheit als einen Graben, den Achilles zur Sicherheit für den Theil des Lagers hatte auswerfen lassen, wo seine Truppen sich befanden. Er rühmt sich, seine Karte mit dem Ingenieur Cassas an Ort und Stelle geometrisch aufgenommen zu haben; und doch zeugen die zu grofsen Entfernungen, falsche Richtungen, das Auslassen mehrerer Orte, welches er selbst eingesteht, und am meisten, der von ihm beschriebene Gang seiner Untersuchungen, von der Unmöglichkeit der Sache. Er nahm sich vor, den Lauf der beiden Flüsse Simois und Skamander in ihren Thälern und Krümmungen zu verfolgen. Jedermann fühlt aber, dafs sich von den Tiefen aus, und nur blofs aus einer Linie fast keine wirklich aufgenommene Karte verzeichnen lifst. Seine Hauptabsicht ging auf die Quellen des Skamanders; denn wo diese sind, schlofs er nach des Dichters Angaben, da fand sich auch das alte Ilium. Er fin-

findet sie bald; denn der Türke, als Begleiter der Reisenden, zeigt in der Ferne auf eine Anzahl Bäume, mit der Versicherung, dort seyen recht schöne Quellen. Also waren die Reisenden ihrem Vorsatze und dem Laufe des Flusses nicht getreu geblieben. Sie finden auch in der That viele Quellen, und ganz nahe an der einen, wo L. nach seiner Erkundigung erfuhr, dass im Winter ihr Wasser wärmer sey als im Sommer, das Dorf *Bunar Baschi* (Haupt der Quellen) auf einer Anhöhe, welche weiter hinauf immer mehr zum Berge wird, und sich mit einem jähen Absprung am Simois endigt. Dies war nun also die Lage von Homers Ilium; eine Anhöhe, auf einer Seite der Simois, auf der andern die warme Quelle; und bey dieser Hauptentdeckung bleibt es von nun an. Freylich lassen sich der Einwendungen viele machen; manche fallen ihm auch bey, und er sucht ihnen möglichst Abhülfe zu leisten. Z. B. Sein Ilium ist 2½ geographische Meilen von der See entfernt, und Strabo, nach dem einheimischen Demetrius von Skepsis, entfernt es nur halb so weit; auch die Haupttreffen, welche die Griechen und Trojaner fochten, waren fast immer so, dass man nach Homer an dem nämlichen Tag unter lauter Gefechten zum Lager der Griechen vordringen und sich wieder in die Stadt zurückziehen konnte; aber Hr. *L.* führt doch die Stelle Ilias 18, v. 256. für sich an, dass Ilium in beträchtlicher Ferne von den Schiffen lag: ἐκὰς ἀπὸ τείχεος ἔμεν ἐν πεδίῳ πυρὰ πολλὰ sagte der Trojaner Polydamas in der Nacht zu seinen Gefährten; nur verrath der Rath, den er ihnen ertheilte, sie sollten nach Hause gehen, um mit Anbruch des Tags die Feinde gut gerüstet auf den Zinnen ihrer Mauern zu erwarten, das Gegentheil. Auch die Angabe fällt ihm schwer auf das Herz, dass Hektor, vom Achill gejagt, dreymal um die Mauern der Stadt lief. Dies geht nun hier, wegen der Steile des Bergs gegen den Simois hin, schlechterdings nicht. Ein Franzos bleibt aber nie in Verlegenheit, er lässt den Hektor dreymal von den Mauern zum Skamander, und eben so oft von diesem zu den Mauern zurücklaufen. Wenn Strabo, nach dem Demetrius von Skepsis, behauptet, dass der Skamander mehrere Meilen weiter gegen Südosten aus dem *niedrigen* Berge Kotylus entspringe: so erklärt *L.* dies für eine Verwechslung mit dem Simois, welchen er bis nahe an seine Quelle aus einem der *höchsten* Berge des Ida verfolgte. Sollte ihm die Unmöglichkeit einer solchen Verwechslung nicht beygefallen seyn? Der Skamander machte die Gränze des sehr kleinen Gebiets von Skepsis; und Demetrius, ein Bürger dieser Stadt, sollte nicht gewusst haben, ob der Simois oder der Skamander der Gränzfluss seines Vaterlands sey? Andere Schwierigkeiten lässt er ganz unbemerkt, z. B. dass Homer von zwey Quellen des Skamanders spricht, er aber deren wohl zwanzig gefunden hat. Ferner, dass der Fluss nicht ferne von diesen Quellen 12 Fuss Breite und drey Fuss Tiefe hat, welches zu einer Jahrszeit, wo die Flüsse dieser Gegend nur sehr wenig Wasser haben, den wahren Ursprung in entferntere Gegenden zurück setzt. Er hielt es unnöthig, seinen Lauf weiter zu verfolgen, da er die Quellen desselben schon vor Augen zu haben glaubte. Das Resultat von allem ist, dass *L.* die wahre Lage des alten Iliums nicht aufgefunden, dass er sie in zu grosser Ferne von der See gesucht hat. Die Schwierigkeit aus Homers Angabe, dass die Stadt nahe bey den beiden Quellen des Skamanders lag, wird wohl für keinen künftigen Untersucher *wegzuräumen* seyn, da die wirkliche Quelle viel zu *weit von der See* entfernt liegt, als dass man bey *derselben die Stadt* suchen dürfte. Aber vielleicht ist nur von *Nebenquellen* die Rede, welche einst den nämlichen Namen führten. Spricht man doch von den Quellen der Donau zu Donesching*en*, ob sie gleich in beträchtlichem Abstande von dieser Stadt sich befinden. Und sollte denn Homer das Privilegium haben, ganz unfehlbar gewesen zu seyn? — Auch diese zweyte Ausgabe hat Gelehrte gefunden, welche zwar nicht geradezu den Hauptpunkt seiner Entdeckungen bezweifeln, aber desto grössere Bedenklichkeiten über einzelne Theile seiner Behauptungen zu erregen wissen. Ihre kleinen Abhandlungen erscheinen hier unter dem Titel Beylagen. Der erste ist vom Hn. *Åkerblad*, welcher Schwedischer Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel war, und zweymal diese Gegenden selbst besuchte. Er giebt schätzbare Aufklärungen über mehrere Irthümer des Hr. *L.*, vorzüglich über das Schiffslager der Griechen; dass er das Wasser der angeblich warmen Quelle, aber im Sommer, ganz frisch fand, über die Lage von Neu Ilium und einige Inschriften. Wichtiger ist noch ein Brief des Hn. Majors Schwarz an Hofr. Heyne, in welchem nach den Angaben des *Hawkins*, eines reisenden Engländers, viele Stellen in *L.* Zeichnung berichtigt, oder eigentlich gezeigt wird, dass sie blos aus dem Gedächtnisse aufgesetzt ist. Mehrere andere Briefe und kleine Zurechtweisungen sind von geringerer Erheblichkeit. Der Zweck eines nicht umfassenden Blatts erlaubt nicht, in das Detail jedes einzelnen Satzes zu gehen; wir überlassen sie also der Neugierde des Lesers. Aber die Sorgfalt, mit welcher das Ganze durch Hn. Lenz bearbeitet ist, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Seine Uebersetzung liest sich nicht nur völlig als Original, man findet nicht blos die durch Hn. Hofr. Heyne, und andere Freunde ihm mitgetheilten Bemerkungen mit Genauigkeit gesammelt, sondern zugleich überall die passende Noten die Bestätigung oder Berichtigung schwankender Stellen. Die ausser der Karte beygefügten Kupfer enthalten Münzen und die Abbildung einer Antike.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, b. Nordström: *Stockholm.* 1800. *I Del.* 1 Alph. 1 Bog. *II Del.* 1 Alph. 1 Bog. gr. 8.

Fast zu gleicher Zeit erhalten wir ausführliche Beschreibungen zweyer nordischen Hauptstädte, von denen auch bald deutsche Uebersetzungen erscheinen dürften. Die eine von Copenhagen, durch Hn. Prof. *Nierup*, die andere von Hn. Kanzleyr. und Ritter *Elers* in Stockholm. Letzterem scheint es nicht sehr um historische Kritik und schönen Vortrag, sondern darum zu thun gewesen zu seyn, aus den Archiven des Reichs und der Stadt Stockholm, so wie aus einigen Privatsammlungen, das, was Stockholm betrifft, mühsam zusammen zu suchen und in Ordnung zu bringen.

Die vorangesetzte kurze Einleitung enthält verschiedenes, was vielleicht in eines der folgenden Kap. gehört hätte. Die Polhöhe Stockholms ist nach 59jährigen Beobachtungen von Wargentin, zu 59 Gr. 20 Min. 31 Sec. bestimmt, so wie die geogr. Länge zu 17 Gr. 36 Min. 15 Sec. Stockholm liegt, da, wo der Mälersee durch einen Strom nach Norden und einen andern Süden in die Ostsee fällt. Die Stadt steht zum Theil auf einem Sandrücken, hat schönes Wasser und viele Brunnen, worunter besonders der neue Brunnen vor der Börse das beste Wasser haben soll, das irgend eine Stadt in Europa hat. Die Vorstädte liegen östentheils höher und haben breite Strassen. Die Lage der Stadt scheint also sehr gesund zu seyn, und doch hat man als etwas Besonderes angemerkt, dass die Sterblichkeit dort gröfser seyn soll, als in den meisten europäischen Städten. In den 18 Jahren von 1749 bis 1766 wurden in Stockholm 46,029 Menschen geboren, und starben 61,712; und nach D. *Odhelius* Bemerkungen stirbt dort jährlich 1/21 von 21 bis 22 Personen. Diese Angaben gründen sich auf die in dortigen Tabellwerk eingereichten Listen der Gestorbenen und Lebenden. Aber nur erstere sind einlich zuverlässig, nicht so letztere, und darin liegt der Fehler. In der Wirklichkeit stirbt vielmehr bey einer gesunden Lage, der guten Polizey und den guten Medicinalanstalten nur einer von 25 bis 26 u. s. w.

Der *erste* Theil der Beschreibung von Stockholm, der in drey Theilen bestehen wird, hat zwey Abtheilungen. Die *erste* Abtheil. handelt von der innern Stadt *Stockholm* in folgenden Kapiteln 1) Von Stockholms erster Anlage. Der Vf. fängt hier mit der alten sagenhaften Sage von dem, an dieser Stelle von seiner geraubten Gemalin Skialf, in einem Baum mit seiner eisernen Kette aufgehängten König Agne an, daher der Ort den Namen Agnefit erhalten. Der Ort hiefs schon Stocksund und Stockholm, ehe Birger Jarl hier eine Stadt anlegte; sie kann also nicht, wie man gemeiniglich glaubt, von den von Olof, dem sogenannten Schooskönig, hier zur Versperrung des Eingangs in den Mälersee vor den Seeräubern eingesenkten grofsen Baumstämmen (*Stockas*) den Namen erhalten haben. Der Vf. leitet vielmehr die Benennung von dem Wort *Stock* her, welches in der Wendischen Sprache ein fliefsendes Wasser (aber wie kommt die wendische Sprache hieher?), und in der Lappländischen einen *Sund* bedeutet. Stockholm ward, so wie Rom, nicht an einem Tage gebauet; die erste Anlage fällt zwischen 1250 und 1260. Schon in ältern Zeiten hatten sich hier einige Fischer niedergelassen. Nach der Zerstörung von *Sigtuna* im J. 1187 durch die Esthen, flüchteten mehrere Bürger von da nach Stockholm, und dadurch ward es ein Flecken. Der Vf. vermuthet, dafs Stockholm unter K. Erich des Heiligen Sohn, K. Knut, die ersten Einwohner bekommen habe, Birger Jarl aber habe 60 bis 70 Jahr später den Anbau befördert, dem Orte städtische Privilegien ertheilt, und ihn durch Anlegung von Burgen, Thürmen, Mauern und einem Schlosse befestiget; auch es seinem Sohn zur Residenz bestimmt. Der Vf. beschreibt die damalige Situation von Stockholm, nebst den umliegenden Inseln, die jetzt einen Theil seiner Vorstädte (Mahnar) ausmachen. Alle von Stockholm vorhandene Karten, Grundrisse, Aussichten u. dgl. sind von S. 18—40. ausführlich beschrieben. Eine grofse Karte von Stockholm wird jetzt von Hn. Akrel bearbeitet. 2) von Stockholm bey seinem Anfang und dessen weitern Anwachs. Stockholm nahm anfangs nur den Platz ein, den man jetzt die alte Stadt nennt, und davon machten das Schlofs mit seiner Befestigung, die Kirche, die Mauern und Thürme, einen grofsen Theil aus; doch fing man bald an, auch aufserhalb den Mauern Häuser anzubauen. Die Häuser wurden überhaupt ohne allen Plan alle von Holz angelegt, und daher entstanden oft gefährliche Feuersbrünste, wozu 1495 eine Pest kam, die daselbst 18,000 Menschen (?) hingerafft haben soll. Die Schicksale Stockholms seit Birger Jarl bis K. Christiern, werden durch einen Auszug der schwedischen Reichshistorie dieser unruhigen Zeit, erklärt. Pest, beständige Kriege, Belagerungen, äufserste Bedrückung von dänischen Regenten und Ausländern, von inländischen Bischöfen und der Religion selbst, legten dem Aufkommen der Stadt oft grofse Hindernisse in den Weg. Doch kam auf Stockholm das meiste an; wer das in Händen hatte, war

auch bald Herr des ganzen Reichs! Von den damaligen vornehmſten Gebäuden, Straſsen und Gaſſen, Thürmen und Brücken, ſind mehrere Nachrichten geſammelt, und eben ſo wird im 3ten Kap. von Stockholms Anbau in ſpätern Zeiten gehandelt. K. Guſtav I. befahl, ſtatt der hölzernen Häuſer Steinhäuſer zu bauen, und gab treffliche Verordnungen zum Beſten der Stadt. Da es mit dem Niederreiſsen der hölzernen und der Fachwerkshäuſer langſam ging: ſo befahl K. Johann, daſs ſolche wenigſtens von auſsen mit Stein bekleidet werden ſollten, daſs man das Holz nicht ſahe, und König Guſtav Adolph befahl, ſolche gegen Bezahlung nach einer entworfenen Taxe ganz nieder zu reiſsen. Die Stadt ward immer mehr erweitert, und erhielt mehrere groſse und koſtbare öffentliche Gebäude. 4tes Kap. Von den Märkten, den an ſolchen belegenen Häuſern und den Brunnen der Stadt, als vom groſsen Markt, 100 Ellen lang und 50 bis 60 breit, und dem dort ſtehendem alten Rathhauſe, dem Kornmarkt, Eiſenmarkt, Münz-Kaufmanns- Mönchenbrücken- und Ritterhausmarkt, wo des Königs Guſtav Waſa Statue von Bronze 11 Fuſs hoch auf einem Piedeſtal von ſchwediſchem Marmor, ingleichen das neue Rathhaus ſteht. 5. Kap. Von den Kirchen innerhalb der Stadt; als der groſsen Stadtkirche, die ſchon Birger Jarl 1160 anlegte, ihren ehemaligen 23 Altären und andern Antiquitäten; hier ward 1525 die erſte Meſſe in ſchwediſcher Sprache gehalten; der St. Gertruds oder deutſchen Kirche. Schon 1552 ward den vielen dort befindlichen Deutſchen erlaubt, in der groſsen Stadtkirche ihren eignen Gottesdienſt zu halten, 1607 aber ward ihnen die St. Gertruds Kapelle dazu eingeräumt, die hernach von der deutſchen Gemeine erweitert und verbeſſert ward. (Uebrigens hat man von dieſer Kirche ſchon eine gute Beſchreibung in *Lüdeke Diſſ. hiſt. de Eccleſia Teutonica. Lipſ.* 1791.) 1725 bekam die Finniſche Gemeine in Stockholm ihre eigene Kirche, nachdem ſie ihren Gottesdienſt lange vorher in andern Kirchen gehalten hatte. Es wird doch darin des Morgens nach dem Finniſchen Gottesdienſt ſeit 1742 auch Schwediſch gepredigt. Den in Stockholm vorhandenen Franzoſen lutheriſcher Religion, wurde ſeit 1687 ein eigenes Haus zu einer Kirche eingeräumt, allein da die Anzahl derſelben immer abnahm: ſo hörte dieſer franzöſiſche Gottesdienſt ganz auf, und das Haus wurde zur Stadt Auctionskammer eingerichtet. Nach der 1741 eingeführten Religionsfreyheit, wogegen der Clerus auf dem Reichstage 1742, jedoch mit Recht ohne Wirkung, einkam, erhielten die Franzoſen, die zur engliſchen und reformirten Kirche ſich bekannten, auch eine eigene Kirche; ihre Gemeine beſteht jetzt nur noch aus ungefähr 100 Perſonen. 1782 erhielten auch die im Reich befindlichen Juden einen eignen Lehrer und Oberrabbiner, Hirſch aus Mecklenburg, mit allen den Rechten, die einem Oberrabbiner in andern Ländern zukommen, welcher darauf 1787 eine Synagoge errichtete. Die Anzahl der in Schweden befindlichen Juden war etwas über 150 Perſonen. Die Juden erhielten dazu das alte Auctionshaus der Stadt, und müſſen ihr dafür jährlich 250 Rthlr. Miethe bezahlen. Da dort ein Jude eine evangeliſche Schwedin mit königl. Erlaubniſs heyrathen wollte, die Prieſterſchaft aber Schwierigkeiten machte, ſie aufzubieten und zu copuliren: ſo wurden ſie, nach vorgelegtem Ehecontract, und unter der Bedingung, daſs die Kinder ihrer Ehe lutheriſch erzogen werden ſollten, und daſs der Mann der Frau keinen Scheidbrief ſollte geben können, durch eine Anzeige des Oberſtatthalters ſowohl an die jüdiſche Gemeine, als an die chriſtliche, zu welcher die Braut gehört, für ächte Eheleute erklärt. Das 1336 errichtete Dominikanerkloſter, ging nach der Reformation ein, und deſſen niedergeriſſene Mauern wurden zum Schloſsbau gebraucht. Kap. 6. Von *den in Stockholm* ſchwediſchen Königen zu Ehren errichteten *Bildſäulen*. Der Statue König Guſtav Waſa iſt ſchon oben gedacht; ſie wog 62 SPf., und koſtete 200,000 Kupferthaler. Ein paar reiſende Franzoſen ſagten von ihr: *elle n'a rien de ſaillant*. Sie war 1774 aufgerichtet, nachdem 14 Jahr daran gearbeitet worden war. An König Guſtav Adolphs Statue, vom Director der Malerakademie *l'Archevesque* modellirt und vom Oberdir. Meyer gegoſſen, ward 40 J. gearbeitet; ſie koſtete 174,992 Rthlr. 38 Sch., und wog über 181 SPf. Sie ward auch unter König Guſtavs III. Regierung 1791 errichtet. Das Piedeſtal iſt von ſchwediſchem Marmor. Es fehlen noch einige projectirte Medaillons und Trophäen daran. Was die König Guſtav III. ſelbſt zu errichtende Statue betrifft: ſo erhält Hr. Prof. Sergel für das Modell 10000 Rthlr., und Hr. Cap. Appelquiſt für den Guſs 20000. Sie kommt an das Ufer zu ſtehen, wo der König nach dem Finniſchen Kriege ans Land ſtieg. Auch ſie iſt 11 Fuſs hoch, der König wird ſtehend vorgeſtellt; in der rechten Hand hält er einen Oelbaumzweig; die linke ruht auf dem Ruder einer Galeere, womit ſowohl auf deſſen Sieg bey Svenſkſund, als die Regierungsveränderung von 1772, gezielt iſt. Sie ward im Auguſt 1799 gegoſſen, und kommt auf ein Piedeſtal von Porphyr zu ſtehen, mit der Inſchrift:

König Guſtav dem III.
dem Geſetzgeber
Sieger
Wiederherſteller des Friedens,
von
Stockholms Bürgerſchaft
MDCCXC.

Kap. 7. Von den in Stockholm befindlichen öffentlichen Gebäuden und Einrichtungen. Am ausführlichſten von der Reichsbank, beſonders nach der Anleitung eines ſchon 1796 erſchienenen Briefes über das Geldweſen und die Oekonomie des Reichs v. D. y. S. Jetzt haben doch nicht mehr die erſten 3, ſondern alle 4 Stände die Bank garantirt. Ferner von der königl. Münze. Der Münzfuſs (der Rthlr. von 1 Loth 1 gr.) iſt ſeit 1664 nicht verändert. Von 17 bis 1794 wurden dort in allem 109,722 Ducaten und 9,653,103⅔ Rthlr. in Silbergeld ausgemünzt. Von

Gene-

eneral-Postcomtoir und dem dortigen Posthause, wo ich von den bey Alandshaf und zwischen Marstrand nd Gothenburg errichteten Telegraphen Nachricht erteilt wird. Vom Ritterhause und dessen Geschichte zd Einrichtung seit König Gustav Adolph; von der Börse, die 1776 fertig ward, und an anderthalb Mill. apferthaler kostete; von dem General-Assistenzcomtoir, das einen Fond von 15 T. forderte, die in 200 Actien vertheilt wurde, wovon der König selbst 500 übernahm; von dem Reichsschuldencomptoir, und dem Disconto Comtoir, seit 1789; auch dem Manufactur Disconto, und dem dortigen Controllwerk uf Gold und Silber, und dem Eisencomptoir seit 743. Auch von der alten Bank, und dem ehemaigen Tessinschen Hause, welches jetzt das Amthaus e: Oberstatthalters ist, wird geredet. Das 8. Kap. eschreibt einige Privathäuser. Wichtiger ist das 9te apitel von der Grösse Stockholms und der Volksenge. Auch hier sieht man die Unzulänglichkeit es dortigen Tabellenwerkes. Die jetzige Anzahl der Einwohner wird hier etwas über 80,000 gerechnet, nd die Anzahl der Häuser auf 6000, deren Werth u 7,560,752 Rthlr. angegeben und die zu 6,323,827 Rthl. verassecurirt waren. 10 Kap. Von den Krönungen, Reichstagen und feyerlichen Einzügen daelbst. König Erich Knutson wird als der erste 1210. n Schweden gekrönte König angegeben. Obgleich Upsala sonst als die eigentliche Krönungsstadt angesehen wurde; so wurden doch, besonders seit der Unionszeit, mehrere Könige und Königinnen in Stockholm gekrönt. Auch wurden seit 1282 dort die mehresten Reichstage gehalten.

II. Abtheil. 1 Kap. Von dem königl. Schlosse in Stockholm, das schon Birger Jarl anlegte und mit Thürmen und Mauern befestigte. In der ältesten Burg Adelhus, (das adliche Haus) genannt; residirten vormals die Könige. Birgers Sohn, K. Waldemar, brachte das alte Schloss selbst ganz zu Stande; es war mehr fest und sicher mit gewaltigen Mauern von gesprengtem Graustein, als gross und königlich. Gustav I. befestigte und erweiterte es mehr. Die Geschichte desselben unter jedem der folgenden Könige wird angeführt. Das von Nic. Tessin 1692 angefangene Schloss brannte 1697 ab, und 1728 ward der neue Schlossbau angefangen. Dies letzte wird ausführlich beschrieben. 2 Kap. Von Stockholms Defensionswerk; den dort angelegten Thürmen, Thoren, Wällen, Schanzen und Blockhäusern. 3 Kap. Von den Belagerungen und feindlichen Angriffen der Stadt Stockholm, besonders unter der Unionszeit. Indem ward es unter Erich XIV von dessen Brüdern belagert und 1719 von den Russen mit einem Angriff bedrohet, der aber vereitelt ward. Hin und wieder findet die Schwedische Geschichte selbst hier nöthige Erläuterungen.

Im *zweyten Theile* führt Hr. *Elers* den Leser von der alten Stadt Stockholm in die Vorstädte, so wie er auch hier nicht allein ihre jetzige Gestalt beschreibt, sondern auch die Geschichte derselben erläutert. Dieser Th. hat drey Abth. 1. Von den Stockholm am nächsten liegenden Inseln, nämlich 1) dem *Ritterholm*, wo vormals das so reich beschenkte Franciscanerkloster stand. Nicht unrichtig ist die Bemerkung, dass der Zweck und die Politik Roms, durch Mönche und deren Betrügereyen immer mehr Güter und Vermögen an sich zu ziehen, und sich dadurch ein ganzes Land zinsbar zu machen, am Ende eine entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, indem die in den Klöstern gesammelten Reichthümer nicht wenig zur Beförderung der Reformation beytrugen, König Gustav I. Reduction für den Staat und die Unterthanen so nothwendig als nützlich machten, und nicht wenig dazu wirkten, die Ketten zu zerbrechen, die so lange ein irregeführtes Volk gedrückt hatten. Bey der Reparation der dortigen ehemaligen Kirche des h. Franciscus fand man oben am Gewölbe mit rother Mönchsschrift folgende Worte eingeschrieben: „*Sex fuerunt, sunt eruntque causae malorum in Suecia.* 1. *Proprium commodum.* 2. *Latens odium.* 3. *Contentus Legum.* 4. *Negligentia Communis boni.* 5. *Favor improvidus in exteros.* 6. *Pertinax invidia in suos.*“ Wer die schwedische Geschichte kennt, wird darin die Belege dazu finden. In dieser Kirche werden die Seraphinen-Ritter ohne Unkosten des Sterbehauses begraben. K. Gustav III. wollte statt dieser Kirche dort eine neue Rotunda zu einem gemeinschaftlichen Gottesdienst für die Gemeine der grossen Stadt- und die Ritterholmskirche, bauen lassen. 2. Die *h. Geist Insel* hiess bereits, ehe noch Stockholms Stadt angelegt ward, Stockholm; und war schon eine Art Handelsplatz, wohin sich, nachdem Sigtuna verbrannt war, viele Bürger von da begeben hatten. König Waldemar stiftete hier ein Hospital für Arme, Kranke und Pilger, oder ein sogenanntes Heilig. Geists Haus, wovon die Insel den Namen bekam. Da auf einem auf dieser Insel 1282 gehaltenen Herrentage dem K. Magnus Ladulås mehrere sogenannte Gemeingüter nun als Krongüter zugeschlagen wurden: so hat dies den Namen von heil. Geistinsels Beschluss erhalten. 3. Einige kleine am Norderstrom belegene Inseln, mit den daselbst angelegten Häusern, Mühlen u. s. w., und 4. Strömborg, eine aus dem Mälersee hervorstehende kleine Insel, die von einem Grosshändler Ström zuerst bebauet ward 11. Von der Nordervorstadt, sowohl überhaupt als den dortigen Brücken, Märkten, Brunnen, der St. Clara, Adolph Friedrichs, St. Jacobi und St. Johanniskirche, den merkwürdigen Häusern und Pallästen, besonders dem Pallast der königlichen Prinzessin. K. Gustavs Befehl, alle hölzerne Häuser in der Stadt niederzureissen und statt deren steinerne zu erbauen, gab zuerst Anlass, dass sich einige arme Bürger aus der Stadt selbst hieher begaben. Diese Vorstadt hatte anfänglich ihre eigenen Magistratspersonen, und es entstanden zwischen ihnen und den Bürgern der Stadt selbst allerhand Streitigkeiten, bis endlich 1635 die Vorstädte mit der Stadt unter eine Obrigkeit vereiniget wurden. Diese Vorstadt hat jetzt die schönsten Strassen. Die Breite des Stroms, worüber die schöne unter Gustav III angelegte kostbare und dauerhafte Brücke geht, beträgt dort 60 Ellen.

len. Die Unterhaltung der Brücken in Stockholm koſtete von 1745 bis 1765 über 102,407 Thlr. SM. Als die Bauern 1463 Stockholm belagerten, um den von K. Chriſtian I. arretirten Erzbiſchof Jöns zu befreyen, ſchickte der König durch den Norderſtrom einige Schiffe mit Soldaten, welche die Bauern trennten, umringten und niedermetzelten, daher ihr Anführer Turé Tureſſon den Namen des Bauernſchlächters erhielt. Der Nordermalms Markt, wo Guſtav Adolphs Statue ſteht, und der durch mehrere prächtige Gebäude verſchönert wird, darf jetzt weder mehr zu Executionen, noch zum Verkauf von Waaren, gebraucht werden. Hier war es, wo die aufrühreriſchen Dalbauern den 2e. Jul. 1745, nach zwey auf ſie geſchehenen Kanonenſchüſſen und einer Salve aus dem kleinen Gewehr, wovon 50 getödet und einige 20 verwundet wurden, mit einmal den vorher ſo ſtolzen Muth verloren, und um Gnade baten. Der Heumarkt, 135 Ellen breit und lang, iſt jetzt der vornehmſte Handelsmarkt. An dem dortigen Pranger hatte ein deutſcher Bürgermeiſter in Stockholm ein in Lübeck gegoſſenes Bild ſetzen laſſen, das er mit Fleiſs ſeinem Collegen, mit dem er in Feindſchaft lebte, äuſserſt ähnlich machen liefs. Zu einem Vergeltungsrecht kamen hernach einige ſeiner Angehörigen ſelbſt an dieſen Schandpfahl zu ſtehen. Die Altartafel in Adolphs-Friedrichs Kirche macht dem Künſtler, Hn. Sergel, Ehre. Sie ſtellt die Auferſtehung Chriſti vor. Zwey Engel haben den Stein vom Grabe gewälzet, und ſiegend über die Macht des Todes erhebt ſich Chriſtus aus eigner Gotteskraft aus dem Grabe empor. Er iſt ſchon über daſſelbe hinaus, nur ein Theil des Leichentuchs hängt noch von ſeiner Schulter herab u. ſ. w. Hier ſieht man auch das ſchöne 1770 dem Carteſius errichtete Epitaphium. Auf dem Amthofe haben die Grafen Höpken und Scheffer dem Italiener Mecheleſſi ein Denkmal errichtet. Hier iſt auch einer franz. Actrice ein marmornes Monument errichtet, mit einer Inſchrift, die mit den Worten ſchlieſst: *Cura viator. Ut. Acta. Vitae. Tuae. Fabula. Felix. Decedas.* Das von K. Guſtav III. den vaterländiſchen Muſen geweihete ſchöne und koſtbare Opernhaus verdiente eine noch ausführlichere Beſchreibung. Das dramatiſche Theater iſt in dem ehemaligen Arſenal angelegt. In dieſer Vorſtadt befindet ſich auch das Landmeſſer-Comptoir. Buraeus bekam 1605 als Reichs-Architect und General-Mathematicus zuerſt den Auftrag zur Ausmeſſung des Landes. Von dieſem Comptoir ſind bis jetzt, von 1773 bis 1789 zwölf Karten über einzelne Provinzen und Gegenden des Reichs ans Licht geſtellt worden. Auch iſt hier der Königl. Garten, (450 Ellen lang, und da, wo er am breiteſten iſt, 180 Ellen breit); die Stückgieſserey, um die ſich die aus Deutſchland herſtammende Meyerſche Familie ſo verdient gemacht hat; das Waiſenhaus (1797 hatte es 2377 Kinder, und die jährliche Ausgabe deſſelben beträgt 21,000 Rthlr.) das Spinn- und Zuchthaus, und das ſeit 1796 errichtete Arbeitshaus. Zuletzt auch eine Beſchreibung von Rorſtrand, und dortiger Fayancefabrike.

III. Von den an der Nordervorſtadt nahe angränzenden Inſeln, als 1 *Blaſieinſel*, (die Herleitung des Namens ſcheint uns doch etwas gezwungen,) 2. *Schiffinſel* und 3. *Königsinſel*, von den dortigen Kirchen, Fabriken und Manufacturen, Häuſern, Brücken, die über 19405 Rthl. gekoſtet haben, und *dem neuangelegten Wege nach Drottningholm, welcher der Stadt* 17480 Rthl. koſtete, iſt ausführlich gehandelt. *Den* Reſt der Topographie von Stockholm ſowohl, als der Nachrichten von der dortigen Stadtregierung, dortigem Handel und andern Nahrungsarten, erwarten wir in dem dritten und letzten Theil.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Hof, b. Grau: *Neues theoretiſch-praktiſches Zeichenbuch zum Selbſtunterricht für alle Stände.* Achter Heft mit VI. Kupfertafeln. 1800. 146 S. in gr. 4.

2) In demſelben Verlag: *Neues theoretiſch-praktiſches Zeichenbuch, zum Selbſtunterricht für alle Stände.* Erſter und zweyter Heft. Neue verbeſſerte und mit mehreren neuen Kupfertafeln verſehene Auflage. 1800. Enthält XVII Kupfertafeln u. 87 S. Text in gr. 4. (3 Rthlr. 12 gr.)

Der achte und letzte Heft des theoretiſchen Zeichenbuches, giebt Anleitung zur Ingenieur-Zeichenkunſt oder der militäriſchen Planzeichnung, worauf ſich auch die VI. Kupfertafeln faſt einzig beziehen. Es war ein guter Gedanke des Herausgebers, zu Ende des Ganzen noch eine Erklärung der üblichſten Kunſtwörter der Zeichenkunſt und Malerey in alphabetiſcher Ordnung beyzufügen, wodurch dasjenige was in den früheren Heften abgehandelt worden, denen, welche ſich allenfalls ſelbſt unterrichten wollen, verſtändlicher wird.

Der erſte und zweyte Heft des obigen Werks in der neuen Auflage ſind mit vier Kupferſtichen vermehrt worden, und dieſe neu hinzugekommenen Blätter gehören zu den beſten, welche darin enthalten ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 4. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ZERBST, b. Füchsel: *Theophron*, oder: es mufs durchaus ein Gott seyn! — und zwar was für einer? Von M. *Karl Heinrich Sintenis*, Director. 1800. 231 S. 8.

In einer eindringenden und populären Sprache sucht der Vf. das Bedürfnifs des Glaubens an Gott aus den sittlichen, übersinnlichen, Anlagen des Menschen herzuleiten, die minder haltbaren Beweise für das Daseyn Gottes zu prüfen, und den moralischen Beweis, als den überzeugendsten unter allen, darzuthun und zu verdeutlichen. Die ganze Schrift zerfällt in zwey Hauptabtheilungen; in der ersten wird der Glaube an das Daseyn Gottes bewiesen, und in der andern der richtige Begriff desselben, so wie die Menschheit seiner bedarf, angegeben. Wenn auch der eigentliche Gelehrte nichts Neues in dieser Schrift finden sollte: so hat der Vf. doch für den ungleich gröfsern Theil der nichtgelehrten, aber denkenden, Menschen, welche Sinn für religiöse Untersuchungen haben; und über die wichtigsten Gegenstände ihres Glaubens belehrt seyn möchten, eine wohlthätige Arbeit unternommen, und im Ganzen recht glücklich ausgeführt. Wer seinem Führer nur einiges Nachdenken schenkt, wird nicht leicht anstofsen, und zugleich sein Zeitalter besser würdigen lernen, „das sich, wie der Vf. sich ausdrückt, nicht durch *Gottesverleugnung*, sondern vielmehr durch Gründung und Befestigung innerer *Gottesverehrung*, wenigstens nach dem Streben seiner gröfsten und redlichsten Lehrer, auszeichnet.“ Die *erste Hauptabtheilung* handelt *vom wirklichen Daseyn Gottes*, und der Vf. führt darin folgende Sätze aus: *Der Mensch, als Mensch, braucht schlechterdings einen Gott. Welche Beweise für das Daseyn Gottes giebt es freylich (?) nicht?* Als unzulängliche Beweise werden hier die objectiven angeführt. Mit Recht aber tadelt der Vf. die allzu geringschätzige Behandlung, mit welcher diese Beweise von den kritischen Philosophen aufgeführt und beurtheilt werden. „Ist der Mangel dieser Beweise ein Verlust für uns?“ Diese Frage wird verneinet, und alsdann der moralische Beweis, als der vorzüglichste und brauchbarste, näher entwickelt. S. 82 fg. wird dieser Beweis, in gedrängter Kürze, gut aufgestellt, und für Leser, einigermafsen selbstdenkenden, Leser anschaulich gemacht. Hierauf beantwortet der Vf. die Frage: „Wie ist das Daseyn und die Wirklichkeit Gottes begreifbar?“ Der sechste Abschnitt ist überschrieben: *Atheist! was bleibt dir also übrig?* Der Atheist ist, nach Hn. *S.*, mehr *zu bedauern, als zu fürchten*. S. 142. redet ihn der Vf. unter andern so an: „Unsern moralischen Beweis mufst du unangefochten lassen, von ihm prallen alle deine Pfeile ab! er trotzet wohl der Ewigkeit, geschweige dir u. s. w.“ Alsdann werden noch einige scheinbare Einwürfe des Atheisten widerlegt. Die *zweyte Hauptabtheilung* dieser Schrift handelt *von dem Begriffe Gottes*. Hier werden vorerst die vorzüglichsten unter den gewöhnlichen Begriffen von Gott geprüft, wobey man natürlich keine Vollständigkeit und Erschöpfung des Gegenstandes erwarten darf; alsdann stellt der Vf. den „richtigen, möglichst vollständigen, für uns zureichenden und brauchbaren Begriff von Gott“ — nämlich den *reinmoralischen* auf, wobey er mit Recht am längsten verweilt. Die Darstellung der Pflichten gegen eine moralische Gottheit, ist dem Vf. sehr wohl gelungen. Hierin, so wie in der Darstellung des Glaubens an Unsterblichkeit unsers Geistes, weht der Geist unverfälschter Religion, und eine gewisse wohlthätige Wärme. Freylich ist auch manches mehr für eine lebhafte Einbildungskraft, als für die ruhig-ernste Prüfung, dahingestellt; indessen wird der ruhige Prüfer das Haltbare von der blofsen Declamation dennoch leicht sondern können. Einige zu starke, und einige minder edle Ausdrücke und unnöthige Wiederholungen abgerechnet, hat man Ursache, mit dem Vortrage des Vfs. wohl zufrieden zu seyn. Ausdrücke, wie: *an äufsere Gegenstände erkannter*, statt *an äufsern Gegenständen* etc. S. 44. sind wahrscheinlich nur Druckfehler. Der Schlufs dieser lesenswerthen Schrift ist rührend, und würde einen noch angenehmern Eindruck in dem Leser hinterlassen, wenn der Vf. mit etwas anderm, als dem Wunsche geschlossen hätte, dafs Gott ihm, wenn er einst sterben sollte, „nur so viel Besinnzeit übrig lassen möge, dafs er für seine Gönner, Freunde und Feinde in diesem Erdenthale noch einmal beten könne.“

ERDBESCHREIBUNG.

HAMBURG, b. Nestler: *Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg*, von dem Verfasser der Darstellungen aus Italien. 1. 2. H. 1801. 222 S. m. K.

Diese Skizzen erscheinen hier in einer neuen Auflage. Sie waren bereits im hanseatischen Magazin abgedruckt, und dort mit Beyfall gelesen worden. Auch konnte wohl nicht leicht ein Schriftsteller so viel innern Beruf zu einem Werke dieser Art haben, als der Vf., Hr. Dr. und Canonicus *Meyer* in Hamburg, dessen auf dem Titel nur angedeuteter Name sich unter der Vorrede befindet. Als einem gebornen

Hamburger und aufmerksamen Beobachter, wie er sich bereits in ähnlichen Schilderungen gezeigt hat, standen ihm viele Quellen offen, aus denen Reisende nicht schöpfen können. Auch fällt die etwanige Vermuthung, dafs patriotische Vorurtheile ihn hier und da geblendet, oder ihn verleitet haben möchten, unangenehme Wahrheiten zu verschweigen, sehr bald hinweg, wenn man diese Skizzen lieset. Zwar ist die Wahrheit überall mit discreter Schonung gesagt, keineswegs aber werden Gegenstände deshalb umgangen, weil der Vf. sie nicht mit Beyfall erwähnen konnte; vielmehr dürfte man sich sogar hier und da über seine Freymüthigkeit wundern. Was in der Vorerinnerung mit der Ueberschrift: wo Licht ist, da ist auch Schatten, in dieser Rücksicht versprochen wird, finden wir treulich erfüllt; und doch so, dafs der patriotische Hamburger seinem Landsmanne schwerlich einen bedeutenden Vorwurf machen wird. Glücklicherweise giebt es, im Ganzen genommen, — trotz dem Geschrey einiger neuen Reisenden — an Hamburg gewifs weit mehr zu loben, als zu tadeln; ein Urtheil, das jeder Unpartheyische gern unterschreiben wird, der diese in so vielen Rücksichten, besonders in den letzten Jahren, ausgezeichnete Stadt und deren Bewohner, mit kosmopolitischem Auge und ohne Vorurtheil und bösen Willen beobachtet hat. Mit Vergnügen werden Leser aus dieser Classe sich durch die Skizzen des Vfs. an manche Gegenstände, die sie bemerkten, erinnern, von andern, die sie übersahen, oder zu flüchtig beobachteten, hier zuerst oder besser unterrichten lassen, so wie diejenigen, die Hamburg nie sahen, aus diesen Skizzen eine anschauliche Idee von der interessanten Stadt erhalten, die ihr unpartheyischer Beobachter mit lebhaften Farben darstellt. Die in diesen ersten Heften gelieferten Skizzen sind: Morgenansicht der Elbe und des Havens — Havenlärm — Fleeten (Stadtcanäle) — Gassenverkehr — Gassenpolizey — Volkscharakter — Theurung — Emigrantenwesen — Mittagsstunde; Kaffeehäuser — Börse; Handlungskrisis — Mittagsessen, Restaurationstafeln, Land- und Stadtgasthöfe — Nachmittagsansicht der Gassen — Leichenzüge — ländliche Begräbnifsplätze — Geburtsproclamationen — Trinkgeldgeben — Gesindewesen — Gesellschaftswesen — Klubs — Lesezimmer der Gesellschaft Harmonie — Französische Civilisationen — Schauspiel — Brodt — Deutsche und französische Bühne — Panorama — altonaische Bühne — Musik; Tanz — Schlittenfahrten — Carneval — Volksschauspiele — Blick auf die Landgegend — Nationalfeste — Jungfernstieg — Sommernächte. Die Manier des Vfs. ist aus seinen ähnlichen Schriften bekannt genug; um jedoch eine Probe zu geben, wie er hier, als Schilderer seiner Vaterstadt, zu Werke gehe, folgt hier der wichtigste Theil einer Skizze:

Volkscharakter. „Ruhig und friedliebend, der Regierungsverfassung seiner guten Vaterstadt zugethan — stolz, vielleicht manchmal zur Unzeit, wohl gar trotzig auf seine Bürgerfreyheit — ist unser Volk, in seinen äusern Verhältnissen. In seinem Innern, wie allenthalben, mehr oder minder, Nachahmer der höhern Stände; arbeitsam, um zu gewinnen, bequem und allem begehrend bey leichtem Verdienst, mehr genufsluftig, als sparsam im Verzehren des Erworbenen. Noch viel Anhänglichkeit an Religion und ihren Kult, wenn gleich nicht in dem Grade seiner und unserer Väter in Wort und That; noch biedre Redlichkeit, noch häusliche Tugend, noch häusliches Glück bey ihm, wie in den höhern Ständen, trotz den modernen Verfeinerungen des Luxus, dem vermehrten Wohlleben und der Bekanntschaft mit neuen erkünstelten Bedürfnissen und mit ihrer erleichterten Befriedigung, wobey die alte Sitte und die strengere Moralität der Väter unstreitig gelitten hat."

„Es ist ein alter, tausendmal wiederholter und nachbeteter, unserer Stadt fast ausschliefsend gemachter Vorwurf: *die Hamburger sind grob.* Seht da, einen von den plumpen, kategorischen Gemeinsprüchen, womit Volksrichter Nationen stempeln. Lafst uns diesen Vorwurf näher beleuchten."

„Ungebildete, rohe Racen giebt es *unter allen Classen* in allen Ländern; vornehmer Pöbel und rohes *Volk, finden* Anwendung allenthalben. So, oder anders modificirt, ähnelt sich das Wesen der arbeitenden Classen in allen grofsen europäischen Städten. Die *Formen* modelt Nationalgeist und Art des Betriebs. Eine gewisse *Derbheit*, Folge des Klima, der physischen Kraft, der angestrengten Thätigkeit, charakterisirt allerdings das Volk (den sogenannten Pöbel) in den Hauptstädten des Nordens; bey uns dazu ein gewisses angeerbtes — sey es auch zuweilen ein mifsverstandenes — Gefühl von Bürgerfreyheit, ein stolzes, mehr oder minder klares Bewufstseyn, einer unabhängigen Verfassung. Diese Mischung von — lafst es immer mich so nennen — republikanischem Hochgefühl und von Thätigkeitstrieb, nennt man in seinen Aeufserungen hamburgische *Grobheit?* — —

„*Stört* — dieser Rath pafst für jede Stadt, deren Wesen Geschäftigkeit ist, — *stört keinen*, und vor allem keinen aus den arbeitenden Classen auf den Gassen in *seiner Thätigkeit* — — belästigt keinen Arbeiter gerade dann, wenn er sein emsiges Wesen treibt, mit Fragen, Anrennen u. dgl. oder macht euch auf eine lakonische Antwort, auf eine derbe Zurechtweisung vielleicht, gefafst. Diese billige Regel beobachtet; und ihr werdet übrigens auch in Hamburg, wie in dem dafür berühmten Paris, auf bescheidene Fragen, von den Leuten an der Gasse befriedigende Antworten, ausführliche, selbst mit Sorgsamkeit gegebene, Nachweisungen von Strafsen, Häusern und Winkeln, erhalten; hier, wie dort, wird man euch nicht selten sagen: „Herr, ich gehe des Weges, und will Sie zurechtweisen."

Gern setzten wir noch hinzu, was der *Vf.* von dem Interesse der niedern Classen für die Tagsgeschichte und deren Aeufserungen sagt, und mit einigen Beyspielen belegt, wenn nicht diese Probe bereits zu viel Raum weggenommen hätte.

Das Aeufsere dieser Skizzen entspricht dem Innern; sie sind mit lateinischen Lettern auf geglättetem Papier gedruckt, und mit den Bildnissen zweyer, kürzlich verstorbenen, unvergefslichen Hamburger, des Prof. *Büsch* und des Kaufmanns *Sieveking*, geziert, die beide recht gut gearbeitet sind, deren letztes aber dem ersten, in Hinsicht auf die Aehnlichkeit, nachsteht.

Schwerin u. Wismar, in d. Bödner. Buchh. *Mecklenburg, in Hinsicht auf Cultur, Kunst und Geschmack*, von *Joh. Christ. Friedr. Wundemann*, Prediger zu Wahlkendorf. *Erster Theil.* 1803. 407 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey den wenigen Nachrichten, die wir über Mecklenburg haben, mufs dieses Werk dem Publicum vorzüglich

üglich willkommen seyn, da es von einem sachverständigen, hellsehenden und höchst billigen Mann herrührt. Der Vf. ist Eingeborner und Bewohner des Landes, über welches er schreibt. Sollte er also gewisse Dinge zu mild und schonend behandelt haben: so ist ihm dieses in seiner Lage sehr verzeihlich. Aber im Ganzen fehlt es ihm keineswegs an Freymüthigkeit, und er schreibt zwar schonend, übergeht aber keinesweges die Blösen oder schwachen Seiten seines Vaterlandes. Seine Urtheile über Dinge der Mode, der Eleganz und Alles, was damit zusammenhängt, sind äusserst mild und billig, und machen einem Manne von seinem Stande ganz vorzüglich Ehre. Hier einige Data aus dem Werke. Aufser einigen Strumpfwirkereyen und Wollenmanufacturen, die aber keinesweges ins Grofse getrieben werden, auch nur das gröbste Tuch, Boy und Friefs liefern, findet sich in diesem Lande nichts. Der Mecklenburger führt seine Wolle mehrentheils roh aus, und kauft sie verarbeitet wieder. Die geringsten Bedürfnisse an Kleidung, Kunst- und Modewaaren werden diesem Lande nur in ausländischen Fabrikaten geliefert. — Die Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme soll zum Vortheile des Landes ausfallen. Diese Berechnung aber scheint nur nach guten, kornreichen Jahren gemacht zu seyn. Man bemerkt wirklich bisweilen Mangel an Gelde. Mecklenburg hat wenig Kaufleute, deren Verkehr jährlich die Summe von 100,000 Rthlr. beträchtlich übersteigt. Ein Theil der Güter ist verschuldet, und von andern geht der Ertrag aufser Landes, weil sie Fremden gehören. — Der Bevölkerungszustand macht keine lebhaften Fortschritte. Die öffentlichen Lasten ruhen, wie man aus dem Abschnitte von der Landesverfassung S. 45. sieht, mehrentheils auf den Ländereyen, sowohl den landesherrlichen Domänen und rittergütlichen, als den übrigen Gütern der städtischen Kämmereyen, und selbst der Klöster. Ohne Bewilligung der Landtagsversammlung können keine neuen Abgaben aufgelegt werden. Die Ausgaben der Herzoge werden gröfstentheils aus dem Einkommen der Domänen bestritten. Die herrschende lutherfche Kirche gestattet auch andern die Uebung ihres Gottesdienstes. Die Reformirten sind auch von den Landescollegien und Hofbedienungen nicht ausgeschlossen. Mecklenburg hat vollkommene Press- und Lesefreyheit; weder Censur, noch verbotene Bücher. Keine Imposte, keine willkürlich erhöhten Zollabgaben für einzelne Artikel, keine Kornsperre. Kein Zwang zum Soldatendienst, nur mit Ausnahme der Domänialunterthanen. — Justizpflege — Nationalcharakter, Landwirthschaft. S. 107. wird viel Vernünftiges und Wahres über den Adel gesagt, auch über Erziehung, Candidaten etc. Viele Schullehrerstellen in den Dörfern gehen gänzlich ein, und ihre Wohnungen werden mit Tagelöhnern besetzt. Wo noch Schulen gehalten werden, sind sie mit untauglichen Subjecten besetzt. Auf den herzoglichen Domanialgütern ist es anders; auch sind da Leute, die zum Theil in dem Schulmeisterseminarium zu Ludwigslust gebildet worden sind. S. 149 f. Die Leibeigenschaft der Bauern ist hart; auch das Dienstgesinde wird schlecht gehalten. Indessen hat man den Zustand der Leibeigenen an vielen Orten verbessert. S. 169. Die Städte waren ehemals in gröfserm Flor, als jetzt; sie sind schlecht, und ihre Einwohner haben vor dem Landvolke wenig voraus. Bützow ist unter den Landstädten die vornehmste. S. 199. Unter den Güterbesitzern sind reiche Leute. Nur einer hat jedoch jährlich 100,000 Rthlr. Von 50,000 bis 20,000 herab giebt es nur wenige. Die mehrsten haben 5000, viele noch weniger. Der von S. 217. bis 270. fortlaufende Artikel über Dobberan, ist bey weitem zu lang. Auch über Rostock ist der Vf. zu weitläuftig. Die Universität hat ungefähr 100 Studenten, darunter — zwey Mediciner. Man rechnet die jährliche Kornausfuhr von Rostock auf 12 bis 15,000 Lasten, welche zu 1,700,000 Rthlr. angesetzt werden. Wenigstens die Hälfte davon geht durch die Hände der Rostocker Kaufleute. Die unehelichen Geburten zu Rostock verhalten sich zu den ehelichen, wie 1 zu 9. — Die Sprache des Vf. ist einfach, ungesucht und mehrentheils dem Gegenstande angemessen. Im Ganzen könnte sie etwas mehr gefeilt seyn. Die Lüsters, Tableaux, prägnante Vorzüge, Promenaden, Assietten, Panaschen, Gardinen, Plateaus, verdomme, austere Gegner, ruiniren, zum Fond haben, Coeffüre, Noblesse, Bourgeoisie, Teint, dejeuniren u. dgl. Wörter liefsen sich doch gröfstentheils sehr wohl ins Deutsche übersetzen. — Ausdrücke wie S. 113. Dafs sie früher an Gesellschaften und den (die) darin geltenden Sitten gewöhnt werden. S. 125. Es gilt zum grofsen Galla, und ähnliche Sprachunrichtigkeiten sind vielleicht Druckfehler.

1) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Atlas der alten Welt*, bestehend aus zwölf Karten, entworfen und gezeichnet von *G. U. A. Vieth*, und mit erklärenden Tabellen herausgegeben von *C. Ph. Funke*. 1800.

2) *Atlas orbis antiqui* exhibens duodecim tabulas a *G. U. A. Vieth*, illustratasque per indices a *C. Ph. Funke*.

3) *Atlas du Monde ancien* en douze Cartes géographiques dressées par *G. U. A. Vieth* et publiées par *C. Ph. Funke* avec des tables explicatives.

Sämmtlich in Quer-Quart.

Die Karten sind in jedem Atlas dieselben, und zu jeder Karte gehört ein Blatt Text von demselben Format als die Karte. Die Namen sind auf der ersten Karte in deutscher Sprache verzeichnet. Da in den übrigen die Namen lateinisch geschrieben werden: so wäre es wohl schicklicher gewesen, auch auf der ersten diese Sprache zu gebrauchen. Die Karten sind sehr sauber und richtig gezeichnet, wobey die berühmten d'Anvillischen mit Zuziehung der neuern Verbesserungen, z. B. bey Palästina von Hn. *D. Paulus* zum Grunde gelegt sind. Auf die erste Tafel, welche den Abrifs der Erde nach Homer, Dionysius und Eratosthenes vorstellt, folgt Indien und Persien. Es

wird

wird also mit dem den Alten am wenigsten bekannten Lande der Anfang gemacht. Das ist sehr zu loben, dass für Germanien und die angränzenden Länder eine besondere Karte bestimmt ist, wenn sie gleich in manchem Schulatlas fehlt. Sie ist hier zwar die letzte; allein wird nicht auch die alte Geographie dereinst mit Deutschland anfangen, wie es jetzt in der neuen zu geschehen pflegt? Oder soll der Schüler durch den Platz, den man seinem Vaterlande anweiset, zur Verachtung desselben geleitet werden. Der Text enthält auf der einen Seite die Geographie d. i. blosse Namen der Länder und Städte, auf der andern die Begebenheiten, welche in der Geschichte Epochen machen, die in den Antiquitäten zu erklärenden Denkwürdigkeiten und eine leere Spalte für Bemerkungen. Dass alles zu sehr einem magern Skelett ähnlich sey, wird der Leser aus dieser Anzeige schliessen. Der Stadt Rom ist ein besonderes Blatt gewidmet. Hätte nicht auch Athen ein eigenes haben sollen? Anderer berühmten Städte nicht zu gedenken. Weder der lateinische, noch der französische, Text ist in der, einem Schulbuche höchst nöthigen, Reinigkeit geschrieben. Zur Probe aus der Vorrede: *Alteram indicem plura continere altera, hoc si inconvenientia quidem sit, nullo tamen modo evitari potuit* etc. Was würde Cellar zu seinem Schüler gesagt haben, der ihm ein solches Exercitium gebracht hätte? Im französischen Text halten wir *ces cartes* in der 4 Z. Vorr. für einen Druckfehler statt *les*. Allein *soigner une édition* ist doch wohl kein französisch für *eine Ausgabe entwerfen*. Und wer versteht gleich zu Anfang des 1 Bl. die Stelle *pour puiser au profit de cette science*, ohne zum Deutschen seine Zuflucht zu nehmen? Mit dem Atlas steht ein Wörterbuch in Verbindung, welches besonders verkauft wird. Es wird auch ein ausführliches Handbuch der alten Erdbeschreibung und Geschichte als Commentar der Tabellen versprochen. Nur nicht in einem so schlechten Latein und Französisch, als der Text zu diesen Tafeln.

Leipzig, b. Heinsius: *W. G. Browne's Reisen in Afrika, Aegypten und Syrien* in den Jahren 1792 bis 1798. Aus dem Englischen. Mit Anmerkungen des Uebersetzers und mit Kupfern und Karten. 1800. XXXVIII. und 701 S. 8.

Diese Uebersetzung hat den Vorzug vor der, welche wir zugleich mit dem Original angezeigt haben, (1800 Nr. 266.) dass sie das Original ganz und unabgekürzt liefert. Es ist ihr auch das Lob der Treue und Zuverlässigkeit nicht abzusprechen, bis auf einige Stellen, die wir mehr der Eilfertigkeit, als der Unwissenheit des unbekannten Uebersetzers zuschreiben. Denn er hat sich fast durchgehends als einen so guten Kenner der englischen Sprache gezeigt, dass man, wo er den Sinn des Originals verfehlt hat, annehmen kann, er würde ihn auch hier bey mehrerer Anstrengung erreicht haben. Um den Raum zu schonen, führen wir nur einige Proben von den eingeschlichenen Fehlern an. S. 12. Z. 22. lässt der Uebersetzer den Vf. sagen, dass noch jetzt zu Alexandrien alle Ausfuhr nach Europa und Einfuhr von daher *wie ehemals* statt finde. Jedem wird die Unrichtigkeit dieser Behauptung auffallen. Sie ist aber nicht im Original; *at the former* bezieht sich auf die vor Damiatt genannte Stadt Alexandrien. — S. 21. Z. 5. hätte nicht für *grafswort Kräuter*, sondern die bestimmte Art des Krauts gegeben werden sollen. — S. 22. Z. 3. v. u. *betrug unsere Reise* ist nicht so bestimmt als *the time employed in motion*. — S. 28. letzte Z. *W. L.* Sollte der Uebersetzer nicht *E. F.* durch *East Ferro*, *östliche Länge von Ferro* haben erklären können? — S. 45. schafft sich der Uebersetzer eine unnöthige Schwierigkeit, wenn er in Alexandrien kein *Thor von Raschid* gelten lassen, sondern es in Thor von Alexandrien verändern will. Haben denn nicht oft die Thore einer Stadt den Namen von dem Orte, zu welchem man aus ihnen herausgeht? Den Irrthum hätte ihm jede nur mittelmässige Beschreibung von Alexandrien nehmen können. — S. 52. *leagues* sind nicht *französische Meilen*, sondern Seemeilen, deren 20 auf einen Aequator Grad gehen. — S. 135. die Mühe, das 7te Kapitel, welches aus Cardonne's Geschichte, der Araber genommen ist, hätten wir ihm gern erlassen. Es sollte ja eine Reise, nicht eine Geschichte verdeutscht werden. — S. 214 *die* englischen Zeitungen müssen dem Uebersetzer nicht viel zu Gesicht gekommen seyn. Denn sonst würde er wissen, dass *James's powder* nicht Jakob's Pulver, sondern ein von einem D. *James* erfundenes Pulver sey. — Wie S. 528. Note, die Worte *will probably be brought to bed of a Welli* durch: *Eure Frau wird wahrscheinlich in das Bett eines Welli* d. i. *eines Heiligen kommen* — statt wird mit einem Welli niederkommen, übersetzt werden konnte, ist kaum zu begreifen. Dass die mit arabischen Lettern von Hn. *B.* gedruckten Wörter auch in der Uebersetzung beybehalten sind, ist sehr zu loben. Nur hätte das Arabische nicht so fehlerhaft gedruckt seyn sollen, als S. 23. 66. und an andern Orten geschehen ist. Der Uebersetzer hat Anmerkungen nicht allein unter den Text gesetzt, sondern auch in Klammern eingeschlossen, in den Text eingeschaltet. Sie sind aus Sonnini, den *Memoires sur l'Aegypte*, in so weit sie durch die geographischen Ephemeriden in Deutschland bekannt geworden sind, und andern neuen Büchern genommen, und erzählen gröfstentheils die neuesten Vorfälle, die sich in dem Lande ereignet haben. Bisweilen wird auch die Quelle, woraus sie geschöpft sind, verschwiegen. Die Eile, womit der Uebersetzer gearbeitet hat, ist auch in der Aufraffung der Anmerkungen sichtbar. Die Karten und Kupfer des Originals haben in der Uebersetzung freylich nicht englische Eleganz.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 5. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Fleischer: *Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*, als Commentar über seine *Grundsätze* desselben, von dem Hofrath *Wiese* in Gera. *Erster Theil.* 1799. 869 S. *Zweyter Theil.* 1800. 915 S. gr. 8. (5 Rthlr.)

Dem bisherigen Mangel an einem Handbuche des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts, nach dem Beyspiele ähnlicher Werke über andere Zweige der Rechtswissenschaft, wird durch gegenwärtige Arbeit auf eine im Ganzen beyfallswürdige Art abgeholfen. Es soll damit ein Commentar für Studierende, und zugleich ein Handbuch für Geschäftsmänner, geliefert werden; und es ist nicht zu verkennen, dass auf die Vereinigung beider an sich verschiedener Zwecke viele Mühe verwendet worden ist. Um der Studierenden willen, deren Vortheil vornehmlich berücksichtigt ist, liegt das System, welches der Vf. in seinen bekannten und bereits auf einigen Universitäten eingeführten „*Grundsätzen des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts*," (Göttingen 1793. neue Auflage 1798.) befolgt hat, zum Grunde, und es ist ganz dieselbe Ordnung, selbst mit Beybehaltung der Paragraphenzahl, beobachtet; nur hin und wieder z. B. bey §. 66. durch Vorausschickung des bischöflichen Systems vor dem päpstlichen, auch in einzelnen Ausführungen, z. B. Th. I. S. 143., ist von dem Lehrbuche abgewichen. Was sich daher über die Anlage des Lehrbuchs in manchen Theilen, namentlich in Ansehung der mitunter zu weit getrennten historischen Ausführungen, erinnern lassen möchte, das muss natürlicher Weise auch den Commentar treffen. Wenn man aber, wie billig, auf fleissige und deutliche Darstellung der abgehandelten Lehren hauptsächlich Rücksicht nimmt: so erscheint die Bearbeitung des Vfs. desto verdienstlicher, je mehr eigenthümliche Schwierigkeiten bey einem gründlichen und praktischen Vortrage des Kirchenrechts zu überwinden sind. Die beiden Bände, die bis jetzt erschienen sind, gehen bis zum §. 352. des Lehrbuchs, und erläutern, ausser der Einleitung, sowohl den ersten Haupttheil, welcher allgemeine Grundsätze, Quellen und Hülfsmittel aufstellt, als den ersten Abschnitt des zweyten Haupttheils, worin das Kirchenrecht der Katholiken abgehandelt ist. Die Erläuterung des dritten Abschnitts über das Kirchenrecht der Protestanten, und des dritten über das Verhältniss der verschiedenen Religionstheile in Deutschland, ist noch zu erwarten. In Ansehung des Kirchenrechts der Katholiken billigen wir es vollkommen, dass dasselbe nach den Lehren der neuesten und besten katholischen Schriftsteller gearbeitet ist, da man den Protestanten häufig, und zwar mit Recht, den Vorwurf gemacht hat, dass sie aus Unkunde und Missverständniss den katholischen Lehren nicht selten einen ganz verkehrten Sinn angedichtet haben, und da man hier nicht wissen will, was der Protestant darüber denkt, sondern was das katholische System mit sich bringt.

Da der Vf. zu bescheiden denkt, als dass er seine Arbeit für vollkommen halten sollte, und geneigt ist, Erinnerungen über einzelne Stellen zu hören, auch insbesondere unbenutzte Schriften kennen zu lernen wünscht: so mögen hier einige Bemerkungen, die uns beym Durchlesen aufgestossen sind, ihren Platz finden. — Th. I. S. 11. ist mit Recht erinnert, dass die gewöhnlichen Begriffe von Kirchenstaatsrecht und Privatkirchenrecht einer Berichtigung bedürfen. Wir würden das Rechtsverhältniss zwischen Staat und Kirche mit dem Namen eines Staats-Kirchenrechts belegen, und das Kirchenrecht selbst in das öffentliche, das man Kirchenstaatsrecht nennen möchte, und in das Privatrecht abtheilen. Was S. 62. über die Natur des kirchlichen Symbols gesagt ist, würde aus *Hofbauers* Abhandlung in dessen „Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände des Naturrechts" S. 297. ff. weit mehr Licht und Bestimmtheit erhalten haben. Wenn es S. 124. heisst, der Staat habe früher, als die Kirche existirt: so darf wohl nicht aus der Acht gelassen werden, dass eine Kirche sich auch ausser dem Staate denken lässt, und dass sie abgesondert gedacht werden muss, wenn man ihre ursprünglichen und eigenthümlichen Rechte aufsuchen will. S. 111. fehlt *C. F. Häberlin diss. de differentiis juris sacrorum et juris circa sacra, Erlang.* 1783. Bey dem, was S. 153., von dem Devolutionsrechte, als einer eigenen Gattung des Hoheitsrechts in Kirchensachen, vorkommt, ist das, was *Schnaubert* in der juriſt. Bibl. B. I. S. 234. ff. darüber erinnert hat, unbenutzt geblieben. S. 199. fehlt *J. G. Böhmer* „Ueber die erste Sammlung der Kirchensatzungen," in Schott's juristischem Wochenblatt, B. 2. vergl. *Schott ad Doujatii praenot. canon. T. II. p.* 669. Was S. 217. über Cresconius gesagt ist, muss aus *Henke diss. de Cresconii Concordia canonum, ejusque Cod. MS. Helmst.* 1788. berichtigt werden. S. 223. kann *Car. Blascus de collectione canonum Isidori Mercatoris, Neap.* 1760. 4. hinzugefügt werden. S. 259. fehlt die Bemerkung, dass in den *Extravagant. comm.* das vierte Buch leer gelassen ist. S. 298. muss statt Gregorius XIII. Benedict XIII. stehen; ein Fehler, der auch in

dem Lehrbuch des Vfs. vorkommt. Bey der Hypothese über die Entstehung der Patriarchen von der politischen Eintheilung des römischen Reichs S. 346. Not. 2. muss verglichen werden, was *Spittler* in der „Geschichte des Kanonischen Rechts" S. 54. Not. 1. dagegen erinnert. S. 348. über den Synodalbeschluss zu Sardica wegen der Appellationen nach Rom, verdient *Körner tr. de provocatione ad sedem Romanam*, (*Lipsi.* 1784. 8.) p. 315. nachgelesen zu werden. S. 633. fehlen *G. Calixtus de conjugio Clericorum, ed. Henke* 1783 und 1784. 4. und *Körner* vom Cölibat der Geistlichen, Leipzig 1784. 8. Auch S. 636. fehlen einige neuere Vertheidiger des Cölibats, *Zaccaria's* polemische Geschichte des Cölibats, und *Büninck coelibatus clericorum firmatus, Düsseld.* S. 722. ist der Cardinalseid, nach den Baseler Decreten, nicht erwähnt, vergl. *le Bret* „Vorlesung. über die Statistik" Th. 2. S. 740. fehlt *Joh. Schott diss. de legatis natis, Bamb.* 1778, auch das, was *Engel Colleg. jur. can. lib. I. tit.* 30. n. 10. von Salzburg anmerkt. S. 848. Not. 4. muss das Allegat aus *Böhmer* nicht *jur. eccles. protest.* sondern *jur. paroch.* heissen. — Th. II. S. 16. nimmt der Vf. mit *G. L. Böhmer princip. jur. can.* §. 236. an, dass zur Einführung der Kirchlichen Observanz ein Zeitverlauf von vierzig Jahren nothwendig sey, und sucht seine Meynung aus c. 25. §. *Nos igitur X[illegible]e V. S.* zu beweisen. Allein in der Stelle ist dieses nirgends als ein gesetzliches Erforderniss vorgeschrieben. Zwey andere Stellen, auf welche sich Böhmer ausserdem noch beruft, *c.* 3. *X. de caus. poss. et propriet.* und *c.* 50. *X. de elect.* erwähnen des vierzigjährigen Zeitablaufs nicht mit einer Sylbe, und sind deshalb hier mit Recht übergangen. Gegen *Böhmer* spricht ausdrücklich schon *Lakics praecogn. jur. eccles.* §. 156., und die Neueren nehmen als ausgemacht an, dass zu einer Observanz an sich eine Handlung hinreichend, und der Ablauf einer gewissen Zeit nicht erfoderlich sey, z. B. *Schnaubert* Kirchenrecht §. 98. *Glück* Erläuterung der Pandect. §. 84. u. a. m. S. 17. sind die Kirchengesetze in allgemeine Rechtsregeln für alle Personen und Geschäfte, und in Ausnahmen von der Rechtsregel, und zwar letzte wieder in solche, die noch als sogenanntes *jus singulare* besondere Ausnahmen für eine ganze Classe von Personen oder Geschäfte, und in solche, die nur eine Ausnahme zu Gunsten individueller Personen oder Handlungen, mithin Privilegien und Dispensationen enthalten, abgetheilt. Richtiger classificirt man wohl Rechtsregeln und Ausnahmen, wenn man erste wiederum in allgemeine und besondere (*jura singularia*) abtheilt, zu den letztern aber die Privilegien und die Dispensationen rechnet. Was nach S. 18. in c. 16. und 18. X. *de privil.* von der Interpretation der Privilegien vorkommt, liegt ganz in der Natur der Sache, und ist daselbst blos auf die vorgelegten Rechtsfälle angewendet, harmonirt auch mit *L.* 3. *D. de constit. princip.* vollkommen, indem auf jede Weise das Privilegium nach der Absicht des Ertheilers beurtheilt, und daher zwar auf der einen Seite nicht über diese Absicht hinaus, auf der andern aber auch mit der vollen Wirkung, welche der Ertheiler beabsichtigte, erklärt werden soll. Wegen der Procurationen S. 4. verdient noch die vormalige Controvers einiger Mainzer Schriftsteller bemerkt zu werden. In der Mainzer Monatsschrift J. 1785. Heft 4. ward behauptet, dass die visitirten Stifter Geld zu bezahlen verbunden wären. Dagegen erschien ein anonymischer Aufsatz: Ueber die Procurationen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer Erzstifte; welchen ein Mitarbeiter an der Monatsschrift in einer ausführlichern Abhandlung: die Rechtmässigkeit der Procurationen der Kirchenvisitatoren, besonders im Mainzer Erzstift, Mainz 1785. 8. zu widerlegen suchte. S. 48. ist die Geschichte der kirchlichen Jurisdiction *sehr unzureichend* dargestellt, ungeachtet *Hebenstreits dissert. III. Historia jurisdictionis ecclesiasticae ex legibus utriusque Codicis illustrata, Lipsi.* 1774—1778, wovon hier nur zwey, und zwar unter *Segers* Namen, angeführt sind, treffliche Materialien an die Hand geben konnten. S. 86. fehlt *d'Avezan liber de censuris ecclesiasticis, continens tractatus tres de excommunicatione, de depositione, degradatione et suspensione, et de interdictis*, bey *Meermann Thes. jur. civ. et can. T. IV.* Ob nach S. 119. der Inquisitions-Process erst von Innocenz III. *erfunden* worden sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da bekanntlich hierüber gestritten wird. S. 349. fehlt *Lakics praelect. canon. de Episcoporum institutorum ac destituendorum ratione, Vienn.* 1783. 8. In der Lehre von der Papstwahl S. 388. durften die bestimmten Verfügungen auf den Fall, wenn die Wahl nicht in Rom geschehen könne, nicht übergangen werden, zumal da sie erst neuerlich ein besonderes Interesse erhielten: man s. *Schönemann de electione Rom. Pontificis Roma non libera*, welche Schrift bekanntlich auch deutsch übersetzt ist. S. 611. würde man über das Repudium wegen eingetretenen Veränderungen ein grösseres Detail zu lesen wünschen. S. 648. wird von einer *arrogatio plena* geredet: eine *minus plena* kennen wir nicht. S. 687. sollte von der Unauflöslichkeit des katholischen Ehebandes mehr gesagt, und dabey auf einige Streitschriften, unter andern zwischen *Neupauer* und *A. Jul. Cäsar* auf Anlass des Ehepatents Josephs II. v. J. 1783 Rücksicht genommen seyn. Dass nach S. 729. der Kirche nach Ablauf der vierzigjährigen Präscription noch binnen vier Jahren die Rechtswohlthat der Restitution beygelegt sey, ist zwar allerdings der herrschenden Meynung gemäss: aber es ist doch noch sehr die Frage, ob Clem. *VII. de restit. in integr.* wirklich von der Verjährung der längsten Zeit, gegen die Analogie der Verjährung wider die Minderjährigen, oder nur von der Versäumung der Processfristen zu verstehen sey, worüber *Kühne diss. de beneficio restitutionis in integr. ecclesiae contra praescriptionem denegando, Hel.* 1791. nachgelesen zu werden verdient. — Noch dünkt es uns, dass hie und da der Vortrag hätte gekürzt werden können. Was z. B. im ersten Theile S. 35. bis 38. steht, konnte wegbleiben, da es nicht genau zur Sache gehört.

Nürnberg, b. Raspe: *Hugonis Donelli Commentarii de jure civili.* Denuo recensuit atque edidit *Joannes Christophorus König*, Jur. ac Ph. D. in acad. Altorfina Politices P. P. O. Phil. Ord. Senior. Editio *sexta* prioribus auctior atque ad usum lectorum accommodatior. *Vol. I.* 1801. 392 S. 8.

Vor mehr, als zweyhundert Jahren schrieb *Donau* n Altdorf seine geschätzten Commentarien, in welchen er das römische Recht, wider die damals herrschende Sitte, in wissenschaftlicher Form, aus den Quellen, und mit historischen Erläuterungen vortrug. Die eilf ersten Bücher derselben erschienen noch bey seinen Lebzeiten im Druck; nach seinem Tode aber gab *Scipio Gentilis* die fünf folgenden, die er ausgearbeitet vorfand, und die letzten zwölfe aus hinterlassenen Collectaneen heraus. Weder des *Osw. Hilliger* geschmackloser *Donellus enucleatus*, noch des *Arn. Vinnius* kürzere *Partitiones juris civilis* konnten dem Beyfall der Commentarien bey Kennern schaden, welche noch einigemal, am neuesten zu Lucca in den ersten sechs Bänden der auf Besorgung des *Barth. Fr. Pellegrini*, Prof. in Pisa, J. 1762—1770. fol. zusammengedruckten sämmtlichen Werke des Vfs., aufgelegt wurden. Jetzt, da das gründliche Studium des römischen Rechts bekanntlich nicht an der Tagesordnung ist, wurde in der That viel Muth erfodert, und mufs daher von den noch übriggebliebenen Verehrern dieses Studiums mit Dank erkannt werden, dafs eine Verlagshandlung die neue Auflage des Werks, und zwar in einem so saubern Abdruck und auf so gutem Papier, in einem weit bequemern Format, unternahm. Der Altdorfer Gelehrte, dem die Aufsicht dabey übertragen ist, hat die Pflichten eines Herausgebers in dem vorliegenden ersten Bande mit aller Treue erfüllt. Voran gehen die Urtheile einiger Gelehrten, *Gundling*, *Gravina*, *Beyer* und *Rücker*. Hierauf folgt ein Verzeichnifs der Ausgaben, unter welchen die *Pellegrinische* hier abgedruckt ist. Im Text selbst findet man die Fehler in den Allegaten verbessert, die ehemals übliche Allegationsart mit der neuern vertauscht, in den allegirten Classikern die bessere Lesart hergestellt, und die Stellen aus Theophilus und andern vollständiger und richtiger aufgeführt. Die Inhalts-Anzeige der Paragraphen wird bey jedem Bande, wie gegenwärtig bey dem ersten geschehen ist, zusammengestellt: und am Ende ist ein Verzeichnifs der erklärten Gesetzstellen, und ein genues Wort- und Sach-Register, mit Grundlegung es von *Scipio Gentilis* verfertigten, aber sehr vermehrt, versprochen.

Göttingen, b. Dieterich: D. *Jo. Petri Waldeck — Institutiones juris civilis Heineccianae* emendatae et reformatae. Editio *tertia* passim emendata. 1800. 574 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Bey kleinerem Format und gröfserem Druck beigt die dritte Auflage des bekannten Lehrbuchs 174 iten mehr, als die zweyte. Aenderungen und Zuze haben wir nur bey §. 11. 12. 18. 529 und 715. gefunden. Einige Stellen, namentlich im Proömium, hätten deren wohl noch bedurft.

Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Literatur des Oberlausitzischen Rechts* von D. *Christian Gottfried Meifsner*, Kurfächs. Appellationsrath. *Erster Theil.* 1800. VIII. und 403 S. 8.

Die Provinz, für welche dieses Buch geschrieben worden, darf sich nun Glück wünschen, dafs sie eine vollständige juristische Literatur durch die Bemühung des sehr thätigen Vfs. erhalten hat. Sachsen kann sich noch nicht rühmen, über seine besondern Rechte ein ähnliches Werk aufweisen zu können. Die Literatur der Niederlausitz ist noch in ihrer Kindheit. Der Vf. hatte in seinen Materialien für seine Landsleute (1774. 1785.) stückweise eine *Bibliothek der Oberlausitzischen Rechte* bekannt gemacht. Sie war aber noch sehr unvollständig, und zu wenig systematisch geordnet. Hier erscheint sie umgearbeitet und vervollständigt. In der Einleitung werden ähnliche Verzeichnisse, die allgemeinen Quellen, besonders Oberlausitzische Geschichtschreiber S. 4. die Sammlungen vermischter Materien, auswärtige Schriften und Nebenquellen, auch zur Oberlausitzischen Diplomatik, und alsdann S. 12. die besondern Quellen, die Gesetzbücher und Sammlungen gesetzlicher Urkunden, einzelne Abdrücke gesetzlicher Verordnungen in periodischen Blättern und Auszüge und Repertorien der Gesetze und Anordnungen, auch gedruckte Provinzial-Sammlungen rechtlicher Belehrungen und von auswärtigen Gelehrten veranstalteter, angeführet. Nun folgen im *ersten Abschnitt* die Schriften über das Staatsrecht und die Verfassung S. 86. im *zweyten Abschnitt* S. 138. die Schriften über das Oberlausitzische Kirchenrecht; im *dritten Absch.* S. 174. das Lehnrecht; im *vierten Absch.* S. 240. das bürgerliche Recht. Ohne den Werth dieser sehr verdienstlichen Schrift verringern zu wollen, müssen wir doch erinnern, dafs sie fast in manchen Artikeln absichtlich zu weitläuftig geworden. Wozu soll der ganze Inhalt S. 19. der Collection derer den Status des Marggrafthums Oberlausitz — betreffenden Gesetze, da jeder schon weifs, was er in Gesetzsammlungen zu suchen hat. Die chronologische Anzeige S. 24. bis 70. ist zwar nützlich, es wäre aber doch besser, wenn sie als ein Supplement zur ehemaligen Anzeige abgedruckt worden wäre. Die Anzeige S. 72. der in den Promtuarien befindlichen Artikel, welche die Lausitz angehen, ist ganz überflüfsig, auch fehlt das Hauptbuch *Müllers* Promtuarium. S. 5. konnten die wegen *Grofsers* Merkwürdigkeiten erschienenen Schriften weggelassen werden, da sie schon in *Weinarts* Literatur 1 Th. S. 606. stehen, so wie dieses mit dem Inhalt von *Hofmanns Script. rer. Lusat.* geschehen ist. S. 7. hätte bey den Oberlausitzischen Beyträgen — noch angeführt werden sollen: Anmerkung über Vol. I. Nr. 36. der Oberlausitzischen Beyträge in den Bemühungen der prüfenden Gesellschaft zu Halle, 10 St. S. 89. bis 104. da sie zum Staatsrecht gehöret, und die Herrschaft Meran, und

und die Entscheidung wenn die Lausitz zu Böhmen gekommen, betrifft. Die Inhaltsanzeigen S. 87. bis 92. sind zu weitläuftig. S. 117. fehlt: kurze Nachricht von den Kanzlern und Vicekanzlern in der Oberlausitz in *Analect. Saxon.* 1766. S. 53. Eben so hätte S. 98. noch angeführt werden können: M. *Mart. Molleri, Rect. Carmen gratulator.* 1634. Görl. 2 Bog. fol. bey Gelegenheit der Uebergabe der Marggrafthümer, weil darin das alte Recht der Wittekindischen Nachkommen auf die beiden Lausitzen behauptet wird. Das S. 147. erwähnte *Parochiale Misnense* ist auch schon vorher 1578. zu Cölln in 4. deutsch und lateinisch von D. *Leisentritt*, und 1512. vom Bischof *Johann von Salhausen* herausgegeben worden. Den zweyten Theil erwarten wir mit Vergnügen, und wünschen, dass des Vf. Landsleute patriotisch genug denken mögen, den Verleger sein Unternehmen nicht gereuen zu lassen.

Wittenberg, b. Kühn: D. *Johann Gottfried Mösslers*, Privatlehrers der Rechte auf der Universität Wittenberg — *Handbuch des Kursächsischen auch Lausitzischen und Hennebergischen Wechselrechts für Gelehrte und Kaufleute.* 1800. 254 S. 8. (18 gr.)

So viel auch schon Lehrbücher und Systeme über das Wechselrecht geschrieben worden, war diese Schrift doch nicht überflüssig, weil sie sich blos auf ein einziges Land beschränkt, und dem inländischen Rechtsgelehrten nicht die mühselige Arbeit macht, aus den Gesetzen und Observanzen anderer Provinzen das für sich nur Brauchbare herauszusuchen. Sachsen hat nun fast über alle rechtliche Wissenschaften seine guten Handbücher. Ueber das allgemeine Recht, *Schott* und *Haubold*, über das Lehnrecht, *Zachariä* und *Weinart*, über das Kirchenrecht, *Deiling* und *Küster*. Vorliegende Schrift ist sehr zweckmäsig, und enthält alles, was gesetzlich in Wechselangelegenheiten in Sachsen beobachtet werden soll. Dem Plane des Vfs. zu folge handelt das 1te Kap. vom Wechselrecht überhaupt, und vom Kursächsischen insbesondere; das 2te, von den Wechseln überhaupt; das 3te, von den verschiedenen Eintheilungen und Gattungen der Wechsel; das 4te, von den Personen, welche bey den Wechseln beschäftiget zu seyn pflegen; das 5te, von den Wechselbriefen, deren Form und Inhalt; das 6te, von dem Laufe der Wechsel und dem dabey vorkommenden Handlungen; das 7te, von Zahlung der Valuta; das 8te, von Ausstellung und Uebergabe der Wechsel, auch von der Mäcklernotiz; das 9te, von Versendung der Wechselbriefe; von Versendung der Advisobriefe; das 10te und 11te, von der Präsentation der Wechsel; das 12te, von der Acceptation derselben; das 13te, von der Wechselzahlung; das 14te, von der Scontration; das 15te, von der Assignation; das 16te, von Confirmation oder Versicherung der Wechsel; das 17te, von der Wechsel-Indossation; das 18te, von der Prolongation; das 19te, von Uebersendung der sogenannten Addressen und Verweigerung der Wechselacceptation; das 20ste; von der Protestation; das 21ste, von der Notation; das 22ste, von der Remission der Wechsel; das 23ste, von den Wirkungen und Folgen eines Wechsels überhaupt; das 24ste, von der Art und Weise, wie ein Wechsel wieder aufgehoben werden, und seine eigene Wirkung wieder verlieren kann; das 25ste, vom gerichtlichen Verfahren bey Wechseln; das 26ste, von Wechselverbrechen. — Die Formulare hätten wohl in einem gereinigtern Stil abgefasset werden sollen, und besonders verdienstlich wäre es gewesen, wenn der Vf. sich nicht blos an die gesetzliche Entscheidung gebunden, sondern auch die Entscheidungen der Dicasterien bey zweifelhaften Fällen fleisiger beygebracht hätte. Man gewinnt dadurch so viel, dass die Gesetze immer vollkommener abgefasset, und diesen Entscheidungen mit der Zeit eine gesetzliche Kraft verschafft werden könne. Für jedes Land ein allgemeines Gesetzbuch zu haben, das keiner fremden Rechte mehr bedarf, ist jetzt allgemeiner Wunsch und auch wahres Bedürfnis. — Druck- und Sprachfehler hätten mehr vermieden werden sollen.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Herrn von Büffons Naturgeschichte der Vögel.* Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern vermehrt durch *Bernhard Christian Otto*, d. W. u. A. Dr. Prof. d. Arzneyw. zu Frankfurt an der Oder u. s. w. *Neun und zwanzigster Band.* 1800. 278 S. 8. mit 52 ill. Kpf. (5 Rthlr. 14 gr.)

Dieser Band der Uebersetzung *Buffons*, deren Einrichtung und Werth zu bekannt ist, als dass wir etwas darüber zu sagen brauchten, beschäftigt sich mit den Rallen und Wasserhühnern, und zeichnet sich durch mehrere eigene Beschreibungen der abgehandelten Arten, und einiger bis jetzt nicht beschriebener und abgebildeter Spielarten, und neue Bemerkungen des Uebersetzers vortheilhaft vor den früheren aus.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *G. B. Schmidlein Handwörterbuch der Naturgeschichte* über die drey Reiche der Natur. Nach dem Französischen frey bearbeitet. *Zweyter Theil.* 1800. 380 S. 8. (1 Rthlr.)

Da Rec. hier nur eine Uebersetzung oder Bearbeitung nach einem französischen Originale, nicht das Werk selbst zu beurtheilen hat, welches er nicht kennen noch kennen mag: so hat er hier weiter nichts zu sagen, als dass dies Buch deutsche richtig geschriebene und zusammengesetzte Worte enthalte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Chapman: *Missionary Voyage to the southern pacific Ocean* performed in the years 1796, 1797, 1798 in the ship Duff commanded by Captain *James Wilson*. Compiled from journals of the officers and the missionaries; and illustrated with maps, charts, and views, drawn by Mr. *William Wilson* and engraved by the most eminent artists. With a preliminary discourse on the geography and history of the South Sea Islands; and an Appendix, including details never before published of the natural and civil state of Otaheite; by a committee appointed for the purpose by the directors of the Missionary Society. Published for the benefit of the Society. 395 u. C S. 4.

2) Berlin, b. Vofs: *Wilson, James, (James Wilson's) Missionsreise in das stille südliche Meer*, unternommen in den Jahren 1796, 1797, 1798 mit dem Schiffe Duff. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von D. *Canzler*, Professor in Greifswalde. Mit zwey Kupfern u. einer Landkarte.

Oder:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen u. s. *Ein und zwanzigster Band.* 1800. 526 S. 8.

3) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Beschreibung einer englischen Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ocean* in den Jahren 1796, 1797 und 1798. im Schiffe Duff, unter Commando des Capitains *James Wilson*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *M. C. Sprengel*. Mit einer Karte.

Oder:

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen u. s. *Zweyter Band.* 1800. XII u. 488 S. in 8.

Nicht das Werk der brittischen Nation, sondern einiger Individuen, die, wenn man die im ig. angehängte Liste der Subscribenten durchgehet, cht zu den vornehmsten und angesehensten im lke gehören, ist die nach den Südsee-Inseln veranltete, und nach den neuesten Nachrichten, in der rrede von No. 3. gänzlich fehlgeschlagene Mission. as Buch ist aber in doppelter Hinsicht wichtig, weil den noch nicht erloschenen schwärmerischen Geist unter den [redacted]ennern des Christenthums in einem Lande, dessen Einwohner nur gar zu oft als die aufgeklärtesten auf dem ganzen Erdboden gerühmt werden, documentirt, weil es ganz neue, wichtige, und aller Wahrscheinlichkeit nach zuverlässige Nachrichten von der Königin aller Südseeinseln, Otaheite, liefert. Das Buch ist auch im Aeufsern dem niedrigern Stande der Subscribenten und Missionarien angemessen, und von der Pracht entfernt, womit Mungo Parks, Browne's, und andere Reisen herausgekommen sind, obgleich es, verglichen mit den literarischen Produkten Deutschlands, noch immer für prächtig gehalten werden kann. — Im J. 1795 entstand eine Gesellschaft in London, die durch die Einführung des Christenthums auf den Inseln der Südsee das viele Böse, das durch Europäer daselbst gestiftet ist, wieder gut machen wollte. Um nun den schicklichsten Ort zu dieser Absicht auszusuchen, wurden die Notizen, die man von diesen Inseln hat, gesammelt, und den Missionarien mitgetheilt. Einen Auszug daraus enthält die Einleitung, die mit der Entdeckung der Südsee anfängt und darauf *Otaheite*, und die mit Otaheite verbundenen Inseln, die der Vf. Georgien-Inseln zu nennen vorschlägt, *Tongatabu*, und die ganze Gruppe der Freundschafts-Inseln, endlich *Ohittahu* und die übrigen Marquesasinseln beschreibt, und die mancherley von Britten und andern Nationen dahin unternommenen Fahrten anführt. Auf diesen drey Inseln der drey Inselgruppen haben sich Missionarien niedergelassen. Auf die Einleitung folgt die Instruction für den Capitain. Sie schliefst mit einem Wunsche, aus dem es nur gar zu deutlich wird, dafs sich die brittische Missionsgesellschaft die Herrnhuther zum Vorbild genommen habe, welches auch aus Predigten und Briefen, die jene Gesellschaft bekannt gemacht hat, gewifs ist. Den Missionarien ist auch eine Instruction ausgefertiget. Sie ist aber nicht in diesem Buche. Dem Geiste nach zu urtheilen, der in den auf dem Schiffe entworfenen Glaubensartikeln, die ganz am Ende des Buches abgedruckt sind, in den hingeworfenen Bemerkungen, Gebeten und Bruchstücken von Hymnen der Missionarien herrschet, werden die Bekehrer auf die Predigt des Evangeliums in hebräisch-artigen Phrasen hingewiesen seyn, die in so unwissenden Köpfen verworrene Begriffe, und eine Anhänglichkeit an das, was blofs Vehikel und Einkleidung ist, erzeugen müssen.

Die Reise selbst ist von Hn. *Will. Wilson*, Bruder des Capitain, aus den Nachrichten des Capit., seinen eigenen und denen der Missionarien aufgesetzt. Sie sind so wenig ungearbeitet, dafs die erzählenden

Personen bisweilen ohne vorhergegangene Anzeige abwechseln. Von dem Capit. sind die vielen blos nautischen Bemerkungen, die, weil sie von jedem Tage angeführt werden, den Leser auf dem festen Lande ermüden, dem Seefahrer aber, der dieses Buch auf seine Reise mitnimmt, viele Belehrung und Unterhaltung gewähren können. Von den Missionarien sind die vielen frommen Bemerkungen, die man wohl in dem Tagebuche eines Herrnhuthers, aber nicht eines brittischen Seefahrers erwartet hätte. Zeigen diese beiden Maasregeln, die sie ergriffen, wilde Völker zu cultiviren, Mangel an Verstand und philosophischem Geist: so leuchtet noch mehr Geschmacklosigkeit in ihren Aufsätzen, und namentlich in den elenden Versen hervor. Der Capit. suchte auf alle Art die Absicht der Missionare zu befördern, und er und seine Mannschaft scheint mit vieler Klugheit ausgewählt zu seyn, eine solche Gesellschaft von Männern an ihren Bestimmungsplatz zu bringen. In dem, was zum Wesentlichen der Religion gehört, dachten alle überein. Der Sonntag wurde von den Missionarien mit Gebeten und Predigten gefeyert, und der Capit. verbot alsdann allen Verkehr mit den Leuten, bey denen sie gelandet waren. Schwören, Fluchen, Trunkenheit und Ausschweifungen, die unter Seefahrern nur zu gemein sind, waren auf diesem Schiffe unerhörte Laster. Das gute Betragen der Matrosen erregte bisweilen mehr Verwunderung als Bewunderung, weil man gar zu sehr an ein entgegengesetztes, so lange man brittische Matrosen gekannt hatte, gewöhnt war. Es zog auch in Canton, wo es mit dem Betragen auf andern Schiffen sehr contrastirte, dem Schiffe den Beynahmen der *Zehn Gebote* zu. Doch hat die Frömmigkeit dem Muth und der Geschicklichkeit der Seefahrer keinen Eintrag gethan. Kein Schiff hat in einer so kurzen Zeit einen so grosen Raum auf dem Weltmeere zurückgelegt, als dieses, und kein Schiffsvolk genos eine bessere und dauerhaftere Gesundheit, als dieses.

Der Missionare, die sich einschifften, waren 30, wovon 4 ordinirte Prediger, die übrigen Handwerker waren. Sie führten 6 Weiber und 3 Kinder mit sich. Einer von ihnen verliefs aber mit seiner Frau wegen Seekrankheit das Schiff, ehe es aus Portsmouth abgesegelt war, und ein Noviz wurde dafür an seine Stelle genommen. Am 24. Sept. 1796 stach es in See, nahm einige Erfrischungen in St. Jago, einer von den Cap-Verde-Inseln, ein, ging wieder bey Rio de Janeiro vor Anker, und segelte von da ohne einen andern Hafen zu besuchen, über die Südspitze von Afrika, Neu-Hollund und Neu-Seeland gerade nach Otaheite, wo es den 6. März 1797 landete. Auf der Fahrt fielen keine Ereignisse von Merkwürdigkeit vor. Theologische Streitigkeiten, die sich unter den Missionaren erhoben hatten, wurden beygelegt, und die Missionen so vertheilt, dass 18 der Brüder das Bekehrungsgeschäft in Otaheite, 10 in Tongatabu, 2 in Santa-Christina oder Ohittahu übernehmen sollten. In *Otaheite* traf man 2 Schweden an, die zu der Mannschaft eines Englischen Schiffes, das hier gestrandet war, gehört hatten, und jetzt nach Landessitte gekleidet und tättowirt waren. Sie dienten den angekommenen Engländern zu Dollmetschern, und waren auch in der Folge den Missionaren nützlich. Die Niederlassung der Missionare fand nicht die mindeste Schwierigkeit bey den Eingebornen. Der District Matavai wurde ihnen zum Eigenthum überlassen. Sie bauten sich hier ein Haus, und erhielten von den Eingebohrnen Nahrung im Ueberflus. Die Antworten, die sie auf ihre Versuche, die Eingebornen mit den christlichen Lehren bekannt zu machen, zuweilen erhielten, zeugen von dem gesunden Verstande der Einwohner, und konnten wohl gelehrtere Männer, als die Missionare *sind, in Verlegenheit* setzen. Z. E. Pomarre, der *obervormundschaftliche* Regent für den minderjährigen König, *sagte* nach Anhörung einer Predigt, deren Inhalt ihm der Schwede verdollmetschte: solche Dinge seyen hier vorher in Otaheite gewesen; man könne sie nicht auf einmal lernen, er wolle die Ankunft des brittischen Gottes, von welchem die Missionare so viel sprächen, abwarten.

Völlig zufrieden mit der wechselseitigen Aufführung der Missionare und Eingebornen, und beruhiget über den fernern Fortgang der Mission segelte der Capit. den 26. März nach *Tongatabu*, um hier 10 Missionare ans Land zu setzen, und kam den 9 April an. Auch hier waren 2 Europäer, aus London und Cork in Irland gebürtig, die sich schon seit 13 Monaten auf der Insel aufgehalten hatten. Ein Oberhaupt versprach den Missionaren ein Haus neben dem seinigen, und ein Stück Land einzuräumen, und sie und ihr Eigenthum zu schützen. Beym Segeln aus dem Hafen den 15. Apr. entging das Schiff durch die Wachsamkeit des Capit. der grosen Gefahr, auf einen Felsen zu gerathen. Auf der Fahrt nach den Marquesas entdeckte er im 23° 8′ S. B. 225° 30′ O. L. ein paar kleine bewohnte Inseln, die er *Gambier's-Inseln*, und im 18° 18′ S. B. 223° O. L. eine unbewohnte, die er *Serle's-Insel* nannte. Gleich nach der Landung in *Ohittahu* den 5. Jun. wurde der Vorsatz, 2 Männer hier zu lassen, dem Oberhaupt bekannt gemacht, und von ihm mit Freuden angenommen. Einer von den Missionarien, der einige Nächte auf der Insel zugebracht hatte, wurde durch die Armseligkeit des Landes, die schlechte Nahrung, die Diebereyen der Einwohner und die unzüchtige Aufführung der Weiber von seinem Vorhaben, sich daselbst niederzulassen, abgeschreckt; der andere aber, Crook mit Namen, 22 Jahr alt, ein gescheuter Mensch, blieb standhaft bey seinem Vorhaben, und wurde mit Garten-Sämereyen, Werkzeugen, Medicin u. s. der Encyclopädie and andern nützlichen Büchern versehen, daselbst zurückgelassen. Künftige Seefahrer werden uns melden, wie es ihm ergangen ist, ob er die Einwohner cultivirt hat, oder ob sie ihn zum Wilden umgeschaffen haben. Der Wilson hat diese Mission nicht zum zweyten mal besucht; ein Glück, welches den beiden andern widerfahren ist. Den 27. Jun. verliefs er die Marquesas und ankerte den 6. Jul. wieder in Matavaibay in Otahe

e, nach einer Abwesenheit von beynahe 4 Monaten. Die Brüder befanden sich alle wohl, und wurden von den Einwohnern mit vieler Achtung behandelt. Sie schmeichelten sich auch mit der Hoffnung, dafs sie den Zweck ihrer Sendung, wenn nicht bey dieser, doch bey der nächsten Generation erreichen würden. Ihr Journal über die bisherigen Ereigniffe wird ganz ungerückt. Sie zimmerten an einem Boote, hatten eine Schmiede angelegt, und waren im Begriff, eine Buchdruckerey zu errichten, (denn unter den Brüdern war auch ein Buchdrucker) und man wollte mit einem Wörterbuch und einer Sprachlehre den Anfang machen. Die Priester auf der Insel werden für grofse Zauberer gehalten, und von dem Volke sehr gefürchtet. Wenn das Volk von den Brüdern aufgefodert wurde, der Verehrung der falschen Götter zu entsagen, so schienen sie ein Mifsfallen darüber zu beweigen; allein die Brüder sagen, dafs sie die Gewalt der Priester verachten. Es scheint aber doch, dafs in der Folge die Brüder durch ihre Zudringlichkeit und unvorsichtiges Betragen diese Gewalt zu sehr gegen sich gereizt haben, und zuletzt ihr unterlagen. Darin unterscheiden sie sich rühmlich von den katholischen Missionaren, dafs sie nicht sogleich bey denen, die ihrem Vortrag Beyfall gaben, oder vielmehr zu geben schienen, zur Taufe schritten, oder ihnen das Abendmahl reichten. Sie behielten aber doch noch immer zu viel von der falschen Bekehrungsmethode ihrer Vorgänger bey. Weil die Brüder, die eine Reise in die Insel gemacht hatten, die Bevölkerung nur zu 50,000 Seelen, ein Viertel der von Cook angenommenen Volkszahl, geschätzt hatten; so reifte Hr. *Wilson* in Begleitung des Schweden Peter rings um die Insel, und fand nach seiner Berechnung, die er mit vieler Genauigkeit anstellte, nicht mehr als 16050 Menschen, Weiber und Kinder eingeschlossen, auf der ganzen Insel. Das Journal dieser Reise gehört mit zu den Merkwürdigkeiten des Buches. Den 4 Aug. seelte endlich das Schiff wieder von Otaheite, und ngte den 17. Aug. in Tongatabu an. Die Brüder atten sich daselbst getrennt, und unter den Schutz erschiedener Oberhäupter begeben, weil sie, so lange e beysammen waren, Gefahr liefen, geplündert zu erden. Doch wurde ein Platz zu ihren Zusammenünften verabredet. Obgleich keine Menschenopfer ewöhnlich sind: so werden doch Menschen umgeacht, um Kranken zu ihrer Genesung zu verhelfen, eil man sich einbildet, dafs die Kraft des Getödteten in den Kranken übergehen werde. Die Ceremonien bey dem Begräbnisse eines Oberhaupts erregen Schaudern. Die Leidtragenden mifshandelten und verstümmelten sich auf eine grausame Art. Besuche n den benachbarten Inseln waren häufig. Unter esen waren auch Europäer, die gestrandet waren, er sich von den Schiffen weggeschlichen hatten, und in Verbindung mit denen, welche die Brüder in ngatabu angetroffen hatten, der Mission zu schaen suchten. Der gutmüthige Charakter der Einhner wird bestätiget. Obgleich viele Götter und ster mit einer grofsen Anhänglichkeit von ihnen verehrt werden: so hat man doch keine Priester wahrgenommen. Sie glauben auch die Unsterblichkeit der Seele. Der Boden scheint für europäische Produkte sehr empfänglich zu seyn, und allenthalben sehr fruchtbar. Die von Cook hieher gebrachten Thiere sind umgekommen. Ziegen, Katzen und einen Hund hat Wilson zurückgelassen. Diese und andere interessante Nachrichten schreiben sich von den Brüdern her.

Endlich verliefs *Wilson* seine Brüder in der Südsee den 7. Sept. und entdeckte auf dem Wege nach China im 9° 37′ S. B. 167° O. L. verschiedene von Europäern wahrscheinlich noch nicht gesehene Inseln, die er nach seinem Schiffe *Duffs-Gruppe* nannte. Ein paar brittische Matrosen und ein Schwede entflohen durch Schwimmen kurz vorher, ehe das Schiff aus der Region der Südseeinseln kam, zu den Insulanern, und wurden mit Freuden aufgenommen. Die Furcht vor Arbeit, welche ihrer in Europa wartete, vielleicht auch bey einem von ihnen vor Strafe, und Hang zur Sinnlichkeit erzeugten den Entschlufs, sich in die Arme ganz fremder Menschen zu werfen, und nach Inseln zu fliehen, die gar nicht fruchtbar zu seyn schienen. Im 7° 16′ N. B. 144° 30′ O. L. südwärts von den Carolinas wurden 13 *Inseln* entdeckt, deren Bevölkerung aus der Menge der Canoes auf 30,000 Menschen berechnet wurde. Den *Pelew-Inseln* kam der Capit. so nahe, dafs er mit den Einwohnern sprechen konnte; er landete aber nicht, sondern eilte nach *Macao*, wo er den 21 Nov. die Anker warf. Den 31. Dec. hatte er schon eine Ladung eingenommen, dafs er den 5. Jan. 1798 absegeln konnte. Am 11 Jul. kam er wieder auf die Themse an.

Der Anhang enthält eine Beschreibung von Otaheite, die an Zuverlässigkeit und Ausführlichkeit alle vorigen weit übertrifft, und wahrer Gewinn für die Länderkunde ist. Das Volk ist in mehrere Classen abgetheilt. Auf den König und seine Verwandten folgen die Oberhäupter der Districte und ihre Verwandten und Vertrauten, die Besitzer kleiner Ländereyen, die Landanbauer, und die, welche wie Weiber verkleidet, die gröfsten Schandthaten ausüben. Seit dem Umgang mit den Europäern sind ihre Sitten sehr verschlimmert. Aufser den vielen Göttern, die sie annehmen, hat jede Familie einen Schutzgeist. Sie haben auch Mythologie. Sie glauben ein zukünftiges Leben, aber keine Strafen nach dem Tode, sondern verschiedene Grade von Vorzügen und Glückseligkeit. Priester sind über die ganze Insel zerstreut, und üben auch die Arzneykunst aus. Männer und zwar blos Verbrecher, nicht Weiber, werden geopfert, wenn die Priester es für räthlich halten. Die Brüder schmeicheln sich, dafs das ihnen eingeräumte Grundstück den zum Opfer bestimmten Menschen dereinst zur Freystätte dienen, und dafs sie auch den so gewöhnlichen Kindermord abschaffen werden. Die zu der Arreoy-Gesellschaft gehören, ermorden alle Kinder ohne Unterschied, und andere die neugebornen Mädchen. Diese Abscheulichkeit [illegible] die häufigen

gen Krankheiten, die ihnen die Europäer zugebracht haben, bedrohen die fruchtbarste und schönste Insel in der Südsee mit einer gänzlichen Entvölkerung. Die Versuche der Europäer, die Zahl der Thiere zu vermehren, sind fast ganz misslungen. Die Ziegen sind am besten fortgekommen, sie werden aber nicht sonderlich geachtet. Nicht besser ist es den hieher gebrachten vegetabilischen Producten ergangen. Sie können auch bey dem grosen Ueberflus einheimischer Producte leicht entbehrt werden. Das Verzeichnis dieser und anderer natürlichen Producte ist zwar nicht mit Linnéischen Namen versehen, aber doch mit Sachkenntnis geschrieben.

(Der Beschluss folgt.)

1) Leipzig, b. Gräff: *Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beytrag zur Völker- und Menschenkunde*, von *G. Merkel*. Zweyte verbesserte Auflage. 1800. 442 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

2) Deutschland: *Briefe über Reval nebst Nachrichten von Esth- und Liefland. Ein Seitenstück zu Merkels Letten*, von einem unpartheyischen Beobachter. 1800. 118 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht, den Inhalt und den Geist von No. 1. haben wir nach der ersten Ausgabe A. L. Z. 1798. No. 169. hinlänglich darzustellen gesucht; und haben hier also nur von den gemachten Veränderungen Rechenschaft zu geben. Von grosser Bedeutung sind dieselben nicht. Der Vf. hat hier und da Ausdrücke und Wendungen verbessert, einige Nebengedanken unterdrückt, oder neue beygebracht, einige, doch wenige Beyspiele im Guten und Bösen hinzugesetzt, und das, was in dem *Supplemente zu den Letten* besonders gedruckt war, hier, der Hauptsache nach, als den zweyten Anhang beydrucken lassen. Der bedeutendste Zusatz findet sich von S. 266—280, wo der Vf. über die Wirkung der Leibeigenheit die Hauptgedanken wiederholt, welche er in einer, seiner Uebersetzung von Hume's und Rousseau's Schriften über den Urvertrag angehängten Abhandlung besonders ausgeführt hatte; und die beträchtlichste Veränderung in dem zweyten Anhange. Mit Vergnügen haben wir gesehen, dass er die grosse Schärfe, die in den dortigen Anmerkungen herrschte, gemildert hat. Doch können wir nicht bergen, dass sie, selbst nach dieser Veränderung, in unsern Augen manches einseitig darstellen. Gleicher Vorwurf trifft noch mehr das Hauptwerk, wo in keinem Punkte auf unsere Bemerkungen Rücksicht genommen worden. Unter diesen Umständen würde es für den Vf. unnütz seyn sie zu vermehren; und für die übrigen Leser könnte hier doch bey weitem nicht alles gesagt werden, was zur völligen Berichtigung gesagt werden müsste.

No. 2. heisst sehr uneigentlich ein Seitenstück zu *Merkels Letten*. Denn der Hauptinhalt dieser Briefe betrift den physischen, bürgerlichen und moralischen Zustand der Stadt Reval; und nur nebenbey sind über die Esthen, ihre Herrn und Prediger Bemerkungen beygebracht, die einigermasen jenen Zusatz auf dem Titel entschuldigen. Uebrigens erfährt man von dem Charakter der Herrn in Esthland und dem Zustande der dasigen Leibeigenen nichts, was man nicht schon aus No. 1. wüsste, ausser etwa, dass diese noch mehr tragen müssen und noch schlechter leben, als die Letten. — Unter den Bemerkungen über Reval selbst zogen Rec. diejenigen am meisten an, welche den Charakter der dortigen Deutschen betreffen. Er kann aber in der Schilderung derselben nicht volle Wahrheit finden. Zwar ist er selbst nie in Reval gewesen. Wenn er aber die aufgestellten Hauptzüge mit denen vergleicht, welche er an den Einwohnern von Riga fand, und hierzu die Aehnlichkeit des Ursprungs, der Gewerbe und der Verfassung nimmt: so scheinen ihm die deutschen Bewohner jener beiden Städte gar sehr zu gleichen. Ueberdies sind wohl manche Züge, die der Vf. denen in Reval beylegt, unvereinbar. Wenn er ihnen z. B. eine solche Biegsamkeit unter den Willen des Beherrschers zuschreibt, dass es ihnen nicht schwer werde, sich jedes freyen Urtheils in Dingen zu enthalten, die mit der Politik ihres Landes streiten: so stimmt das schwerlich mit dem, was er an andern Orten von ihrem offenen und geraden Charakter, und von ihrem Hange, über Staatsangelegenheiten zu sprechen, sagt. Auch manche andere Nachrichten scheinen uns nicht ganz gegründet. Doch anstatt uns über diese zu verbreiten, wollen wir lieber noch etwas anheben, das uns vorzüglich interessirt hat. Es ist die Nachricht von der Synode, welche jährlich zu Johannis in Reval gehalten wird, wie sie auch in einigen Gegenden Deutschlands statt findet. Diese Versammlung von sämmtlichen Landgeistlichen, in Verbindung mit denen in der Stadt, hat den Zweck, sie vom Stillstehen in Studien abzuhalten. Das *Consistorium* in Reval giebt nämlich einige Monate vorher eine ziemliche Menge von Fragen an, welche auf der Synode beantwortet werden sollen; und jeder Prediger wird aufgefodert, über einige derselben seine Meynung zu sagen. Diejenigen, welche nach S. 40—4 vorgelegt wurden, machen dem Consistorium in Reval Ehre. Unter den Fragen von 96 finden sich 6, welche sich auf das Vorhandenseyn und die Beschaffenheit eines Moralprincips in der christlichen Religion, und unter Voraussetzung desselben, auf seine Verschiedenheit oder Aehnlichkeit mit dem Kantischen beziehen. Die letzte Frage darunter ist: wie popularisirt man das Kantische Moralprincip [illegible] heiten?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Chapman: *A Missionary Voyage to the southern pacific Ocean* performed in the years 1796, 1797, 1798. in the ship Duff commanded by Captain *James Wilson*. etc.

2) Berlin, b. Vofs: *Wilson, James, (James Wilson's) Missionsreise in das stille südliche Meer* etc. Aus dem Englischen übersetzt. Mit Anmerkungen von D. *Canzler*. etc.

3) Weimar, im Industrie-Comptoir: *Beschreibung einer englischen Missions-Reise nach dem südlichen stillen Ocean etc.* unter Commando des Capitains *James Wilson*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von *M. C. Sprengel*. etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Beide Uebersetzungen haben von dem Original vieles abgeschnitten, was blofs den Seefahrer interessiren kann, oder zu sehr das Gepräge geistlicher Schwärmerey an sich hat. Doch hat die zweyte Nr. 3. noch weit mehr weggelassen, als die erste Nr. 2. Diese sucht auch dadurch das Original zu verkürzen, das sie oft einen Theil des Texts in Noten hängt, obgleich diese Noten gar nicht die Natur eigentlicher Noten haben, d. i. Erläuterung des im Text gesagten sind, sondern die im Text angefangene Materie fortsetzen. Hr. *Canzler* scheint zu dieser Anordnung genöthiget gewesen zu seyn, weil, wie er klagt, der Uebersetzer seinem Wunsche nicht ganz entsprochen habe. Ausser der Vollständigkeit gebührt der Uebersetzung auch das Lob der Treue. Sie ist aber viel steifer und weniger lesbar gerathen, als Nr. 3. Man vergleiche nur die Titel beider, wenn man eine Probe haben will; wie sklavisch ist Nr. 2. und wie schmeidig Nr. 3. übersetzt? Hier sind einige Belege, wodurch der Vorwurf der Härte, und des an einigen Stellen verfehlten Sinnes, der Nr. 2. gemacht werden kann, zu rechtfertigen ist. S. 7. Z. 10. statt *Seite* l. *Breite* — S. 8. Z. 16. *die in der That aus der christlichen Religion entspringenden Vortheile civilisirter Nationen, und die noch gröfseren Segnungen, welche einigen aus derselben Quelle herleiten, welche in den Geist derselben eindringen.* Man kann dieses zur Noth verstehen, aber würde ein deutscher Schriftsteller sich so ausdrücken? — S. 57. Z. 16. statt *Einfriedigungen* l. *Befriedigungen.* — S. 60. Z. 19. wird *Georgian islands*, welchen Namen Hr. Wilson die Gesellschaftsin-

seln belegen will, *Neu Georgien* übersetzt. Der Name würde passend seyn, wenn nicht weiter gegen Westen auf dem grofsen Meere schon ein anderes Land *Neu Georgien* hiefse. — S. 84. Z. 23. das vor *Perouse* eingerückte *selbst* legt den Nachdruck auf eine falsche Stelle, der bey dem bald folgenden Worte *der Insel* statt finden sollte *the very island* — S. 90. Z. 11. *Ankerwächter-Buoy*. Schwerlich wird man dieses Deutsch in Seestädten, wo *Boye* schon lange aufgenommen ist, verstehen. — S. 121. Z. 25. statt *versunkene Inseln* l. *versunkene Felsen*. S. 140. Z. 26. statt *verheimlichet* l. *vermieden, verhütet* oder dergleichen *guarded against*. — S. 145. Z. 9. v. u. *gesehen*. Das Original sagt mehr, *man hat nie etwas von ihm gehört*. Der Titel verspricht Anmerkungen von Hn. *Canzler*; sie sind aber so gering an der Zahl, und an sich so unerheblich, dafs eine Ankündigung auf dem Titelblatt ihnen zu viele Ehre erweiset. Die S. 65. versprochene Uebersetzung von *Billiardiere's* Reisen mag immer unterbleiben, weil das wichtigste daraus in dem gleich anzuzeigenden Theile der Sprengelschen Bibliothek enthalten ist. Möchten doch die Herausgeber solcher Sammlungen durch freundschaftliche Verabredungen Collision zu vermeiden suchen! — Wenn Hr. C. mit *Vancouver's* Reise genauer bekannt wäre: so würde er S. 65. in Ansehung Malespina's auf diese und nicht blofs auf die Göttingischen Anzeigen verwiesen haben. — Allein Spuren von Bekanntschaft mit Reisen und Büchern, die die in der Missionsreise angeführten Länder beschreiben, vermissen wir auch in den übrigen Bemerkungen.

Hr. *Sprengel* hat seine Uebersetzung in Nr. 3. nach Gewohnheit mit einer lesenswürdigen Vorrede versehen. Weil wir, was aus der Feder dieses Gelehrten fliefset, vollständig zu lesen wünschen: so haben uns einige — wir wissen nicht durch wessen Schuld — verstümmelte Perioden missfallen. S. I. Z. 17. *Capitain Cook* hat kein verbum nach sich. — S. IV. Z. 8. Anderson kann, unserer Meynung, nach nicht wohl der Herausgeber der letzten Reise von Cook genannt werden. — S. IX. Z. 8. *Hier ist die gewöhnliche* (Rechtschreibung Earroys) *vorgezogen, um nicht unverständlich zu werden, ob man diese Classe von Nichtsthuern eigentlich deutsch J-arreus oder J-arren-is hätte schreiben sollen.* Uns ist diese Periode unverständlich. — Auch begreifen wir nicht, wie Hr. *Spr.* die in dem Original vorhandene Karte für nach einem zu *kleinen* Maafsstabe entworfene halten kann, um sie zu wiederholen. Vielmehr sollte man glauben, sie wäre für das Format seiner Uebersetzung zu grofs gewesen. Das können wir aber nicht unterschreiben, dafs sie

sich kaum von der Menge der bisherigen Karten unterscheide. Sie ist unstreitig die beste, die wir von der Südsee haben, und hat die neuesten Entdeckungen von Vancouver, Perouse, Wilson u. a. verzeichnet. Die Uebersetzung beweiset, dass ihr Vf. sowohl der englischen als der deutschen Sprache mächtig war. Wer sich an einer Abkürzung des Originals begnügen kann, wird hier das wesentlichste antreffen, und nur solche Stücke entbehren, die blos für den Seefahrer und den mit dem Missionsgeist beseelten Leser von Wichtigkeit sind. Die Lage der Inseln ist mit solcher mathematischen Genauigkeit beschrieben, dass sich auch der Landkartenzeichner darnach richten kann. Die folgenden Bemerkungen, die einige Fehler rügen, werden nicht in der Absicht gegeben, um das vorher ertheilte Lob aufzuheben. S. 4. Z. 7. *zu geschwinde* kann missverstanden werden, *zu bald, zu frühe — too soon.* — S. 9. Z. 5. *der Insel unter dem Winde zu kommen, getting to the windward of the Island* ist *windwärts von der Insel, an die Wind-* d. i. *Ostseite der Insel kommen.* Unter dem Winde ist das Gegentheil. — S. 13. Z. 16. von den *dreyzehn Jahren* die Otu geherrscht hat, stehet im Original nichts. — S. 14. Z. 5. statt *Eimer* l. *Eimeo.* — S. 18. letzte Z. Warum die lateinische Inschrift übersetzt, oder nicht einmal gesagt ist, dass sie lateinisch sey, sehen wir nicht ein. — S. 38. Ulietea ist *volkreicher und fruchtbarer, als Huaheine.* Das Original sagt gerade das Gegentheil. — S. 40. Z. 12. *Die Einwohner der Gesellschaftsinseln scheinen zu demselben Volkstamm zu gehören, doch sind sie von dunkler Farbe* u. s. Das letzte Prädicat kann doch nach der Construction auf keine andere als die Gesellschaftsinsulaner gehen; es gilt aber von dem Volksstamm. *All the inhabitants appear to be of the same race with the Society islanders, but are somewhat darker in their complexion* etc. — S. 41. Z. 6. Die *entfernteren* Inseln werden sehr zur Unzeit erwähnt. Im Original stehen die Namen der um Otaheite liegenden Inseln. — Ebend. Z. 9. „*Das ganze Inselmeer* wechselt ab mit *Societätsinseln*" ein unschicklicher Ausdruck. — S. 47. Z. 7. *ausgehauen.* Damit man sich keine zu fürchterliche Vorstellung von der Strafe mache, erinnern wir, dass es für *geprügelt* gebraucht ist. — S. 50. Z. 12. *beherrschte* l. *beherrscht.* — S. 53. Z. 21. *enthielt* l. *enthält.* — S. 63. Z. 12. nach *heisst* rücke ein, *entweder ganz oder zum Theil.* Denn ein gemeinschaftlicher Name für viele Inseln findet sich wahrscheinlich nicht unter den Wilden. — S. 64. Z. 8. *östlicher* l. *westlicher.* — S. 65. Z. 3. *Das Verkehr zwischen Tongatabu und den Fidschiinseln scheint freylich schon seit vielen Generationen angefangen zu haben.* Das Original berichtet gerade das Gegentheil *does not seem to have lasted many generations.* — S. 66. Z. 7. *Schifferinseln.* Hier hätte immer der von Bougainville gegebene Name *Navigatorinsel* beybehalten werden können. — S. 72. Z. 5. statt 1798. l. 1789. Eine Anzeige des Buches, woraus die Nachricht in der Note hier, und S. 78. genommen ist, würde angenehm gewesen seyn. — S. 75. Der Name der Insel *Ohivacha* ist entstellt für *Ohevahoa.* — S. 134. Z. 6. *Man machte den beiden für die Marquesas bestimmten Missionarien Vorstellung, dass sie nicht mit so wenig Leuten dahin gehen möchten* Allein ausser diesen beiden sollten keine andere dahin gehen. *Concerning their going to the Marquesas in so small a number.* — S. 146. Z. 17. *Lebensgefahr, in der sich die Mission befinden würden, da sie eiserne Geräthe hätten, um sich gegen Räuber zu vertheidigen; the danger, their men would be in, if encombered with iron tools they attempted to defend themselves.* Das eiserne Geräth war ihnen nicht, wie es in der Uebersetzung heisst, zu dem Ende gegeben, dass sie sich damit vertheidigen sollten. — Bey dem 11ten d. M. ist die Meldung unterblieben, dass es Sonntag war; ohne *diesen Umstand* bleibt aber das folgende dunkel. — *S. 180. Z. 13. Da er ihr Vorhaben merkte.* Nach dem Original erscheinen die Insulanerinnen, die den schlafenden Bruder überraschten, um von seinem Geschlechte Auskunft zu erhalten, in einem schlimmeren Licht, *perceiving what they had been doing.*

Das Original hat ausser der grosen schon angeführten Karte von dem mittäglichen Theile der Südsee noch einige kleinere von verschiedenen in der Reise angeführten Inselgruppen und Inseln, und einige Ansichten, welche sämmtlich mit der den englischen Kupferstichen eigenen Schönheit in Kupfer gestochen sind. Die Uebersetzung Nr. 2. hat nur die Karte von Otaheite nachstechen lassen, auf welche auch einige der Inselgruppen im verjüngten Maasstab gestochen sind, nebst zwey Ansichten in Mezzotinto. Nr. 3. hat allein Otaheite, und nicht so nett und zierlich, als Nr. 2.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Jakobäer: *Saladin, Aegyptens Beherrscher,* am Ende des zwölften Jahrhunderts. Ein romantisches Gemälde des Mittelalters. *Zwey* Theile. 1800. 320 und 336 S. 8. (2 *Rthlr.*)

Der Zweck des Vfs. ist, in *seinem* Saladin die philosophisch-politischen Plane zur Weltverbesserung als realisirt darzustellen, deren Ausführung nach seinen ganz Wünschen in der damaligen Epoche des Mittelalters hätte geschehen sollen, und die sich auch unter Voraussetzung eines solchen Saladins, und um ein Lieblingswort des Vfs. zu gebrauchen, solcher Individualitäten als ausführbar vorstellen lassen. Gegen den moralisch kosmopolitischen Gehalt des Romans in Rec. im Wesentlichen nichts einzuwenden. Die Lesewelt, welche Hallo's glücklichen Abend u. dgl. gemeynte Schilderungen verbesserter Staatsadministrationen mit Begierde las, wird hier manchen warmen und warmen Wunsch für das Wohl der Völker in einer romantischen Umgebung mit erwünschter Schnelle zur Wirklichkeit gebracht finden, wahrscheinlich um so eher an die Ausführbarkeit davon glauben lernen, und dadurch der Ausführung selbst näher gerückt werden. Ein romantisches Gemälde des Mittelalters ist, wie der Inhalt zeigt, dem Vf. ein Ge-

le, wie das Mittelalter, nach seinen Idealen, hätte eyn und werden sollen. Ein glücklicher Gedanke war es, den Grund und Boden zu diesen Schilderungen aus Lessings Nathan zu nehmen. In Begleitung eines weisen Erziehers, Bohaeddin, macht Saladin, noch als junger kurdischer Feldherr, mit seinem Bruder, Malec, unter der Verkleidung armenischer Kaufleute, eine Reise nach dem Occident und durch Malec's Liebe für Klara von Stauffen entsteht Lessings Tempelherr, als Konrad von Filnek, weil Malec um seiner Klara willen Wolf von Filnek wird. Dieser Tempelherr wird am Ende Saladins Retter gegen vier vom Patriarchen zu Jerusalem gedungene Assassinen, und einer von Saladins Nachfolgern. Auch Saladins Vater, Sittah u. a. treten als romantisch schon bekannte Personen auf, und der Vf. hat den Vortheil, einen Theil seiner Welt in seinen Lesern vorbereitet zu finden. Selbst der historische Boden jener Zeit, das Daseyn mehrerer kraftvollen Männer unter den Grossen, der steigende Kampf zwischen Aberglauben und eigener Untersuchung und Beleuchtung blosser Autoritäten, das Abentheuerliche der Kreuzzüge, welche so heterogene Gegenstände und Menschen in nahe, gespannte Berührung versetzten, alles diess und manches ähnliche würde dem interessantesten historisch romanhaften Phantasiestücke den angemessensten Raum geben. Schon in dem sehr beschränkten Umfang eines die Lebensweisheit personificierenden Drama, wie Lessings Nathan ist, zeigen sich alle diese Vortheile so sehr, dass die Wahl der Zeit und des Locals für die lebendige Darstellung jener Philosopheme gewiss als Product eines wahrhaft poetischen Geistes, wenn auch vielleicht als das einzige rein poetische, in jenem Meisterwerk der Humanität anerkannt werden muss. Der Vf. beweist zwar, dass er Phantasie für Erfindung einzelner Situationen besitzt. Aber die glückliche Wahl der äussern Weltverhältnisse, in welche er seine romantisch politisirende Erfindungen einzupassen unternommen hatte, ist von ihm so gar nicht benutzt, dass sie vielmehr einen Contrast hervorbringt, welcher dem gutmüthigsten Leser, oft mitten im höchsten Affect eine komische oder satyrische Laune aufnöthigt. Der Vf. hat sich vorgesetzt, Verbesserer der Menschheit und Ideale von Seelengrösse in seinen Personen aufzustellen. Zu zeigen, wie und nach welchen Moven sie dieses geworden seyen, ist die Hauptsache, o Erweckung der Nacheiferung im Plane ist. Wie öfflich hätte nun die Wahl jener Zeitumstände und ersonen dem Vf. Anlass geben können, alle ächte ahre, Maximen und Empfindungen edler Menschen ilen durch historische Aussenlinien bestimmten Geöpfen seiner Einbildungskraft gerade so entstehen sich entwickeln zu lassen, wie diess in edeln Nanen zu allen Zeiten geschehen kann, und eben dadurch für alle Zeiten und Zonen eine allgemein verndliche Stimme zur Erweckung harmonischer See werden muss. Diese Mühe, die Früchte seines ilosophischen Nachdenkens in die Sitten und Denkjener Zeit zu übersetzen, durfte sich daher der , wenn irgend aus seiner Fiction für die Sache selbst, wie er offenbar den löblichen Wunsch hat, Vortheil entstehen sollte, nicht ersparen. Und doch hat er nicht einmal das Auffallendste der philosophischen Kunst- und Kraftsprache unserer Zeit zu vermeiden gesucht. Seine Personen sind alle auf gleiche Art in den Vf. übersetzt, folglich travestirt. Ihn trifft für diese Vernachlässigung seiner schriftstellerischen selbst übernommenen Pflichten die Schuld und der Verdruss, dass sein travestirter Saladin, sobald er als Muster von Seelengrösse und moralisch politischer Weltverbesserung zu reden anfängt, früher das Lachen; als die ernsthafte Betrachtung vieler ihm in den Sinn gelegten guten Plane, rege machen muss. Die erste Liebeserklärung Saladins gegen des Sultans Modgireddins Tochter, Ilma, klingt so: du bist es, Ilma, die ich *schon Jahre lang in hohen Träumen einer glühenden Phantasie, die ich in allen Idealen umschloss.* Da Saladin über Ilma's Grab durch Ermordung des Despoten, Nureddin, das *Paradies der jungen Freyheit Asiens aufblühen lassen* will, so ruft ihm Bohaeddin zu: *„vergissest du den Kampf, der Brutus Herz zerriss nach Cäsars Tode?* Willst du, *das Individuum*, das Werkzeug einer ewigen Gerechtigkeit auf der Erde seyn?" — Nach Bohaeddins Vorschlag wird daher eine Reise nach Europa unternommen. Da Malec auf dieser seine Geliebte in der Erstürmung der Stadt Mayland rettet: so ist ihm, mitten in der höchsten Leidenschaft, eine Reflexion nach dem Kantischen Moralgrundsatz gegenwärtig. „Wie sehr, ruft er aus, muss sich mein *Verdienst* dadurch mindern, dass ich es für euch that, *weil ich euch kannte, weil ich euren Werth schätzte*, und jene es *im allgemeinen* für jedes sittsame Wesen gethan haben würden." Die Reisenden wollen den Kaiser Friedrich überzeugen, dass er Bildung der Menschheit allen andern Unternehmungen vorziehen, dass er daher zuerst durch gerechte Auslieferung der Mark Oesterreich an Heinrich den Löwen innerlich, und durch Entfernung all seiner Blicke von Italien äusserlich Ruhe für Deutschland schaffen solle. Auch dieser Friedrich (in den Vf. travestirt) wundert sich hierauf, wie Bohaeddin den Pabst, *unbeschadet seiner furchtbaren Consequenz*, mit dem Hause Hohenstaufen aussöhnen wolle. Die deutsche Fürstentochter, Mathilde, aber weiss, dass, wenn grossen Menschen *das Individuum in den Weg stürzt, sie es nur um des Ganzen willen lieben. Sie retten es nicht um seinetwillen, sondern weil es ihre Ideale fodern. Sie lassen bloss ihrer eigenen Consequenz Gerechtigkeit widerfahren.* Bey Heinrich dem Löwen hingegen ist Saladin so inconsequent, dass er, weil Heinrich nur Tapferkeit schätzt, an der von ihm selbst zuvor gemisbilligten Bekriegung der Obotriten Antheil nimmt, und, wir wissen nicht, durch wie viele hundert weggesäbelte Köpfe von Individuen seinem Zweck fürs Ganze, den Krieger Heinrich der Cultur zu gewinnen, vergeblich Eingang zu schaffen versucht. — In der Folge wird Saladin Vezier und moralisch-politischer Reformator von Aegypten. Auch sein Oheim, Schirkouh, warnt ihn dort in gleichem Ton vor übereilten Weltreformen: Bedenke, dass die höhere Hand

das Spiel der menschlichen Freyheit in seinen unermesslichen Getrieben der Tugend und des Lasters unbedingt gestattet, dass das Individuum gegen das Individuum kämpft u. s. w. Gegen das Ende erklärt Saladin im Gespräch mit Richard Löwenherz: nach meiner Ueberzeugung giebt es nichts auf der Erde, *das mit der Individualität eines jeden Menschen so innig verschmolzen wäre*, als die Religion. Willst du *die Leitung des moralischen Bewusstseyns* dem Donner der Waffen und dem Blute der in Schlachten gefallenen anvertrauen etc. Die Schuld, dass Richard nichts hievon begreift, auf wen fällt sie, als auf den Vf.? Ueber all diesen kosmopolitischen, an sich meist sehr wahren, Gedanken spielt die Liebe in verschiedenen Subjecten, eine ganz ekstatisch philosophierende Rolle. Saladin hat Muth, *seinen eigenen Himmel* (die Liebe zu Mathilde) *zu zerstören, um seine selbst erschaffene Welt* (das Ideal der Menschenbildung in Asien) *zu erhalten*. Mathilde glaubt an die Vollendung seines Kopfs und Herzens *durch freyen Grundsatz*, und verlangt, da sie sich den Umarmungen eines andern durch Opium entreisst, von ihm nichts als *Treue gegen seine Ideale*. Auch Sittah erprobt die Theorie der Liebe, dass „die „Treue des Weibes gegen den Mann sey an das Ge„fühl gebunden, das seinem Wesen sich mittheilt, in „diesem es seine Ideale, personificirt in der Kraft und „Reife des Mannes, erblickt; dass aber die Treue des „Mannes gegen das Weib beruhe auf der Treue ge„gen seine Ideale, deren milder Widerschein ihm in „dem zärtlichen Blicke des guten Weibes begegnet, „dass aber der Mann seine Ideale von dem Weibe sei„nes Herzens unterscheide u. dgl. m.“ Wer nun aber bey allen diesen Ergiessungen des zu Ende eilenden 18. Jahrhunderts vergessen kann, dass der Vf. ihn ins 12te zu versetzen versprochen habe — und die Erfahrung beweist bey der kleinsten Aufmerksamkeit auf die Romanenleser, dass nur allzu vielen dieses recht leicht werde! — der wird, trotz so vieler an dem Urheber eines sogenannten Werks der Kunst unverzeihlichen Fehler, hier dennoch einen Roman finden, den wir gar vielen andern Ausfüllungen der Lese- und Leih-Bibliotheken immer noch vorziehen.

Freyberg, in d. Crazischen Buchh.: *Der Mann auf Freyers-Füssen*, von *Friedrich Laun*. 1800. 192 S. 8. (16 gr.)

Ein kleiner gefälliger Roman, den Rec. mit Vergnügen gelesen zu haben gesteht. Die in ihm zu Grunde liegende Geschichte ist zwar äusserst einfach, und erinnert im Gang des Ganzen ein wenig an Margots Geschichte im ersten Bande von Thümmels Reisen nach dem mittäglichen Frankreich. Denn so wie dort der Herr glaubt: Margot liebe ihn aufs innigste, und im Verfolge mit Beschämung sieht, dass sie vom Anfang her seinen — Bedienten geliebt habe; so schmeichelt sich hier der Held des Werkchens eine geraume Zeit hindurch mit der Zuneigung eines reizenden, ihm gegenüber wohnenden Mädchens, und findet nachher: dass alle ihre Blicke, ihre Gespräche quer über die Strasse hin, alle Liebkosungen, dem von ihm geschenkten Vogel erwiesen, kurz alle anscheinende Beweise der Zärtlichkeit, dem — Hausbewohner unter ihm galten. Doch diese Aehnlichkeit ist vielleicht ganz zufällig, und die Verflechtung der Intrigue sowohl, als auch die Lösung derselben geht himmelweit von der Thümmelischen Arbeit ab.

Im *Ton* der Erzählung scheint *Jünger das Muster* des Vfs. gewesen zu seyn. Dieser Ton ist schwerer durchzuführen, als man vielleicht glauben dürfte. Die Naivetät desselben artet leicht in Geschwätzigkeit aus. Den guten Jünger selbst wandelte zuweilen dieser Fehler an, und auch beym gegenwärtigen Erzähler kommen einige Stellen vor, die wohl etwas kürzer seyn könnten, und wo gerade durch seine anscheinende Zwanglosigkeit das *Gesuchte* durchblickt; vorzüglich wird der Scherz von dem *May in seinem Zimmer* weiter ausgesponnen und öfters wiederholt, als diese ganze Idee werth ist. Aber so manche andere glückliche Wendung, mancher leichter witziger Einfall, und eine heitere, sich gröstentheils gleichbleibende, Laune vergüten diess hinlänglich. Blos darum bitten wir den Vf., dass er diese Erzählungsart bey sich nicht zur Manier werden lasse; sie hat der Abwechselung weit minder, als man denken sollte. Am besten gefällt uns die Feinheit, mit welcher der Charakter des Mädchens in sofern behandelt wird, dass sie den Irrwahn des jungen Mannes zwar merkt, zwar fortdauern lässt, so lang' es ihr um die Verheimlichung ihres Spieles zu thun ist, aber ihn gleichwohl nicht zu ihrem Spielwerk macht; dass er mehr sich selbst täuscht, als von ihr geäfft wird. Man lächelt über ihn; man ahndet im voraus, dass das Blatt sich wenden werde; aber man verlacht ihn nicht. Ob er übrigens über seine fehlgeschlagene Hoffnung nicht ein wenig *schnell* sich tröste, wollen wir nicht entscheiden. Gewissermassen hat der Vf. auch dadurch sich verwahrt, dass er die Leidenschaft nie sehr ernstlich werden lässt; dass sie immer in den Gränzen leisen Begier sich hält, und der Verliebte nie seine Fröhlichkeit verliert. Gut ist es eingeleitet, dass eine zweyte Liebe schon aufkeimt, bevor er es merkt, wie sehr er bis jetzt sich irrte. Ein bitterer Mismuth wäre sonst unerlässliche Bedingung gewesen. — Kurz, diese Kleinigkeit verräth einen jungen Mann, der Anlagen genug besitzt, um sich Glück in gröfsern Arbeiten zu versuchen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 9. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden, in d. Museum, Pirna, b. Arnold und Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung den* 31. Oct. 1800. *bey dem Kursächs. Evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten,* von D. *Franz Volkmar Reinhard*, Kursächs. Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsist. Assessor. 30 S. 8.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die von* D. *Franz Volkm. Reinhard*, Kursächs. Oberhofprediger, am Reform. Feste 1800. gehaltene Predigt. 1801. 52 S. 8.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit* von D. *Wilh. Abrah. Teller.* 1801. 30 S. 8.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig*, eine Predigt (über Ebr. 13, 8.) am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts, von *Wilh. Friedr. Hufnagel.* 1801. 46 S. 8.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey.* Eine Predigt über Luc. 2, 15—20. am zweyten Weyhnachtsfeyertage in der Stadtkirche zu Sondershausen gehalten, und auf Verlangen einiger Zuhörer dem Druck übergeben, von *J. C. Cannabich*, KR. und Superintend. 1801. 32 S. 8.

nhalt und Zeitumstände geben diesen kleinen Schrif- ten ein Interesse, welches den Rec. etwas länger ey ihnen zu verweilen veranlasst, als es sonst nach am Maasstab des Volumens geschehen würde.

Zum früheren und besondern Abdruck der *Pre-* Nr. 1. hat nach dem Vorbericht ein schon aus dern Blättern bekanntes Rescript des kursächsischen heimen Consilii an den Kirchenrath und das Consi- ium zu Dresden die Veranlassung gegeben.

Die *Reinhardische Rede selbst* afficirt nicht nur ch des Vfs. bekanntes Talent zur Beredsamkeit, dern auch durch eine durchgängig angeregte per- liche Sympathie schon beym Lesen so sehr, dass sie e Zweifel noch mehr manche Zuhörer einnehmen ste, wie ihr Vf. offenbar durch die Darstellung, che er für seine Materie gewählt hat, selbst hin- issen ist. Ueber den Inhalt haben sich dem Rec. h seiner persönlichen Ansicht, zunächst einige hi- rische Betrachtungen angeboten.

Der Inhalt ist (S. 9.): zu behaupten, dass unsere Kirche ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der *freyen Gnade Gottes in Christo* verdanke; und hierauf zu folgern (S. 21.) dass diese Kirche die Festhaltung dieses Lehrsatzes — als „Hauptinhalts des ganzen Christenthums" — *Luthern und seinen Freunden*, der Wahrheit selbst und ihrer eigenen innern Sicherheit gegen Aberglauben und Unglauben schuldig sey. Eine der nothwendigsten homiletischen Vorschriften ist bekanntlich diese, dass der Kanzelredner, als ein Religionslehrer, welcher die Einsichten einer gemischten, und folglich mit dem theologischen Sprachgebrauch nicht durchaus bekannten Gemeinde mit praktischem Nutzen zu erweitern suchen soll, die systematische Kunstsprache der Theologie gar nicht, oder wenigstens nur alsdann gebrauchen solle, wenn er den Sinn einer Formel allgemein verständlich abgeleitet und hinreichend erläutert hat. Gegen diese Grundregel der Homiletik gebraucht der Vf. gewöhnlich, und als Hauptausdruck den Satz: dass es „die „Lehre von der *freyen Gnade Gottes in Christo* war, „worauf den Stiftern unserer Kirche alles ankam" (S. 22.). Erklärt aber wird diese an sich schwer verständliche Terminologie nirgends, ungeachtet die Auffrischung einer beynahe ganz vergessenen Lehre als Zweck der ganzen Rede angegeben ist. Selbst die Hauptstelle S. 7. gebraucht eben diese nur dem Kenner des Innern mehrerer theologischer Systeme nach ihrem ganzen Nachdruck bekannten Formel ohne populäre Erklärung, da der Vf., nach Vorlesung seines Textes Röm. III, 23—25., die Hauptpunkte so zusammenfasst: „dass die Menschen ohne Unter- „schied Sünder sind, und alle des Ruhms mangeln, „den sie an Gott haben sollen; dass sie ohne alles ei- „gene Verdienst, *aus Gottes freyer Gnade*, gerecht „und selig werden, dass sie diese Gnade der Vermittelung Jesu und seinem versöhnenden Tode zu ver- „danken haben; dass sie endlich derselben nicht an- „ders theilhaftig werden können, als durch den Glau- „ben an diesen Tod; dies war es, was Luther über- „all predigte und unabläßlig einschärfte, — vorzüglich „durch diese Lehre wollte er sich von der Kirche un- „terscheiden, von der er sich getrennt hatte" u. s. w. Da der Begriff *Gnade* schon an sich alles *Verdienst*, in so fern dieses Wort von einem *Rechtsanspruch* verstanden werden könnte, ausschliesst, und da, sobald von Gottes Gnade die Rede ist, ohnehin an einen Zwang nicht gedacht werden kann: so muss wohl jeder aufmerksame Nichttheologe fragen, in welchem Sinn und aus welcher Absicht der Vf. auf den Zusatz *frey* durchgängig dringe und S. 23. behaupte: dass

man „*Luthern* und seine Freunde für *Irrende* erkläre, „wenn man den *Lehrsatz von der freyen Gnade „Gottes in Christo* verwirft.“ Da der Vf. den Sinn dieses aus der Systemssprache geborgten Hauptausdrucks nirgends bestimmt: so mufsten ohne Zweifel seine denkenden Zuhörer vermuthen, dafs der Sinn desselben durch die durchgängige Berufung auf *Luther und seine Freunde* bestimmt sey. Denkende Leser müssen demnach, um zu wissen, was nach S. 7. „*alle Freunde Luthers*, alle die in seinem Sinn und „*Geiste* wirkten, für den *Hauptinhalt des ganzen Chri„stenthums* erklärt haben,“ vornehmlich aus der Geschichte der Reformation über das so nothwendig zu behauptende *Freye* der Gnade Gottes sich Aufschlufs geben lassen. Wie sehr aber werden diese denn wohl erstaunen, wenn die aufrichtigsten und genauesten Kenner dieser Geschichte bekennen, wenn *Planks* auch für den Nichttheologen so anziehende und instructive Geschichte der Entstehung, der *Veränderungen* und der Bildung unsers protestantischen Lehrbegriffs nebst der Fortsetzung bis zur Concordienformel, an vielen Stellen so hell erweist, und so freymüthig erklärt, dafs gerade über das *Freye* der Gnade Gottes die Theorie des grofsen Mannes, Luther, von seinem gleichfalls grofsen Freund Melanchthon seit 1535 öffentlich verlassen, und zwar nur wegen einer wahren und nothwendigen Verbesserung verlassen worden war, ohne dafs ihm Luther bis an seinem Tod hierin ausdrücklich beystimmte. Wie sehr müssen sie, zurückgewiesen an Luther und seine ächten Freunde erstaunen, wenn sie historisch einsehen, dafs Luther das *Freye* der Gnade Gottes von dem *absoluten* und unbedingten Rathschlufs der *Prädestination* verstand, und, um mit Plank zu reden (am angef. Ort IV. Buch S. 130. der 1. Ausg.) „die härteste aller „Meynungen vom freyen Willen durch die härtesten „aller Gründe vertheidigte, weil er sie als Folge von „der *durch Gottes Vorhersehung bestimmten Nothwendig„keit aller menschlichen Handlungen* ableitete; ... dafs „*Luthers Vorstellung wirklich die ganze Härte hatte, wel„che wir* (die protestantischen Theologen unserer Kir„che alle!) *in der Folge selbst verwarfen.*“ Wie sehr endlich müssen sie erstaunen, in diesem Punkt als Hauptpunkt, an Melanchthons Apologie der Augsburgischen Confession (ein Werk vom J. 1530 und 31.) S. 13. ausdrücklich vom Vf. hingewiesen zu seyn, da abermals historisch unläugbar ist, dafs Melanchthon selbst, während er diese Apologie verfafste, noch das Unrichtige der Augustinischen, von Luther angenommenen, Theorie über eine absolutfreye Gnadenwahl und partikularistische Prädestination als gewifs anzunehmen und zu behaupten pflegte. „In der ersten „Ausgabe von seinen Locis“ — so schreibt Plank in der Geschichte der protestantischen Theologie III. Buch S. 555. — „fand man die leitenden Ideen dieser „Theorie, noch deutlicher von Melanchthon dargelegt und alle Folgen, die daraus flossen, mit einer „noch determinirteren und furchtloseren Bestimmtheit entwickelt, als selbst in der Schrift Luthers (*de „servo arbitrio*) gegen Erasmus. Auch in Melanch„thons Schriften aus den sechs oder acht nächsten „Jahren, welche auf die Erscheinung von dieser folgten, finden sich noch keine Anzeigen, dafs sich sei„ne Denkart darüber geändert hätte. *Vielmehr selbst „hält selbst die von ihm verfafste Augsburgische Confession „und ihre Apologie mehrere Beweise vom Gegentheil.* „Aber in der zweyten Hauptausgabe von seinen Lo„cis, die im J. 1535. erschien, deckte er sich schon „so vollständig auf, dafs kein Mensch daran“ (d. i. nämlich habe nun Luthers Theorie bey sich verbessert) „zweifeln konnte.“ u. s. w. Klar ist also dieses, dafs wer auf das Festhalten der *freyen Gnade Gottes in Christo nach Luther und seinen Freunden* verweist, eben dadurch auf ein Beyspiel von einer Lehre verwiesen hat, in welcher Luthers erster Freund, *Melanchthon*, sich schneller, wie Luther, als *irrend anerkannte, in* welcher beide grofse Männer *damals noch, als sie die ersten Bekenntnifsbücher unserer Kirche* theils entwarfen, *theils gut hiefsen, gemeinschaftlich irrten*, und in welcher dann die späteren Theologen unserer Kirche den *Geist* der Stifter unserer Kirche gerade dadurch *ehrten*, dafs sie einen von Luther mit so vielem Eifer eingemischten allerdings „bedenklichen Irrthum, als etwas, das bey zunehmender Aufklärung der Begriffe verschwinden mufste,“ schonend, aber der besseren Einsicht getreu, von ihren Nachkommen abwendeten. S. die Concordienformel Nr. XI. *de aeterna praedestinatione et electione*, besonders §. 5. „dafs man nicht von der blofsen heimlichen, verborgenen, unerforschlichen Vorsehung Gottes speculiere“ etc. Welch ein Beyspiel von dem *Nachtheil des Berufens auf Auctoritäten, des Stehenbleibens bey Individuen!* Wie viel belehrender für die zuhörende Gemeinde, wie viel näher der Wahrheit selbst, würde es gewesen seyn, wenn der Vf. die Gedanken, in wie fern allerdings die Beseligung des Menschen auf mehr als eine Weise Sache der Gnade Gottes ist, entwickelt und gezeigt hätte, dafs dieses noch in viel andern, als den von Luther gedachten Beziehungen, wahr und durch das Fortschreiten der forschenden Religionslehrer anerkannt sey!

Wenigstens aber scheint das, was des Vfs. Gemeinde nach seiner Auffoderung *nicht* annehmen solle, durch bestimmte Andeutungen angegeben zu seyn? Wer kann ohne Rührung hören, dafs der Vf. „schon seit einigen Jahren an dem Reformationsfest mit einem heimlichen Kummer und mit einer Verlegenheit auf getreten sey, welche er ihr kaum verbergen könne, dafs er sonst „*vornehmlich zu Wittenberg* bey den Denkmahlen Friedrichs des Weisen, Johanns des Beständigen, Luthers und Melanchthons, an diesem Tage gleichsam umschwebt von ihren Geistern, verweilen konnte, was durch sie geschehen ist.“ Wie anders seitdem? — „Ich habe mirs *schon lange* nicht mehr verbergen können, fährt er S. 3. fort, dafs sich unsere *Kirche*, dafs sich *wenigstens die, welche am lau„ten in derselben sprechen, und für die vorzüglichsten „aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen*, von *eigentlichen* Lehre Luthers und seiner Freunde, von ihrem *wahren, aus ihren Schriften erweislich*

nn immer mehr entfernen .... dafs, wenn es so fort-
ht, wenn sich unsere Glaubensgenossen so wenig
ran erinnern, auf welche Lehren und Wahrheiten
ıfere Gemeinde *ursprünglich* gegründet worden ist,
ir bald die Kirche nicht mehr seyn werden, welche
rch die Bemühungen Luthers und seiner Freunde
tstanden ist." u. s. f. Welcher Sinn der ursprüng-
he, aus dem Buchstaben ihrer Schriften erweisliche
y, ist gezeigt. — — Wir müssen aber auch über
n so laut und hart angeklagten Gegentheil einige
storische Data angeben.

Da ein Arzt die, welche sich ihm anvertrauen,
eder vor Krankheitstheorieen, noch vor Seuchen, die
i der Ferne grassiren, da ein Prediger seine Gemein-
e weder vor theoretischen Speculationen, (deren Entfernung von den Kanzeln ein Hauptzweck des letzten durch Kursachsen bewirkten symbolischen Buchs, id mehrerer weisen Befehle jener Zeit gewesen ist,) ch vor praktischen Irrthümern, welche nicht in ihr Nähe auffallend sind, in gemischter Versammlung warnen pflegt, so ist die nächste Frage, welche h dem Rec. nach Milderung des ersten durch derichen pathetische Stellen erregten sympathetischen efühls aufdrang, die Frage nämlich: ob bey der Geeinde des Vfs. oder sonst innerhalb seines Wirngskreises ein Lautsprechen derjenigen Art, wofür am besten von der Kanzel warnen konnte und ufste, sich verbreite? — von uns, die wir aufserlb dieser Gränzen die Zeichen der Zeit beobachten, ht zu beantworten. Aber ernstlich gefragt hat sich r Rec., was denn ungefähr seit 1791, da der Vf. von ittenberg aus in die ehrenvollsten Stellen eines über s ganze Kursächsische Kirchenwesen verbreiteten irkungskreises unter den gröfsten auf seinen philoophischen Geist, seine Gelehrsamkeit, Pflichtenkenntfs und Geschäftstalente gegründeten Erwartungen ergetreten ist, in unserer Kirche auf Lehrer, welche „für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten gelten llen," einen neuen, so entscheidenden schädlin Einfluss gehabt haben könne? Die Revision des elstudiums und der kirchlichen Geschichte, durch lche vieles, was in der durch das Buch *de servo itrio* am auffallendsten dargelegten Theorie Luthers n der absolutfreyen Gnade Gottes, und deren Vertnifs zur menschlichen Besserung aus der, wie nk mit Recht sagt, „so wenig gewissenhaften Exe- seines Zeitalters" entstanden war, noch weiter ssert worden ist, wäre das Eigenthümliche einer chtlich früheren Periode, welches zwar consequent fortwirkt, doch aber nicht erst in späteren Jahdem damit längst hinreichend bekannten Vf. stilder lauten Kummer verursacht haben kann. In letzten Decennium haben die Theologen selbst en Veränderungen der Philosophie in so weit eietwas ausgebreiteten Antheil genommen, als Kant , besonders durch seine Religion innerhalb der zen der Vernunft dazu eine nahe Veranlassung ben hatte. Aber gerade dieses zwischen 1792 und erschienene Werk ist, wie die ganze Sittenlehre neuern Philosophie, noch eifriger und ausgedehnter, als Luther, nicht nur der Verdienstlichkeit des *opus operatum* oder der selbsterwählten gottesdienstlichen Gebräuche, Uebungen und Büfsungen, sondern auch der Verdienstlichkeit aller aus Furcht oder Hoffnung um der Legalität willen vollbrachten Handlungen, und sogar der Verdienstlichkeit der besten aus wahrer innerer Rechtschaffenheit und Verehrung des göttlich heiligen Willens gefafster und vollbrachter Entschlüsse, in so fern das Wort Verdienst irgend einen Rechtsanspruch auf Beglückung von Gott mit sich bringen könnte, durchaus und unabänderlich entgegen. Wer sogar seine Pflichten aus dem reinsten Grunde des Herzens, und mit ächtem Glauben an Gott ganz erfüllt hätte, könnte doch nach Kant und allen neueren in der Sittenlehre mit Kant übereinstimmenden Philosophen und Theologen mehr nicht sagen, als dafs er *gethan, was er schuldig war. Verdienst* heifst, wenn man dieses Wort nach Kant gebraucht, „nicht ein Vorzug der Moralität in Beziehung auf das „Gesetz, in Ansehung dessen uns kein *Ueberschufs* der „Pflichtbeobachtung über unsere Schuldigkeit [keines „der unserm Luther mit Recht so verhafsten *operum „supererogationis*] zukommen kann. — Die *Würdig- „keit* hat immer auch *nur negative* Bedeutung, *nicht „unwürdig*, nämlich der moralischen Empfänglichkeit „für eine solche Güte (Gottes)." Dieses sind Kants eigene Erklärungen S. 221. der II. Ausg. von der oben citirten Schrift. Und wer Kants Moralsystem im Zusammenhang versteht, weifs, dafs diese Resignation auf alle Verdienstlichkeit ihm wesentlich ist. Nur wer behaupten wollte, dafs eine *gerechte Güte* (und soll die göttliche eine ungerechte seyn?) *unwürdige* beseligen könne, mag der aus der neuern philosophischen Sittenlehre schöpfenden Theologie Vorwürfe machen. Aber so notorisch im ganzen lesenden Publicum dieser Sinn ist, in welchem alle denkende und redliche Theologen unserer Kirche, sie mögen mit der Sittenlehre und Religionsphilosophie Kants mehr oder weniger übereinstimmen, die so leicht auf fremder Genugthuung einschlummernden Christen um dieser Gefahr willen auffodern, dafs jeder, im Trachten nach dem Reiche Gottes oder auf dem Wege durch Rechtschaffenheit zur wahren Glückseligkeit, möglichst das Seinige thue, um der gerechten Gnade Gottes *nicht unwürdig* zu seyn: so lesen wir doch S. 7. diese Anklage: „darf man *einer Menge der berühmtesten Mitglieder unserer Kirche* glauben: so ist es so- „gar ein *gefährlicher* Irrthum, wenn man *ohne Ver- „dienst* und blofs aus Gnaden, gerecht vor Gott und „ewig selig werden will: so mufs man sich selber hel- „fen, und durch seine Tugend der Glückseligkeit „*würdig* werden." Wie grofs mufs der Kummer und die Verlegenheit in dem Gemüthe des Vfs. gewesen seyn, dafs Vorwürfe dieser Art, welche man bey einem unredlichen Mann Misdeutungen nennen müfste, in ihm als Misverständnisse entstehen konnten! — Was weiterhin die Sündenvergebung und die Mängel in Ausübung der Rechtschaffenheit betrifft, welche, um der gerechten Gnade Gottes *nicht unwürdig* zu seyn, eifrig gesucht werden mufs: so sagt eben

die-

dieſe kantiſche Religionsphiloſophie S. 262. etwas ohne Zweifel auch dem aufmerkſamen Layen verſtändliches, wenn ſie fragt: „geſetzt eine Kirche behaupte, die *Art, wie* Gott jenen moraliſchen Mangel an Menſchen, welche wenigſtens in einer beſtändigen Annäherung zur vollſtändigen Angemeſſenheit mit dem Geſetze (des göttlich heiligen Willens) ſeiner Verbindlichkeit Genüge zu leiſten ſtreben, ergänze, *beſtimmt* zu wiſſen, und *verwerfe* zugleich alle, die jenes der Vernunft natürlicher weiſe unbekannte Mittel der Rechtfertigung nicht wiſſen, darum alſo auch nicht zum Religionsgrundſatze aufnehmen und bekennen, zur ewigen Verwerfung; *wer iſt alsdann hier wohl der Ungläubige? der welcher vertraut, ohne zu wiſſen, wie das, was er hofft, zugehe*, oder der, welcher *dieſe Art* der Erlöſung des Menſchen vom Böſen durchaus wiſſen will, widrigenfalls er alle Hoffnung auf dieſelbe aufgiebt?“ — Wenigſtens *die* Stimme der Vernunft, auf welche man ſich in der Theologie ſeit ungefähr 10 Jahren am meiſten berufen hat, läugnet demnach vor allem, was S. 25. 26. der Vf. der Vernunft ſo, als wenn ſie es jetzt gewöhnlich läugnete, vorhält, nicht — als S. 26. die Frage: kann die Vernunft es läugnen .. daſs wir *auch bey dem beſten Willen* täglich ſündigen und *uns vor dem Heiligſten verwerflich machen*? Dieſs aber läugnet ſie mit unſern ſymboliſchen Büchern, ja mit Paulus und Luther, in ſo fern der Ausdruck *wir*, von einer gemiſchten anſehnlichen Gemeinde ausgeſprochen, ohne Zweifel auch manche einſchlieſst, welche man in der Schriftſprache *Wiedergeborne* zu nennen hat. Von dieſen ſagt Paulus Röm. 8, 1. ff. daſs *nichts Verdammliches* an *denen ſey*, die in Chriſto Jeſu (ächte Chriſten) ſind, *die alſo nicht* nach dem Fleiſch, ſondern nach dem Geiſte *leben*.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Leipzig*, b. Fleiſcher: D. *Chriſt. Henr. Gottl. Köchy — commentatio de teſtamento vi metuve extorto.* 1800. 28 S. 4. Die Freyheit der letzten Willens-Verordnungen, welche das Civilrecht ſehr begünſtigt, kann durch ungebührliche Gewalt, und dadurch veranlaſste Furcht auf eine dreyfache Art verletzt werden; wenn nämlich Jemand gehindert wird, 1) ein Teſtament zu machen, 2) ein ſchon vorhandenes Teſtament zu ändern, 3) wenn er gezwungen wird, ein Teſtament zu machen. Ueber die beiden erſten Fälle enthält L. 1. D. *Si quis aliqu. teſt. prohib.* eine ausdrückliche Verordnung; über den dritten Fall fehlt es an beſtimmter geſetzlichen Vorſchrift, die man auch in L. 1. C. *ibid.* nicht antrifft. Der Vf. verwirft die Meynung, daſs auch hier der Fiscus den erzwungenen Vortheil erhalte, und den Beſchädigten nur die Intereſſenklage gegen den Urheber und Theilnehmer der widerrechtlichen Gewalt verbleibe, 1) „weil die Geſetze den Fiscus in dieſem Falle nicht namentlich begünſtigen, folglich gegen ihn zu ſprechen ſey; 2) weil in den beiden erſten Fällen zum Beſten des Fiscus beſondere Gründe vorhanden wären, die ſich hier nicht anwenden lieſsen. Denn *dort* hätte der geſetzliche oder ſchon vorhandene Teſtamentserbe ein Recht auf die Erbſchaft, welches ihm der Fiscus wegen der unerlaubten Gewaltthätigkeit nehmen könnte, und da wegen der geſchehenen *Bekinderung* des Teſtirers derjenige nicht bekannt geworden ſey, dem er die Erbſchaft würde zugewandt haben: ſo könne ſich auch Niemand beſchweren, daſs ihm der Fiscus vorgezogen werde.“ Dieſer Grund ſcheint dem Rec. nicht befriedigend. Denn wie, wenn der Verſtorbene aus ſeinem vorgehabten letzten Willen kein Geheimniſs gemacht hätte, und alſo die Perſonen, die er begünſtigen wollte, doch bekannt geworden wären, wie ſich das allerdings denken läſst, würde das die Sache an ſich ändern? Richtiger ſagt man daher wohl: auf die Erbſchaft als ſolche, oder auf Vermächtniſſe, können Perſonen, die der Verſtorbene zwar bedenken *wollte*, aber *jure* nicht *bedacht hat*, keinen Anſpruch machen; ſie können zwar den entgangenen Gewinn mit einer perſönlichen Klage verfolgen, müſſen ſich aber gefallen laſſen, daſs der Fiscus die Erbſchaft ſelbſt, die das Geſetz ihm zueignet, an der Stelle deſſen, der ſich ihrer verluſtig gemacht hat, erhalte. Das läſst ſich nun auf den dritten Fall nicht anwenden, da derjenige, der das Teſtament erpreſste, oder zu deſſen Beſtem es ungebührlich erzwungen ward, gar kein Recht an demſelben erhalten, folglich ihm auch zur Strafe eigentlich nichts genommen werden konnte. Mithin behält der das Emolument, dem es, mit Beyſeiteſetzung des ungültigen Teſtaments, zukommt. Der Vf. unterſcheidet übrigens, ob nur ein Theil des Teſtaments, oder der ganze Inhalt erzwungen ſey, und hält im erſten Fall nur jenen Theil für nicht geſchrieben, im letzten Fall aber das Ganze für nichtig. Hat ein Inteſtaterbe den Verſtorbenen gezwungen, ihn *allein* einzuſetzen, ſo fällt in der Folge deſſen geſetzlicher Antheil an den Fiscus, ſo auch wenn ein bereits ernannter Teſtaments Miterbe zum Zweck ſeiner alleinigen Einſetzung ein anderes Teſtament erpreſst haben ſollte. Den gewaltſamen Erpreſſungen eines letzten Willens werden von dem Vf. auch *importunae ſollicitationes* an die Seite geſetzt, und er hält mit vielen Rechtslehrern dafür, daſs Teſtamente, welche dadurch veranlaſst worden ſind, nicht beſtehen können. Rec. zweifelt ſehr an der Richtigkeit dieſer Lehre. *Denn 1)* der Teſtirer *konnte* ihnen ja widerſtehen; daſs er *nicht Feſtigkeit* genug hatte, es zu thun, hindert im Ganzen *ſeinen* freyen Willen nicht. 2) Kein Geſetz hat aus dieſem Grunde ein Teſtament für ungültig erklärt. 3) Man giebt zu, daſs blanditiae *et preces* der Gültigkeit eines Teſtaments nicht ſchaden; wo iſt aber die Gränzlinie zwiſchen dieſen und jenen Sollicitationen? — Daſs ein Teſtament darum noch nicht ungültig ſey, weil der Teſtirer ſeinen Willen auf vorgängige Fragen erkläret hat, iſt freylich wahr; aber der Vf. beurtheilt die Sache aus einem unrichtigen Geſichtspunkte. Damit, daſs dergleichen Teſtament nicht als erzwungen angeſehen werden könne, iſt hier noch nichts ausgemacht; ſondern darauf kommt es an, ob man eine ſolche Antwort als eine *wahre* — nicht eben als *freye* und wahre zwungene Willenserklärung anzuſehen habe? Es iſt mehr eine *juris quaeſtio*, und genau erwogen, dürften diejenigen im Allgemeinen nicht Unrecht haben, welche hier die *beſtimmte Antwort* auf eine *allgemeine Frage*: Wer ſoll Erbe ſeyn? und die *allgemeine Antwort* auf eine *beſtimmte Frage*. Z. B. nicht Titius dein Erbe ſeyn? unterſcheiden, und die erſte als wahre Willenserklärung, nicht aber die letzte, als ſolche gelten laſſen, in ſo fern es ungewiſs bleibt, ob der Teſtirer alles gehörig verſtanden habe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden, in d. Museum u. Pirna, b. Arnold d. Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung* etc. von D. *Franz Volkmar Reinhard* etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die von D. Franz Volkm. Reinhard*, etc. gehaltene Predigt etc.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit*, von D. *Wilh. Abrah. Teller* etc.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig* etc. von *Wilh. Fr. Hufnagel* etc.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey* etc. von *J. C. Cannabich* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das *Sendschreiben* Nr. 2. ist selbst eine Recension, worin alle bedeutende Punkte der Reinhardischen Predigt Schritt für Schritt beurtheilt werden. Wir geben einige Sätze und Gegensätze. *Reinhard:* ‚Ich habe mir es schon lange nicht mehr verbergen können, dass . . . der grosse Mann (Luther), dessen Nachfolger die Lehrer unserer Kirche seyn sollen, sie — die, welche am lautesten in derselben sprechen, und für die vorzüglichsten und aufgeklärtesten Lehrer derselben gelten wollen — wenn er aus seinem Grabe wiederkehren sollte, unmöglich für die Seinigen halten, und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen könnte.“ Das *Sendschreiben* macht unter andern eine Gegenfrage: „Wenn Jesus selbst hätte wiederkehren und die von Luther benannten Religionslehrer in siebzehnten Jahrhundert beobachten sollen, würde er diese für die Seinigen haben ansehen und zu der von ihm gestifteten Kirche rechnen können? Und doch hiengen diese mit wahrem Sklavensinn an der lutherischen Lehrform.“ — *Reinhard:* Luther besteht darauf, dass man den Glauben und gute Werke wohl von einander abtheile. „Der Glaube giebt mir das ewige Leben; denn er giebt den, der das ewige Leben und das Brod des Lebens ist.“ Das *Sendschreiben:* Jesus spricht bey Johannes sehr viel vom *Glauben an ihn*, den Sohn und Gesandten Gottes; was er aber eigentlich damit meynte, sagt er uns schon bey Matthäus, wo er die Herr-Herr-Sager als Uebelthäter gänzlich von sich abweist, und nur diejenigen als die Seinigen anerkennt, welche den Willen seines Vaters im Himmel thun. *Ihm* war also der *Glaube, an ihn* die Ueberzeugung, dass er derjenige Gesandte Gottes sey, welcher durch Lehre und Leben die Menschen zur Tugend und Glückseligkeit führen solle und könne. Im Sinne Jesu darf man also den Glauben und die (wahrhaft) guten Werke nicht (anders als wie Grund und Folge) von einander abtheilen. — *Reinhard:* Man hat es in den neuern Zeiten unkenntlich machen wollen, dass Jesus *Gnade austheile*, und sich *für den Weg zum Leben* erkläre. Das *Sendschreiben:* Diese letzte Formel (und auch die erste, s. Joh. 1, 16. sie mag dort von Jesus oder von Johannes Baptista zu verstehen seyn) soll doch wohl in Jesu Munde nicht der lutherische Lehrsatz von der freyen Gnade Gottes in Christo seyn? Jesus ist und war der grösste Beglücker des Menschengeschlechts, und nennt sich deswegen Weg zum Leben, Licht der Welt u. dgl., aber nicht gerade nach den Bestimmungen jenes dogmatischen Systems . . . So fällt auch die Anwendung der lutherischen Klage: dass man sich angelegen seyn lasse, Jesum in einen *Lehrer von guten Werken*, in einen *Gesetzgeber* zu verwandeln. „Es gehört entweder eine gänzliche Unkunde oder eine blinde Verleugnung des Inhalts der evangelischen Schriften dazu, um nicht zu wissen, dass Jesus nichts als καλα εργα (gute Handlungen) predigte, dass er seine Anhänger an nichts, als an καρποις καλοις και αξιοις μετανοιας (an guten und der Herzensbesserung würdigen Früchten) erkennen wolle. Er war eben so wenig ein Prediger (willkürlich erwählter gottesdienstlicher Werke, als) einer *fides salvifica* im Sinne des Systems (welches den eigentlichen Grund der Beseligung in eine mystisch-träge Anhänglichkeit an sein Individuum verwandelt und) bey Menschen, die vor einer Abrechnung mit ihrem Gewissen stets zagen müssen, jenes in der Reinhard. Predigt zuletzt angebrachte, einschmeichelndste Moment für sich hat: Ja über alle unsere Vergehungen, so lange *wir* sie auch fortgesetzt haben mögen, wir uns am Ende doch in Einem Augenblick beruhigen können, wenn wir nur glauben, dass wir ohne Verdienst gerecht werden durch die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist: so müssen *wir* diesen Lehrsatz (auf jene äusserste Nothstunden hin) festhalten! — Allein gegen diese sittengefährliche Auslegung des Glaubens geht auch der Eifer der Kantischen Religionsphilosophie, welchen man so ungerne hört. Mit centnerschweren Worten

sagt seine Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft S. 177.: „In der That, wenn ein unerschöpflicher Fond zu Abzahlung gemachter Schulden schon vorhanden ist, da man nur hinlangen darf, und wo bey Ansprüchen, welche das Gewissen macht, auch der schuldenvollste ohne Zweifel zu allererst hinlangen wird, um sich schuldenfrey zu machen; *indess der Vorsatz des guten Lebenswandels, bis man wegen jener* (Rechnungstilgung) *allererst im reinen ist, ausgesetzt werden kann:* so kann man sich nicht leicht andere Folgen eines solchen Glaubens denken, als den Verfall der Sitten, den die (Religions) Philosophen sehr auf die Rechnung jener Entsündigungsmittel schrieben, wodurch die Priester es jedermann so leicht machten, sich wegen der gröbsten Laster mit Gott auszusöhnen. Denn (S. 170.) wenn es blos auf *den* Glauben ankäme, welcher eine Erklärung des Sünders ist, dass die geschehene Genugthuung auch für ihn geschehen seyn solle, wer würde einen Augenblick Bedenken tragen, dieselbe, wie die Juristen sagen, *utiliter* zu acceptiren? — — Noch einen richtig gefassten Gegensatz müssen wir aus dem Sendschreiben bemerkbar machen, dass nämlich die Lehre von der Gnade Gottes zur Rechtfertigung ohne Verdienst willkürlicher Werke allerdings *Hauptsatz der Reformation* war, in sofern dadurch der *Gegensatz* aller in die Kirche eingeschlichenen Werkheiligkeit vertrieben wurde (d. h. im negativen Sinn). Gerade wegen dieser polemischen Tendenz und des damaligen Mangels an Exegese aber wurden die Wahrheiten, *welcher* Glaube schriftmässig gefodert werde, oder wie Jacobus — in der von Luther sehr übereilt für „strohern" erklärten Epistel — neben Paulus gleich schriftmässig und neutestamentlich sey? nicht neu und genau untersucht, nicht von patristischen und scholastischen Misdeutungen befreyt, kurz in ihrer *bejahenden* Bedeutung nicht reformirt. Es bleibt folglich der damalige negative Hauptsatz als solcher und im Gegensatz gegen alle Arten von Tugendstolz und Werkheiligkeit immer Hauptsatz unserer Kirche; und wo wäre auch ein Protestant, wo irgend ein Satz der neuern philosophischen Sittenlehre, welcher gegen denselben, in dieser dem Lutherthum eigenen Beziehung genommen, je sprechen konnte oder wollte? Dass aber die zur Zeit der Reformation nicht eigenthümlich erforschte affirmative Bedeutung jenes Hauptsatzes inzwischen (und schon seit Melanchthons Beyspiel, abweichend von Luther) neu untersucht und allmälich ins Klare gebracht werden musste, und selbst die negative Seite desselben inzwischen durch noch weit festere Gründe, als damals die hergebrachte Theorie angeben konnte, gegen jede Art vermeyntlich guter Werke ins Licht gesetzt worden ist; dies kann ein Reinhard eben so wenig tadeln als ignoriren wollen. Nicht Luthers Hauptsatz, in so fern *er* ihn *als etwas ihm damals eigenthümliches* anwendete, ist, wie der Unkenner nach Hn. R's. Ausdrucke glauben möchte, vergessen oder verworfen, vielmehr ist er bestätigt und unwidersprechlich anerkannt. Nur Luthers Hauptsatz, in sofern er selbst, von der Angst seines Gewissens und dem Drang der Umstände, wie die Geschichte erweist, getrieben, ihn von Augustin und Anshelm blos in der Noth *geborgt*, und theils unrichtig, theils unentwickelt angenommen hatte, ist indess (und zum Theil schon in der *Formula Concordiae*) berichtigt, aufgehellt, und mit dem negativen, unserm Hauptreformator eigenthümlichen Sinn, in eine der Schrift und dem Nachdenken gemässe Harmonie gebracht worden. Die Idololatrie aber, dass solche Berichtigungen etwa, weil es Luthern und seinen Freunden Irrthumfreyheit zuzuschreiben keineswegs gestattet, in unserer, gegen alles Menschenansehn vom römischen Stuhl an bis zur Dorfkanzel hinab protestirenden Kirche nicht stattfinden dürften, ist gewiss von Reinhards Geiste so ferne als von uns. Aber auch der Schein des Gegentheils sollte nicht gegeben werden, wie doch durch einseitig ausgedrückte Stellen solcher Art, geschieht. „Dass die Schrift dieses — alles nämlich, „alles hänge doch zuletzt von der freyen Gnade Gottes in Christo ab — lehre, wer kann das leugnen, „wenn er auch nur unsern Text genauer erwägt? „Hat man den Stiftern unserer Kirche aus der Schrift „das Gegentheil beweisen können? Bestand nicht „eben darin ihr grosser entscheidender Sieg, „man die klaren Aussprüche der Schrift über dieselben „che durch alle Spitzfindigkeiten der Schule nicht „verdunkeln konnte?" — Allerdings beruht ihr Sieg auf der immer unleugbaren Richtigkeit ihrer negativen, die Werkheiligkeit zerstörenden Grundsätze. Nicht so auf der andern Seite, wenn R. fortfährt: „Oder sagt uns die Schrift, nachdem wir sie durch „mehrere Mittel der Auslegung befragen können, als „man zu den Zeiten der Kirchenverbesserung hatte, „etwas anders." — Wohl hat sie schon dem Melanchthon nach 1535 etwas anders darüber gesagt, wie vorher. Wohl noch mehr den Vff. der *Formula Concordiae* über eben diese Punkte! Und warum nicht etwa auch spätern? Warum soll von diesen *mit* einem Hindeuten auf vermeyntlich bösen *Willen* gesprochen werden, das auf keinen Fall, wenn man nicht Herzenskündiger ist, gerechtfertigt werden kann. „Freylich — schliesst Hr. R. diese Stelle — „freylich hat man (?) daran gearbeitet, sie (die Schrift) „etwas anders sagen zu lassen. Aber ist es zu verkennen, wie willkürlich, wie gewaltsam man dabey „zu Werke gegangen ist? Welcher Künste hat man „sich bedient" etc. — O Geist der Wahrheit, der freye doch jeden Protestanten von dem Dünkel, die Wahrheit allein zu besitzen, folglich die Wahrheit selbst zu seyn! — — Zur Prüfung einiger exegetischen, den Unterschied zwischen Jesu und dem Apostel Paulus betreffenden, Aeusserungen des Sendschreibens, welches wir zum Nachlesen im Ganzen empfehlen, bedauern wir übrigens, hier keinen Raum mehr gewinnen zu können.

Von der *Predigt* Nr. 3. giebt der Vf. die „ganz eigene Veranlassung, welche er gehabt," dem Publicum nicht an. Nach seiner Versicherung aber „ist „ihm grosser Ernst damit, um *nach sein Zeugniss* [illegible] religi-

religiöse Wahrheit, wie er sie nach einem funfzigjährigen Studium erkennen gelernt habe, ohne Menschengefälligkeit (die ihn sonst wohl eher überschleiche, als Menschenfurcht) öffentlich noch am ziemlich späten Abend seines Lebens abzulegen." — — Vor einem solchen grauen Haupte ist Rec. immer geneigt aufzustehen; am meisten, wenn von *allen* Zeugen und Märtyrern der Wahrheit vor, neben und nach unserm Luther, ein solcher längst verehrter Zeuge des Wahren und Guten, zugleich als scharfblickender Beobachter der Zeichen der Zeit, als gerechter Schätzer *jedes* Verdiensts auftritt, nicht um die wenigen Edeln in der Menschheit einander entgegen zu stellen, vielmehr um die fortschreitenden Beyträge Alles zum Schatz der reinern, vom Persönlichen nie, immer aber von den Gründen der Sache allein abhängigen Einsichten zu vereinen. Hiezu tritt unser ehrwürdiger *W. A. Teller* hier auf, „nicht in vernünfteln den Reden menschlicher Weisheit, aber (wie der Apostel sagt, 1. Kor. 2, 4. 13.) in Beweisen des Geistes und der Kraft, und richtet geistige Sachen geistig!" In seiner ganz populären, fast allzu unscheinbar dahin fliessenden, Rede wird man, je aufmerksamer man zu lesen versteht, den Mann hören, bey dem auch Worte, welche nicht gerade mit Erhebung der Stimme gesprochen sind, Vollgültigkeit des Sinns haben. Diese Bedeutsamkeit und Fülle des Sinns auch im steigenden Alter, ist die Ausbeute eines erfahrungsreichen Lebens, in welchem T. unter den verschiedensten Zeitumständen das Haschen nach Schein und einseitiger Darstellung, als die für die bessern Köpfe am meisten verführerische und gefährliche Veranlassung zu Selbsttäuschungen, eben so klug als muthig geflohen hat. — Nur einige Züge von dem Plan und Gang dieser Rede, meist mit des Vfs. Worten. Der Vf. hat oft gewünscht, dass man in den evangelischen Gemeinden auch *ein Jahresfest zum Andenken der „Zeugen und Märtyrer der Wahrheit"* feyerte. Man müsste nicht übersehen, dass es in allen Wissenschaften dergleichen Zeugen und Märtyrer gab, selbst in der Rechtspflege, was die grausame Behandlung der Unschuldigen, die man für Zauberinnen hielt, belangt, worüber T. dem einst verdrängten, zu Halle mit grossem Ruhm und Nutzen aufgenommenen Thomasius anderswo schon ein Denkmal gestift hat.) *Eine* solche Erinnerung „könnte füglich in Ländern, wo das sogenannte Reformationsfest, wie in Sachsen, jährlich gefeyert wird, an diesem Tage geschehen, damit auch über dem noch so braven Luther nicht seine Vorgänger und Nachfolger ganz vergessen würden." Da aber diese Feyer nicht allenthalben gewöhnlich ist: so benutzt der Vf. dazu den auf dem Titel genannten Tag; denn nicht nur das Geburtsfest des von Millionen Angebeteten, der sich selbst dadurch kenntlich gemacht hat, dass er dazu *geboren sey, die Wahrheit zu zeugen* (Joh. 18, 37), unmittelbar vorangegangen, sondern es sind auch die morgenländischen Weisen selbst gewissermaassen die ersten Zeugen von ihm. Nach dem Text Matth. 12, 1. 2. verwies Paulus die neubekehrten Judenchristen auf eine *Menge* solcher Zeugen aus *allen* Perioden der Vorzeit, ohne einen durch den andern zu verdunkeln. Eben so müssen wir zum Beyspiel auf Petrus Waldus, Wieleff, Huss und noch manche frühere dankbar zurück sehen, welche Luthers, Zwingli's und ihrer Freunde Einsichten wider Ablass und Werkheiligkeit veranlasst, und die allgemeine Empfänglichkeit dafür vorbereitet haben. Und so hat es, auch noch nach den letzten, nicht an ähnlichen Wahrheitszeugen gefehlt, von denen T. einen Spener und Franke nennt, und an die Zeiten erinnert, wo man „in unserer Kirchengemeinschaft in „eigene Fehden über — man denke nur! — die „wahre Gottseligkeit als die Hauptsache des Christen„thums verwickelt, dergleichen Männer Frömmlinge „(Pietisten) nannte; Machthabende gegen sie aufwie„gelte; sie verfolgte, dass sie Aemter und Häuser „verlassen mussten; wie einer ihrer Schüler, Hor„bius in Hamburg, den die dasige Obrigkeit, nur „um Aufruhr zu vermeiden, musste aus der Stadt „ziehen lassen. Ja man war schon nahe dabey, um „ihrentwillen, als die für aufgeklärter und weiser „wollten gehalten seyn, von den Lehrern in Ham„burg von neuen *menschliche Glaubenssatzungen* un„terschreiben zu lassen, wenn der *weisere* Magistrat „sich nicht dagegen gesetzt hätte." — —

In diesem Geist zeigt ein T., wozu uns das Andenken an solche Zeugen der Wahrheit nützen solle, und wie sich das Gedächtniss an sie dicht anknüpfen müsse an die Anbetung Gottes, in sofern dieser auch für die Religion, als Tochter der Zeit, wie das Predigerbuch sagt Kap. 3, 11.: *alles fein zu seiner Zeit thut:* so wie Jesus einst einen ewig bleibenden guten Grund legte (1. Kor. 3., 10.), Luther elendes Flickwerk in Menge wegzuräumen hatte, unter Zeitgenossen, die ihre eigene, blos in äusserlicher Zucht bestehende, Gerechtigkeit trachteten aufzurichten (Röm. 10, 3.), andere endlich, deren Mitchristen nicht mehr auf jenem von Ceremonienwerk eingenommenen Boden stehen, auch mit diesem nicht mehr zu kämpfen haben, sondern in eben demselben Geiste der Reformation fortfahren, dass, nach Hebr. 10, 16. „wenn wir muthwillig sündigen, nachdem „wir die Erkenntniss der Wahrheit empfangen ha„ben, wir weiterhin haben kein Opfer für die Sün„de! — Dann bewahre doch auch Gott, dass es „je ein Lehrsatz unserer Kirche werden sollte: *wir*, „keinen ausgenommen, sündigen täglich viel. Es „mag freylich in der Welt täglich viel gesündigt „werden, und so mag es auch Luther verstanden „haben, wenn er in der Auslegung des Vater Unsers „sagt: denn wir gleich täglich viel sündigen. Aber „wer wollte, wer könnte diess von jedem ein„zelnen im Ernst sagen, und ohne Schauder den„ken?" — — Doch wir müssen über das Uebrige unsere Leser diese sanfteindringende Stimme selbst zu hören bitten.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag u. Leipzig, b. Polt: *Theobald Leymour, oder das vermauerte Haus.* Eine sehr interessante Geschichte, aus dem Englischen frey übersetzt von *J. Polt*, Verfasser Graf Heinrichs von Riesenstein, Uebersetzer der Abtey von Grasville, des Mädchens aus Polen u. s. w. 1801. *Erster Theil.* 194 S. *Zweyter Theil.* 166 S. *Dritter Theil.* 166 S. 8. mit 3 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Wörtchen *frey übersetzt* auf dem Titel heifst wahrscheinlich so viel, dafs dieser ursprünglich englische Roman nach einer französischen Uebersetzung verdeutscht worden sey; denn diese Spuren der Nachlässigkeit, der Weglassung englischer Sitten, und der Abkürzung trägt er auf jeder Seite; ja nicht selten findet man Proben, dafs der deutsche Uebersetzer den vor ihm liegenden Text — er mag nun englisch oder französisch gewesen seyn, ganz falsch verstanden habe: so — um nur ein Beyspiel aus vielen zu geben — sagt er im dritten Theil. S. 54. „Ich hatte Wini„fred bey einer gewissen Wahrham kennen gelernt, „und da sie noch ein junges Weib war, mich in sie „verliebt" da es gleichwohl aus dem Zusammenhang zu schliefsen, unumgänglich heifsen mufs. „Ich hatte „Winifred bey einer gewissen Wahrham kennen ge„lernt, *in die ich vorher, da sie noch ein junges Weib* „*war, mich selbst verliebt hatte.*"

Doch das sind Kleinigkeiten; die erste Hauptfrage ist: hat dieser ganze Roman die Uebersetzung verdient? Und das glauben wir mit dem besten Gewissen — verneinen zu können. Er besteht aus einer Zusammenhäufung blofs abentheuerlicher, aber höchst selten nur Erwartung erregender, Geschichten; ist, zumal im ersten und zweyten Theile, so voll Abbrechungen und Zwischenfälle, dafs jedem, der ihn aufmerksam lesen will, bald der Kopf dreht und die Geduld verschwindet; und enthält so viele, schon in zwanzig andern Romanen dagewesene, Sachen, dafs kein nur einigermafsen bewanderter Romanen-Leser hier irgend etwas neues finden wird. Der gröfsere Theil der in ihm spielenden Personen — zumal der von *männlichen* Geschlecht — besteht aus *Nichtswürdigen*, in strengsten Sinne des Worts — das heifst aus Böfewichtern, die uns durch ihre Thaten zwar *verhafst*, aber durch keine eigenthümliche Kraft *wichtig* werden, und wo keine Mischung vom Guten und Schlimmen unser Gefühl in Zweifel läfst; auch sind ihre Maafsregeln gröfstentheils so unwahrscheinlich, dafs nie in uns die Empfindung einer wahren *Besorgnifs* aufsteigt. Sogar diejenige That, welche die Grundlage des Ganzen ausmacht, die Einsperrung von Lord Leymours Gemalin, liegt bald anfangs so offen da, und ihre Verheimlichung ist nach der deutlich Spur, worauf ihr Sohn schon frühzeitig geräth, unwahrscheinlich, dafs die Theilnahme beym Ausgang unmöglich stark seyn kann.

Der Stil, im Ganzen betrachtet, hat manche Provincialismus. S. 100. im ersten Theil, spricht d Vf. von einem Kataracten, der Polinen zu *verschlin gen* drohte; dafs ein *Wasserfall* dieses thäte, ist wol nicht sprachgemäfs. Er zerschellert, er reifst fo der *Wirbel* verschlingt. — Ob die sorgfältige Angab aller vorigen Arbeiten des Uebersetzers seinen Nam wirklich — empfiehlt, wollen wir hier unentschie den lassen.

Leipzig, b. Sommer: *Der Polnische Gilblas, oder Johann Lapunzky's lustige und seltsame Begebenheiten*, von *August Wilhelmi*. 1800. Erster Band. 240 S. *Zweyter Band.* 246 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn Rec. vor sechs oder sieben und dreyfsig Jahren seinem Lehrer, als ihm dieser den polnischen Gilblas wegnahm, und nach kurzem Durchblättern desselben noch eine wohlgemeynte Ermahnung gab: seine Zeit nicht mit Lesung eines so *schmutzigen, abgeschmackten* Buchs zu verderben — wenn er damals zu seiner Rechtfertigung erwiedert hätte: „Man werde am „Schlufs dieses Jahrhunderts noch das treffliche, et„was gesäuberte und verschnittene Werklein *auf schö*„*nem* weifsen Papier neu auflegen, und in doppelt so „hohem Preise, als damals das weit stärkere Original „kostete, verkaufen," — wahrlich, dann hätte der gute Mann nicht anders glauben können, als: man spotte seiner! Doch Hr. *Wilhelmi* hat schon mehrere Versuche angestellt, aus alten Robinsonaden, Aventurier, Schalksnarren u. s. w., Geschöpfe in neumodischen, gestutzten Gewändern aufzuführen; Schade nur, dafs sein Geschmack fast immer den schlimmen *Streich* ihm spielte, und auf lauter solche Misgeburten ihn leitete, die in die Classe der *Unverbesserlichen* gehörten. Wenigstens, unglücklicher als hier hätte seine Wahl unmöglich ausfallen können. Denn wenn man einem Buche dieser Art gerade dasjenige wegnimmt wodurch es noch der rohern Classe von Lesern gefällt, z. B. die derbe Ruthen-Züchtigung, die der beleidigte Bube an gewissen körperlichen Theilen der schönen Jolanthe und Genoveva vollzieht, die Scen wo er seine Gebieterin mit ihrem Kutscher belauscht die Ergötzungen mit der keuschen Johanne u. s. w. so wird das Uebrige dadurch nicht etwa gut, sonder es bleibt blofs ein *Caput mortuum* zurück, dem ei gebildeter Leser einigen Geschmack abzugewinn vermag.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Dresden in d. Museum, Pirna, b. Arnold und Pinther: *Predigt am Gedächtnisstage der Kirchenverbesserung* etc. von D. *Franz Volkmar Reinhard*, etc.

2) Leipzig, b. Sommer: *Sendschreiben eines sächsischen Landpredigers an einen seiner Amtsbrüder über die* von D. *Franz Volkm. Reinhard*, etc. gehaltene Predigt etc.

3) Jena, b. Frommann: *Predigt am Feste aller Zeugen und Märtyrer der Wahrheit* von D. *Wilh. Abrah. Teller.* etc.

4) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp: *Jesus Christus gestern und heute und ewig*, etc. von *Wilh. Fr. Hufnagel.* etc.

5) Leipzig, b. Barth: *Dass die Lehre von Gottes Vaterliebe die Grundlehre der christlichen Religion sey.* etc. von *G. C. Cannabich*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Nr. 4. ist nicht blos wegen des wohlthätigen Zwecks der Bekanntmachung (Sammlung eines Schulfonds) empfehlenswerth. Unter des Vfs. vielen eigenthümlichen Arbeiten dieser Art, denen die seltene Vereinigung ächter gelehrter Schriftkenntniss mit einem unumwölkten psychologischen Blick, warmer Freymüthigkeit mit einer vor alten und neuen Vorurtheilen bewahrenden Lebensweisheit, mit praktischer Menschenkenntniss, und mit wohlthätigem Eifer, einen ausgezeichneten Werth giebt, und den Eingang ins Gemüth öffnet, ist die gegenwärtige, nach unserer Meynung, der vorzüglicheren eine. Da am Tage der Rede Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor dem Geiste des Redners und der Zuhörer offen stehen musste: so deutet er hin auf das Geistige und *ewig* bey uns bleibende (Joh. 6, 62. 63.) von Jesu, dass nämlich dieser Weltverbesserer alle Verbesserungen vom Menschen (nicht erst vom Bürger) und nur vom Menschen jedes Standes anfing. Wer Liebe thut, er herrsche oder gehorche, der ist kein Knecht der Freyheit, der ist der Sünde Knecht. Joh. 8, 31—36. Das wahre Mittel frey zu seyn, liegt in keinem einzigmöglichen Plan Jesu höher, als in den Staatsverfassungen, es liegt in dem Freywerden jedes Menschen von dem Grunde des Bösen in ihm selbst, dass nicht den Buchstaben der Verfassung der moralische Geist derer Verwalter belebe, und nicht die beste, wie die unvollkommenste, zum Werkzeug der Laster herabwürdige. Und zu dieser Freyheit konnte und wollte Jesus nie durch gewaltsame Mittel führen oder führen lassen. Fürs erste werde jeder in seinem Kreise besser, und so muss eben dadurch alles gut, alles ein Reich Gottes werden. — Wie viel wirksamer hätten so einfache und einleuchtende Maximen des Heils der Menschheit werden müssen, wenn man nicht früher auf das *Unbegreifliche* in Jesu hingeführt, und nur bey diesem festgehalten würde, ehe man aus dem *Begreiflichen* ableiten lernte, was jener Einzige und (1. Joh. 3, 7.) für die Rechtschaffenen Gerechte uns noch heute ist, und werden sollte. „Ach der traurigen Streitigkeiten über die Person Jesu, welche die „geist- und segenreiche Wirksamkeit des Geistes und „der Lehren Jesu — die Geschichte des christlichen „Lehrbegriffs von Konstantin bis auf unsere Zeiten „bezeugt dies! — unverantwortlich aufgehalten haben. Jesus fodert, dass seine Schüler ihn ehren, *wie* „sie den Vater ehren. Ein Wink von der schönsten „Bedeutung. Diese Foderung Jesu will kein Kniebeugen, und Anbeten im persönlichen und menschlichen Sinn. Fragen wir Jesus selbst. Er antwortet uns: ihr ehret den Vater *als Geist mit Geist* und „Herz, *mit Wahrheit* und Liebe. Joh. 4, 24. — Auf „das unbegreiflich göttliche seiner Person gründet er „nicht das Wesen des *Glaubens an ihn*. Er selbst verbietet sogar, *seinetwegen* etwas zu glauben. Wer an „mich glaubt, der glaubt *nicht an mich*, sondern an „den, der mich gesandt hat. Joh. 12, 44. Er will, „da er ja nicht für seine Ehre, sondern für seines Vaters Verherrlichung auf Erden wirkte, davon, dass „seine Lehre von Gott sey, kein Kennzeichen, am „wenigsten das Festsetzen seiner unbegreiflichen Grösse, ausser dem Innewerden der Gläubigen selbst, „die bey allem Mangel des Ruhms vor Gott, mächtig hingezogen zu Gott, sich gross in ihrer Bestimmung für die Ewigkeit und stark fühlen, voll Vertrauen auf die *Gnade* Gottes — denn *alle führt dieselbe Vaterhuld zur Seligkeit!* — zu streben auf Erden nach jenem Leben.“ Ist es nicht wahr: „Wenn man Jesus von diesen Seiten kennen lernte: so wäre es unerklärbar, dass gebildete Menschen, welche die Verdienste ausgezeichneter Männer gerne preisen, sich dessen schämen könnten, der um dieser Grundsätze willen gekreuzigt wurde.“ „Um so viel trauriger und „nur durch die Wirkungen der Angst erklärbar ist es, „wenn unser Zeitalter einen Theil seines Elends aus „den Abweichungen vom alten Kirchenglauben ableiten und im Festhalten desselben eine Stütze der „Thronen entdecken kann. Völker und Fürsten! nur „kei-

„keinen Rohrstab zur Stütze, der im Auflehnen die „Hand durchbohrt. Euer Blick sey gerichtet auf Je„sus. Ein treuer Nachfolger Jesu wird treu seyn sei„nem Vaterlande, seiner Landesobrigkeit. Alle kirch„lichen Vorschriften und Einrichtungen können da„für mehr nicht lehren und thun, als Jesus gelehrt „und gewirkt hat. Aber lehren und wirken sie mehr „und andere als Jesus: so zittere ich vor dem Unheil „aus einem fremden Evangelium (Gal. 1, 8.) Ach, „des Wahns, der im Aeussern sucht, was nur im In„nern zu finden ist.“ — — Nach diesen wenigen Auszügen bedarf es keines: *hear him! hear him!*

In streitigen Fragen, wo es um Wahrheit und Ueberzeugung zu thun ist, bleibt wohl kein besseres Mittel, als wenn den für irrig oder nur halbwahr erkannten Behauptungen, das was als wahr erweislich ist, sogleich gegenüber gestellt wird. Hiezu giebt über den gegenwärtigen Fragepunkt Nr. 5. *die Kanzelrede* eines freymüthigen Verkündigers der biblischen Christusreligion die nächste Veranlassung. Unstreitig ist gleichsam das Losungswort Jesu und das Schibolet des ganzen Neuen Testaments dieses, dass Gott als *Vater* zu denken und zu verehren sey. Wäre dieser Verhältnissbegriff, statt des viel seltener und eingeschränkter gebrauchten Begriffs eines Richters, allen unsern christlichen Theorieen über die Beziehung, in welcher die Gottheit gegen die Menschen während der ganzen Zeit der sittlich-möglichen Besserung zu denken sey, zum Grunde gelegt, und statt aller in das Reich Gottes als ein Reich des moralischfreyen Wollens (nicht des Zwangs) durchaus nicht passender Anwendungen einer *judiciarischen* Gerechtigkeit, *juridischen* Begnadigung, stellvertretenden Abbüsung fremder Strafen, stellvertretender Ergänzung vom *Mangel im sittlichen Gemüthszustand* Anderer u. dgl. m. alles dasjenige deutlich entwickelt worden, was durch jenes in den herrschenden Stellen des neutestamentlichen Christenthums überall angegebene Verhältniss eines Vaters zu den der Besserung noch fähigen Menschen angezeigt ist: so würde längst unsere ganze Religionstheorie weit mehr dem Geiste ihres höchsten Stifters, seiner vertrauten Freunde und seiner geistigen Nachfolger gemäss seyn. Was erwartet man, um auf das nächste zu kommen, von einem Vater, wie er seyn soll, selbst gegen ungehorsam gewordene Kinder? Allerdings das ernstlichste Missfallen an allen Gesinnungen und Wirkungen des Ungehorsams; aber gewiss wäre er nicht, was ein Vater seyn soll, wenn er dann im Zorn von solchen Kindern nichts mehr hören wollte, bis ein anderer ihn versöhnte. Ohne dass sie es verdienen, wird er vermöge einer *Güte*, welche sein tugendhafter Charakter selbst ihm, ohne äussere Genugthuung, zur Pflicht macht, und *keineswegs seiner freyen Willkür überlässt*, vollthätig ihr Wohl wollen, und ihnen unvermerkt alle Gelegenheiten, sich zu bessern, aus Vaterliebe zuführen. Kommt eines von ihnen, an welchem diese zuvorkommende Veranstaltungen seines Wohlwollens nicht umsonst waren, wie der verlorne Sohn mit wahrer Reue, mit heissen Vorsätzen thätiger Besserung schüchtern zurück; wird alsdann wohl ein Vater glauben, dass seine Auctorität nicht genug gerettet sey, wenn nicht der Reumüthige erst noch gestraft werde, oder vielmehr, wenn er nicht den an sich so leichten Glauben annehme, ein anderer habe schon vorläufig die Strafen abgebüsst, welche ihm von dem Vater unabbittlich zugedacht gewesen wären. Jenem Bilde Gottes, dem Vater im Evangelium vom verlorenen Sohn, genügt die Reue, von welcher ja wohl der Allwissende weiss, ob sie ächt oder nur eigennützig und eine blosse Reue der Angst sey. Und welchem Vater, wenn er nicht ein rachegieriger Hausdespot ist, genügt nicht eine solche herzliche, thätige Reue? — *Dieses Vaterverhältniss* der Gottheit entwickelt *nun Hr. C.* nicht beredtsam, auch nicht ganz vollständig, *aber* mit vieler Klarheit und hinreichend, um den *Unterschied* der biblischen Theorie vom *ewigen* Wollen des *Wohls* aller Sünder im Gegensatz gegen die ganz fremdartige Einmischung rechtlicher Büfsungsbegriffe zu beleuchten. Gott *hat* die Welt geliebt, *so dass* er ihr seinen Sohn gab! sagt die Schrift; nicht umgekehrt: Gottes Sohn hat erst der Gottheit es wieder möglich gemacht, die Welt zu lieben, hat Gott die Liebe zur Welt gleichsam abverdient. — „Gott *bewies* uns (den vielen Menschen, welche sich Gott wie einen schwer versöhnlichen Menschen, dass heisst so, wie selbst der Mensch nicht seyn soll, vorstellten) *dadurch seine Liebe*, dass Christus für uns starb, da wir noch Sünder und seine Feinde waren“ sagt (Röm. 5, 6—11.) *Paulus*, den man mit so grossem Unrecht oft für den Erfinder der Lehrmeynung von der Versöhnung Gottes mit den Menschen erklärt. Nie sagt die Schrift umgekehrt, dadurch dass Christus für uns starb, *erwarb* er uns erst die Liebe Gottes. Ein *von Gott* den christlichen Religionslehrern aufgetragenes Geschäft ist, nach 2 Kor. 5, 20. den Menschen wie Friedensboten zuzurufen: *lasset euch versöhnen mit Gott!* (betrachtet, eurer Schuld bewusst, die Gottheit dennoch *nicht als* einen Feind eures wahren Wohls!) Nirgends *aber ist* ihnen aufgegeben zu verkündigen: *Gott hat* zuerst wieder mit euch *versöhnt werden müssen*; vielmehr hat, nach eben dieser Stelle, Gott die Welt versöhnt mit ihm selber u. s. f. Offenbar folgert daher Hr. C. richtig, dass die Christen zu ihrer Beruhigung und Hoffnung keiner andern Lehre bedürfen, als der völligen Einsicht in Jesu Symbol: Gott ist euch Menschen *Vater!* Was wäre das für ein Vater, der nicht den einen verirrten Sohn lieben könnte, als bis ein dritter durch Abbüsung fürchterlicher Strafen ihm seine Liebe für jenen wieder abgewönne und gleichsam erkaufte. Genug; einen solchen *Vater* macht Jesus Lc. 15, 11—32. nicht zum Bilde der Gottheit. Ge*wahrhaft reumüthige* ist Gott, nach dieser Parabel, der welcher im wahren, entgegenkommenden Wohl ihres Wohls sich immer gleich blieb. Und wo dann Jesus Gott oder sich selbst *als Richter* darstellt, da geschieht es für den Zeitpunkt, wo die Zeit der möglichen Besserung als beendigt und ein Theil der Menschen *als unverbesserlich*, der andere *als gebessert* angesehen wird. In diesem Sinn tritt der Para-

vom gütevollen Vater des reuemüthigen die Stelle Luth. 25, 31—46. von Jesus, als Richter, an die Seite. Aber wie? Nicht dafs er die gebesserte irgend wegen ihres Glaubens an seine vollgültige Genugthuung für Gesegnete seines Vaters erklärt, oder dafs wenigstens den Ungebesserten ihr Nichtglauben an eine Erwerbung der freyen Gnade Gottes für sie zum letzten Grund der Verdammung angiebt, sondern so, dafs er einzig das, was jene, ihren Pflichten und ihrem religiösen Glauben an Gott gemäfs, zum Wohl ihrer Mitmenschen *gethan*, als Grund des Zurufs; kommet in das bereitete Reich! angiebt, und auf der andern Seite den Ungebesserten erklärt: gehet dorthin, wo eigentlich nur Teufel hinkommen sollten. *Denn ihr habt* euren Mitmenschen *nicht gethan*, was *ihr ihnen hättet thun* können und sollen. — So will es ohne alle Künsteley, Buchstabe und Geist der Schrift, wie der Vernunft!

SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Romanen Kalender für das Jahr* 1801. von *Anton Theodor Hartmann, August Lafontaine, K. L. Rahbeck, Karl Reinhard* und *Johann Friedrich Schink*, nebst Kupferstichen und Melodien. 239 S. 16. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Kleine Romanenbibliothek von *Ant. Theod. Hartmann, Aug. Lafontaine, K. L. Rahbeck, Karl Reinhard* und *Joh. Friedr. Schink*. Jahrgang 1801.

Die Einrichtung dieses Allmanachs ist wahrscheinlich unsern Lesern schon von den ersten drey Jahrgängen her, und zwar auf einer, im Ganzen genommen, vortheilhaften Seite bekannt. Auch dieser vierte Jahrgang behauptet seinen Werth. Das heifst, freymüthig gestanden, zwar nicht, dafs eine oder die andere seiner Erzählungen auf denjenigen Grad von *Vortrefflichkeit* sich erhebe, durch welchen man zum Entzücken hingerissen sich fühlt, und dem man tiefe Bewunderung zollt. Aber sie zeichnen sich doch sämmtlich durch eine gewisse Gefälligkeit im Vortrage, und durch hinlängliche Güte im Stoffe selbst aus; und bewirken, was sie bewirken sollen — Unterhaltung.

Den Vorrang würden wir derjenigen Novelle geben, *die* auch hier den ersten Platz einnimmt — *Sophie von Walden*, oder *der feine Tact* von Hn. *Schink*. Dann und wann könnte sie freylich wohl etwas minder blumig seyn; wenn er z. B. (S. 16) eine Nachtigall *die Mara des Waldes* nennt: so gränzt diefs sehr nahe an den Fehler des Prätiösen. Die Scene (S. 57.) wo der Prinz Sophien belauscht, ohne dafs sie es merkt, ja auch eben so sich wieder wegschleicht, ist schon allzuoft da gewesen; und überhaupt wird der *feine Tact* an Sophien öfter von andern gepriesen, als dafs man ihn selbst in ihren Gesprächen fände. Dennoch hat diese Erzählung unbezweifeltes Interesse, und die Art, wie sie sich auflöst, befriedigt. — *Der Freund* von Hn. *Lafontaine* S. 147. hat, wie fast alle Arbeiten dieses Schriftstellers, ein warmes Kolorit, einen edeln moralischen Endzweck, und Anmuth im Vortrage. Aber die Erfindung kann ihm wohl nicht viel Mühe gekostet haben. Die Freundschaftsprobe, dafs einer dem andern sein Mädchen aufopfert, ist in Romanen schon so oft — öfter vielleicht als in der Natur selbst — da gewesen, dafs ein vorzüglicher Dichter sie kaum mehr zum *Hauptstoff* seiner Erzählung machen sollte. — Die *Zwillingsbrüder* von Hn. *Hartmann* haben eine an sich selbst ziemlich *neue* Verwicklung; nur ist der üble Umstand dabey, dafs die hier aufgeführte Freywerberey durch Blumen erst ein wenig allzugenau zergliedert werden mufs; und mit Erzählungen geht es in diesem Punkte fast wie mit Epigrammen; ihr Hauptreiz verschwindet, wenn sie zum Verständnifs einer langen Auseinandersetzung bedürfen. — Von dem Herausgeber selbst sind *zwey Erzählungen aus einer Handschrift von tausend und einer Nacht*. Eigentlich sollte das wohl heifsen: *verdeutscht aus einer neuen englischen Uebersetzung*. Denn selbst dem Vorbericht zu Folge veranstaltet in England Capitain *Scott* nach einer neuaufgefundenen Handschrift des Arabischen Textes auch eine neue von der *Gallandischen* Französirung in vielen Punkten abgehende Uebersetzung. Die erste dieser Erzählungen ist recht artig. Der zweyten können wir minder Geschmack abgewinnen. — Am allerwenigsten im ganzen Almanach hat uns die Novelle von Hn. *Rahbeck*, die *Sitten der Zeit* betitelt, gefallen. Wir wollen dem Vf. gar nicht die *unsterblichen Verdienste* streitig machen, die er sich, laut der Vorerinnerung S. 99. um die *Dänische* schöne Literatur erworben haben soll; aber dafs die unserige einer zweyfachen Uebersetzung seiner *prosaischen Versuche* bedürfe, davon können wir uns, gerade nach dieser Probe zu schliefsen, nicht überzeugen. Es giebt in der romantischen Erzählung gewisse Gränzen, über welche die Individualisirung — wenn anders nicht reine historische Wahrheit bestimmt zum Grunde liegt — durchaus nicht schreiten darf, wenn sie nicht selbst sich schaden soll. Zu beweisen, dafs Hr. *Rahbeck* in gegenwärtiger Erzählung (wo er nicht nur die Scene nach Dresden verlegt, nicht nur einen allda sehr bekannten Zirkel namentlich angiebt, sondern sogar die Tage S. 109. und 113. bezeichnet, wo seine Geschichte sich zugetragen haben soll) diese Gränzen überschreitet, diefs wäre sehr leicht; nur geschähe es hier am unrechten Orte. — Ueberhaupt aber ist der Satz: *Ein kleiner Schritt aus der häuslichen Ordnung führt zur unübersehbaren Unordnung*, zwar ein sehr wichtiger Satz, aber wir haben auch darüber schon so manche originell-deutsche, und weit bessere Erzählung, dafs schon in so fern diese Erborgung vom Auslande für unnöthig gelten kann. Werden wir Deutsche uns denn ewig noch ärmer anstellen, als wir wirklich sind? — Kupfer hat dieser Allmanach acht; aber nur vier derselben passen zu Aufsätzen im gegenwärtigen Jahre. Das Portrait von *Kotzebue* steht davor, ist aber wenig getroffen.

Bres-

Breslau, b. Schall: *Die heilige Laube, oder Witgenstein in Deutschland und Frankreich. Ein egoistisch-politischer Roman aus dem letzten Viertheile unsers Jahrhunderts.* 1801. 176 S. 16. (16 gr.)

Franz von Witgenstein, der Sohn eines braven Obristen, (den schändliche Kabale aus Mainzischen Diensten vertrieben, und nachher in Frankreich die wollüstige Ungerechtigkeit des Prinzen von Lambese vollends unglücklich gemacht hatte,) läfst sich auf einem Dorfe, am Fufs des heiligen Berges, ohnweit Heidelberg, nieder; baut sich eine Laube — von welcher das ganze Büchlein den Namen führt — und lernt in solcher Minna, die Tochter eines Emigrirten, eine eifrige Republicanerin, die mit ihrem Vater St. Martin, nur aus Furcht vor der Guillotine die Selbstverbannung gewählt hat, kennen. Ihr Umgang wird bald feurige, vom Vater gebilligte, Liebe. Aber ein naher Sturm droht ihrer Ruhe. St. Martin und Witgenstein nehmen Theil an einem politischen Klub. Die Regierung erfährt es, und befiehlt, sie zu verhaften. Nur durch eine schnelle Flucht rettet sich der, von seinem Erzieher, einem ehrwürdigen Geistlichen gewarnte Witgenstein. Minna, ihres Vaters und ihres Bräutigams zugleich beraubt, fafst den etwas gewagten Entschlufs, einen jungen zu Heidelberg studierenden Mann um sein Vorwort bey seinem Vater, den Minister, anzuflehen. Er gewährt es ihr. St. Martin, hierdurch und mehr noch durch die Verwendung jenes schon erwähnten Geistlichen, befreyt, mufs zwar aus der Pfalz sich entfernen, wird aber auch von der Emigranten Liste gestrichen; und Witgenstein, der nach Paris sich geflüchtet hat, wird — da Mainz zum zweytenmal in Fränkische Botmäfsigkeit kommt — als Staatsbeamter da angestellt; doch bald treffen den Neuvermälten abermalige Unglücksfälle. Er wird *nebst Rebmann* verleumdet, verhaftet, und gefangen nach Paris gebracht. Kaum kommt er dort auf freyen Fufs: so verliert St. Martin durch den Bankrott eines dritten fast sein ganzes Vermögen, und — stirbt gröfstentheils aus Kummer; seine Tochter folgt ihm ein halbes Jahr später an den Folgen einer unzeitigen Niederkunft; und Witgenstein bleibt im Treffen bey Novi an Jouberts Seite.

Dies ist die Skizze eines Werkleins, das gröfstentheils auf wahre Begebenheiten sich zu gründen scheint, aber nicht unbillig ein *egoistischer* Roman betitelt wurde. Denn wiewohl es im Stil eher zu blumig als zu einfach abgefafst ist, und wiewohl es der Facta genug in sich enthält: so gebricht es ihm doch für alle diejenigen, die nicht etwa an den dortigen Personen und Vorfällen einen Particular-Antheil nehmen, allzusehr an einem gemeinschaftlichen Interesse. Höchstens ein paar eingemischte Episoden, vorzüglich die Geschichte des ältern Witgensteins und des Pater Josephs, wirken auf unsere feinern Empfindungen. Der Vf. — der wie aus vielen Stellen und vorzüglich aus S. 134. und 152. erhellt, ein aus seinem rheinischen Vaterlande Vertriebener seyn mufs — kommt fast allzuoft auf sein eigenes Ich zurück. Die Todesfälle gegen das Ende zu, eilen allzurasch. Die vielen eingemischten Verse sind, ein paar von bekannten Dichtern ausgenommen, gröfstentheils mittelmäfsig.

Berlin, oder eigentlich Leipzig, im Magazin der Literatur: *Cölestinens Strumpfbänder, eine Reihe geheimer Anekdoten.* 1801. 104 S. 8. (8 gr.)

Der Einfall, die Biographie *lebloser* Wesen so zu schreiben, als ob sie lebend, empfindend, ja sogar *selbst* sprechend wären, ihnen eine Reihe zugestofsner Glücks- und Unglücksfälle, als ein Selbstgeständnifs in den Mund zu legen — dieser Einfall ist in der literarischen Welt oft schon da gewesen; ist zu manchem ganz angenehmen kleinen Roman schon genützt, aber noch weit öfter zur Hervorbringung schaaler Mifsgeburten angewandt worden.

Leider gehört gegenwärtiges Büchlein eher zu letzten, als zur ersten Classe. Zwey Strumpfbänder, gestickt von der künstlichen Hand einer jungen, feurigen, zur klösterlichen Einsamkeit zwar bestimmten, aber nicht geneigten, Nonne halten auf getrennten Wegen an den Knien mancher Frauen und Mädchen, an den Hüten und Knopflöchern mancher Stutzer, eine Wallfahrt, bis sie endlich wieder in den Besitz ihrer ersten Gebieterin zusammen kommen, und sich in ihre Schicksaale erzählen. So vielfach diese letztern auch sind, und so sehr sie — wie leicht zu vermuthen ist — gröfstentheils in die Läfter-Chronik des schönen Geschlechts gehören: so gebricht es ihnen doch ganz an Laune und munterm Witz. Es ist traurig mit anzuschauen, wie herzlich gern manche unserer Schriftsteller üppig und wollüstig schrieben, und selbst dazu nicht Geschick und Anlage haben. Schwächlinge dieser Art verdienen durchaus kein Mitleid, wohl aber zweyfache Verachtung. Wer heifst ihnen vor den Augen des Publicums sündigen wollen, da sie die Natur selbst zu Eunuchen bestimmt hat!

* * *

Magdeburg, b. Bauer: *Predigten und andere christliche Betrachtungen von F. Stosch.* 2ter Band, welcher auch noch unter dem besondern Titel gekauft wird: *Andachten in Predigten und andern christlichen Betrachtungen.* 1800. 383 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 279.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. März 1801.

GESCHICHTE.

Salzburg, b. Duyle: *Chronik von Salzburg*, von *Judas Thaddäus Zauner*. *Erster Theil.* 1796. *Zweyter Theil.* 491 S. *Dritter Theil.* 1798. *Vierter Theil.* 1800. 458 S. 8.

Der Vf. nennt sein Werk *Chronik*, und nicht Geschichte, darum, weil er blofs erzählt, ohne absichtlich über Personen und Handlungen zu urtheilen, oder in die Ursachen der vorgefallenen Begebenheiten einzudringen. Zu einer pragmatischen Geschichte von Salzburg fehle es noch zu sehr an Materialien. *Hansiz*, der die Salzburgsche Geschichte am ersten kritisch bearbeitete, und *Kleinmayr*, der sie mit so vielen Urkunden bereicherte, waren seine Führer; er benutzte aber dabey alle ihm offen stehenden Quellen in seltenen und unbekannten Werken. Zuweilen beruft er sich auch auf ein im Salzburgischen Archiv *liegendes*, und nur zum Theil gedrucktes, Werk des 1738 als Salzburgischen Historiographen angestellten *Joh. Bapt. de Gasparis a Novomonte*, und auf die auch noch ungedruckten *Annales de Episcopis et Archiepiscopis Salisb.* des *Andreas von Kienburg*, welchen der berühmte *Matthäus Lang* als Historiographen an seinen Hof zog. Seiner Lage nach, konnte also der Vf. wenig ganz neue historische Data ans Licht bringen; aber er hat dafür die vorhandenen desto sorgfältiger gesammelt, mit ächter Kritik gesichtet, in einer ruhigen angemessenen Sprache vorgetragen, und sich dadurch um die Verbreitung seiner vaterländischen Geschichtskunde ein wahres Verdienst erworben.

Den Anfang macht die ältere Geschichte des *Noricum*, wobey der Vf. aus einer Urkundenstelle in *Mon. Origg. boicae Domus. Tom. I. App.* Nr. 6. die nur eigene Vermuthung zieht, dafs Salzburg auch eine kurze Zeit unter Longobardischer Herrschaft gestanden. Allein diese Urkundenstelle, worin ein Vertrag nach *Longobardischem* und Bojoarischem Recht bekräftigt wird, scheint uns dieses noch nicht zu beweisen. Die Rechte waren damals noch *personell*; der Longobarde, wo er sich befand, der Römer u. s. w. bisweilen *allenthalben* nach Longobardischem, nach Römischen Recht, gerichtet werden, die Partheyen unter sich auch über ein gewisses Recht, nach welchem sie gerichtet werden wollten, vereinigen (s. Montesquieu). Entweder war also von den beiden Contrahenten einer ein Baier, der andere erst in Salzburg domicilirender Longobarde, oder sie compromittirten freywillig auf das Longobardische Recht, welche Ehre demselben öfters wiederfuhr, weil die Salischen Gesetze zu local, die Gothischen und Burgundischen zu sehr mit andern vermengt, die Sächsischen zu hart, die Allemannischen und Bojoarischen zu kindisch und einfach, die Longobardischen hingegen consequenter und systematischer waren. — In der Mitte des sechsten Jahrhunderts hörte der Name *Noricum* auf, und der von *Bojarien*, das zum Fränkischen Austrasien gerechnet wurde, trat an dessen Stelle. Als erster Bischof wird 696 *Rupert* angeführt. Man sieht aber, wie äufserst klein der Anfang des Salzburger Bisthums, und wie es ursprünglich nichts weiter, als eine Missionsanstalt war. Unter ihm entstand das älteste Nonnenkloster in ganz Baiern, auf dem *Nonnberg* zu Salzburg. Er errichtete auch die *Rupertsschule*, welche wohl auch mit zu den allerersten gehören dürfte. Im J. 739, unter Bischof Johannes, erhielt das Stift erst einen bischöflichen Sprengel, und schon 798 wurde es zu einem Erzstift erhoben. Die Besitzungen des Erzstifts kamen aus lauter Schenkungen der Fränkischen Könige und der Baierischen Herzoge zusammen. Die Erzbischöfe wurden lange Zeit ohne weiters von den Königen ernannt; 954 aber wurde Friedrich *vom Adel*, geistlichen und *weltlichen* Standes gewählt. Unter der Regierung des Erzbischofs Gebhard 1072 wurde das Bisthum Gurck gestiftet. 1122 wurde bey den Domherren der Augustiner Regularorden eingeführt — 1139 begaben sich die Mönche zu St. Peter ihres Mitwahlrechts. Erzbischof Conrad, der 1147 starb, führte fast allgemein die Zehnten ein. Erzbischof Eberhard I. half den Kaiser Friedrich I. mit wählen. Unter Erzbischof Conrad III., gewählt 1177, wurde derjenige Geistliche, der sich *mit einem Weib begnügte*, für einen Heiligen gehalten. Im J. 1179 erhielt Conrad III. vom Papst für sich und seine Nachfolger die Gewalt eines apostolischen *Legaten* in der ganzen *Norischen Provinz*. Vom J. 1210 findet sich eine Stiftung, *Bier* auszutheilen. Eberhard II. stiftete 1215 das Bisthum Chiemsee und 1218 Seckau, 1223 Lavant, jedoch sämmtlich von seinem Patronate abhängig. Im J. 1216 mussten alle Geistliche 5 Procent ihrer Einkünfte in *Subsidium terrae Sanctae*, d. i. zu einem Kreuzzug hergeben. Zu Ende des 12ten Jahrhunderts erlosch die Dynastenfamilie der Grafen von Beilstein und 1279 der von Plain. Im J. 1291 ereignete sich der Fall, dafs die Zwischenregierung nicht allein vom Domcapitel, sondern auch den Ministerialen und Bürgern gemeinschaftlich geführt wurde. Friedrich III. legte die Herzoge von Baiern in Bann, weil sie seiner Geistlichkeit und ihren Leuten eine Kuh (oder Vieh-)steuer abge-

abgefodert, dagegen schrieb er selbst im J. 1327 auf die *Leute* seiner Dienstmannen und Vasallen eine *Schatzsteuer* aus. Von demselben erhielt das Land 1328 ein *allgemeines Landrecht*, und 1342 vom Erzbischof Heinrich eine *Bergwerksordnung*, die Ortolf 1344 erneuerte. Vom J. 1346 an erscheinen bereits ordentliche unter unmittelbaren erzbischöflichen Schutz stehende *Juden*. Das J. 1355 liefert eine Münzordnung. Mit dem J. 1366 fing die päpstliche Prätension auf die während der Vacanzzeit anfallenden Tafelgelder an. Eine Urkunde desselben Jahrs schafft das *Besiebnen*, jedoch nur gegen die Diebe, ab. Erzbischof Pilgrin II. trat 1387 dem Städtebund gegen die Fürsten bey, und erhielt 1391 vom Papst eine *Bullam Sanguinis*, d. i. die Erlaubniss, Krieg zu führen, und Todesstrafen zu verhängen. Auch gab ihm der Papst einen besondern Beichtvater zu, der ihn von allen Sünden, die er zu begehen belieben könnte, sogleich *brevi manu* lossprechen sollte. Das J. 1403 wurde durch Entstehung des *Igelbundes*, und das J. 1404 durch die grosse *Judenverfolgung* berühmt. Vermöge eines Befehls der Salzburger Provinzialsynode von 1418, sollen die Juden zum Unterschied *gehörnte Hüte*, und die Weiber *klingende Schellen* tragen. In demselben Jahre nahm auch das sogenannte *Schiedungsläuten* an den Freytagen, als ein Ablassmittel, seinen Anfang. Nach der ältesten *Backprobe* von 1420 sollte aus einem Schaff Korn 315 Brod gebacken werden. Vom J. 1438 führt der Vf. eine bisher unbekannt gewesene Provinzialsynode an. Im J. 1458 suchte der Erzbischof in seinem Lande die sogenannte *Klau*- oder Viehsteuer einzuführen. Bischof Bernhard (1466—1482) bediente sich zu seinen Fehden *gemietheter Soldaten*. Die Stadt Salzburg machte zu Ende des 15ten Jahrhunderts starke Schritte zur Unabhängigkeit; sie erhielt 1487 einen Magistrat, alle Ehren, Würden und Freyheiten, gleich andern *Reichsstädten*, — ein Ungeld-Privilegium auf 3 Jahre zu Abbezahlung ihrer Schulden, 1482 das Recht, mit *rothem Wachs* zu siegeln u. s. f., aber nach der unglücklichen Katastrophe von 1523 musste sie sich ihrer Freyheiten zur Strafe begeben. Der Erzbischof Johann III. (1482—1489) war der Sohn eines Schmidts aus Breslau. — Dem 4ten Theile hat der Vf. *Ein Wort an seine Leser* vorausgeschickt, worin er sich über manche Gegenstände mit edler Freymüthigkeit äussert, und dann den Gesichtspunkt der Geschichte sehr richtig angiebt, nämlich dass sie uns das Fortschreiten der menschlichen Cultur zeigen, durch unpartheyische Vergleichung unsers Zeitalters mit dem verflossenen unsere bessere Lage fühlbar machen, und durch die Hoffnungen einer fortgesetzten Verbesserung unsern Muth beleben soll. Als besonders anmerkenswerth zeichnen wir aus dem 4ten Theile folgendes aus: Im J. 1495 zeigten sich zuerst die Spuren der *Franzosenkrankheit* in der Nachbarschaft des Salzburger Fürstenthums. 1498 wurden alle Juden ausgetrieben. Die bürgerlichen Deputirten in Salzburg hiessen *Genannten*. Im J. 1514 wurde der berühmte Matthäus Lang, ehemals ein Landsknecht, vom Papst zum Coadjutor *ernannt*, die Domherren von der Augustiner-Ordensregel losgesprochen, und ein Kapitel von 24 Domherren errichtet. Bey Lang's Einzug in Salzburg im J. 1515 war Ball, worauf der Coadjutor, auf Zureden des Erzbischofs, zweymal *mittanzte*. Lang arbeitete der Reformation sehr entgegen; da er aber gern gute Köpfe zu Dompredigern wählte: so hatte er das Unglück, immer auf Anhänger und Beförderer der Reformation zu fallen. Im J. 1522 trat er dem *schwäbischen Bund* bey, wovon Datt nichts anführt. Die katholische Geistlichkeit hielt nicht nur ungescheut Beyschläferinnen, sondern erzog auch die mit ihnen erzeugten Kinder öffentlich. *Zu Beschreibung des Bauernkriegs* dienten dem Vf. *bisher unbenutzte Quellen*. Das Haupt der aufrührischen Bauern im Salzburgischen hiess *Michael Gruba*. — *Diese herausgehobenen Nachrichten werden ohne Zweifel beweisen*, dass die Chronik auch für die allgemeine deutsche Geschichte sehr interessante Beyträge enthält, und dass der Vf. zur Fortsetzung sehr aufzumuntern ist. Der 4te Theil geht nicht weiter als bis zum J. 1525, hat also Lang's Regierung noch nicht geendigt. Bey demjenigen, was Lang nicht als Fürst und Erzbischof, sondern als kaiserlicher Gesandter und Minister verhandelt hat, hätte sich der Vf. wohl kürzer fassen können.

London, b. Robinson: *A Narrative of the Expedition to Holland in the Autumn of the Year 1799*. illustr. with a map of Nord Holland and seven views of the principal places occupied by the british forces, by *E. Walsh*, M. D. 1800. 164 S. 4.

Der Vf. giebt in den vorliegenden Blättern seinen Landsleuten eine Uebersicht jener ephemerischen Expedition der Engländer nach Holland, die meteorenartig, eben so schnell verschwand, als sie entstanden war, weil sie — gleich so vielen fehlgeschlagenen Operationen dieses Krieges, auf unrichtigen *Prämissen* beruhete, und weil bey der Ausführung mehrere wesentliche Fehler vorgingen, die zum Theil ihren Grund in der Organisation des dazu bestimmten Corps hatten. Denn z. B. anstatt die Franzosen durch Berge hindurch zu verfolgen, und das dahinter liegende Gehölz zu reinigen, begaben sich die Russen in diesen schönen und reichen Flecken aufs Plündern. Dadurch erhielten die Franzosen Zeit, sich in dem erwähnten Gehölze wieder zu sammeln, und die in Bergen zerstreueten Russen mit so gutem Erfolg anzugreifen, dass sie ihr Geschütz verloren, und nur wenige von ihnen dem Tode oder der Gefangenschaft entgingen. Wie alle frühere ähnliche Unternehmungen, war auch diese Landung nicht genugsam unterstützt, und überhaupt auch schon in einer zu späten Jahrszeit angefangen, als dass sie hätte gelingen können, und Rec. kann sich nicht enthalten, folgende Bemerkungen des Vfs. über die Lage der Alliirten nach dem Treffen bey Egmont, am 6. October 1799 auszuheben: „Die Armee war nun in einer so kritischen Lage, dass die grössten militärischen Talente

verbunden mit der reifsten Erfahrung, nöthig waren, ihre fernern Operationen zu leiten. Ihr gegenüber stand der Feind, in einer fast unangreifbaren Stellung, und eben erst durch 6000 Franzosen verstärkt. Ein nackendes, unfruchtbares und erschöpftes Land lag um sie her, mit wenig einzeln ruinirten Dörfern, die kaum eine Zuflucht für die Verwundeten darboten. Zwar war der rechte Flügel der Armee durch den Ocean gedeckt; der linke aber ward von einem starken Corps bedroht, welches der Feind nach dem Städtchen Purmerend vorgeschoben hatte, wo es rings mit Wasser umgeben, unzugänglich stand, und beym Vorrücken der Alliirten ihnen in die Flanke oder in Rücken fallen konnte."

Der Vf. giebt die Zahl der russischen Hülfstruppen bey dieser Expedition zu 17000 bis 18000 Mann an, und sagt: „der Muth, die Standhaftigkeit und die Mannszucht dieser unüberwindlichen Truppen habe ihnen allgemeine Bewunderung erworben, und die Engländer hätten anfangs von ihren furchtbaren Verbundenen lernen müssen." S. 46. Rec. glaubt einen Widerspruch bemerklich machen zu müssen, der zwischen diesem und der oben erzählten Plünderung von Bergen liegt, und dessen Grund darin zu suchen ist: dass der russische Soldat bey aller sklavischen Manneszucht dennoch sich leicht den Ausschweifungen überlässt, wenn in der Hitze des Gefechts die Ordnung unterbrochen wird, und er aus Reih und Gliedern weicht.

Bey den einzelnen Vorfällen ist immer die Zahl der getödteten und verwundeten Engländer genau angegeben. Dem zufolge belief sich der Verlust der beiden alliirten Mächte bey dieser Expedition auf 9808 Mann, nämlich 5091 Engländer und 4717 Russen. Mehr als genug, für ein fehlgeschlagenes Unternehmen.

MAGDEBURG, b. Keil: *Merkwürdige Begebenheiten und Charaktere aus der mittlern und neuern Geschichte. Zweyter Band. Die Entthronung Iwans des Dritten. Die Friedens-Unterhandlungen in Haag und zu Antwerpen.* 1799. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hofft im Vorbericht: dass die *Wahl seiner Gegenstände* am wenigsten Tadel verdienen werde; und doch hätten wir grosse Lust, gerade dagegen unsre erste Erinnerung zu richten. Da sein Werk offenbar nicht für Geschichtsforscher und grosse Geschichtskundige, sondern nur für Geschichtsfreunde bestimmt ist: so würden wir, überhaupt genommen, bey kaum irgend eine *Friedens-Unterhandlung* für sie, seinem Entzweck entsprechenden, Gegenstand geachtet haben; denn fast unausbleiblich sind Geschichten dieser Art einer weitläuftigen Auseinandersetzung, haben einen stockendem, oder wenigstens schleichenden Gang, und können einer unangenehme Trockenheit wenigstens Theilweise nicht vermeiden. Ganz vorzüglich war aber dies der Fall bey demjenigen Friedens-Congress, durch welchen 1609 endlich die Freyheit der vereinigten niederländischen Provinzen begründet wurde; bey welchem allerdings grosse unterhandelnde Staatsmänner sich auszeichneten, der aber fast zwey Jahre lang währte, und wo es mehr auf merkwürdige Reden und Schriften, als interessante Begebenheiten ankam. Wen — der nicht schon genau mit dem Innern der europäischen Staaten-Geschichte bekannt ist — kann der lange artikelreiche Abschluss S. 314—322. unterhalten? Und wer, der im Gegentheil schon aus Quellen schöpfte, wird hier etwas neues finden, da der Vf. selbst gesteht: er habe nur aus bekannten Werken sich Raths erholt, und auch dabey noch einige wichtige Sammlungen entbehren müssen? Jeden blossen Geschichtsliebhaber wird daher ganz gewiss nur der Eingang — das heisst die Geschichte des Abfalls selbst — interessiren; und diese ist hier zu lang und zu kurz, wie man es nehmen will; zu lang als blosser Eingang, zu kurz als Hauptbegebenheit. Man kann sich durchaus nicht enthalten, eine Vergleichung mit bekannten grösern Werken anzustellen, und diese Vergleichung fällt dann nicht zum Vortheil des gegenwärtigen aus. — Die *erste* Erzählung trifft freylich dieser Vorwurf nicht. Die traurige Katastrophe des armen Iwans, der auf den Thron erhoben, der von ihm wieder herunter gestossen ward, bevor er noch den geringsten Begriff davon hatte, was Thron und Kerker sey, wirkt mächtig genug auf jedes fühlende Herz. Aber sie ist auch ein Stoff, der eines kräftigen, freymüthigen, Licht und Schatten gehörig vertheilenden, Erzählers bedarf, und gegen alles das ist hier oft gesündigt worden. Der Stil des Vfs. ist zwar nicht schleppend, nicht ermüdend; aber er sündigt oft gegen die Bestimmtheit des Ausdrucks, und die Kunst, Charaktere sprechend zu entwerfen, und Anekdoten gehörig einzuweben, gebricht ihm sehr. Wie lächerlich klingt es S. 15.: „Iwan benachrichtigte das Volk in einem Manifeste, „dass er den Herzog von Curland wegen der übeln „Behandlung seiner Aeltern aller Würden entsetzt, „und dagegen seiner Mutter die Regentschaft übertragen habe." — Iwan, der Säugling von einigen Monaten! In seinem Namen erging das Manifest freylich. — Wie ganz falsch ist die Anekdote S. 12. erzählt, wo Biron den Feldmarschall Münnich, gegen den er Verdacht zu fassen begann, gefragt haben soll: „Hr. „Feldmarschall, haben Sie mir des Nachts etwas wichtiges unternommen?" und dieser geantwortet: „Ich „erinnere mich dessen nicht, aber ich glaube, die Ge„legenheit benutzen zu müssen, wenn sie sich darbie„tet." — Biron hatte (was der Vf. ganz wegläst) am Morgen Münnichs Kutsche vor der Prinzessin Anna Pallast halten gesehen; hatte mit seinem Bruder eine geheime, fast zweystündige, Unterredung gehalten, und fragte ihn beym Nachtmal unvermuthet: Haben Sie in ihren Feldzügen je zur Nachtzeit etwas wichtiges unternommen? Münnich antwortete: Ich entsinne mich auf nichts ausserordentliches. Aber mein Grundsatz ist, keine gute Gelegenheit unbenutzt zu lassen. — Selbst die berühmte Anekdote, wo die, nun schon des Throns mächtige Elisabeth den kleinen Iwan *selbst auf ihren Armen hält*, indess das freudige Hurrah der Soldaten erschallt, wo der Knabe darauf horcht, und lächelnd

lächelnd das Hurrah nachmacht; wo Elisabeth gerührt das Kind küsst, und in die Worte ausbricht: „*Unschuldiger Kleiner, du weisst nicht, dass du jetzt wider dich selbst es rufest!*“ — wie dunkel, wie unvollständig ist sie S. 64. mehr berührt, als erzählt! Warum lässt er Elisabeths Worte aus, die gerade das Wichtigste sind? Auch das Ende von Iwan ist S. 75. so nachlässig, so kurz angegeben, dass man fürwahr in dem desfalls erlassenen kaiserlichen Manifeste nicht kälter davon sprechen konnte. Alles diess, und weit mehreres, zeigt freylich deutlich genug, dass der Vf. in das eigentliche Heiligthum der Geschichtsdarstellung noch nicht eingedrungen ist; doch wollen wir ihn keineswegs von aller Fortsetzung abschrecken. Denn Arbeiten dieser Art sind wenigstens für manche Leser verdienstlich.

SCHÖNE KÜNSTE.

Prag, b. Michaelis: *Das lustigste Vademecum für Gesellschafter muntern Scherzes, oder spasshafte Anekdoten und Histörchen, welche sich bey verschiedenen Gelegenheiten in Gesellschaften sehr passend erzählen lassen, um selbe angenehm zu unterhalten, und den traurigsten Menschen zum Lachen zu bringen. Nebst einem Anhang von 89 in Versen verfassten Namens- und Neujahrstagswünschen, wie auch mit 50 ganz neuen Charaden und dazu gehöriger Auflösung versehen.* Aus den besten ausländischen Schriftstellern zusammengetragen von *Joseph Kottnauer.* 1801. 120 S. kl. 8. (8 gr.).

Bey der grossen Menge von Anekdoten-Sammlungen, Unterhaltungs-Taschenbüchern, Spass-Magazinen und dergleichen mehr, liesse sich allerdings mit nicht gar grosser Mühe ein neues Vademecum zusammensetzen, welches alle seine Vorgänger weit überträfe, wo sich fröhliche Laune mit ächtem Witz paaren, oder wenigstens gut vertragen, wo auch manche einzeln verstreute Anekdote, manche neuere Zeitgeschichte Platz finden, und mehr unter die Menschen gebracht werden könnte. Doch weit entfernt, dass gegenwärtiges Büchlein diess beabsichtigen sollte, verdient es nicht das *lustigste*, sondern schier das *geschmackloseste* Vademecum genannt zu werden. Von den 95 Anekdoten, die den Anfang machen, sind zwey Drittheile aus Pepliers Grammaire und den elendesten Volks-Kalendern genommen. Die Charaden sind keineswegs, wie der Titel verspricht, neu, sondern die allerbekanntesten, die bereits an zwanzig, dreyssig Orten abgedruckt stehen; und am allerschlechtesten fallen die Glückswünsche aus — vielleicht gerade, weil bey ihnen der Herausgeber am meisten *ex propriis* hinzufügte. Wer sollte wohl glauben, dass Verse der Art, wie S. 77.:

> Mädchen, liegst du noch im Bette,
> und schon glänzt die Morgenröthe,
> und schon liegen auf dem Tische
> hundert Gratulanten Wische (!)
> Ey so kleide dich doch an!
> Dass ich dir was wünschen kann.

oder gar S. 89.:

> Nie welke deiner Schönheit Glanz,
> nie ältre deine Jugend!
> *Nie falle dir der Jungfraun-Kranz*
> *durch die entehrte Tugend.*

als Modelle zu Glückwünschen vorgeschlagen werden könnten? Und doch ist sicher hier die grössere Hälfte von dieser feinen Art! — Originell ist es übrigens und gewissermassen der lustigste Einfall im ganzen Büchlein, dass der Herausgeber vorgiebt: er habe die Charaden aus den besten *ausländischen* Schriftstellern zusammengetragen. Eine *übersetzte* Charade! Wer kann den Unsinn fassen?

Leipzig, b. Joachim: *Elsbeth, Gräfin von Sassburg, oder die Räuber von Kingrätz, eine Geistergeschichte.* 1800. *Erster Theil.* 162 S. *Zweyter Theil,* 160 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wahrscheinlich das Probestück eines Gymnasiasten von vierzehn oder funfzehn Jahren, der zwar schon viel Geister-, Ritter- und Räubergeschichten gelesen haben mag, aber durchaus noch nicht weiss, wie es in der wirklichen Welt zugeht, und der selbst die gewöhnlichsten Stufenfolgen der Empfindungen und Leidenschaften nicht darzustellen vermag. Man braucht, um davon überzeugt zu seyn, nicht etwa erst die, fast sündliche, Geduld zu haben, und die ganze Geschichte des Ordens Helaldiel, *die Begebenheiten der italiänischen, in Räuberhände gefallenen,* Prinzessin, und die grosse Entschlossenheit der schönen Elsbeth zu durchlesen; sondern man lese nur gleich anfangs die Art, wie Elsbeth sich verliebt und nicht nur ihrem Ritter, sondern S. 28. auch ihrem Vater, nebst Andeutung dessen, was ihr getrönt hat, es gesteht; oder die Scene der Entehrung S. [illegible] nebst dem Gespräche, das dem Morde vorangeht, und man wird sogleich erkennen, dass das Ganze von einem Anfänger ohne Erfahrung und Beurtheilungskraft herstamme. Wir bitten ihn daher auch höchlich, die Geschichte Bernhards, die er im zweyten Theile S. 152. verspricht, dem Drucke nicht übergeben, sondern lieber den Schluss des bekannten Spruchs I. Samuel, X, 5. zu beherzigen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

London, b. Cadell u. Davies: *An Eſſay on Sculpture: in a Series of Epiſtles to John Flaxman*, Eſq. R. A. *with notes.* By *William Hayley*, Eſq. 1800. 358 S. gr. 4.

Kennern der neuen engliſchen Literatur ſind *Hayley's* Verdienſte um die Lehrpoeſie bekannt und chätzbar. Auch in unſern Blättern iſt ihrer, bey der Anzeige einer Sammlung ſeiner frühern Gedichte in echs Bänden (1786. 56 u. 64 St.), umſtändlich gelacht worden. Bey dieſem ſeinem neueſten Gedichte wird man ſich beſonders ſeines *Eſſay on Painting* erinnern, zu welchem gegenwärtiger Verſuch über die ildnerkunſt ein würdiges Geſellſchaftsſtück macht. Beide ſind, wie des Vfs. Gedichte über die Geſchichte nd epiſche Poeſie, nicht ſowohl eigentlich lehrende, ondern mehr beſchreibende, und charakteriſirende iedichte; nicht beſtimmt, die Kunſtregeln didaktiſch orzutragen, ſondern vielmehr von der Ausübung er Kunſt, ihren vornehmſten Veränderungen, den efflichſten Meiſtern, den berühmteſten Kunſtwerken u. ſ. w. treffende und unterhaltende Schilderungen zu geben. Mit der Ausarbeitung des vorliegenden Gedichts hatte der Vf. ſchon vor mehrern Jahren den Anfang gemacht; häuslicher Kummer über die angwierige Krankheit und den Tod eines ſehr hoffungsvollen Sohns, zogen ihn wieder davon ab; nd neulich erſt nahm er dieſe Arbeit wieder zur and, ob er gleich ſeinen Entwurf nicht ganz ausührte. Denn ſeine erſte Abſicht war, nicht nur die culptur des Alterthums, ſondern auch die der neuern Zeit, zum Gegenſtande zu nehmen; jetzt aber hat er ich nur auf jene eingeſchränkt. Für die letzte aber eſtimmt er ein eigenes Gedicht, für welches er auch ie Schilderung der Beeinträchtigungen aufſpart, welhe dieſe Kunſt durch die Secte der Bilderſtürmer erlitn, und der Wiederbelebung, welche ſie den herkuniſchen und andern Entdeckungen zu danken hat.

Auſser der beſondern Zuſchrift an einen der tatvollſten Künſtler Englands, den auch durch ſeine eiſterzeichnungen nach Homer und den griechiſchen Tragikern unter uns berühmt gewordenen *Flaxn*, iſt auch das ganze Gedicht an dieſen Freund s Vfs. und Kunſtlehrer ſeines verſtorbenen Sohns gehtet. Die *erſte* Epiſtel beginnt mit Wünſchen für ſeiglückliche Rückreiſe aus Italien, wo er vornehmlich Rom die Antike ſtudiert hatte. Die Studien und e ganze Lage ſeines Freundes vergleicht der Vf. mit er ſeinigen, und erklärt es ſodann als Abſicht ſeines egenwärtigen Gedichts, durch die Darſtellung der Bildnerey in ihrem vormaligen Glanze den Kunſteifer unter ſeinen Zeitgenoſſen noch mehr zu ermuntern. Dieſe Epiſtel ſchlieſst mit folgender ſchönen Apoſtrophe:

Angels of light! who deeds of blood abhor,
Enchain that homicidal maniac, War!
All hell's dire agents in one form combin'd
To fire the globe, and demonize mankind!
Let Arts, that render men divinely brave,
To Peace's temple turn Deſtruction's eave;
And ferm, to construct infernal ſtrife,
New bonds of friendſhip, and new charms of life!

d. i.:

Des Lichtes Engel, ſchwarzer Blutſchuld feind,
O! feſſelt ihn, den Menſchenwürger, Krieg!
In dem vereint der Hölle wilde Brut
Die Erd entflammt, die Menſchheit teufliſch macht.
Laſst Künſte, die mit Göttermuth begeiſtern,
Die Mördergruft zum Friedenstempel wandeln,
Und neuen Freundſchaftsbund und Lebensreiz
Zur Gegenwehr des Höllenhaders, knüpfen!

Der *zweyte* Brief hebt mit einer Anrufung an die Bildnerkunſt an, und erwähnt ſodann die verſchiedenen Angaben ihrer Entſtehung. Dieſe glaubt der Vf. mit Recht nicht in irgend einem einzelnen Lande aufſuchen zu müſſen. Denn überall, wo Gott mit unbegränzter Wohlthätigkeit dem Menſchen, ſeinem Ebenbilde, einen ſchöpferiſchen Geiſt ertheilte, da entſprangen deſſen holde Kinder, die mimiſchen Künſte, und redeten in verſchiedenen Ländern, in jeder Sprache. Der Vf. beſchreibt indeſs einige Ueberreſte des frühern Alterthums, die gegenwärtig als die älteſten Spuren der Bildnerey anzuſehen ſind, beſonders die ägyptiſchen. Ihrer Rohheit und Unförmlichkeit ungeachtet, bleiben ſie doch immer ehrwürdige Denkmäler des nach Gröſse und Fortdauer ſeiner Arbeiten ſtrebenden menſchlichen Geiſtes; und ſie veranlaſsten die glücklichern, geſchmackvollern Verſuche der hierauf beſchriebenen griechiſchen Kunſt, zu der er mit folgender Anrede übergeht:

Ye firſt and faireſt of ideal forms,
Whom beauty decorates, and paſſion warms,
Ye Graces, who beheld, with juſt delight,
All Greece one Temple, by your preſence bright!
Conduct a modern Bard, in fancy's hour;
To view that temple, conſcious of your power,
Conſcious, your favour full ſucceſs enſures;
The paths of knowledge, truth and fame are yours.

Ihr erſten, ſchönſten Idealgebilde,
Die Schönheit ſchmückt, und Leidenſchaft erwärmt!
Ihr Grazien, die froh ganz Griechenland
Als Einen Tempel ſahn, durch euch verherrlicht!
O! leitet mich, in der Begeiſtrung Stunde,
Zu ſchaun den Tempel, eurer Macht gewiſs,
Gewiſs, daſs mirs durch eure Gunſt gelingt;
Der Kenntniſs, Wahrheit, Ehre Pfad iſt euer!

Zugleich bittet der Dichter dieſe Göttinnen des Schönen um ihren wohlthätigen Einfluſs auf die Künſtler ſeines Vaterlandes, und eifert mit Recht wider die, welche mit *Monteſquieu* und *Winkelmann* den Engländern lebhafte Phantaſie und Kunſttalent abſprechen. Wie *Homer* einen *Phidias* weckte: ſo, hofft er, werd' es auch durch *Milton* Bildhauer geben, die ſich bemühen, den Marmor mit miltonſchen Feuer zu beleben:

To quicken marble with Miltonic fire.

Der Vf. verfolgt nun die Fortſchritte der griechiſchen Kunſt, vom *Dädalus* an, über den er ziemlich lange verweilt. — Im *dritten* Briefe werden die ſpätern griechiſchen Bildner, *Myron*, *Polyklet*, *Phidias*, *Skopas*, *Praxiteles*, *Euphranor* und *Lyſippus* charakteriſirt. Eben dieſs geſchieht mit einigen vorzüglichen Kunſtwerken, beſonders mit dem rhodiſchen Koloſs. Hierauf eine ſchöne Apoſtrophe an die Zeit, als Wiederherſtellerin der begrabenen und verſchütteten Kunſt. Zuletzt noch die Schilderung ihrer trefflichſten Ueberreſte, des *Laokoon*, der *Niobe*, des farneſiſchen *Herkules*, des *Apoll* und der *Venus*. — — Im *vierten* Briefe zuerſt von der Kunſt in *Hetrurien*, welches ſehr glücklich

The ſlave and teacher of the upſtart Rome.

„die Sklavin und Lehrerin des ſchnell ſich aufträubenden Roms," genannt wird, deſſen Schickſal aber durch den von dorther eindringenden Deſpotismus des Aberglaubens gerächt wurde. Nur beklagt der Vf. die undankbare Vergeſſenheit, in welche die Geſchichte dieſes Landes überhaupt, und beſonders ſeiner Kunſt und Künſtler verſunken iſt. Den Uebergang zu der Kunſtgeſchichte der Römer macht er mit Aeuſserungen des Unwillens über ihre kriegeriſche Raubſucht, wodurch ſie die Schätze fremder Länder in ihren Beſitz brachten, und über das Vorurtheil, welches die Ausübung der Bildnerey für erniedrigend hielt, und dadurch ſich ſelbſt die Wege zu neuen und eigenen Fortſchritten verſperrte. Er läſst jedoch der Schonung der Römer, in Anſehung der eroberten Kunſtwerke und ihrer Schätzung derſelben, Gerechtigkeit wiederfahren. Oft zwar war auch der Römer nur ſtolz darauf, herrliche Arbeiten zu beſitzen, ohne Geſchmack, ſie gehörig zu würdigen.

Proud to poſſeſs, though wanting taſte to prize.

Beſonders verweilt er ſich über *Sylla's* wilden Eroberungstrieb. Mehr Lob verdient *Cäſar*, auch in artiſtiſcher Hinſicht; und er würde für die Kunſt noch mehr gethan haben, wenn er länger gelebt hätte. Dagegen ſtraft er die Schmeicheley der Dichter über ihre am *Auguſt* verſchwendeten Lobſprüche, und ſchreibt es mehr ſeiner ſcheuen Bewerbung um Volksgunſt, als ſeinem Geſchmack, zu, daſs er die Kunſtwerke in Rom vervielfältigte. Die bildende Kunſt war ſpröder gegen ihn, als die Poeſie. Aber viele griechiſche Bildner wurden nun doch herbeygezogen, von welchen *Dioſkorides*, *Solon*, u. a. erwähnt werden. Hievon nimmt der Vf. Veranlaſſung, die Schönheiten der geſchnittenen Steine zu beſchreiben. Dann ſchildert er den Verfall der Kunſt unter den folgenden Kaiſern, von denen jedoch *Veſpaſian* und *Trajan* ausgenommen werden. Beſonders aber wird *Hadrian*, zwar nicht als Regent *und Menſch*, ſondern als Kunſtbeförderer, gerühmt, *und eine Beſchreibung* ſeiner Villa macht den Schluſs dieſes *Briefes*, die ſich der Dichter in ihrem vollen ehemaligen Glanze vergegenwärtigt. — — In der fünften Epiſtel verweilt ſich der Vf. zuerſt über den Einfluſs der Bildnerey auf die *Sitten* derer Völker, bey welchen ſie blühte. Durch ſie wurde der Heldenmuth ſtärker entflammt, und die Religion wurde durch ſie milder und feyerlicher. Hier eine ſchöne Epiſode über den Tod des *Demoſthenes*, an dem Fuſsgeſtelle der Bildſäule Neptun's, wozu auch ein Kupferſtich geliefert iſt, von dem jung verſtorbenen Sohne des Vfs. gezeichnet. Durch die Sculptur ward die Vaterlandsliebe mehr erweckt, das oft verfolgte und beneidete Verdienſt ausgezeichnet, wie das beym *Pindar* und den von ihm beſungenen Siegern der Fall war. Mehrere Bildſäulen verdienſtvoller Männer werden hier angeführt, und dann auch weibliche, die edle Handlungen und Seelengröſse darſtellten, unter andern die der Cornelia, der Mutter der Gracchen. Sodann wird der Verluſt mancher Schriften des Alterthums über die Theorie und Geſchichte der bildenden Kunſt bedauert, beſonders der vom *Paſiteles*. Deſto ſchätzbarer ſind uns aber die noch vorhandenen *Werke des Plinius* und *Pauſanias*. Das Werk des *letzten* nennt der Vf. ein *Panorama* des bezaubernden *Griechenlandes*. Zuletzt rühmt er auch noch das Verdienſt der neuern gelehrten Sammler und Erklärer der Antiken, eines *Junius*, *Guaſco*, *Winkelmann* und *Caylus*. — — Der Inhalt der *ſechſten* und letzten Epiſtel iſt ein rührender Erguſs zärtlicher Vaterliebe, die den frühen Tod eines jungen, hoffnungsvollen Sohns betraurt, der viel Kunſttalent beſaſs und *Flaxman's* Schüler war. Er ſtarb an einer langwierigen auszehrenden Krankheit, während welcher er ſeinen Vater ermunterte, die Arbeit an dieſem, aus Gram ſchon einige Jahre bey Seite gelegten, Gedichte zu vollenden; und dieſs that er an ſeinem Krankenbette. Dieſe hier geſchilderte Situation muſs auf jeden Leſer von Gefühl einen lebhaften Eindruck machen. Am Schluſs iſt in einem ſauber geſtochenen Medaillon das Bildniſs des jungen Dulders beygefügt; und in einem Poſtſcript zu den Anmerkungen meldet der Vf. ſeinen Tod, der einige Tage nachher erfolgte, als er dieſs Gedicht unter die Preſſe gegeben hatte. Daſs er bey der Lek-

Lobe dieſes hoffnungsvollen Sohns ſo lange verweilte, und ſeine Leſer zum Mitgefühle ſeiner Trauer auffoderte, entſchuldigt er durch folgendes *Sonnet*:

England! Kind parent! Freedom's fav'rite truſt!
Honour's prime pupil! Nature's noble care!
Thy feelings rapid as thy virtues rare!
Blame not my pride, that o'er the filial duſt
Of youth, now claiming the ſepulchral buſt,
I aſk thy ſpirit in my grief to ſhare!
For like thy heart and mind His truly were —
Brave, modeſt, tender, charitable, juſt!
His docile genius with fond joy I train'd
To love thy glory, and thy faith revere;
Nor will I murmur, though my frequent tear
Proclaims the Dead, unutterably dear:
So may I ſhare with him, what he has gain'd,
The recompence of Heaven for anguiſh well ſuſtain'd.

Wer mit den frühern Arbeiten dieſes durch Talent und Charakter liebenswürdigen Dichters bekannt iſt, wird ſich der umſtändlichen, lehrreichen und unterhaltenden *Noten* erinnern, mit welchen er ſeine ehemaligen didaktiſchen Verſuche begleitete. Auch dem gegenwärtigen iſt eine anſehnliche Folge ſolcher Anmerkungen, von S. 167—358., beygefügt, die der Freund des Alterthums und der Kunſt nicht ohne Befriedigung und Belehrung leſen wird. Unter andern kommen darin ziemlich viele Epigrammen aus der griechiſchen *Anthologie* vor, denen die lateiniſche Ueberſetzung des *Grotius*, und eine engliſche des Vfs. jedesmal beygefügt iſt. Auch das Gedicht des *Statius*, *Hercules Epitrapezios*, iſt der Länge nach, mit einer Ueberſetzung in engliſche Verſe, mitgetheilt, als der ſchönſte Tribut, welchen das Alterthum den Talenten des berühmten Bildhauers *Lyſippus* entrichtet hat.

PRAG, b. Widtmann: *Gedichte*, von *K. A. Schneider*. *Erſtes Bändchen*. 1800. 328 S. 8. m 1 Kupf. und 4 Muſik-Blättern. (1 Rthlr.)

Aus einer Gegend Böhmens, von woher, unſerm Wiſſen nach, noch kein deutſcher Dichter auftrat, erſcheint hier eine Sammlung, die, wenn auch nicht eines unbeſchränkten Beyfalls, doch einer günſtigen Aufmunterung würdig iſt. Hr. *S.* ſagt im Vorbericht: daſs er hierdurch bloſs anfragen wolle: ob die Töne ſeiner Leyer gefielen, und ob man mehrere derſelben hören möge? Aufrichtig geſtanden, glauben wir allerdings, daſs er ſeine Verſuche (denn dafür giebt er ſie ſelbſt nur an) ein wenig allzu früh ſchon ſammelte; daſs er gut gethan haben würde, noch mehr einen hümlichen Ton nicht etwa zu ſuchen, ſondern durch Uebung zu erwerben; und daſs er vorzüglich noch ſtrengere Auswahl hätte treffen ſollen. Aber gegenſeitig geben wir ihm auch mit Vergnügen das Zeugniſs: daſs viele ſeiner Gedichte eine warme Begeiſterung *bey* der Hervorbringung und eine kritiſche Sorgfalt *nach* derſelben verrathen; daſs er eine edle feurige Sprache mit gröſstentheils glücklicher Darſtellung verbinde; und ſich, wenn auch nicht als eigentliches poetiſches Genie, doch vielfältig als einen glücklichen Verſificateur und guten Kopf bewährt habe. Alles Vorzüge, die bey den Dichtern ſeines Vaterlandes noch nicht allzu häufig ſich vorfinden dürften!

Eben deshalb aber, weil wir mit Hn. *S.* mehr zufrieden, als misvergnügt ſind; weil er, mehrern Kennzeichen nach, ein noch junger Mann zu ſeyn ſcheint, und weil er ſelbſt ſagt: daſs in ſeinem Pulte noch Mehreres nach Licht ſich ſehne, glauben wir noch etwas weiter ins Einzelne fortſchreiten zu müſſen. Er hat in ſeiner Sammlung ernſte und fröhliche Gedichte, Lieder, Romanzen, Erzählungen und Epigramme, gereimte Sylbenmaaſse und Hexameter abwechſeln laſſen. Keine dieſer Arten misslingt ihm ganz; aber am wenigſten gelingen ihm ernſte, hexametriſche Gedichte, am beſten Lieder des leichten heitern Tons. Bey erhabnern lyriſchen Verſuchen fällt er in einzelnen Stellen zuweilen aus der Würde. So iſt z. B. das Gedicht *an die Treue* S. 82. gröſstentheils recht ſchön, aber wenn er von Entweihung der Ehen in jetzigen Zeiten ſpricht, dann ſind Strophen, wie folgende:

Und ihr Männchen, das ſich an dem Leben
Dieſes armen Wurms unſchuldig fühlt;
Kann's der treuen Gattin nicht vergeben,
Daſs ſie einen *Zuwachs* ihm gegeben,
Der mit neuen Sorgen ihn erfüllt;
Buhlen, Löffeln, Geld und Gut verzehren, —
Alles das hat er ihr gern verziehn;
Aber nun, ſogar ein Kind gebären —
Nein, die Sünd' iſt allzu groſs für ihn!

zwar an ſich ſelbſt nicht tadelnswerth, aber doch zu komiſch für ein ernſt ſeyn ſollendes Gedicht; und Stellen, wie S. 82.:

Macht man mich nicht gar zum *Kinderſpuck*.

ſind faſt ganz unedel. Auch in der *Elegie auf den Tod des Biſchofs Hay*, S. 70. — eines Prälaten, der nach dem einſtimmigen Zeugniſs vernünftiger Böhmen zu den edelſten Mitgliedern ſeiner Kirche und ſeines Vaterlandes gehört haben muſs — ſind vortreffliche Stanzen; man braucht ſie nur zu leſen, und man weiſs: daſs hier ein aufgeklärter Katholik einen aufgeklärten Prieſter beſingt; aber man findet ſie doch gewiſs ein wenig zu lang; weil kein gehörig fortſchreitender Plan, ſondern nur ein immer wieder rückkehrendes Lob ſich in ihr befindet. Der Ausdruck (S. 73.) *Charons ſchwarzer Nachen*, ziemt ſich nicht für einen chriſtlichen Biſchof; und in der letzten Strophe:

Hoch von deinem Sternen-Throne blicke
Wie im Leben ſonſt ſo liebewarm
Nun auf mich! Mit der Verklärung Blicke
Nicke mir, du Lichtumſtrahlter, nicke
Troſt mir zu in meinem bangen Harm!

Und wenn einſtens auch mein Kampf beginnt,
Wenn des Sandes letztes Korn verrinnet, —
O dann ſchlieſse mich in deinem Arm:

iſt die vierte Zeile gewifs nicht edel. Auch mufs im Anfang dieſes Gedichts ein Druckfehler ſich eingeſchlichen haben. Denn einmal ſind die *Thränen* ganz unbezweifelt falſch.

Unter den Gedichten fröhlicher Gattung ſind einige — als z. B. die *Advocatens Liebeswerbung* S. 138., *Knabenlied im Winter* S. 179., *an den Tod* S. 317., und *an den Donner* S. 170. — in *Blumauers* bekannter Manier. Dieſe Manier hat für Oeſterreichs Dichter und Dichterlinge oft ſchon einen gefährlichen Reiz gehabt. Sie führte Blumauern ſelbſt zuweilen von dem ſchmalen Steige des Aechtkomiſchen auf den Abweg des Platten und Poſſenhaften herab; und ſeine Nachahmer erlaubten ſich Scherze, die man zwar auf dem berühmten Theater der Leopoldsſtadt beklatſchte, in den geſitteten Provinzen Deutſchlands aber äuſserſt tadelnswürdig fand. Unſerm Dichter ſind die erſten zwey Stücke am beſten gelungen; vorzüglich hat die Liebeserklärung manche wahrhaft gute Stelle. Aber das Gedicht *an Donner* würden wir als gröſstentheils misgerathen erkennen. Vorzüglich halten wir die Strophen S. 173. für ganz ſeiner unwerth. Weit beſſer ſind einige Gedichte, auch fröhlichen Inhalts, wo der Vf. mehr ſeiner eigenen Laune zu folgen ſcheint, z. B. das *Wiegenlied einer Braut* S. 31., *der Freund, wie es wenige giebt* S. 40., und vorzüglich das *Geſpenſter-Lied* S. 238. Wie ein Dichter, der S. 8. der *Unſchuld* eines ſeiner beſten Gedichte widmen konnte, ſich nachher Erzählungen, wie S. 17. 34 u. 53. ſtehen, erlauben darf, iſt uns nicht ganz klar; aber noch minder begreifen wir, wie er ein ſo unbedeutendes Ding, wie die ſieben Zeilen auf *Röschens Schüchlein* ſind, des Abdrucks werth halten konnte?

Ueberhaupt hat er mehrere Gedichte, die nur für einmal, nur für einige wenige Perſonen gemacht waren, und wirken konnten, allzu nachſichtig in eine Sammlung aufgenommen, die nun fürs Publicum beſtimmt ward. Dazu rechnen wir das Lied auf eine Kirchweihe, mehrere an ſeine Freunde, und viele Sonnete an Erwinen und Jenny. Auch dieſs iſt freylich ein ſehr gewöhnlicher Fehler angehender Dichter. Sie glauben, was *ihnen* wichtig iſt, müſſe es auch den *Leſern* ſeyn, und verabſäumen es vorher wichtig zu machen. Nur was uns ein *lebhaftes* Bild von des Dichters individueller Gemüthsſtimmung geben kann, vermag auch zu intereſſiren. Ob ein Oberamtmann ſeinen Geburtstag, oder ein Mädchen ihren Namenstag begeht, das kümmert uns wenig; ſelbſt das lange Gedicht S. 250., in welchem der Dichter ſeine frühern Liebſchaften ſchildert, hat Stellen, die uns ermüden.

Unter den Romanzen gefallen uns am beſten *Haſſan und Idalu* S. 221. und *Lottchen* S. 296. — Von den Epigrammen ſind viele aus dem Martial überſetzt, und um ſo entbehrlicher, da wir von *Rämlern* ſchon eine Ueberſetzung des Dichters beſitzen. Aber von den eigenen kleinen Gedichten haben viele Witz und Gefälligkeit zugleich. Hier nur ein paar zur Probe, die nur weniger Härten in der Verſification haben ſollten:

An die Gerechtigkeit. (S. 14.)

Blinde Gerechtigkeit, ſage: wozu du die *Waag'* in der einen,
Und in der andern Hand führeſt das blinkende *Schwerdt*?
Meine Waage brauch' ich um brav Ducaten zu wägen;
Und mit dem Schwerdte hau ich durch die Geſetze mich durch.

Rosmarin. (S. 7.)

Schwarzes, zweydeutigs Gewächs, du Führer des Todes und Hymens!
Sag' ob dein Doppel-Symbol Haſs oder Liebe verdient?
Ach, nur Liebe, nur Dank! Denn du erinnerſt uns treulich:
Daſs Vergnügen und Schmerz ewig hienieden ſich paart.

Um dieſs letzte zu verſtehen, mufs man freylich wiſſen, daſs die böhmiſchen Landmächen, wenn ſie als Bräute zur Trau fahren oder gehn, groſse Sträuſser Rosmarin in Händen tragen, und daſs man auch alle Leichen auf dem Lande damit beſteckt. — Eilt Hr. *S.* nicht allzu ſehr mit einem *zweyten* Theile, feilt er noch etwas mehr an ſeinen Gedichten, und iſt er auch ſorgſam in der Wahl des Stoffs: ſo erwarten wir noch viel Gutes von ihm. Auch das iſt ein günſtiges Zeichen, daſs, nach den Jahrzahlen zu ſchlieſsen, die über den meiſten einzelnen Gedichten ſtehen, ſeine *beſten* Arbeiten gröſstentheils auch ſeine *jüngſten* ſind.

* * *

GIESSEN, b. Krieger: F. L. von Cancrin *Abhandlung von einem neu eingerichteten, beſonders dem Landvolk ſehr vortheilhaften und brandſparenden viereckigten Ofen von gegoſſenen Platten, Blech und anderer Materie, auch einem brandſparenden neuen Kochheerde, in welchen beiden man dann mit Holz, Torf und Steinkohlen feuern kann.* 2te Auflage. Mit 2 Kupfertafeln. 1800. 87 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1795. Nr. 321.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Cadell u. Davies: *Conſtantinople, ancient and modern, with excurſions to the ſhores and Islands of the Archipelago and to the Troad*, by *James Dallaway*, M. B. F. S. A. late Chaplain and Phyſician of the Britiſh Embaſſy to the Porte. 1797. 415 S. 4. (14 Rthl. 12 gr.)

2) Chemnitz, b. Taſché: *Dallaway's Reiſe nach Conſtantinopel und die umliegende Gegend.* Mit Karte und Kupfer. 1800. 462 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., welcher, während der erſten Jahre des Revolutionskriegs, als Geſandtſchaftsprediger und als Arzt, ein nicht oft vereintes Amt bey der Engliſchen Geſandtſchaft zu Conſtantinopel bekleidete, benutzte die Vortheile dieſer Stelle, theils um die *Geſchichte des Osmanniſchen Reichs von der Eroberung von Conſtantinopel (Mohammed II.) bis auf Abdulhamids Tod* zu bearbeiten, theils um eine *Reiſe* von ungefähr 1000 engliſchen Meilen zu machen, welche ſich von Stambul aus, an der öſtlichen Küſte des Meeres di Marmora durch Anatoli hin, nahe bey Halicarnaſs vorbey zog und alsdann längſt der Aegeiſchen Küſte ſich zurückwendete. Das Ganze ſcheint aus einem Tagebuch ausgehoben zu ſeyn. Was daher an der Strenge der Ordnung verloren geht, iſt nicht ſelten durch die Lebendigkeit der Schilderungen erſetzt, welche nur durch das Niederſchreiben auf der Stelle so erhalten werden kann, daſs man nicht beſorgen darf, es möchte der in der Erinnerung gebliebene Eindruck allzuoft durch die Phantaſie verſchönert und verfälſcht ſeyn. Das Maleriſche der Urſchrift ſelbſt giebt ihm an vielen Stellen einen ächten Reiz. Wenn die hinzugekommenen Kupfer nur halb ſo intereſſant wären, als die Gemälde der Feder des Vfs.: ſo würden auch jene dem Buch eine wahre Zierde geben. Jetzt ſind ſie, etwa den Proſpect des Serails und den (doch unvollkommenen) Riſs von Troas ausgenommen, bloſse Vertheurungen des Werks, welche die Erwartung des Leſers ſpannen, ohne ſie zu befriedigen. Sie betreffen Gegenſtände, welche ſich mit wenigen Worten eben ſo anſchaulich machen leſsen, als durch dergleichen colorirtes Spielwerk.

Das Werk iſt reich an eigenthümlichen Nachrichten. Der I. Abſchnitt giebt uns den *erſten Eindruck* beim Anblick des Landes, *Bemerkungen über die beſte Art dort zu reiſen*, und eine gedrängte, aber einſichtsvolle, *Charakteriſtik früherer Schriftſteller über die nämlichen Gegenden.* Der II. Abſchnitt führt nach einer allgemeinen Ueberſicht von Conſtantinopel, in das *Serail, als Harem oder Gynäceum.* Dies veranlaſst unterhaltende Bemerkungen über die ganze *Lebensart des andern Geſchlechts*, von der vornehmſten bis zu der geringſten herab. Die Frauen und Beyſchläferinnen der mittleren Bürger haben faſt volle Freyheit des Umgangs. Während die Männer Geſchäften nachgehen, ziehen die vermummten Geſtalten ihrer Weiber truppenweiſe in den Straſsen und Bajars umher, oder gehen, unter dem Vorwande, für verſtorbene Freunde zu beten, auf die Todtenäcker, wo ſie im ſchönen Schatten der Cypreſſen in unaufhaltſamer Geſchwätzigkeit miteinander ſich glücklich finden. Mehrmals im Jahre werden ſie in Arabah's, oder gemalten, rothbedeckten Wagen von buntgeſchmückten Büffeln auf irgend einen Lieblingsort auf dem Lande hinausgezogen; immer ohne Begleitung von ihren Männern. Die Frau des niedrigſten Tagelöhners trägt bey Gelegenheiten Brocat, ſchönes Pelzwerk und Stickereyen von Gold und Silber. Von Galanterieen der vornehmſten Türkinnen ſpricht man viel zu viel. Die Geſetze gegen dergleichen Ausſchweifungen ſind ſehr ſtreng, und dieſs mit doppeltem Recht, da jedes Frauenzimmer ſich durch einen Kebium (Contract vor dem Kadi) Einem Manne auf eine gewiſſe Zeit überlaſſen darf und dadurch der Polizey genugthun kann. Junge Männer haben ſelten mehr als eine Frau. Nur ältere, wenn ſie reich ſind, benutzen öfters die Vergünſtigung des Propheten (Sura 4.) Kein Kind iſt illegitim. Auch die von den Haus-Sklavinnen (Odaliks) erben mit; nicht aber ihre Mütter. Nur die Gattinnen erben mit den Kindern und können nicht ohne Scheidung entlaſſen werden. Von dem letzten Vezir, Mehmet Melek Paſcha, erzählt der Vf. S. 26 daſs er im 90ſten Jahre noch einen Sohn erhalten habe, deſſen Aechtheit nicht zu bezweifeln war. — Selbſt die beiden Oberſten der Verſchnittenen müſſen (S. 62.) ihre Harems halten, weil der Türke es für anſtändig hält, daſs jeder Mann nach ſeinem Vermögen einer Zahl vom andern Geſchlecht zu leben gebe. (So hatten, nach mehreren Stellen des alten Teſtaments, auch aſiatiſche Eunuchen früherer Zeiten Weiber). Der III. Abſchnitt betrachtet das *Serail als Staatspallaſt.* Hier werden die künftigen Staatsbeamten, gewiſſermaſsen als Pagen, nebſt den Regenten ſelbſt erzogen und frühe genug in die alten Ueberlieferungen und täglichen Zuſätze der Hofcabale eingeweyht, die man dort nicht erſt zu lernen nöthig hatte, da Muſtapha III. den *Principe* von Machiavell, nebſt der Widerlegung von Friedrich II. ins Türkiſche überſetzen lieſs. Alle Einkünfte des Sultans berechnet der

Vf. S. 51. auf 16 Millionen Piasters, ungefähr 700,000 Pf. Sterl., so weit sie auf Domänen, Kopfsteuer und Confiscationen beruhen. Der Nationalschatz erhalte aufser diesen jährlich ungefähr 1 Mill. Pf. Sterl. Vom Charakter des gegenwärtigen Sultans und seiner ersten Staatsbedienten werden hierauf mehrere Anekdoten mitgetheilt, welche auch in der Archenholzischen Minerva (ohne Nennung dieser Quelle) schon ausgezogen worden sind. Schon Abdulhamid war Freund der Literatur und der Künste des Friedens. Er liefs seinen Neffen, den Sohn Mustapha des III., da er zur Regierung kam, nicht nach alter Unsitte als einen Staatsgefangenen behandeln, sondern liberal erziehen. So wurde Selim III. der jetzige Sultan besonders durch den ehemaligen Gesandten zu Wien, Ratib Effendi, mit dem Auslande sehr bekannt. Er wünscht nichts mehr als die Staatsverwaltung und das Kriegswesen der Europäer nachzuahmen. Ein Mann von schönem, edlem Anstand, Herablassung und vielem speculativen Genie, scheint er aber doch dem Vf. der persönlichen Anstrengung unfähig, durch welche allein ein Peter I. zu solchen starken Umwälzungen die Triebräder des Staats in Bewegung setzen und erhalten konnte. Im Serail wird auf des Sultans Befehl die französische Sprache gelehrt. „Französische Weine wenigstens, setzt D. hinzu, liebt der Grofsherr selbst.“ — Zu Anfang des Jahrhunderts habe die türkische Kriegsmacht aus 32 Linienschiffen und 34 Gallioten bestanden, jetzt bestehe sie nur aus 12 vom ersten Rang, 6 Fregatten und 50 Kriegsschaluppen. Nach dem IV. Abschnitt hat D. die *Sophienkirche*, einst der „geoffenbarten Weisheit“ (dem Logos) geweyht, zweymal gesehen, welche niemand ohne Firman zu sehen bekommt. Er beschreibt sie sehr umständlich nach ihrem jetzigen Zustand. (Gibbon, dessen Einsichten in die Localitäten des orientalischen Reichs D. oft als sehr genau rühmt, nahm seine Beschreibung aus den Zeugen ihrer ehemaligen Pracht, dem *Procopius de aedific. Justiniani* u. a.) Eine beygefügte Tabelle zeigt, wie weit die alte Architektur von der spätern in der Gröfse der Grundrisse solcher Gebäude und in ihrer Höhe übertroffen werde. Die Wirkung des Anblicks der Sophienkirche und ihrer Kuppel von innen hält D. für unbeschreiblich, weil der grofse Eindruck durch keine Nebendinge unterbrochen wird. Der weite Fufsboden, mit Porphyr und Verde antico ausgelegt, ist nämlich blofs mit den reichsten Teppichen bedeckt und ohne den unangenehmen Anblick von Bänken und erhöhten Sitzen. Die Kuppel vergleicht Beloin mit der von dem Pantheon zu Rom und giebt der erstern den Vorzug. Mit dieser und verschiedenen andern, hier beschriebenen, Moscheen sind *fundirte Bibliotheken und Akademieen* verbunden, in denen die Studirenden auch hinreichend unterhalten werden. Aus den Büchern der Effendisi (Mairie) von Constantinopel erhellt, dafs die Stadt vor dem Feuer von 1782 fünfhundert solche Schulen hatte. Die Softah's (akademischen Lehrer) haben 100 Pf. St. nebst Wohnung und Unterhalt. Sie dürfen nicht heirathen und des Tags nur einmal essen. *Die Bibliothek der Sophienkirche ist alle Tage offen.* Sie besitzt unter ihren 1525 Mspten einen ganz in Kufischen Buchstaben geschriebenen Koran, auch 200 Bände voll Offenbarungen Muhameds an seine Gehülfen. Die Stadt hat noch 12 öffentliche Bibliotheken. Die neueste, von Abdulhamid 1779 gestiftet, erhielt vieles aus der Bibliothek des Serails, von deren griechischen und römischen ungedruckten Schätzen auch D. nichts genaueres erfuhr, welcher übrigens hier die gerechte Bemerkung macht, dafs man die Türken mit andern Orientalen, nicht aber mit den Europäern, vergleichen müsse. Viele von ihnen haben Geschmack für Literatur, nur natürlich nach ihren Anleitungen. Der V. Abschnitt beschreibt *die öffentlichen Plätze der türkischen Hauptstadt*, besonders den ehemaligen *Hippodromus*, jetzt *Atmeidan*, mit einem Obelisk von 60 Fufs Höhe. Kein Privathaus darf höher als 13 Ellen gebaut werden. Darauf sieht ein Polizeyamt; aber auf die Wahl des Platzes, Weite und Gradheit der Strafsen etc. nicht. In den Bajars sind auch türkische, persische und arabische Mspte häufig, aber theuer zu verkaufen. Der Abschreibelohn eines Foliobandes ohne Verzierungen kommt auf 15 bis 20 Pf. Sterl. In der grofsen Menge von offenen Boutiquen (Stehlen ist ungewöhnlich) entdeckt der Fremde die verschiedensten Nationen und tausend dem Europäer unbekannte Verarbeitungen. Opium mit eingedickten Säften in Stücken, welche man *Alaschallah* nennt, getrocknet, wird hier in Menge verkauft. Der Türke nimmt täglich von 10 bis zu 100 Gran, meist aber als Stärkungsmittel, um Strapazen auszuhalten. „Wer zu viel zu nehmen pflegt, wird mit eben dem Ekel und Mitleid angesehen, als bey uns ein alter Brantweintrinker.“ Je mehr die Vorurtheile gegen den Wein aussterben, desto mehr verliert sich der Gebrauch der Opiatpasten. — Die öffentlichen Plätze veranlassen den Vf. zu Uebergängen auf *türkische Justizpflege* und andere Eigenthümlichkeiten türkischer Sitten. Für die Ernsthaftern — welche an Kara Guze d. i. Puppencomödien u. dgl. keine Freude haben, ist in den meisten Kaffeehäusern ein *Raccontatore* beschäftigt, mit sehr lebhaften Gesticulationen orientalische Mährchen oder Sarkasmen über die Begebenheiten des Tags mehrere Stunden lang vorzubringen. Bisweilen veranlafst sogar die Regierung (S. 105) dergleichen Leute, von Politik zu handeln und das Volk mit irgend einer neuen Maasregel auszusöhnen. (So kann selbst der türkische Despotismus eine gewisse Publicität und Rücksichten auf die öffentliche Meynung nicht entbehren!) Die Mährlat u alf Leilah, die 1001 Nacht, welche *Petit de la Croix* den Europäern bekannt gemacht hat, sind (S. III.) ihnen, nebst *Pilpai* und *Lockmans* Fabeln genau bekannt und oft die Quelle ihres Witzes; ein Talent, auf welches jeder Türke stolz ist. Der VI Abschnitt betrifft das *Militärische* der hohen Pforte. Die 101 Legionen der Janitscharen (eigentlich Yeni Tscheir) haben die Ehre, dafs der Sultan selbst, als der Erste unter ihnen, an gewissen Tagen im zweyten Hof des Serails mit den andern seine Löhnung und seinen Pilaw

welchem der Janitſchar immer den Löffel am Turn trägt, einnimmt. — Was vom *Verhältniſs der eugriechen* folgt, ſollte durch eine Abtheilung genieden ſeyn. Für das Studium des Neugriechiſchen e Romeika) iſt ein neugriechiſch- franzöſiſch- und liäniſches Wörterbuch nebſt Grammatik in 3 Quarten, verfertigt unter dem Schutz des Hauſes Mauro rdato, das beſte Hülfsmittel. Ueberſetzungen fremr Romane und Schauſpiele, gedruckt zu Wien oder nedig, haben ſeit einigen Jahren unter den Neuiechen den *Anfang zum Buchhandel* gemacht. VII. ɔſchnitt. *Die Peſt.* Der jüngſtverſtorbene Wärter i franzöſiſchen Hoſpital zu Pera hat die Peſt zwölfal in ſeinem Leben überſtanden (S. 140.). Neuerlich t man den Gebrauch eines mit Oel getränkten mds, als des beſten — nicht bloſs Verwahrungsidern auch Geneſungsmittels angewandt. Der Vf. ſs auf gleiche Art ſtatt des Oels eine gewiſſe *Auflung von Kali* anwenden und erfuhr, daſs die Kranı, welche er aber nicht ſelbſt beſuchen durfte, genei ſeyen. — *Bäder*, gut beſchrieben. — *Monnte — Palläſte — Umgebungen* der Hauptſtadt. VIII ſchnitt. *Galata, Pera.* Die *fremden Geſandſchaften.* einer dortigen *Schule* (Medreſſeh) werden 500 Knai in mohammedaniſchen Kenntniſſen und militäriren Uebungen erzogen. — Tanzende *Derwiſche* n Mevlevih-Orden, Notizen von der *türkiſchen ſik.* Sie wird mit Zahlen aufgeſchrieben. Durch le Vierteltöne zwiſchen den 12 Tönen der Scala d ſie äuſserſt ſanft. *Guys* irre, wenn er den Türi muſikaliſche Theorie abſpreche, auch *Niebuhr*, em er erzähle, daſs ſie Ausübung der Muſik für eine ande halten. — Herrliche *Inſeln im Canal.* — Abſchnitt. Der *Bosphorus*, 1 bis 3 engliſche Meibreit, und von der Mündung an bis zur Landze des Serails nicht ganz 15 lang, mit den herrſten Landanſichten auf beiden Seiten. — Bey tari campirt jährlich einige Wochen lang die *Karne der Pilger nach Mecca*, auf Koſten des Sultans. einigen Jahren, ſetzt *D.* hinzu, hat die Zahl er intereſſirt oder freywillig frommen Pilgrimme klich abgenommen. Die vorigen Sultans waren ɔtter und freygebiger. (Ohne Zweifel wird dafür i dort mancher Mollah groſse Litaneyen über den all der „Religion" anſtimmen!). Die *Begräbniſsze* und die *türkiſche Liturgie bey der Beerdigung* gleich rührend (S. 189.).

(Der Beſchluſs folgt.)

BINGEN, b. Cotta: *Beſchreibung einer im Sommer 1799 von Hamburg nach und durch England gechehenen Reiſe* von *P. A. Nemnich*, B. R. Licenia t. 1800. 522 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

nig Werke ſind auf einem ſo kleinen Umfange, faſſend und ſo vollſtändig, wie dieſes. Der vorhte Zweck des Vfs. iſt, dem Leſer einen Be von dem Umfange des engliſchen Fabrikenis zu geben. Er führt ihn daher von Yarh nach London; von da über Oxford, Wit-Banbury, Birgmingham, Wolverhampton, Coventry, Leiceſter, Wottingham, Chesterfield, Wakefield, Leeds, Haliſax, Rochdale, Mancheſter, Preſcot, Liverpool, Warrington, Stockport, Macclesfield, Worceſter, Kidderminſter, Glouceſter, Briſtol, Bath, Plymouth, Salisbury, Exeter, London. Von da geht er über Norwich nach Cuxhaven zurück. Aus dieſer Ueberſicht erhellet, daſs die Reiſe faſt alle Städte des eigentlichen Englands umfaſst, die durch irgend eine Art von Fabriken bekannt ſind. Zwiſchen den hier genannten und bekannten Orten werden auch mehrere kleinere mitgenommen. London ſchien nicht in dem Plane des Vfs. zu liegen; auch kommen die Fabriken, die ſich in groſser Menge daſelbſt befinden, in den verſchiedenen Landſtädten vor; daſs er ſich aber, bey ſeinem kurzen Aufenthalte, auf die übrigen Merkwürdigkeiten dieſer Stadt nicht einlieſs, findet Rec. ſehr zweckmäſsig. Ueber London lieſt man alſo in dieſem Werke gerade am allerwenigſten. Sonſt aber zeigt der Vf. die Fabricate jedes Ortes an, und giebt dabey die deutſchen ſowohl als die engliſchen Namen vieler Artikel. Auch findet man über die Art der Fabrication ſelbſt viele und gute Aufſchlüſſe. Ueber Birmingham und das dabey liegende Soho, über Sheffield, Leeds und Liverpool iſt er vorzüglich umſtändlich, am meiſten aber über Mancheſter. Ueber dieſen letzten Ort findet man hier Nachrichten, wie ſie Rec. nirgends geleſen zu haben ſich erinnert. — Was die Richtigkeit der Angaben ſelbſt betrifft: ſo iſt es unmöglich, daſs irgend jemand dem Vf. folgen könnte, der nicht ſelbſt die nämliche Reiſe, und in der nämlichen Abſicht gemacht hat. — Auſser den Nachrichten über die Fabriken werden auch die übrigen Merkwürdigkeiten eines jeden Ortes, doch nur kurz mitgenommen. Auch werden mehrentheils die beſondern Beſchreibungen dieſer Städte angeführt, wobey ſich aber der Vf. zu lange bey den Abgeſchmacktheiten aufhält, die ſich in manchen ſolchen Werken finden. Verſchiedne andere Auszüge aus Büchern und Beſchreibungen einiger unbedeutenden Charaktere, hätten in einem Werke, wie dieſes, keinen Platz finden ſollen. Am unverzeihlichſten iſt die 23 Seiten lange Abhandlung über Anderſons Buch: „*on an univerſal character*", welche nicht nur nicht hieher gehört, ſondern auch für die mehreſten Leſer höchſt langweilig ſeyn wird, ſo wie die Vorſchläge zu Ausrottung der jetzt beſtehenden Sprachen, und zu Einführung einer allgemeinen ſehr abentheuerlich ſind. — Eben ſo lieſsen ſich die erſten 57 Seiten, auf welchen des Vfs. Reiſe von Hamburg nach Yarmouth beſchrieben wird, um mehr als die Hälfte abkürzen, ohne daſs das Weſentliche im geringſten etwas dadurch verlöre.

Die Sprache iſt äuſserſt vernachläſsigt. Hr. N. fühlt es ſelbſt und entſchuldigt ſich darüber, in der kurzen Vorrede, mit der Eile, in der jetzt jeder Schriftſteller ſeyn müſſe, der über ein cultivirtes Land etwas mitzutheilen hat. Da dieſes Werk gewiſs eine zweyte Ausgabe erleben wird: ſo wäre ſehr zu wünſchen, daſs der Vf. ſeine Sprache mehr ausbildete. Alles nicht zum Hauptzwecke gehörige und zum Theil

Ge-

Geschmacklose herauswürfe, hin und wieder glücklichere Uebersetzungen für englische Ausdrücke suchte (wie z. E. für bull-baiting, welches eine Ochsenhetze und kein Stiergefechte ist u. a. dergl.) und dann könnte er sich schmeicheln, ein Werk geliefert zu haben, das niemand entbehren könnte, der eine genauere Kenntniss von England zu haben wünscht. Es würde volle 100 Seiten weniger einnehmen, und das Beste und Vollständigste dieser Art seyn, was wir über irgend ein Land haben.

Leipzig, b. Crusius: *Briefe über die Insel Anglesea, vorzüglich über das dasige Kupferbergwerk und die dazu gehörigen Schmelzwerke und Fabriken.* Von *Augustin Gottfried Lentin* etc. Mit 3 Kupfertafeln. 1800. 158 S. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. hat sich mehrere Jahre auf dem Kupferbergwerke der Insel Anglesea aufgehalten, und giebt diese Briefe vorzüglich darum heraus „weil die metallurgischen Operationen Aufmerksamkeit verdienen, mit welchen man hier, aus Erzen, die man in unserm Vaterlande nicht fähig dazu hält, das Metall in einer Vollkommenheit darstellt, die ihm den ersten Platz unter allen Kupfersorten verschafft hat."

Zuerst giebt er eine allgemeine Beschreibung der Insel, nach welcher sie auf ungefähr 20 deutschen Quadratmeilen über 20.000 Seelen enthält, und Korn sowohl als Hornvieh in beträchtlicher Menge ausführt. Die Geschichte derselben ist kurz, gehört aber eigentlich in die Geschichte von Wales, wovon diese Insel einen Theil ausmacht und mehrentheils gemacht hat.

Sir Nicholas Bayley, Vater des gegenwärtigen Grafen von Uxbridge, verpachtete auf 21 Jahre, an eine Gesellschaft von Schmelzern aus Liverpool, gewisse Bleybergwerke, mit der Bedingung, dass sie den Parisberg mit in Pacht nehmen und auf Kupfer arbeiten sollten. Auf diese Art ward 1768 dieses wichtige Werk entdeckt, das jährlich über 60,000 Centner Kupfer liefert. — Nachdem der Vf. eine sehr fehlerhafte Art des Grubenbaues beschrieben hat, kommt er auf die Zubereitung des Erzes, worin denn die Engländer grosse Vortheile vor uns voraus haben. Er beschreibt nach den beygefügten Kupfern ihre Röststätten und zeigt, wodurch sie besser sind, als die in Deutschland gebräuchlichen. Noch umständlicher beschreibt er die in der Folge erfundenen conischen Roststöfen, deren es jetzt 45 auf der Insel giebt, die man aber noch vermehrt. Das gewonnene Rohkupfer wird hierauf nach Flintshire geschafft, wo man es ferner bearbeitet und raffinirt. Auch hier werden mancherley Vortheile angegeben, die den Engländern eigenthümlich sind. Einen Auszug aus diesen Nachrichten und Beschreibungen zu geben, erlaubt d Umfang dieser Anzeige nicht; auch sind die erklär den Kupferstiche schlechterdings zur Deutlichkeit n thig. Aber zu wünschen wäre es allerdings, d man in Deutschland die Sache beherzigte, und zu he, wie weit die Behandlungsart verbessert werd könnte.

Im J. 1785 trat dieses Bergwerk mit denen Cornwall in Gesellschaft, und es ward ausgemac den grösten Theil der Erze beider Bergwerke z den Durchschnittspreis von 65 Pf. St. die Tonne (d h. so viel Erz, als zu einer Tonne Kupfer erfoder lich ist), und das Kupfer gleichfalls im Durchschnitt zu 79 Pf. St. zu verkaufen. *Man blieb aber* dabey nicht stehen, sondern trieb den *Preis immer* höher hinauf, wobey beide Theile sich gegenseitig unterstützten. Im J. 1798 bezahlte die ostindische Compagnie das Kuchenkupfer mit 108 Pf. St. und Bolton musste 1 Jahr nachher für die nämliche Gattung von Metall 124 Pf. St. bezahlen. Von 1790 bis 1798, also in 9 Jahren, hat England ausgeführt an Metallwaaren aus Kupfer 1,211,467 Centner, deren Werth insgesammt 6,035,529 Pf. St. beträgt. Die Consumtion im Lande setzt der Vf., in dem nämlichen Zeitraume, auf die Hälfte. Seitdem aber ist dieser Handel etwas gesunken, und ein grosser Theil der Kupfergruben in Cornwall stehen auf Zubuse, weil sie nicht mehr so ergiebig sind, wie ehemals, weil der Preis der Arbeiter sehr gestiegen ist, und weil die Dampfmaschinen, durch welche die Wasser gewältiget werden, einen ungeheuern Kohlenaufwand erfodern.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, in Commiss. der Crazischen Buchh.: *Neues Zeichen und Stickerbuch* enthaltend 16 Kupfertafeln mit feinen nach der Natur ausgemalten Blumen, gezeichnet von *Lück. Erste Sammlung* ohne Text. gr. 4. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Hälfte der Kupfertafeln enthält blos Umri von Blumen; auf den übrigen findet man eben di Blumen ausgemalt, mit hellen Farben und einer f tigen Hand. Die Ausführung ist, in Betracht dass es Vorschriften für Anfänger seyn sollen, zu flüchtig. Das Rosenbouquet und ein ande worin eine Tulpe und Aurikeln sind, scheinen am besten gerathen.

* * *

Weissenfels u. Leipzig, b. Severin: *Beicht Communionbuch*, von *M. J. Ch. Förster.* 4te 1800. 176 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 14. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

1) London, b. Cadell und Davies: *Constantinople, ancient and modern, with excursions to the shores and Islands of the Archipelago and to the Troad,* by *James Dallaway*, etc.

2) Chemnitz, b. Taſché: *Dallaway's Reiſe nach Conſtantinopel und die umliegende Gegend.* etc.

(*Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Das bisherige, als Beſchreibung der Türkiſchen Hauptſtadt, wo ſich der Vf. lange genug verweilt hatte, um hinlängliche Beobachtungen anzuſtellen und Notizen zu ſammeln, iſt der intereſſanteſte Theil des Werks. Mit dem X. Abſchnitt beginnt die *Reiſe nach Anadoly.* In dieſer wechſeln die Scenen eigener Beobachtung ſeltener mit den bloſs geſammelten Nachrichten über das Alterthum der bereiſten Gegenden, und mit ſolchen Beſchreibungen von ſchönen Ausſichten, welche zwar des reiſenden Engländers für dergleichen Gegenſtände offenes Gemüth charakteriſiren, für den Leſer aber unbefriedigend bleiben. Man wundert ſich, in der Reiſe eines Arztes keine Beſchreibungen von Gegenſtänden der Naturkunde, bey merkwürdigen Gebirgen nichts von phyſikaliſchen Beſtimmungen der Höhen, der verſchiedenen Producte u. dgl. zu finden. Er hatte nicht einmal einen Thermometer bey ſich. S. 373. Man erſtaunt, von ihm als Theologen faſt nirgends Gegenſtände der Bibelforſchung und der Kirchengeſchichte aus eigenen Anſichten jener Gegenden beleuchtet zu ſehen. Die Reiſe geht über *Nikomedri*, *Nicaea*, *Bruſa*, den *Olympus*, *Apollonia*, *Magneſia*, *Smyrna.* Hier lebte noch *Fra Luigi di Pavia*, ein Franziskanermönch aus Padua, welcher 27 Jahre vorher das Spital St. Antonio auf eigene Koſten geſtiftet hatte, zum Dienſt der Pranken darin ſelbſt ſein möglichſtes thut, und dem man (S. 328.) *„den Gebrauch des mit Oel getränkten Mundes gegen die Peſt* zu danken hat, das nach ſeiner Erfahrung wenigſtens öfter als andere Mittel hilft. Er rechnet, ungefähr zwey Drittheile aller ſeiner Kranken gerettet zu haben.“ Unterſuchungen über die Ruinen von *Epheſus* und *Miletus*, ohne eigene Ausbeute. Doch ſind überall andere Reiſe-Erfahrungen eingemiſcht, welche den Leſer in Aufmerkſamkeit halten. Von Trogyllium ſchifft der Vf. in drey Stunden nach *Samos* über. *Tejos*, die Vaterſtadt Anacreons, in welcher jetzt nicht einmal mehr Wein zu bekommen war — ſoll von den Türken Bodrun genannt werden S. 305. Wir würden den Namen Teji eher unter dem benachbarten *Sejejek* zu finden glauben, da die Neugriechen und Türken gerne S für T ausſprechen. Bey den Anekdoten von *Tſchesme* bemerken wir, daſs der Ueberſetzer beſonders in den ſpätern Abſchnitten viele Notizen und Nachweiſungen wegliefs, welche für den Leſer, der nicht bloſs zur Zeitverkürzung leſen will, inſtructiv wären. Wir würden ihm dagegen mehrere ſeiner überflüſſig witzigen Noten wie S. 382. 384. 387. gerne zurückgeben. — Peyſſonels Nachricht, die Ruſſen ſeyen 1770. zum Verbrennen der Türkiſchen Flotte auf dieſer Rhede (bey dem Cyſſus der Alten, wo einſt die Römer des Antiochus Flotte beſiegten) ohne Plan durch Zufall und eigene Noth gezwungen worden, weil ſich Spiritow's Admiralſchiff, welchem das Steuer weggeſchoſſen war, nicht mehr retten konnte, und von der Mannſchaft ſelbſt in Brand geſteckt werden muſste, wird hier wieder in Erinnerung gebracht. — Die Zeichnung bey Pococke von „Homers Schule“ auf *Chio* muſs nach S. 326. ſehr unrichtig ſeyn, da ſie ſelbſt Dallaway's Patriotismus nicht rechtfertigen kann. — Die Reiſe geht über Smyrna rückwärts nach *Pergamus* und die verſchüttete Gold- und Silberminen von *Nymphäum*, auf die Inſel *Mitylene* (Lesbos) und endlich nach *Alexandria Troas*, jetzt *Eski Stambul*, wo nach ſo vielen neuen Nachforſchungen und Widerſprüchen man vom Vf. unpartheyiſch genaue Unterſuchungen der ſtreitigen Punkte wünſcht, aber vergeblich ſucht. Seinem Riſs von Troas iſt nicht einmal eine Scala, und eine Bezeichnung der Himmelsgegenden beygefügt. „Eine Reihe von fünf Hügeln an dem entfernten Horizont hin, ſagt das Original S. 340. iſt mehr als irgend ein anderer Beweis fähig, uns von dem Trojaniſchen Krieg zu vergewiſſern.“ Was können denn dieſe Hügel beweiſen, welche nichts von uralten Ueberreſten in und an ſich haben, und mehr nicht ſind, als was der antiquariſche Reiſende daraus macht? So viel als die *Scaea porta*, welche D. bey dem Hügel von Bunarbaſchi dort geradezu hinzeichnen lieſs? Durch dergleichen Data, und dann durch bloſse Verſicherungen von der topographiſchen Genauigkeit der Iliade iſt *Bryant* nicht zu widerlegen, auch wenn jeder Reiſende neue „*tumuli*“ entdeckt, ſie zu Grabhügeln umſchafft, und ihnen nach Belieben die Namen homeriſcher Helden beylegt. Selbſt nach den neueſten Forſchungen in der Reiſe nach Troas oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zuſtand von *Lechevalier*, nach dem Franzöſiſchen frey bearbeitet vom Profeſſor *Lenz* (Altenburg 1800.) hat man noch keine anders als nach dem Augenmaaſs entworfene [illegible] von Troas ſ. Allg. geo-

geographiſche Ephemeriden im Decemb. 1800. S. 494. und doch wird aus dem genauſten Zuſammentreffen der Topographie in der Iliade mit der jetzigen Lokalität argumentirt, daſs ſich jener alte Dichter (oder jenes Dichterchor?) zwar in der Geſchichte dichteriſche Freyheiten erlaubt habe, aber in den Ortsbeſtimmungen äuſserſt genau gewefen ſey, und ſich an die noch vorhandenen Situationen völlig anſchlieſse. Wohl mag man zur Schutzwehr für ſolche Argumentationen die Stelle des Plinius wählen: *Reverere gloriam veterem et hanc ipſam ſenectutem, quae in homine venerabilis, in urbibus* (oder gar *in qualibuscunque urbium veſtigiis!*) *ſacra eſt. Sit apud te honor antiquitati, ſit ingentibus factis, ſit fabulis quoque. Nihil ex cujusquam dignitate, nihil ex libertate, nihil etiam ex jactatione decerpſeris. Epp. L. 8. ep. 24.* Wie? wenn vieles, was man für Reſte des uralten Troja hält, ſich durch die Notiz auflöſste, welche D. am Schluſs ſeiner Beobachtungen im XXIII. Abſchn. nur wie verloren hinwirft: daſs nämlich K. Conſtantin, ehe er Conſtantinopel bauete, zwiſchen dem neuen Ilium (Alexanders) und dem ältern (welches D. immer Troja nennt) den Umkreis zu ſeiner Hauptſtadt abgeſteckt, und bereits manche Thürme und Mauern erbaut hatte, welche man, nach den Byzantiniſchen Schriftſtellern, von der See her ſehen konnte. Wenigſtens gehört eine groſse Doſis von Glauben dazu, wenn man mit D. (S. 349. im Original — denn der Ueberſetzer hat hier überflüſſige Zuſätze ſich erlaubt!) ſagen will: „die (ſogenannten) *Grabhügel* zwiſchen dem Rhäteiſchen und Sigeiſchen Vorgebirg und die *Vorpoſten* (!) des griechiſchen Lagers ſeyen von allen Beweiſen, welche *Lechevalier* angegeben, für die genugthuendſten zu halten.“ In einer Gegend, wo ſchon unter Alexander und alsdann unter den Römern ſehr bevölkerte und begünſtigte Städte angelegt worden ſind, und wo man ſogar vor 14 Jahrhunderten den Anfang gemacht hatte, eine groſse Stadt zu bauen, will man noch Hügel und Vorpoſten erkennen von einem Lager, welches wenigſtens noch 16 Jahrhunderte früher dort geſtanden haben ſoll? Rec. wundert ſich, daſs man nicht, wie von der Arche Noah, noch Ueberreſte von den griechiſchen Barken entdeckt hat. — Von Kumkaleh, dem Landungsplatz bey Ilium, fuhr D. in vier Stunden nach *Tenedos* hinüber. — Nach der Zurückkunft in Conſtantinopel folgen noch Abſchnitte von *der griechiſchen und armeniſchen Kirche*, und etwas von *Türkiſcher Literatur*. Juden und Armenianer haben noch *Druckereyen* zu Conſtantinopel. Als erſter Druck von jenen wird angezeigt ein hebräiſches Lexicon von 1488. (S. 383.) 1646. wurde der Pentateuch hebräiſch, chaldäiſch, perſiſch und arabiſch gedruckt. Das erſte Jahr der *Türkiſchen Druckerey* iſt 1726. In einer dort gedruckten Geographie von Weſtindien kommt eine Inſel *Wak Wak* vor, wo die ſchönſten Mädchen auf den Bäumen wachſen, nur aber etwa durch Sturm oder Schiffbruch Männer anlanden. Wird durch dieſe allzu ſeltene Ankömmlinge eine ſolche niedliche Baumfrucht gepflückt, ſo daftet ſie zwar die lieblichſten Gerüche, lebt aber höchſtens noch zwey Tage. Auf alle Fä ein intereſſanter Mythos. — Der letzte Türkiſ Druck iſt die *Osmaniſche Geſchichte bis auf Abdu mid* herab. Ihr Vf. iſt Raſchid Effendi. Im Dru wurde ſie zwiſchen 1784 und 1788 fertig. Hat h wohl D. in ſeiner Geſchichte der Osmanen, welch gleiche Ausdehnung hat, benutzt? — Im letzten A ſchnitt beſchreibt D. das *Neugriechiſche*, die P in Gegenſatz gegen das Altgriechiſche, die *Ellin* nebſt einigem von den Eigenthümlichkeiten der N griechen. Auch einige *neugriechiſche Lieder* wer hier, nach ihrer Ausſprache, mitgetheilt.

Durch Druckfehler iſt die Ueberſetzung ſehr entſtel So ſteht S. 2. Gillius, ſt. Gillies. S. 4. *Lauſter* ſt. Cay ſter. S. 11. D'Arrieux ſt. d'Arvieux. S. 13. *Toade* rini ſt. Toderini. Sandy ſt. Sandys. S. 21. *Druſa* ſt. Douſa. u. dgl. m. Der Ordnung hat zwar der Ueberſetzer bisweilen nachzuhelfen geſucht, im übrigen aber iſt ſeine an ſich lesbare Arbeit ſo wenig genau, daſs man ſie zu keiner eignen Prüfung des Inhalts mit einiger Sicherheit gebrauchen kann. Durch dergleichen Ueberſetzungen erhält Deutſchland nicht den Vortheil, die Literatur anderer Nationen bey ſich zu vereinigen, ſondern bloſs tauſend Veranlaſſungen zu Irrthümern und Miſsverſtändniſſen. Aus der Menge bedeutender Ueberſetzungsfehler nur folgende, die dem Rec. zunächſt auffielen. Die *reicheren Griech* ſagt D. *are, with every limited exception, only leſs ignorant than their maſters*, d. i. ſie ſind, *mit Ausnahmen, welche ſich von ſelbſt verſtehen, nur minder* unwiſſend, als ihre *Beherrſcher*. Der Ueberſ. „ſie ſind *aufs höchſte nur etwas* weniger unwiſſend als ihre *Herrn*.“ — Den *Baron Tott* charakteriſirt D. in Lob und Tadel ſehr fein. *The ſprightly egotiſms of B. de Tott, his apparent diſregard of truth and his love of exciting ſurpriſe, have depreciated in the public eye the value of his ſketches of that ſingular nation, with which he was ſo intimately converſant.* Der Ueberſetzer verwandelt dieſs Urtheil in eine *ungerechte* Verurtheilung: „der B. v. T. hat durch... *ſeine wenige Wahrheitsliebe* (ſt. ſeine *anſcheinende* Verachtung der Wahrheit)“ u. ſ. w. S. 14. ſchreibt D. dem Sir *James Porter obſervations replete with entertainment and good ſenſe* zu; der Ueberſetzer *wichtige* (wohl überlegte) unterhaltende Beobachtungen. S. (der Ueberſ. 15.) iſt *a plan of examination practicable amongſt a more poliſhed people* nicht von Unterſuchungen zu erklären, welche unter einem cultivirteren Volke angeſtellt werden *müſſen*. Statt *müſſen* *können* hier das unentbehrliche Wort. S. 13. *Gillius compiled two treatiſes of antiquities.* D. Ueberſ. S. 16. *P. G. fand* zwey Abh. — S. 20. *ſpeak of it (the Seraglio) as a palace only, not as containing the ſpace of a city within his Wall* S. 26. der Ueberſ. Ich betrachte es jetzt als einen Pa laſt, *nicht als eine Stadt von Palläſten* (ſt. nicht in fern es zugleich eine Stadt in ſeinen Mauern e ſchlieſst.) S. 44. *the Viſier now in office is likewiſe old harmleſs man, ſo that they may probably ſoon, ſtate-ſtatues only.*“ S. 57. der Ueberſ. „und

werden sie endlich *bloſse Statiſten* werden.“ (ſt. ſo daſs ſie wohl bald in ihren Sitzungen nichts als *Staatsſtatuen* vorſtellen werden.) S. 160. ſagt der Ueberſ. von dem Seminarium für Dollmetſcher bey der Pforte, *Giovani di lingua* genannnt: „Eine Einrichtung, *deren Redlichkeit* gute Früchte bringen muſs.“ Wer kann hier Sinn finden? Soll etwa *Unredlichkeit* dabey vorgehen? Nein; der Vf. ſagte: *a plan, which candour muſt allow to be replete with beneficial effects* und will alſo mit *Unpartheylichkeit* andeuten, daſs ein ähnliches Inſtitut auch für andere Geſandtſchaften gut wäre. Mehrere von dieſen Dollmetſchern ſprechen 7 bis 8 Sprachen flieſsend. S. 175. läſst der Ueberſetzer in einem Türkiſchen Pallaſt die Sonne durch *blecherne, polirte lange Strahlen ſinnreich vorgeſtellt ſeyn.* So *ſinnreich* iſt ſeine Ueberſetzung in tauſend Stellen. Das Original ſagt nämlich: *curiously repreſented*; nicht aber durch *blecherne Strahlen* (ſo toll iſt ſelbſt der Türke nicht) ſondern: *by many luminated radiations on a large ſcale* d. i. mit vielen leuchtenden Strahlen an einer breiten Treppe.

Jena, b. Mauke: *Bourgoing's neue Reiſe durch Spanien* in den Jahren 1782—1793. *Dritter Band*, welcher Zuſätze und Verbeſſerungen zu den zwey Erſten enthält, überſetzt mit Anmerkungen von *Chr. A. Fiſcher*. 1800. 359 S. 8.

Bourgoing's und *Fiſchers* Reiſebeſchreibungen liefern unſtreitig die beſten Nachrichten, welche wir über Spanien haben. Deſto angenehmer muſs es ſeyn, hier die Nachrichten des erſten mit den Anmerkungen des letzten zu leſen. *Bourgoing* urtheilt äuſserſt billig über die Spanier, und man kann ihm eher vorwerfen, daſs er zu partheyiſch für, als gegen ſie, geſchrieben habe, worin er gewiſs eine ſeltene Ausnahme von ſeinen Landsleuten macht. Nach der Erſcheinung ſeiner Schrift glaubte man in Paris, er ſuche wiederum Geſandter am ſpaniſchen Hofe zu werden, denn es war bekannt, daſs Perignon ſchon längſt die Gunſt der Directoren verloren hatte; aber B. täuſchte ſich, man ſandte Guillemardet nach Madrid, den einzigen bedeutenden Redner im Rath der Fünfhundert, um dieſen zum Schweigen zu bringen. Das Original von *B's.* Reiſen in der Hand, hat Rec. einen anſehnlichen Theil von Spanien durchreiſet, und kann alſo die Richtigkeit ſeiner Urtheile im Ganzen bezeugen. Nur da findet man wohl eine kleine Abweichung, wo die Zierlichkeit einer Wendung einen etwas falſchen Anſtrich gab, oder wo der Vf. dem Reize nicht widerſtehen konnte, eine Anekdote zu erzählen, die oft mehr ſchlieſsen läſst, als man ſoll. Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände erlaubt nur wenige Bemerkungen. B. ſagt, man könne mit Relais zwar koſtbar, aber ſchnell, reiſen, und *Fiſcher* ſetzt hinzu, er habe dieſes in ſeiner Abhandlung über die Arten in Spanien zu reiſen nicht erwähnt, weil er ſich keines Beyſpiels erinnere. Rec. weiſs ein paar Beyſpiele, wo die Reiſe von Cadix nach Bayonne auf eine ſolche Art gemacht wurde, und muſs B. beyſtimmen, daſs ſich vielleicht in keinem Lande ſo ſchnell reiſen laſſe. Nicht zu Vittoria allein, ſondern auch zu Miranda del Ebro werden die Koffer der Reiſenden durchſucht, und die erſte Viſitation bezieht ſich auf die Provinz Abava, die zweyte auf Caſtilien. Die Biscayiſche Munterkeit herrſcht zwar noch, beſonders unter den Weibern zu Vittoria, aber das Lob, welches der Vf. dieſem Orte giebt, rührt doch wohl von ſeiner perſönlichen Stimmung her. Deſto ſchlimmer, vielleicht zu ſchlimm kommt Burgos weg. Der Vf. bemüht ſich zu zeigen, daſs ſpaniſche Schafe in Frankreich gut gedeihen, und daſs Spanien dabey nichts verlieren werde. Trotz ſeinen Bemühungen, wird ihm dieſes kein Spanier glauben. Schade, daſs weder B. noch F. die Intriguen aufdecken, welche zur Geiſtesverwirrung des unglücklichen Danbey, der mit Malaſpina eine Reiſe um die Welt machte, und zum Arreſt des letzten viel beytrugen. Rec. kennt einige von dieſen Intriganten, doch iſt ihm noch manches zu verwickelt. Spanien hatte 1787. 10,268,150 Seelen, und unter den Provinzen war Gallicien am meiſten bevölkert, ungeachtet dieſes Land in der traurigſten Verfaſſung iſt. Aber der Grund dieſer Bevölkerung liegt nicht am Boden, der nach B. aller *Cultur* fähig ſeyn ſoll, aber es wirklich nicht iſt, noch an der Abſchaffung der Meſta, ſondern an den Auswanderungen der Einwohner. In groſsen Haufen ziehen die fleiſsigen, guten Bewohner dieſes Landes, nach andern Provinzen von Spanien, beſonders aber nach Portugal, und kehren faſt immer, wenn ſie ſich etwas erworben haben, in ihr Vaterland zurück, wo ſie von dem, was ſie ſich erſparten, oft bequem leben. Daſs, ſolcher Auswanderungen ungeachtet, ein Land ſehr bevölkert ſeyn könne, ja daſs dieſes oft die Urſache der Bevölkerung ſey, beweiſen Auvergne in Frankreich und die Provinz Entre Douro è Minho in Portugal: die Gallicier, ſo wie die Nord-Portugieſen ſind überdieſs ein vortrefflicher Schlag von Menſchen. *B's.* Nachrichten von der Spaniſchen Literatur haben durch den Ueberſetzer ſehr gewonnen. Vorzüglich intereſſant ſind die Nachrichten, welche B. von manchen Miniſtern und andern Männern von Einfluſs giebt, die er in ſeiner Lage genau konnte kennen lernen. Ueber Cabarrus muſs Rec. noch folgendes hinzuſetzen. Er ging im Winter 1797 als auſserordentlicher Geſandter nach Paris, nachdem Perignon zurückberufen war. Er miſsfiel ſogleich den Directoren ſo ſehr, daſs man ſogar ſagte, er ſey arretirt worden, gewiſs aber iſt es, daſs er ſogleich zurückberufen wurde, und daſs man es in Spanien nicht wagte, ihn wieder am Hofe erſcheinen zu laſſen. Sobald die Sachen in Frankreich eine ganz andere Geſtalt angenommen hatten, kehrte auch Cabarrus nach Madrid zurück, und wurde wiederum zu Geſchäften gebraucht. Das Spaniſche Militär iſt nach *B's.* Nachrichten, und wie der Augenſchein lehrt, noch immer in einem ſchlechten Zuſtande. Rec. glaubt, daſs der gemeine Soldat ſich mit dem Portugieſiſchen nicht meſſen könne, doch mögen die Spaniſchen Officiere beſſer ſeyn. Die Nachrichten von der Verwaltung einiger

niger Spanischer Colonien sind gleichfalls sehr interessant. Beyläufig lobt er die Behandlung der Negersklaven in den Spanischen Colonien. Rec., der viele Reisende, welche in Amerika gewesen waren, gesprochen hat, hörte einstimmig das Lob der Spanier in dieser Rücksicht. Sie behandeln unter allen Nationen die Negersklaven am menschlichsten. Ihnen folgen zunächst die Portugiesen, dann die Holländer, endlich die Engländer, welchen vormals die Franzosen nichts nachgaben. Die Nachrichten über die Anhänglichkeit der Spanier an ihr Kirchensystem enthalten manche lustige Anekdoten, die sich leicht vermehren liessen. Dogmatische und casuistische Schriften werden nirgends so allgemein gelesen als in Spanien; sogar Officiere sah Rec. sich damit beschäftigen. Was für ein Unterschied zwischen dem Spanier und dem gutmüthig toleranten und leichtsinnig religiösen Portugiesen! Ueber die schwimmenden Batterien, welche vor Gibraltar gebraucht wurden, findet man einige Nachrichten zur Entschuldigung Darçons, wie sich erwarten läßt. Darçon war zwar ein vortrefflicher Kopf, aber auch solche verrechnen sich. Ueber Valencia und Catalonien lieset man in diesen Zusätzen Nachrichten auf der letzten Reise des Vf. durch diese Länder gesammelt. Mit vollem Herzen unterschreibt Rec. den letzten Ausruf des Vf. wenn er auf die ganze Halbinsel ausgedehnt wird: O die Nation braucht nur geleitet zu werden, und ihre vortrefflichen Anlagen werden sich von selbst entwickeln!

SCHÖNE KÜNSTE.

EISENACH, b. Wittekind: *Die Winterabende am Kamin* von *Franke*. *Erstes Bändchen*. 1801. 208 S. 8. (12 gr.)

„Diese Erzählungen (sagt der Vf. im Vorbericht) „sind Erzählungen aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, die bey den langen Winterabenden, wenn der Wind heulte, und das Schneegestöber an die Fenster schlug, am wärmenden Kamin „von Freunden angehört wurden. Der Abend im Winter war zum Lesen bestimmt. Müde der vielen Ritter- und Geister-Geschichten entschloss ich mich, das, „was ich hin und wieder erzählt hatte, aufzusetzen, „und für den Druck zu bearbeiten. So entstanden „diese Winterabende am Kamin.“

Um Verzeihung, Hr. *Frank*! Fast sollte man doch glauben, dafs sie etwas anders entstanden wären. Nicht das, was sie vorher selbst erst beobachtet, gehört, oder erfunden und Freunden bereits *erzählt*, sondern was sie selbst *gelesen* haben mochten, — das ward von Ihnen nicht etwa *erst zum Druck bearbeitet*, sondern *vom schon Gedruckten abgeschrieben*, und hie überflüssig dem Druck von neuem übergeben; ni über Ihr Eigenthum haben Sie hier, sondern ü *fremdes*, geschaltet. Diese Anklage klingt hart; al man nehme nur *Starkens Gemälde aus dem häusli Leben* zur Hand; man vergleiche aus deren III Theile die *beiden Alten* mit der hier so gefirnelten *lohnten Tugend*, S. 114. aus dem IVten Bändchen *Hochzeitfeyer und den jungen Wanderer*, hier um tauft in *eine Hochzeit, wie wenige gefeyert werden*, u die *unerwartete Freude* (S. 131. und 144.): so wird m alsbald das *Corpus delicti* finden; wird finden, da in diesen drey Erzählungen dem Hn. Frank auch nic ein einziger Zug eigenthümlich gehört; dafs er di ganze Reihe der Begebenheiten und Aeufserunge dort schaamlos raubte, ja dafs er oft ganze Periode wörtlich abschrieb. Die *Schramme im Gesicht und Händen* S. 151. und der *Geburtstag* S. 173. sind nicht ganz so buchstäblich, doch gleich unverkennbar, aus der IIten Starkischen Sammlung entwendet worden.

Nachzuforschen, woher die andern Stücke abgeschrieben wurden, fand Rec. nicht erst nöthig. Dafs sie es sind, zeigt schon die auffallende Ungleichheit ihres Stils, und der so eben geführte fünffache Beweis. Der Grundsatz der bürgerlichen Gerechtigkeit: diejenige Kiste mit Waaren, wo mehrere offenbar geraubte Artikel sich vorfinden, so lange als verdächtig zu betrachten, bis das Eigenthum der übrigen erwiesen wird, ist billig auch auf die literarische Gerichtspflege zu übertragen. Augenscheinlich aber ist, dafs Hr. *Fr.* nicht alle Stücke von noch so guten Autoren, als *Starke* ist, erborgt habe. Denn der zweyte Aufsatz, *Träumereyen* betitelt, ist ein so zusammengeflicktes, schaales, wahrscheinlich aus einem Pfeffel Robinson entlehntes Machwerk, dafs wir uns kaum erinnern, je etwas elenderes gelesen zu haben. Uebrigens ist wohl kein Zweifel, dafs ein Plagiat dieser Art selbst dem Nachdruck noch an Nichtswürdigkeit vorangehe. Der Nachdrucker gesteht wenigstens zutrichtig, dafs er mit fremden Gute sich behänge; und kann allerdings zur gröfsern Celebrität des Beraubten etwa beytragen. Aber ein solcher — Herausgeber spielt de Räuber und den Heuchler zu gleicher Zeit, und kan doch wohl zuweilen den wahren Vf. um die ihm gebührende Ehre, wenigstens hier und da, bringen.

MAGDEBURG, b. Keil: *Predigten für Familien Beförderung häuslicher Tugend und Zufrie* von *C. G. Ribbeck*. 2te Sammlung. 1800. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. März 1801.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

1) Wien, b. Camesina: *Preisfrage: ist die Durchbohrung der Hirnschale bey Kopfverletzungen nothwendig oder nicht? wann und wo ist sie es, und in welchem Verhältnisse steht diese Operation mit dem glücklichem oder unglücklichen Ausgange gedachter Verletzungen?* Beantwortet von *Jos. Louvrier*, Kaiserl. Stabs-Feldarzte.

2) Ebendaselbst: *Preisfrage: ist die Durchbohrung* u. s. f, beantwortet von *Christ. Ludw. Mursinna*, Preuss. Generalchirurg.

Beide zusammen unter dem Titel:

Abhandlungen über die Durchbohrung des Schädels (Trepanatio cranii) als Beantwortung einer von der K. K. Josephinischen medic. chirurg. Akademie zu Wien im Jahre 1798. aufgestellten Preisfrage. Gekrönt 1799—1800. 107 S. 4. (1 Rthlr.)

Es ist unstreitig ein sehr preiswürdiger Gegenstand, welchen die Josephinische Akademie hier zu ihrer Aufgabe gewählt hat, weil er von äusserster Wichtigkeit, noch sehr streitig ist, und der unselige Krieg gerade wieder eine Menge zur Prüfung derselben dienender Fälle geliefert hat. Besonders ist die erste Beantwortungsschrift, welcher die Akademie auch den ersten Preis zuerkennt, des Preises würdig. Bekanntlich haben *Richter*, *Schmucker* und *Desault* den Gebrauch des Trepans sehr eingeschränkt, und seit Kurzem schien es sogar Mode zu werden, mit Bekanntmachung solcher Kopfverletzungen, die ohne Trepanation geheilt wurden, oder vielmehr heilten, den Heilkräften der Natur seine Ehrerbietung bezeigen zu wollen. Schon *Quesnay* sagte sehr richtig, dass dergleichen Beobachtungen einen sehr seichten Nutzen haben, weil sie durch ungleich zahlreichere und wichtigere Beobachtungen widerlegt werden, nur Kinder des Zufalls sind, die ganz von der Regel abweichen, ausser der Ordnung und so schwer zu bestimmen sind, dass man sie nicht einmal als Ausnahmen beobachten kann. Diese Preisschriften sind jenen Grundsätzen nun so entgegengesetzt, dass sie in diesem Kapitel der Chirurgie eine neue Epoche machen.

Herr *Louvrier* hat seine Beantwortung philosophischer geordnet, als, wie der erste Blick zeigt, die Aufgabe selbst gestellt war. Im *ersten* Abschnitte handelt er von den *Bedingungen, welche das Verhältniss der Trepanation zu ihrem Erfolge bestimmen; im zweyten von den Bestimmungsgründen der Trepanation nach Verschiedenheit des Verletzungszustandes, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Zeit ihrer Anwendung.* Das dritte Hauptstück im ersten Abschnitte ist der Angel, um welchen sich die ganze Beantwortung dreht, nämlich eine Widerlegung des als Norm aufgestellten Lehrsatzes, erst bey Erscheinung der Zufälle die Trepanation vorzunehmen. In diesem spaten Zeitraume kommt die Hülfe fast immer zu spät, und so ist die Befolgung dieser Norm nicht nur oft die Ursache des tödlichen Ausganges solcher Fälle, sondern auch die Ursache des Rufes von grosser Gefährlichkeit, in welchen die ganze Operation gerathen ist. Von 20 Kranken, die der Vf. wegen Hirnschalbrüche *vor* Erscheinung schlimmer Zufälle trepanirte, starb ihm auch nicht einer, obgleich sich mehrere von ihnen in ungünstigen Umständen befanden, z. B. auf offenen Schiffen bey schlechtem Wetter, und wieder auf schlechten Wägen über Felsenstrasen transportirt werden mussten. (Etwas zu sicher scheint der Vf. doch die Operation zu machen. So giebt er an, dass es der ungewandtesten Hand unmöglich würde, ausser der Gegend der Suturen die harte Hirnhaut mit dem Trepan zu verletzen, weil sie durch die angewandte Gewalt schon vorher abgetrennt sey. Wenn man aber, wie der Vf. will, auch bey sehr leichten Kopfverletzungen trepaniren soll: so dürfte man doch wohl manchmal auf Fälle stossen, wo diese Abtrennung der Hirnhaut nicht eingetreten wäre. Sollte ferner nicht auch die mit dem Trepaniren verbundene Erschütterung auf das geschwächte Gehirn manchmal nachtheilig wirken? So wenig solche Umstände bey *wirklich vorhandener* Nothwendigkeit der Operation in Betracht kommen dürfen: so sind sie doch bey einer nur *möglich entfernten* Nothwendigkeit derselben beherzigungswerth.) — Nach diesen Grundsätzen giebt es nun der im *zweyten* Abschnitte einzeln aufgeführten Fälle, welche die Trepanation erfodern, sehr viele. Auf der Stelle erfodern sie alle *Schädelbrüche*, deren Ränder nicht weit genug von einander stehen, dass die Feuchtigkeiten ungehindert ausfliessen und vorhandene Splitter herausgenommen werden können. Wenn sich ein Bruch über eine Sutur erstreckt, und nur an einer Seite derselben eine hinlänglich grosse Oeffnung ist: so muss sie an der andern Seite auch gemacht werden, und zwar durch den Trepan. Der Vf. trepanirte alle eindringenden Hirnschalbrüche und Eindrückungen auf der Stelle, und fand immer Nebenverletzungen, immer die harte Hirnhaut unter denselben mehr oder weniger abgerissen, nicht selten Ergiessungen, am öftersten aber ganz oder halbabgerissene Splitter der innern Tafel. — Selten ist

ſchnelle Trepanation noch nöthiger, weil ſie gar keine Oeffnung geben, eben ſo in dieſem Falle die *Schedelbrüche mit Eindruck*, auch bey Kindern, wenn ſie in der Gegend der groſsen Blutbehälter ſind. Ferner bey allen *eindringenden Hiebwunden im Felde*, wo ſie meiſtens durch ſtumpfe Säbel beygebracht, und deshalb mit Zerſplitterungen der innern Tafel verbunden ſind. Eben ſo bey *Stichwunden des Schädels und Schuſswunden des Kopfes*, wenn auch bey letzten der Schedel nicht ſichtlich verletzt, ſondern nur entblöſst iſt. Für die ſpätere Trepanation ſtellt er als Geſetz auf, dafs bey allen übrigen Kopfverletzungen, wo die Hirnſchale weder gebrochen noch eingedrückt, weder durchſtochen noch durchhauen iſt, nur dann zur Trepanation geſchritten werden könne, wenn Zufälle von innerer Verletzung entſtehen. — Die meiſten Sätze hat der Vf. mit Fällen aus ſeiner eigenen Erfahrung belegt. Hierzu gab freylich die Militärpraxis viel Gelegenheit. Wenn aber dieſe Sätze auch allgemein angenommen werden ſollten: ſo werden ſie doch ſchweren Eingang in die Civilpraxis finden, indeſs doch jetzt ſchon viel Einfluſs auf die Behandlung gerichtlicher Fälle haben müſſen.

Herr *Murſinna* hat den Gegenſtand oberflächlicher behandelt, äuſsert aber in allen weſentlichen Punkten ganz dieſelben Grundſätze, ebenfalls nach vielfältiger Erfahrung, hält auch die Trepanation an ſich für immer ganz unſchädlich u. ſ. f. Eigenthümlich oder von L. abweichend hat Rec. blofs folgendes gefunden. Als ein beſonderes Kennzeichen des Druckes auf das Hirn fand er immer eine beſondere Steifheit des Halſes, als wenn der Kopf an den Rumpf genagelt wäre. Auf dieſes Zeichen hin trepanirte er immer, und fand immer Extravaſat oder Eiter. — Wenn man die Pyramide nicht gebrauchen kann, giebt er der Krone dadurch einen feſten Gang, dafs er ſie anfangs in einem ſie genau umfaſſenden Ringe von Horn oder Pappe umherführt. — Sehr zweckmäſsig ſtellt er gleich zu Anfange die allgemeinen Indicationen zur Trepanation auf. — Ganz abweichend ſind beide in ihrer Meynung über die Nothwendigkeit, Depreſſionen bey Kindern zu trepaniren. *Louvr.* iſt der Meynung, dafs bey ihnen die Trepanation nie auf der Stelle nöthig wäre, und ſelten ſpäterhin, weil ſich die eingedrückte Stelle immer von ſelbſt wieder höbe, oder das Gehirn ſich an den Eindruck gewöhnte, (die Erfahrung zeigt dieſs nur *oft*, aber gar nicht *immer*), ſelten ein Bruch zugleich da ſey, und die innere Tafel nicht ſo leicht bey ihnen abſplitterte. In manchen Fällen würde man mit dem *Tire-fond* die Stelle wieder in die Höhe bringen können, und wenn eine Oeffnung wirklich nöthig geworden ſey: ſo würde er ſie, nach *Theden*, mit einem Stückchen Glaſe und einer Scheere machen. — *Murſinna* hingegen will auch die Depreſſionen der Kinder trepaniren, weil nach ſeinen beſonderen Beobachtungen der Kinderſchedel ſchon weit härter ſey, als man gemeiniglich

ubt. Das Abſchaben des Knochenſtücks durch Glas
int ihm ein kindiſcher Vorſchlag zu ſeyn, und er
ſieht den Nutzen deſſelben nicht ein, da man w
leichter, ſicherer und geſchwinder das niedergedr
te Knochenſtück durch den Trepan fortſchaffen k
ne. (Die erſte Methode hat den in die Augen ſp
genden Nutzen und Vorzug, dafs man durch ſie
niedergedrückte Stück fortſchafft mit geringerem V
luſte an Schädelſubſtanz, und geringerer Entblöſs
der Hirnhäute.)

Jedem denkenden Wundarzte mufs der Wi
ſpruch ſehr auffallend ſeyn, in welchem unſere Ha
ſchriftſteller über die Anwendung einer andern Cl
von Mitteln bey Kopfverletzungen unter einander ſt
hen, nämlich über die Anwendung *der kalten und warmen* Umſchläge. Möchte doch auch *dieſer Gegenſtand* aufs Neue unterſucht werden!

1) Freyberg, in der Craz. Buchh.: *Kurze Anweiſung zur Kunſt des Verbandes zum* Gebrauche der *jungen Wundärzte in den Militärhoſpitälern*; von *Lombard*, Oberwundarzte und Lehrer am militäriſchen Unterrichtshoſpital (e) zu Strafsburg. Aus dem Franzöſiſchen. 1800. 152 S. 8. (10gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Chirurgiſche Klinik in Bezug auf die Wunden, als Fortſetzung der kurzen Anleitung zur Kunſt des Verbandes.* Von *Lombard*. Aus dem Franzöſiſchen. 1800. 245 S. 8. (16 gr.)

Von Nr. 1. haben wir das Original gleich nach ſeiner Erſcheinung in dieſen Blättern angezeigt. Was die vorliegende Ueberſetzung anlangt, ſo iſt ſie zwar, ſo viel wir ſie verglichen haben, treu, aber zu hei

Bey Nr. 2. mufs man die Studirenden bedauern, die an einen ſolchen Lehrer verwieſen ſind, und mufs ſich ärgern, dafs auch für dieſes elende Geſchreibſel ſich wenigſtens Finger zum Ueberſetzen fanden. Rec. erinnert ſich lange nicht, ein in jeder Hinſicht ſo elendes Buch geleſen zu haben. Zuerſt wird auf zwey Bogen viel darüber geſchwatzt, *dafs man die* äuſsern Heilmittel, Balſame etc. zu ſehr *vereinfacht* habe, und dann ein Taſchenbeſteck *beſchrieben*, in welchem ſich z. B. auch eine ſpitze Sonde befindet, mit welcher man bey dem Bruchſchnitte die Gedärme durchbohren ſoll, wenn ſie von Luft zu ſehr ausgedehnt ſind. Dann ſind die einfachen und complicirten Wunden im Allgemeinen und die des Kopfs, der Bruſt und des Unterleibes ins beſondere abgehandelt, aber ſo, dafs man ſich immer um ein Jahrhundert zurückgeſetzt glauben würde, wenn nicht der republikaniſche Stolz, und die ekelhafteſten Invectiven gegen die Engländer das wahre Zeitalter des Vfs. genug wieder in das Gedächtniſs riefen. In der Einnung, doch endlich auf intereſſante Bemerkungen zu ſtofſen, wozu der Felddienſt ſo viel Stoff gab, hat Rec. geduldig das Buch durchgeleſen. Verwerfung der Bauchnath, Behandlung der Schuſswunden mit erſchlaffenden Mitteln, und in der Regel ohne Einſchnitte, und Behandlung des Hoſpitalbrandes mit reizenden und nährenden Mitteln. Hier hat der geneigte Leſer den ganzen Befund! Uebrigens iſt das Ganze

Geschwätz der gröbsten Humoralpathologie. Der
macht sich darüber lustig, dass die Entzündung von
m Nervenreize entstehen sollte, da sie doch ur-
nglich aus der Verstopfung der Gefäfse durch *di-
erhitzte, brennende und vertrocknete Säfte entsteht.
verfinken oft in eine brennende Ausartung, und
nden, brennen und ätzen dann durch ihre glühen-
von selbst entstandenen, Bewegungen mit einer unbe-
flichen (!!) Thätigkeit. Ihre Verschlimmerung steigt
och, dass sie die festen Theile angreifen und zer-
fen, als wollten sie sich von ihnen ernähren, indessen
nur auf ihre Zerstörung abzwecken.* (S. 88.) Nach
fer Probe wird man es sehr begreiflich finden, dass
Vf. auf *die englische Belehrung*, die Eiterung sey
e besondere Absonderung, tief herabsieht. Es wä-
ja die Gefäfse verstopft, und so könnten sie nichts
sondern; auch könnten ja (wenn man von Reforb-
keinen Begriff hat) die Höhlungen nur durch Zer-
melzung der festen Theile entstehen! Den *lügen-
ften Entdeckungen der Engländer sollte man den Ein-
ng in Frankreich versagen* (S. 92.) und an einer an-
rn Stelle (S. 90.) eifert er gegen seine Collegen, *die
verbietenden Gesetzen zum Trotze ihre Weisheit aus
glischen Magazinen nehmen!!* In den Theorieen der
ngländer findet er die *Absicht*, Verwirrung hervorzu-
ingen, und ruft dann aus: *Hier (?) unterscheidet man
liebevollen (!) und sanften (!) Charakter der Franzo-
n, und dort erkennt man die Härte und Missgunst eng-
cher Art!!* Vollends ekelhaft ist es nun noch, das
zänk des Vfs. mit französischen Recensenten *überz*
zu finden.

Nürnberg, b. Stein: *Juville's Abhandlung über die Bruchbänder und andere bey Gebährmutterfenkungen, Aftervorfällen, künstlichen Aftern und Unenthaltsamkeit (?) des Harns anwendbaren Verbänden.* Aus dem Französischen. Nebst einer Vorrede von Hn. Professor *Schreger*. 1800. XX. und 138 S. 8. (Mit 14 kolor. Kupfern 3 Rthlr., mit schwarzen 1 Rthlr. 12 gr.)

Einzelne Theile des schon 1786 erschienenen Ori-
nals sind zwar schon jedem deutschen Wundarzte
rch die Aufnahme derselben in mehrere deutsche
riften bekannt, indess, auffallend genug, fehlte
noch eine Uebersetzung desselben. Bey der Wich-
keit des Werks ist diese eine verdienstliche Arbeit.
der Vf. zu weitschweifig ist, sind zweckmäfsige
ürzungen gemacht. — Die lückenhafte Geschich-
er Bruchbänder hat der Uebersetzer in einem An-
ge vervollständigt. (Eben so sehr hätte das sehr
e Kapitel von den Mutterkränzen diefs verdient.)
er Vorrede theilt Hr. *Schreger* einige Fälle mit,
elchen die Kranken nur ein Bruchband vertru-
, dessen Pelote nach *Juville's* Art blofs auf den
hen Theilen ruhte. Ferner einige Einwürfe ge-
J's Nabelbruchband, mit einem sehr lehrreichen
, in welchem der Vf. vorzüglich durch ein Schnür-
ben dem Kranken half, der vergeblich eine Men-
Nabelbruchbänder gebraucht hatte. — Die Ku-
pfer sind äufserst sauber, sehr gut ist aber, dass auch schwarze Abdrücke geliefert werden, die eben so deutlich sind, und Manchem das Anschaffen des Buchs erleichtern werden.

PHILOLOGIE.

Hamburg, b. Villaume: *Holsteinisches Idiotikon*, ein Beytrag zur Volkssittengeschichte; oder Sammlung plattdeutscher alter und neugebildeter Worte (Wörter) Wortformen, Redensarten, Volk(s)-Witzes, Sprüchwörter, — Gebräuche, Spiele, Feste der alten und neuen Holsteiner. Mit Holzschnitten. Erster Theil — von *Johann Friedrich Schütze*, Kön. Dän. Kanzley-Secretär. 1800. XXIV. u. 342 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ein löbliches Unternehmen, und bis auf wenige Ausnahmen, auch gut ausgeführt. Holstein, sowohl das eigentliche, als mit dem Inbegriff Schleswigs, verdiente wohl ein eigenes Idiotikon, und das mehr umfasste, als das übrigens so fleifsig ausgearbeitete Richeyische von Hamburg. Das gegenwärtige gewinnt sogar von der Seite der Vollständigkeit in Vergleichung mit dem schätzbaren und gelehrten Bremisch-Niedersächsischen, die Geschichte der Volksgebräuche ungerechnet; aufser dass letztes die Ausdrücke aus Urkunden mitnimmt. In der lesenswerthen Einleitung sind uns jedoch folgende Stellen aufgefallen. Die Benennung *Sassen* und das *Sassische* S. IV. und V. gehört vielleicht unter die Modewörter, scheint uns aber doch nicht zu den nachahmungswürdigen Neuheiten zu gehören. Man mag ja wohl an den Ufern der Ostsee sich ihrer bedienen, aber es ist sicher nicht die ursprüngliche, sondern blofs die aus einer nachlässigen Aussprache entstandene. Wäre das Gegentheil wahr: so würden die Sachsen aus dem fünften Jahrhundert nicht in England die Namen der Provinzen *Essex*, *Sussex*, *Middlesex* u. s. w. als Denkmale ihres Volksnamens hinterlassen haben. Und was die *barbarische* Mundart und *unreinere* Sprache der Oberdeutschen betrifft: so gehört das eben nicht zum ächten Patriotismus, wenn man fremde Dialecte mit Sarkasmen belegt. Das Wahre an der Sache ist der Mangel an Cultur, den die südliche und südöstliche Sprache Deutschlands in gewissen Perioden erlitten hat. Einen Beweis ihrer Bildungsfähigkeit giebt die feine und zärtliche Sprache der schwäbischen Minnesinger. — Wohl verdiente das Niedersächsische wieder zur Schriftsprache erhoben zu werden, die sie ehmals war; nur ist es nicht wahrscheinlich, dass es je geschehen werde, da man immer mehr sich vor Erlernung mehrerer Sprachen scheut. — Gleich einseitig und etwas selbstisch schien uns S. XVIII. der Ausfall auf die sogenannten *gelehrten Wort- und Wurzelgräbler* unter den grofsen Sprachkundigen, und ihre Zeit- und Papierverschwendung. Wir erinnern uns aus dem 17ten Jahrhundert eines *Franz Junius* und *Sperlichselms* und aus dem 18ten *Wachters* und *Ihre's*, denen dieis allenfalls gelten könnte. Allein unter ih-

ren

ren Dialect- und Sprach-Vergleichungen wird wenig Brauchbares seyn. Haben sie deutschen Wörtern lateinische und griechische zur Seite gestellt: so sind es ja blos Vergleichungen solcher Wörter, die von einem Stamme abgeleitet sind. Sie hätten ihnen immer auch noch slavische, lettische u. dgl. zur Seite stellen können und sollen, da ihre Tendenz, Aufsuchung und Beweis von Sprachen-Harmonie war, nur Sprachen, wie das Hebräische ausgenommen, das nicht allein von einem fremden Hauptstamme ist, sondern auch bey seiner Armuth an Wurzeln und deren Vieldeutigkeit die Herleitungen aus ihm zur Spielerey machen kann. Dass Hr. *S.* in solchen Vergleichungen sparsamer war, als jene Gelehrten, verdenken wir ihm keinesweges, in so fern er das Abschreiben oft gesagter Dinge vermied. Er hätte sich aber gleichwohl hier und da zur Wurzelklauberey ein wenig herablassen können, und so würde er z. B. nicht S. 3. *Alheid*, *Adelheid* von *all*, vielgeltend, hergeleitet, und gefunden haben, dass *Brud* schon im Angelsächs. und Altsächs. *Gattin* bedeutete, und das *fix* nicht zum Engl. *to fix* sondern zu *fit*, fertig, geschickt, gehört und in ganz Deutschland selbst in Skandinavien das Synonym von *fertig* sey, und *hurtig* und *gewandt*, nicht fest, mannhaft, bedeute: ein Beweis, dass nicht selten die falsche Herleitung eines Worts auch auf die Angabe von dessen Bedeutung einwirkt. Der Ausdruck *aus dem Ef Ef*, der auch im südlichern Deutschland gehört wird, stammt wohl aus der Sprache der Waarenfacturen, wo *fein-feine* Waare mit *ff* bezeichnet wird. So sind die angeführten Sprichwörter größtentheils auch in Oberdeutschland zu Hause. Über die Ammenlieder und andere Reimlein, sollten auch einige darunter kaum der Stelle werth seyn, wollen wir den Vf. nicht schikaniren; es wäre Undank, seine Mühe des Sammelns zu verkennen. Sittenschilderungen fodern auch kleine Züge, um naturgetreu zu seyn. Wer ein interessantes *Beyspiel der Volksgebräuche* lesen will, der schlage das *Wort Brud* nach, wo die Hochzeiten der (überhaupt in Sprache und Sitten originellen) Dithmarsen beschrieben werden.

* * *

Halle, in der Waisenhausbuchh.: *Fibel zum Gebrauch beym ersten Unterricht der Kinder.* 2te Aufl. 1te Hälfte. 1800. 48 S. 8. (1 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 377.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Straubing*, b. Reitmayr: *Selim der Perser*, ein Gemälde für Krieger und Helden, von Dr. *Prochlich*. 1800. 72 S. 8. Welche sonderbare, unglaublich vielfache, Kraft manche unserer Schriftsteller ihren Geisteskindern mitzutheilen glauben, davon giebt Hr. D. *Prochlich* ein Beyspiel. Er schliesst sein Büchlein mit folgender Anrede: „Lernt, *edle Jünglinge*, „aus dieser Geschichte die grosse Wahrheit, dass Tugend und „Religion die besten Mittel sind, euch die Gunst der Grossen „zu erwerben (!!??), eure Wohlfahrt zu befördern, und auch „im Soldatenstande euer Glück zu machen. Lernet, *vornehme „Väter*, aus dem Beyspiele des Vaters des *Selim* die wichtige „Pflicht, euern Söhnen, eh ihr sie in den Soldatenstand treten „lasset, eine gute Erziehung zu geben, für die Bildung ihres „Verstandes und ihres Herzens zu sorgen. Ein geschickter, tugendhafter und wohlerzogner Jüngling wird in jedem Stande „besser, als ein Ungebildeter fortkommen.“ „Lernet, ihr *Lehrer der Jugend*, von einem würdigen Zarim die vortreffliche „Kunst, bey dem Unterrichte und bey der Erziehung junger „Leute, die Religion zum Grunde zu legen, und ihr Herz eben „so sorgfältig, als ihren Verstand zu bearbeiten! Die grösseste „Geschicklichkeit ist ohne Religion ein Gebäude ohne Grund, „eine zerbrechliche Stütze, auf welche man sich nie sicher lehnen kann. Lernet ihr *Mächtigen der Erde* — doch ich bin „zu klein, den Grossen, den Mächtigen Lehren zu geben. Aber „Mehudah, der liebenswürdige Prinz mag ihnen durch sein Beyspiel Weisheit predigen.“ Nun wahrhaftig, wenn die edlen Jünglinge, die vornehmen Väter, die Lehrer der Jugend, die Mächtigen der Erde, alles dies aus einer Erzählung von ungefähr siebzig Seiten lernen sollen: so muss diese letzte nicht nur eine rechte Quintessenz des Schönen, Guten und Gerechten enthalten; sondern sie muss auch das Schöne, Gute und Gerechte so anschauend, so lebhaft darstellen, dass man sich eine starke Wirkung davon versprechen kann. Aber leider! ist das der Fall hier gar nicht. — Der liebe Selim, von dem vortrefflichen Zarim erzogen, ist, wie er beym Heere eintrifft, in Regiment seines Grosvaters eine der niedrigsten Stellen sich wählt, gegen Zweykampf (Zweykampf bey den Orientalern!) Bewerbung des Landmanns, Plünderung der Gefangenen, harte Behandlung der Feinde u. s. w. eifert, ein sehr mittelmässiger Schwätzer; und wird dann, als er in die Nähe des Prinzen Mehudah kömmt, sogar zuweilen ein Schmeichler, der den Fürsten dann anbeten will, (S. 52.) wenn er weiter nichts als seine eigentlichste Pflicht erfüllt. Die Prüfungen, in welche er ihn führt, sind so unbedeutend als möglich; und an eine ordentliche Verwicklung ist nirgends auch nur zu denken. — Von Stil und von der Haltung zeuge die Stelle, (S. 17.) die in den Munde eines Persers sich sonderbar ausnimmt. „Was für ein „unerträgliches Geschöpf ist ein wilder Mann, dessen Umgang „jeder flieht! Wie sehr verehret man dagegen einen Held, „welcher die Tugend in der *Schule des Höchsten*, die Tapferkeit von dem *Mars* gelernet, und die Weisheit aus denen „sten der *Minerva* gesogen hat.“ — Wer der grosse und mächtige König in den abendländischen Gegenden ist, dem (S. 6.) ein so ungeheures Lob gleichsam mit den Haaren herbeygezogen wird, dessen Kenntnisse im Umfange so unglaublich, dessen Weisheit ohne Beyspiel seyn soll; ja der nicht einmal blosser Sterblicher seyn kann — das haben wir vergebens zu entziffern gesucht. Es ist doch wahrlich schlimm, wenn Schmeichler ihre Götzen so übermässig beräuchern, dass endlich vor den Weyrauch-Wolken das ganze Bild nicht einmal sehen und erkennen kann!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. März 1801.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Berlin: *Ueber Hofedienste der Unterthanen auf dem Lande und deren Abschaffung.* Hauptsächlich in Beziehung auf die preussische Staaten, von *J. D. Nicolai.* 1799. 46 S. 8.

2) Berlin, gedr. b. Schmidt: *Auch etwas über Hofedienste der Unterthanen auf dem Lande, und deren Abschaffung.* Auf Veranlassung der in den Jahrbüchern der preussischen Monarchie über diesen Gegenstand eingerückten Abhandlung, von *v. Geist*, sonst *v. Beeren* genannt, auf Gross-Beeren. 1800. 156 S. 8.

Die erste, vorher bereits in den Jahrbüchern der preussischen Monarchie abgedruckte, Schrift zeichnet sich durch einen ruhigen unpartheyischen Ton aus, der zum Vorbilde bey jeder Beleuchtung einer Streitfrage dienen sollte. Der Vf. hält die Mittelstrasse zwischen den blossen Theoretikern, die alles reformiren wollen, ohne die damit verknüpften Schwierigkeiten erwogen zu haben, und denen, die aus *esprit de corps* oder Vorurtheil, jeder Neuerung sich entgegen zu arbeiten, für Pflicht halten. Er nennt praktisch den Gegenstand, den er behandelt, stellt die grossen und unleugbaren Vortheile, die eine Aufhebung oder (wenigstens) Einschränkung der Hofdienste, vorzüglich der Gespann-Dienste, mit sich bringt, in ein helles Licht; erwähnt aber eben so unpartheyisch der grossen Schwierigkeiten, die mit dieser Reform verknüpft sind, und zeigt mit Sachkenntniss die Mittel, denselben auszuweichen.

Die zweyte Schrift soll eine Widerlegung der vorhergehenden Schrift seyn. Leider herrscht aber derselben weder die Deutlichkeit noch der ruhige Ton, der jene charakterisirt. — Ob ein Mann, der selbst S. 63. von sich behauptet, dass er die traurige Erfahrung gemacht habe, dass der Bauernstand (also gemein) der wahre Antipode der Weisheit, der eifrigste Verehrer der Arglist sey, ob ein Mann, der es von zu grosser Güte der Dienstberechtigten nicht, der es (S. 58.) bedauert, dass der Trägheit des Bauers nicht mehr durch körperliche Zurechtweisung, eine nothwendige Schwungkraft gegeben werde, ob ein solcher Mann eine entscheidende Stimme, über einen so wichtigen Gegenstand haben könne, muss Rec. der Beurtheilung des Publicums überlassen. Wie der Vf. die aus staatswirthschaftlichen Gründen gemachten Einwendungen gegen die Frohndienste beantwortet, mag folgende Stelle beweisen. S. 55. „Es ist unleugbar, dass die Zeit, welche durch den „Zug über Feld verloren geht, vortheilhafter an Ort „und Stelle ausgekauft werden könnte. Der Staat „würde durch die Arbeit gewinnen, und durch den „Verlust an geringerm Absatz von Schuhen, leinen „und wollenen Waaren u. s. w. vielleicht, und zum „Theil ganz gewiss mehr verlieren als gewinnen, „denn es ist beynahe unglaublich, wie viel Zeug durch „Frost und Regen vernichtet wird."

Berlin, b. Nicolai: *Handbuch zur praktischen Kenntniss des Zollwesens, der Zollverfassung und Zollgesetze von der Kurmark Brandenburg*, in alphabetischer Ordnung, von *Franz Brandenburg*, königl. preuss. Oberaccise- und Zoll-Rath. 1800. *Erster Abschnitt.* 86 S. *Zweyter Abschn.* 402 S. 8.

Dieses Buch enthält eine Uebersicht der Zoll-, Canal- und Schleusen-Gefälle, die auf den verschiedenen Land- und Wasser-Strassen in der Kurmark Brandenburg erhoben werden, und der Gesetze und Rescripte, die diese Zölle festgesetzt, oder irgend etwas in Ansehung derselben bestimmt haben. Dieses Repertorium gewährt um so mehr Nutzen, da es bisher sehr schwer, wo nicht unmöglich war, zu erfahren, was für Zollabgaben vorgeschrieben sind, da verschiedene Zoll-Tariffs vergriffen, andere aber nie gedruckt worden. In Ansehung der Bemerkungen über das Zollwesen überhaupt, ist der Vf. des Hn. *v. Ulmenstein* Geschichte der Zölle in Deutschland gefolgt; den Ursprung der verschiedenen Zölle in der Kurmark aber, und der damit verbundenen, so wie deren Verschiedenheit, hat er selbst gut und deutlich dargestellt.

Nur die Schwierigkeiten, die mit allgemeinen Reformen in der Erhebung der Abgaben verknüpft sind, können es erklären, dass in dem preussischen Staate, in dessen Finanz-Collegiis so aufgeklärte Männer sitzen, das besonders in der Kurmark sehr verwickelte, und schwer zu übersehende, Zoll-System nicht längst geändert und vereinfacht worden ist. Vorzüglich wäre dieses in Ansehung der, das innere Verkehr lähmenden, Binnen-Zölle zu wünschen, und zwar um so mehr, da von diesen Binnen-Zöllen eine Classe von Landbewohnern befreyt ist, die andere also, um mit jener, bey dem Verkauf ihrer Producte, Preis halten zu können, den Zoll-Betrag von dem Theil ihres Gewinnstes, der zu ihrem Unterhalt gehört, abgeben muss. Jedem Kaufmann wird es, bey der gegenwärtigen Verfassung, äusserst schwer, bey einer neuen Waaren-Versendung, einen Ueber-

schlag des Betrags der Stationsweise zu entrichtenden Zoll-Gefälle im voraus zu machen, oder die Differenz der verschiedenen Curse auszumitteln, und zwar um so mehr, da die nämliche Waare auf einem Curse nach Kisten und Oxhoften, auf dem andern nach Centnern oder Schiff-Pfunden verzollt wird. Dafs auch die preufsischen Staatsmänner dieses vollkommen fühlen, beweist die, in den neu erworbenen Ländern eingeführte, unendlich einfachere Zoll-Verfassung.

OEKONOMIE.

HANNOVER, in d. Ritscher. Buchh.: *Robert Smith's*, Rattenfängers im Dienste der weyland königl. grofsbrittanischen Prinzessin Amalia, *Handbuch zur Vertreibung der schädlichen vierfüfsigen und geflügelten Thiere.* Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt. Nebst 8 Kupfertaf. 1800. 271 S. ohne Vorr. 8. (1 Rthlr.)

Ganz richtig bemerkt der Uebersetzer in der Vorrede, dafs die Vertilgung der in der Oekonomie so schädlichen Thiere in Deutschland blofs Empirikern, die durch ihr ausgesetztes Gift oft schädlicher werden, als die Thiere, welche sie vertilgen wollen, überlassen ist, und er hat daher wohl gethan, diese Schrift, welche auf Erfahrung gegründete Fang- und Vertilgungsarten des sogenannten Ungeziefers und anderer schädlichen Thiere enthält, mit seinen Zusätzen bereichert, dem Publicum zu übergeben. Es kann sich aus derselben nun jeder, der dessen bedarf, selbst Raths erholen. Wir wollen hier das Merkwürdigste auszeichnen.

Beym *Fuchs* wird das Verfahren, ihn im Tellereisen zu fangen, welches Taf. I. abgebildet ist, und von dem gewöhnlichen darin abweicht, dafs der Teller sehr klein ist, genau angegeben, auch Brocken mit Krähenaugen zu legen, und eine neue Witterung für einen männlichen Fuchs, wozu als Hauptingredienz die Mutter und die Eyerstöcke des weiblichen Fuchses genommen werden, zu machen gelehrt. — Von *verwilderten Hunden*, die die Schafe in den Horden anfallen, weifs man, so viel Rec. bekannt ist, in Deutschland nichts. Sollten sie irgendwo angetroffen werden: so sind sie gewifs, nach des Vfs. Methode, die Tellerfallen zu stellen und die Krähenaugen zu bereiten, zu fangen. — Die *wilden und verwilderten Katzen* fängt der Vf. in einer Art von hölzerner Klappfalle, deren Zurichtung beschrieben und abgebildet ist, welche mit Baldrianwurzel oder *Marum Verum* verwittert, zum Köder mit einigen Fischköpfen oder einem Hering behängt, und wobey ein Geschleppe von Bückingen bis zur Falle gemacht wird. — Den *Baummarder*, welcher in England sehr selten ist, will der Vf. auch in einer solchen Katzenfalle mit einem Vogel als Köder gefangen haben. — Den *Iltis* fängt der Vf. in eben dieser Klappfalle, oder in einer Tellerfalle, die man vor das mit Sand bestreute Loch, wo das Raubthier aus- und einschlüpft, stellt. — *Das grofse Wiesel*, das dem Hasen auf der Fährte wie Hund nachschleichen, ihm gelegentlich auf den cken springen, und das Blut aussaugen soll, auch in Kastenfallen gefangen. Eben so *das kl Wiesel*. — Für die *Wanderratten* empfiehlt der Vf. nen Köder aus 1 Pfund guten Mehl, 6 Loth Sy und 6 Tropfen Feldkümmel-Oel, wohl gemischt mit 1 Pfund Brodkrumen vermengt; dieses entwe in die Klappfallen gethan, dafs sie sich fangen, mit drey klar gemachten Krähenaugen vermischt in ihre Wege gelegt, dafs sie davon fressen und le ben. Dieses letzte wird auch gegen die *Hausratte Hausmäuse* und *grofse Feldmäuse* gebraucht. — W der den *Maulwurf* werden die bekannten Bügelfalle mit der Schlinge angerathen. — Dafs die *kleine Fel maus* (*Mus arvalis. Pall.*) nach S. 102. ein sehr un schuldiges Geschöpf sey, und keine Art von Getreide fresse, ist ungegründet; denn sie thut nicht nur im Winter an der grünen Saat grofsen Schaden, sonder auch in der Aernte unter den Gelegen und Mandel an den Halmen, und wühlt den ganzen Somme durch ihre auf der Oberfläche hinstreichenden Gäng den Boden so hohl und locker, dafs die Getreide und Grasarten oft umfallen und verdorren. — Von der *Brandeule* wird S. 120. gesagt, dafs sie junge Ha sen und Kaninchen fange, und ihren Jungen trage; auch bemerkt, dafs sie selten mehr als drey Viertheile von einem Thiere fresse, und die Hinterviertel fast allezeit unberührt lasse, die man dann noch in den Nestern fände. — Die meisten *Raubvögel- und Rabenarten* fängt der Vf. mit zwey aufgestellten Tellereisen, in deren Mitte ein angemessener Köder befestigt ist. Sie werden bedeckt und mit Buschwerk so versteckt, dafs der Vogel mit den Fängen auf dieselbe kommen mufs.

Von S. 132. fangen die Zusätze des Uebersetzers an, welche meist aus den *Bechsteinischen*, *Döbelschen* und *Leonhardischen* Schriften entlehnt sind und theils die Naturgeschichte, theils die verschiedenen in Deutschland bekannten Fangarten der oben erwähnten Raubthiere und Vögel betreffen, auch die Fangarten des *Steinmarders* und *Hamsters*, deren in der englischen Urschrift nicht erwähnt ist, noch beygefügt. Die neuere Fangart des Fuchses mit dem Lothringischen Eisen, welche Rec. selten hat glücken wollen, wie der Raubvögel mit dem Habichtskorbe, ist *Leonhardi's* Jagdmagazin abgebildet. — Es ist gut und zweckmäfsig, dafs der Uebersetzer alles diesen Gegenstand betreffende, aus andern Schriften hier zusammengestellt hat.

WEIMAR, a. K. d. Vfs.: *Forstbotanische Hefte.* E Abtheilung: Laubholzarten. *Erstes* Heft. Die chen. Herausgegeben von *Joh. Christoph* G *loh Weise*, herzogl. Weimarisch. Landfeldme 1800. Ohne Dedication u. Subscribenten-Verze nifs 16 S. fol. Mit 5 Kupfert. (1 Rthlr. 14 gr.

Dieses Werk, das sich besonders durch seine W feilheit vor ähnlichen auszeichnet, ist jedem F

mann und Liebhaber der Forstwissenschaft bestimmt, in nicht nur alle einheimischen und fremden Holzarten, die sowohl in Waldungen als in englischen Gärten angepflanzt zu werden verdienen, nach ihren Kennzeichen und Eigenschaften kennen zu lernen, sondern auch mit deren auf Natur und Erfahrung gegründeten Anbau bekannt zu werden.

In der Einleitung werden die allgemeinen Regeln der Holzzucht kürzlich angegeben, und hierauf in diesem ersten Hefte *siebenzehn Arten Eichen* nach Blüthen, Blättern, Rinde, Holz und Frucht, und nach ihrer Fortpflanzungsart beschrieben, und die nöthigen Abbildungen, auch bey den, dem blossen Auge undeutlichen, Befruchtungswerkzeugen vergrösert, angegeben. Die hier beschriebenen und abgebildeten Eichen sind: 1) Die *Traubeneiche* mit der feinblättrigen Varietät; 2) die *Stieleiche* mit der weisslichen Varietät; 3) die *kastanienblättrige Eiche;* 4) die *Scharlacheiche* mit der grosblättrigen Varietät; 5) die *weisse;* 6) *schwarze;* 7) *Wasser-Eiche;* 8) die *grossblättrige, schmalblättrige* und *kleinblättrige Weideneiche;* 9) die *rothe Sumpfeiche,* 10) die *Cerreiche;* 11) die *Speise-Eiche;* 12) die *Gallenzwergeiche;* 13) die *Knopereiche;* 14) die *schmalblättrige Stecheiche;* 15) die *Kermeseiche;* 16) *Korkeiche und* 17) *Lebenseiche.* Die ausgemalten Kupfertafeln sind ihrem Zwecke entsprechend, machen die Holzarten kenntlich genug, und sind so fein, als man es nur immer bey dem Preise dieser Hefte verlangen kann. Nach der Anzeige sollen jährlich *vier* solcher Hefte erscheinen. Wegen der Kürze der Beschreibungen, sowohl was die Naturgeschichte der Holzarten selbst, als insbesondere ihren Anbau betrifft, ist nöthig, dass inskünftige die Hauptbücher angeführt werden, in welchen der gewöhnlich mit der Forst-Literatur unbekannte Forstmann sich vollständigern Unterricht verschaffen kann. Uebrigens wünscht Rec., dass sich die Anzahl der Subscribenten zu einem so nützlichen Unternehmen vermehren möge. Bis jetzt enthält das Verzeichniss erst zwey und dreyssig Namen.

BERLIN, b. Pauli: *Friedr. Aug. Ludw. von Burgsdorf,* königl. preuss. Geheimenraths, wirkl. Oberforstmeisters der Kurmark Brandenburg etc., *Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten,* in systematischen Abhandlungen zur Erweiterung der Naturkunde und Forsthaushaltungswissenschaft. *Zweyter Theil. Die einheimischen und fremden Eichenarten. Zweyter und letzter Band.* Gebrauch, Schätzung und nachhaltige Bewirthschaftung. 1800. 344 S. 4. Mit Kupfern. (3 Rthlr.)

So wie sich alle *Burgsdorfischen* Schriften durch Gründlichkeit, Vollständigkeit, leichte Uebersicht und Deutlichkeit auszeichnen, so auch diese. Der Leser findet hier beym Nutz- und Werkholze nicht blos die Arten desselben, nebst Bearbeitung, Handgriffen und Verbrauch im Allgemeinen angezeigt und erklärt, sondern auch überdiess nach allen diesen Rubriken die Veredlungsart des Holzes nach preussischem Werthe, wodurch sich also für diejenigen, welche in diese Art der Holzbenutzung noch nicht so weit gedrungen sind, und wo also der Preis des Nutz- und Werkholzes mit dem Feuerholze noch nicht im gehörigen Verhältnisse steht, wie in jenen Staaten, die nöthigen Normen und Verbesserungen machen lassen. Da, wo dem Vf. die Benutzungsarten durch Worte nicht deutlich genug gemacht zu seyn schienen, hat er die nöthigen Abbildungen beygefügt, und da die Eichen die vorzüglichste Holzart zum Schiffbau ist: so sind nicht blos alle dazu gehörigen Nutz- und Werkhölzer genau angegeben und erklärt, sondern auch noch überdiess die vollständigen Zeichnungen von ihrer Anwendung beygefügt. Eben so genau und vollständig sind alle Abschätzungs- und Bewirthschaftungsmethoden bey den Eichen, sie mögen rein oder vermischt, als Hochwald, Schlagholz, Unterbusch und Köpfholz, oder als Schlag- und Buschholz mit Oberholz vermischt stehen, angegeben, und alles mit den nöthigen Tabellen und Beyspielen erläutert: so dass man in diesem und dem vorhergehenden Bande die Naturgeschichte der Eichen nach allen theoretischen und praktischen Theilen für erschöpft ansehen kann. Zu wünschen ist es, dass wir bald die Fortsetzung dieses nützlichen Unternehmens in der vollständigen Geschichte der übrigen wichtigen Holzarten von dem Vf. in eben der Vorzüglichkeit erhalten mögen, wie wir sie nun von der Buche und Eiche besitzen. Um dem Leser eine Uebersicht von dem zu geben, was er in diesem Bande findet, wollen wir kürzlich den Hauptinhalt desselben mittheilen. Nachdem im ersten Bande die Naturbeschreibung der Eichen nebst den Regeln zum Anbau derselben gegeben worden: so wird hier in der *fünften Abhandlung* vom *Gebrauch der Eichen nach allen ihren Theilen* gehandelt. 1. Hauptst.: *Verwendung des Eichenholzes überhaupt.* 2. Hauptst.: *Nutzholz,* als von allen Arten des spaltigen, vom Schnitt-Nutzholze, vom Werk- und ganzen Bauholze, ganzem Stangen-Nutzholze, Gestell- und Geschirrholze, und vom Schnitzholze. 3. Hauptst.: *Feuerhölzer.* 4. Hauptst.: *Anwendung derselben.* 5. Hauptst.: *Gebrauch der Säfte und Rinde.* 6. Hauptst.: — *der Blätter.* 7. Hauptst.: — *der Blüthen, Früchte und Saamen.* 8. Hauptst.: — *der übrigen Nebendinge. Sechste Abhandlung: Von der Schätzung und nachhaltigen Bewirthschaftung der mancherley Eichenreviere.* 1. Hauptst.: *Schätzung der Eichenwälder,* und zwar der reinen Hochwälder, der reinen hohen Schlagholzer, des reinen Buschholzes von 15—18 Jahren, der hohen Schlaghölzer mit Oberholz, eben so des Buschholzes, der Hochwälder mit andern Laubholzbäumen, mit Nadelhölzern, der gemischten Schlaghölzer mit Oberholz, eben so des gemischten Busches, des hohen Schlagholzes mit andern Laub-Oberholz, des Buschholzes mit andern Oberholz, der eichenen Kröpf- und Kopfhölzer. 2. Hauptst.: Bewirthschaftung *abgeschätzter Eichwälder,* als der reinen Hochwälder, der reinen Schlagholzer u. s. w., in Rücksicht der Benutzung, des Anbaues und der Unterhaltung.

BER-

BERLIN, b. Pauli: *Einleitung in die Dendrologie* oder syſtematiſcher Grundriſs der Forſt-Naturkunde und Naturgeſchichte, von *Fr. A. L. von Bergsdorf*, zur Ueberſicht und zum Leitfaden des Unterrichts in dieſen Wiſſenſchaften, als eine Beylage zum erſten Theil des Forſthandbuchs. 1800. (Enthält 12 Tabellen in Fol.) (16 gr.)

Ein, nach ſehr verjüngtem Maaſsſtabe angelegter, aber wohlgeordneter und reichhaltiger Leitfaden, welcher ſowohl zum Lehren als Lernen, zum Vorbereiten, Wiederholen, und bey Prüfungen ſehr brauchbar iſt. Der erſte Band des bekannten Forſthandbuchs des Vfs. dient ihm zum Commentar. Rec. hat weiter nichts nöthig, als zu verſichern, daſs die Ueberſicht der Einleitung in die Naturkunde überhaupt und in die Pflanzenkunde insbeſondere, aus jenem ſchon längſt als zweckmäſsig anerkannten Werke durch dieſe mit logiſcher Genauigkeit verfertigten Tabellen ſehr erleichtert iſt, und den Inhalt derſelben hier anzugeben. Die *erſte Tabelle* enthält die Angabe und Charakteriſirung des Atmoſphäriſchen (nach *Werners* Annahme), Mineral-, Thier- und Gewächs-Reichs; die *zweyte* die Anſicht der Uebergänge jener Reiche, des einen in das andere; die *dritte* die Erklärung der Kennzeichen und der Eintheilung des Thier- und Gewächsreichs; die *vierte* die Kennzeichen und Eintheilung der erſten Gewächsfamilie, der Schwämme; die *fünfte* bis zur *zehnten* die Kennzeichen und Eintheilung der übrigen Gewächsfamilien, der Mooſe, Farrnkräuter, Gräſer, Palmen und der Pflanzen, welche wieder in drey Ordnungen, in Kräuter, Staudengewächſe und Holzarten eingetheilt werden; *die eilfte* Erklärung der Haupttheile der Pflanzen, alſo der Wurzel, des Krauts und der Blüthe; die *zwölfte* Skizze der Dendrologie.

LEIPZIG, im Induſtrie-Comptoir: *Magazin für das Jagd- und Forſtweſen* (vom Prof. *Leonhardi*). VII. Heft. S. 193—232. 4. mit illuminirten und ſchwarzen Kupfern. (1 Rthlr.)

I. *Anleitung zur Kohlenbrennerey.* Obgleich der Inhalt dieſes Aufſatzes bekannt genug iſt: ſo wird er doch denjenigen Forſtmännern, denen die gewöhnlichen Schriften hierüber fehlen, willkommen und nützlich ſeyn. Er wird fortgeſetzt; der Leſer würde ihn aber gewiſs lieber unzerſtückelt wünſchen, damit er nicht bey den folgenden Heften genöthigt wäre, des Zuſammenhangs halber, die vorhergehenden auch wieder zu leſen. II. *Welcher wirklich weſentliche Nutzen iſt in Deutſchland aus dem Anbaue der Acacie zu ziehen?* Sie wird vom Vf. zur Erzielung der theuren Weinpfähle empfohlen. III. *Ueber die Annehmlichkeiten des Baumpflanzens.* Eine Empfehlung für die Baumcultur, die Vergnügen für den Pflanzer und Nutzen für die Nachkommen gewährt. IV. *Der … oder der afrikaniſche blaue Habicht.* Eine Beſchreib… und Abbildung dieſes Vogels aus *Le Vaillants hiſt. des Oiſ. d'Afrique.* Der Ueberſetzer nennt ihn: F… *cyaneus Acoli Africanus*; da er ihn aber für eine … *Falco Cyaneus Linn.* verſchiedene Species hält: … dieſer Name nicht ſyſtematiſch richtig. Er wi… beſſer *Falco Acoli* heiſsen. V. *Der Gabar.* Eben… eine Beſchreibung und Abbildung dieſes Raubv… aus dem *Le Vaillantiſchen* Werke, der *Falco nifus A… canus* genannt wird, durch welchen Namen ihn … Ueberſetzer für eine Spielart des *Sperbers* erklärt, w… che er doch nicht iſt. Uebrigens werden dieſe b… den Beſchreibungen und Abbildungen dem Jäg… welcher Liebhaber der Ornithologie iſt, nicht unan… genehm ſeyn. VI. *Die kämpfenden* Hirſche. *Eine Be…* ſchreibung, die ſich auf die fünfte Kupfertafel im ſech… ſten Hefte bezieht. Es iſt unangenehm, in dieſen Heften bald eine Abbildung ohne Beſchreibung, bal… eine Beſchreibung ohne Abbildung zu finden. Wa… um nicht alles an ſeinem gehörigen Orte? VII. *Ve… der Anpflanzung und dem Nutzen des rothen Maulbeer… baums.* Der Anbau dieſes Baums in die Ränder de… Feldhölzer und Waldungen, auf Kirchhöfe, Feldrain… und Gemeindeplätze, wird wegen der wohlſchme… ckenden Beeren, der Blätter für die Seidenraupen … und des Nutzholzes für die Schreiner empfohlen. VIII. *Iſt Nadelholz oder Laubholz beſſer zum Bauen der Häuſer und anderer Gebäude?* Es wird jede Holzart durchgegangen, und ihr ihre Stelle bey Bauten angewieſen, und daraus ergiebt ſich, wie bekannt, daſs die Nadelhölzer vor den Laubhölzern in dieſer Hinſicht den Vorzug verdienen. IX. *Ueber die Benutzung des Eichenblätterſchwamms zu Zunder.* Wird manchem angenehm ſeyn, der die leichte Bearbeitung dieſes Products nicht kennt. XI. *Nützliches Allerley aus Forſt- und Jagd-Chronik.* Enthält die Angabe der alten preuſsiſchen Circularien wegen Verbots der Hauſerbauten von Schrotholz, und die Hegung der Haſen, Feldhühner und Faſanen, die durch den vorigen Winter ſo viel gelitten haben. — Die beygefügten Kupfertafeln ſtellen vor: den Antilopenſprung, die afrikaniſche Antilopenjagd, Giftſchwämme, den Acoli und Gabar. Auf die Illumination muſs mehr Fleiſs verwandt werden. Beſonders ſind die Gift… ſchwämme mit unnatürlich bunten Farben ſehr … überſtrichen.

* * *

AUGSBURG, b. Rieger: *Die chriſt-katholiſche Religion* in Fragen und Antworten für Kinder. Verbe… ſerte Auflage. 1800. 1. Th. 40 S. 2. Th. 4… 3. Th. 79 S. 4. Th. 101 S. 5. Th. 112 S. … (20 gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in d. Voſſ. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen Reiſebeſchreibungen* aus fremden Sprachen überſetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern u. Karten. *Achtzehnter* Band. 1799. 386 S. *Neunzehnter* Band. 1800. 406 S. 8.

Dieſe Bände enthalten *Georg Vancouver's Reiſen nach dem nördlichen Theile der Südſee* während der Jahre 1790 bis 1793, ſo daſs der erſte Band den erſten und die erſte Hälfte des zweyten Theils vom Originale, der zweyte Band, die zweyte Hälfte des zweyten Theils und den dritten Theil vom Originale enthalten. Dieſe Anzeige iſt auf dem beſondern Titel der beiden Bände zu leſen, auf dem ſich auch der Ueberſ. Hr. *Joh. Friedr. Wilh. Herbſt*, Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, dirigirendes Mitglied der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde u. ſ. genannt hat.

Da das Original in der A. L. Z. angezeigt iſt: ſo beſchränken wir uns jetzt nur auf die Beſchaffenheit der vorliegenden Ueberſetzung ein. Hr. *H.* hat ſie mit Noten bereichert. Dieſe ſind, einige wenige ausgenommen, welche nautiſche Ausdrücke erklären, ſämmtlich naturhiſtoriſch, und werden in allem nicht über 20 ſeyn. Andere Gegenſtände werden in ihnen gar nicht beleuchtet. Der Abſtand zwiſchen ihnen und denen von *J. R. Forſter*, die den in Wiſſenſchaften und Sprachen bewanderten Mann zeigten, muſs einem jeden Leſer des Magazins gleich in die Augen fallen. Obgleich wir gern geſtehen, daſs eine vollſtändige Ueberſetzung dieſer Reiſen einer Nation, welche keine weite Seereiſen macht, entbehrlich iſt: ſo können wir doch nicht das Urtheil Hn. *H.* unterſchreiben, daſs das Original mit vielen unnützen Kleinigkeiten angefüllt ſey. Wir glauben auch, daſs er bey der Abkürzung manches weggeſtrichen hat, welches nicht bloſs den Seefahrer intereſſirt, ſondern auch für den Geographen und Phyſiker wichtig iſt. Er hat z. E. die Breiten und Längen der bereiſeten Oerter zu oft weggelaſſen; und da die beygefügte Karte, welche wie alles Groſse, was die Ausländer betrifft, nach einem verjüngten Maasſtab nachgeſtochen iſt, gar viele der von Vancouver bemerkten Caps, Bays und Flüſſe u. ſ. wegen des engen Raums nicht angegeben hat: ſo weiſs oft der Leſer nicht, weil in der Ueberſetzung weder Breite noch Länge bemerkt iſt, wohin er ſie ſetzen ſoll, und der Auszug für den Geographen unbrauchbar. In dem 2ten Bande finden wir erſt S. 102. eine Breite und Länge angegeben, und auch da heiſst es nach einem Druckfehler 25 Gr. ſtatt 35 Gr. Alle vorhergedachten Gegenden ſind in Anſehung ihrer Lage bey Hn. *H.* völlig unbeſtimmt gelaſſen. Auch nachher iſt die Lage nicht ſo oft, als wir es gewünſcht hätten, angegeben, z. E. S. 92. vom Cap Eliſabeth. Und wenn man Exempel aus dem 1ſten Bande haben will: ſo verweiſen wir nur auf S. 19, wo nichts von der von Vancouver mit ſo vielem Fleiſse bemerkten Lage von Simon's Bay vorkommt. Ueberhaupt ſind die vielen Meſſungen das Hauptverdienſt Vancouver's, und unſern Landkartenzeichnern würden die Reſultate davon nützlich ſeyn. Wir ſehen daher auch ungern, daſs der im Original 1 Th. 26 S. bemerkte Irrthum in den Cookiſchen Karten S. 22. der Ueberſetzung nicht berührt iſt. Der Barometer und Thermometerſtand auf van Diemensland war S. 43. nicht wegzulaſſen. Noch mehr iſt die Lücke S. 55. zu tadeln. Nach Z. 6. wurde am 24ſten (Nov.) Land entdeckt, und nach Z. 10. wieder Land entdeckt am 22ſten. Hier fehlt der Monat *December*, und da Hr. *H.* den Lauf des Schiffes zwiſchen dieſen beiden Tagen weggelaſſen hat: ſo iſt man wegen der Lage der am 22ſten Dec. entdeckten Inſel *Oparo* ganz in Ungewiſsheit. Die Verhandlungen, welche Vancouver mit dem ſpaniſchen Gouverneur über die Beſitznehmung von Nutkaſund gepflogen hat, ſind auf eine den Politiker nicht befriedigende Art S. 254. abgekürzt. — S. 357. ſagt Vanc. er habe zwey Geſchäfte: die Friedensunterhandlung und die Beſtrafung der Mörder glücklich vollendet. Allein S. 352. wird nur erzählt, daſs der König in Mowi auf Verlangen Hn. Vanc. die Beſtrafung der Eingebohrnen, die einige Engländer umgebracht, beſchloſſen, und das Geſchäft einem der Chefs auf der Inſel aufgetragen habe. Man muſs ſich wundern, daſs Vanc. ſich nach der Vollziehung des Urtheils nicht erkundiget hat. Nach dem Original that er dieſes allerdings, er wurde aber von einem anweſenden Chef in der Rede unterbrochen, der ihm ſagte, daſs ſie ſeinen Verſicherungen traueten, und daſs er die ihrigen nicht bezweifeln müſste. Die angeführten Beyſpiele, denen leicht noch mehrere beygefügt werden könnten, zeigen, daſs in dieſer Ueberſetzung nicht bloſs unbedeutende Kleinigkeiten weggelaſſen ſind.

Was den Werth der Ueberſetzung ſelbſt betrifft: ſo ſcheint ſie uns in dem 2ten Bande viel beſſer und ſorgfältiger zu ſeyn, als in dem erſten. Denn in dieſem ſind wir auf weit mehr Härten und Unrichtigkeiten geſtoſsen, als in jenem. Faſt möchten wir einen

einen neuen Ueberf. vermuthen. Von den vielen Stellen, die wir angezeichnet haben, heben wir nur einige aus. S. 12. Z. 2. v. u. *Die Schiffe die ihre Richtung Südlicher genommen haben, um die Linie* etc. *zu durchkreuzen*, sollte heifsen: *Schiffe, die auf ihrem Wege nach Süden die Linie* etc. *durchkreuzen.* — S. 13. Z. 16. lies: *uns der Parallele der Inseln* (nicht *mit den Inseln*) Trinidada und Martin Vas *näherten*. Die Namen sind hier wie oft fehlerhaft gedruckt. — Ebend. *Der Zweck unsrer Reise ging dahin, keine Gelegenheit vorbey zu lassen, wo wir etwas zum Vortheil der Erdbeschreibung und der Schifffahrt beytragen könnten. Dazu liefsen uns aber die Cookischen Karten von den Sandwich-Inseln nur ein kleines Feld übrig, und da wir mehrere Winter auf den Sandwichinseln verweilen würden, blieb uns zu dieser Beschäftigung Zeit genug übrig. Ich wünschte also* etc. Ein wahres Galimathias. Man vergleiche nur das Original — *and as Captain Cook's chart of the Sandwich islands presented little field for any improvement that could occupy the several winters we were likely to pass in their vicinity, resolved in our way to the pacific ocean* etc. — Nach der Note ** S. 18. sollte man vermuthen, dafs Hn. H. Scharfsinn die Ursache der unter dem Schiffsvolke entstandenen Ruhr ausgefunden hätte. Sie stehet aber deutlich genug im Original. — S. 25. ein arger Druckfehler in Zahlen. Cap Charam liegt im 35 Gr. nicht 55 Gr. — S. 40. Z. 28. *nur nahe* l. *ausgenommen.* — S. 41. Z. 10. der mufs nicht viel von dem Vorgebirge der guten Hoffnung wissen, der *Cape Town* (Capstadt), *Cap Town* geben kann. — S. 66. Z. 19. Der Engländer D. Glasse fand Spuren der hebräischen Sprache in Otaheite. Damit nun keiner griechische Wörter in der Neuseeländer Sprache finde: so erinnern wir, dafs *Pathos* ein Druckfehler sey für *Patoes.* — S. 117. Z. 1. 2. 3. zeigen mehrere grammatikalischen Fehler von der Flüchtigkeit des Ueberf. — S. 171. Z. 9. *Drey Männer in einem Kahne kamen längst dem Ufer her und vertauschten* etc., *wollten aber auf keine Weise mit ans Ufer gehen. A canoe, in which were three men, went alongside the launch, and bartered etc. but declined every invitation to come on shore.* Hätte doch Hr. H. lieber das Englische *Launch* beybehalten, wie er in einer andern Stelle thut. Dafs *shore* ein Druck- oder Schreibfehler sey für *board*, sieht ein jeder, der nur mit einigem Nachdenken liefet. — S. 192. Z. 25. *Wäre diess auch nur einen einzigen Monat geschehen* (dafs die Eingebohrnen des nordwestlichen Amerika Sklaven mäßten, die sie nachher verzehren). *Were these barbarities practised once a month, as is stated.* — S. 238. bemerkt Hr. H. *ftraboard Seite* sey die rechte Seite des Schiffes. Aber wo ist der Standpunkt zu nehmen? Wem das erstere zu erklären ist, dem mufs man auch das zweyte sagen. Aus *Secunden* Z. 16. des Texts hat er *Minuten* gemacht. — S. 244. Z. 7. v. u. Maquinna war wirklich so unhöflich nicht, als man ihn nach der Uebersetzung nehmen konnte, *er bedauerte es, dafs die Spanier bald den Ort verlassen würden, und gab uns zu verstehen, dafs wir uns nun auch wegbegeben könnten.* Er befürchtete, oder hielt es für möglich, dafs die Engländer den Ort einer andern Nation einräumen würden, *by no means himself and his people would be constantly disturbed and harrassed by new masters*, welchen Zusatz H. ausläfst und dadurch dunkel wird.

Aber auch der zweyte Band ist, wenn er gleich weniger Fehler hat, doch nicht ganz frey davon. S. 9. fehlt der Zusatz, dafs die Friendlycove, wo sie landeten, in Nutkasund sey. — S. 47. Z. 2. ist nicht klar, warum sich die Engländer, die im Hafen waren, so viele Mühe gegeben haben, das Zutrauen der Eingebornen zu gewinnen. Das Original giebt die Ursache an, weil einige bald *aussteigen* mufsten, um die Winkel zu messen. — S. 48. *Die Engländer fuhren ans Ufer und die Eingebornen kamen nach.* Man sollte denken, diese wären auch in einem Boote gewesen. Allein sie waren noch auf derselben Stelle. *On the launch coming up we pulled towards the shore; they now seemed better pleased and on landing they offered their skins* etc. — S. 140. Z. 3. v. u. *Er erwiderte, er habe ein Gelübde gethan. But he now avowed that he could not accompany us, as the taboo* etc. Wer die englische Sprache nur einigermafsen kundigist, weifs, dafs *avow gestehen, bekennen* heifst. — S. 193. Z. 19. *Der Thermometer variirte jetzt zwischen* 40 *Grad und* 45 *Minuten.* Wer verstehet dieses? Der Vf. sagt: *zwischen* 40 und 45 *Grad.* — S. 229. Z. 1. *Da es in unsrer Gewalt hatten, zu ankern, wenn und wo es uns gefiel, so blieben wir noch unter Segel, als ein plötzlicher Windstrom, der nicht breiter war als die Länge unsers Schiffes* etc. Rec. der manchen Sturm zu Lande und zu Wasser erlebt hat, konnte sich von einem solchen Windstrom keinen Begrifs machen. Er schlug daher im Originale nach und las: *Having it thus in our power to anchor when and where we pleased under a neither shore, we remained under sail until about two o'clock, when a sudden flurry of wind, through a area occupying scarcely a greater space in width than the length of the ship vented* etc. Es würde zu viele Zeit wegnehmen, dem blofsen Stubengelehrten die Stelle zu erklären. — S. 315. Z. 1. wird das Jahr 1795 vermifst. — S. 323. ist die englische Inschrift nicht richtig abgedruckt. — S. 405. Z. 1. die Weltumsegler hatten, als sie ihrer Heimath wieder nahe kamen, seit ihrer Abreise von England sich *nur um einen Tag verrechnet.* Freylich, so dachte vielleicht der Uebers. ist es zu verwundern, dafs Leute, die so vielen Gefahren ausgesetzt waren, keinen gröfsern Irrthum in ihrer Rechnung begangen, und sich nicht um mehr Tage verrechnet haben. Hätte er das Original treuer übersetzt: so würde er seine Unwissenheit in den ersten Anfangsgründen der mathematischen Geographie nicht verrathen haben. — *For, by our having sailed round the world in an eastern direction, we had, since our departure from England, gained a day* etc.

Die Karte, deren wir schon vorher erwähnten, enthält die Nordwestküste Amerikas vom 63° bis 5[illegible] N. B. und 205 bis 245° O. L. von London oder Gre[illegible]

rich. Die Karte sagt zwar *Westliche Länge*, man aufs aber dafür *Oestliche* L. lesen. Von den vielen Kupfern des Originals hat nur der erste Band der Uebersetzung zwey. In Ansehung der Genauigkeit und Vollständigkeit stehen diese Kupfer weit hinter jenen des Originals. Schwerlich dürften auch von den auf Kosten der Regierung im Ausland herausgekommenen prächtigen Werken eher gute Nachbildungen in Deutschland gemacht werden, als bis unsere Regierungen ins Mittel treten, und Verleger und Autoren in ihren Unternehmungen unterstützen.

1) Berlin, in d. Voss. Buchh.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen* aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Karten. *Zwanzigster* Band. 1800. 536 S. 8.

2) Berlin, b. Haude u. Spener: *Reise durch die nordamerikanischen Freystaaten und durch Ober- und Unter-Canada* in den Jahren 1795, 1796 und 1797 von *Isaac Weld*. Aus dem Englischen frey übersetzt. Mit 6 Kupf. 1800. 410 S. 8.

Der 20ste Band des Magazins enthält eine Uebersetzung derselben Reise, wovon bey H. und Sp. eine Uebersetzung herausgekommen ist, und führt daher auch den besondern Titel: *Isaac Weld's das Jüngern Reisen durch die Staaten von Nordamerika* u. s. Ungeachtet aber Format und Typen in beiden Uebersetzungen sich gleich sind: so giebt doch schon die Seitenzahl zu erkennen, dass Nr. 2. vieles von dem Original weggestrichen, und zusammengezogen hat. So weit wir beide Uebersetzungen verglichen haben: ist dieses unbeschadet des wesentlichen Inhalts geschehen; und da Nr. 2. sich weniger an die Worte des Originals band: so ist das Steife, das den meisten Uebersetzungen eigen zu seyn pflegt, fast ganz weggefallen, und die deutsche Copie liefet sich mit der Leichtigkeit, die das in der A. L. Z. recensirte Original charakterisirt. Vorzüglich zeigt sich diess in der Beschreibung der Naturscenen, die ein Hauptverdienst der *Weld*schen Reise sind. Um des Raumes zu schonen, wollen wir beide Uebersetzungen nur in einem Beyspiele vergleichen. Nr. 1. sagt von der Reise von New-York nach Albany den Hudson-Fluss herauf. S. 210. III. *Es kräuselte sich kaum ein Lüftchen um diese Zeit; aber der Strom* (die Fluth) *brachte uns mit einer Schnelligkeit von beinahe drittehalb Meilen in einer Stunde hinauf. Der Himmel blieb den ganzen Tag so heiter als möglich, und da das Wasser vollkommen ruhig war, warf es die Bilder der mannichfaltigen Gegenstände am Ufer, und der zahlreichen in verschiedenen Entfernungen auf dem Flusse zerstreueten Schiffe, die, weil die Seegel alle los und ohne Bewegung niederhingen, wie durch Zauberkraft fortzugleiten schienen, auf das schönste zurück. Die in voller Pracht untergehende Sonne gab dieser stillen friedlichen Scene neue Schönheit, und liess uns die von ihren scheidenden Strahlen vergoldeten Spitzen der fernen Thürme von New-York erblicken.* Nr. 2. S. 126. 127. lässt keinen Umstand weg, zieht aber die Schilderung ins kurze und erhebt damit ihre Schönheit. *Es regte sich kein Lüftchen, aber die Fluth trieb das Schiff in einer halben Stunde zwey Meilen weit. Der Himmel war den ganzen Tag über heiter, auf der glatten glänzenden Wasserfläche spiegelten sich die Gegenstände am Ufer, und die unzähligen Fahrzeuge mit herabhängenden unbewegten Seegeln schienen wie durch einen Zauber über die Fluth wegzugleiten, die Sonne, welche mit unbeschreiblicher Pracht unterging, verschönerte die herrliche ruhige Scene um uns her, und zeigte uns noch einmal die Thürme von New-York in der Vergoldung ihrer scheidenden Strahlen.* Bey den Abkürzungen in Nr. 2. ist wohl bisweilen eine Notiz verloren gegangen, die dem Statistiker willkommen seyn würde. Z. E. S. 126. wird nur gesagt, dass in New-York 22 Kirchen- und Gotteshäuser verschiedener Sekten sind. In Nr. 1. S. 210. werden die Sekten aufgezählt. Indess getrauen wir uns zu behaupten, dass dieses nur selten geschehen sey. Nr. 2. hat aber auch Zusätze zur Erläuterung des Textes eingeschaltet. Z. E. S. 103. sagt *W.*, dass die Stubben der abgehauenen Bäume nicht ausgerodet werden, auch nicht wieder ausschlagen, sondern in 7 bis 8 Jahren gänzlich verwittern. In der Uebersetzung wird eine Ursache von dem Nichtausschlagen hinzugefügt, *weil man um die Wurzeln ein Feuer anzündet.* Das Verfahren mag der Uebers. den deutschen Förstern abgelernt haben. In Nr. 2. die sich genau nach dem Original richtet, stehet davon keine Sylbe. — Nr. 2. S. 120. findet es für nöthig, *Jalousien* umständlich zu erklären. Wir lächelten, als wir dieses lasen, über den Irländer, dem dieser Luxusartikel neu schien. Als wir aber Nr. 1. S. 199. damit verglichen, fanden wir, dass jener Uebersetzer sie nicht in vielen Häusern gesehen haben müsse. Solche Zusätze oder Glossen des Uebers. scheinen übrigens nur selten vorzukommen. Mit Kupfern ist Nr. 2. freygebiger gewesen als Nr. 1. Jene gefallen uns auch besser als diese. Hingegen hat Nr. 1. alle 3 Karten des Originals, Nr. 2. nur eine.

Welcher von beiden Uebersetzungen der Vorzug gebühre, würde, wenn wir sie auch mit dem Original vergleichen könnten, eine schwer zu entscheidende Frage seyn. Dass Nr. 1. eine gute und getreue Uebersetzung sey, lässt sich auch ohne Einsicht des Originals mit Grund behaupten. Wollte man sie der andern nachsetzen: so müsste vorher zum Vortheil der freyen und epitomisirenden, auch zuweilen interpolirenden, Uebersetzung entschieden seyn, gegen welche, wenn sie auch für das grosse Publicum seyn mögen, noch immer vieles einzuwenden ist.

Da nun 20 Bände des Magazins heraus sind: so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, dass der Verleger durch ein gutes geographisches Register dieser vortrefflichen Sammlung noch mehr Werth und Brauchbarkeit verschaffen möge.

Paris,

PARIS, de l'Imprimerie de la Rèpubl.: *Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phoenicie, de la Paleſtine et de la Baſſe Egypte.* Ouvrage diviſé en III Volumes, contenant environ 330 Planches, gravées ſur les deſſins et ſous la direction du Cn. *Caſſas*, peintre etc. An VII. Livraiſon XI. XII. XIII. XIV. gr. fol.

Wir fahren fort (vgl. A. L. Z. 1800. Nr. 324.) den Inhalt dieſer neuen Lieferungen eines eben ſo unterrichtenden als prachtvollen Werks, welches wir bald durch den *Texte definitif* beleuchtet wünſchen, zu beſchreiben.

Die XI. Lieferung giebt (Nr. 6.) die *Ruinen des Thors von Antakyeh* oder Antiochia, welches *Bäb-el-Medynah* (Thor der Hauptſtadt?) genannt wird. Kümmerlich iſt jetzt ein Theil der Mauren verbraucht, um nur den Weg durch das Thor, welcher von Waſſer überſchwemmt iſt, gangbar zu erhalten. (Nr. 19. u. 21.) Ein vollſtändiger Grundriſs der Hölen und Katakomben, welche man *Gräber der Könige von Juda* zu nennen pflegt. Vorläufig kann man darüber *Maundrell* in Paulus Sammlung merkwürdiger Reiſen in den Orient (Jena 1792.) 1 Th. S. 97. 98. vergleichen. *Caſſas* giebt die Abriſſe viel genauer, als Maundrell dieſs vermochte, auch Durchſchnitte mancher Hölungen und den Anblick der Gegend umher. (Nr. 79.) *Alte Sarkophagen* von groſsen Steinmaſſen am Meerufer *zwiſchen Barut und Sidon.* (Nr. 80.) Das kleine jetzige *Seide*, ein Dorf an der Stelle der alten berühmten Handelsſtadt *Sidon.* Schifferbarken ſtatt jener Handelsſchiffe, die ſich einſt über die Säulen des Herkules hinaus gewagt haben, liegen hie und da zwiſchen den Buchten des Ufers. (Nr. 9.) *Ueberſicht eines Theils von Jeruſalem*, vom Dache des lateiniſchen Kloſters über die Kirche vom heil. Grab und die groſse Moſchee, welche an die Stelle des Salomoniſchen Tempels getreten iſt.

Die XII. Lieferung führt (Nr. 22.) weiter zum *Cenotaph des Cajus Cäſar*, welches hier im Grundriſs gegeben, und dann vom Künſtler reſtaurirt dargeſtellt iſt. Eine dreyfache Karte (Nr. 53.) zeigt den *Grundriſs von Palmyra*, nach der prächtigen 3500 Fuſs langen, gedoppelten Colonnade vom ſogenannten Triumphbogen bis zum Neptunustempel am Ende der Stadt. Querüber durch dieſe ungeheuern Ueberreſte architectoniſcher Kraft, zieht ſich jetzt der Karavanenweg von Damas nach Bagdad. Eine im ſtumpfen Winkel gebrochene Fortſetzung der hier gezeichneten Colonnade führte bis zum Sonnentempel am entgegengeſetzten Ende der Stadt. Nr. 124 u. 108. betreffen die ſchon bekannten *Mauſoleen des Elabelus und Jamlichus.* Nr. 66. giebt eine *Reſtauration des palmyreniſchen Triumphbogens* mit Spuren Palmyreniſcher Inſchriften. Auf Nr. 78. erſcheint ein *Theil der Via Antonini auf der Straſse nach Barut*, mit Figuren und Inſchriften, auf deren Gehalt man begierig ſeyn muſs.

In der XIII. Lieferung iſt (Nr. 5.) das *Bab el Medinah zu Antiochien* von der entgegengeſetzten Seite — vgl. XI Lief. Nr. 9. — gezeichnet. Auf Nr. 7. erſcheinen *groſse Thürme von Antiochien* und Befeſtigungen, welche über die Gebirge fortlaufen. Man nennt ſie Reſte vom Palaſt des Seleucus. In der That aber machen ſie einen Theil der Feſtungsthürme aus. (Nr. 79.) eine *Gruppe von 16 Säulen* zu Palmyra, in der Ausſicht auf die Ruinen des Sonnentempels, belebt durch eine vorüberziehende Caravane. (Nr. 106.) Ueberreſte von *unbekannten Mauſoleen* aus dem Thal bey Palmyra. (Nr. 17.) *Verzierungen des Getäfelwerks im Sonnentempel zu Bälbeck.* Aus der lebenden Natur ſind nur Löwen- und Rinderköpfe hiezu geborgt worden, welche zwiſchen Feſtons von Granatäpfeln und Datteln mit einander abwechſeln. (Nr. 38.) Ein Grabmal *in Felſen* gehauen, bey Jeruſalem, nach dem Grundriſs und in der Reſtauration.

XIV. Lieferung. Nr. 74. Reſte vom Pallaſt der *Zenobia.* (Nr. 123.) *Durchſchnitt des Elabeliſchen Mauſoleum.* Es erhebt in vier Stockwerken über einander ſeine ſtarren Behältniſſe für Menſchenreſte, geräumig genug, um, wie der Orientale es nennt, das „ewige Haus" einer groſsen Familie für viele Jahrhunderte zu werden. Nr. 126. führt uns in das unterſte Stockwerk deſſelben, wo noch viele alte Bruſtbilder, zum Theil von vereinten Paaren, ein namenloſes Andenken fortpflanzen. Auch unterirdiſche Gewölbe ſcheinen noch zu dieſen Mauſoleen gehört zu haben; vermuthlich zu Aufbehaltung von Koſtbarkeiten und Lieblingsgegenſtänden der Verſtorbenen. (Nr. 15.) Eine prächtige *Reſtauration von dem Portal des Sonnentempels zu Balbeck.* Der Künſtler hat das Frontiſpiz mit dem Sonnengott mit ſeinem vierſpännigen Wagen geziert; die Stunden folgen dieſem. Der kommende Tag fliegt vor ihm her, der vergangene ſtürzt ſich verhüllt hinter ſeinem Rücken in die Tiefe der Zeit. Wir ſind begierig zu erfahren, wie viel Grund zu dieſer edlen Decoration auf den Ueberreſten ſelbſt noch ſich finden möge. — Nr. 105. verſetzt uns an die *Nordſeite der Inſel Cypern.* Wir erblicken die Meerausſicht des Städtchens Cerina, mit den Gebirgen hinter ihm. Noch maleriſcher aber ſieht Nr. 106. eine zwiſchen Nikoſia und Cerina auf den Archipelagus blickende Felſenſpitze, auf deren unzugänglich ſcheinender Höhe die feſten Ruinen eines alten Felſenſchloſſes, *Tuz bir rut* (die hundert Häuſer) genannt, emporſtarren. Ueber ihre ſchroffe Tiefe ſchaudernd, muſs jeder der leeren Felſenwohnungen ihre göttliche Ausſicht beneiden, wenn er nicht den an ihrem Fuſse weidenden Wollenheerden beſtimmt iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Odeum.* Eine Sammlung deutscher Gedichte aus unterschiedenen Gattungen, zum Behuf des Unterrichts und der Uebung in der Declamation, herausgegeben von *Friedrich Rambach.* Zwey Theile. *Erster Theil*, Fabeln, Erzählungen, Idyllen. *Zweyter Theil*, Romanzen, Balladen, epische, lyrische Gedichte und Monologen enthaltend. 1800. 232 u. 373 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Vf., der richtig bemerkte, dafs es noch ganz an einer Sammlung zur Uebung in der Declamation auf Schulen fehle, und dafs gleichwohl dergleichen Uebungen nicht gänzlich fehlen sollten, giebt hier eine mit vielem Geschmack ausgewählte Anthologie aus unsern bekanntesten Dichtern zu diesem Behufe, und hat dieser einige treffende Bemerkungen über Declamation überhaupt vorgesetzt. Er theilt die Declamation dreyfach ab, in die grammatische, charakteristische und personificirende; grammatische, die es blofs mit dem Verstande, mit dem Sinn und der Deutlichkeit der Worte zu thun hat; charakteristische, die zugleich Ausdruck der Empfindung ist, die in der Rede obwaltet oder erregt werden soll; und personificirende, wenn der Declamator sich ganz in die fremde Individualität versetzt, und für den Augenblick der Darstellung die fremde Person wird, in deren Namen er spricht. Er geht dann auf die Frage über: ob es allgemeine Regeln für die Declamation gebe, bejaht dieses, und kommt dann auf den bekannten Versuch des Hn. *Schocher*, die Vorschriften für die Declamation mittelst gewisser bestimmter Zeichen und einer ordentlichen Tonleiter zu bezeichnen. Die Schocherische Idee nämlich geht darauf hinaus, dafs es fünf Haupttöne gebe, welches die fünf Vocale seyen, die auf der Tonleiter so auf einander folgten, dafs *u* der tiefste und *i* der höchste wäre, und von denen jeder dem Vortrage einen andern Charakter gebe, so dafs man damit die fünf Hauptcharaktere des Vortrags bezeichnen könne. Hier könne man ihren Charakter noch dadurch bezeichnen, wenn man *u* den Geisterton, *o* den Gebetton, *e* den Conversationston, *a* den Rednerton und *i* den Götterton nenne. Jeder dieser Töne gestatte aber wieder besondere Ausbiegungen und Schwingungen in einen andern Ton hinüber, welche man durch Circumflex, Gravis, Acutus, und Circumflex andeuten könne, indem erster die Senkung um einen halben Ton, Acutus die Schwingung um einen halben Ton, und der Circumflex die Senkung oder Hebung um einen halben Ton zugleich mit dem Verweilen darauf durch einige Töne bezeichne. Indem der Vf. Hn. Schochers Scharfsinn Gerechtigkeit widerfahren läfst, macht er jedoch gegen die Theorie desselben den Einwurf, dafs man den angegebenen Tönen doch an sich keinen bestimmten Charakter beylegen könne, und auch die nähern Bezeichnungen durch Gebetton, Conversationston u. s. w. keinen bestimmten Charakter angäben, da jede dieser Formen der Rede, Gebet, Conversation u. s. w. an sich wieder äufserster Mannichfaltigkeit fähig sey, und daher unmöglich unter das Gesetz Eines Tons gebracht werden könne, und seine eigenen Grundsätze scheinen darauf hinauszugehen, dafs man so weit umfassende Gattungen der Rede, wie Gebet, Conversation u. s. w. unmöglich Einem Tone unterordnen könne, für speciellere Formen der Rede aber es allerdings gewisse Töne und andere allgemeine Regeln gebe, die aber nicht durch ordentliche Tonzeichen, sondern nur durch allgemeine Bestimmungen: dafs in dem und dem Falle der Ton dumpf oder helle, der Gang langsam oder schnell, und der Accent kräftig oder schwach seyn müsse, angegeben werden könnten. Auch Rec. stimmt für gewisse allgemeine Regeln und Arten des Tons, nur aber gegen die allzu ängstliche Bezeichnung der letzten. So wenig man nämlich ableugnen kann, dafs es hohe, tiefe und mittlere Töne in der menschlichen Kehle giebt: so gewifs kann man auch gewisse allgemeine Regeln für den Gebrauch derselben festsetzen, die jedoch nicht von den Gattungen der Rede, sondern von den Gemüthsstimmungen, abgeleitet werden müssen, und kann daher sagen, dafs gemäfsigte ruhige Stimmung sich in den mittlern Tönen und mit gemäfsigter Mensur, die die Bruft einengenden und beklemmenden Gemüthsstimmungen, wie Schwermuth, Tücke u. s. w. im tiefen Ton und langsam, alle das Herz öffnende und erweiternde Stimmungen, wie Ausbrüche der Freude, der Zärtlichkeit, der Heiterkeit, des Enthusiasmus in den höhern Tönen, und rasch vorgetragen werden müssen, woraus von selbst die Regel für längere Stücke des Vortrags folgt, dafs, wenn das Ganze dem eben angeführten zufolge einen Charakter, folglich einen Hauptton hat, der Declamator diesem auch durch das ganze Stück treu bleiben, und auch bey den nothwendigen Ausbiegungen und Schwingungen des Tons sich nicht zu weit davon entfernen darf. So giebt es noch manche allgemeine Regeln, keineswegs aber möchte Rec. die darunter rechnen, wenn man ganze Gattungen der Rede Einem Ton unterwerfen will, (da

nach dem eben angeführten die Gemüthsstimmung den Ton bestimmt), ausser wo man annehmen kann, dass wirklich bey der ganzen Gattung auch nur eine Art von bestimmter Gemüthsstimmung zum Grunde liege; und eben so wenig die, wenn man die Vorschrift des Tons bis auf eine genau abgemessene Tonleiter ausdehnen will, da die menschliche Stimme zu fein und mannichfach nüancirt ist, als dass man den Mechanismus eines musikalischen Instruments auf sie übertragen und ihm gerade einem bestimmten Ton aufzwingen sollte. Die nächste Folge davon ist, dass es dem Declamator nun nicht sowohl um den Charakter des Tons im Ganzen, als um das bestimmte Anklingen gerade *dieses* Tons zu thun ist, und daraus eine manierirte Declamation entsteht. — Nächstdem giebt der Vf. noch einige gute Regeln für die Declamation, vorzüglich, dass der Schriftsteller selbst dem Declamator in die Hände arbeiten, und auf den Wohlklang in seinem Werke sehen müsse, sodann, dass der Declamator vor der Nachmalerey sinnlicher Gegenstände durch den Ton des Vortrags sich hüten solle, die in der Declamation eben so kleinlich sey, wie in der Musik. Bey diesen Vorschriften kann Rec. jedoch in zwey Fällen nicht mit dem Vf. übereinstimmen: erstlich, wenn er das Sinngedicht von der Declamation ausschliesst, als ob es keinen Ausdruck vertrüge. Der Ausdruck der Laune und des Spotts kann und muss sich darin offenbaren. Zweytens, wenn er geradezu leugnet, dass der Declamator personificiren solle. Rec. begreift nicht, warum der Declamator, sobald er dramatische Sachen vorträgt, sich nicht in der Stimme (versteht sich blos in der Stimme; denn Gesticulation und Mimik gehören blos für den Acteur, und liegen ausser dem Kreise des Declamators) mit der Person, die er darstellt, identificiren solle; eben so muss er dies bey andern Vorträgen, die auf lebhafte poetische Darstellung berechnet sind, wenn in einzelnen Stellen derselben Personen redend eingeführt werden, nur dass er sich in diesem Falle dem Tone der redenden Person mehr blos nähern, als ihn sich ganz zueignen muss; um diese Stellen von dem übrigen Ganzen, das nicht dramatisch ist, nicht zu sehr zu unterscheiden. Noch mehr muss er die Personification bey der blossen ruhigen Erzählung beschränken, wo es uns überdiess in den wenigsten Fällen um die Individualität des Sprechenden zu thun ist. Endlich giebt der Vf. noch besondere Regeln für einige specielle Dichtungsarten, nämlich für die Fabel, die Idylle und Epopöe, indem er aus der besondern Beschaffenheit jeder dieser Dichtungsarten besondere Regeln entwickelt, die aber immer gewisse allgemeine Regeln voraussetzen, und eigentlich nur deren nähere Begründung und Entwickelung für einzelne Fälle sind. Als eine Hauptregel nimmt er an, dass Fabel im ruhigen mittlern Tone und Mensur, Idyllen im mittlern Tone mit klarem Accent und langsamer Mensur und Epopöe im höhern Tone, jedoch verschieden nach dem verschiedenen Charakter der Epopöe, der antiken, heiligen und romantischen vorgetragen werden solle (Rec. vermag keinen wesentlichen Unterschied zwischen der ersten und zweyten zu entdecken). Was nun die Gedichte selbst betrifft: so sind sie durchaus zweckmässig gewählt, sowohl die im ersten Theil, Fabeln, Erzählungen und Idyllen, die für die untern Classen bestimmt sind (Rec. zweifelt jedoch, dass für die untern Classen Declamationsübungen überhaupt zweckmässig seyen, da diese dringendere Beschäftigungen haben) als die des zweyten, Romanzen, epische, lyrische Gedichte und Monologen, und es ist insonderheit dankenswerth, dass er bey Bürger und Ramler den Texten der ersten Ausgaben beybehalten hat. Nur würde Rec. das hohe Lied von der Einzigen, die *Braut von Corinth*, und den Gott und die *Bejadere von dieser* Sammlung ausgeschlossen haben, *aus Ursachen*, die dem Vf. von selbst einleuchten werden, *und ungern* hat er die für die Declamation so sehr geeignete *Lenore* vermisst. Uebrigens wundert es Rec., dass der Vf. dramatische Scenen (da man das Drama ja nicht blos soll aufführen, sondern auch lesen können), *ingleichen* Bruchstücke vorzüglicher Reden, in sofern dieselben auf ästhetischen Effect berechnet sind (wie z. B. die Englischen) ganz von dieser Sammlung ausgeschlossen hat, wenn er nicht vielleicht für die letzten ein eigenes Werk bestimmt haben sollte.

1) Leipzig, im Magazin der Literatur: *Elise von Eisenthurm, oder das Georgshäuschen am Leuchtberge.* 1800. 211 S. 8. m. 1 Kupf. (16 gr.)

2) Ebend., b. Hartleben: *Das Schauermännchen, eine Geistergeschichte aus dem zwölften Jahrhunderte, vom Vf. der Elise von Eisenthurm.* 1801. 160 S. 8. m. 1 Kupf. (10 gr.)

Oft ist es ein wahrer Vortheil für Menschen sowohl als für Bücher, wenn man im ersten Augenblick der Bekanntschaft von ihnen — wenig oder gar nichts erwartet. Man wird nachher um so angenehmer überrascht, wenn man doch *etwas* in ihnen findet; ja man ist dann zuweilen nachsichtig genug, dieses Etwas für *mehr*, als es wirklich ist, zu halten, blos, weil der Reiz des Unvermutheten ihm zu Hülfe kommt. Fast ist es uns so mit den Schriften dieses Verfassers, wenigstens mit der ersten derselben, ergangen. Dass wir uns nach dem Titel, nach der Beschaffenheit seines Papiers — die zweyte vorzüglich ist auf wahres Löschpapier gedruckt, — und seinen elenden Küpferchen, wenig oder nichts von dem versprachen, gestehen wir frey. Allein bey der Lectüre selbst fanden wir die Fabel an sich, die Einkleidung der wahren Geschichte — denn das Ganze dreht sich um die zweyte türkische Belagerung Wiens — ja auch den Ton der Erzählung und die Verbindung der Begebenheiten weit besser, als wir erwartet hatten.

Freylich betrifft diese Billigung eigentlich nur die erste Hälfte; erstreckt sich nur bis dahin, wo Elise in die Hände des grosmüthigen Halyls fällt, und wo ihr Willen und Verschulden die Ursache seines Untergangs wird. Von dem Augenblick an, wo sie im Gezelt

Grosveziers das abgeschlagene Haupt jenes edeln Türken erblickt, verwickelt sich der Vf. in Unwahrscheinlichkeiten und Abentheuerlichkeiten vom gemeinsten Romanenschlag. Die Art, wie Elise den tapfern Siebenbürgen, Ladislaus von Görgeny, zu ihrer Befreyung auffodert, ist an sich schon unmöglich, und die Mittel, wodurch er sie wirklich bewerkstelligt, sind es nicht minder. Etwas besser ist das Gespräch eingeleitet, wodurch Heinrich, Elisens erster Geliebter, in türkischer Gefangenschaft sein Leben rettet, und sogar das Zutrauen des Grosveziers sich erwirbt; aber um so unerträglicher ist der Ton des alten Roberts bey der Scene (S. 162.), wo Heinrich seine Elise wieder zu finden glaubt, und dagegen auf Marien, die todtgeglaubte Braut des Ladislaus, stöfst. — Dafs der Tausch, den man nun in Rücksicht beider Mädchen schon voraus zu sehen wähnt, *nicht* vor sich geht, sondern Ladislaus Elisen behält, das mag, als eine von der Heerstrafse abweichende Maafsregel, ebenfalls Lob verdienen; desto alltäglicher ist gegentheils der Schlufs, wo Ladislaus in der Blüthe seiner Jahre stirbt, offenbar deshalb, damit Heinrich doch noch die junge, schöne, reiche Wittwe zur Gemalin bekommen kann. — Sey dem, wie ihm wolle! Sobald der Vf. nichts weiter bezweckt hat, als eine Novelle für den grofsen Mittelschlag von Lesern und Leserinnen zu schreiben: so ist sein Vorhaben ihm nicht ganz mislungen. Selbst die freylich etwas allzu genaue Einwebung mancher, das belagerte und entsetzte Wien betreffenden, Umstände mag hingehn, da er wahrscheinlich gröfstentheils für dieses Wiener Publicum schrieb.

Eine desto ängstlichere Nachahmung von *Spiesens Petermännchen* ist Nr. 2. — Die Dame, deren Gürtel den Ritter gegen Fehltritte warnen soll, und ihn doch in anscheinende Gefahren verstrickt, das kleine Männchen mit der Harfe, das anfangs so dienstfertig sich geberdet, so rasch zur Hülfe in der Noth erscheint; die Stufenleiter, wodurch es den Nichtgläubigen von gleichgültig-scheinenden Schritten zu Fehlern, vom Fehler zu Lastern, vom Laster zu schaudernden Verbrechen leitet, das Wachsthum derselben, seine furchtbare Verwandlung zum Satan, seine abermaligen Hülfserbietungen, sogar die am Ende angehängte, höchst überflüfsige moralische Entfernung — sind diefs nicht alles so unleugbare Entlehnungen aus einem Geister-Roman (der unter den Händen seines nur allzu fruchtbaren Verfassers immer noch für einen der besten und zweckmäfsigsten gelten kann) dafs man sich wundern mufs, wie ein Kunststeller, der doch schon vielleicht etwas ganz Eigenes hervorbringen könnte, mit so knechtischer Nachahmung hervor zu treten sich nicht scheut? Selbst die Oekonomie im Baue dieses Romans ist hier ungleich und fehlerhaft. Denn nur die ersten Abentheuer seines Ritters sind einigermafsen ausgeführt. In den letzten drey Bogen eilt der Vf. schnell mit Sprüngen dem Ende zu. Eine Eilfertigkeit, die freylich bey Producten dieses Gehalts vom Leser selten bedauert, öfter dem Autor verdankt wird.

BERLIN, b. Vf. u. in Comm. b. Schöne: *Gedichte vermischten Inhalts*, von *Friedrich Gottlob Walther*. 1800. 214 S. 8. (20 gr.)

Vermischten Inhalts und mannichfacher Form sind diese Gedichte allerdings; man findet hier Oden, Lieder, Sonette, Romanzen, Balladen, Fabeln, Epigramme u. dgl. Aber wir haben unter allen diesen auch nicht ein einziges Stück gefunden, welches nur eine entfernte Spur von dichterischer Anlage, geschweige von Ausbildung, an sich trüge. Man urtheile selbst. S. 54.:

An Chloris.

Liebste Chloris, sonst so gut und mild,
ist's zu fassen, ist es *auszugleichen*,
dafs dein immer gegenwärtig Bild
niemals meiner Phantasie will weichen.

Denn o Harte, *wenn es Ernst mir gilt*,
und ich liebevoll dich will beschleichen,
bleibt mein Schmachten immer ungestillt,
und ich kann das Urbild (!) nicht erreichen.

Drum verzeih, wenn hart mein Mund dich nennt,
o verzeih es meinem *weichen* Herzen,
das für dich in lichter Flamme brennt!

Strafe nur des *losen Mundes Ungestüm*,
wann du zu mir eilst, mit kurzen Schmerzen;
und dann söhne zärtlich dich mit ihm.

Kann man wohl matter und langweiliger sein Mädchen um eine Maulschelle — denn die meynt doch wohl Hr. *W.* mit den kurzen Schmerzen, die der lose Ungestüm seines Mundes leiden soll — bitten? Ein anderes Lied an eben diese Chloris S. 109. fängt sich so an:

Ja, ohne dich, ach, ohne dich
wär' Erd' und Himmel nur ein Scherz:
Um meine Liebe dreket sich
voll Hochgefühl mein kochend Herz.

Der, welcher dich mir zugesellt,
und der so lange Schöpfer war (also nicht mehr *ist*?)
erschuf wohl der in dieser Welt
je solch ein seelengleiches Paar? u. s. w.

Ein kochendes, und voll Hochgefühl um seine Liebe sich drehendes Herz! — Wahrlich, ein solches Bild ist kühn und neu zugleich! Wem jedoch vielleicht diese Beyspiele noch nicht genügen dürften, dem rathen wir, die Balladen, der Junker von der Dorfe S. 152., der Mönch S. 188., und vorzüglich die komisch seyn sollende Romanze Junker Moll und seine Familie S. 171., zu lesen, die der Vf., voll Vertrauen auf seine *vis comica*, also beginnt:

Ihr Leutchen in der Stadt, wenn ich euch was erzähle
das auf dem Dorf sich jüngst begeben hat,

so

so bitt' ich herzlich: *lacht nur nicht aus voller Kehle!*
und wifst: es geht noch bunter in der Stadt.
Sonst sollte, *könnt' ich euch nicht überschreyen,*
mein Reden in den Wind mich bafs gereuen.

und man wird allerdings Stellen finden, die man so lächerlich sich kaum dachte. Im Liede S. 16., wo ein *glücklicher Landmann* seine Frau lobt, ist eine Naivetät, die wir doch auch noch zur Ergötzlichkeit ausheben wollen:

Ist ein Weibchen, glaubt mir nur,
wahrlich ohne Gleichen.
Alle Mädchen unsrer Flur
müssen *selbst* ihr weichen.
Wollet ihr den Nachbar fragen,
ja! er würd' es euch wohl sagen.

Ehrlicher Landmann, diejenige Frau, die von den *Nachbarn* als ein Weibchen sonder Gleichen gerühmt wird, hat sonst selten das Glück ihres eigenen Manns gemacht! — Möchte doch Hr. *W.* so vergnügt, als er selbst will, bey seiner Chloris sich befinden; aber auch seine Lieder nur ihr vorsingen, *et sibi plaudat ipse domi!*

Berlin, b. Oehmigke: *Lieblings-Lectüre in den Stunden meiner Muse; für gute Lesezirkel und Lesegesellschaften.* 1801. 196 S. 8. mit 1 Kupf. (12 gr.)

Welche Art von Lectüre der Herausgeber in den Stunden der Muse zu *seiner* Lieblingsbeschäftigung macht, darüber kann freylich er allein entscheiden; dafs aber gegenwärtiges Werklein *nicht* geeignet sey, die Lieblings-Lectüre *guter* Lesezirkel abzugeben, das können wir hier mit dem besten Wissen und Gewissen bezeugen. Denn unter den vielen geschmack- und planlosen Potpourris, die schon in Deutschl. leider existiren, ist gewifs diese Sammlung eine allergeschmacklosesten. Sie besteht aus Gedich Räthseln, Charaden, kleinen Erzählungen, An ten, kleinen Aufsätzen, Stammbuchs-Sentenzen Kunststücken. Unter die Gedichte und Erzähl haben sich zwar ein paar von mittelmäfsigem G verirrt, unter andern die *Schmidtische* Ballade, *von Königsmark*, wo ein erscheinender Geist (S. die merkwürdige Rede hält:

Ach Herr, ich bitt' euch um ein Grab!
Wifst ihr's noch nicht? *Ein Racker*
von Jude schnitt den Hals mir ab,
nicht weit von euerm Acker.
Soll ich jetzt Ruh im Tode haben,
so schickt dorthin mich zu begraben!

aber fast alles übrige ist ein Mischmasch von schwer zu begreifender Abgeschmacktheit in Auswahl und Unordnung. — Unter den Kunststücken vorzüglich findet man Dinge, die schon längst in zehnmal der elendesten Kalender als Taschenspieler-St ste stehen, z. B. eine Bleykugel in Papier zu schmelzen, ohne das Papier zu verbrennen — einem Schlüssel zu schiefsen, oder vielmehr zu l len — und das Ganze schliefst sich mit der A *durch drey Striche von Kreide ein Eckhaus, ein Sc wache und einen Hund zu zeichnen*

* * *

Berlin, b. Lange: *Communionbuch für Freunde u Verehrer Jesu*, von *K. R. Richter.* 2te v u. vermehrte Auflage. Mit 1 Kupfer. 1800 u. 208 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. Nr. 219.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Göttingen*, b. Dieterich: *Commentatio inauguralis sistens historiae vegetabilium geographicae specimen*, autore *Friderico Strameyer.* 1800. 80 S. 4. — Wenn diese Schrift gleich nur eine Inaugural-Dissertation ist: so verdient sie doch, wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes und der guten Ausführung, mit vorzüglicher Auszeichnung in den Jahrbüchern der Literatur genannt zu werden. Den Einfluss des Klima's auf die Vegetation und die ganze geographische Ansicht der Pflanzen-Welt hat der Vf. wohl durchdacht, auch die meisten und wichtigsten Quellen darüber gelesen. Zwar scheint ihm *Halle's* trefflicher Artikel: *Afrique*, in der Pariser Encyklopädie (*Médicine*) entgangen zu seyn, worin mit philosophischem Geiste aus der physischen Geographie jenes Welttheils die verschiedene Vegetation beurtheilt ist; zwar vermifst Rec. unter den kleinern Schriften ungern *Flörkens* classischen Aufsatz über die Vegetation auf den Alpen in *Hoppe's* botanischem Taschenbuch für 1800; zwar kommen auch, wohl manche kleine Versehen vor: allein diese Probeschrift enthält dennoch so manchen trefflichen Beytrag zur botanischen phie, dafs sie von einem künftigen Bearbeiter dies immer zum Grunde gelegt werden kann. Rec. hat hin, bey dieser Gelegenheit auf die Lücke in nat schen Schriften aufmerksam zu machen, die durch läfsigte Angabe des Standorts entsteht, und die in sonst nützlichen Werken, z. B. *Swarz'ens* schwed historie, *Willdenow's* Ausgabe der Linné'schen *rum* am auffallendsten ist. Er ist mit Hn. *S.* über man zur Diagnose der Pflanzen den Standort e braucht, um z. B. *Hypnum uncinatum* von H. *den sciuroides* von *Leskea sericea*, zu unterscheid mehr ist er von dem Nutzen der botanischen Geog zeugt, wenn man fremde Pflanzen selbst cultivir er wünscht endlich mit dem Vf., dafs die Flori hends Hn. *Schrebers* rühmliches Beyspiel in seine der Gräser befolgen möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. März 1801.

OEKONOMIE.

BERLIN, b. Maurer: *Unterricht eingefriedigte Wildbahnen oder grofse Thiergärten anzulegen und zu behandeln, um dadurch das Wildpret nützlicher und unschädlich zu machen*, von *A. W.* Graf von *Mellin* des heiligen Römischen und des Schwedischen Reichs Graf und Freyherr etc. Mit Kupfern und Vignetten. 1800. 264 und 16 S. Vorrede und Erklärung der Vignetten. gr. 4. (4 Rthlr. 8 gr.)

Die Veranlassung zu diesem Werke gab dem, durch frühere Schriften in diesem Fach schon rühmlich bekannten, Vf. der durch die *Waltershäuser Gesellschaftsschrift zur Erweiterung der Natur-Forst- und Jagdkunde* bekannt gemachte Plan des Hn. von *Burgsdorf* zu einer *vollständigen und ordnungsmäfsigen Lehre sämmtlicher Jagdwissenschaften*. Zur Bearbeitung desselben wurden mehrere Gelehrte aufgefodert, und dem Vf. der Abschnitt *von eingesperrten Wildbahnen* zu theil. Da er hier in seinem Lieblingsfache war: so mochte ihm diese Arbeit unvermerkt zu der Vollständigkeit an, die ihm für jenes Lehrbuch zu unzweckmäfsig schien; er glaubte daher, es sey besser, besonders in den jetzigen Zeiten, wo der Landmann häufig über Wildschaden klagt, und wo Fürsten und Gutsbesitzer so gern diesen Klagen abhelfen wollen, diesen interessanten Zweig der Jägerey besonders zu bearbeiten. Da diejenigen Herrschaften, welche dergleichen Thiergärten anlegen, dieselben auch gleich auf eine der Sache anpassende Art verziert sehen: so sind dazu die nöthigen Plane, Zeichnungen und Vorschläge beygebracht. Die Zeichnungen auf den Kupfern und den geschmackvollen Vignetten sind alle theils von dem Vf. selbst, theils von der kunstfertigen Hand der Comtesse, seiner Tochter, welche nach der Vorrede eine geschickte Jägerin ist, verfertigt.

In der *Einleitung* findet man den Zweck der Schrift genauer, und zugleich die Ursachen angegeben, wohin vorzüglich Ausrottung der Wälder und Urbarmachung der Brüche zur Vermehrung der Felder und Wiesen gehören), warum sonst bey grofsem Wildstande nicht über Wildschaden, und bey dem jetzigen geringen über denselben geklagt wird. Wenn nun nach den jetzigen Aussichten die gänzliche Ausrottung des Gewildes verhütet werde: so empfiehlt der Vf. das einfache und leichte Mittel vor, *einen Wildstand* nämlich *in einen grofsen oder mehrere kleine Thiergärten zu bringen, und durch eine regelmäfsige Behandlung dieser eingesperrten Wildbahnen die Einnahme davon weit höher zu bringen, als sie in ihrem freyen Zustande für die herrschaftliche Kasse war.* Dieser Satz wird denn in zweyen Theilen unter Kapiteln und §§phen, deren Inhalt wir hier kürzlich angeben wollen, erklärt und bewiesen.

Erster Theil. Von den Thiergärten überhaupt. 1tes Kap. *Allgemeine Begriffe von Thiergärten.* §. 5. von den bequemen Gelegenheiten und Umständen bey Anlegung eines Thiergartens wird der Satz behauptet und bewiesen, dafs *bey Anlegung desselben der Raum so grofs und weitläuftig seyn müsse, als es nur immer die Gelegenheit des Orts verstatte.* 2tes Kap. *Von der Befriedigung oder Vermachung.* Wenn von der Befriedigung durch eine Mauer die Rede ist: so behauptet die von *Lehmpatzen*, welche in §. 7. beschrieben wird, vor allen den Vorzug, besonders wenn der Lehm in der Nähe ist. Bey hölzernen Zäunen thut der Vf. §. 8. den sehr artigen Vorschlag, das Holz z. B. die Kiefern (wo möglich) gleich auf der Stelle, wo der Zaun hinkommen soll, zu schlagen, den ganzen Zaun in 12 Theile zu theilen, alle Jahr ein Zwölftel herauszunehmen, es zu verkaufen, und die Stelle zu erneuern. Auf diese Art würde der Zaun ein ordentliches Brennholzmagazin, und kostete weiter nicht viel mehr als die erste Anlage. 3tes Kap. *Von den Thoren und Thüren.* Breterthore gehören an bemauerte, und Lattenthore an aus Pfosten und Bohlen bestehende Bewahrungen. 4tes Kap. *Von den wesentlichen Gebäuden.* Diese sind die Thürwärterwohnung, die Heuscheunen, das Pürschhaus, die Körrungsplätze, Haferschuppen, der feste Lauf und Jagdschirm (von letztem sind §. 21. mehrere beschrieben und in Riss gebracht), die Kanzeln und die Fasanerigebäude. 5tes Kap. *Von den Alleen und Wegen.* 6tes Kap. *Von den Holzbeständen.* 7tes Kap. *Von den Wildäckern.* 8tes Kap. *Von den Wiesen.* 9tes Kap. *Vom Wasser.* Wer weder fliessendes, noch in Teichen und Kanälen stehendes Wasser in seinem Thiergarten hat, der mufs zwar auf Edelwild und Sauen Verzicht thun, kann aber immer Damwild, Rehe und Hasen halten, wenn er nur Brunnen graben kann, die zu bestimmten Zeiten des Tages in Tröge ausgepumpt werden. Um sicher zu seyn, dafs man Wasser findet, nimmt man nach §. 41. einen neuen, wohlglasurten irdenen Topf, thut ungelöschten Schwefel, Grünspan, und weifsen Weihrauch von jeden 5 Loth, wohl pulverisirt, in denselben, deckt ihn mit 5 Loth verlorner Schafwolle zu, wägt ihn genau, gräbt ihn

bey trockner Witterung einen Fuss tief in die Erde und schüttet den aufgeworfenen Boden über den Topf her. Nach Verlauf von 24 Stunden gräbt man ihn wieder aus und wägt ihn aufs neue. Hat er an Gewicht abgenommen: so ist gar kein Wasser zu finden; hat er aber zugenommen: so findet man bey 2 Loth Zunahme das Wasser 75 Fuss tief, bey 4 Loth 50, bey 6 Loth 37½, bey 8 Loth 25, und bey 10 Loth 10½. 10tes Kap. *Von den Brüchern.* 11tes Kap. *Von den Salzlecken.* 12tes Kap. *Von den Auszierungen eines Thiergartens*, wenn er z. B. 80, 500, und 2000 Morgen Flächeninhalt hat. Hier sind zugleich alle Gebäude nach dem besten Geschmack angegeben, beschrieben und in Riss gebracht.

Im *zweyten Theile*, der *von den verschiedenen Thiergärten insbesondere* handelt, enthält das 1te Kap. *die Beschreibung eines allgemeinen Thiergartens*, den man mit Edel- und Damwild, mit Sauen und Hasen besetzen kann — nicht wohl mit Rehen, weil diese bey starken Wintern zu Grunde gehen würden, da sie mit keiner besondern Körrung und Fütterung, die jene ihnen nicht wegessen würden, zu unterhalten sind. Von §. 55—61. wird von der verhältnissmässigen Besetzung eines solchen Thiergartens mit den verschiedenen Arten des Wildes nach ihrem Geschlechte, vom Zuwachse, von der pfleglichen Unterhaltung, und der nachhaltigen Benutzung gehandelt, die auf lange Erfahrung und genaue Beobachtung sich gründende Berechnung bey der Annahme eines Thiergartens von 500 und 2000 Morgen aufgestellt, und alles in Tabellen zur allgemeinen Uebersicht gebracht. Wenn das Verhältniss von Edelwild zum Damwild wie 1 zu 6½ ist: so bleibt bey einem Thiergarten von 2000 Morgen nach Abzug der Fütterungskosten 1193 Rthlr. 6 gr., bey einem kleinen von 500 Morgen aber 466 Rthlr. 20 gr. reiner Ueberschuss. 2tes bis 7tes Kap. Vom Rothhirsch-, Damwild-, Reh-, Sau-, Hasen- und Kaninchengarten. Bey einem jeden dieser verschiedenen Thiergärten wird ihre Vermachung, die Holzbestände und andere Gelegenheiten, der Raum, die Besetzung, der Zuwachs, die pflegliche Erhaltung, die nachhaltige Benutzung angegeben, und es ergiebt sich aus den Berechnungen allzeit, dass *nur grössere Thiergärten bey Abzug aller Unkosten eine gute Einnahme, kleine hingegen keinen, oder doch einen ganz unbedeutenden Ertrag gewähren.* — Die §. 67. bemerkte Trägheit und Zahmheit des Damwildes kommt wohl daher, dass es, wie der Fasan, ein bey uns blos naturalisirtes Wildpret ist, das eigentlich nach Kleinasien bis zum nördlichen China herab u. s. w. nach Hause gehört. — Nach Rec. Erfahrung (S. 189.) lieben die Hasen auch die Saat des Winterroggens und der Gerste mehr, als die des Waizens und Hafers. — Bey dem Hasengarten wird S. 193. zugleich gezeigt, wie man aus demselben bey der immer zunehmenden Verminderung diese Jagd im Freyen verbessern könne. 8tes Kap. *Von einem Fasanengarten.* Hier wird eine auf Erfahrung sich gründende Behandlungsart angegeben, die minder kostspielig als die gewöhnliche ist; zugleich wird auch gezeigt, wie man neben diesem anmuthigen Federwild Perlhühner und Pfauen aufziehen könne. Der Vf. giebt in den Zwingern, wo die Fasanen weiter keine Nahrung finden, jedem Stück täglich einen starken Essloffel voll Waizen; in den Körrungsschuppen aber, für die gelähmten Fasane im Winter, so wie für die wilden ausgeflogenen, wird, so lange offenes Wetter ist, nur die halbe Körrung, nämlich auf zwey Fasanen ein Esslöffel voll Waizen, gerechnet. Es bedürfen daher nach dieser Angabe 66 Fasanen jährlich blos 16 Scheffel Waizen zu ihrem Unterhalte. — Das 9te und letzte Kap. giebt verschiedene leicht anwendbare *Fangarten der edlen und Raub-Thiere* an, die dem Vf. neu schienen, und die er also als Anhang beygefügt und *abgebildet hat.* Diese sind: 1) der *Einsprung*, durch welchen man das entwichene oder ausser dem Thiergarten sich befindende Wild fangen kann. 2) Ein *Sausprung*, durch welchen sich die einige Tage in Kammern eingekörrte Sauen von selbst den Ausgang versperren. 3) Ein *Fasanensprung*, der aus einem Kasten besteht, dessen Decke mit Leinwand überzogen ist, unter welchen die Fasanen bey der Körrung mit Waizen gelockt und durch ein weggerücktes Stellholz gefangen oder bedeckt werden. 4) Das *Lothringische Fuchseisen.*

Man ersieht schon aus dieser Anzeige, die doch viele einzelne treffliche Bemerkungen übergehen muss, die Wichtigkeit dieser Schrift, welche allen Fürsten und reichen Gutsbesitzern, die Liebhaber der Jagd und des Wildprets sind, mit Recht empfohlen werden kann. Sollte auch der Vortheil, den solche Thiergärten abwerfen, in mehreren Gegenden Deutschlands, in welchen der Aufwand von dem Vf. allerdings zu gering, z. B. nur nach den wohlfeilen Heupreisen zu urtheilen, angegeben seyn wird, nicht so gross seyn, als man ihn hier findet; sollte auch dem Holzwuchse in diesen *Thiergärten* auch nach der vorschriftsmässigsten *Behandlung*, doch etwas mehr Nachtheil verursacht *werden*, als nach des Vf. Angaben zu fürchten ist: so ist seine edle Absicht schon hinlänglich erreicht, wenn er das Wild auf welches man jetzt theils aus Unkunde, theils auf Veranlassung des oft übertriebenen Klagens über den Schaden, den dasselbe anrichten soll, so losstürmt, vor seiner gänzlichen Vertilgung sichert. Druck, Kupfer und Papier entsprechen der Bestimmung dieses Werks vortrefflich.

Noch sind folgende Verbesserungen von S. 1 bis 213. zu machen. Statt *Carpinus betula* l. *Carpinus tulus;* ft. *Cornus hortensis mas* l. *Corn. mascula;* ft. *Evonimus vulgaris* besser *Evonymus europaeus;* ft. *Rubes canina* l. *Rosa canina;* ft. *Spiraea falicifolia* l. *Spiraea falicifolia;* ft. *Vaccinum* l. *Vaccinium.* — Auszulassen sind noch folgende Bäume, welche den Fasanen eine gute Aesung geben: *Crataegus Aria et torminalis; Granus domestica, avium et Cerasus; Pyrus communis et malus; Sorbus aucuparia.*

Ba

Braunschweig, in der Schulbuchh.: D. *Joh. Phil. Dü Roi Harbkefche wilde Baumzucht*, theils nordamerikanischer und anderer fremder, theils einheimischer Bäume, Sträucher und strauchartiger Pflanzen, nach den Kennzeichen, der Anzucht, den Eigenschaften und der Benutzung beschrieben. Herausgegeben mit Vermehrungen und Veränderungen von *J. F. Pott*, Herzogl. Braunschweig. Leibarzte. Mit Kupfern. *Erster Band.* 1795. 659 S. und 48 S. Vor. *Zweyter Band.* 1800. 606 S. *Dritter Band.* 276 S. 8.

Dieses Werk muss jedem gebildeten Forstmann und jedem Liebhaber von wilden Baumanlagen schon nach der ersten Auflage bekannt seyn. Es enthält in alphabetischer Ordnung eine kurze, aber hinlängliche Darstellung aller bekannten einheimischen und fremden Baum- und Straucharten, die unser deutsches Clima und namentlich den Stand in der Harbkefchen Pflanzung vertragen, nach Beschreibung, Boden und Lage, Fortpflanzungs- und Benutzungsart, und ist wegen seiner Gemeinnützlichkeit ein bleibendes ehrenvolles Denkmal des für die praktische Gewächskunde zu früh verstorbenen *Dü Roi*. Der neue Herausgeber, der in der Vorrede eine kurze Lebensbeschreibung des Vf. einschaltet, hat die Brauchbarkeit der Schrift noch dadurch erhöht, dass er die Beschreibungen systematischer abgekürzt, die fehlenden Synonymen beygefügt, beträchtliche Zusätze theils an ganz fehlenden Gewächsen, theils an mangelnden einzelnen Rubriken der Geschichte der vorhandenen beygefügt, und die nöthigen Veränderungen und Verbesserungen nach eigenen und fremden Beobachtungen und Erfahrungen gemacht hat. Es ist also dieses Werk in seiner jetzigen Gestalt eine in alphabetischer Ordnung abgefasste *wahre* praktische Naturgeschichte der einheimischen und fremden Holzarten Deutschlands, in welcher man alles Wesentliche beysammen findet, was die von S. 207—226. des 3ten Bandes aufgestellten Schriften, die ausser den eigenen Beobachtungen benutzt sind, enthalten, und welche also allen denen zu empfehlen ist, die theils wegen ihres Berufs als Forstmänner an der Naturgeschichte der Forstgewächse Interesse haben, theils auf eine zweckmässige und sichere Art Englische Gärten anlegen wollen. Eines Auszugs ist diese Schrift nicht fähig. Zu mehrerer Brauchbarkeit sind am Ende ein alphabetisches und systematisches Verzeichniss der beschriebenen Gewächse, und ein vollständiges Lateinisches, Englisches, Französisches und Deutsches Register angehängt.

Leipzig, b. Linke: *Der kleine Vogelfänger.* Ein Buch zunächst für Knaben, welche Jäger oder Oekonomen werden, und ihre Leibeskräfte auf eine nützliche Art üben wollen; auch für diejenigen brauchbar, welche Vogelliebhaber sind. *Drittes Bändchen.* K. und L. 1800. 101 S. 8. (16 gr.)

Wir beziehen uns auf das Urtheil, welches ein anderer Rec. bey den beiden vorhergehenden Bändchen 1800. Nr. 51.) über dieses Buch gefällt hat. Es ist bey einer kleinen Vergleichung ersichtlich, dass der Vf. fast weiter nichts gethan hat, als die diesen Gegenstand betreffenden *Bechsteinischen* Schriften auszuschreiben, und zuweilen etwas zusammenzuziehen. Wer also *Bechsteins* Naturgeschichte der Stubenvögel oder *dessen* Anweisung Vögel zu fangen besitzt, braucht diesen kleinen Vogelfänger nicht zu kaufen. Das Ganze ist eine unlöbliche Buchmacher-Speculation. Denn obgleich der Vf. in der Vorrede behauptet, dass er von Jugend auf ein Freund des Vogelfanges gewesen sey: so scheint diess doch uns so weniger glaublich, da sich im ganzen Buche keine Spur von einer neuen Beobachtung über die Vögel, ihren Fang u.s.w. findet, und sich doch hier die nächste und beste Gelegenheit dazu hätte zeigen müssen.

Erlangen, b. Palm: *Skizze einer vollkommenen Bewirthschaftung der Waldungen mit Rücksicht auf ihre Cultur*, nebst eingestreuten physiologischen Bemerkungen nach den neuesten Beobachtungen und Erfahrungen, und einem Anhange über die wahre Nahrung der Gewächse nach den Grundsätzen des neuen chemischen Systems von einem reisenden Forstmanne, und Mitglied der Herzogl. Sachs. Gothaischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen. 1801. 190 S. u. XXXIV S. Einleitung. 8.

Obgleich alle Regeln und Grundsätze einer guten Forstwirthschaft, wie man sie in den Fürstlich *Schwarzenbergischen* Waldungen in Franken angewendet findet, schon lange aus den forstwissenschaftlichen Schriften bekannt sind: so bewirken sie doch hier durch die Darstellung des unbekannten Vf. als wahre Geschichte der nachahmungswürdigen Behandlung eines Forstes, so wie durch die neue Bewährung jener Vorschriften, ein eigenes Interesse auch für denjenigen Leser, dem dieses alles, was er hier als befolgenswerth liest, nichts Neues ist. Von weit grösserm Nutzen aber kann und muss die Geschichte dieser Waldungen vorzüglich für diejenigen Forstbedienten seyn, die aus Liebe für das Alte gegen alle neuern Regeln einer guten Forstbewirthschaftung eingenommen sind, und hier durch Thatsachen überführt werden, wie bewährt jene Regeln und Grundsätze sind, wenn sie auf eine den jedesmaligen Umständen entsprechende Art befolgt werden, so wie für diejenigen Forstbeamten, die die ewigen Klagen über Holznoth, das ewige Schreyen nach Forstverbesserungen hören, aber, wenn auch nicht aus Unkunde, doch aus Hang zum Schlendrian und zur Bequemlichkeit nicht ernstlich Hand ans Werk legen, um dem ihrer Fürsorge anvertrauten Walde diejenige Vollkommenheit zu verschaffen, in welcher er nach Zeit und Bedürfniss seyn könnte und sollte. Eben so bekannt sind auch die die von dem Vf. aufgestellten Lehren von der Ernährung der Gewächse nach den neuesten chemischen Grundsätzen; allein nirgends findet man sie noch so deutlich, ordnungsmässig und vollständig für den Forstmann zusammengestellt und angewendet, als hier,

und der Vf. kann in dieſer Hinſicht ſicher auf Dank ſeines Publicums rechnen. Weiter erſcheint eſen Bogen der Forſtmeiſter *Friedel* als ein ſehr irener Forſtmann. Er weiſs alle gute Holzarten, eimiſche und fremde, ſo geſchickt anzubauen, daſs den nun erſt ſiebzehn Jahre unter ſeiner Aufſtehenden Revieren faſt keine Blöſse mehr anzuen iſt, und ſein ganzer Wald im ſchönſten Flore eht. Und da auch die unter ſeiner Direction ſtehen herrſchaftlichen Meiereyen ſich ſehr vortheilauszeichnen: ſo thut der Vf. am Ende den Wunſch, bey ſo ſchönen Gelegenheiten zu Schwarzenberg nur ein Forſtinſtitut, ſondern auch eine Ackerſchule angelegt werden möchten, die allerdings an ihrem rechten Orte wären, wenn anders die dergleichen Unterrichtsanſtalten, die ſich nicht mit der Anſchauung begnügen, zu den anderigen Vor- und Hülfskenntniſſen nöthigen Lehrer aben ſeyn werden.

ıpzig, b. Weigel: *Neuer Bauerkalender auf das Jahr* 1801. 32 S. 8.

nebſt:

aſchenbuch für deutſche Landwirthe auf das Jahr 1801. ein Anhang zu jedem Hauskalender. 104 S. 8. (4 gr.)

er Kalender ſelbſt iſt ein höchſt einfacher, nur ats- Sonn- und Wochentage, nebſt den allernothdigſten Veränderungen angebender Allmanach, ſo wir glaubten: die eine, faſt ganz ledige Nebenhätte wohl noch *ex fuga vacui* zu irgend einer ien Notiz benutzt werden können. Der Endck des Taſchenbuchs aber iſt, die Landwirthe den beſſern Grundſätzen der Viehzucht (die billig ler Grundpfeiler der Landwirthſchaft betrachtet l) im Zuſammenhange bekannt zu machen. Deswerden hier von S. 5. bis 62. *Bemerkungen über Pferdezucht*, oder vielmehr ein kurzer Inbegriff deſſen, was bey Erziehung, Gebrauch und Heidieſer nützlichen Thierart zu beobachten iſt, gert. Von S. 62. bis zum Ende aber kommt die *Viehzucht* an die Reihe. Im künftigen Jahre ſoll die Wartung und Pflege der übrigen Zuchtthie- Schweine, Schaf- und Federvieh, eine zweckige Belehrung ertheilt werden. — Dieſe Abſicht öblich, und der äuſserſt mäſsige Preis des ganzen leins der Abſicht angemeſſen. Uebrigens erklärt der ıusgeber ſelbſt, daſs es ihm nicht darum zu thun neue Dinge in der Oekonomie zu lehren, ſonı nur ſchon bewährte Grundſätze noch mehr zu reiten. Auch iſt das, was er hier liefert, faſt hgehends ein Auszug aus den Werken von *Hartn* und *Fuſs*. Aber er iſt in einem faſslichen, für die gröſsere Menge verſtändlichem Vortrage, nicht zuweitläuftig, doch auch nicht allzugedrungen (i der Landmann ſelten liebt) abgefaſst.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, auf K. des Vf.: *Vom Feſtungskriege. Ei Theil. Art und Weiſe feſte Plätze zu berennen zu belagern.* Vom *Vf. der Betrachtungen über Kriegsbaukunſt.* 1801. 168 S. 8. und 6 Kpft.

Zu keinem eigentlichen Lehrbuche der Belagerungskunſt beſtimmt, erfüllt das vorliegende Werkche ſeine Abſicht hinlänglich: eine allgemeine Ueberſicht des Feſtungskrieges für diejenigen zu *geben, die nicht* Ingenieurs von Profeſſion ſind; ja *es iſt für dieſen* Zweck ſchon beynahe zu weitläuftig angelegt. *Die* erſten Sphen dienen zur Einleitung, und beſchäftigen ſich mit dem Operationsplane eines Feldzuges, um die Nothwendigkeit der Feſtungen und des Angriffes derſelben darzuthun, weil ſie der in Feindes Lande agirenden Armee zum Depot und zur Stütze der Operationen dienen müſſen. Der fünfte §. enthält eine beurtheilende Darſtellung der Operationen des gegenwärtigen Krieges, wo der Vf mit Recht, die des auf blos politiſchen Prämiſſen beruhenden Feldzuges von 17 vertheidiget. Bey der dreytägigen Schlacht von Wiſſerslautern hätte der ſo thätigen Mitwirkung der Sachſen wohl mit ein paar Worten gedacht *werden ſollen*; denn ob ſie gleich nicht — wie ein Geſchichtſchreiber des Feldzuges von 1793 behauptet, — gerade den Ausſchlag gaben, fochten ſie doch, wie jeder Augenzeuge zugeſtehen wird, mit ſeltner Tapferkeit. Ganz muſs Rec. dem Vf. beyſtimmen, wenn er S. 33. *Bonaparte's* Einbruch in Steiermark 1797 ein gegen alle Regeln des Krieges gewagtes Unternehmen nennt, das ſelbſt durch den über alle Erwartung glücklichen Erfolg ſich nicht rechtfertigen läſst, weil bey nur etwas mehr Energie der Oeſterreicher der *Untergang der* Franzöſiſch-Italiäniſchen Armee unvermeidlich war. — Von S. 42. an beſchäftiget ſich der Vf. mit dem eigentlichen Belagerungskriege, deſſen Regeln und Verfahren aus den beſten Schriftſtellern über dieſen Gegenſtand gezogen, und überall mit Beyſpielen aus der Kriegsgeſchichte belegt ſind. Das Unternehmen auf Bitſch 1793 miſslang nicht durch Verrätherey, wie S. 55. geſagt wird; ſondern theils durch die zu frühe Entdeckung, (man ſehe *l'Obſervateur impartial aux Armées du Rhin etc. par le C. le Comte*) theils vorzüglich, weil keine zweckmäſsigen Maasregeln getroffen waren, die Thüren des unterirdiſchen Ganges zu ſprengen.

Der Stil des Werkchens iſt ſonſt gut; nur wünſcht Rec. etwas mehr Gewandtheit, und das *ſo* nicht widerlich oft gebraucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. März 1801.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Beschreibung des Königreichs Siam*, von Hn. *de la Loubere*, aufserordentlichen (aufserordentlichem) französischen Gesandten bey dem Könige von Siam. Aus dem Französischen übersetzt. 1800. 382 S. 8.

Durch die englische Gesandtschaftsreise nach China, und noch mehr durch die Reisen des Hn. *Symes* nach Ava, hat man neulich schätzbare Nachrichten von der Halbinsel jenseits des Ganges erhalten. Der Gedanke war nicht unrecht, ältere Nachrichten von dieser Halbinsel unter uns von neuem bekannt zu machen. Die *Description du royaume de Siam par M. de la Loubere, Envoyé extraordinaire du Roy auprès du Roy de Siam* 1687, 1688, welche 1691 und auch zu Amsterdam 1709 herausgekommen ist (letzte Ausgabe hat Rec. vor sich), ist von dem Hn. Hofr. *Meiners* sehr gelobt worden. Der ungenannte Uebersetzer glaubte daher, dafs das Publicum eine Uebersetzung dieser Beschreibung mit Beyfall aufnehmen würde. Hätte er die dazu nöthigen Sprach- und Sachkenntnisse gehabt, und hätte er dabey andere Nachrichten von Siam, an denen es gar nicht mangelt, zu Rathe gezogen: so würde ihm der Beyfall nicht entgangen seyn, zumal da, wenn Stuck in seinem bekannten Verzeichnisse von Reisebeschreibungen Recht hat, *Loubere* noch nie ins Deutsche übersetzt ist. Allein der Ungenannte verstand so wenig das Original, und ist der deutschen Sprache so wenig mächtig, dafs wir das von ihm besudelte Papier herzlich bedauern, und, wenn die Schreib- und Uebersetzungssucht elender Autoren durch Polizeygesetze aufgehalten werden könnte, wünschen möchten, dafs ihm die Uebersetzung des 2ten Theils der Beschreibung, welcher Abhandlungen über Siam und andere asiatische Länder enthalten soll, untersagt würde. Hier sind einige Stellen, in denen der Sinn des Originals gänzlich verfehlt ist. S. 66. *Wir fragten zwey junge Mandarins, was ein weifses Frauenzimmer, das wir ihnen zeigten, koste.* Es waren aber nicht Frauenzimmer, sondern Puppen oder Docken von Hofdamen, *pouppées du Palais*, die man ihnen zeigte. — S. 115. *Die Schafe auf den Schiffen fressen einander die Wolle ausreifsen, weil sie dieselbige einander wegfressen*, statt: *die Schafe schmecken oft nach der Wolle* u. f., *les moutons y sentent souvent la laine, parce qu'ils se la mangent les uns aux autres.* — S. 131. Orig. wird von dem König von Siam gesagt: *il sort avec si peu de faste que quand il va de Louvo avec ses Dames il ne donne aucune voiture aux femmes qui les accompagnent pour les servir*, d. i.: *die Hofdamen, welche seine Frauen begleiten, bekommen keine Wagen.* Allein der Uebersetzer giebt es S. 108. — *wenn er von Louvo sich — mit seinen Frauen, welche ihn der Aufwartung wegen begleiten, begiebt.* — Was S. 155. des Originals von den Frauenzimmern gesagt wird, die nicht heirathen, aber doch nicht in den Talapuinen-Orden treten, behauptet der Uebersetzer S. 128. von Mannspersonen. — Die zuvorkommende Höflichkeit des Königs wird durch ein Exempel bewiesen. S. 177. *Il fit même une chose, quand Mr. des Targes le salua, qui n'avoit jamais eu d'exemple à Siam.* Welcher Schüler versteht dies nicht! Nur nicht unser Uebersetzer. S. 148. *Es trug sich etwas zu, dafs ihm der Herr von Targes grüfste, wovon man niemals ein Beyspiel hatte.* — *Ebend. Wenn ich mich hätte eher aufrichten können*, soll das Französische: *si j'eusse pû m'élever davantage*, ausdrücken. — S. 196. *La plus recente des deux epoques Siameises se rapporte à l'an de Grace* 638. Versteht der deutsch, oder den Sinn des Texts, der dies so übersetzt? *die neuere* u. f. *ist dem J. 638 ähnlich* S. 164. — S. 179. *Es liegt ihnen nichts daran, einen Monat lang unzählige Arbeiten zu etwas zu gebrauchen.* Vielleicht ist *Arbeiten* ein Druckfehler für *Arbeiter*. Allein, die Härte abgerechnet, so drückt es nicht vollkommen das Französische aus: *Il ne leur importe d'être cinq cent ouvriers, plusieurs mois durant.* — S. 215. Von der Art, wie man auf dünnen Goldblättchen schreibt: *L'on y marque les lettres par compression avec un poinçon emoussé, comme ceux dont nous ecrivons sur nos tablettes*, d. i.: *Die Buchstaben werden, vermittelst stumpfer Ponzen, darauf gedruckt.* Man höre aber, und verwundere sich, wie der Ungenannte übersetzt: *Man siegelt dadurch die Briefe, indem man sie mit einem stumpfen Pfriemen darauf drückt.* Wer so sinnlos schreiben kann, von dem ist zu vermuthen, dafs er auch in vielen andern Stellen seinen Autor misverstanden hat. Wirklich haben wir noch mehr Misgriffe der Art angezeichnet, die wir aber nicht anführen, damit uns nicht der Vorwurf gemacht werde, den wir vorher dem Uebersetzer machten, — Papier verderbt zu haben. Damit man aber nicht glaube, dafs die Uebersetzung gegen das Ende anders beschaffen sey, als wir sie geschildert haben: so führen wir noch aus S. 369. an: *Ich darf dasjenige nicht mit Stillschweigen übergehen, was ich von dem Hn. Herbelot denke. Ich glaubte ihn über alles das, was ich als Siameise sicher weifs* (beynahe sollte man glauben, der Uebersetzer sey ein Siamese) *um Rath zu fragen*, und bitten es gegen den Text S. 421. zu halten: *Je ne doy pas omettre ce que je*

je tiens de Mr. Herbelot. J'ai cru le devoir consulter sur tout ce que je say de Siamois.

Von seiner groben Unwissenheit in der deutschen Sprache können schon die angeführten Stellen zum Beweise dienen. Man findet fast auf jeder Seite Proben davon, die man, so gern man wollte, nicht immer auf die Rechnung des Druckers schreiben kann. Er verwechselt Accusativ und Dativ, z. E. *an dem Bord kommen* u. dgl. verdoppelt oft die Negation, z. E. *von keinem Kartenspiel wissen sie nichts*, gebraucht ganz undeutsche Redensarten und Zusammensetzungen, z. E. *nichts festes essen, gewirrte Glieder, wichtigsten Weibspersonen, Morgenländer* für *Länder gegen Morgen gelegen, Cotton* für *Cattun, Beamteten, anderst, Cattuntücher, Sammlungen von Befehlen* für *von Verordnungen* und dergleichen Floskeln mehr, die kein Deutscher billigen kann.

Den Text hat er übrigens bisweilen abgekürzt, und es wäre dieses zu loben gewesen, wenn es allenthalben auf eine schickliche Art geschehen wäre. Allein er hat Stellen stehen lassen, die er hätte ausstreichen sollen, z. E. S. 169. wird ein mayländischer Calender erwähnt, *an welchen so viele Leute gegenwärtig einen so blinden Glauben haben.* Da dieser längst vergessen, und vielleicht Männern von den ausgebreitetsten literarischen Kenntnissen unbekannt ist: so verdiente er keine Erwähnung, oder musste mit einer Nachricht von seiner Beschaffenheit und dem grossen Ansehen, worin er im 17ten Jahrhundert gestanden hat, begleitet werden. An andern Orten findet man Auslassungen, wodurch die Gedankenreihe des Autors mangelhaft erscheint. S. 183. ist ein Sprung von dem Commerz der Siamesen auf das Siegeln der Handschriften, den man sich nicht wohl erklären kann. Der Uebersetzer hat einen ganzen Abschnitt S. 217. des Originals weggelassen, der diese Materien in Verbindung bringt.

Von den vielen Kupfern des Originals hat die Uebersetzung zwey beybehalten.

Jena, b. Mauke: *C. F. Volney's Reisen nach Syrien und Aegypten*, in den Jahren 1783, 1784, 1785. Aus dem Französischen übersetzt. *Dritter* Theil, welcher die Zusätze der dritten französischen Original-Ausgabe, nebst mehreren von den merkwürdigsten durch die französisch-ägyptische Expedition veranlassten Beobachtungen enthält, von Professor *Paulus* zu Jena. 1800. 421 S. 8.

Sowohl den Besitzern der Volneyschen Reise als andern Lesern, ist dieser Theil, der ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, ein willkommenes Geschenk. Er enthält: I. Zusätze der französischen Ausgabe vom J. VII. 1) Zustand des Handels zwischen Frankreich und der Levante nach öffentlichen Regiştern. Dieser Aufsatz ist zwar schon 1786 entworfen, ist aber doch nicht ohne Interesse für diejenigen, welche sich über die Verbindung Frankreichs mit der Türkey unterrichten wollen. S. 14 u. 15. wird bey *Calle*, einem Orte an der Algierschen Küste, der in den Händen der Franzosen ist, *Salee* in Klammern eingerückt, als wenn dieses ein anderer, oder wohl gar mehr gewöhnlicher Name von Calle wäre. Allein Salee ist ein ganz anderer Ort, und liegt in Marocco am Atlantischen Meere. II. Volney's Betrachtungen über den Türkenkrieg 1788, rathen zu einer Verbindung Frankreichs mit Rufsland gegen die Türkey. Sie haben Bonaparten auf die Wichtigkeit Aegyptens aufmerksam gemacht. *Hätten wir*, sagt Volney gleichsam im propheteischen Tone, *blofs Aegypten: so könnten wir den Verlust aller unserer Colonien verschmerzen.* Peyssonel suchte die Ehre der Türken gegen Volney zu retten, *und seine Bemerkungen folgen auf jene.* III. *Notizen von zwey* arabischen Handschriften zur Geschichte von *Aegypten.* Das 2te ist vorzüglich wichtig, eine vollständige *Statistik* von Aegypten im J. 1450 geschrieben, wie wir sie von wenigen Ländern Europens heut zu Tage haben. Die S. 223 angeführten *Laufkameele* pflegt man *Dromedare* zu nennen. Hr. P. hat ein Excerpt aus einem Mspt. auf der Bodleyischen Bibliothek in Oxford hinzugefügt. IV. Sammlung der merkwürdigsten topographischen (warum nicht chorographischen?) Beobachtungen, welche durch die französisch-ägyptische Expedition bisher bekannt geworden sind. Sie sind aus den *Mémoires sur l'Egypte, Magazin encyclopedique, geograph. Ephemeriden* u. a. Büchern genommen. Hr. P. hat sie mit einigen Noten *versehen*, worunter sich auch eine politische S. 332. *zur Vertheidigung* des französischen Angriffs auf Aegypten befindet. Die französischen Monate und Maafse, die mehrmale vorkommen, hätten wir gern auf die bey uns gewöhnlichen reducirt gesehen. Bey dem S. 379 erwähnten Plan eines Franzosen, von Alexandrien, den D'Anville anführt, frägt Hr. P. *wessen?* Wir antworten aus *d'Anville's Mém. sur l'Egypte* S. 83. da sein Name ihm unbekannt war, dafs aber die Vergleichung seines Plans mit andern ihn von seinen Verzügen überzeugt hatte. Niebuhr hielt diesen Plan für sehr gut. Hr. P. frägt: *ob nach eigenen genauen Untersuchungen?* Wir zweifeln nicht daran, weil Niebuhr in Alexandrien gewesen ist. — Zu den S. 384 erwähnten arabischen Schriftstellern, die den Chalifen Omar Schuld geben, die Bibliothek in Alexandrien verbrannt zu haben, setze man noch *Abdallatiph*, und es möchten wohl mehr arabische Schriftsteller die Geschichte erzählen, als verschweigen, obgleich S. 214. das Gegentheil behauptet wird. — Wäre ein berühmter Orientalist sich der Uebersetzung und Bekanntmachung der französischen Nachrichten unterzogen hat: so hätten wir die Uebertragung der arabischen lateinisch geschriebenen Wörter (es ist hier nicht von Namen die Rede) in arabische Schrift erwartet.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch - topographisches Lexicon von Franken* etc. *Zweyter Band.* 1800. 1 Alphab. 3 Bog. gr. 8.

Was wir über den Plan, Charakter und Werth des ersten Bandes dieses Wörterbuchs gesagt haben (A

Z. 1790. Nr. 309.), gilt auch bey dem gegenwärtigen, welcher die Buchſtaben Cl bis Hu begreift, ll die darunter vorkommenden fränkiſchen Lande, ädte, Schlöſſer, Dörfer etc., bald kurz, bald weitſtig beſchreibt, je nachdem es der Vorrath oder Mangel gedruckter und handſchriftlicher Materialien geſtattete. — Dieſe Ungleichheit, die ohnehin erken von der Art eigenthümlich iſt, darf man ohl nicht dem Vf., ſondern ſeinen Correſpondenten uld geben, die ihn entweder mangelhaft oder ohl gar nicht mit Beyträgen unterſtützten. Am usführlichſten werden die Rubriken: Eremitage, Erangen, Franken, Fürth, Henneberg, Herrnrieden nd Hof behandelt, wo, neben der Geſchichte, auch anche intereſſante ſtatiſtiſche Nachrichten zu leſen nd. Dieſs letzte gilt beſonders von dem Artikel: *ranken*, in welchem eine Ueberſicht des Matricularweſens, der Kreisverfaſſung und aller in dieſem Kreiſe efindlichen Manufacturen und Fabriken geliefert ird. Auf den Umfang des alten Frankoniens, welhes im 8ten Jahrhundert, im Gegenſatz des weſtlihen oder rheiniſchen Franziens unter dem Namen ſtfranken und *Francia nova* vorkommt, hat ſich der f nicht eingelaſſen, und eben ſo wenig lag es in inem Plane, der alten Gauverfaſſung und der vielen aubezirke zu erwähnen, in welche die oſtfränkiſche rovinz eingetheilt war, und woraus ſich nachher er fränkiſche Staatskörper allmälich zu ſeiner gegenwärtigen Geſtalt bildete. Für den Freund der ittlern Geſchichte und Geographie, würde ein ſolher Umriſs nicht ohne Intereſſe geblieben ſeyn. um Beweis, daſs wir dieſes in allem Betracht nützhe und brauchbare Wörterbuch, mit Fleifs durchgangen haben, wollen wir nur einige Rubriken merken, die noch einiger Ergänzung und Berichgung fähig ſind. S. 79. heiſst es: Ermershauſen gehre den Allodialerben des Freyherrn von Hutten; an ſollte alſo glauben, daſs es in keiner Lehnsverndung ſtehe. Dieſs iſt aber unrichtig, da es die ittenſche Familie von jeher, als ein ſächſiſches ohn- und Tochter-Lehn beſeſſen hat, und nach m 1783 ohne Leibeserben und Mitbelehnte erfolgn Tode Joh. Philipps von Hutten, von den beiden ehnsherrſchaften zu Sachſen-Coburg und Sachſenmeiningen, als ein heimgefallenes Lehn eingezogen urde. Indeſſen glaubte ſeine Schweſter, Juliana arlotta Voit von Salzburg, ob ſie gleich mit dem uncto in keiner Mitbelehnſchaft ſtand, und mithin ch den Grundſätzen des ſächſiſchen Lehnrechts nicht ceſſionsfähig war, auf die Erbfolge Anſpruch zu chen, und wendete ſich deswegen an den Reichsrath. Dieſer Rechtshandel endigte ſich aber 1786 ch einen Vergleich, nach welchem den Erben der wiſchen verſtorbenen Voit von Salzburg, das Ritgut Ermershauſen, gegen ein Averſionalquantum n 5000 fl. rheinl. von dem gemeinſchaftlichen Lehn, in der Eigenſchaft eines Söhn- und Töchterns von neuem verliehen wurde. — Nach S. 205. eine Herzogin von Meran, Namens Eliſabeth, Gemalin eines Hn. von Grundlach geweſen ſeyn, und das Kloſter Frauen-Aurach geſtiftet haben. Die Geſchichte macht aber, auſser den bekannten drey Meraniſchen Erbtöchtern, die 1249 auf die Allodialverlaſſenſchaft ihres verſtorbenen Bruders Anſpruch machten (*Köhler diſſ. de ducib. merun.*) keine namhaft, die an einen Hn. von Grundlach vermält geweſen. — Bey Frieſenhauſen S. 225. hätte noch, die dem Hauſe Sachſen über das dortige Rittergut zuſtändige Lehnsherrlichkeit, bemerkt werden können. Sie gründet ſich auf eine Urkunde vom J. 1451, nach welcher der damalige Beſitzer, Georg Zoller, ſeine eigenthümliche *Behauſung und kemmath im See zu Frieſenhauſen*, mit allen Zugehörungen, dem Herzog Wilhelm zu Sachſen zu Lehen auftrug. S. 314. wird *Gerthauſen* für ein, in S. Meininger Amte Sand, — und *Hellmershauſen* S. 565. für ein Kaltennordheimiſches Amtsdorf ausgegeben; beide gehören aber zum S. Eiſenachiſchen Amte Lichtenberg. — Hildenburg (S. 659.) iſt kein Dorf, ſondern ein wüſtes, zwiſchen Oſtheim und Fladungen auf einem hohen Berge gelegenes Schloſs, von welchem im 12ten Jahrhundert die ausgeſtorbenen Grafen von Hildenburg den Namen führten. — Uebrigens wünſchten wir, daſs der Vf. bey Beſchreibung der ritterſchaftlichen und adelichen Dörfer die Namen der jedesmaligen Beſitzer derſelben angeben, und ihre Lehnsverbindung und andern Qualitäten bemerken möchte.

LITERATURGESCHICHTE.

NÜRNBERG, b. Zeh: *Annales typographici ab anno* MDI *ad annum* MDXXXVI continuati poſt *Maittairii* aliorumque doctiſſimor. virorum curas in ordinem redacti, emendati et aucti cura D. *Georg. Wolfg. Panzeri*, Capituli eccleſ. Cathedral. ad D. Sebald. Norimberg. Praepoſiti etc. Volumen VIII. 1800. II u. 564 S. gr. 4. (5 Rthlr.)

In dieſem achten Bande des bekannten nützlichen Werks, zeigen ſich überall die Spuren des unermüdlichen Fleifses, der in den vorigen ſichtbar war. Er fängt mit *Paris* und dem Jahre 1513 an. Unter der Rubrik dieſes Orts ſind zuſammen 2839 Numern (von 1501 — 36) aufgeführt, doch fehlt von Nr. 2644 an deſſen wirkliche Angabe. S. 304. kommt auch *Theſſalonich* mit 21 von Rabbinen herausgegebenen Büchern vor, worunter das älteſte Datum von 1515 und das jüngſte von 1535 iſt. — Nach *Paris* iſt der Artikel *Venedig* der reichhaltigſte, er begreift 1959 Numern, *Rom* hingegen nur 308. *Vicenza* (in deſſen Numer die erſten beiden römiſchen Zahlen verſetzt ſind) macht mit 14 Drucken bis zum Jahr 1529 den Beſchluſs.

Mehrere Vergleichungen und Bemerkungen über Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Druckörter, wollen wir andern Literatoren überlaſſen, und uns auf die wenigen Ergänzungen beſchränken, die wir Hn. P. liefern können, der uns in Eintragung des Uebrigen aus unſerm nicht ganz unbeträchtlichen Verzeichniſs

zeichniſs ſchon zuvorgekommen iſt. Sie ſind nach eigener Anſicht von Büchern aus der nämlichen öffentlichen Bibliothek, wie unſere Beyträge zum I—VII. Band. Wir haben uns bey den Jahrzahlen der deutſchen Ziffern ſtatt der römiſchen bedient.

Paris.

Antiquarum lectionum commentarii ſicut concinnarat olim Vindex Ceſelius ita nunc per iniuriam intercepti, quos reparavit Lucius Coelius Rhodiginus etc. In f. *Parrhiſiis, venundantur ab Jodoco Badio Aſcenſio et Joanne Parvo* 1517. *fol.*

(Eine Ausgabe *Venet. ex aedibus Aldi* etc. 1516 ſteht indeſſen S. 430. dieſes Bandes.)

Adverſus novam Marci Beneventani aſtronomiam, quae poſitionem Alphonſinam ac recentiorum omnium de motu octavi orbis multis modis depravavit et ſecum pugnantem fecit: Alberti Pighii Campenſis apologia etc. Pariſiis excudebat Simon Colinaeus. 1522. 3. *d. m. Martii.* 4.

Dialectica Laurentii Vallae libri 3. *Pariſiis, in aedibus Aſcenſianis et bibliopolarum de Marnef.* 1539. *ad Cal. Sept.* 1529. *fol.*

D. Aurelii Auguſtini Hippon. epiſc. de doctrina chriſtiana libri 4. *etc. Pariſiis, ap. Io. Roigny.* 1534. 12.

D. Aurelii Auguſtini ad Europium et Paulum epiſcopos liber de perfectione iuſtitiae contra Celeſtium. Ebendaſelbſt aus gl. Officin u. von gl. Jahr u. Format.

Venedig.

Alberti magni opera ad logicam pertinentia. In f. *Venetiis, ſumtibus haeredum Octaviani Scoti, per Bonetum Locatellum Presbyterum.* 1506. *fol.*

Alberti magni, epiſcopi Ratisbonenſis, de ordine Praedicatorum, parva naturalia. Ebendaſ. aus gl. Verl. durch ebendenſ. Drucker, in gl. Jahr u. Format.

Expoſitio Aegydii Romani ſupra libros Elenchorum Ariſtotelis. Venetiis per Simonem de Luere 10. *Decembr.* 1507. *fol.*

Divus Thomas in 8. *politicorum Ariſtotelis libros, cum textu eiusdem Leonardo Aretino interprete etc.* In f. *mandato et impenſis heredum — Octaviani Scoti, civis Modoecenſis et ſociorum — impr. Venetiis per Georgium Arrivabenum.* 1514. *d.* 13. *April. fol.*

Daſs der Lucretius, *Venetiis in aedibus Aldi et Andreae ſoceri*, 1515. 8. in den Seitenzahlen mit der Ausgabe: *Florentiae, ſumtib. Philippi Giuntae* 1512. 8. (*Annal. typogr.* Vol. 7. p. 14.) genau zutreffe, und dennoch in den Lesarten von letzter abweiche, glauben wir ſchon bemerkt zu haben. Obgleich Nr. 785. S. 432. nur *Apuleji aſinus aureus* iſt, wie auch am Schluſſe deſſelben angezeigt wird, ſo lautet doch der Titel eigentlich:

Apulejus cum commento Beroaldi etc. In f. *Venetiis, in aedibus Joannis Tacuini de Tridino impr.* 1516. 12. *Kal. Jun. fol.*

Antonii Andreae ſuper artem veterem ſcripta et ſuper Boetium de diviſionibus. Impr. Venetiis per Lucam Antonium de Giunta, Florentinum. 1517. 23. *Maii. fol.*

Alberti magni naturalia ac ſupra-naturalia opera — Marc. Antonium Zimaram caſtigata etc. In f. *Venet. impenſa heredum Octaviani Scoti* — 1517. 10. *Mart. fol.*

Sphaera mundi etc. S. 451. Nr. 944. iſt, nach unſerer Aufzeichnung, *impenſ. Lucae Antonii de Giunt. Florentini d. ult. Junii* 1518 gedruckt. Der Herausgeber ſcheint, den Schlufsverſen gemäſs, Hieronymus Nucerellus zu ſeyn.

Alberti magni — moraliſſima in ethicen Ariſtotelis commentaria per — Jo. Romberch de Kyrſpe — caſtigata. f. arte et impenſis heredum Octaviani Scoti — Venet. 1520. *d. ult. Aug. fol.*

Dante l'amoroſo convivio S. 470. Nr. 1102. haben wir etwas umſtändlicher ſo verzeichnet:

Lo amoroſo convivio di Dante: con la additione: nouamente ſtampato. In f. *In Venetia per Zuane Antonio e fradelli del Sabio: ad inſtantia de Nicolo e Dominico dal Jeſus.* 1521. 8.

S. Thomas ſuper ethica Ariſtotelis, cum triplici textus *translatione, antiqua VZ. Leonardi Aretini*, nec non Jo. *Argyropyli — noviſſime per Franciſcum Paulinum de Lav.* 1531. In f. *Venetiis expenſis heredum — Octaviani Scoti d.* 15. *Februar. fol.*

Liber de morbo gallico, in quo diverſi celeberrimi in hac *materia ſcribentes medicine continentur auctores*, videlicet *Nicolaus Leonicenus Vicentinus, Ulrichus de Hutten, Germanus, Petrus Andreas Mattheolo, Senenſis, Laurentius Phriſius, Joannis Almenar, Hiſpanus, Angelus Bolognin. Venetiis* 1535. In f. *per Jo. Patavinum et Venturinum Ruffinellis.* 8.

Wir machen zugleich unſere geographiſchen Leſer auf einen Auszug aus Pigaphetta's Reiſen (deren neulich in der v. Zachiſchen monatlichen Correſpondenz gedacht wurde) aufmerkſam. Er kommt einer Paris S. 217. Nr. 2800. vor. Endlich wünſchen wir zum Regiſter der Oerter-Namen noch einen kleinen Anhang der modernen Namen, die von den alten Benennungen ſtark abweichen; wobey uns einfällt, wahrſcheinlich bey Joh. Soter in Solingen (Solingen im Herzogthum Berg, einige der erſten örterlichen Ausgaben des *Agrippa de vanitate ſcientiarum* gedruckt ſind. — Zur nahen Vollendung des ganzen Werks wird jeder Literator, und beſonders der Freund der Druck-Alterthümer, dem ehrwürdigen Vf. ferner Geſundheit wünſchen.

* * *

Leipzig, b. Gräff: *Aurora.* Ein romantiſches Gemälde der Vorzeit. Von dem Verfaſſer der Waldini. 2ter Th. 3te ganz umgearbeitete Auflage. 1800. 252 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 330.)

Altenburg, b. Seidler: *Sammlung vorzüglicher Handlungen zur Bildung des Herzens der Jugend.* 2ter Th. 2te Aufl. 1800. 190 S. 3ter Th. 196 S. 8. (19 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1971. Nr. 163.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. März 1801.

PHYSIK.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Physikalisch-chemisches Handwörterbuch* für Gelehrte und Ungelehrte, Fabrikanten, Manufacturisten und Handwerker. Ein gedrängter Auszug aus Gehlers, Macquers und den neuesten vorzüglichsten physischen und chemischen Wörterbüchern und Schriften. Mit sorgfältiger Auswahl in vier Bänden gesammlet. *Zweyter Band El bis Gy.* 1800. 582 S. 8. Mit Kupf.

Das über den ersten Band dieses Wörterbuches gefällte Urtheil, gilt auch diesem zweyten. Die die Physik einschlagenden Artikel sind aus *Gehler*, e chemischen aus *Bourguet abgeschrieben* worden. e. wählt den ersten besten Artikel aus diesem Wörbuche, und stellt ihm den gleichnamigen aus *Gehs* Wörterbuche gegenüber. Z. B. *Heber*

Der Vf. d. ch. H. W.

eber ist eine aus zwey Schenn bestehende offene Röhre BC, deren man sich bedient, ssige Materien, dadurch, dass n die Luft aus den Röhren ht, aus einem Gefäse ausfen zu lassen. Wenn man e solche Röhre mit dem ei- Schenkel in ein mit einer ssigkeit z. B. Wasser ges Gefäss taucht: so wird Wasser in dem eingetauchdieselbe Höhe erreichen, es im Gefäse hat, d. i. bis . Bringt man es aber durch gen bey C so weit, dass der ze Heber voll Wasser wird: wird er bey C anfangen ausufen, bis die Wasserfläche A herabgesunken ist, und kein Wasser mehr in die hung eintreten kann.

Gehler.

Heber. Diesen Namen führt eine aus zweyen Schenkeln bestehende an beiden Enden offne Röhre ABC, deren Gestalt übrigens willkürlich ist, und deren man sich bedienen kann, um flüssige Materien aus einem Gefäse durch den Druck der Luft auslaufen zu lassen, oder auszuheben. Wenn eine solche Röhre mit der Oeffnung A in ein Gefäss mit Wasser gesenkt wird: so steigt das Wasser in ihr von selbst eben so hoch, als es im Gefäss stehet, d. i. bis DE. Bringt man es aber durch Saugen bey C, oder durch andre Mittel so weit, dass der ganze Heber bis C voll Wasser wird: so wird es bey C anfangen auszulaufen, und damit so lang fortfahren, bis die Wasserfläche DE im Gefäse unter A herabgesunken ist, und also kein Wasser mehr in die Oeffnung A eintreten kann.

Die Verkürzungen bestehen meistentheils darin, die mathematischen Berechnungen weggelassen . Oft erlaubt sich der Vf. Aenderungen bey *Geh*Worten, die dem Ganzen ein höchst veränder-Ansehen ertheilen. Den Artikel *Höhenmessung* fest *Gehler* damit: man weiss aus Beobachtungen, die Veränderungen des Barometers auf einer grossen Strecke Landes *gleichzeitig* erfolgen u. s. w. Das, *man weiss aus Beobachtungen*, ändert der Vf. dahin ab: *das Resultat von allem ist*, welches einen ganz andern Sinn giebt. Aeusserungen wie S. 409. sind völlig unnütz. Es wird daselbst von den Bestandtheilen des Graphits geredet und gesagt: *Hahnemann* hat eine ganz andere Meynung. Was übrigens H. meynt, davon findet man kein Wort. Dass man in diesem Buche vergebens nach den neuern Entdeckungen in der Chemie und Physik suchen werde, ergiebt sich aus dem Gesagten. So findet man der neuern Versuche über die thierische Elektricität, über die Zerlegung des Harns, des Honigsteins, des Hyacinths, der Entdeckung der Glucinerde u. s. w., auch nicht mit einem Worte erwähnt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gräff: *Die beiden Marillo's. Eine italiänische Geschichte* von *C. F. W. R...r*, Verfasser von den Zöglingen meiner Phantasie. Mit Kupf. 1801. 344 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr. ohne Kupf. 1 Rthlr.)

Ein Intriguen-Roman, wie wir deren schon genug und übergenug haben; ohngefähr von *der* Art, wie *Spiessens Mäusefallen- und Hechelkrämer*. Ja, unpartheyisch gewürdigt, ist dieser Letztere noch von besserm Gehalt; nicht nur, weil er früher da war, sondern weil auch bey ihm die Erwartung weit besser gespannt worden, und die Verwicklung fast bis zum Schluss immer mehr steigt, da bey den Marillos hingegen ein Theil der Intrigue schon sehr früh sich entwickelt, und der Grund der ersten Verkennung schon auf der zehnten Seite sich muthmasen lässt. Dadurch, dass Maria (S. 35) so schnell Marillo den Zweyten erkennt, wird die Scene, wo unter den Banditen ein Einziger an seiner Aechtheit zweifelt, und er so leicht ihn widerlegt (S. 131.) um ein gutes Theil unwahrscheinlicher; auch ist der ältere Marillo, von dessen Schlauheit und Entschlossenheit so viel gesprochen wird, ein ganz erbärmlicher Wicht, dass er dem Herrn Bruder nicht eher auf die Spur kömmt, und den Pass ihm verrennt. Einige Scenen, unter andern diejenige, wo die Banditen zu ihrer Bürgerpflicht zurückkehren, sind nicht ganz ohne Interesse. Aber noch ist dies ein nur sehr mittelmässiges Verdienst bey einem Roman, wo es bloss auf Intrigue ankommt, und wo an gar keine Durchführung eines Charakters zu denken ist. Die Böswichter wenigstens, die der

Vf. zeichnet, sind so grelle Ungeheuer, und die bessern Personen an sich so unbedeutende Wesen, dass weder diese, noch jene, auf uns viel wirken können. Auch ist die Art, wie gegen Ende des Romans der wahre Francesco und sein Vater sich zusammenfinden, eine von den alltäglichsten, in Romanen gleichsam abgenutzten Erfindungen. Kurz, man handelt noch sehr nachsichtig, wenn man das ganze Werklein in die dritte oder vierte Verdienst-Classe romantischer Dichtkunst setzt.

Dresden, in dem Museum, Pirna, b. Arnold und Ginther: *Blumen und Früchte für Zeichner, Blumenfreunde und Stickerinnen*; nach der Natur entworfen und ausgemalt von *Lück*. Erster Theil mit 16 Kupfern u. 20 S. Text. Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. 1800. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Die frühere Ausgabe des gegenwärtigen Werks wurde A. L. Z. 1800. Nr. 128 angezeigt. Die 8 ausgemalten Blätter verdienen auch hier noch das Lob, welches wir ihnen damals ertheilten. Die vorgedruckte Beschreibung und Anweisung zum Nachmalen derselben, wurde mit gutem Erfolg ganz umgearbeitet. Sie hat nun Briefform erhalten, und lässt sich angenehm lesen.

Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Jonathan Wild*, Rinaldo Rinaldinis Antipode. Eine Räubergeschichte von *Heinrich Fielding*, nach dem Englischen. 1800. *Erster* Theil 230 S. mit 1 Kpf. *Zweyter* Theil 270 S. m. 1 Kpf. (2 Rthlr.)

Das englische Original bedarf nicht erst unser Kritik oder vielmehr unsers Lobes. Schon seit länger als funfzig Jahren schätzt man es in seinem Vaterlande als eines der gelungensten Werke *Fieldings*, der es 1743 gerade in dem Zeitpunkte, wo seine Geisteskräfte in der glücklichsten Thätigkeit sich befanden, herausgab, und der manche in seiner juridischen Laufbahn erworbne Kenntnisse hier mit Feinheit, Wahrheit und Satire aufs innigste vereinte. In fast alle neuere Sprachen Europens ist es seitdem verpflanzt, gelesen und geschätzt worden. Auch wir Deutsche besassen davon schon zwey, wo nicht drey Uebersetzungen. Da aber die erste, die bereits 1758 erschien, ganz ohne Kraft und Ausbildung der Sprache verfasst worden; und die zweyte, welche in den *Leben und Thaten einiger Kraft und Kniffsgenies* sich befindet, allzusehr in einer gewissen Manier — wie schon der Titel zeigt — verdollmetscht wurde: so war eine dritte keineswegs ganz überflüssig; und wir ertheilen dem Vf. derselben in Rücksicht von Treue und Geschmeidigkeit des Vortrags billig den Vorzug.

Aber noch gröser würde die Nützlichkeit seines Unternehmens und unsre Freude seyn, wenn er wirklich dadurch bewerkstelligte, was dem Titel und dem Vorberichte nach sein Endzweck zu seyn scheint; wenn nämlich seine Dollmetschung einen *glücklichen* Antipoden desjenigen Romans abgäbe, der, wenn nicht zur Ehre der deutschen Lesezirkel, binnen kurzer Zeit drey Auflagen erlebt hat, da eine einzige schon viel zu viel für ihn gewesen wäre. Und gewiss in mancherley Betracht kann man sich keinen sprechendern Contrast denken, als Fieldings treffendes Gemälde, wo er den Pinsel mit so vieler ächten Menschenkunde, mit so vieler Feinheit und Wirkung an rechten Orte führte, wo immer edle moralische Tugend sich selbst im Gewande des Spottes herrschte, wo kein Charakter müssig, keine Begebenheit nutzlos zu seyn scheint — verglichen mit dem schalen, flachen, höchstens ein paarmal flimmernden *Rinaldo Rinaldini*, wo man vergebens nach einem *Plan*, nach einer Wahrheit oder Neuheit in Charakteren und Handlungen sich umschaut, wo die Bilder völlig *wie in* der, überdiess schlecht erleuchteten, Laterne *eines* Savoyarden vorüberfliegen, und wo endlich noch zügellose Immoralität mit Kraftlosigkeit sich verbindet. Ein einziges Kapitel in jenem Roman wiegt ganze Bände von diesem auf. Aber wahrscheinlich wird das Prognostikon doch eintreffen, das der Uebers. sich selbst stellt, und das *grössre* Publicum dürfte noch für ein Weilchen beym *italiänischen* Räuberhauptmann bleiben; nur mit dem bedeutenden Unterschied, dass er nicht, wie der *englische*, nach funfzig Jahren noch leben wird.

Wien u. Petersburg (eigentlich Leipzig, b. Seyprian): *Diogenes des Zweyten Beleuchtungen der Menschheit mit der Laterne bey Tage: oder wunderbare Reise in die Gemächer der Thorheit*, herausgegeben von *D. E***g.* 1800. 482 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein gutmüthiger, aber wissbegieriger Alter, müde, die Welt nur in den Zeitungen geschildert zu sehn, entschliesst sich mit seinem Nachbar *Stavo* — schon der Name zeigt den jovialischen Charakter desselben an! — und seinem Enkel *Max* auf Reisen zu gehn. Ihr Endzweck ist Menschenkenntnis, und Max muss daher alles aufzeichnen, was sie dahin einschlagendes sehen oder hören.

So kunstlos ein solcher Plan, und so oft er schon mit dieser oder jener Abänderung da gewesen sey mag: so könnte er doch immer noch das Vehikel mancher glücklichen Beobachtung, mancher nützlichen Satire abgeben, wenn er durch einen Schriftsteller von ächten Scharfsinn, ächter Laune bearbeitet würde. Aber der gegenwärtige Vf. hat es gröstentheils beym — guten Willen bewenden lassen. Er hat freylich die Thorheiten der neuern Zeit, übertriebnen Freyheitsdurst, Demokratismus, Aristokratismus, Vorliebe gegen die Franken u. s. w. vorzüglich zum Gegenstand seiner Bemerkungen gemacht; aber sie alles, was er darüber sagt, ist so alltäglich, so faul und schleppend, dass man gewiss nichts neues durch lernt. Will er zuweilen originell seyn: so verfällt er offenbar ins Abgeschmackte; dahin rechne

r (trotz seinem Vorberichte) den ewigen Spaas mit
n *Egonen* und der Mamsel *Reproche*, wodurch nicht
r geringste Gewinn für die Begriffe, Eigenliebe
d Gewissen bewirkt wird. Was soll gleich anfangs
s Mährchen von dem Diamant, wodurch uns die
nntniss der Gedanken von Andern zu Theil wird?
r Vf. macht von diesem Erwerb in der Folge ja
inen Gebrauch! — Was sollen so abgeschmackte
nekdoten wie die S. 87. von dem Maler, der eine
ewisse Nase nicht leiden konnte? Wer wird es wit-
ig finden, wenn der Vf. S. 276. den Witz eintheilt
n feinen Witz, tändelnden Witz, *Kindtaufenwitz*,
evisenwitz, hämischen Witz und beissenden Witz?
Wie erbärmlich ist die Geschichte des strengen Ritters
Dietrichs von Unkensee, und der edlen Ilsabe von
erge, S. 373 — 417. mit welcher er gar nicht zu
nde kommen kann? Wie äusserst plump ist die Epi-
de mit dem Hn. Röndler? Selbst die Schlussfabel
om Fuchs und den Gänsen — Doch es wäre Zeit-
erlust und Sünde gegen den besser zu nützenden
aum noch mehrere dergleichen Fragen, die sich von
ll st beantworten, hier aufzuwerfen!

CHEMNITZ, b. Tasché: *Oswald, oder das Häuschen im Schwarzwalde* von *Augustini*. 1800. *Erstes* Bändchen. 308 S. 8. Mit 1 Kupf. (1 Rthlr.)

Es ist ein trauriger Anblick, einem Schriftsteller zuzusehen, der nach *allerley* strebt, und dem doch *nichts* gelingt. Hr. *A.* giebt uns leider dasselbe im vor liegenden Werkchen. Er will bald traurige, bald empfindsame, bald gräsliche, bald satyrisch-humoristische Scenen liefern, will bald im Stil von *Cramer*, bald in dem von *Lafontaine*, bald gar wie *Jean Paul* schreiben; will mit Anspielungen auf alte Literatur und neue Staatsbegebenheiten seinen Vortrag schmücken; will jetzt erhaben, jetzt sentimental, jetzt ganz unsinnig — witzig seyn; aber überall sieht man den elenden Nachahmer, der noch überdiess manchen lächerlichen Verstoss begeht. So z. B. sagt er S. 16. im düstern Verstummen schien Oswald bald wie der gierige Wallfisch den ungehorsamen Propheten die mächtigen Bissen zu verschlingen, und bald wie der langbeohrte *Cretenfische* König an starrem Metall zu nagen." — Der gute Midas, über Creta hat er gewiss nie geherrscht! Hr. Cramer hat die Art, seine Capitel oft mit Versen anzugeben, die schon bey ihm grösstentheils nur — Reime sind. Aber was sagt man vollends von dem poetischen Beruf unsers Vfs. S. 36.

Verjagt dir der Kummer
Den rosigen Schlummer,
Dann hole dir *Dinte*
Bemale *geschwinde*
Mit Kreuzen und Strichen
Bis dass sie entwichen,
Dich fliehen die *Leiden*
Die blendenden *Seiten*.
Dann weicht dir der Kummer
Und lässt dir den Schlummer.
Es deutet auf *prodest*
Das sichre *Probatum est*.

Was kann wohl Menschen, die auch nicht die kleinste poetische Ader haben, verleiten, uns *da* in Versen zu quälen, wo selbst ein gutes Gedicht ziemlich am unrechten Orte stünde? — Sogar in Erfindung der Namen, der kinderleichtesten Sache unter der Sonne, ist der Vf. unglücklich. Denn wer kann wohl über Benennungen wie Hr. von *Vicefinken* und *Rülpsekk* und Monsieur *de Vent* lachen? Man wundre sich nicht, dass wir hier nur lauter Kleinigkeiten rügen! Gienge man bey einem solchen Schriftsteller auf die Hauptfehler von Fabel, Charakteren, Verbindung der Begebenheiten u. s. w über; guter Himmel, wer könnte dann fertig werden!

PRAG u. LEIPZIG, b. Michaelis: *Edmund Jani, oder das furchtbare Zimmer*. 1800. 291 S. 8. m. 1 kpf. (18 gr.)

Dem grösten Theil unsrer Leser ist wahrscheinlich der englische Roman des Horatio Walpole, *die Burg von Ortranto* bekannt, die in Deutschland nicht nur ein paar Uebersetzungen, sondern auch mehrere Nachdrücke mit vieler typographischer Nettigkeit erhalten hat. Mit ihr hat das furchtbare Zimmer diess gemein, dass hier und dort der Erbe eines unschuldig ermordeten Ritters durch eine Geistererscheinung aus der Niedrigkeit hervorgezogen, und in sein angestammtes Gut wieder eingesetzt wird. Aber freylich steht in der Kunst der Bearbeitung der Deutsche weit, unendlich weit, hinter dem Britten zurück. Der letzteer hat seinem abentheuerlichen Mährchen glücklich genug den Anstrich des Feyerlichen, und zuweilen sogar des Schrecklich-Erhabnen mitzutheilen gewusst; der erstere hingegen hat seine Geschichte gleichsam aus einander gezerrt, und wird — allen Regeln der Poetik zuwider — dann erst recht ausführlich, wenn die Hauptsache schon entschieden, und der Ueberrest gar leicht zu errathen ist. — Dass Graf Juel, der Mörder des Vaters von Edmund Jani, als ein Bösewicht der ersten Classe geschildert wird, vergiebt man dem Vf. gern; denn darauf beruht die Verwicklung des Ganzen; dass er aber auch ein so *erbärmlicher* Bösewicht ist, der sich nie zu rathen und zu helfen weiss, — das ist eine für den Roman weit unverzeihlichere Sünde. Da der Vf. den Schauplatz seiner Geschichte ins achtzehnte Jahrhundert verlegt hat: so sind die Feyerlichkeiten bey dem Zweykampfe (S. 163.) ein lächerlicher Anachronismus. Denn dass es jetzt in Europa keine solche förmlich anerkannte Gottes-Urtheile, Herolde, Kampfrichter u. d. m. aus dem Mittelalter giebt, das sollte doch jedes Kind fast wissen. Wer übrigens auch nach diesem Duell noch die rückständigen 130 Seiten des Büchleins durchlesen kann, ohne darüber einzuschlafen, der muss sich gewiss durch langen Gebrauch gegen die Wirkung der Opiate sehr verhärtet haben.

ER-

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Perthes: *Fenelons Werke, religiöſen Inhalts.* Aus dem Franzöſ. überſetzt von *Mathias Claudius. Erſter* Theil. 1800. 250 S. 8. (20 gr.)

Jedem, der nur ein wenig mit Frankreichs Literaturgeſchichte unter der Regierung Ludwig XIV. vertraut iſt, wird auch bekannt ſeyn, daſs der als Menſch, als Fürſten-Erzieher und Schriftſteller ſo ehrwürdige *Fenelon* — des unvergänglichen Telemachs berühmter Verfaſſer — als Theolog ziemlich merkbar zum Myſticismus ſich hinneigte, und dadurch nicht nur ſich ſelbſt die Verbannung in ſeinen Sprengel zuzog, ſondern auch Anlaſs zu mancher Streitſchrift gab, an welche er in der Sanftmuth ſeines Herzens wohl kaum gedacht hatte. Wahrſcheinlich mochten ſeine Aufſätze damals bey Manchem, der ſie in gleicher Gemüthsſtimmung las, wahre Erbauung hervorbringen, und ſelbſt Fenelons Gegner geſtanden, er ſündige nur aus — Uebermaaſs der Liebe zu Gott. Daſs aber dieſe ſeine theologiſchen Werke nach einem vollen Jahrhundert ins Deutſche überſetzt werden — überſetzt werden von einem proteſtantiſchen Gelehrten; daſs ſie, wie in der Vorrede geſagt wird, zum *Wegbereiten* und zum *Empfänglichmachen* abzielen ſollen; das iſt freylich ein wenig ſeltſam und läſst ſich nur dadurch erklären, daſs Hr. *Claudius* ihr Verdeutſcher iſt. Seine Vorrede iſt in jedem Betracht merkwürdig. Was er da von den Menſchen ſagt, „die denjenigen Weg, „der das *Geheimniſs* des Chriſtenthums ſey, läſtern, „und verbeſſern, lieber auf ihrem Bauch kriechen und „Staub eſſen wollen," klingt ein wenig ſehr unglimpflich; da er aber gleich darauf hofft: „daſs ſelbſt „dieſen Nicht-Chriſten und Un-Chriſten einige „den Ernſt und durch die Milde dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers veranlaſst, ihren Weg noch „mal in Ueberlegung nehmen werden," — und allerdings gut iſt, alles was man thut, *mit Ueberlegung* zu thun: ſo wollen wir ihm dieſe Hoffnung nicht mit einem Worte ſtören, und nur noch wähnen: daſs diejenigen Aufſätze, in welchen Fenelons Gang zur myſtiſchen Gottesverehrung am deutlichſten ſich äuſsert, vom *Gebet* IV. V. VI. von der *inwendigen Lehre des Geiſtes Gottes* XIII, und von den *innerlichen Wirkungen Gottes um den Menſchen zu ſeinem wahren Ziel, dazu er geſchaffen iſt, zurück zu bringen* XIV. handeln. — Die Lehre von der *kindlichen Liebe zu Gott*, von *ſeiner, bloſs auf ſeine Vortrefflichkeit, nicht auf ſeine Wohlthaten ſich gründenden Verehrung* kann durchaus nur von Eingeweihten verſtanden und befolgt werden.

* * *

ERLANGEN, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Feſttags-Epiſteln*, von D. *J. W. Rau. Zweyter* Band, *Erſte* Abth. 2te verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1801. 190 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 208.)

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *Predigten über Sprüchwörter in Verbindung mit den Sonn- und Feſttags-Evangelien*, von *J. R. G. Beyer. Zweyter Band.* 1801. 444 S. 8. (S. d. Rec. A. L. Z. 1800. Nr. 337.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Halle, in d. Buchh. des Waiſenhauſes: *Uebungen der Andacht und des Nachdenkens für Jünglinge auf Schulen*, am Morgen und Abend, an Communiontagen und bey andern feyerlichen Gelegenheiten. Als Anhang zu dem Geſangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanſtalten, herausgegeben von D. *Aug. Herm. Niemeyer*, Director des königl. Pädagogiums und Waiſenhauſes. 1800. 72 S. 8. (4 gr.) Die ſämmtlichen Betrachtungen, welche dieſes kleine Buch enthält, ſind in der That, was der Titel verſpricht. Sie führen den Jüngling zur Aufmerkſamkeit auf ſein Inneres, zum Nachdenken über ſeine Beſtimmung, ſeine Beſchäftigungen, ſeine Vorzüge, ſein Verhalten, und erheben ſein Herz durch das Andenken an Gott und Jeſum zu frommen Entſchlieſsungen; erfüllen es mit Muth und Kraft zum Guten. Die *Morgenbetrachtungen* (ſechs längere und eben ſo viel kürzere) ſind insbeſondere zum Vorleſen beym Morgengebet auf Gymnaſien, die *Abendbetrachtungen* für ſolche Erziehungsanſtalten beſtimmt, wo die Schüler zu einer gemeinſchaftlichen Abendandacht verſammelt werden. Doch ſind auch Morgen- und Abendbetrachtungen für den Privatgebrauch der Schüler in den obern Claſſen, d. h. ſolcher, die ſchon zum eignen Nachdenken angeführt ſind, geeignet. Für ſolche ſind auch die Beſchäftigungen der Andacht an Communiontagen und die Selbſtgeſpräche, z. B. bey dem Bewuſstſeyn einer Verſchuldung, Gewiſſensunruhe über geheime Schuld u. ſ. w. bemerket. Für Lehrer an Schulen, wo ſie ſelbſt täglich das Gebet zu ſprechen haben, wird eine Sammlung von Sprüchen der heil. Schrift und andern kernigen Sätzen willkommen ſeyn.

Es hat uns übrigens beym Leſen dieſer Gebetsformulare der Wunſch ſehr lebhaft beſchäftigt, daſs doch nicht an allen gelehrten Schulen — Rec. redet aus Erfahrung — der Religionsunterricht ſo ſchlecht beſtellt ſeyn möchte, daſs die Lehrer ſelbſt für eine ſolche Einrichtung der Morgenandacht, wobey dieſe Gebete gebraucht werden können, noch gar keinen Sinn haben. Wie lange wird überhaupt durch den Vortrag einer ſeit 30 Jahren verjährten Dogmatik, den man dem Religionsunterricht ausgiebt, der Religioſität unter den jungen Leuten entgegen gearbeitet werden!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 23. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Heinsius: *Nova veteris testamenti clavis. Addita est significatio verborum Hebraicorum e versione Alexandrina cujus discrepantiae simul a textu Hebraico saepe dijudicantur.* Scripsit *Joan. Henr. Meisner*, Prof. Lipsiensis Vol. I. *Pentateuchum* continens. 1800. XVI. u. 544 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Die Janua von Reineccius ist lange genug ein beliebtes Hülfsmittel gewesen, dessen sich der Anger bey der cursorischen Lectüre des A. Testaments r leichtern Erlernung des Hebräischen bedient hat. viel aber auch dieses Buch bey den wiederholten sgaben, besonders durch die Bemühungen der neuen Herausgeber, wirklich gewonnen hatte: so hatte doch noch immer viele Mängel und Fehler, und ch den Fortschritten, die wir besonders in der letzn Hälfte des 18ten Jahrhunderts in dem gründlien Studium der Hebräischen Sprache, der Exegese d Kritik gemacht haben, war eine völlige Umarbitung des Buchs durchaus nöthig. Zwar hat Hr. un durch sein Handbuch zur cursorischen Lectüre r Bibel des A. B. diesem Bedürfniss gewissermasen geholfen; allein so gut es im Ganzen gearbeitet ist: ist es doch nicht vollständig genug, und die alten bersetzer hätten mehr genutzt werden können, worch schon manche einseitige Erläuterung würde ggefallen seyn; überdem ist es auch nur eigentlich für n angehenden deutschen Theologen brauchbar. c. ging daher schon mit dem Gedanken um, eine nz umgearbeitete Ausgabe von der Janua des Reccius zu veranstalten, und hatte sich dabey den an gemacht, die neuern Entdeckungen und Berichgungen nicht allein vollständig zu sammeln, sondern ch bey schwierigen Wörtern und Redensarten die en Uebersetzer genau zu vergleichen und kurze inke zu geben, wie einzelne Wörter und Stellen richtigsten übersetzt und erklärt werden könnten. ährend dem, dass er sich diesen Plan machte, las die vorläufige Ankündigung der Clavis von *Meis-*, und entschloss sich nun die Erscheinung dieses erks erst abzuwarten. Nun da er den ersten Band r sich hat, giebt er gern sein Vorhaben, zu dessen sführung er schon die Vorbereitungen gemacht hat- wieder auf; denn er findet, dass Hr. *Meisner* fast nz nach demselben Plan gearbeitet hat. Hr. *M.* chte es sich mit Recht zum Gesetz, die wahre, und t dem Zusammenhang der Rede übereinstimmende deutung der Wörter anzugeben, und wenn die Gewissheit der Bedeutung aus den übriggebliebenen Bruchstücken der Hebräischen Sprache nicht hinreichend zu erweisen war, sie aus den verwandten Dialecten, dem Chaldäischen, Syrischen und Arabischen zu bestätigen. Er versichert daher auch, dass er die Bedeutung keines einzigen Worts eher niedergeschrieben habe, bis er von ihrer Richtigkeit sey überzeugt gewesen. Zugleich nahm er sich auch vor, das Vorzüglichste, was die neue Exegese und Kritik geleistet hat, kurz zu bemerken, um den Leser in den Stand zu setzen, über den Sinn einer Stelle richtig zu urtheilen. Alles dieses ist auch wirklich geschehen. Die Bedeutungen der Wörter sind mit vieler Sorgfalt angegeben, die Idiotismen der Sprache sind bemerkt, und es wird sowohl auf die Construction der Zeitwörter und Partikeln, als auch auf ihren verschiedenen Gebrauch stets Rücksicht genommen. Bey zweifelhaften Wörtern und schwierigen Stellen sind die verschiedenen Erklärungen kurz bemerkt, und dabey die besten Interpreten benutzt. Ueberdem ist den meisten Wörtern die Uebersetzung aus der Alexandrinischen Uebersetzung beygefügt, um den angehenden Theologen auf den Gebrauch und Nutzen dieser Uebersetzung aufmerksam zu machen. Auch werden die vorzüglichsten Abweichungen der 70, und des Samaritanischen Pentateuchs kurz beurtheilt. Man hat also hier kein trockenes Wörterverzeichniss nach Ordnung der Kapitel und Verse, sondern das Buch enthält zugleich in einer musterhaften Kürze treffliche Winke zur richtigen Interpretation, und verdient deswegen einem jeden, der die Bücher des A. Test. kursorisch durchlesen und richtig verstehen will, empfohlen zu werden. Möchten doch recht viele angehende Theologen dadurch geweckt werden, sich dem Studium der Hebräischen Sprache, welches bey dem jetzt herrschenden Geist von den meisten zum Nachtheil der ächten theologischen Wissenschaft so sehr vernachlässiget wird, mit grösserm Ernst zu widmen! Die Mühe, die sie auf die Erlernung der Hebräischen Sprache wenden müssen, wird ihnen durch dieses Hülfsmittel sehr erleichtert, und sie dürfen sich an den meisten Fällen auf diesen Führer verlassen. Sehr nützlich würde es für die Anfänger gewesen seyn, wenn Hr. *M.* bey jedem Buch den Gesichtspunkt, woraus es betrachtet werden muss, kurz angegeben hätte; denn dieses wird doch eigentlich bey der cursorischen Lectüre schon vorausgesetzt, und nicht jeder ist dazu vorbereitet. Auch würde es vielen angenehm gewesen seyn, wenn ihnen bey jedem Buch die vorzüglichsten und besten Hülfsmittel genannt wären, die sie allenfalls bey dem genauern Studium

des Buchs gebrauchen könnten. Alles dieſes würde in gedrängter Kürze nur wenige Blätter eingenommen, und alſo das Buch nicht viel vergröſsert haben. Am meiſten hätte aber Rec. gewünſcht, daſs auch die andern alten Ueberſetzer, und zwar vorzüglich die Chaldäiſche Targumim und der Syrer bey ſchwierigen Wörtern und Stellen mehr wären benutzt worden. Dieſe ſind doch ebenfalls bey der grammatiſchen Interpretation ſehr wichtig; und beſonders verdient die Syriſche Ueberſetzung wegen ihres Alters und der Sorgfalt, womit ſie gemacht iſt, zur richtigen Beſtimmung der Wortbedeutungen noch mehr gebraucht zu werden, als bisher geſchehen iſt. Wäre die Vergleichung nur bey wirklich zweifelhaften Wörtern und ſchwierigen Stellen geſchehen: ſo würde dieſes die Bogenzahl eben nicht ſehr vermehrt haben, beſonders wenn Hr. *M.* in Anſehung der Griechiſchen Wörter aus den Siebenzigern etwas ſparſamer hätte ſeyn wollen. Wenn die Bedeutung des Hebräiſchen Worts ganz bekannt und gewöhnlich iſt, und die Griechiſche Ueberſetzung nichts eigenes oder abweichendes hat, ſondern nur das bekannte Hebräiſche Wort mit einem gewöhnlichen Griechiſchen Wort vertauſcht: ſo iſt es eben nicht nöthig, die Griechiſche Ueberſetzung dem Hebräiſchen Wort beyzuſetzen. Was hilft es z. B. wenn bemerkt wird, die 70 hätten את durch ἔτος, היה durch ἦναι, מים durch ὕδωρ, ארץ durch γῆ, יום durch ἡμέρα, שלישי durch τρίτος, רביעי durch τέταρτος, נשים durch γυναῖκες u. ſ. w. überſetzt.

Der Vf. hat bey den Eigenheiten und Abweichungen der 70 ſehr oft den Grund angegeben, welches auch ganz zweckmäſsig iſt. Z. B. 1. Moſ. 1, 9. wird bey מקום *locus* bemerkt Griechiſch ἡ συναγωγὴ *forte habentes pro ſubſtant. ex verbo* נקוה *aut legentes* מקוה; Kap. 2, 6. bey אד *vapor craſſus.* Gr. πηγὴ *legentes fortaſſe* ואר (durch einen Druckfehler ſtehet hier ראר) *arab. fluvius.* Eben ſo iſt Kap. 14, 14. bemerkt, daſs die 70 bey χριθμεῖν das Stammwort רוק *luſtrare* vor Augen gehabt hätten; daſs ſie K. 18, 12. בלתי הייתה לי ערנה v. 17. עברי geleſen, K. 19, 16. das Wort ויתמהמה *cunctatus eſt* von תמה *obſtupuit*, und K. 32, 10. bey der Ueberſetzung ἱκανούσθω μοι *ſufficiat mihi* an das Arabiſche قنع *ſatis* gedacht hätten. Aber doch nicht immer iſt dieſes geſchehen. Z. B. gleich im Anfang K. 1, 2. wird bey והי die Ueberſetzung der 70 χόρατος angeführt. Hier wird doch der Anfänger gern wiſſen wollen, wie die Ueberſetzer dazu gekommen ſind. Entweder iſt es Erklärung aus dem Verfolg, ἀόρατος ἦν ἐπεπεμένη τὸ ὕδατος, wie es Theodoret erklärt; oder ἀόρατος hat hier die Helleniſtiſche Bedeutung *ohne Anſehen* vergl. 1. Chron. 11, 23. welches mit der Hebräiſchen Bedeutung *Wüſte* übereinſtimmt. V. 6. wird es nicht gleich einleuchten, warum die 70 das Wort רקיע durch στερέωμα überſetzen. Sie dachten ohne Zweifel an die Bedeutung *firmare*, welche das Wort רקע auch hat. K. 6, 3. wird דין nach dem Arabiſchen دنس *contemtus fuit* überſetzt, und beygefügt Griechiſch καταμένων. Hier wäre es doch auch zweckmäſsig geweſen, zu bemerken, daſs die Ueberſetzer vielleicht דור oder עלץ geleſen hätten. Die Bedeutung des Worts דין *vilis fuit* möchte eben da hier nicht als die richtigſte billigen, ob er gleich ſich ehemals dazu geneigt war. Das Arabiſche Wörterbuch hat zwar die Bedeutung, aber ſchwerlich kann ſie ſich in der Verbindung, wie das Wort hier ſteht, erweiſen. Auch die Erklärung K. 10, 21. ſcheint ihm etwas gezwungen. ילד ſoll ein altes Adjectiv oder Subſtantiv ſeyn, *progenitus* oder *progenies*, und ל ſoll an ſtatt des Dativ לו ſtehen. Rec. hält ילד für ein Pual, wie die 70 auch thaten, und überſetzt: *und dem Sem wurden Kinder geboren. Weil von Sem*, der ſonſt gewöhnlich in den *Genealogien* zuerſt genannt wird, bisher noch nicht geredet war: *ſo ſtehet hier* גם; das Pronomen הוא wird aber am richtigſten mit dem folgenden verbunden: *Dieſer iſt der Stammvater der Hebräer.* — Mehrmals nimmt der Vf. Verſetzungen und andere Leſearten im Text an. Kap. 1, 1. findet er es wahrſcheinlich, daſs die Ueberſchrift K. 2, 4. eigentlich hierher gehöre. K. 24, 29. glaubt er, daſs die Worte ורבקה ויהי verſetzt ſeyen, und in den folgenden Vers nach dem Wort ותאמר müſſen eingerückt werden. K. 30, 27. 28. ordnet er ebenfalls die Worte anders und überſetzt *ſignetis apud te floreo, ipſe nuncupa mercedem tibi ſolvendam, eamque tibi dabo. Expertus ſum, (ita ille pergens) ob vam me tui cauſſa fortunaſſe.* u. ſ. w. Zu der erſten Verſetzung ſiehet Rec. keinen hinreichenden Grund. Die Ueberſchrift K. 2, 4. ſcheinet ihm vielmehr zum folgenden zu gehören. Der wichtigſte Einwurf, daſs in dem folgenden nichts von der Entſtehung des Himmels erzählt werde, fällt weg, wenn man das Folgende als Fragment betrachtet. Der Anfang iſt ganz fragmentariſch. In den andern Stellen lieſse ſich wohl die anſcheinende Verwirrung aus dem ungebildeten Erzählungston erklären. Unter den vorgeſchlagenen Leſearten ſind mehrere allerdings vorzuziehen, z. B. die Vermuthung, daſs K. 16, 14. לחי zu leſen ſey, weil dieſes der Name einer aus einem *Felſen* entſpringenden Quelle ſey; und K. 24, 62. daſs man daſelbſt richtiger מבוא *hoſpitium*, *manſio paſtorum*, leſe. Aber die Aenderung K. 9, 19. wo mit Michaelis die Leſeart נפצה angenommen wird, iſt wohl nicht nöthig, نفص heiſst im Arabiſchen *viele Kinder gebären, fruchtbar ſeyn*; woraus die Bedeutung *bevölkert werden*, ſehr natürlich entſpringt. Ueberhaupt iſt der Vf. geneigt, die Leſeart der Siebenziger und Samaritaners der gewöhnlichen Leſeart oft vorzuziehen. Die Leſeart der 70 nimmt er z. B. in folgenden Stellen an, K. 1, 9. 24, 54. 26, 12. 31, 26. 37, 2. 41, 27. und die Leſeart des Samaritaners K. 3, 3. 2. 19; 6. 18. 24, 30. 27, 27. 31, 20. 33, 13. 36, 6. 41, 10.; desgleichen in den Stellen, worin beide zuſammenſtimmen. Z. B. 17, 16. 20, 16. 23, 14. 29, 31, 53. 37, 17. 39, 13. Ueber einzelne Stellen noch etwas zu bemerken, verſtattet der Raum nicht, und eben deswegen dürfen wir auch nichts in ihr aus den übrigen Büchern anführen. Mit Verlangen ſehen wir der baldigen Fortſetzung dieſes nützlichen Werks entgegen.

CHR.

CHEMIE.

Erlangen, b. Schubart: *Carl Wilhelm Böckmann's*, Marggräflich Badiſchen Lieutenant's, *Verſuche über das Verhalten des Phosphorus in verſchiedenen Gasarten*, herausgegeben von *Friedrich Hildebrandt*, ordentlichem öffentlichem Lehrer der Chemie und Arzneykunde zu Erlangen. 1800. 342 S. 8. m. 3. K.

Von einem Manne, der mit einem Werke, wie dieſes, dem phyſikaliſchen Publicum ſich als ihren Mitbürger ankündigt, darf die Naturlehre eine reichliche, lernte neuer Beobachtungen erwarten. Die anſehnliche Reihe derer, welche er hier geliefert hat, ſind mit muſterhaftem Fleiſse, mit einer ſeltenen Genauigkeit, und ſichtbar mit unbefangener Wahrheitsliebe, ngeſtellt; nur mit der äuſserſten Behutſamkeit hat r ſich Folgerungen aus ſeinen Beobachtungen erlaubt, enn er gleich überall ſich beſtrebt hat, Erfahrungsätze zur Berichtigung des Syſtems der Naturlehre aus nen herzuleiten.

Der *erſte Abſchnitt* hat das ſchon lange zu einem ankapfel unter den Chemikern gewordene Verhaln des Phosphorus im *Stickgaſe* (Salpeterſtoffgaſe) zum egenſtande. Unter den mancherley Arten, dieſes as darzuſtellen, fand der Vf. am beſten, das Oxyene von atmoſphäriſcher Luft durch *Schwefelkali* oder urch Schütteln mit *Bleyamalgam* wegzunehmen: das bereitete Gas war das *reinſte* Stickgas, was die hemiſche Kunſt bis jetzt bereiten kann; es gab im auerſtoffmeſſer (Eudiometer) mit ſalpeterhalbſauren aſe keine Verminderung, enthielt alſo kein Oxygen, enigſtens nicht ſo, daſs es durch dieſes Reagens itte abgeſchieden werden können,) hatte aber auch einen Geruch, der andere fremde Stoffe angezeigt itte; dennoch dampfte und leuchtete in ſolchem tickgaſe der Phosphor ſehr gut, und verwandelte ch allmälich in unvollkommene Phosphorſäure. Das on der Verbrennung des Phosphors in atmoſphäriher Luft rückſtändige Stickgas lieſs den Phosphor benfalls leuchten, gab aber Verminderung im Sauerſtoffmeſſer; hatte er in eben dieſem Gaſe von neuem hosphor erhitzt: ſo leuchtete der Phosphor darin icht, aber ſolches Gas hatte Phosphordunſt aufgelöt; auch leuchtete er nicht in dem Stickgaſe aus eiſch und Salpeterſäure, welches durch Dunſt dieſer ure verunreiniget iſt. Der Vf. ſchlieſst aus allen eſen Verſuchen, daſs der *Phosphor* wirklich *im tickgas leuchte, dampfe und ſich oxydire*: und daſs, nn er es *nicht* thue, dieſes *fremden* Gasarten oder inſten zuzuſchreiben ſey; die Erfahrungen des Hrn. of. *Göttling* finden alſo hier, gegen manche etwas voreilige Verurtheilungen, Beſtätigung. Da eben s dieſer Urſache der Phosphor im Stickgaſe bald hört zu leuchten, indem nämlich das Stickgas inſt von unvollkommener Phosphorſäure oder vom osphor in ſich nimmt: ſo lieſs er das Stickgas durch e zweyfach gebogene, hier ſehr deutlich abgebilte, Röhre hin- und herſtreichen, indem der eine Bug der Röhre mit reiner Kalkauflöſung, der andere Bug mit gewäſſerter Schwefelſäure angefüllet war. Das Stickgas war in zweyen Stücken von Pferdedärmen enthalten, von deren luftdichten Beſchaffenheit der Vf. ſich zuvor überzeugt hatte, und welche an beiden Enden der Röhre luftdicht befeſtigt waren. Das aus einer Blaſe in die andere hinübergepreſste Gas muſste durch das Kali und die Säure ſtreichen; dieſe beide Flüſſigkeiten konnten wegen des hohen Buges (man muſs die Abbildung des Apparats ſelbſt ſehen) nicht zu einander kommen; das Kali ſollte die Dämpfe der unvollkommenen Phosphorſäure, die Säure die Dämpfe des Phosphors (oxydiren, und in ihrem Waſſer) verſchlucken. Durch dieſen, mehrmals wiederholten Verſuch überzeugte er ſich, daſs bey dem Leuchten des Phosphors im *Stickgaſe* dieſes beträchtlich *vermindert* werde. Eine Reihe mannichfaltiger Verſuche zeigte ihm, daſs Dunſt von Salpeterſäure, ſalpeterhalbſaures Gas, Kohlenſtoffwaſſerſtoffgas, Ammoniakgas, das Gas der oxydirten Salzſäure, Dunſt von Schwefelnaphtha und Kampher das Leuchten des Phosphors im Stickgaſe *verhindern*, hingegen das Gas der gemeinen Salzſäure, Schwefelwaſſerſtoffgas, Dunſt von Bisam und *Aſa foetida* daſſelbe *nicht ſchwächen*. Andere Verſuche beweiſen, daſs das reine Stickgas aus dem *Waſſer*, mit dem es geſperrt iſt, und anderen wäſſerigen Flüſſigkeiten keine Lebensluft erhalte. Die Bemerkung, daſs der Phosphor im Stickgaſe *aufgelöſet* werde, und ſich daher in Geſtalt eines kryſtalliniſchen Staubes daraus abſetze, hat der Vf. beſtätiget, aber dahin genauer beſtimmt, daſs an dieſer Abſetzung das *Licht* wichtigen Antheil hat, indem ſie nur in durchſichtigen dem Lichte ausgeſetzten Gefäſsen, hingegen in undurchſichtigen, (z. B in Glasröhren mit ſchwarzem Bande umwunden) und im Dunkeln nicht erfolgt. Ganz vorzüglich merkwürdig iſt die, aus äuſserſt ſorgfältigen mit einem ſehr zweckmäſsig eingerichteten Luftthermometer angeſtellten Verſuchen des Vf. ſich ergebende, Erfahrung, daſs der Phosphor zwar in *atmoſphäriſcher* Luft, auch in einem *Stickgas*, das durch etwas weniges Lebensluft verunreiniget iſt, mit bemerkbarer *Wärme*-Entwicklung leuchte, aber in dem möglichſt *reinem* Stickgas bey dem Leuchten des Phosphors *keine Veränderung der Wärme* bemerkbar ſey.

Zweyter Abſchnitt. **Verſuche über das Verhalten des Phosphors im *Sauerſtoffgas*.** Der Vf. erhielt weder aus rothem Queckſilberoxyd, noch aus Braunſtein, (bey mehr als zwanzigmal bloſs aus jenem wiederholter Bereitung) ein Sauerſtoffgas, das durch Verbrennung des Phosphors, mit Anwendung aller bekannten Vorſichtsregeln, *ganz verſchwand*; es blieb immer ein, obwohl ſehr kleiner Rückſtand von wenigſtens $\frac{1}{125}$ übrig, der ſich wie mit Sauerſtoffgas gemiſchtes Stickgas verhielt. Er beſtätiget *Göttlings* Erfahrung, daſs der Phosphor im reinen Sauerſtoffgas bey niedrigen Temperaturen *nicht leuchte*, doch fand er, wie *Wiegleb*, daſs er dennoch auf das Gas wir-

wirke und ſich oxydire. Auch wenn er das Sauerſtoffgas anhaltend über den Phosphor hin- und herſtreichen liefs, leuchtete der Phosphor in Temperaturen unter 16° nicht, von 16° bis 19° entſtanden allmälich leuchtende Dämpfe, darauf fieng der Phosphor ſelbſt nach und nach an zu leuchten, und an einzelnen Stellen mit einem hervorſtechenden Lichte zu ſchmelzen, und entzündete ſich. Hingegen ſtimmt er *Göttlings* Meynung nicht bey, dafs das Sauerſtoffgas durch Hin- und Herſtreichen über Phosphor in Stickgas verwandelt werde; ſowohl weil der Sauerſtoffmeſſer dieſes nicht bewies, als weil der Phosphor im Stickgaſe ſich nicht entzünden kann. Auch konnte er an Sauerſtoffgaſe, das mit Queckſilber geſperrt war, nicht bemerken, dafs es durch Wirkung des Sonnenlichts ſchlechter oder gar ſtickgasartig werde. Uebrigens löſete dieſes Gas ebenfalls Phosphor auf, und ſetzte ebenfalls ihn im Sonnenlichte in ſchönen feinen Kryſtalliſationen wieder ab.

Dritter Abſchnitt. Verſuche über das Verhalten des Phosphors in den übrigen *irreſpirablen Gasarten.* 1) In ganz reinem *kohlenſauren Gas*, aus Kreide und Schwefelſäure bereitet, dampfte und leuchtete der Phosphor nicht, zumal, wenn es über Queckſilber aufgefangen war. (Rec. bereitet ſich das reinſte kohlenſaure Gas immer aus bloſser kohlenſaurer Kalkerde, durch Glühen derſelben in einer Retorte, von dem austretenden Gas nimmt er als reines Gas nur die letzten Flaſchen.) 2) In reinem *Waſſerſtoffgas* leuchtete der Phosphor nicht. Der Vf. hatte daſſelbe aus Eiſen und Schwefelſäure bereitet: das, welches er aus Waſſerdämpfen, die durch glühendes Eiſen ſtrichen, erhalten hatte, machte den Phosphor leuchten; (vielleicht war die Retorte, in welcher das Waſſer kochte, zu groſs, oder das Waſſer ſehr lufthaltig, oder es wurden nicht die letzten Flaſchen genommen.) 3) Im reinen *geſchwefelten Waſſerſtoffgas* dampft und leuchtet der Phosphor nicht; eben ſo wenig 4) im *phosphorhaltigen* und *gekohlten* Waſſerſtoffgas (aus büchenen Holzſpänen bereitet.) 5) In dem *ſalpeterhalbſauren* Gas, dem nicht über 0,8 Stickgas beyge- iſt, dampfte und leuchtete der Phosphor ſelbſt einer Wärme bis zu 20°, nicht. (Nach des Re- fahrung leuchtet er darin durchaus nicht, auch es über die Hälfte Stickgas enthält.) 6) In dem *moniakgas* nicht, bey Temperaturen bis auf 26°. *oxydirten Stickgas* dampfte und leuchtete er; (v ſcheinlich oxydirt er ſich darin auch; es iſt aber angemerkt, ob *Acidum phosphoroſum* entſtanden, das Gas vermindert ſey.) 8) Im *ſalzſauren Gas* (t lich im Gas der gemeinen Salzſäure) dampfte leuchtete der Phosphor nicht. 9) Im *oxydirten ſalz- ren Gas* entzündet er ſich bald, doch *beobachtete* Vf., dafs er, ehe dieſe Entzündung *erfolgt, darin ni* leuchte. 10) Im *flufsſauren Gas*, und 11) *im ſchw- lichtſauren Gas* dampfte und leuchtete der *Phosph* nicht. Nicht allein in dem Sauerſtoffgas und *Stick* gas, ſondern auch in allen dieſen Gasarten werde Phosphor, wenn es mit ihnen lange genug in Berüh rung iſt, aufgelöſet, und ſetzt ſich aus ihnen, wen ſie dem Lichte ausgeſetzt werden, in verſchiedene Geſtalten als in rothes, gelbrothes oder ſchwärzliche Pulver, oder in Kryſtallchen, dendritiſchen For- men, — nach Verſchiedenheit der Gasarten, wieder ab: das phosphorhaltige Waſſerſtoffgas löſe ihn in vor- züglicher Menge auf.

In dem Nachtrage ſind noch die Verſuche über das Minimum der *Wärme* merkwürdig, *in welcher* der Phosphor leuchtet; in *atmoſphäriſcher Luft* hört er ſchon bey 4° bis 5° über dem Eispunkte zu leuch- ten auf; im *Stickgaſe* hingegen, wenn es möglichſt rein iſt, leuchte er bis zu einer Kälte von 10° unter dem Eispunkt fort. Der Raum geſtattet nicht alle Verſuche des Vf. anzuführen; wir bemerken nur noch, dafs der Herausg. in der Vorrede ſich bemühet, die in ſeiner Encyklopädie der Chemie vorgetragene, zu- erſt von *Mayer* aufgeſtellte, Hypotheſe von der Zu- ſammenſetzung des *Stickgas* aus *Sauerſtoff* und *Waſſ- ſtoff* durch die Beobachtungen des erſten Abſchnitts zu beſtätigen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Berlin*, b. Lange: *B. F. Mikusch kurze Theorie und Praxis des Nivellirens.* 1800. 30 S. gr. 8. m. 3. Kpfr. (8 gr.) Die Herausgabe einer kleinen Schrift, in welcher bey dem Vortrag des Nivellirens, die ſcheinbare Horizontallinie für die wahre genommen wurde, veranlaſste den Vf. zu dieſer Abhandlung, in welcher die mathematiſche Theorie des Nivellirens erläutert, und auf Fälle angewandt wird, wo man aus der Mitte, und aus einer Station zur andern vor- und rückwärts nivellirt. Beide können mit fehlerhaften Werkzeugen vorgenommen werden; letztes Verfahren iſt aber nach des Rec. Meynung nur in ſo weit richtig, als bey dem rückwärts ni- liren, die irdiſche Refraction gegen jene bey dem Operi- wärts, nach dem umgeänderten Zuſtand der Luft, z- nämliche bleiben mochte. S. 18. kommt eine kurze Be- bung der Branderſchen Nivellirwage vor, nebſt ihrer Ve- tionsart, welcher eine allgemeine Claſſification der Niv- gen, und die Anführung der Erfinder ſolcher Wagen fol- dafs dieſe Abhandlung beſonders für jene brauchbar iſt, w- ſich über die Theorie des Nivellirens inſtruiren wollen, dabey der analytiſchen Trigonometrie kundig ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Zweyter Band. Oden. Zweyter Band.* 266 S. gr. 4. Mit einem Titelkupfer, nach Schnorr v. K** Zeichnung, von John gestochen. (Beide Bände 20 Rthlr.)

Ebendieselben in Octav; (auf Velinpap. 10 Rthlr. auf Schreibpap. 2 Rthlr. 12 gr. und auf Druckpapier 2 Rthlr.)

Der zweyte Band dieser herrlichen Sammlung (deren ersten wir A. L. Z. 1799. Nr. 336. angezeigt haben) enthält Oden, die gröstentheils in der Bodenschen Ausgabe noch nicht standen, sondern theils nachher einzeln gedruckt waren, theils hier zum erstenmale gedruckt erscheinen.

Einige dieser Oden sind der *deutschen Sprache* gewidmet. Dahin gehören: *Teutone*, auf deren erste Strophen;

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt
Stürzet, da erblickt ich Göttin dich
Noch einmal, du kamst zu den Sterblichen herab.
Und mit Hoheit in der Mine stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt
Täuschen, ihr Gebild.

das Titelkupfer dieses Bandes bezieht. Wie eben ist der Charakter unsrer Sprache in folgenden Strophen dargestellt:

Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.
O Begeisterung! sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergiesset sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! denn du schonest dess umsonst.
Der leer des Gefühls den Gedanken nicht erreicht.
Wie sie herschwebt an des Quells Fall! mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung!
Draussen um die Felsen braust der Sturm,
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald.
Wie sie schwebet an der Quelle! sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tiefern Wald ist ihr Schwung.
Draussen um die Felsen braust der Sturm
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

In der Ode: *der Kranz*, rechnet es der Dichter der griechischen Sprache nicht zum Vortheil an, dass sie Begriffe, die der Verstand vereint, gewaltsam trenne; und indem er in der Anmerkung hinzusetzt, dass die Römer dies oft noch viel weiter getrieben als die Griechen, giebt er einige Beyspiele durch wörtliche Nachahmung solcher Versetzungen; die doch die Sache zu auffallend darstellen, weil nicht darauf gerechnet ist, was schon der gewöhnliche Sprachgebrauch bey Römern und Griechen in dieser Art erlaubte. Auch die mit der Aufschrift: *die Sprache*, bezeichnete, an K. F. Cramer gerichtete, Ode, preiset den Wohlklang, in Verbindung mit dem Rhythmus unserer Sprache, geht aber von den Vorzügen der Sprache im Allgemeinen aus, in diesen Strophen voll origineller Bilder:

Des Gedankens Zwilling, das Wort, scheint Hall nur,
Der in die Luft hinfliesst: heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhebt
Die Vernunft ihm und das Herz ihm.
Und er weiss es; denn er erfand, durch Zeichen
Fest wie den Fels hinzuzaubern den Hall
Da ruht er; doch kaum dass der Blick
Sich ihm senket, so erwacht er.
Es erreicht die Farbe dich nicht, des Marmors
Feilbare Last, Göttin Sprache, dich nicht.
Nur weniges bilden sie uns,
Und es zeigt sich uns auf Einmal.
Dem Erfinder, welcher durch dich des Hörers
Seele bewegt, that die Schöpfung sich auf!
Wie Düften entschwebt, was er sagt,
Mit dem Reize der Erwartung.
Mit der Menschenstimme Gewalt, mit ihrem
Höherem Reiz, höchsten, wenn sie Gesang
Hinströmet, und inniger so
In die Seele sich ergiesset.

Die Ode an Voss lobt die deutschen Dichter, welche die Sylbenmasse der Alten einführten:

die Sprache war
Durch unsern Jambus halb in die Acht erklärt,
Im Bann der Leidenschaften Ausdruck,
Welcher dahin mit dem Rhythmus strömet.

Ein wenig ungerecht aber ist es doch, wenn der Dichter den Reim so ganz herabsetzt, ihn einen bösen Geist nennt, der mit plumpem Wörterpolter in die neuern Sprachen gefahren sey, wenn er ihm in diesen Versen alle Wirkung abspricht:

Red' ist der Wohlklang, Rede das Sylbenmaafs,
Allein des Reimes schmetternder Trommelschlag,
Was der? was sagt uns sein Gewirbel
Lermend und lermend mit Gleichgetöne?

Wenn man auf den Gebrauch sieht, den, im jambischen und trochäischen Verse, unsere besten Dichter von dem Reime gemacht haben: so mufs man gestehen, dafs der Reim durch die Befriedigung einer gespannten Erwartung, durch die Kunst des Dichters wichtige Begriffe hinein zu legen, durch die regelmäfsige Abwechselung, die der Reim in die Ausgänge der Verse bringt, und durch ihre lebhaftere Bezeichnung in jenen Versarten eben so gewifs dem unpartheyischen Ohre gefällt, als er in den durch mannichfaltigen Rhythmus schon reichlich genug ausgestatteten Versarten unerträglich seyn würde.

Der Dichtkunst sind mehrere Oden gewidmet. Die Ode: *verschiedene Zwecke*, straft die Dichter, die die mächtigste von allen Künsten zur blofsen Dienerin des Zeitvertreibs herabwürdigen. — Eine andere vergleicht den Nachruhm der Dichter, mit dem Nachruhm der Helden und Könige; die wahre Gestalt von dem, was diese thaten, wird oft

Von der Geschichte verfehlt, bald hoch zu der Wolke gehoben,
Bald gesenkt in den Staub;
Mit der Fabel Verwandlung beynah gebildet, zum Drachen Kadmus, der Drache zum Gott.

So getrübt, als die Ueberlieferung der Geschichte, müssen dann auch die Urtheile ausfallen. Hingegen:

Glücklicher fiel sein Loos dem Dichter. Was er uns nachliefs
Bleibet stets, was es war.
Ueber ihn waltet sie nicht, die Geschichte, da spielt die Verwandlung
Nicht, wie mit Thaten sie spielt.
Richter sehn die Fehle des Werks, die Schönheit, allein mehr Andere nicht, denn es hat.
Richtende können mit Tadel bestäuben, und Lobe, doch dieses auch
Können die wähnenden nur.
Andere kommen dann auch, und stäuben ab, und es stehet
Wieder da, wie es sprang
Aus des Gebährenden Stirn, gerüstet mit der Aegide
Oder mit Kränzen geschmückt.

Einer ähnlichen Betrachtung ist die Ode: *der Gränzstein*, bestimmt. Die Gränze nämlich zwischen dem Ruhme des geschäftvollen Lebens, und zwischen dem Nachruhme des Dichters, wird dadurch gezogen, dafs sich die Wirkungen von jenem verlieren, die Geistesworke aber immer sichtbar von neuem fortwirken:

Aber wenn, wem die Sterblichkeit ruft, noch, was wirket
Hinter sich läfst, noch ein Denken in des Geistes
Werken, welches von Kraft, von Gutem
Voll, wo es waltet, uns hält.
Jenseit ist das der Höhe, die gränzt. Was es wirket es stets, wie im Anfang, so fort diesem.
Jahre fliehn, und es strömt sein Einflufs
Wie der Beginn sich ergofs.

Da ist das Werk und tönet nicht blofs, wie vahre Handlungen, nach. Wenn von diesen bis zum fer Hall sich jede verlor, zum letzten
Lispel sich; redet es laut.

Nutzet, doch nicht, wie einst das Geschäft nur: Einer
Stäte, zugleich an so vielen als Getrennte
Sich's nach Mühe, nach Lust zu ihrer
Musse Gefährten ersehn.

Von hohen Gedanken über Gott und Religion, von der Hoffnung der Unsterblichkeit sind einige der erhabensten Oden dieses Bandes beseelt, wie der Eingangsgesang am *Schöpfungsfeste* (S. 92.), und der Psalm, eine poetische Paraphrase des Vater Unsers; in welcher die Idee von der Seligkeit Aller die einander Bitten, in bewunderswürdiger Harmonie, an einander reihet. Der vaterländische Sinn des grofsen Dichters bewährt sich auch hier wieder in vielen Oden, wie in der: *Ueberschätzung* der Ausländer, und in mehrern, wo er des Königs Friedrichs des Zweyten Unkunde und Verachtung der deutschen Sprache und Dichtkunst rüget. In einigen Oden, *die durch* Gegenstände aus dem gemeinen Leben *veranlafst wurden*, mufs die Originalität in der poetischen Veredlung des Gemeinen, des Bekannten und Gewöhnlichen, jeden denkenden Leser zum Studium einladen. Dahin gehören zwey Oden: *Unterricht* und *mehr Unterricht*, worin der Dichter die Gelehrigkeit seines Rosses preiset, und die auf den *Kapwein* und *Johannisberger*. Jenem, der wie bekannt, ursprünglich am Rheinweinfechsern fortgepflanzt wurde, giebt der Dichter den Vorzug, indem er also anhebt:

Alter Vater Johann, zürne mir Deutschen nicht,
Dafs ich die Tochter Konstanzia
Lieber, (darf ich es auch, darf ich das trunkne Wagen?) lieber sie trink' als dich.
Du verzeihest vielleicht; doch die Kanoniker,
Deine Säuglinge, diese nicht!
Ohne Schimmer (du liebst glänzende Eitelkeit,
Liebest Blendung des Auges nicht,
Ruhst du in dem Krystall. Deine Gerüche sind
Stiller Stärke Verkündiger.
Guter, alter Johann, froheres Leben dringe
Mit dir Greisen durch Mark und Bein!
Bald ist ihnen nicht mehr Krücke der Lebensstab;
Bald versuchen sie seinen Schwung.
Nun du hast es gehört, wie, dich zu preisen, mir
Meine schlürfende Lippe troff!
Hast verziehen. Allein Wahrheit ist wahr, und bleibt
Deine Tochter Konstanzia
Blinkt einladend, wenn sie Farbe des Goldes schmückt
Doch wenn die des erwachten Tags

Bli

Blinkt sie lockender, glüht, glüht wie die Braut, die sich
Nun doch auch zu gewaltig schämt,
Deiner Konstanzia Duft gleichet des Rosenöhls,
Nein, gleicht dem der durchwürzten Luft,
Welche trinkt der Pilot, wenn ihm der Wimpel weht
Nach den Inseln der Seligen.

ne beträchtliche Anzahl von Oden sind der französischen Revolution gewidmet. Wenn in den frühern er Adel des Weltbürgersinnes in Empfindungen der reude und in zujauchzenden Beyfall ausströmte, als an von dem Anfange dieser grosen Staatsverändrung sich lauter Gutes versprach: so steigt weiter n mit jeder Ode der Unmuth des Dichters über die fs schrecklichste getäuschte Erwartung redlicher enschenfreunde. Dieser Unmuth geht aus dem traugen Gefühl verfehlter Hoffnung nach und nach in bscheu, in Indignation, in Verwünschung, in Entzen über, und man erstaunt über das Feuer, welches das von Jugendkraft erwärmte Genie des dichtischen Greises in diese Oden ergossen hat.

Nur wenige Stellen sind uns in dieser bewunrnswürdigen Sammlung begegnet, wo die Kritik nderung wünschen möchte. In folgender Stanze r Ode Delphi:

Ehre wisch ab das schreckliche Blut? Sie verewigts!
Und ist es dann, wenn das Heer halb ins Gefild strömt
Nur unschuldig? nicht auch wenn Bäche
Rinnen, *das Fähndel* nicht droht.

enn auch die Anekdote vom König Friedrich dem veyten wahr wäre, die in der Note erzählt wird: ch hätte können was ausrichten, allein ich hätte ehr als die Hälfte meiner Armee aufgeopfert, und nschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wär a auch werth gewesen, dass man mich vor die ihndelwache gelegt, und mir einen öffentlichen oduct gegeben hätte;" und wenn auch diese Anekte den meisten Lesern gegenwärtig wäre: so würe die Anspielung darauf, so dunkel ausgedrückt, imer unangenehm auffallen. Der Muse des grosen ichters, seinem eigenen Bekenntniss nach:

Nicht berufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,

heint auch sogar der ernsthafteste Spott, der Sarkasus, nicht immer zu glücken; wie in der Ode der enkstein:

Vom Ritterbund umflattert, und hell vom Stern
Müss er mit einem *Kammergekätze* (sie
Ja sie sey missvereht) sich gatten.

in der Ode: *das Neue*, machen die gebrauchten sdrücke aus der Hottentottensprache, und das mit iftophanischer Freyheit gebildete Wort: *Klubbergmixipalgüllotinoligokratierepublik*, einen unangenehen Effect.

Aber wie verschwinden diese wenigen Kleinigeiten gegen den unendlichen Reichthum des Vortreflichen; des unerschöpflich Schönen! In allen Schulen für gebildete Classen sollten Lehrer diese Odensammlung einführen, und die fühlenden Jünglinge auf den kühnen pindarischen Flug des Dichters, die Originalität seiner Bilder, die Innigkeit, Zartheit und den Adel seiner moralischen Gefühle, endlich auf die zauberische Kunst seiner Versification aufmerksam machen. Ein schönes Vorbild hat neulich wieder, ausser Hn. Rambach, ein geschmackvoller Mann in Berlin gegeben, das wir im nächsten Stücke dieser Blätter aufstellen wollen.

In typographischer Kunst hat Hr. Göschen bey der Prachtausgabe dieses Dichters sich selbst übertroffen. Die Würdigung der Kupfer, womit sie verziert ist, soll die Anzeige der folgenden, die Messiade enthaltenden, Bände begleiten.

Leipzig, b. Fritsch: *Wilhelm Gilpin's Bemerkungen über Wald-Scenen und Ansichten, und ihre malerischen Schönheiten; von Scenen des Neuwaldes in Hampshire hergenommen. Nebst dessen drey Versuchen, über das Malerisch Schöne; über malerische Reisen; und über Landschaftsskizzen; und einem Gedicht über Landschaftsmalerey.* Aus dem Englischen übersetzt. *Zwey Theile.* 1800. Der erste Theil hat 278 S. Text nebst 6 Kupfertafeln; der zweyte Theil 347 S. Text u. eine Kupfertafel. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. scheint uns von den Naturschönheiten, welche er bewohnt, gerührt, und im Besitz eines gewissen sichern Tacts des Anschauens, und der Beurtheilung des Malerisch Schönen in landschaftlichen Gegenständen zu seyn: so dass wir seinem Werke, im Ganzen genommen, unsern Beyfall nicht versagen können; doch würde es desselben noch unbedingter verdienen, wenn der Vortrag an manchen Stellen weniger weitschweifig wäre, und die Beschreibungen malerischer Ansichten überhaupt mehr poetischen Glanz und Wärme erhalten hätten. Vielleicht liegt es am Nationalgeschmack der Wirklichkeit fodernden Engländer, dass Hr. G. an mehrern Orten, z. B. im 1. Th. S. 156. und im 2. Th. S. 54 u. 55. sich der Natur gegen die Kunst mit gar zu grosem Eifer annimmt; Kunstfreunde und Künstler werden, ja sie dürfen solches nicht zugeben. Indessen möchten wir doch den Landschaftsmalern rathen, das ganze Buch mit Aufmerksamkeit durchzugehen. Sie werden manches darin finden, was für sie beherzigenswerth und nützlich seyn kann; besonders aber ist es denen zu empfehlen, welche sich mit der schönen Gartenkunst befassen. Wir heben zum Beweis ein paar dahin sich beziehende Stellen aus. Th. I. S. 166.: „In einer „Parkscene werden keine Kosten erfodernde Auszierungen verlangt. Tempel, chinesische Brücken, „Spitzsäulen und alle mühseligen Werke der Kunst „erwecken unharmonische Vorstellungen. Ist wo eine „Brücke nöthig, so sey sie niedlich schlicht, — oder „eine Wildhütte, — oder eine Försterwohnung: so „sey ihre Bauart so einfach als ihre Bestimmung, nichts

„ver-

„verrathe Prahlerey oder Prunk.“ Th. II. S. 151. „Bey Beſuchung dieſer Anlagen (des Oberſten Mitford's bey Exbury) konnten wir uns nicht enthalten, zwiſchen Geſchmack und Koſtenaufwand eine Vergleichung anzuſtellen. Mit ſehr weniger Unterſtützung des letzten wird erſter allezeit etwas Angenehmes hervorbringen; aber mit aller Anſtrengung wird letzter, kommt der Geſchmack ihm nicht zu Hülfe, nichts bewirken. Je gröſſer der ſchlecht geleitete Koſtenaufwand iſt, deſto weiter verbreitet ſich die Geſchmackloſigkeit.“

Der Verſuch *über das Maleriſch Schöne* S. 247. im zweyten Theile erſchöpft die Sache wohl nicht; mehr Gehalt hat hingegen ein demſelben beygefügter Brief von dem berühmten Maler Joſ. Reynolds an den Vf. Der Verſuch *über maleriſche Reiſen* hat wenig Anziehendes und vielleicht eben ſo wenig Unterrichtendes. S. 302. lieſt man: „die gezwungenen Abtheilungen „des Grundeigenthums — die Häuſer und Städte, „dieſe Wohnſitze der Menſchen, die in der Landſchaft „weit öfter eine ſchlechte als eine gute Wirkung „thun (?) — alle dieſe Dinge ekeln ihm (dem male„riſchen Reiſenden) an.“ Der gute Mann iſt alſo in recht verzweifelten Umſtänden.

Verſuch über Landſchaftsſkizzen. S. 304. Iſt für Dilettanten und auch im Sinn eines Dilettanten geſchrieben, könnte daher bey ſolchen, die wirklich Talent beſitzen, leicht ſchädlich wirken. Ueber das angehängte Lehrgedicht: *über Landſchaftsmalerey*, maſst ſich Rec. als über eine Sache, die auſser ſeinem Sprengel liegt, kein entſcheidendes Urtheil an. Die auf dem Titel angezeigten Kupfer ſind unbedeutend.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Pichler: *Neue öſterreichiſche Monatsſchrift. Erſter Band. Erſtes bis fünftes Heft.* 1800. Zuſammen 432 S. 8.

Man findet in dem erſten Hefte weder Vorrede, noch irgend eine Einleitung, die den Zweck dieſes Werks erklärte; aber ſein Inhalt zeigt genugſam, daſs es ein Mancherley iſt, wozu mehrere Schriftſteller beytragen. Den Anfang eines jeden Heftes machen allemal einige Gedichte, dann kommen ſatyriſche Briefe und ein Tagebuch eines jungen Herrn, die nicht übel ſind, Erzählungen, äſthetiſche Abhandlungen, biographiſche Umriſſe (unter welchen das Leben Leopolds des Glorreichen von Oeſterreich ſehr gut gerathen iſt) über den Melonenzucker des Hn. D. Rückart, Beurtheilung einiger Singſpiele, witzige Einfälle nach Swift und Pope (ſehr gut), ein lyriſches Drama; über Meſſerſchmidts Büſten, Brief eines grossen Fürſten (Joſephs II.) an ſeinen Bruder L. kurz vor ſeinem Tode (er iſt ſehr anziehend, hat aber wenig Spuren von Aechtheit), Denkmäler der alten celtiſchen Fabellehre und Dichtkunſt, *und endlich* einige Recenſionen von neuern Büchern *und Anzeigen* und Kunſtnachrichten.

Dieſe Anzeige wird dem Leſer einen hinlänglichen Begriff von dem Inhalte dieſer Monatſchrift geben, in welche noch eine groſse Menge anderer Artikel aufgenommen werden können, eben weil ſich die Vff. keine beſtimmten Gränzen geſetzt haben. Was die Gedichte, Aufſätze etc. ſelbſt betrifft: ſo ſind ſie von verſchiedenem Werthe; wenig auffallend Gutes, aber auch nichts vorzüglich Schlechtes! Doch muſs Rec. geſtehen, daſs die Wachsinſel, eine Erzählung, ihm unausſprechliche Langeweile gemacht hat. — Das Spiel der Leidenſchaften, eine andere Erzählung, wird wenigſtens jungen Leſern willkommen ſeyn. Beſſer iſt Diogenes und Ariſtipp, eine griechiſche Erzählung. — Wie ſehr man für Leſer aller Art geſorgt hat, mag die Anzeige am Ende des dritten Heftes beweiſen. Es iſt nichts weniger, als die Ankündigung einer Salmiak-Fabrike, die zu Nuſsdorf, nicht weit von Wien, errichtet worden iſt.

* * *

Gotha, b. Ettinger: *Lehrbuch für den Schulunterricht in der Geſchichtkunde*, von *J. G. A. Gallett*. 3te verbeſſ. u. vermehrte Auflage. 1800. 256 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 206.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Leipzig*, b. Barth: *Der Weinſtock und ſeine Reben, Joh.* 15, 1—16. Ein Confirmations- und Schulactus, nebſt den dabey gehaltenen Reden und Glückwünſchen, von M. *J. G. K. Mann*, Diaconus zu Naumburg. 1801. 49 S. 8. (4 gr.) Die Confirmationshandlung, wenn ihr ein zweckmäſsiger Unterricht von ächtem, praktiſchen Chriſtenthum vorher gegangen iſt, zu länger dauernden guten Eindrücken für die jungen Gemüther zu benutzen, iſt bey der Seltenheit ſolcher Feyerlichkeiten in den proteſtantiſchen Kirchen ein doppelt empfehlenswürdiges Bemühen. Der Vf. hat es nach dieſer Probe ſo ausgeführt, daſs ſeine Bekanntmachung die Aufmerkſamkeit aller Freunde einer verbeſſerten, Verſtand und Empfindung beſchäftigenden, Liturgie verdient. Eben ſo viel Lob verdient die Anordnung, daſs nicht blos die nächſten Confirmanden, ſondern auch die vom folgenden Jahre ſchon an dem Religionsunterricht des Predigers Antheil nehmen, denen ihnen in den 6 oder 8 Wochen vor dem Actus täglich erthe Im Weſentlichen iſt dieſer Unterricht, nach des Vfs. Pro gewiſs nicht ohne heilſame Früchte. Nur in der Pro Katechiſation über Joh. 15, 1—16. muſs Rec. bemerken, beſonders S. 9. 10. gewöhnlich die Fragen des Lehrers gen, was die Kinder antworten ſollten, und was antwo können, ſie durch paſſende Fragen angeleitet und ver werden müſſen. Confirmanden müſſen nicht blos zu gr tiſchen Antworten, ſondern zu ſolchen angeführt werden, che beweiſen, daſs ſie den Sinn gefaſst haben. Die Liede phen an jedes Kind betrachtet man billig nach der Locki Dahin muſs man wohl auch rechnen, daſs die Tochter Vornehmern als junge Freundin (S. 29.) die andern (nur?) junge Chriſtinnen angeredet werden. (S)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Sander: *Lyrische Gedichte* mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von *Ferdinand Delbrück*. Nebst einer Untersuchung *über das Schöne*, und einer Abhandlung *über die Grundsätze der Erklärung und des Vortrags lyrischer Gedichte. Erster Band.* Oden von Klopstock. 1800. 321 S. 8.

Man lernt hier einen Mann kennen, der vertraut mit den griechischen und deutschen Dichtern, n feines Gefühl des Schönen, mit der philosophihen Ga be, seine Gefühle klar und richtig zu entwiceln, verbindet, eine reine und angenehme Schreibt in seiner Gewalt hat, und die seltne Kunst des ten Vorlesens der Dichterwerke eben so gut auszuben als zu lehren versteht.

Seine Manier des philosophischen Vortrags nähert ch sehr der Garvischen; eben die Reinheit und Simicität des Stils, die Ordnung und Deutlichkeit in er Entwicklung der Begriffe, der sichtbare Vorsatz, mer sanft zu erleuchten, nie schimmern, vielweiger blenden zu wollen.

In der Untersuchung über das Schöne geht der f. von den Kantischen Vorstellungen in der Kritik er Urtheilskraft aus, deren er sich völlig bemächtigt, nd sie zu den seinigen gemacht hat. Er hängt nicht n dem Buchstaben der Kantischen Lehren; er ist in ren Geist eingedrungen, und versteht also jene weir fortzuführen, ohne Kant's Terminologie beständig beyzubehalten, ohne seine Ideen durch eine schoastische Sprache zu verdunkeln. Er gehört also nicht n den Anhängern der Kantischen Philosophie, auf elche der Philosoph den Wunsch anwandte: Gott ewahre uns nur vor unsern Freunden, gegen die einde wollen wir uns schon selbst verwahren.

Mit lebhaftem Vergnügen, und mit dem Wunhe, dass er sich ferner in dieser glücklich betretenen Laufbahn zeigen möge, sind wir Hn. *Delbrück* erst in seiner Untersuchung *über das Schöne* gefolgt. ie Unterschiede des Schönen vom sinnlich Angenehmen, vom Wahren und Guten sind deutlich auseinandergesetzt, und durch Beyspiele aus Homer und öthe erläutert. So besteht das Schöne nach Hn. *D.* eschreibung in einer zweckmäsig zusammenstimenden Mannichfaltigkeit von Ideen, welche die antasie in sich hervorruft, um zu einem gegebeen Begriffe viel Unnennbares hinzuzudenken, mehr s auf der einen Seite darin angeschaut, und auf der ndern Seite darin deutlich gedacht werden kann. Das Wohlgefallen an demselben wird hervorgebracht, durch ein freyes und doch regelmäsiges Spiel der Phantasie, in Einstimmung mit dem Verstande. Daraus folgert der Vf., dass das Schöne nicht sowohl in dem Kunstwerke vorhanden ist, als vielmehr in dem Geiste desjenigen, der es betrachtet, und dass es jedesmal neu und ursprünglich aus dem Gemüthe hervorgeht. (Wir würden hier doch lieber sagen: Ein jedes schönes Kunstwerk ist eine Reihe von Vorstellungen, die der Künstler durch sein Genie erschafft, und durch ein gewisses Mittel in den Geist anderer überträgt. Es ist also eben sowohl in dem Geiste des Künstlers als des Betrachters schön. Auserhalb aller Vorstellungen aber betrachtet, ist von ihm keine Schönheit gedenkbar.)

Auch die Betrachtung, dass zwischen dem Schönen und Häslichen ein Drittes in der Mitte liegen müsse, das Nicht-Schöne, wird bey unserm Vf. interessant und folgenreich. Indem er sie auf die Dichtkunst anwendet, findet er ein Gedicht entweder so beschaffen, dass es nicht nur durch Fülle der Ideen die Phantasie in Bewegung setzt, sondern auch durch Zweckmäsigkeit derselben den Verstand befriedigt; dann ist das Gedicht schön und gefällt; oder so, dass es durch Ideenfülle zwar die Phantasie in Bewegung setzt, aber durch Unzweckmäsigkeit den Verstand beleidigt; dann ist das Gedicht häslich und misfällt; oder so, dass es die Phantasie in Einstimmung mit dem Verstande zwar beschäftigt, jene aber nicht genug, um sie schöpferisch zu machen, d. h. sie zur Hervorbringung eigener Ideen zu veranlassen und zu erheben; dann ist das Gedicht nicht schön, und läst uns gleichgültig. Man könnte glauben, dass hier der Fall fehle, wo ein schlechtes Kunstwerk lächerlich und dadurch belustigend wird, oder wo etwas extradummes, *scilicet* in ironischem Sinn, auch schön wird. Er ist aber unter dem zweyten begriffen. Denn das Schlechte ist entweder blos ennuyant, oder es erscheint in seiner Schlechtigkeit so auffallend, dass es eben dadurch belustigend oder lächerlich wird.

Besonders verdient gelesen zu werden, was Hr. *D.* über die Mittel sagt, die der Dichter gebraucht, um die Phantasie des Lesers oder Hörers zur Hervorbringung eigener Ideen in Schwung zu setzen, wodurch er denn auch erklärt, wie fern ein Gedicht ohne seine Schuld viele Leser kalt und gleichgültig lassen könne.

Endlich hat auch der Vf. über das Verhältnis des Interessanten zum Schönen, und über die Täuschung sehr gute Bemerkungen beygebracht. Wie er aber diese durch Beyspiele, aus Homer, Göthe, Wieland,

Klopstock u. a. m. anschaulicher macht, wie fein er diese Beyspiele zergliedert, davon können wir in dieser Anzeige nichts darstellen.

Es folgt eine Abhandlung über die *Grundsätze der Erklärung und des Vortrags lyrischer Poesieen.* Sehr gut bestimmt der Vf. den Unterschied der grammatischen, historischen und ästhetischen Interpretation; und geht zur Anwendung davon auf die lyrische Poesie über. Die lyrische Poesie steht der plastischen oder bildenden entgegen. So wie diese Gegenstände des *äussern*, so schildert diese Gegenstände des *innern* Sinnes, Empfindungen. Nicht Erregung bestimmter Gefühle, sondern Darstellung der Gefühle ist ihr Zweck. Ein Gefühl darstellen, heisst es zum Objecte der Einbildungskraft machen, dadurch dass man diese veranlasst, eine Fülle von Ideen in sich hervorzurufen, die sich vereinigen, uns ein helles Anschauen von dem Gefühle nach seiner Stärke und nach seiner Eigenthümlichkeit zu gewähren.

Zur zweckmäsigen Erklärung einer Poesie trägt viel bey ein schöner mündlicher Vortrag. Dieser muss 1) rhythmisch seyn, d. h. ohne singend zu werden, Sylbenmass und Reim sorgfältig durchhören lassen. Er muss 2) bey dem Vorleser nicht theatralisch seyn. Hierüber giebt der Vf. sehr nützliche Erläuterungen.

Den Beschluss macht eine Reihe Klopstockischer Oden, theils mit Bezeichnung der richtigen Declamation, theils mit Noten zur Erklärung begleitet.

Die Declamation bezeichnet Hr. *D.* theils durch die über die Worte gesetzten Zeichen (′) und (⏑), wovon das erste die Stellen andeutet, auf denen die Stimme sich heben muss, das letzte aber die Stellen bezeichnet, auf denen die Stimme verweilen muss, ohne sich zu heben; theils dadurch dass er am Rande der Strophen wo es nöthig ist, die Langsamkeit oder Geschwindigkeit der Rede, die Tiefe oder Höhe, die Stärke oder Schwäche der Stimme, ingleichen die Pausen angiebt; und hier finden wir durchaus, dass Hr. *D.* den Dichter richtig gefühlt, und über seine Gefühle gedacht hat.

Die erklärenden Noten sind kurz, bestimmt, zweckmäsig; jeder Ode ist eine Einleitung vorgesetzt, die das poetische Verdienst des Plans, und des Versmasses entwickelt.

Möchten doch recht viele Lehrer auf Schulen die schöne Gelegenheit benutzen, die Hr. *Delbrück* ihnen giebt, ihre Lehrlinge in Erklärung und Vorlesung deutscher Dichter zu üben, und ihren Geschmack sowohl als ihre Aussprache dadurch zu bilden.

Leipzig, b. Leo: *Artistische Blätter der Verzierung und Verschönerungskunst gewidmet.* 1800. *Erster Band, erstes Heft*, mit 10. zum Theil illuminirten Kupfertafeln, einer Titelvignette, Vorbericht und Erklärungen der Kupfertafeln. in kl. Fol. (4 Rthlr.)

Das Magazin für Freunde des guten Geschmacks schloss sich mit dem 5ten Bande, und die *artistischen Blätter* treten nun an die Stelle desselben; doch hat man die Abänderung getroffen, dass die Hefte artistischen Blätter stärker als die ihres Vorläufers, nicht wie bey diesem, ganz, bald blos zu Ideen Gartenfreunde, bald zu Ameublement oder Zimm decorationen etc. bestimmt seyn werden, sondern jeder Heft soll verschiedene dergleichen Gegenstä zugleich enthalten.

Taf. I. stellt einen Pavillon auf einer Brücke Ein niedliches Gebäude, welches auf dem Boge ner Brücke angelegt ist, einen schönen Durchg bildet, und zum Aufenthalt einladet, kann ohne len Zweifel sehr angenehm seyn; das gegenwärti hat aber ein zu ernstes, ja beynahe *ein trauriges A* sehen, wogegen das leichte Brück*engeländer zu sta* absticht. Taf. II. Eine Villa. *Das sogenannte* römi sche Haus im Park bey Weimar, scheint *zu diesen* Gebäude das Muster gewesen zu seyn; einige *Theile* sind jedoch abgeändert, und man kann hinzusetzen, verbessert. Taf. III. Vier Hausthüren. Wir würden derjenigen, welche mit bäurischem Werk eingefasst ist, den Vorzug vor den andern einräumen. Taf. IV. Wand-Verzierung eines Gesellschafts-Saales. Die Eintheilung des Ganzen scheint nicht sehr gelungen zu seyn; vornehmlich ist die Thüre im Verhältnis mit ihrer Breite zu hoch, und in gar zu viele kleine Felder abgetheilt. Taf. V. Wandverzierungen eines Gesellschafts-Zimmers. Bey weitem besser als die auf der vorigen Kupfertafel, nur sind die Fäche als Zierath in der Lambris wohl nicht ganz schicklich gewählt. Taf. VI. und VII. Cabinet im türkischen Geschmack. Taf. VIII. Enthält zwey Stühle, ein Fussschemel und ein Sopha, alle von gefälliger Form. Taf. IX. Ein Bette für ein Prachtzimmer. Mit Federbüschen, Vasen und Quasten zu sehr geziert. Es verräth deswegen mehr prunkende Eitelkeit als anständige edle Pracht. Taf. X. Drey Uhrgehäuse.

Magdeburg, b. Keil: *Skizzen, Gedanken, Entwürfe, Umrisse, Versuche, Studien, die bildenden Künste betreffend*, von *A. Breysig*, Prof. *Zweytes Heft.* 1800. mit 4 Tabellen. Der *Text* hat mit dem ersten Heft fortlaufende Seitenzahlen, und geht von S. 128 bis 258. 8. (10 gr.)

Hr. *Breysig* scheint nach einer S. 132 und 133. eingerückten Note die Recension des ersten Hefts seiner Skizzen in Nr. 314. der A. L. Z. 1799. zu ernst und strenge befunden zu haben. Er wünscht, dass die Beurtheiler künftig blos auf den innern Gehalt sehen, und den Leser auf das Brauchbare und Unbrauchbare seiner Schrift aufmerksam machen möchten. Wir wollen daher das vor uns liegende zweyte Heft derselben, wie ein Portefeuille mit Skizzen betrachten, überschlagen was uns gleichgültig lässt, und das übrige nach unserer Ueberzeugung zu würdigen suchen.

Ueber den Zweck und Nutzen einer öffentlichen Ausstellung von Kunstwerken und Kunstversuchen. Ist die Einladungsschrift zur Ausstellung der Magdeburger Kunstschule (1800.) ganz zweckmäsig. Möge die Hoffnung, welche gemacht wird, künftig bey den jährlichen

ichen Ausstellungen der Kunstschule zu Magdeburg ltere Meisterwerke grosser Künstler, aus verschiedeen Schulen mit auszustellen, in Erfüllung gehen, und nöge man auch anderwärts eine so nützliche Sitte einführen. *Ueber des Verfassers ersten Plan zu einem Panorama.* Hr. *Breysig* nimmt die Erfindung des Panorama in Anspruch, und macht es wahrscheinlich, lass er wirklich schon vor mehreren Jahren etwas lem Panorama ähnliches ausgedacht hatte; auch wurde von ihm bereits 1792 in Rom die Aussicht von ler sogenannten Kaiservilla auf dem Palatin, in die lunde herum gezeichnet. *Ueber tabellarische Benenung aller Farben.* Bestimmte Benennungen der verchiedenen Abstufungen der Farben fehlten uns bisher, und es wäre in der That ein Gewinn, wenn liefsfalls eine Uebereinkunft zu Stande gebracht werden könnte; gegen Hn. *Breysigs* Vorschläge Tab. IV. aben wir daher nichts einzuwenden. Die Tab. V. ie eine Eintheilung der bildenden Künste nach dem ebrauche der Materialien und Werkzeuge etc. enthält, gewährt eine allgemeine ziemlich bequeme Uebercht. Die Fortsetzung des im ersten Heft abgebroenen Artikels, *Grundsätze der Linienperspektive in er Scenographie oder Theaterscenenmalerey betreffend,* t abermals eine Probe von des Vfs. guten Kenntissen in diesem Fach. Die zwey Reden gehalten auf em Magdeburgischen Nationaltheater, S. 182. wie uch das Tagebuch dieses Theaters, S. 186. finden wir ns versucht für unbrauchbare Theile des Werks zu klären.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Leben und Liebe.* 1800. 96 S. kl. 8. (9 gr.)

Unter diesem einfachen Titel schildert der Vf. zuerst der *Familie Clerdon* eine interessante Scene ehelier Liebe, die mehr gefallen würde, wenn die Auswüchse eines ekstatischen und üppigen Vortrags die childerung hin und wieder nicht entstellten. Statt er eindringenden Sprache des Gefühls ergiefst Emindeley sich hier in einem Strom poetischer Prosa, o Widersprüche und Nonsens mit unterlaufen. Z. . S. 13. verbreitet sich eine *süsse Empfindung* über rls ganzes Wesen darum, weil er einen Hirsch auf r Jagd angeschossen. S. 15. eilt Auguste „mit freuzitternden Händen zu dem liebsten Geschäfte des ges: des lieben Carls Tabackspfeifen zu stopfen, o sie dann *jedes Blättchen mit himmlischer Güte und ebe drückt*, und mit dem Deckel einen *mächtigen hatz von* (den) *kostbarsten Juwelen* verschliefst, die in Sultan der Erde je so schön besafs.“ Worte! d nichts als Worte! wie man trotz den häufigen dankenstrichen öfter auszurufen genöthigt ist. Ein lgegriffner Ausdruck veranlafst sogar einen sehr deutenden Mifsverstand, nach welchem S. 35. die *Feste Wehmuth* den gerührten Carl *entmannt*, statt übermnt. Reiner von diesen Flecken entwickeln die y *Briefe* zwischen Raphael, Julius und Eduard manen guten Gedanken über Einsamkeit, Thätigkeit d verlornen Glauben an Menschen. Erinnern sie zuweilen auch an Werthers Leiden, mehr noch an Schillers philosophische Briefe im I. Th. seiner kleinen prosaischen Schriften: so verrathen sie doch Fähigkeiten, die nach mehrerer Ausbildung auf etwas besseres hoffen lassen. Der letzte Aufsatz über *die Kunst: nie unglücklich zu werden*, ist ein Commentar über Horazens goldnen Spruch: *Sperat infestis metuit secundis alteram sortem bene praeparatum pectus.*

KINDERSCHRIFTEN.

BERLIN und STETTIN, b. Nicolai: *Vaterlandskatechismus, oder Anleitung zur Kenntnifs und Liebe des Vaterlandes für die Jugend in den Preufsischen Staaten.* Von *Gottfr. Leop. Schrader*, Doct. d. Ph. und Nachmittagspr. a. d. Univ. K. zu Leipzig. 1800. 138 S. 8. (8 gr.)

Was sich Hr. *S.* unter einem Vaterlandskatechismus gedacht habe, das sagt der erläuternde Zusatz auf dem Titel. Allein drückt denn auch der Name eines Vaterlandskatechismus das aus, was Hr. *S.* dadurch ausdrücken wollte? und: wird es nicht einmal Zeit werden, den, durch Zusammenstellung mit Pferden und andern Gegenständen abgedroschenen Namen eines Katechismus mit zweckmäfsigern Titeln zu vertauschen, da man die Katechismusform in Lehrbüchern schon längst mit Recht aufgegeben hat? Doch wir wollen darüber mit dem Vf. nicht rechten, sondern nur sehen, welchen Zweck er sich vorgesetzt, und was er in Beziehung auf denselben geleistet hat. Seiner eignen, auf dem Titel gegebenen Erklärung zu folge, wollte er ein Lehrbuch der preufsischen Vaterlandskunde schreiben. Diese aber begreift, nach unserm Dafürhalten, eine Kenntnifs des Landes in physischer, politischer und historischer Hinsicht. Sie schliefst demnach in sich: Kenntnifs der natürlichen Beschaffenheit eines Landes, seiner vorzüglichen Producte etc., Geographie, Erwerbkunde, Statistik, mit Inbegriff der Polizey und Landesgesetze, und endlich das Wichtigste aus der Landesgeschichte, wobey zugleich die Culturanstalten in physischer, intellectueller, moralischer und ästhetischer Rücksicht erwähnt werden müssen. Allein davon ist in diesem Vaterlandskatechismus wenig zu finden. Er zerfällt zwar in sechs Abschnitte, die aber das Ganze nicht umfassen. 1) Welches ist unser Vaterland? 2) Aeufserliche Beschaffenheit desselben. (Enthält eine dürftige Geographie.) 3) Innere Beschaffenheit. Hier redet der Vf. von der Regierungsform, Regierungsverwaltung, von den Gesetzen, der Gerechtigkeitspflege, Polizey, Steuerwesen, Militär, Industrie, Künsten, Wissenschaften, Gesundheitspflege, Sorge für Wittwen und Waisen, Armenpflege, Feuerkassen und Feueranstalten, Sorge für die innere Ruhe und Sicherheit, Abgaben und Einkünften. Wie viel besser hier die Materien geordnet seyn könnten, springt in die Augen. 4) Welches Gute verdanken wir schon dem Vaterlande, und was erwarten wir ferner von demselben? (So allgemein abgefafst, dafs es auf jeden

Staat

Staat der cultivirten Erde paſst). 5) Für alles dieſes Gute verdient das Vaterland unſere aufrichtige und thätige Liebe. 6) Wie müſſen (ſollen) wir uns gegen andere Länder und Menſchen auſser unſerm Vaterlande verhalten? Die vorausgeſchickte Einleitung enthält ein langes Raiſonnement über Vaterlandsliebe. Weil aber der Vf. darin zu oft von ſich ſelbſt ſpricht: ſo muſs ſie mehr als Vorrede angeſehen werden. Manche Aeuſserung in derſelben iſt uns auch unverſtändlich wie S. 31.: Auch die allgemeine Menſchenliebe hat ihre Grade und Gränzen: *und wir haben vom Vaterlande an, bis zu den Bewohnern entfernter Länder manche derſelben zu überſchreiten.* (Was ſoll das heiſsen und wie paſst nun das Folgende: Nur die Freundſchaft und Geſchlechtsliebe kennen dieſe Gränzen nicht?) S. 105. wird auch von einem wirklich zu Stande gekommenen Blatternhauſe in Halberſtädtiſchen geredet. Allein ſoviel Rec. weiſs, iſt es bey dem bloſsen Vorhaben geblieben.

Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers: *Der reiſende Dorfprediger.* 1 Th. 239 S. 2 Th. 220 S. 1800. 8. (1 Rthlr.) — Iſt weiter nichts als das 1795 bey Kühn in Neuruppin erſchienene und in dieſen Blättern Nr. 384. des Jahrgangs 1795 angezeigte und bloſs mit einem neuen Titelblatt verſehene Buch: *Meine Frühlingsreiſe aus Priegnitz durch die Altmark, durch Halberſtadt Magdeburg, Quedlinburg* u. ſ. w. Wie auch dann den gröſsten und reizendſten Theil Thüringens über Freyburg, Naumburg, Merſeburg, Halle u. ſ. w. in die Grafſchaft Ruppin zurück, von *Heinrich Müller.*

Cassel, b. Griesbach: *Paſſionspredigten nebſt einer Konfirmationsrede und einigen Homilien gehalten* von G. F. Götz. 4tes Bändch. 1800. 214 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. Nr. 234.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Viehartzneykunde. *Braunſchweig*, b. Reichard: *Ueber die Wartung des Hundes, um durch ſie das Tollwerden deſſelben zu verhüten.* Eine, auf ſorgfältig angeſtellten Beobachtungen und Verſuchen gegründete, weidmänniſche Aeuſserung von D. *H. D. Wilkens*, der Forſt- und Jagd-Societät zu Walterhauſen ordentl. auswärtigen Mitgliede. 1800. 4½ Bogen. 8. (6 gr.) Es leidet keinen Zweifel, daſs die Befolgung der von dem Vf. gegebenen Rathſchläge ſehr vieles zur Verhütung der Wuth bey Hunden beytragen muſs, und wir halten uns daher aus Ueberzeugung verpflichtet, dieſe Bogen allen zu empfehlen, die aus Bedürfniſs oder Liebhaberey etc. Hunde halten. Wir möchten wünſchen, daſs von Staats wegen in allen Ländern dieſe Anweiſung allgemein bekannt gemacht würde: nur wäre dann erfoderlich, daſs die Schreibart erſt nach dem allgemeinen Bedürfniſſe abgeändert würde. Die vorgeſchlagenen Regeln ſind mit geringer Mühe zu befolgen; nur muſs man, wogegen auch der Vf. mit Recht warnt, ſich dabey nicht allein auf das Geſinde verlaſſen. Er empfiehlt, 1) eine gute, trockne, und reinliche Lagerſtäte, die den Hund gegen das Ungemach der Witterung ſchützt, und in den heiſsen Tagen des Jahrs kühl, in den kalten aber warm iſt. Man ſolle ihn nicht auf dem Miſte des Viehes liegen laſſen. 2) Man gebe ihm reinliche, nicht zu fette, durch keine Gewürze erhitzte, Nahrung, aber nie heiſs; nichts von crepirtem Viehe; nichts von angegangenen oder gar faulen Dingen. Knochen ſeyen ihm weſentlich nothwendig und wichtig, aber häufiger Genuſs des Fleiſches verderbe die Säfte. Dabey beobachte man immer Reinlichkeit der Gefäſse, die überhaupt nicht aus Kupfer, Meſſing, Bley, oder gewöhnlichem Zinne beſtehen dürfen. Eben dieſes letzte muſs beym Saufen in Acht genommen werden. Man hebe nichts von dem Fraſs, wovon der Hund unmittelbar ſchon einen Theil genoſſen hat, bis zum folgenden Tage auf, theils, weil es leicht ſauer wird, theils, weil es immer etwas von dem Geifer des Hundes enthält, das dann auch verderbe. 3) Er muſs immer gutes, reines, und friſches Waſſer haben. Man laſſe ihn nicht aus Pferdeſchwemmen ſaufen, zumal, wenn die Miſtjauche einen Abfluſs darin haben kann. Der Mangel an Waſſer trage nach den genaueſten Beobachtungen ungemein viel zur Tollheit bey. Das Schneiden des ſogenannten Tollwurms (wir heben dieſs denen zu gefallen aus, die es bekannten mediciniſchen Tractate darüber nicht kennen,) ſey daher ein Mittel, die Tollheit des Hundes zu befördern, da derſelbe ein Muſkel iſt, der ihm bey dem Saufen weſentliche Dienſte leiſtet, (*muſculus mylohyoideus*,) indem er in den Krümmen und der löffelförmigen Bewegung der Zunge beym Saufen ſehr viel beyträgt. 4) Man beobachte ein vernunft- und naturgemäſses Verfahren mit dem Hunde zur Zeit ſeiner Hitze. Das geringſte Verſehen in dieſer Zeit biete den vorzüglichſten Grund zur Tollheit dar. Eine Hündin bekomme zur Zeit des Färbens, (des Blutnetzens,) ein Hund aber — nicht durch das Zuſammenſeyn mit hitzigen Hündinnen, ſondern — eigentlich durch den Genuſs der Farbe, (das Belecken der weiblichen Geburtstheile *in menſtruatione*, etc.) den *gröſsten Grad der* Hitze; und beide, wenn ſie gerade alsdann *von einander* getrennt werden, gerathen in einen Zuſtand, *worin ſie der* Tollheit nahe gebracht ſind. Man laſſe den männlichen Hund nie hitzig werden, und mildere bey dem weiblichen die Hitze ſo viel, als thunlich iſt. Anleitung dazu. Man ſperre die Hündin vorher ein, ehe ſie färbt, und zwar ganz allein, in ein reinliches Gemach, unter den oben angeführten Vorſichten. Arzneymittel zur Dämpfung der Hitze. Im Nothfalle laſſe man einen Hund zu ihr. Geräth ein Hund durch den Genuſs der Farbe in Hitze: ſo dämpft man dieſelbe am ſicherſten dadurch, daſs man ihn nicht dahin läſst, wo die Hündin iſt, ihn auf alle mögliche Weiſe durch Arbeiten zerſtreuet, und ihn allenfalls mit einer *nicht hitzigen* Hündin in Geſellſchaft ſeyn läſst. — Wir hätten noch des Vfs. Meynung über die, ſchon von *Wildhof* vor beynahe funfzig Jahren empfohlene, Caſtration der Hunde in Rückſicht auf die Wuth und eine Anweiſung von ihm zu der zweckmäſsigſten, wir möchten ſagen, moraliſchen Behandlung des Hundes, deren Verabſäumung manchmal gewiſs viel zu jener Krankheit beyträgt, zu leſen gewünſcht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. März 1801.

GOTTESGELAHRTHEIT.

GERA u. LEIPZIG, b. Haller: *Machet die Thore weit! Die Juden kommen.* Eine kritiſche Beylage zu dem Briefwechſel zwiſchen dem Probſte Teller und einigen jüdiſchen Hausvätern in Berlin. Auch nicht von Teller, ſondern von einem Erbfeinde (!) der Juden, wie ſie ſind, und von einem wahren Menſchenfreunde und Freunde der Duldung. 1800. 186 S. 8. (12 gr.)

Auf dem 2ten Blatte ſteht: „*recht eigentlich die Frage betreffend: Wie können die Juden mit Ehren das Ceremonialgeſetz los werden, doch ſo, daſs ſie ihren Bart beybehalten!*" (!!)

Der Vf. nennt ſich in der Schrift ſelbſt mehrmals einen proteſtantiſchen Religionslehrer, *der es wirklich* iſt, und S. 153. in *eben dem Grade*, in welchem Hr. T. es als *Doctor* der heil. Schrift iſt, giebt er ſich für einen akademiſchen Theologen aus. Den Anfang macht ein ſcurriliſches Lied: „Wir Chriſtenleut hab'n itzo Freud u. ſ. w. von 7 Strophen, das man aus der Feder eines Doctors der Theologie ſo platt und leichtſinnig nicht erwarten ſollte. In einem Vorbericht von 7 bis 25. erklärt er ſein Titelblatt mit einem witzigen Hyn ſollenden Geſchwätz. Die Schrift ſelbſt hat zwey Theile 1) *Vorerinnerungen zu dem Sendſchreiben der diſchen Hausväter*, das er ſophiſtiſch und mit Fallaien durchwebt nennt. Er ſagt, das moſaiſche Geſetz ey vorbildliche Vorſtellung des Prieſterthums und Königthums Chriſti, die jetzigen Juden ſeyen Afterden, weil das Ceremonialgeſetz ſeine Endſchaft ngſt erreicht habe, das Weſentliche des Judaismus y der Moſaismus und Prophetismus, nach deſſen bſonderung wenig Vernunftreligion übrig bleibe; erbittet ſehr, daſs das Weſentliche der chriſtlichen eligion die Vernunftreligion ſey; wäre letztere das ey jeder poſitiven Religion: ſo würden die H. V. y ihrem Uebertritt nur aus jüdiſchen Heiden chriſtche Heiden; es könne keine andre *wahre* poſitive eligion geben, als die chriſtliche, weil dieſe *allein* h auf eine übernatürliche und unmittelbare Offenrung gründe. [Als wenn nicht die rabbiniſchen Juen, ja in gewiſſem Sinne auch die chriſtlichen Apoel, beynahe eben das nur nicht in dem ſpätern dogatiſchen Sinne — 2 Tim. 3, 16. 2 Petr. 1, 21. vom oſaiſchen Geſetz und von den Propheten behaupten? — ja vielmehr die Evangeliſten und Apoſtel ben *nie mit einem Worte* ſich in *Abſicht ihrer Schrift* einer übernatürlichen und unmittelbaren Offenrung gerühmt; die Stellen Luc. 1, 1—3. Joh. 19, 35. 21, 24. Joh. 1. 1—5. bezeugen gerade das Gegentheil, vgl. mit 1 Cor. 7, 12. 26. νομιζω V. 40. κατα την εμην γνωμην, 2 Cor. 10, 10. 11. cap. 11, 6. ιδιωτης τω λογω. v. 17. c. 12, 11. wogegen c. 13, 3. Röm. 15, 18. und 1 Theſſ. 2, 13. nicht ſtreitet. Es iſt ganz etwas anders, wenn von Jeſu hoher Erleuchtung und Vollmacht von Gott, wenn von dem Geiſte der Wahrheit ſeiner Apoſtel in Abſicht der geſammten chriſtlichen Lehre die Rede iſt. Die Lehrmeynung von der Theopneuſtie im dogmatiſchen Sinne iſt viele Jahrhunderte jünger. Nicht darauf beruht des neuen Teſtaments Autorität, ſondern darauf, daſs es authentiſche Documente von demjenigen ſind, was die Zeitgenoſſen des Lebens und Lehramtes Jeſu von ſeinen Lehrvorträgen (auszugsweiſe), Thaten und Schickſalen Zuverläſsiges wuſsten und nach beſtem Wiſſen ehrlich aufgezeichnet haben]. Nach dem Vf. müſsten die H. V. das A. und N. T. auch die äuſsern Gebräuche unſrer Kirche, nicht bloſs als Zeichen ihrer Aufnahme, ſondern als Bundeshandlungen und Bekenntniſſe ihrer Zuſtimmung zu den *kirchlichen* Glaubenslehren annehmen. Von dem allen redet der Vf. oft ſo unbeſtimmt und mit ſo elendem, übel angebrachten, Witz, wie man es von einem ernſthaften und gelehrten Theologen nicht erwarten ſollte. Der zweyte Abſchnitt von S. 49. an hat die Ueberſchrift: *Etwas zur Beantwortung des Sendſchreibens der jüdiſchen H. V. von dem Probſt Teller*, den er immer ſpöttiſch den guten, den lieben Mann, oder den Indifferenten nennt, der mehr Menſchenfreund als Wahrheitsfreund ſey, deſſen Beantwortung er zu anmaſsend, zu wenig befriedigend, nicht kategoriſch, nicht philoſophiſch richtig findet (!), nach welcher die H. V. nun zwiſchen zwey grünen Wieſen ſtünden, und nicht mehr als zuvor wüſsten, woran ſie wären. Hr. T. hätte ihnen beſtimmt die Bedingung der Aufnahme vorſchreiben ſollen, daſs ſie nicht *Chriſtum* für *einen* Sohn Gottes, ſondern *Jeſum* für den *Chriſtus* und für *den* Sohn Gottes, den eingebornen halten müſsten. Hiebey trägt der Vf. den ganzen dogmatiſchen Artikel von Trinität nach der gewöhnlichen Terminologie viele Seiten lang vor und wundert ſich, daſs die proteſtantiſchen Theologen den Artikel ὁ und das μονογενης gar nicht bemerkten. (Welche Theologen mag er doch wohl im Sinne haben, die das nicht wüſsten? Ob ſie aber, wie der Vf., daraus ein *gleiches* Verhältniſs Jeſu mit Gott, wie im Reiche der Natur in Anſehung der Zeugung zwiſchen Sohn und Vater, Gleichartigkeit des Weſens, und *arithmetiſche* Einheit (S. 80.) ſchlieſsen, iſt eine andere Frage). Was er S. 91. über ὁμοιωθη ἡ βασιλεια zur Erläuterung anführt,

führt, ist gerade gegen seine Theorie. ὁμοιωσις in einigen Vergleichungspunkten ist gewiss nicht die nicänische ὁμοουσια, noch vielweniger objective und subjective Identität, so wenig als von den neuern protestantischen Theologen die socinische allerdings vernunftwidrige *Adoption* (wie der Vf. meynt) angenommen wird. Die Einwendung der H. V. vom Widerspruche der Vernunft ist ihm nur *zum Lachen*; S. 154. gebietet er: die Vernunft muss ihr Maul halten! Hn. T. will er unrichtige, blos dogmatische ungrammatische Exegese schuld geben (!!!); verlangt zu wissen, wo das geschrieben stehe, dass der Zweck des Lehramtes Jesu gewesen sey, die moralische Gott allein gefällige Gesinnung geltend zu machen, da das doch auch der Zweck der Propheten gewesen sey. (Sagt Jesus denn nicht ausdrücklich Matth. 9, 13. Marc. 2, 32. er sey gekommen, Sünder zur μετανοια zu rufen? Steht das nicht auch Luc. 24, 47. Apostg. 5, 31? Beweiset es nicht der ganze Inhalt von Matth. 5. 6. 7.? Und was ist der durchgängige Inhalt und Zweck der Reden Jesu und der Schriften der Apostel anders?). Er nennt es die subtilste Fallacie, dass die H. V. das Ceremonialgesetz zu ihrer väterlichen Religion machen, und nicht die patriarchalische (als wäre diess seit Moses Zeiten noch die Volksreligion, und als wären die Patriarchen Juden gewesen!) — er spottet darüber, dass die H. V. durch Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit (wobey er das „durch Gesinnungen und Handlungen" eine *sonderbare* Erklärung nennt) blos moralische Christen werden wollen, nennt S. 127. die Erbsünde das *physikalische* Böse, redet S. 138. von einer physikalischen Kraft des Abendmahls, sagt S. 161. das „vom Vater ausgegangen" sey nicht von seiner Gesandschaft von Gott, sondern von einer persönlichen Localität zu verstehen, S. 165. dass die Priesterwürde mehr sey, als Prophetenwürde, dass eines Priesters Amtskleider für heilig gehalten werden, nicht so eines Propheten Kleider, dass ein Priester Amtshalber täglich zu Gott nahen gekonnt, ein Prophet nur einen besondern Beruf habe abwarten müssen, wobey er S. 163. besorgt ist, wenn das Predigtamt kein Amt sey, das die Versöhnung predigt (vergl. S. 137. wenn sich die Christen nicht wegen der Vergebung der Sünden im Beichtstuhl einfinden!!!), dass wir unser Brodt mit Sünden verdienen!! und nennt diejenigen Friedensstörer, die das nicht so, wie er, lehren (*hinc illae lacrimae!*). Die heutigen exegetischen Theologen nennt er Sprachmacher und setzt sie verächtlich den Systemmachern entgegen, nennt es die gröfste Unbesonnenheit, Mosen zum Gesetzgeber zu machen und ihm Gesetzgeberweisheit zuzuschreiben, den doch nur Gott während der zweymal vierzig Tage auf Sinai über die vorbildliche Bedeutung der statutarischen Gesetze und der irrdischen Stiftshütte auf einen himmlischen Tempel, und seiner Priester und Opfer auf die Opfer des himmlischen Heiligthums und auf des Messias Versöhnungsopfer unterrichtet habe. — — Die bisherigen Auszüge sind wohl hinreichend, den Schüler Hollazens, den festen Anhänger der typischen Theologie kennbar zu machen, der es auch in dem absprechenden Ton und gelehrten Dünkel — nur nicht in seinem einzelnen spöttischen Stil — ist, und seiner Schrift traut, sie werde, wie sein mündlicher absprechender Vortrag vom Katheder vor seinen Zuhörern, so vor der gelehrten theologischen Welt und bey den jüdischen H. V. die Sache entscheiden. Freylich müssen wohl die neuern Exegeten sich billig in des Vfs. Gesaal, wie die jüdischen Hausväter in seinem Beichtstuhl, einfinden, wenn ihnen gerathen seyn sollte.

JENA, b. Göpferdt: *Christian Wilhelm Oemlers*, Fürstl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischen Consistorialraths, Superintendents etc. *Vermischte und letzte Beyträge zur Pastoraltheologie und Casuistik für angehende Prediger, nach alphabetischer Ordnung.* 1801. 396 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der würdige Vf. hat sich, wie er in dem Vorberichte sagt, bey der Ausarbeitung dieser Schrift eine *zweyfache Absicht* zu erreichen vorgesetzt. Die eine ist, sein *Repertorium über Pastoraltheologie und Casuistik*, so viel ihm nur immer möglich ist, recht vollständig zu machen, damit angehende Prediger doch wenigstens die Hauptmaterien der Pastoraltheologie und die meisten Fälle der Casuistik in demselben finden können. Deswegen hat er auch die alphabetische Ordnung beybehalten, damit diejenigen, die das Repertorium besitzen, gleich finden können, wohin jede der hier ausgeführten Materien gehört. Seine *zweyte* Absicht ist, den angehenden Predigern eine Pastoraltheologie und Casuistik in ihre Hände zu geben, woraus sie doch einigermafsen erkennen könnten, wie wichtig ihr Amt sey, und wie viele Klugheit und Vorsichtigkeit erfodert werde, dasselbe zweckmäfsig und mit Segen zu führen. — Zur Erreichung dieser doppelten Absicht sind auch diese Beyträge wirklich sehr brauchbar; und in den meisten Stücken stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein. Gleich in dem ersten Artikel: *Abendmahl* mifsbilligt es der Vf. mit Recht, dass es der Prediger nach der kursachsischen Kirchenordnung seinem Superintendenten, oder seinem Consistorio berichten soll, wenn jemand über ein Jahr, ungeachtet aller Erinnerungen nicht zum Abendmahl ginge. Keine Religionshandlung, sagt er, mufs aus Zwang, oder aus Furcht der Strafe geschehen, sondern sie mufs freywillige Entschliefsung seyn. — Beyläufig macht er die richtige Bemerkung: *So lange sich die oberste Classe der Menschen nicht bessert, so lange bessert sich auch die Welt nicht*, und wir predigen tauben Ohren. Die Frage: *Wie verhält sich der Prediger gegen die Verächter des Abendmahls* ist sehr gut beantwortet, und so verhält es sich auch mit der Beantwortung der übrigen Fragen unter diesem Artikel. *Agende.* Es werden Vorsichtsregeln ertheilt, die bey der Einführung einer neuen Agende zu beobachten sind. Er giebt unter andern den Rath, die Consistorien möchten ihren Predigern ganz in der Stille zweckmäfsigere Sonn- und Festtagsgebete zum Vorlesen an solchen Tagen geben

geben; ihnen befehlen, das Unschickliche, Unverständliche nach und nach aus den Tauf- und Copulations-Formeln wegzulassen, hierdurch den gemeinen Mann zu solchen Veränderungen *ganz in der Stille* vorzubereiten, und dann die Kirchenagende ohne alles Geräusch drucken zu lassen. Dergleichen Verordnungen sind im *Weimarischen* und *Hannöverischen* ergangen. — Gut wäre es, wenn alle Consistorien diesen Beyspielen folgten. Es ist doch gar zu erbärmlich, wenn Jahr aus Jahr ein, an jedem Sonn- Fest- und Bustage, Vor- und Nachmittags das nämliche Kirchengebet hergeleyert werden muss, und wenn der Prediger unter einem Superintendenten steht, von welchem er wegen jeder, auch noch so zweckmäßigen und nöthigen Abweichung von dem gedruckten Formular zur Verantwortung gezogen, oder bey dem Consistorio verklagt wird. Solche Leute helfen freylich dazu, dass gebildete Personen immer mehr aus unsern gottesdienstlichen Versammlungen verscheucht, und heilige Handlungen lächerlich gemacht werden. *Bußpredigt.* Ist es schicklich, dass der Prediger nach vollendeter Bußpredigt, seinen Zuhörern die allgemeine Beichte vorliest, und ihnen darauf die Vergebung der Sünden ankündigt, und nun das allgemeine Bußgebet ihnen vorbetet? Antw. Nein. Denn wenige Augenblicke vorher hat der Prediger allen Bußfertigen Vergebung der Sünden angekündiget, und nun soll erst die Gemeinde ihre herrschenden Sünden und Missethaten vor Gott bekennen. *Eid.* Was unter diesem Artikel und S. XVI. des Vorberichts gesagt wird, verdient wohl beherziget und realisirt zu werden. *Evangelien und Episteln.* Der Vf. ist sehr dafür, dass man den Predigern hierin mehr Freyheit gestatten sollte. Mit Recht. In der reformirten Kirche haben die Prediger von jeher die Freyheit gehabt, entweder über die Evangelien und Episteln, oder über selbst gewählte Texte zu predigen, und es ist kein Unheil entstanden. Warum findet man denn in der evangelisch-lutherischen Kirche so erstaunlich viele Bedenklichkeiten, die nämliche Erlaubniss zu ertheilen? Man befürchtet, manche Prediger würden oft unschickliche Texte wählen, wenn ihnen diese Freyheit gestattet würde. Hierauf antwortet Rec.: solche Prediger werden auch über jeden vorgeschriebenen Text, über Evangelien und Episteln unschicklich *predigen*, und solchen elenden Menschen sollte kein Predigtamt anvertrauet werden. *Gelehrte.* Es werden über die Unsittlichkeit so mancher Gelehrten gerechte Klagen geführt. Allerdings ist ein Mann von grossem Verstand und von schlechtem Herzen eine verächtliche Kreatur. *Liturgie.* Dieser Artikel enthält viele und gute Erinnerungen und Vorschläge. Der Vf. sagt unter andern: „An meinem Orte, wo ich arbeite, war es schlechterdings nothwendig, um nicht ausgelacht zu werden, dass ich mir selbst ein *Copulations- Tauf- und Confirmationsformular* verfertigte." Dies möchte wohl an mehrern Orten schlechterdings nothwendig seyn. Aber da heisst es: Nothwendigkeit hin, Nothwendigkeit her; es muss doch beym Alten bleiben. Mit Recht eifert der Vf. (Vorbericht S. XXII.) *über das zwecklose Auswendiglernen der sieben Bußpsalmen in Schulen*, womit die Kinder gequält werden. Es wäre doch einmal Zeit, dass diese unvernünftige Gewohnheit abgeschafft würde. Rec. übergeht viele andere Artikel, die ihm sehr wohl gefallen haben, Aber zu wundern ist es, dass der Vf. unter dem Artikel *Taufe* den Exorcismus in Schutz nimmt, und ihn beybehalten wissen will, wenn auch die Gemeinde mit der Weglassung zufrieden ist, und nichts dawider sagt. Durch diese abergläubige Beschwörungsformel macht sich ja doch der Prediger bey verständigen Personen auch lächerlich. Auch ist Rec. noch immer der Meynung, dass die allgemeine Beichte der Privatbeichte vorzuziehen sey, ob er gleich die Gründe des Vfs., die er in seinen Resultaten der Amtsführung eines alten Predigers etc. für die letztere anführte, sorgfältig geprüft hat; und so kann er in mehrern Punkten nicht mit ihm übereinstimmen. Der Wahrheitsliebende Vf. wird aber auch weder verlangen noch wünschen, dass man alle seine Rathschläge und Meynungen ohne Prüfung annehmen soll. Das Meiste ist doch wahr und gut, und verdient nicht nur von angehenden, sondern auch von schon lange im Amte stehenden Predigern wohl beherzigt zu werden. Wir tragen daher kein Bedenken, in den Wunsch des Rec. in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* (5ter Anhang, erste Abtheil. S. 128.) einzustimmen. „Es wäre zu wünschen, (schreibt er von dem Repertorio des Hn. Sup.) dass dieses Buch in allen Kirchen angeschafft würde! Ein Prediger könnte sodann sich einen Band von weissem Papier dazu binden lassen, alle vorkommende Fälle, seine eigenen Ueberlegungen und was er bey andern darüber liefet, eintragen, und am gehörigen Ort in dem Buch anführen. So würde es endlich ein vollkommenes Werk werden. Es ist dieses Buch die beste Lektüre für einen Prediger. Er findet in selbigem nicht nur Unterricht und guten Rath, sondern es ist auch mit solcher Wärme geschrieben, dass es ihn zu treuer Führung seines Amts, woran doch alles gelegen ist, ermuntert." Nur dieses bemerken wir noch, dass der Vf. in dem von uns angezeigten Beytrag bey den meisten Artikeln die neuesten und besten Schriften angeführt hat, deren sich Prediger mit Nutzen bedienen können. Auch in dieser Rücksicht ist das Buch sehr zu empfehlen.

Frankfurt a. Main, b. Jäger: *Allgemeines homiletisches und liturgisches Archiv* von einer Gesellschaft bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Joh. Ludw. Wilh. Schwer*, Prediger zu Echzell im Hessen-Darmstädtischen. *Erstes Stück.* 1800. 154 S. 8. (12 gr.)

Der Herausg., ebenderselbe, der seit einiger Zeit „*heilige Reden zur Belehrung und Beruhigung der Kinder des Lichts*" in Verbindung mit andern Verfassern herausgegeben hat, versichert, dass er von *seinen dortigen Mitarbeitern* ersucht worden — ein gewöhnlicher Vorwand — auch dieß homiletisch liturgische Werk

als Redacteur und Mitarbeiter zu übernehmen, deſſen Plan er in der Vorrede angiebt, der mit dem des Tellerſchen Magazins und des Beyerſchen Muſeums ziemlich einerley, obgleich der innere Gehalt noch ſehr verſchieden iſt, und wozu er 16 Mitarbeiter namhaft macht, unter denen Hr. D. Hufnagel oben an ſteht. Er meynt S. VI. daſs durch daſſelbe der Trägheit der Prediger kein neues Polſter untergeſchoben werde (??) ob er gleich S. 17. ſelbſt geſteht, daſs ſeit dem von Paul Warnefridi zu Karl des Groſsen Zeiten geſammelten Homiliarium, dieſs, wie die darauf erfolgten vielen Poſtillen, die Trägheit des unwiſſenden Clerus begünſtigt habe. In dieſes 1ſten Stücks 1ſter Abtheilung ſteht: a) eine Abhandlung *von der mannichfaltigen Veränderung der chriſtlichen Beredſamkeit, beym Schickſale der Philoſophie und anderer Wiſſenſchaften zur nähern Anzeige des Zwecks dieſer Zeitſchrift*, auf 30 Seiten. Alles bekannte Sachen. b) *Ob es rathſam ſey, daſs ein Prediger in ſeinen öffentlichen Vorträgen den Krieg und andere Landplagen als Strafen Gottes vorſtelle*, von *S. P. L. Snell*. Er bejahet es aus dem Grunde „weil ſie nur alsdann ein moraliſches Beſſerungsmittel ſeyen“ (welches ſie doch aller alten und neuen Erfahrung nach nie ſind, wie er S. 33. ſelbſt geſteht, und wovon die nun in allen ſolchen Ländern, wo Krieg iſt und war, häufig entſtehenden Räuber- und Mordbrennerbanden das Gegentheil beweiſen, wenn gleich auf vielen ſchweizeriſchen und italiäniſchen Kanzeln oft genug von Strafgerichten Gottes die Rede geweſen ſeyn mag). Sollte der Vf. die dieſem Urtheil zum Grunde liegenden ganz falſchen Begriffe von Gottes Strafen, Regierung menſchlicher freyen Handlungen, und von ſeinem Einfluſs auf der Menſchen ungerechte Kraftanwendung nicht wahrgenommen haben? Da Strafe doch durchaus ein empfindliches phyſiſches Uebel um vorhergegangener vorſetzlicher Sünden willen, oder Folge derſelben iſt: ſo muſs ſie bloſs den treffen, der ſie durch Sünden verdient, oder ſich zugezogen hat. Iſt jedes Uebel Strafe? Darf ſich wohl jemand über ganze Länder, Provinzen, Städte, und über jeden einzelnen Einwohner derſelben das ungerechte Urtheil erlauben: ihr habt dieſes Kriegesübel, dieſen Miswachs, dieſen Brand durch eure Sünden verdient? Erſtreckt ſich Gottes *Machtregierung* über die Anwendung, oder bloſs über die Erhaltung der Kräfte freyer Weſen? wäre das erſte, hörte dann nicht alle Moralität menſchlicher Handlungen auf? — Nach der moſaiſchen Religion dachte man in den frühern rohen Zeiten der Iſraeliten wohl ſo — aber Chriſtus lehrte ganz anders urtheilen. — Die dritte Abhandlung vom *Selbſtmorde* eines hypochondriſchen durch Baumgartens Polemik (!) vollends verwirrten Bürgers enthält nichts Merkwürdiges. — In der zweyten Abtheilung geben die zwey erſten Predigten einen ſehr ſchlechten Vorſchmack. Die dritte iſt noch am meiſten praktiſch. Die zwey folgenden Predigtentwürfe ſind ſchon in Gedanken und im Ausdruck viel beſſer: ſo wie auch die zwey folgenden Predigten über freye Texte. Die Homilie über Petri Verleugnung iſt ziemlich gut, doch ſo wenig, als die folgenden Caſualreden und Gebetsformeln als Muſter für Prediger des Druckes beſonders werth; wenigſtens müſſen diejenigen, für die ſolche Muſter beſtimmt ſind, noch ſehr weit zurück ſeyn. Aus der Ueberſchwemmung Deutſchlands mit ſolchen Hülfsmitteln für Prediger muſs man ſich, wenn ſie wirklich Bedürfniſs ſind, einen traurigen Begriff von der Amtstüchtigkeit der deutſchen evangeliſchen Prediger machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Helmſtädt*, b. Fleckeiſen: *Heinrich Chriſtian Hausdörfer Trigonometriſche Tabellen zum Gebrauch bey Forſt- und Feldvermeſſungen in gebirgigten Gegenden* etc. 1800. 63 S. 8. Mit 1 Kpf. (7 gr.) Statt der unmittelbaren, mit der Kette oder Stangen vorzunehmenden, Abmeſſung der horizontalen Projection einer Bergwand, und der zugleich ſich ergebenden Höhen-Beſtimmung deſſelben, empfiehlt hier der Vf. die Abſatzweiſe vorzunehmende partiale trigonometriſche Aufnahme der Bergwand; wobey das Höhen-Inſtrument ein einfacher Gradbogen iſt, mit welchem die Elevations- und Depreſſions-Winkel gemeſſen werden; während die Kette längſt der Bergwand liegt, und die Hypotenuſe der ſich ergebenden rechtwinklichten Dreyecke abgiebt. Die dabey eintretende trigonometriſche Berechnung der zu findenden Catheten zu erleichtern, hat der Vf. dieſe trigonometriſche Tafeln conſtruirt, die von ¼ Grad bis auf 89¾ hinauf laufen, und für jede Hypotenuſe, die ihr zugehörigen Catheten aufſuchen laſſen, aus deren Addition ſich das verlangte Profil des Berges ergiebt. — Nach dieſen Tafeln läſst ſich auch der Ort eines Steins wieder finden, der an der Bergwand abgekommen. Der, der die Bemühungen des Vfs. nicht verkennt, bemerkt dabey, daſs das, was er hier tabellariſch vorſtellt, von verſchiedenen Künſtlern bereits auf dem Limbo des Höhenmeſſers angebracht worden iſt, und von dieſem entweder unmittelbar abgeſehen, oder durch einen einfachen Proportional-Satz gefunden werden mag. Die Eintragung der horizontalen Projection der Bergwand, von Stein zu Stein, und ihres ſenkrechten Abſtands von einander in die Markungs-Bücher, ſcheinet ihm ferner deswegen nothwendig zu ſeyn, weil nach dieſen Daten die Markung nicht ergänzt werden kann, wann nicht nur hie und wieder ein Stein abgenommen, welchen Fall der Vf. wählt, ſondern ein Theil des Ganzen, oder vielleicht die ganze Bergwand ſelbſt durch einen Erdfall ſich verändert, und das Land von oben abgeriſſen, und unten ſich angehäufet haben ſollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Dritter, vierter, fünfter und sechster Band. Der MESSIAS.* I—IV. B. (jeder fünf Gesänge enthaltend.) 1799. 205, 181. 281 u. 222 S. gr. 4. Auf geglättetes Velin-Papier. Mit Titelkupfern, von Füger gezeichnet, von John gestochen.

Zwischen der frühesten Erscheinung der ersten Gesänge des Messias, und dieser Prachtausgabe des vollendeten Werks, ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Das Geschlecht, welches damals in der Blüthe des Lebens stand, ist gröfstentheils dahin, oder wenn auch nicht der Welt, doch der Kunst abgestorben. Es hat einem jüngern, ihm in vieler Rücksicht sehr unähnlichen, Raum gemacht. Aber der Meister des Werks lebt und wirkt noch, und vernimmt in der Stimme seiner jetzigen Zeitgenossen das Urtheil der Nachwelt: denn in Beziehung auf sein Werk sind sie eine Nachwelt. So grofse Veränderungen auch die öffentliche Meynung über fast alle Gegenstände der Wissenschaft und Kunst in diesem langen Zeitraume erfahren hat: so ist sie doch über jenes Werk und seinen Urheber in Einer Rücksicht unverändert geblieben. Jetzt, wie damals, bewundert man in dem Messias eines der aufserordentlichsten Werke des Genies; jetzt, wie damals, ehrt man in Klopstock einen der ersten Dichter aller Zeiten, und einen der grösseften Wohlthäter seiner Nation, um deren Sprache er sich unsterbliche Verdienste erworben hat.

Aber Klopstock, wie jeder Dichter, will nicht nur bewundert, er will auch geliebt seyn; er will nicht verehrt werden, wie ein unbekannter Gott, vor dem man ehrfurchtsvoll das Knie beugt, sondern wie ein freundlicher Genius, dem man Feuer und Heerd in seinem Hause giebt, mit dem man sein Wohl und sein Wehe theilt, zu dem man in heitern und in trüben Stunden Zuflucht nimmt, um sich an seinen Sprüchen zu erfreuen, zu berathen und zu trösten.

Diese Liebe aber erwiedern seine jetzigen Zeitgenossen nicht wie seine vormaligen. Von dem allgemeinen und lebhaften Enthusiasmus, womit das Publicum in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den Messias aufnahm, zeigen sich am Anfange des gegenwärtigen keine oder nur wenige Spuren. Es scheint zweckmäfsig, bey der Anzeige der neuesten Ausgabe dieses Gedichts über die Ursachen hievon einige Betrachtungen anzustellen.

Eine der vornehmsten Ursachen von der verminderten Liebe zu dem Werke ist, wie es scheint, der religiöse Inhalt desselben.

Was den Dichtern die meiste Gewalt über die Herzen giebt, ist, dafs sie Klarheit und Bestimmtheit in die Gefühle bringen, und ihre Leser in den Stand setzen, diese auszudrücken, und Andern innig mitzutheilen. Daher sind sie der männlichen Jugend so willkommen, daher werden sie nie heiliger geachtet, als wenn, um mit Iphigenien bey Göthe zu reden:

> Ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft,
> Sich selbst und banger Ahndung überlassen,
> Des Menschenlebens schwere Bürde trägt.

In diesem Zustande waren die Griechen zu Homers Zeit, in einem ähnlichen befanden sich die Deutschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zwar war es damals noch immer wie vorher die Religion, die ihre ganze Seele füllte, und ihr öffentliches und häusliches Leben beseelte; aber diese Religion hatte einen ganz andern Charakter angenommen. Seitdem der Fanatismus in den langen und blutigen Kämpfen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und in den wilden Streitigkeiten zwischen den neu entstandenen rohen Secten, das Maafs der Thorheit und Ruchlosigkeit angefüllt hatte, hörte die Religion auf, ein Gegenstand leidenschaftlicher Bewegung zu seyn, und wurde eine Angelegenheit des Herzens. — Und gerade damals, als die verwilderten Gemüther angefangen hatten, sich einer milden Frömmigkeit zu öffnen, als man angefangen hatte, die Religion weniger von der dogmatischen, als von der moralischen und ästhetischen Seite zu betrachten, als die Gebildetern sehr allgemein das Bedürfnifs hatten, die heiligen Gefühle, von denen das Herz durchdrungen war, auszudrücken, in ihrer Sprache aber keine Worte dafür fanden — gerade damals erschien der Messias, griff in die herrschende Stimmung so mächtig ein, befriedigte dieses Bedürfnifs auf eine so überraschende, so wohlthätige, so über alle Erwartung vollkommene Weise, dafs es kein Wunder ist, wenn er wie eine himmlische Erscheinung wirkte, und Deutschland betäubte und entzückte.

Dafs diese Wirkung, sofern sie vom Geiste der Zeit abhing, jetzt nicht fortdauert, ist natürlich, und gereicht weder dem Werke, noch den Zeitgenossen zum Vorwurfe. Dafs aber die Ungläubigen unserer Tage sich durch den religiösen Inhalt des Gedichts in eben dem Maafse davon abschrecken lassen, als die Gläubigen vormals dadurch angelockt wurden, das

beruht auf Vorurtheilen, die jeder Freund der Kunst, und jeder Verehrer Klopstocks bestreiten muss.

Wenn man die Ungläubigen fragt, warum sie durch die religiösen Vorstellungen im Messias beleidigt werden, und nicht durch die religiösen Vorstellungen in der Odyssee und Iliade, da sie doch auch diese als irrig verwerfen: so antworten sie: die griechische Mythologie ist eine Tochter der Phantasie, und mit der Kunst auf das innigste verwandt. Die poetische Begeisterung, worein Homer uns versetzt, bringt es mit sich, dass wir von der Natur und dem Schicksale gerade die Ansichten fassen, von welchen jene Mythologie ausging. Weit entfernt also, die Täuschung zu unterbrechen, unterhält sie vielmehr dieselbe. Tief gegründet in dem ästhetischen Theile unsers Wesens, muss sie den Menschen heilig seyn, so lange die Kunst ihnen heilig ist. Hingegen die christliche Mythologie geht nicht aus von der Phantasie, sondern von Speculationen; ihre Heiligkeit empfängt sie nicht von dem Gefühle für Kunst, sondern von dem Glauben an Dogmen. Für uns, die wir diese Dogmen als falsch oder gar als ungereimt verwerfen, verliert sie alle Anmuth, und wird sogar widrig. Die steten Erinnerungen daran im Messias können nicht anders als unser Gemüth verstimmen, das Ideenspiel der Phantasie unterbrechen, und uns den Genuss des vortrefflichen Werks verkümmern; ja Klopstock selber verschmäht unsern Beyfall, indem er Ges. XI, 3. sagt:

Es hat mich
Offenbarung von deinen Höhn die Empfindung beseligt.
Wer an dem reinen krystallenen Strom, der unter des Lebens
Bäumen vom Throne fleusst, nicht weilte mit heiliger Ehrfurcht,
Dess Beyfall erreiche, verweht von dem Winde mein Ohr nicht,
Unverweht beflecke' er mein Herz nicht!

Hierauf lässt sich antworten: dass, wenn auch die christlichen Religionsbegriffe an sich nicht poetisch sind, sie es doch durch die Behandlung werden können, ferner, dass die Gefühle, worauf sie unmittelbar hinwirken, in jedem moralisch-gestimmten Gemüthe vorhanden sind, und diese Gefühle sind es vorzüglich, was Klopstock im Messias darstellt. Denn nicht sowohl das Werk der Erlösung ist der Inhalt des Gedichts, als vielmehr die Empfindungen, die es in den Herzen der Engel, der Satane und der Menschen erregt, die Bewegungen, worin es Himmel, Erde und Hölle versetzt. — Um nun jenen Gefühlen in sich Raum zu geben, und an diesen Bewegungen Theil zu nehmen, bedarf man nicht des Glaubens an ein kirchliches Lehrsystems, sondern nur christlicher Gesinnungen, eines innigen, zarten und tiefen Gefühls für Sittlichkeit, und der Empfänglichkeit für eine gewisse sehr liebenswürdige religiöse Schwärmerey.

Nimmt man einen Augenblick an, dass ein Werk, wie der Messias, vor Jahrtausenden in Indien gedichtet und dann den Griechen in ihrer schönen Sprache bekannt geworden wäre: so lässt sich mit vieler Sicherheit behaupten, dass, wenn auch nicht ein Aristippus, doch ein Plato, es mit Entzücken würde gelesen, und in seine Republik aufgenommen haben. Eine Vergleichung der spätern Oden Klopstocks mit seinen frühern, zeigt, wie mächtig auf diesen Dichter der Geist der Zeit gewirkt hat, und macht wahrscheinlich, dass, wenn seine Jugend nicht in die Mitte, sondern das Ende des 18ten Jahrhunderts verherrlicht hätte, er für das Werk seines Lebens einen andern Gegenstand gewählt haben würde. Viele seiner Verehrer wünschen dieses; aber die Nachwelt wird dem Glücke danken, dass dieser Wunsch nicht erfüllt ist, und dass Klopstock gerade den Stoff wählte, den er gewählt hat: denn sein Gedicht erhält durch den Inhalt einen so hohen historischen Werth, wie es nicht leicht durch einen andern erhalten konnte. Was nämlich einzelne Menschen, wie ganze Nationen und Zeitalter, am meisten charakterisirt, ist die Art zu empfinden, welche bestimmt wird durch die herrschenden Ansichten von Natur, Menschheit und Schicksal. Einer der Hauptvorzüge der später gebornen Geschlechter besteht darin, dass sie die verschiedenen Empfindungsweisen der Vorwelt sich aneignen, und durch Verbindung und Vermischung derselben das eigene Daseyn erweitern, vervollkommnen und verschönern können. Die historischen Kenntnisse aber, die uns in den Stand setzen, das Empfindungssystem der Vergangenheit zu durchdringen, können wir nur aus den Werken der Dichter schöpfen, deren Dichter, die wie Homer, Ossian, Klopstock, den Geist ihrer Zeit darstellen. — Von dieser Seite betrachtet, ist der Messias, auch in historischer Rücksicht, ein äusserst lehrreiches Werk, und wird als solches von der Nachwelt um so höher geachtet werden, je mehr das dogmatische Christenthum aus den Herzen der Menschen verdrängt wird, und im wirklichen Leben untergeht.

Wenn Göthe von jenem frommen Wanderer sagt:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht,
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.

so fühlt sich gewiss der Ungläubigste von einem heiligen Schauder ergriffen und durchdrungen. Mit einem vieleumfassenden Blicke überfieht er, wie mächtig die Religion in zahllosen Geschlechtern gewirkt hat. Bey allem Abscheu gegen die Missethaten der Christenheit, muss er ohne alle Nachsicht für ihre Verirrungen, muss er doch wünschen, aus dem Strome der Zeit ihre köstlichen Gefühle gerettet zu sehn, er muss wünschen, sich diese selber anzueignen, wenn auch nicht für das Leben, doch für Stunden und Tage.

Es giebt ein Werk, das allein dieſes Verlangen befriedigen kann, ein Werk, welches das allerheiligſte der Religion öffnend, ſie uns zeigt, wie ſie die Seelen ihrer edeln Bekenner geſtaltete, mit welchen Regungen ſie ihre Gemüther unter dem Wechſel der Schickſale, und im entſcheidenden Augenblick des Todes erfüllte, wie ſie in ihnen die ſanftern Empfindungen der Brautliebe und Aelternliebe und der übrigen zarten Neigungen, heiligte und weihete, ein Werk, in welchem die vielen tauſend Geiſter, die je um Kreuze ſich verpflichteten, die vielen tauſend Herzen, die je zum Kreuze beteten, leben, athmen, glühen. — Dieſes Werk iſt der Meſſias, und mit edler Zuverſicht ſagt der Dichter Geſ. XV, 70.:

Du aber, Geſang von dem Mittler,
Bleib, und ſtröme die Klüfte vorbey, wo ſich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Geſang, *unſterblich* durch deinen Inhalt.

So viel von dem Inhalte, jetzt einige Worte über die Form des Gedichts.

Eine zweyte, und gewiſs noch viel ſtärker wirkende Urſache von der verminderten Liebe zu dieſem Werke liegt, wie es ſcheint, darin, dafs man eine gewiſſe Eigenthümlichkeit deſſelben nicht gehörig beachtet, die man doch bey dem Leſen und Studium deſſelben beachten muſs, um den vollen und reinen Genuſs ſeiner vielen Schönheiten zu haben.

Dieſe Eigenthümlichkeit beſteht darin, dafs das Gedicht zu viel lyriſches an ſich hat, um epiſch zu wirken, und dafs es zu viel epiſchen Zuſammenhang hat, um lyriſch zu wirken, um als eine Sammlung einzelner Oden und Elegieen betrachtet werden zu können.

Vergleicht man den Eindruck, den lyriſche Gedichte, wie Klopſtocks Oden, mit dem Eindrucke, den epiſche Gedichte, wie die Odyſſee und Iliade, machen: ſo findet man zwar beide, die epiſche und die lyriſche Stimmung, darin ähnlich, dafs die Einbildungskraft bey uns herrſchend iſt. Gleichwohl ſind beide ſehr von einander unterſchieden, und ſchlieſsen ſich gewiſſermaſsen gegenſeitig aus.

Die lyriſche Stimmung verſetzt uns in den Zuſtand eines beſtimmten Gefühls, die epiſche in den Zuſtand allgemeiner Betrachtung; in der lyriſchen ſehen wir die dargeſtellten Gegenſtände einſeitig an, ofern ſie mit gewiſſen leidenſchaftlichen Bewegungen in Verbindung ſtehen, in der epiſchen ſehen wir ſie allſeitig an, ſofern ſie in Verbindung mit unſerer geſammten Natur ſtehen; die lyriſche hebt das Gleichgewicht des Gemüths auf, und bringt uns in Bewegung; die epiſche unterhält das Gleichgewicht des Gemüths, und läſst uns in Ruhe; in der lyriſchen herrſcht das Subject, d. i. wir ſind uns unſer ſelbſt lebhafter bewuſst, als des dargeſtellten Gegenſtandes, wir ſind mehr in uns, als auſser uns beſchäftigt, wie bey dem Anhören einer Muſik; in der epiſchen herrſcht das Object, d. h. wir ſind uns des dargeſtellten Gegenſtandes lebhafter bewuſst, als unſer ſelbſt, wir ſind mehr auſser uns, als in uns beſchäftigt, wie bey dem Anblicke einer Statue.

Nach dieſer Beſtimmung der Begriffe wird der Charakter des Meſſias lyriſch,

1) durch die häufige Beymiſchung des Erhabenen. — Man denke an die berühmte Stelle, wo Uriel den Stern Adamida vor die Sonne führt, um beym Verſcheiden des Erlöſers die Erde zu verdunkeln. Geſ. VIII, 379.:

Uriel nannte den Stern bey ſeinem unſterblichen Namen,
Adamida, der dich in dieſes Unendliche ſtreute,
Sieh, er gebeuts! erheb' aus deinem Kreiſe dich ſeitwärts
Gegen die Sonne! dann fleug, und werde der Sonne zur Hülle.
Und die Himmliſchen hörten umher die gebietende Stimme.
Da ſie in den Gebirgen des Adamida verhallt war,
Wendet herüberſchauernd der Stern die donnernden Pole.
Und die ſtehende Schöpfung erſcholl, da, mit ſchreckendem Eilen
Adamida, mit ſtürzenden Stürmen, rufenden Wolken,
Fallenden Bergen, gehobenem Meer, geſendet von Gott, flog!
Uriel ſtand auf der Wende des Sterns, und hörte den Stern nicht;
So in Tiefſinn verloren, betrachtet' er Golgatha.

In dem aus ſeiner Bahn geworfenen Weltkörper zeigt uns dieſe Poeſie die Natur in ihren ungeheuern Wirkungen, und giebt uns ein tiefes Gefühl unſerer Ohnmacht, ſofern wir Sinnenweſen ſind; aber in dem Engel, der verloren in eine Idee den entſetzlichen Kampf der Elemente, nicht einmal gewahr wird, zeigt ſie uns eben ſo klar das Uebergewicht des Geiſtes über das Materielle, und giebt uns ein erhebendes Gefühl unſerer Würde, ſofern wir denkende Weſen ſind.

Vielleicht iſt dieſe Dichtung eine der erhabenſten, die jemals gedichtet ſind; aber eben deswegen ſcheint ſie nicht epiſch zu ſeyn. Denn die beiden Gefühle, die ſie erregt, ſowohl das demüthigende als das erhebende, ſind ſo lebhaft, dafs wir die nöthige Ruhe verlieren, um das Leſen fortzuſetzen, dafs wir viel zu ſehr in uns und mit uns beſchäftigt ſind, um die folgenden Schilderungen klar ins Auge zu faſſen.

Aehnlicher Dichtungen, wie die angeführte, von ähnlicher Wirkung, giebt es unzählige im Meſſias, und ſo geſchieht es, dafs wir bey einer fortgeſetzten Leſung deſſelben nicht nur zu lebhaft gerührt werden, um in einer epiſchen, ſondern auch zu peinlich, um überhaupt in einer künſtleriſchen Stimmung zu bleiben. Die Erfahrung nämlich lehrt, dafs die durch das Erhabene in der Natur und Kunſt erregten Gefühle, wenn man ſie zu lange unterhält, oder zu oft wiederholt, zur Qual werden. Das tobende Meer Minuten lang anzuſehen, entzückt; es Tage und Wochen lang zu betrachten, würde in Wahnſinn und Verzweifelung ſtürzen.

Erwägt man dieſes: ſo kann es noch zweifelhaft ſcheinen, ob Addiſon recht hat, wenn er dem Milton die gröſsere Erhabenheit ſeines Epos als einen Vorzug

zug vor dem Homer anrühmt. Wahr ist es, Homer ist nur selten erhaben, aber immer schön.

2) Der Charakter der Messiade wird lyrisch dadurch, dafs die meisten der aufgeführten Personen in die Begebenheit eingreifen, nicht durch Handlung, sondern durch Gesang. Dafs in vielen Theilen des Werks wirklich epische Handlung und Bewegung ist, wird niemand leugnen; nur ist dieſs nicht der herrschende Charakter des Gedichts, und hievon liegt die Ursache in dem Stoffe.

Der Held ist ein Gott, ein über den Wechsel der Dinge erhabener Gott, der keinen Widerstand feindlicher Naturen zu fürchten, und keinen Kampf mit dem Schicksale zu bestehen hat.

Die Worte in der Ankündigung Ges. I, 5.:

Alſo geſchah des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan gegen den göttlichen Sohn, umſonſt ſtand Juda
Gegen ihn auf, er thats, und vollbrachte die groſse
Verſöhnung.

lassen zwar solchen Widerstand und Kampf erwarten; aber diese Erwartung geht nicht in Erfüllung. Denn Juda's Widerstand ist ja nur scheinbar, liegt in dem Plane des Mittlers, und hilft ihm die Erlösung vollbringen; eben so äussert sich Satans Empörung nicht in Thaten, sondern nur in ohnmächtigen Flüchen und Verwünschungen, und was vermöchte er auch gegen den, welcher zu Jehova sagt Ges. I, 185.:

Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre dir bey mir
ſelber,
Der ich *Gott bin wie du:* ich will die Menſchen erlöſen.

So wenig der Held den Widerstand feindlicher Naturen zu fürchten hat, so wenig bedarf er des Beystandes freundlicher Wesen, und diese können ihm ihre Theilnahme ebenfalls nicht durch Thaten zu erkennen geben, sondern nur durch den Erguſs ihrer Empfindungen; und daher kommt es, dafs während beym Homer die Heroen und Götter gegen einander sprechen und handeln, bey Klopstock die Engel und Frommen in Oden oder Elegieen gegen einander singen.

3) Auch da, wo der Dichter in seinem Namen spricht, wie z. B. in den Gleichnissen, ist er sehr häufig lyrisch. Statt nämlich dafs andere epische Dichter das Unsinnlichere darstellen durch das Sinnlichere, stellt Klopstock das Sinnlichere dar durch das Unsinnlichere, das sich oft nicht mehr empfinden, sondern nur in der Tiefe des Herzens fühlen läfst.

Von dem Seraph, welcher die Seelen der künftigen Menschengeschlechte zum Kreuze führt, sagt der Dichter Ges. VIII, 445.:

Wie, wenn ein Weiſer in Tiefſinn, und ſeiner Unſterblichkeit werther,
Von den Unendlichen ſeyn; mit des Mondes Düften im Walde
Wandelt, und nun, geführt an der Hand der frommen Entzückung
Dich Unendlicher! denkt! wie ihm dann, zu tauſenden neue
Beſſere groſse Gedanken die glühende Stirne voll Wonne
Schnell umſchweben; ſo eilet, umringt von den Seelen der Seraph.

Dieses Gleichniſs, wie unzählige andere im *Messias*, macht die darzustellenden Objecte nicht anschaulich, sondern rührend.

Am besten lernt man diese Eigenheit von Klopstocks Schilderung kennen, wenn man das *Bild*, unter welchem er die Cidli einführt, mit dem Bilde vergleicht, unter welchem Homer die Nauſikaa darstellt. Homer sagt Od. VI, 101.:

Aber die blühende Fürſtin Nauſikaa hub den Geſang an.
So wie Artemis ſtolz einher geht, froh des Geſchoſſes,
Ueber Taygetos Höhn, und das Waldgebirg Erymanthos,
Und ſich ergetzt, Waldeber und flüchtige Hirſche zu jagen,
Auch begleitende Nymfen, des Aegiſerſchütterers Töchter,
Ländliche ſpielen umher, und herzlich freuet ſich Leto,
Denn ſie ragt vor allen an Haupt und herrlichen Anlitz,
Leicht auch wird ſie im Haufen erkannt, doch ſchön ſind ſie alle,
Alſo ſchien vor den Mädchen an Reiz die erhabene Jungfrau.

Klopstock sagt von der Cidli Ges. IV, 684.:

So ging, da ſie erwuchs, der Iſraelitinnen ſchönſte
Sulamith, als die Mutter am Apfelbaume ſie weckte,
Wo ſie die Tochter gebar, in der Kühle des werdenden Tages.
Sanft rief ſie der ſchlummernden Tochter, mit liſpelnder Stimme
Rief ſie: Sulamith! Sulamith folgte der führenden Mutter
Unter die Myrrhen, und unter die Nacht einladender Schatten.
Wo, in den Wolken ſüſser Gerüche, die himmliſche Liebe
Stand, und in ihr Herz die erſten Empfindungen hauchte,
Und das verlangende Zittern ſie lehrte, den Jüngling zu finden,
Der, erſchaffen für ſie, dieſs heilige Zittern auch fühlt.
So geht Cidli. Sie hängt an der Hand der Hörerin Jeſus.

Vermessen wäre es, zu bestimmen, welche dieser beiden Poesieen die schönere ist. Aber so viel ist klar, dafs sie bey gleicher, bey unnachahmlicher Schönheit doch ganz verschieden wirken. Denn Homers Schilderung ist durchaus plastisch, Klopstocks durchaus musikalisch.

Wer den Unterschied dieser beiden Schilderungen rein heraus empfindet, der kennt den Unterschied zwischen Homers und Klopstocks Poesie überhaupt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Num. 95.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Klopstocks Werke. Dritter, vierter, fünfter und sechster Band. Der MESSIAS.*

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Mit der bisher angeführten Eigenthümlichkeit des Messias hängt eine andere genau zusammen, ein oft fühlbarer Mangel an sinnlicher Klarheit, anschaulicher Zweckmäfsigkeit, mit einem Worte an Bestimmtheit. — Recht auffallend ist dieses in dem aufserirdischen Theile des Gedichts. Jehova, die Engel, die Satane, die Seelen der Abgeschiedenen vor und nach ihrer Vereinigung mit dem neuen Leibe — diese alle schwanken ohne Form, und ohne Farbe vor unsern Blicken umher. Freylich hat der Dichter mit unendlicher und höchst bewunderungswürdiger Kunst jedem dieser Wesen einen eigenen Ton gegeben, wodurch es eine gewisse Saite unseres Herzens trifft; wenn es nur nicht so schwer, wenn es nur nicht fast unmöglich wäre, alle diese Töne rein aufzufassen, und da wo, und so wie es die Wahrnehmung der Harmonie des grofsen Ganzen erfodert, jedesmal anklingen zu lassen.

Den Eloa schildert der Dichter so: Ges. I. 291.

Vor allen,
Die Gott schuf, ist er grofs, ist der Nächste dem Unerschaffnen.
Schon ist Ein Gedanke des gottgewählten Eloa,
Wie die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit,
Wenn sie ihrer Unsterblichkeit werth, gedankenvoll nachsinnt.
Sein umschauender Blick ist schöner, als Frühlingsmorgen,
Lieblicher, als die Gestirne, da sie vor dem Antlitz des Schöpfers
Jugendlich schön, und voll Licht, mit ihren Tagen, vorbeyflohn,
Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe
Schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken
Flofs um ihn, da er ward.

Die Züge in dieser Schilderung vereinigen sich nicht, wie in den Homerischen, zu einem bestimmten Begriffe, der sich in Einem Worte ausdrücken liefse, sondern zur Erregung eines Gefühles, und zwar eines sehr zusammengesetzten Gefühles so, dafs wir im Verfolg des Werkes bey dem Namen Eloa nichts denken und fühlen, weil wir zu viel dabey denken und fühlen sollen.

Etwas Aehnliches läfst sich von manchen erhabenen Poesien behaupten, zu denen wir folgende rechnen: Ges. VII. 11.

Ein Hügel der Erde
Ist der Altar! Der Altar erbebt vor dem Opfer!
Hätte der Auszusöhnende Sterne, wie Stein' aus den Bächen,
Aufgenommen, erbaut die Sterne dem Sohn zum Altare!
Dennoch hätt' auch dieser gebebt dem kommenden Opfer!

Auch in dem irdischen Theile des Gedichts zeigt sich hie und da jene Unbestimmtheit, besonders in der Schilderung der Charaktere. Schon Plato bemerkt, die Dichter verschmäheten die Darstellung sittlichschöner Charaktere, weil diese sich durch die Phantasie schwer auffassen liefsen. Klopstock widerlegt den einen Theil dieser Bemerkung, und bestätigt den andern; er widerlegt den einen: denn er gefällt sich in nichts so sehr, als in der Darstellung sittlichschöner Charaktere, und er bestätigt den andern, denn die vielen Tugendhaften und Frommen, die er sprechen, handeln und leiden läfst, prägen sich nicht bestimmt aus. Die Apostel, die Freunde und Verwandten des Mittlers, und die Neubekehrten sind sich in ihren herrschenden Neigungen gleich, was sie unterscheidet, sind sehr feine Nebenzüge; und wie schwer diese sich auffassen und festhalten lassen, davon kann man sich insonderheit durch den dritten Gesang überzeugen, welcher die Charakterschilderungen der Apostel enthält. Desto treffender weifs der grofse Dichter solche Charaktere darzustellen, die, da sie unter dem sittlichen Ideal bleiben, sich der Natur der Sache nach stärker ausprägen, wie Pilatus, dessen Individualität er uns mit wenigen aber grofsen Zügen vor das Auge stellt. Er sagt von ihm: Ges. VII, 65.

Pilatus safs auf dem Richtstuhl.
Jener entartete Römer, ein weicher Kenner der Wollust,
Stolz und grausam dabey, doch klug genug, von der Römer
Alten Gerechtigkeit einige Mienen zu zeigen.

Und bald darauf Gesang VII, 241.

Hier bricht Pontius ab, und sagt mit der Miene des Weltmanns,
Der kurzsichtig, doch lächelnd des Ernstes Sache verurtheilt:
Was ist Wahrheit?

Endlich zeigt jener Mangel an sinnlicher Klarheit sich selbst im Versbau. Bekanntlich ist Klopstocks Hexameter kein Homerischer und kein Vossischer, wegen der so häufig beygemischten Trochäen, und der so oft, gewiss absichtlich, vernachläfsigten Cäsur. Hiedurch stimmt der Numerus vortrefflich zu der Haltung des Ganzen, zu dem zweifelhaften täuschenden Zauberlichte, welches dasselbe beschimmert; er giebt dem Werke eine Anmuth, die ihm der lebendigere und sinnlichere Hexameter Homers und Vossens nicht geben würde, aber auch diese Grazie gehört zu denen, die sich nicht anbieten, sondern gesucht seyn wollen. Die bisher erwähnte Unbestimmtheit ist es ohne Zweifel, die unsern Klopstock in den Ruf eines undeutlichen, dunkeln, ja sogar unverständlichen Dichters gebracht hat. Unverständlich ist er wohl nirgend, aber wohl bisweilen unbildlich; auch ist er nirgend undeutlich, aber wohl hie und da vieldeutig; auch ist er eigentlich nicht dunkel, sondern vielmehr dämmernd. Nach allen diesen Bemerkungen erscheint der Messias lyrisch als eine Sammlung von Oden, Elegien und tragischen Scenen, deren jede ihren eigenen Ton hat, und in eine Stimmung versetzet, wodurch die Stimmung, welche die andern hervorbringen, ausgeschlossen wird. — Auf der andern Seite aber muss man bedenken, dass alle diese lyrischen Poesien einen sehr innigen epischen Zusammenhang haben. Welche strenge und hochgetriebene Foderungen Klopstock in dieser Rücksicht an sich gemacht hat, lernen wir aus seiner Abhandlung über die heilige Poesie.

„Es ist, sagt er, noch eine gewisse Ordnung des „Plans, wo die Kunst in ihrem geheimsten Hinterhalte „verdeckt ist, und desto mächtiger wirkt, je verborgener sie ist. Ich meyne die Verbindung und die „abgemessene Abwechselung derjenigen Scenen, wo „in dieser die Einbildungskraft, in jener die weniger „eingekleidete Wahrheit, und in einer andern die „Leidenschaft, vorzüglich herrschen! Wie sich diese „Scenen einander vorbereiten, unterstützen oder erhöhn, wie sie dem Ganzen eine gröfsere, unangemerkte, aber gewifs gefühlte Harmonie geben."

Jeder Kenner des Messias wird eingestehn, dass Klopstock diese Foderungen gewissenhaft erfüllt hat, und so entsteht aus der Verbindung des Epischen mit dem Lyrischen eine Eigenthümlichkeit der Form, wodurch der Messias ein in seiner Art einziges Werk wird, für welches wir in unsern bisherigen Lehrbüchern der Aesthetik noch keinen Namen haben, eine Eigenthümlichkeit, welche das Studium desselben auf der einen Seite so anziehend macht, und auf der andern Seite den Genufs seiner Schönheiten so sehr erschwert. Sie macht das Studium anziehend: denn das Gedicht, sofern es lyrisch ist, unterhält in uns einen steten Wechsel der mannichfaltigsten und lebhaftesten Gefühle, die in ein menschliches Gemüth kommen kann; und sofern es episch ist, bringt es in jenen Wechsel eine wunderbare Harmonie und Gesetzmäfsigkeit, in einem weit höhern Grade, als diese in einer Musik von viel geringerm Umfange Statt finden kann. Sie erschwert den Genufs seiner Schönheiten: denn wegen seines lyrischen Charakters im Einzelnen verlangt das Gedicht eine sehr langsame, oft unterbrochene, wegen seiner weisen innerlichen Organisation verlangt es eine fortgesetzte ununterbrochene Lesung; durch seinen lyrischen Charakter macht es uns zu leidenschaftlichen Theilnehmern, wegen seines epischen Charakters verlangt es von uns die Ruhe partheyloser Zuschauer. — Die Unmöglichkeit, diese entgegengesetzten Foderungen ohne tiefeindringendes und mühsames Studium zu befriedigen, ist ohne Zweifel die Haupturfache, warum so viele Leser besserer Art bey der höchsten Verehrung für Klopstocks Genie und bey wahrer Liebe zur Kunst, doch vor jenem Werke eine gewisse Scheu tragen. Sollte es gleichwohl nicht ein Mittel für sie geben, diese Scheu zu überwinden? Ein solches Mittel wäre vielleicht ein zweckmäfsiger Commentar, dessen dieses Werk so sehr bedarf. Um zweckmäfsig zu seyn, müfste jener Commentar zuerst den Inhalt analysiren. Eine solche Analyse mit Kunstsinn gearbeitet, würde die Leser den Geist des Ganzen kennen lehren, und begierig machen, vertrauter damit zu werden, sie würde sie zur Betrachtung einzelner Theile reizen, deren Schönheit sie ohne Zweifel anzöge, immer weiter lockte, immer tiefer in das Werk hineinführte, bis sie endlich das Ganze umfafsen. Aufserdem müfste jener Commentar grammatische, historische, ästhetische Erklärungen über das Einzelne enthalten, für welche man, damit sie des Werkes werth wären, Vossens Commentar zu Virgils Georgicon als Muster empfehlen könnte, und hiebey käme viel darauf an, die Stellen der Bibel genau nachzuweisen, die dem Dichter den Stoff zu seinen Dichtungen gegeben haben. Für den, welcher in das Innerste der Kunst dringen will, ist nichts lehrreicher und interessanter, als eine solche Zusammenstellung. Wir geben davon ein einziges Beyspiel. In der Bibel im zweyten Buche von den Königen 13, 20 u. ff. wird erzählt: „Da aber Elisa gestorben war, und man „ihn begraben hatte, fielen die Kriegsleute der Moabiter in das Land desselbigen Jahres. Und es begab „sich, dafs sie einen Mann begruben; da sie aber „die Kriegsleute sahen, warfen sie den Mann in Elisa „Grab. Und da er hinabkam, und die Gebeine Elisa „anrührte, ward er lebendig und trat auf seine Füfse." Wie hat das göttliche Genie des Dichters diesen Stoff umgebildet: Er sagt Ges. XI, 1085.

Einst, da weifs zu werden begann das Gebein des Propheten,
Trugen sie einen Todten hinaus, und legten ihn nieder
In sein Grab, ein jugendlich Weib, die Wonne des Mannes,
Welchem sie einen Sohn der Schmerzen sterbend gebaren.
Lange hatten sie sich geliebt, und befafsen sich endlich
Doch sie starb! Er weint' ihr nicht nach. In stummer Betäubung

Ging er voran in dem Todtengefolge. Der klagenden Eine
Trug, der Gebärerin Tod, den Knaben, der schön, wie der Rosen
Frühe Knospe, zu blühen begann. Jetzt legten die Träger
Auf Elisa Gebein die Mutter des lächelnden Knaben.
Schleunig entstand ein Rufen des Freudeschreckens und bleicher
Ward auf Einmal das Antlitz der Weinenden, schneller ihr Athem!
Denn die Mutter erhub sich, sprang hin, und riss aus den Armen
Jener Fremden ihr Kind, und bracht' es bebend dem Vater.
Und sie, deren Wange, da sie in das Leben zurückkam,
Glühete, ward jetzt auch vor Entzückungen bleich. Ihr Geliebter,
Der Erscheinungen sah, und in dem Arme des Geistes
Seines Kindes Gestalt, betrachtete lächelnd die beiden,
Mehr glückselig, als je! Ich folg' ihr winket, ich folge!
Aber, da sie nun wirklich es war, da die Zeugen es riefen,
Und sie selber es rief, wards um sein Angesicht dunkel!
Und sie reichte den Weibern das Kind, und führt' ihn zur Hütte,
Wie, so freuet' er sich, ihn Todesdämmrung umschwebte.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen über den Messias ist es nöthig, einige Worte über die neueste Ausgabe hinzuzusetzen. — Bedenkt man, mit wie treuem und unermüdeten Fleisse Klopstock im späten Alter, statt auf den errungenen Lorbeern auszuruhen, an der Verbesserung seines Werkes gearbeitet hat: so kann man sich nicht enthalten, auf ihn anzuwenden, was Göthe einmal sagt:

Ihm gab ein Gott in holder steter Kraft
Zu seiner Kunst die ewige Leidenschaft.

Erregt die Fülle von Genie, die sich gleich in den ersten Gesängen ankündigte, für des Dichters aufserordentliches Talent Bewunderung: so erweckt das Streben nach Vollendung, das in der neuesten Ausgabe überall sichtbar wird, Hochachtung für seinen Charakter; denn es setzt einen festen und starken Willen voraus; nicht der Natur verdankt er diess, sondern sich selbst, es ist sein eigen. — Die vielen verbesserten Verse zeigen, dass der Dichter auch die unverändert gebliebenen einer neuen Prüfung unterworfen, und bewährt gefunden hat, dass also diese Ausgabe, ungeachtet schon die von 1780 für eine Ausgabe der letzten Hand gelten konnte, und auch als solche angekündigt wurde, als eine ganz neue Recension des Textes zu betrachten ist. Mehrere der neuen Lesearten enthalten richtigere Bilder, schicklichere Ausdrücke, bessere Wortstellungen; die meisten treffen den Wohlklang und Numerus, und viele bestehen darin, dass der Dichter statt der zusammengezogenen die gedehnten Formen wählte, und dadurch Trochäen in Daktylen verwandelte.

Von so vielen glücklichen Verbesserungen führen wir nur einige an. Gleich im Eingange des ersten Gesangs liefet man jetzt:

Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit
Leidend getödtet und verherrlichet wieder erhöht hat.

Vorher aber:

Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuem geschenkt hat.

Eine Amphibolie der Wortstellung ist hier weggefeilt, und dagegen eine kräftigere Andeutung des Inhalts der Epopee angebracht. V. 72. statt am *benachbarten* Himmel: jetzt *am näheren Himmel*. V. 106. *Wie oft hing unverwendet mein Auge*, schicklicher als vorher: *Wie oft hing mein sanftthränendes Auge*; weil hier mehr ruhige Aufmerksamkeit, als Rührung zu bezeichnen war. V. 158. las man in der vorigen Ausgabe:

Jesus stand noch vor Gott und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlösung. Gabriel lag in der Fern' auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken gewaltig erhoben.

Nunmehr aber mit einem Zusatz, der den Blick in das Folgende öffnet:

Jesus stand noch vor Gott, und jetzt begannen die Leiden
Seiner Erlösung, ein Vorgefühl so in furchtbarer Nähe
Gränzt' an das wirkliche: Wie, ihn zu richten, Gott von des Throns Höhn
Kommen, mit Schuld ihn belasten der Spruch der verworfensten Menschen,
Er, mit Blute beströmt, den Tod der Kreuzigung sterben
Wild' auf Golgatha. Gabriel lag in der Fern auf dem Antlitz
Tiefanbetend, von neuen Gedanken mächtig erhoben.

Gesang IV. 11. liess es sonst:

Und *spritzen mit bleichen sterbenden Händen*

Jetzt heisst es:

Mit bleichen zuckenden Händen.

Gesang V. 212. u. f. lauten jetzt melodischer und kräftiger in der Wortstellung:

Ihrer Schöne beraubt, der anerschaffenen Unschuld
Tritt alsdann vor Gottes Gericht die entflohene Seele.

Nach

Nach der vorigen Ausgabe:

Seiner Schönheit beraubt, der anerschaffenen Unschuld
Tritt alsdann der fliehende Geist vor Gottes Gerichte.

In derselben schönen Episode hiefs es ehemals V. 177.:

Auch gab er den Bergen und Thälern die schöne Gestalt nicht,

Jetzt weniger hart in der Scansion:

Auch gab er dem Gebirg' und dem Thale die schöne Gestalt nicht.

Der 260 und 261 Vers lauteten ehemals:

Deiner auch nicht bekümmerte Tugend, zu welcher die Liebe
Und ihr zartes Gefühl die *sterblichen Beiden* erhöhte.

Jetzt grammatisch richtiger:

Deiner auch nicht bekümmerte Tugend, welcher die Liebe
Und ihr zartes Gefühl die beiden Sterblichen weihte.

Gesang VI. 561. hiefs:

Als die tiefste der Thaten, der Thaten schwärzste geschehn war.

Jetzt aber:

Als die schreckliche That, der Thaten tiefste geschehn war.

Im siebenten Gesange V. 155 — 157. hiefs es vom Judas:

Er sprachs und rollte die offneren Augen,
Ging und eilt' und flohe der Menschen Anblick, und riss sich
Aus Jerusalem, stand, jetzt ging er, jetzt stand er! jetzt floh er!

Jetzt lauten diese Verse so:

Er sprachs, und rollte die offneren Augen,
Ging und eilet' und floh der Menschen Anblick, und riss sich
Aus Jerusalem, stand; drauf ging er, stand nun, dann floh er.

Nur ein Beyspiel noch unter so vielen, die wir auswählen könnten. In der himmlisch-schönen Beschreibung von den Wirkungen der Beredsamkeit des Messias auf die ihn nicht erkennenden Jünger XIV Ges.

Wie ein Sturm der beginnt, mit gehaltner Stärke noch wehet,
Noch den kühleren Wald nicht ganz füllt; Stille ruhet
Noch in seinen Thalen, noch liegen bläffere Schatten,
Ganz ist die Sonne noch nicht von des Sturmes Wolken umnachtet!
Also begann ihr erhabner Gefährt. Nicht lang und er führte
Sie in die Tiefen der Offenbarung hinab. Den Mess
Zeiget er ihnen ein Redner Gottes, in jeder der Tiefe
Sie vermochten nicht mehr zu widerstehen. So reifst er
Durch den Wald der stärkere Sturm, Die Bäume des Waldes
Zittern, rauschen mit Ungestüm alle, beugen sich alle,
Vor dem herrschenden Sturm, der *Donnerwolken* und Fluthen
Himmelstürzender Meere von Berge treiben zu Berge.

Hier hat der Schluss gegen die vorige Lesart viel gewonnen, da es hiefs: *den Donnerwolken von Berge begleiten zu Berge.*

Mehrere Gesänge sind mit ganz neuen Versen bereichert, unter andern der XVIIIte mit einer langen Stelle, worin Maria die Krone zu des Richters Füssen niederlegt, und in einem begeisterten Hymnus bekennt, dass die göttliche Ehre nicht ihr, sondern einzig dem Sohne gebühre. Der Dichter macht zu dieser Stelle folgende Bemerkung: „Diese Stelle wurde 1753 gemacht, aber aus der Ursache ausgelassen, weil der Vf. befürchtete, sie möchte selbst bey „den besten unter seinen katholischen Lesern, den „moralischen Wirkungen hinderlich seyn, welche „sein Gedicht haben konnte. Er glaubt nicht, dass „dieses jetzo zu befürchten sey."

Der wackere Göschen würde übrigens seine grossen Verdienste um die neue Ausgabe des Messias noch dadurch zu vermehren Anlass finden, wenn er wenigstens der wohlfeilern Edition, die doch am meisten von den Freunden der höhern Poesie wird gebraucht werden, eine Variantensammlung, wie sie Haller zu seinen Gedichten besorgte, nachfolgen liesse, worin die abweichenden Lesarten aller vorigen Ausgaben angezeigt würden. Wäre der Dichter zu bewegen, auch hie und da, wo der Grund der Verbesserung nicht von selbst jedem Leser einleuchtet, ihn selbst anzudeuten: so würde dies für die Bildung des Geschmacks und das Studium der einzelnen Schönheiten dieser Epopee desto erwünschter seyn. Ueber die Kupfer der Prachtausgabe der Oden und des Messias, lassen wir nunmehr einen denkenden Künstler sprechen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28.ten März 1801.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Klopstocks Werke.* gr. 4. *Kupfer zum Ersten bis Sechsten Bande.*

Hr. *Schnorr*, der in den Kupfern zu Wielands Werken als Zeichner mit Hn. *Ramberg* um den Preis gerungen hat, steht hier Hn. *Füger* gegenüber; und ein schönes Talent unterstützte ihn so wohl, dafs er selbst mit diesem berühmten Künstler eine Vergleichung nicht scheuen darf: im Anmuthigen und Gefälligen, in einem gewissen niedlichen Geschmack behauptet er sogar den Vorzug. Was hingegen die künstliche Anordnung, die Zeichnung und die Vertheilung von Licht und Schatten betrifft, da hat freylich Hr. *Füger* gröfsere Kenntnisse gezeigt. Hierüber kann man um so viel sicherer urtheilen, weil alle sechs Blätter von Hn. *John* gestochen sind, und also ein jedes ungefähr in gleichem Verhältnifs gewonnen und verloren haben mag. Im übrigen freuen wir uns, das Lob, welches einigen Arbeiten des Hn. *John* in der Recension der Kupfer zu *Wielands* Werken zu Theil geworden, hier wiederholen, und auf alle insgesammt ausdehnen zu können.

Zum ersten Bande stellt das Titelkupfer die *Siona* vor, nach der Ode, welche diesen Namen führt. Aus der VII. Strophe:

> Hört ihr? Siona beginnt! schon rauscht
> Der heilige Hain von dem Harfenlaut!
> Des Kristals Quelle vernimmts, horcht und steht;
> Denn es wehn Lispel im Hain rings um sie her;

scheint Hr. *Schnorr* den Hauptgedanken zu seinem Bilde genommen zu haben. Siona steht mit aufwärts gerichteten Blicken die Harfe rührend, und ist nach der Dichtung der 5ten Strophe mit Rosen bekränzt. Indessen war es nicht gut, sie gleichsam nur präludirend, und nicht wirklich singend darzustellen, wozu der Zeichner, wenn er sich auch mit scrupulöser Strenge an die Vorschrift des Dichters halten wollte, doch vermöge der 6ten Strophe das Recht hatte. Der Hauptzweck, worauf es ankam und ankommen mufs, ist Ausdruck hoher Begeisterung: und da ist ein stummes Hinaufblicken gewifs weniger bedeutend, und kräftig, als der ausbrechende Laut des vollen überfliefsenden Herzens im Gesang. Freylich möchte jemand sagen, Gesang kann nicht dargestellt werden; wer hört die Stimme? — Wohl — wer hört aber auch den Harfenlaut? und doch rührt Siona die Saiten. Zu einem andern Einwurf könnte der Wasserfall Anlafs geben, an welchem die Harfnerin steht; er ist zu grofs und zu hoch herabstürzend: sein Rauschen müfste Stimme und Saitenklang übertäuben. Diese Schwierigkeiten wird man nun schwerlich besser als durch das Geständnifs beseitigen können, dafs der Gegenstand zur Darstellung für die bildende Kunst nicht ganz bequem ist, und es nur erst durch eine freye Bearbeitung werden könnte. An der Figur selbst finden wir zu tadeln, dafs sie gehend mit leichtbewegtem Gewand dargestellt ist, und doch die Harfe auf einen Stein gesetzt hat. Sonst hat sie manche gute Eigenschaft: ihre Stellung ist zierlich und bequem, die Formen schlank und zart, die Falten von gutem Geschmack, Licht und Schatten sind in breiten Massen vertheilt. Auch ist der Grund gut angegeben. Eine Palme unterbricht die grofse Felsenpartie sehr schön; diese aber sollte, weil sie unmittelbar hinter der Figur steht, etwas ruhiger gehalten seyn. Der Kupferstecher hat sehr zarte und zierliche Arbeit geliefert: alles ist glatt, überein, vom Hellen ins Dunkle sanft abweichend. Was Glanz und Schimmer haben soll, kann in punktirter Manier immer nur unvollkommen dargestellt werden, und deswegen mufs man das Wasser im Vorgrund nicht alzustrenge beurtheilen. Der herabstürzende Strom ist mit Rücksicht auf diese Schwierigkeiten wirklich meisterhaft, — ein Theil von den Blättern der Palme scheinen etwas zu hell gerathen. Das Kupfer zum zweyten Bande stellt uns nach der ersten Ode desselben die *Teutone* dar. Sie steigt den Abhang eines Berges herab, im Mondenscheine, die Arme verbreitet, um sie her erscheinen Geister auf Wolken. Der Kopf an dieser Figur ist besser und schöner, als an der Siona, es gelang Hn. *Schnorr* etwas Erhabenes, Göttliches, in ihre Miene zu legen. Die theatralische Geberde hingegen verdient keinen Beyfall, auch sind die Falten des Gewandes nicht alle gut gelegt; die Massen könnten ebenfalls reiner gehalten, und besonders die Schatten kräftiger seyn, weil die Beleuchtung vom Mondlicht entsteht. Die eine Gruppe der duftigen Geisterfiguren hat viel gefälliges in der Anordnung und zierliche Formen. Vom Kupferstecher wurde dieses Blatt noch fleifsiger, zarter und verschmolzener, als das vorige, behandelt.

Zum dritten Bande, oder zum ersten des Messias ist das Sujet des von Hn. *Füger* gezeichneten Titelkupfers aus folgenden Versen genommen:

„Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
„Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bey mir selber,
„Dem ich Gott bin wie du: Ich will die Menschen erlösen.
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
„Aber unhörbar den Engeln nur sich und dem Sohne vernommen,
„Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Anlitz,
„Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
„Meinen Arm durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
„Ewig! und schwöre dir, Sohn: Ich will die Sünde vergeben."

Der Dichter kann vielleicht Gründe haben, womit er diese Scene rechtfertigt; der Zeichner aber wird schwerlich eine Entschuldigung finden, dafs er sie zum Gegenstand für seine Kunst gewählt hat. Da der Schwur selbst den Engeln unhörbar war; wie vermessen ist es nicht, ihn vor die Augen der Menschen bringen zu wollen? Hier müdet sich auch die höchste Kunst vergeblich ab, und mufs, wenn alles gelingt, doch wenigstens undeutlich bleiben. — Da Hr. *Füger* sich an die Worte des Dichters halten wollte, und doch der Poesie, vermöge der engern Gränzen der bildenden Kunst, nicht folgen konnte: so fand er sich in der Figur Christi zu einer etwas mifslichen Stellung genöthigt; das Aufheben des Haupts, des Arms und der Hand mit den drey ausgestreckten, und den zwey niedergebogenen Fingern ist dem Ausdruck der Göttlichkeit gar nicht günstig: denn es wird dadurch auf ein noch höheres mächtigeres Wesen gedeutet, welches bey dem Schwur angerufen wird; nach dem Dichter aber soll Christus bey sich selbst schwören. Der Kopf hat nicht viel charakteristischen Gehalt, und die Stellung der ganzen Figur ist ein wenig steif. Das Gewand wäre zwar mit Geschmack gelegt, aber die Falten desselben sind zu eckig gehalten. Gott Vater gelang dem Künstler überhaupt viel besser, seine Bewegung ist leichter, freyer, malerischer, der Kopf interessirt mehr, das Ganze zeigt bessern Stil. Vielleicht war es nicht wohl gethan, die Beine nackend zu lassen, und hingegen den obern Theil der Figur so stark mit Gewand zu bedecken. Es konnte Hn. *Füger* doch nicht unbekannt seyn, dafs die Alten auf eine völlig entgegengesetzte Weise verfahren sind. An allen Bildern vom Jupiter liefsen sie den Oberleib blofs, die Brust macht Masse, die breiten enthüllten Schultern zeigen die gewaltige Kraft, das Edle und Hohe der Gestalt, die Beine aber sind mit Drapperie umgeben, um dem Ganzen mehr Ruhe und Würde zu ertheilen. Mit der Zeichnung so wie mit der Anordnung der Theile, und mit der Wirkung von Licht und Schatten hat man Ursache sehr zufrieden zu seyn. Hr. *Füger* zeigte sich darin als einen trefflichen, wohl unterrichteten Künstler. Der Kupferstecher ist auch nicht zurückgeblieben: er hat mit Geschicklichkeit, Verstand und Fleifs gearbeitet.

Auf dem Titelblatt zum vierten Band oder dem zweyten des Messias stellte Hr. *Füger* den gekreuzigten Heyland sterbend dar. Zu seinen Füfsen hat der Todesengel traurend, mehr entfernt verhüllt ein paar andere Engel die Sonne. — Im Ganzen ist die Anordnung dieses Werks wenig Gefälliges: der Figur Christi mangelt es am Zarten und Edeln der Formen, im Gesicht ist unwilliges Leiden ausgedrückt; die Wirkung können wir ebenfalls nicht für gut erkennen, denn die Hauptfigur hebt sich zu wenig: der Todesengel hat ein zierlich geworfenes Gewand, schade dafs die Falten desselben nicht *besser in Massen* gehalten sind. Hn. *Johns* Arbeit befriedigt zwar: indessen scheint uns das vorige Stück doch *mit mehr* Liebe und Aufmerksamkeit gemacht. — So *viele* Verdienste man [illegible] dem Titelkupfer des fünften Bandes, oder des dritten vom Messias, überhaupt zugestehen mufs; so hat doch Hr. *Füger*, falls, wie wir glauben die Geschichte vom ungläubigen Thomas darin vorgestellt seyn soll, nicht den günstigsten Moment gewählt. Der Apostel scheint zu des Heilands Füfsen gesunken, und seinen Zweifel abzubitten; zwey Engel lieblich gruppirt, schweben auf Wolken, und sehen mit Wohlgefallen der Scene zu. Dafs aber die gewöhnliche Art, diese Geschichte zu behandeln, wie nämlich Thomas die Finger in Christi Seite legt, um gleich bedeutender ist, springt ohne weitere Anmerkung jedem denkenden Beobachter von *selbst in die* Augen. Im übrigen sind wir mit der Zeichnung dieses Werks, dem Ausdruck und Charakter der Köpfe, so wie mit der Vertheilung von Licht und Schatten, und besonders mit der Anordnung sehr wohl zufrieden: auch die Gewänder sind gut gewofsen, man möchte nur in der Anlage derselben etwas gröfsere Massen wünschen, und dafs die hohen Stellen der Glieder von den Falten mehr geschont wären. Die Behandlung in Kupfer ist untadelhaft.

Wie Christus nach vollendetem *Erlösungswerke* sich zur Rechten des Vaters setzt, ist *von Hn. Füger* auf dem Titelkupfer zum sechsten Bande oder zum vierten des Messias dargestellt. Ungeachtet der schönen Beleuchtung, der meistens gut gefalteten Gewänder, und der saubern Ausführung von Hn. John, fühlt man doch keine grofse Zuneigung zu diesem Blatt. Vielleicht fehlt es den beiden Figuren an jenem höhern Grad von Würde und Majestät, welcher zu solchen Darstellungen nöthig ist. Vielleicht stehen sie auch für die malerische Wirkung zu einsam da, und es möchte besser gewesen seyn, wenn uns der Zeichner noch einige von den anbetenden Engeln unten an den Stufen des Throns hätte sehen lassen. Das Bild würde dadurch reicher und wahrscheinlich anziehender geworden.

MAGDEBURG, b. Keil: *Joh. Gurlitt's Versuch über die Büstenkunde.* 1800. 91 S. in 4. (16 gr.)

Der gelehrte Vf. theilt sein Werk in VI. Abschnitte ein. Im ersten handelt er vom Ursprung und [illegible]

brauch der antiken Köpfe, Hermen und Büsten. Der zweyte Abschnitt, der uns weniger genugthuend als der erste scheint, ist überschrieben: *Etwas vom Mechanischen und Charakteristischen der antiken Portraits, Hermen und Büsten.* S. 14. wird den Portraitmalern vorgeschlagen, für die darzustellenden Personen, Formen und Attitüden von Gottheiten des Alterthums zu wählen, allein dieses möchte wohl mehr gefodert seyn, als irgend ein Künstler zu unserer Zeit glücklich auszuführen im Stande ist; wir haben Versuche in dieser Art von sehr geschickten Männern gesehen, welche völlig misrathen, und sogar lächerlich waren. Der dritte Abschnitt betrifft die Frage: *Woher weiss man, dass die Portraits und Büsten wirklich diejenigen Männer des Alterthums vorstellen, welche sie vorstellen sollen;* und Hr. G. gesteht ein, dass bey sehr vielen antiken Büsten die Aechtheit der Benennung äusserst zweifelhaft sey. Der vierte Abschnitt thut den Nutzen dar, welchen das Büstenstudium in antiquarischer, artistischer, physiognomischer und moralischer Hinsicht gewährt. Der fünfte Abschnitt endlich enthält den *Versuch eines Verzeichnisses der noch vorhandenen antiken Köpfe, Hermen und Büsten*, wobey Ursini, Bellori, Sandrart, Gronov., das Museum Capitolinum, Visconti nebst andern Werken benutzt wurden. Vollständig ist freylich dieses Verzeichniss nicht, und konnte es auch als blosser Auszug aus Kupferwerken nicht werden. Dem ungeachtet ist es billig, dass man den Fleiss des Vf. und sein löbliches Bestreben, das Studium der Alterthumskunde, soviel in ihm liegt, zu fördern, dankbar anerkenne.

Leipzig, im Industriecomptoir und in der Baumgärtnerischen Buchh.: Wien, b. Mollo u. Comp.: *Regeln zur Carricaturzeichnung, nebst einem Versuche über die komische Malerey.* Aus dem Englischen von *Franz Grose*, Esq. übersetzt von *J. G. Grohmann*, Prof. Mit XXIX Kupfertafeln und 46 S. Text. 8.

Die Kunst Carricaturen zu zeichnen, nennt der Vf. dieser Schrift: „*Eins von den Elementen der satyrischen Malerey.*“ Bestimmter und umfassender könnte man vielleicht sagen, dass der gute Geschmack die Carricaturen nur in so ferne erlaubt und billigt, als sie eine satyrische oder komische Anwendung der bildenden Kunst sind. Diese Anwendung aber ist schwerer, als mancher wohl denken möchte. Denn die Erfindung fodert ächten Witz, der eben nicht häufig anzutreffen ist, und zur Ausführung gehört eine meisterhafte Kunstfertigkeit, weil die Figuren, ungeachtet sie häßlich werden sollen, doch idealisch sind, und in sich selbst übereinstimmen müssen. Unsere Carricaturzeichner und Maler erfüllen diese Bedingungen selten oder nie in gehöriger Maasse; ja gewöhnlich verneynen sie schon genug gethan zu haben, wenn sie häßliche Zerrbilder und Misgestalten machen, dicke Wänste mit hageren Figürchen contraftiren lassen, oder einem kleinen Körper einen unmäßig grossen Kopf geben u. s. w. Doch ist dazu weder viel Geist noch grose Kunst von nöthen: auch werden Menschen von feinem Geschmack, schwerlich sich darüber freuen. Einige der neuesten Carricaturen oder satyrische Darstellungen von dem Engländer Gilrey sind indessen unläugbar witzig und glücklich erfunden: hingegen kann man andern den Vorwurf machen, dass sie nicht sowohl scherzhaft als vielmehr gehässig sind. Die Ausführung verräth Talent; allein wissenschaftliche Kunst und Geschmack, wodurch sie sich doch gleichsam als Kunstwerke legitimiren sollten, fehlt allen ohne Ausnahme. Der uns vergönnte Raum gestattet nicht, hier weiter auseinanderzusetzen, in wie fern von den Carricaturen Nutzen oder Schaden für die allgemeine Bildung zu erwarten sey. Wir kehren also wieder zur unmittelbaren Betrachtung der vor uns liegenden Schrift zurück, an welcher uns vornehmlich der gute Rath gefallen hat, der den Künstlern gegeben wird, das *Eigenthümliche*, oder, wenn man es in einem bessern Sinne nimmt, und edlern Zweck damit verbindet, als die Carricaturenmaler zu thun pflegen, das *Charakteristische* in menschlichen Gesichtern zu beobachten. Bey weitem weniger genugthuend schienen uns einige aus Gemälden angeführte Beyspiele vom Lächerlichen: denn ein Maler, der den König Salomo mit einer Beutel-Perücke und langen Manschetten malt, um Lachen zu erregen, oder den Kaiser Titus bey der Belagerung von Jerusalem mit Courier-Stiefeln, macht entweder frostige Späße, oder wenn er es damit ernstlich meynt, so entsteht das Gelächter nicht über seinen guten Einfall, sondern über seine auffallende Unwissenheit.

Die Kupfer sind auf bräunliches Papier abgedruckt und artig behandelt.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Ludwig Hess Landschaftsmaler*, von *Joh. Heinrich Meyer*. 1800. 100 S. 8. und einem von Lips gestochenen Bildnifs. (16 gr.)

Der wackere Künstler, dessen Biographie wir hier von einem seiner vertrauten Freunde erhalten, starb in seinem vierzigsten Jahre, noch viel zu frühe für die Kunst. Ein nicht minder fertiger als zarter Pinsel verbunden mit gefälliger Reinlichkeit und Sorgfalt in der Ausführung waren hervorstechende Züge seines Talents. Er bemühte sich die Natur getreu nachzuahmen, und man kann ihm das Verdienst nicht absprechen, dass in manchen von seinen Bildern der eigenthümliche Charakter Schweizerischer Alp-Gegenden mit seltener Wahrheit dargestellt ist.

Das Bildniss empfiehlt sich durch sprechende Aehnlichkeit und saubern Stich.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Predigten zur Beförderung eines reinen moralischen Christenthums* von D. *Christoph Friedrich Ammon* ordentl. Lehrer der Theologie und ersten Universitätsprediger zu Göttingen. *Zweyter Band.* 1800. 451 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dass man bey der Lectüre dieses Bandes fast durch keinen der Fehler in seiner Erbauung wird gestört werden,

den, welche sich in dem ersten Bande nicht selten fanden, diese Versicherung ertheilt Rec. nach einer aufmerksamen Prüfung, ohne dass er sich durch die seltene Bescheidenheit des Vf., womit derselbe in der Vorrede die erhaltenen Kritiken beantwortet, hat bestechen lassen. Wer aber die Beurtheilung des ersten Bandes dieser Predigten (A. L. Z. 1799. Nr. 118.) nachsieht, der wird finden, dass die Lossprechung von den dort gerügten Fehlern einen grosen Lobspruch für Hn. *A.* enthalte; denn es ist damals von Rec. bekannt worden, dass er jene Fehler abgerechnet Hn. *A.* als einen unserer vorzüglichsten Kanzelredner verehre. Rec. braucht also nicht erst umständlich zu sagen, welchen Rang er jetzt dem Vf. zuerkenne, da er die Flecken gröstentheils von ihm weggewischt findet, welche vorher den reinen Genuss seiner vorzüglichen Predigerarbeiten störten. Merkwürdig und höchst angenehm ist Rec. insbesondere die Veränderung gewesen, welche Hr. *A.* in Behandlung historisch-dogmatischer Sätze gemacht hat. Verschwunden ist jenes Bestreben, biblischen Erzählungen und kirchlichen Lehrsätzen, die nicht für das System einer reinen Religionslehre geeignet sind, einen rein vernünftigen Sinn unterzuschieben, und über Begebenheiten, die bereits von dem Lichte der Geschichtsforschung hinlänglich beleuchtet sind, einen geheimnisvollen Schleyer zu werfen, unter welchen sie weit mehr seyn und beweisen sollen, als sie wirklich sind und beweisen können. Man vergleiche folgende zwey Predigten dieses Bandes: die sechste: *Wie wir die Lehre von der Himmelfahrt Jesu betrachten sollen, um sie der Vernunft ehrwürdig, und für unser Herz fruchtbar zu machen.* Und die zehnte: *Von der Zuversicht, mit welcher Jesus als ein Gesandter der Gottheit unter den Brüdern erscheint* über Joh. 12, 30 — 38. mit einigen des ersten Bandes, welche in der angegebenen Rücksicht getadelt worden sind; und man wird gewiss eine eben so überraschende als vortheilhafte Veränderung wahrnehmen. Ohne Vergleichung aber werden diese Predigten schon an sich von Seiten der darin herrschenden Wahrheitsliebe und Freymüthigkeit, verbunden mit weiser Schonung, und der sanftesten Behutsamkeit im Ausdruck für musterhaft erkannt werden müssen. Weniger Licht und Befriedigung wird der denkende Leser in der zweyten Predigt finden: *Dass ein vernünftiger Glaube an Jesus Christus den Sohn Gottes auch den Vollkommnern unter uns wichtig und unentbehrlich sey;* so wie es Rec. auch in der eilften Predigt: *Von den Aufklärungen, die uns das Christenthum über das Räthselhafte in unserm Gewissen giebt*, nicht hat zu klaren Begriffen bringen können. — Mit grosem Interesse hat er folgende gelesen: *Von den wohlthätigen Folgen einer weisen Aussicht auf die Freuden einer bessern Welt; der Tod als Sohlummer betrachtet; Frühling, Sommer, Herbst, als Herolde der Gottheit betrachtet*, — drey Predigten, welche bereits im Tellerschen Magazine abgedruckt waren, welche aber auch hier ihre Stelle verdienen. Sie sind in der Sprache einer edeln Begeisterung verfasst, und regen nur an ein paar Stellen den Wunsch nach einer etwas strengern Ordnung in dem Gange der Gedanken auf. Worin uns auch in diesem Bande noch am wenigsten Genüge geschehen ist, das ist in den Eingangsgebeten. Es wird dem Allwissenden noch zuviel vorerzählt. Besser haben uns die Gebete im Schlusse gefallen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Leipzig*, in Comm. d. Kleefeld. Buchh.: L. Adolph Freyherr v. *Seckendorf, über die höchste Benutzung der Birke.* 1800. 83 S. kl. 8. (6 gr.) Dieser kleine Aufsatz ist eigentlich als ein Nachtrag zu der von Hn. *Laurop* 1796 herausgegebenen, den Anbau der Birke betreffenden Abhandlung anzusehen, und hat die Absicht, die Vortheile, welche der Betrieb der Birken auf Schlagholz oder Niederwald vor andern Holzarten gewähret, darzustellen; wenn besonders derselbe nach den Maximen des Vf. veranstaltet und fortgeführet werden sollte. Diese besteht aber darin, dass die Birken mit 4 Jahren aus der Saat- oder Pflanzschule gehörig versetzt, nach 3jährigem Verharren ihres Orts nahe am Boden abgestutzt, und somit während der folgenden 30 Jahre nur in Wegnehmung der dürr gewordenen Lohden sich selbst überlassen bleiben, und nun im Herbst abgestockt werden. Erst in diesem oder 37sten Jahr ihres Alters wird der Bestand im Herbste mit Zurücklassung zweyer Oberständer abgestockt, nachdem zuvor während der letzten 3 Jahre wegen Besamung des wund gemachten Bodens in Verschonung gelegt worden war. Auf schlechterm Boden tritt der Hieb 5 Jahre später ein. Diese Benutzungsart der Birke, übertrifft bey weitem jene, wo dieselbe nur zu Buschholz auf 15 Jahre betrieben wird; und nach dem aufgestellten Ueberschlag verhält sich die gleichzeitige baare Revenüe zu jener Schlagholzbehandlung wie 36 : 430.

Wenn nun auch dieses Verhältniss der Revenüen ausserordentlich, und nur von Localitäten abhängig ist; wenn ferner auch nach der Ueberzeugung des Rec. der Turnus der Birken ganz nach den Eigenschaften des Bodens, und nach diesen äussern Umständen sich modificirt: so bleibt doch immer diese Benutzung der Birke vor jener des Buschholzes, und besonders in Gegenden wo der Holzmangel drohet, räthlich, und verdient bestens empfohlen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. März 1801.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: *Annalen des preuſsiſchen Schul- und Kirchenweſens.* Herausgegeben von D. *Friedrich Gedike*, Königl. Oberconſiſtorial- und Oberſchulrath. *Erſter Band.* Mit dem Bildniſs des Hn. Staatsminiſters v. *Maſſow.* 1800. 528 S. 8. (in drey Heften, jedes zu 12 Groſchen.)

Der verdienſtvolle Herausgeber eröffnet hier einen würdigen Schauplatz für die in den preuſsiſchen Staaten unter jetziger Regierung ſo lebhaft fortſchreitenden Bemühungen für die Verbeſſerung des Unterrichts in Kirchen und Schulen. Man ſieht hier Staatsminiſter, geiſtliche und weltliche Räthe, Prediger, Schullehrer, ſelbſt Bürger aus den niedern Ständen ſich um die Wette beeifern, der preiswürdigen Fürſorge des Königs beſonders für die Schulverbeſſerung entgegen zu kommen. Man ſieht, wie viel noch zu thun iſt; man freut ſich aber auch der ſchon angelegten und noch anzulegenden Pflanzungen. Zugleich legen dieſe Annalen die rühmlichſten Zeugniſſe für den ſchnellen Betrieb der Geſchäfte im Preuſsiſchen, und für die edle Simplicität und Reinheit des Geſchäftsſtils ab. Unmittelbare Befehle des Königs veranlaſsten das Oberſchulcollegium, von allen Provinzialſchulcollegien Tabellen über den äuſsern und innern Zuſtand der Schulen zu fodern. Dadurch entſtanden zwey leſenswürdige Berichte, welche das Kurmärkiſche Oberconſiſtorium, als Provinzialſchulcollegium, an den König erſtattete, *über das Schulweſen in der Kurmark.* Hier ſind die Landſchullehrer gröſstentheils noch in einer ſehr elenden Lage. Viele Stellen haben kaum 10 Rthlr., die mehrſten nur zwiſchen 20 und 30 Rthlr. Einkünfte. Die Schulwohnungen ſind äuſserſt ſchlecht, ſelbſt die Schulſtuben im Winter zu heizen fehlt es an Holz. Auf Erhöhung des Schulgeldes von den Aeltern iſt nicht zu rechnen. Jährlich 6000 Rthlr. aus Königlichen Fonds würden vor der Hand zu den nöthigen Verbeſſerungen, jedoch nur für die Schulen auf den Königlichen Aemtern zureichen. Für die Verbeſſerung des Stadtſchulweſens würden fürs erſte jährliche 10000 Rthlr. auslangen. Der *Generaltabelle* zufolge, die hier unter Nr. II. beygefügt iſt, ſind in der Kurmark 8 gelehrte Schulen, 6 Mittelſchulen, 55 Bürgerſchulen, 173 Elementarſchulen, in Summa 242 Schulen in den Städten. Auf den Dörfern aber 588 Königliche und 1062 Patronatſchulen, in Summa 1650 Dorfſchulen.

Der III. Aufſatz: *Ueber die mit Landſchulen zu verbindenden Induſtrieſchulen in der Kurmark*, hebt mit einem leſenswürdigen Schreiben des erleuchteten und verdienſtvollen Staatsminiſters Hn. v. *Voſs* an, worin derſelbe in gedrängter Kürze den Nutzen und die Einrichtung ſolcher Induſtrieſchulen lichtvoll darſtellt. Unter den folgenden Actenſtücken zeichnen ſich die Gedanken und Vorſchläge, die Einrichtung einer Induſtrieſchule in dem Alt-Landsbergiſchen Amtsdorfe Klein Schönebeck betreffend, von dem daſigen würdigen Prediger Hn. *Dapp* vorzüglich aus. Die Arbeiten, welche Hr. *D.* vorſchlägt, um die Kinder in den Induſtrieſchulen zu beſchäftigen, ſind Flachs- und Wollenſpinnerey, Gartenarbeit, Seidenbau, Nähen, Stricken, und für die Mädchen auſserdem häusliche Wirthſchaftsarbeiten, Kochen und Backen. Der König hat ſofort jährlich 1000 Rthlr. blos für einige ſolcher Induſtrieſchulen angewieſen. IV. *Ideen zur Verbeſſerung des öffentlichen Schul- und Erziehungsweſens, mit beſonderer Rückſicht auf die Provinz Pommern.* Dieſer durch die beiden folgenden Stücke fortlaufende Aufſatz hat den gelehrten und würdigen Obercurator der Preuſsiſchen Univerſitäten und Schulen, Hn. Staatsminiſter v. *Maſſow* zum Vf., der ihn noch als erſter Präſident der Pommerſchen Regierung niederſchrieb. Er legt dabey des Hn. Conſiſtorialrath *Stephani* in Caſtell, Grundriſs der Staats-Erziehungswiſſenſchaft, oder wie es richtiger heiſsen ſollte, *Erziehungspolizeywiſſenſchaft* zum Grunde, ein Buch, von dem er ein ſehr ehrenvolles Urtheil fällt, und das ihm zu vielen ſehr wahren und ſehr pragmatiſchen Bemerkungen, Gelegenheit giebt. So iſt S. 140. das Bücherleſen des Bauernſtandes unſtreitig in ſehr richtige Gränzen gewieſen. Dafs hauptſächlich der Kalender ein treffliches Vehikel für die dem Bauer nöthigen Kenntniſſe werden könnte, iſt gewifs. Die Sommerſchulen auf dem Lande hält der Vf. S. 192. für entbehrlich, und nur für nöthig, dafs im Sommer ſo viel Stunden gelehrt werden, als erfoderlich ſind, um das erlernte feſtzuhalten, und die Uebung im Nachdenken zu befördern. Dafs der Lehrſtunden im Sommer auf dem Lande ſo viele als im Winter ſeyn können, iſt darum unmöglich, weil der Bauer ſeiner Kinder Beyhülfe in wirthſchaftlichen und häuslichen Geſchäften nicht entrathen kann. Die Einſchränkungen, die Hr. v. *M.* unter den von Hn. *Stephani* vorgeſchlagenen Gegenſtänden des Unterrichts in den Elementarſchulen S. 201. macht, ſind ſehr gegründet. Beſonders aber hört man mit Vergnügen den beiſtehenden Staats- und Geſchäftsmann ſprechen, wenn er S. 215. die Urſachen entwickelt, warum bey aller Aufmerkſamkeit des Staats man noch nicht weiter in der wirklichen Verbeſſerung fortgerückt ſey. Endlich

ist noch der Plan zur Organisation der Schulen in dem Departement des Consistoriums zu Stettin, S. 362. u. f. der lebhaftesten Aufmerksamkeit werth. Er erstreckt sich bis jetzt nur über die Landschulen, kleinen Stadtschulen, Bürgerschulen, und Seminarien für die Lehrer in denselben. Da alle diese Schulen für die gemeine Bürgerklasse mit Ausschluss der gebildeten Stände bestimmt sind: so war die schwer zu ziehende Scheidungslinie zwischen der Classe des gemeinen Mannes, und dem gebildeten Stande zu ziehen. Der Vf. giebt für die Städte folgende Bestimmung an: Zu der höhern oder gebildeten Klasse der Städtebewohner gehören alle von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit des Untergerichts ihres Wohnorts ausgenommene (mit Ausnahme der untern Subalternen der Collegien und Departements, die nur aus dem gemeinen Stande genommen werden,) und demnächst buchführende Kaufleute, Unternehmer von Fabriken und Manufacturen, Künstler, so fern sie sich mit Gegenständen der nicht blos mechanischen, sondern der schönen Künste beschäftigen, die Magistrats- und andere städtische Officianten, mit Inbegriff der Sekretäre, so fern sie nicht zugleich Handwerker sind, Gelehrte von Metier, diejenigen die blos von ihren Einkünften leben, prakticirende Wundärzte. Alle übrigen Städteeinwohner werden zum gemeinen Mann gerechnet, und es gehören ihre Kinder, sofern sie an dem Wohnort der Aeltern sich befinden, zu den ihrem Stande gewidmeten Schulen. Man wird schwerlich eine Bestimmung finden können, die wenigeren Schwierigkeiten und Collisionen in der Anwendung unterworfen wäre, als diese.

In den *Verhandlungen über die Erschwerung des Uebertritts vom Judenthum zum Christenthum*, offenbart sich die milde Gesinnung der verschiedenen dabey interessirten Collegien. Es wurde im J. 1769. auf Ansuchen der Berlinischen Judenschaft die Verordnung gemacht, dass kein vornehmlich aus der Fremde nach Berlin gekommener Jude ohne gute Zeugnisse von seinem Betragen zum Unterricht in der christlichen Religion zugelassen werden solle. Das ward nachher auf alle Königliche Provinzen ausgedehnt. Einige Consistorien erregten dagegen die nicht ungegründete Bedenklichkeit, dass es auf diesem Wege den Judenältesten leicht seyn würde, ihren bisherigen, zum Christenthum überzutreten entschlossenen, Religionsverwandten den Uebertritt zu erschweren. Es blieb aber bey der Verordnung, und wurde von der höhern Behörde die Bedenklichkeit dadurch gehoben, dass, wenn in den Attestaten dem jüdischen *Convertendo* schlimme Aufführung schuld gegeben werde, die *Specialia* hievon angegeben, und hiemit fernerer Prüfung ausgestellt seyn sollten.

Unter der folgenden Rubrik wird von der *patriotischen Stiftung eines Deutschen in England, für die Schule seiner Vaterstadt* Nachricht gegeben. Ein gebohrner Hohensteiner, *Joh. Engelb. Ziegenbein*, genannt Liebenrood zu Prospect-Hill in der Grafschaft Reading in England hat der Schule zu Ellrich zu Vermehrung der Besoldungen ihrer Lehrer jährlich 90 Pf. Sterling, seine Gattinn aber aus ihrem eigenen Vermögen jährlich 20 Pf. Sterling zu Anlegung einer Industrieschule für Töchter angewiesen.

Ueber die sogenannte Gesellschaft der Freunde; die neue Quäkergemeinde zu Minden. Diese Gemeine entstand schon im Jahre 1790. und es theilt daher der Herausgeber im folgenden Stücke *Nachrichten über ihren Ursprung* mit. Die Fortsetzung der ersten Lage der Actenstücke, welche Hr. G. ankündigte, sind noch nicht erschienen; und der Leser bleibt also noch ungewiss, was für ein endlicher *Bescheid in Absehung* dieser Schwärmer ergangen sey.

Im zweyten Hefte macht Hr. *Insp. Küster* einen sehr beyfallswerthen Antrag auf *gänzliche Aufhebung der Singechöre*. Er widerlegt zuförderst *die Gründe* für die Beybehaltung derselben: 1) Die Singechöre sind wohlthätige Anstalten zur Unterstützung armer Studierenden. 2) Pflanzschulen künftiger Cantoren. 3) Beförderer der öffentlichen Erbauung. 4) Zum Besten der Schullehrer (weil sie einen Theil ihres Gehalts einsammeln) nothwendig, und 5) als Assistenten bey den Chören der grosen Oper brauchbar. Alle diese Angaben entkräftet Hr. K. eben so gründlich, als er den Schaden der Singechöre für Moralität entwickelt, und die Mittel ihre Abschaffung zu bewirken, oder wenigstens ihren vornehmsten Misbräuchen zu steuern auseinandersetzt. Der niedrigen Classe der Strasenfänger, der sogenannten *Carrade*, erwähnt Hr. K. gar nicht. Ist diese *vielleicht in Berlin* schon abgeschafft? Man hätte sie längst überall abschaffen sollen.

Ueber Sonntagsschulen im allgemeinen, und über *die Spandauische Sonntagsschule insonderheit*. Ein sehr interessanter commissarischer Bericht des Hn. Oberconsistorialrath *Zöllner*. Die englischen *Sunday-Schools* sind bekannt, auch weis man, was sie dort für Debatten veranlasst haben. Hr. Z. sieht sie als einen traurigen Nothbehelf für England an, der in einem sich besserer Fürsorge für das Erziehungswesen erfreuenden Staate, wie der preusische, keine Nachahmung verdiene. Es kann nämlich zweyerley Sonntagsschulen geben, 1) solche, neben denen die Kinder gar keine andere Schule besuchen. Diese sind aus erheblichen Gründen zu verwerfen. Die wenigen Stunden des Sonntags reichen zur Ausbildung der Kinder nicht hin. Wenn die Kinder an den übrigen Tagen ganz müssig gehen: so lernen sie so viel Ungezogenheiten, dass ihnen der sonntägliche Unterricht unnütz wird; wenn sie aber an den übrigen Tagen arbeiten müssen, so ist es der Gesundheit, dem Frohsinn der Kinder, und selbst ihrer Lust etwas zu lernen schädlich, wenn sie zur Sonntagsschule angehalten werden, und bey sechstägiger Arbeit auch nicht einmal den siebenten für Spiel und Erholung frey behalten sollen. Wenn ferner die Aeltern und Pfleger mehrere Beyspiele vor sich sehen, dass Kinder nur Sonntags unterrichtet werden: so ist zu fürchten, dass sich immer mehrere auf die blose Sonntagsschule beschränken werden. Und dann werden sie in kurzer Zeit ihre Kinder so wenig in die Sonntags-

als in die Wochenschule schicken. Endlich werden auch die Sonntagsschulen dazu beytragen, die Idee von der Erheblichkeit der religiösen Sonntagsfeyer noch mehr zu schwächen. 2) Solche Sonntagsschulen, bey denen man blofs den Zweck hat, jungen Leuten als Handwerksburschen, Dienstmädchen, in den nöthigen Schulkenntnissen nachzuhelfen. Auch diese aber können weder für die Geschicklichkeit, noch für die Moralität ihrer Lehrlinge so viel ausrichten, dafs die Gefahr, Aeltern gegen die regelmäfsige Erziehung in den Wochenschulen gleichgültig zu machen, indem sie auf das spätere Nachholen in Sonntagsschulen rechnen, nicht weit überwiegender seyn sollte. In Ansehung der Sonntagsschule zu Spandau läfst Hr. *Z.* dem wackern Stifter derselben Hn. Prediger *Fiedler* volle Gerechtigkeit widerfahren. Dringende Localbedürfnisse machten sie nothwendig; sie ist keine blofse Sonntagsschule, indem auch an zwey andern Tagen Unterricht gegeben wird, viele Kinder daneben noch noch andere Schulen besuchen; endlich leisten die dabey angestellten Lehrer wirklich viel. Dennoch bleibt das Resultat fest, dafs das wahre Interesse der Volkserziehung fodere, dahin zu arbeiten, dafs Sonntagsschulen in Deutschland nicht wie in England nothwendig werden.

Ueber eine pietistische Secte in der Ukermark, ingleichen über die Urlspergersche Gesellschaft der reinen Lehre. Die Berichte, die der Justizrath *Struve* über die erste an das Kammergericht, und über die zweyte an das Oberconsistorium erstattete, verrathen einen hellen von Vorurtheilen unbefangenen Geist, und dabey einen humanen Sinn, der jeden Druck in Ansehung religiöser Meynungen vermieden, und doch die religiöse Denkart befördert zu sehen, aufrichtig wünscht. Hingegen thut der französische Prediger *la Canal*, indem er sich darüber ereifert, dafs die französische Colonie gemeine weder französische noch deutsche Predigten von ihm hören wollte, jene weil sie die Sprache nicht mehr verstand, diese weil sie die Erbauung in einem mystisch - afcetischen Conventikel vorzog, harte Vorschläge. Es ertheilte aber der würdige Chef des französischen Oberconsistorium Hr. Staatsminister v. *Thulemeier* den weisen und milden Bescheid: dafs die Anwendung eines Zwanges zur Verhinderung der willkürlichen Zusammenkünfte auf einen geistlichen Despotismus hinauslaufen, und doch nie zu dem gewünschten Zwecke des *la Canal*, dafs die Gemeine sich nur allein an seinen Lehren erbauen solle, führen werde. Er solle vielmehr ferner sein Amt thun, und erwarten, wie weit die Gemeine, nach dem Maafs des sich erworbenen Vertrauens, und seines zweckmäfsigen Benehmens, sich bewogen finden werde, seine Vorträge den Privatzusammenkünften vorzuziehen.

In der unter Nr. VI. gelieferten tabellarischen Uebersicht von der Anzahl der Studirenden in Halle, seit den letzten 13 Jahren ist die Abnahme der Theologie studierenden sehr auffallend. Im Jahre 1786. wurden noch 795 *Studiosi Theologiae* gezählet. Nun wurden ihrer mit jedem Jahre weniger, und im Jahre 1799. waren ihrer nur 321 anwesend.

Im dritten Hefte theilt Hr. Oberconsistorialrath *Zöllner* seine *Ideen über anzulegende Industrieschulen auf dem platten Lande der Kurmark* mit. Solche Industrieschulen können nicht auf den Fufs der Berlinischen eingerichtet werden; es läfst sich an eine gleichsam fabrikmäfsige Arbeit in diesen Schulen nicht denken. Er vertheidigt daher den Plan des Hn. Prediger *Dapp*, führt ihn weiter aus, und verhehlt doch auch die dabey eintretenden Schwierigkeiten nicht. Hr. D. *Gedicke* beantwortet in einem Aufsatze, der als Einladungsschrift besonders gedruckt war, die Frage: *Hat der preufsische Staat zu wenige oder zu viele Schulen?* Die Antwort ist: Er hat theils zu wenige, theils zu viele Schulen. Das erste ist wahr in Absicht der *Dorfschulen*, und der *Töchterschulen* in den *Städten*. „In vielen Dörfern wird zwar Schule gehalten, aber nicht von einem vorbereiteten, geprüften, förmlich angesetzten und besoldeten Lehrer, sondern die Gemeinde miethet sich für drey oder vier Wintermonate irgend einen leicht zu befriedigenden Schneidergesellen, der dann mit seiner Schule wöchentlich von einem Hause zum andern wandert, und eben so in der Reihe von den Hauswirthen gespeiset wird. In der Altmark und in Pommern pflegt man diese wandernden Lehrer, die immer nur für das nächste Jahr gemiethet werden, *Gang-* oder *Laufschulmeister* zu nennen. Oft hütet dann ein und derselbe Mann im Sommer das Vieh, im Winter die Jugend des Dorfs, und die Vereinigung dieser beiden Posten, ist immer noch natürlicher und begreiflicher, als wenn, wie dies wirklich auf mehrern Dörfern der Fall ist, der Schulmeister, um leben zu können, zugleich *Nachtwächter* ist." Viele Dörfer haben noch kein Schulhaus, oder auch noch gar keine Gelegenheit zum Unterricht der Jugend. Die Einkünfte sind für die Lehrer gröfstentheils zu schlecht. Am dürftigsten ist in der Regel für die Filialdörfer gesorgt. Sommerschulen müfsten häufiger eingerichtet werden. Schlecht dotirte Predigerstellen sollten eingezogen, und die Einkünfte derselben den Schullehrern beygelegt werden. Dann müfsten die Schulen mit Kandidaten, als Katecheten, besetzt werden, die erst, wenn sie eine Zeitlang die Kinder unterrichtet hätten, Predigerstellen bekämen. Zum Behuf der Töchterschulen wünscht Hr. G. ein Seminarium für künftige Lehrerinnen und Erzieherinnen. Zu *viele Schulen* giebt es, in so fern sie noch hie und da nach Religionsparthegen vervielfältigt. Auch sind unnöthig besondere Schulen für den Adel, als solchen, unter dem Namen Ritterakademieen, dergleichen es doch nur einige im Preufsischen giebt; (denn die Schulen für Officiere, sie mögen Militärakademieen oder anders heifsen, versteht natürlich der Vf. hierunter nicht.) Ferner französische Elementar- und Bürgerschulen in kleinen Städten, und auf Dörfern. Noch redet Hr. G. von Einschränkung der Zahl der gelehrten Schulen, und von den zu häufigen öffentlichen

chen Schulen, die von Privatperſonen unternommen werden. Die ganze Abhandlung verdienet nicht blofs geleſen; ſondern beherzigt zu werden. Es folgt eine Anzahl heilſamer und weiſer *Verordnungen zur Beförderung einer gründlichern Vorbereitung der künftigen Juriſten vornehmlich von Seiten der lateiniſchen Sprachkenntniſs.* Sie ſind 1797 von dem Groſskanzler Hn. v. *Goldbeck* eingeleitet. — Beſonders anziehend iſt die Verhandlung des Oberconſiſtoriums über die Frage: ob ein Jude Taufzeuge ſeyn dürfe? Ein Kriegsrath *Gülle* wollte einen Juden zu Gevatter bitten; und fragte deshalb an. Die Vota der Räthe, die nicht alle einig waren, ſind mit vieler Einſicht und Mäſsigung abgefaſst. Blofs das Votum des ſel. *Silberſchlag* ſticht durch Heftigkeit gegen die übrigen ab. „Iſt der Jude, ſagt er, der Jeſum als Meſſias verwirft, verläſtert, und die Chriſten, Heiden ſchilt, geſchickt im Namen eines Chriſtenkindes die Frage: glaubſt du an Jeſum Chriſtum etc. mit Ja zu beantworten, und dafür zu ſorgen, daſs das Kind in der chriſtlichen Religion unterrichtet und erzogen werde: ſo iſt auch ein algieriſcher Kaper tauglich, ein Seeofficier auf einem chriſtlichen Kriegesſchiffe zu ſeyn, algieriſcher Kaper zu bleiben, und doch gegen den Kaper zu commandiren" Durch die Majorität ward der Antrag des *Gülle* als unſchicklich und ſonderbar verworfen. Angenehm iſt es, die verſchiedene Behandlung eines ähnlichen Falls von 1684. in den angehängten Actenſtücken zu leſen. — *Neue Fundation des Friedrichswerderſchen Gymnaſiums zu Berlin*, durch Friedrich Wilhelm III. Der König hat demſelben ein eignes Haus für 18000 Rthlr. gekauft, und noch 3584 Rthlr. Einrichtungskoſten angewieſen. Dabey hat er befohlen, daſs zwar jedesmal ein reformirter und lutheriſcher Lehrer für den Unterricht in der chriſtlichen Religion angeſtellt; bey den übrigen Lehrſtellen aber gar nicht mehr auf den Unterſchied der Religion geſehen werden ſolle. *Zur Geſchichte und über die Verfaſſung des katholiſchen Schulweſens in Schleſien.* Ein mit vieler Präciſion abgefaſster Immediat-Bericht des Staatsminiſters Hn. v. *Hoym*, nebſt dienlichen Vorſchlägen. — *Patriotiſcher Beytrag eines kinderloſen Schumachers zur Verbeſſerung des Schulweſens.* Der Schumacher *Degen* und ſeine Frau zu Naila im Bayreuthiſchen ſchenkten dem König ihr ganzes unbewegliches Vermögen 2048 Rthlr. gewürdigt, mit Vorbehalt des Pachtertrags auf Lebenszeit. Der König acceptirte das Geſchenk auf die huldvollſte Art, ſchickte den Leuten die goldne Huldigungsmedaille, und widmete den Betrag der Schenkung den Fonds für die Verbeſſerung der Schulanſtalten, doch ſollte durch die Vermiſchung das Andenken an dieſe gute Handlung nicht erlöſchen. Auf Antrag des patriotiſchen und edeln Miniſters Freyh. v. *Hardenberg* wurde die Schenkung zur Errichtung einer Induſtrieſchule in Naila angewendet. Den Beſchluſs dieſes Aktenſtücks macht eine Nachricht von den für die Provinzen aufgehobenen katholiſchen Feyertagen in Südpreuſsen.

KINDERSCHRIFTEN.

Weimar, b. den Gebr. Gädicke: *Reiſen und Abentheuer Rolando's* und ſeiner Gefährten. Ein Robinſon für Kinder zur Erlernung geographiſcher und naturhiſtoriſcher Vorkenntniſſe. Nach der Franz. des *Jauffret. Erſtes Heft. Mit e. Titelkupfer.* 1800. XII. und 153 S. 8. (Broſchirt 12gr.)

Ein neuer Robinſon für Kinder, der freylich die Vergleichung mit dem Campiſchen nicht aushält, noch das Nützliche zu dem Angenehmen auf eine ſo unvermerkte, gute Art hinzuthut, aber doch die Jugend nicht ohne Intereſſe laſſen, und manche naturhiſtoriſche und geographiſche Belehrung, um welche es dem Vf. hauptſächlich zu thun iſt, verbreiten helfen wird. Der junge Rolando will aus der Ober-Provence nach Peru reiſen, um bey einem reichen Oheim ſein Glück zu machen. Um aber vorher Erkundigungen einzuziehen, ob der Oheim noch lebe, reiſt er, in Geſellſchaft eines der Botanik kundigen Arztes und eines Alterthumsforſchers, nach Marſeille. Sie gerathen in die Gewalt eines Algieriſchen Corſaren. Sie werden nach Marocco gebracht, reiſen in der Folge von da wieder ab, längſt der Afrikaniſchen Küſte hin, kommen durch die Gebürge von Darah nach Algier, ferner nach Tunis, wo ſie die Ruinen von Utica und Carthago beſuchen. Man ſieht, wie glücklich Stoff und Local gewählt iſt, um eine groſse Menge Merkwürdigkeiten aus der Erd- Natur- und Menſchengeſchichte und den Alterthümern beyzubringen. Auch der jugendliche Hang zum Leſen abentheuerlicher Begebenheiten bleibt nicht unbefriedigt. Wir wünſchen nur, daſs in der Ueberſetzung der folgenden Hefte weniger Spuren franzöſiſcher und deutſcher Flüchtigkeit und Eilfertigkeit angetroffen werden.

* * *

Prag, b. Buchler: *Georg und Albrecht von Rabenhaupt oder die vermeynten Brüder.* Eine Familiengeſchichte aus den Zeiten des Fauſt- und Kabbalarechts in Böhmen. 2te Auflage. 1800. 299 S. 8. (21 gr.)

Ebendaſelbſt, b. Ebendemſelb.: *Geſchichte der heiligen Böhmiſchen Landespatronen zum Unterricht und zur Erbauung* herausgegeben von *M. Schaffer.* Mit 13 Kupfern. 1800. 243 S. 8. (16gr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 31. März 1801.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Tauchnitz: *Ueber Ehre, Ehrlosigkeit, Ehrenstrafen und Injurien. Ein Beytrag zur Berichtigung der positiven Rechtswissenschaft*, von D. *Christian Gotthelf Hübner*, aufserordentl. öffentlichen Professor zu Leipzig. 1800. 248 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift zeichnet sich durch keine Art von Vorzügen aus, und bringt die verwickelten Ehren, die hier abgehandelt werden, nicht um das Geringste der Vollendung näher. Dieselben Fragen, die sich bey den Darstellungen anderer Rechtslehrer aufdringen, fodern auch hier vergebens Beantwortung; dieselben Unbestimmtheiten und Dunkelheiten in den Begriffen und Grundsätzen, welche eine consequente Theorie und eine sichere Anwendung bisher unmöglich machten, lassen auch hier die Foderungen des denkenden Rechtsgelehrten unbefriedigt. Vieles gar, was vor dem Vf. schon verbessert war, ist hier wieder mit seinen alten Gebrechen aufgeführt, und es ist so flach gehalten, dafs man sich der Frage: warum wurde doch das Buch geschrieben? unmöglich erwehren kann. Man darf nur die Begriffe ansehen, die Hr. H. von Ehre überhaupt und von ihren Arten aufstellt, um sich zu überzeugen, dafs ihm eine nur einigermafsen befriedigende Theorie von *Injurien* und andern Gegenständen der Schrift schlechthin unmöglich war. — *Ehre* überhaupt ist dem Vf. objectiv genommen (S. 29.), der Glaube der übrigen an die Vollkommenheiten eines gewissen Menschen; Vollkommenheiten? schon an sich, welch ein unbestimmter, leerer Begriff? Und machen denn alle Vollkommenheiten den Gegenstand der Ehre aus? Gehören ein starker schöner Körper, gehört Gesundheit etc., welches doch auch Vollkommenheiten eines Menschen sind, zu den Gegenständen der Ehre? Das schlimmste in diesem Begriffe ist der *Glaube;* dieser ist etwas ganz leeres, das, wie sich aus der geringsten Reflexion über den Begriff: Ehre, ergiebt, gar nicht zum Wesen desselben gehört. Wie kommt denn dieser Glaube in das *forum externum*, in welches doch die Ehre gezogen werden mufs, wenn wir uns eine *Bestrafung* der *Injurien* als möglich denken wollen? Diesen Klugeln weicht man dadurch nicht aus, wenn man, wie der Vf. thut, nun noch eine *subjective Ehre*, als den „*angenehmen Besitz der Vorzüge, welche aus jenem Glauben der übrigen für einen gewissen Menschen hervorgehen,*“ unterscheidet. Denn diese Vorzüge müssten, wenn sie auch *äussere* Vorzüge wären, doch als Gegenstand einer *rechtlichen* Beurtheilung seyn, weil sie blofs das Correlatum jenes Glaubens seyn müfsten. Nicht glücklicher ist der Vf. in seinen Unterscheidungen. Er distinguirt S. 31 ff. die *natürliche Ehre, guten Namen, guten Ruf* von der *bürgerlichen Ehre.* Jene ist im objectiven Sinn „*der Glaube der „Bekannten eines Menschen* (seines Publicums, welches „ihn kennt) *an seine moralischen oder geistigen Voll„kommenheiten;*“ diese ist — „*der durch politische Ein„richtungen bewirkte Glaube der Bürger an die politi„schen Vorrechte ihres Mitbürgers, der Inbegriff jener „Vorrechte macht die bürgerliche Ehre* im subjectiven „Sinne aus,“ welche wieder in die *gemeine* und in die *besondere* Ehre eingetheilt wird. Mit jenem Begriff von gutem Namen wird nun wieder ein ganzes Heer von leidigen Irrthümern in die Lehre von Injurien eingeführt, einmal, weil die *natürliche Ehre* mit dem *guten Namen* ganz für gleichbedeutend genommen wird, da es doch mehrere Arten der natürlichen Ehre giebt, und der gute Name nur eine Art der natürlichen Ehre ist; dann aber, weil der *rechtliche* Werth gar nicht erwähnt wird, der allein das Object des guten Namens ist, hingegen der geistige und moralische Werth zu Gegenständen des guten Namens gemacht werden, welche es nie seyn können. Wie können der intellectuelle und moralische Werth, als solche, das Object einer juridischen Beurtheilung, und was immer für einer juridischen Ehre seyn? Und welch ein Begriff von *bürgerlicher Ehre!* Macht der Inbegriff der bürgerlichen *Vorrechte* die bürgerliche *Ehre* aus: so versteht sich von selbst, dafs die freye Pürsch, oder das Recht, ein Grundstück im Staat eigenthümlich zu besitzen, da, wo dieses zu den ausschliefsenden Rechten des Bürgers gehört, ein Stückchen von der bürgerlichen Ehre sind. Wie konnte doch Hr. H. nicht wissen, dafs die bürgerliche Ehre nur aus dem Besitz der bürgerlichen Rechte *hervorgehen* kann? Das neueste in diesem Buch ist eine Theorie der Ehrenverletzungen, welche wir unserm Publicum nicht vorenthalten dürfen. Der Hauptsatz davon ist, dafs *Infamie* und *Ehrlosigkeit* zwey von einander ganz verschiedene Dinge bedeuten. Jene besteht nicht in einem *Verlust* des Rechts auf Ehre und guten Namen, sondern nur in einer *Verminderung* der bürgerlichen Ehre; diese hingegen ist gänzlicher *Verlust* derselben. Daraus entsteht dann folgende Eintheilung. Die Verletzung der Ehre ist: I. *Verletzung der moralischen, natürlichen Ehre — infamia facti.* Sie ist nie gänzliche Zerstörung des guten Namens, sondern nur *Minderung* desselben, weil man auch „dem niederträchtigsten Buben nicht alle moralische Vollkommenheit abspricht“ (beziehe man, wie man mufs, den guten Na-

Namen auf die blofse *Rechtlichkeit* des Menschen: so kann der gute Name, oder vielmehr das Recht auf denselben, gar wohl durch den Staat völlig aufgehoben werden). II. *Verletzung der bürgerlichen Ehre*, die eine blofs politische Anstalt ist. Diese wird verletzt: 1) durch *Entziehung* oder gänzliche Wegnahme der bürgerlichen Ehre — *Ehrlosigkeit*; 2) blofse *Minderung* derselben, *infamia im weitern Sinn*. Geschieht diese Minderung der gemeinen bürgerlichen Ehre wegen schlechter unwürdig machender Handlungen: so ist das *Infamia*, im *strengen Sinn*, *Unrechtigkeit*; geschieht sie wegen Mangel an gewissen politischen Eigenschaften: so heifst sie *levis notae macula*. Auch die *Ehrlosigkeit*, in soferne sie in der Entziehung der gemeinen bürgerlichen Ehre besteht, zerfällt: a) in die *Entziehung derselben zur Strafe*, welches bey den Capitalstrafen der Fall ist, wo entweder *capitis deminutio maxima* oder *media* eintritt, z. E. bey dem Exil, und b) in die *Selbstentziehung der bürgerlichen Ehre* (also eine *freywillige Ehrlosigkeit*), die bey der *Emigration* vorkommt. Ist nicht diese Eintheilung ein wahres Monstrum in ihrer Art? Schon das ist lächerlich, dafs hier mit den Worten: *Infamie* und *Ehrlosigkeit*, zwey von einander ganz verschiedene Begriffe bezeichnet werden sollen, obgleich Ehrlosigkeit nur eine *wörtliche* Uebersetzung von *infamia* ist. Aber so etwas kommt gar nicht in Betrachtung, wo man eine Eintheilung in Ehrlosigkeit zur Strafe und in freywillige Ehrlosigkeit findet. Welches Gesetz, welcher Sprachgebrauch hat noch je den Verlust der bürgerlichen Rechte bey der Emigration, oder das, was aus jenem Verluste folgt, unter den Begriff von Ehrlosigkeit subsumirt? Freylich folgt diese Eintheilung, die uns ganz an die distinctionenreiche, aber gedankenarme alte Zeit erinnert, aus dem Begriff des Vfs.; aber eben, *dafs* sie daraus folgt, hätte den Vf. an die Unrichtigkeit des Begriffs selbst erinnern sollen. Und nun die Entgegensetzung der *Infamie* und *Ehrlosigkeit* selbst! Erstens wird da sowohl von der Ehrlosigkeit als von der Infamie des Vfs. ganz die Verletzung des guten Namens ausgeschlossen, weil nämlich beide sich blofs auf die *bürgerliche* Ehre beziehen sollen. Ganz natürlich folgt daraus, dafs der Dieb, der Betrüger etc., der für infam erklärt worden ist, noch als ehrlicher Mensch gilt, und von allen fodern darf, dafs sie nicht äufserlich den Unglauben an seine Rechtlichkeit, oder gar die Ueberzeugung von seiner Unrechtlichkeit zu erkennen geben. Wer, dächten wir, nur einigermafsen über die Natur der Infamie und Ehrlosigkeit nachgedacht hat, sollte doch wohl bemerken, dafs gerade die Erklärung der Unrechtlichkeit des Menschen, die Aufhebung des vollkommnen Rechts auf den guten Namen die Hauptsache bey der Ehrlosigkeit ist. Doch es sey wahr, dafs sich Ehrlosigkeit und Infamie blofs auf die bürgerliche Ehre beziehen! Es entsteht nur die verfängliche Frage: *wie viel* denn von der bürgerlichen Ehre durch die *infamia* im Gegensatz von der Ehrlosigkeit verloren wird? Mit der Antwort: sie wird *vermindert*, kann man sich nicht abweisen lassen. Endlich, welches mag denn der Grund von jener Unterscheidung zwischen *Infamie* und *Ehrlosigkeit* seyn? Hr. H. zeigt auf die L. 5. D. *de extraord. cognit.* Hier sagt *Callistratus*, dafs die *existimatio* *aut minuitur, aut consumitur: minuitur* — *cum in eam causam quis incidit, quae in edicto* *potuo infamiae causa enumeratur: consumitur* *quoties magna capitis minutio intervenit.* *Callistratus* hat ganz recht. Wenn ein Bürger infam wird, ohne zugleich das ganze Bürgerrecht zu verlieren: so bleibt ihm doch noch der ehrende Name Bürger, und die Ehre ist nicht von Grund aus aufgehoben, wenn gleich sonst alles Recht auf Ehre verloren hat. Und auf diese Stelle *allein* wird nun jene *Theorie* gegründet! Noch müssen wir Eine Probe von *dem Scharfsinn* unsers Vfs. anführen. Die *besondere bürgerliche Ehre* besteht, nach S. 35., „in dem Inbegriff von *positiven Vorzügen* und *politischen Vollkommenheiten*, welche der Staat mit dem, einzelnen oder ganzen Classen „von Bürgern angewiesenen, Platze oder Stande verbunden hat.“ Die Minderung oder Entziehung dieser besondern bürgerlichen Ehre, macht nun, nach S. 128., das Wesen der eigentlichen *Ehrenstrafen* aus, wohin, unter andern, der *Pranger* und *Stockstreich* gehören, vorausgesetzt, dafs der Gerichtsknecht diese Strafen vollzieht, denn in diesen Strafen „liegt eine temporäre Verfügung der besondern bürgerlichen Ehre.“ Mehr Beweise von der Unbrauchbarkeit dieser Schrift braucht man wohl nicht, und selbst diese würden wir nicht gegeben haben, wenn nicht zum das Seichte dem gröfsern juristischen Publicum am ersten gefiele, und auch dieses Product insbesondere nicht schon als eine Art von Meisterstück gepriesen worden wäre. Die Sprache des Vfs. ist leidlich, und der Ton so aufserordentlich höflich, dafs den Lieblein schon darum der Beyfall nicht entgehen kann. Fast kein Jurist wird ohne ein förmliches Compliment citirt. So kommt vor S. 15.: *Weber*, der Kant unter den Juristen. S. 16. *Kleinschrod*, der milde, aufgeklärte Lehrer des Strafrechts. S. 17. der gelehrte und ehrwürdige *Glück*. S. 125. *Kleinschrod*, den ich mit *Klein* und *Erhard*, als meine Lehrer des Strafrechts ungemein verehre u. s. w.

Kiel, in d. neuen akad. Buchh.: *Lehrbuch des Schleswig-Holsteinischen Landesrechts. Erster Theil*, oder Geschichte der in den Herzogthümern Schleswig und Holstein geltenden Gesetze und Rechtsverfassung, von *L. A. G. Schrader*, Professor zu Kiel. 1800. 298 S. 8.

Durch diese nützliche Unternehmung vermehrt der Vf. die grofsen Verdienste, die er sich schon durch sein *Handbuch der vaterländischen Rechte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein* um das Studium dieser besondern Rechte erworben hat. Eigentlich wird jenes gröfsere Werk durch diese geschichtliche Einleitung in die Gesetzkunde der gedachten Herzogthümer erst völlig brauchbar, und das gegenwärtige Lehrbuch ist daher, abgesehen von dem Nutzen, den

s als Leitfaden akademischer Vorlesungen erwarten ifst, überhaupt allen, die sich des erwähnten Hand- uchs zu bedienen haben, und denen es um eine ühere Kenntnifs der schleswig-holsteinschen Rechte u thun ist, vorzüglich zu empfehlen. Die Gesetz- ebung dieser Herzogthümer befand sich nicht immer, o wie jetzt, bey einem regierenden Hause, sondern ach den vorgekommenen Ländertheilungen häufig ey mehrern Regenten, ja es gab Zeiten, wo sie in ier verschiedenen Händen war. Nebenher ist sie uch während der Ländertheilung, in gewisser Bezie- ung, gemeinschaftlich von den verschiedenen Lan- esherren ausgeübt worden. Desto wichtiger ist es lso, bey den vorkommenden Verordnungen voriger eiten nach den verschiedenen Epochen, welche die andesgeschichte in jenem Betrachte an die Hand iebt, auch zugleich den Umfang der gesetzlichen ültigkeit in geographischer Hinsicht zu bestimmen, a es eine Menge schleswig-holsteinscher Constitutio- en giebt, die keineswegs durchgängig, sondern och heutiges Tages nach ihrem vorigen Verhältnisse ur in gewissen Districten zur Norm dienen, wenn e nicht in der Folge, nach geschehener Wiederver- inigung der getheilten Regierungen, eine allgemei- ere Ausdehnung erhalten haben. Die Zeitpunkte er Wiedervereinigung der verschiedenen Länderan- heile sind daher auch die zweckmäfsigsten Abschnitte der Geschichte dieses besondern Rechts. Ausser en geschriebenen landesherrlichen Verordnungen at sich die Rechtsgeschichte hier auch mit einer be- ächtlichen Anzahl besonderer Stadt- und Land- echte, mit verschiedenen Arten der Gewohnheits- echte, und mit Einführung fremder, und zum Theil uch deutscher, Hülfsrechte zu beschäftigen, woraus er grofse Umfang ihrer Bearbeitung, zugleich aber uch das Nutzbare und Wichtige derselben für die Cul- r des Rechts und für die richtige Anwendung def- lben von selbst erhellet. Der Vf. hat mit grofsem leifse und mit sichtbarer Sachkenntnifs alles gehörig n erschöpfen gesucht, und sein Werk wird nicht nur unächst den schleswig-holsteinschen Rechtsgelehr- n, sondern auch den Lehrern und Liebhabern des eutschen Rechts überhaupt einen nützlichen und leh- eichen Gebrauch gewähren.

Der vorliegende erste Theil beschäftigt sich zu- örderst mit einer Darstellung der *allgemeinen* Quellen er in beiden Herzogthümern geltenden Rechte, und it den Hülfsmitteln zur Erlernung der Geschichte erselben, und giebt darauf eine nähere Geschichte er besondern Rechte beider Herzogthümer: 1) in An- ehung ihrer Quellen, 2) in Beziehung auf ihre Ge- enstände. In der Rechtsgeschichte des Herzogthums chleswig sind vorzüglich die Nachrichten von der ntwerfung und Einführung des Jütischen Low's, def- en Revision und Verbesserung merkwürdig. Diesem olgt die Geschichte der landesherrlichen Verordnun- en nach ihren verschiedenen Hauptepochen zur rich- gen Bestimmung ihrer Anwendung, dann die Ge- chichte der verschiedenen Land- und Provinzial- rechte, so wie der verschiedenen Stadtrechte des Her- zogthums Schleswig. Das römische Recht gilt in die- sem Herzogthum nicht, vielmehr ist dessen Anführung in Gerichten bey Strafe verboten; wohl aber hat das canonische Recht in allen, den Grundsätzen der pro- testantischen Kirche nicht widerstreitenden, Vorschrif- ten eine gesetzliche Gültigkeit als Hülfsrecht. Zu den allgemeinen im Herzogthum *Holstein* geltenden Rechten gehört, aufser den landesherrlichen Verord- nungen, deutschen Reichsgesetzen und fremden Hülfs- rechten, auch noch das sächsische Landrecht oder der sogenannte Sachsenspiegel. An besondern Rechten aber kommen hier vor, theils verschiedene Land- und Gewohnheitsrechte, theils verschiedene Stadt- rechte, und das zur Hülfe in den Städten aufgenom- mene Lübecksche Recht. Merkwürdig ist es, dafs diejenigen Distrikte, welche im Processe die Schaum- burgische Hofgerichts-Ordnung befolgen — die Herr- schaft Pinneberg, Grafschaft Ranzau und Stadt Altona — zuerst auf das gemeine Recht, und in Ermange- lung dessen auf Landesgewohnheiten verwiesen sind. Die Geschichte der schleswig-holsteinschen Rechte, in Beziehung auf ihre *Gegenstände*, oder sogenannte innere Rechtsgeschichte, giebt einen Grundrifs der Geschichte: a) des Kirchenrechts, b) des peinlichen Rechts, c) des Polizeyrechts, d) des Lehnrechts, e) des innern und äufsern Staatsrechts beider Herzog- thümer. Die dänische Regierung hat sich in neuern Zeiten überhaupt durch manche treffliche Anstalten und Gesetze rühmlichst ausgezeichnet, und es konnte auch nicht fehlen, dafs die Herzogthümer Schleswig und Holstein hieran einen wohlthätigen Antheil ge- nommen hätten. Es ist daher leicht zu erachten, dafs man in diesem Abschnitte des vorliegenden Lehrbuchs eine Reihe ungemein nützlicher und mufterhafter Verordnungen antrifft: so wie auch dieses Werk selbst als Beyspiel einer zweckmäfsigen Geschichte des Pro- vinzialrechts in Deutschland zur Nachahmung em- pfohlen zu werden verdient. Druck und Papier ma- chen der Verlagshandlung Ehre.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Roch u. Comp.: *Aphorismen zur Philo- sophie des Rechts*, von *Wilhelm Traugott Krug*. *Erster Band.* 1800. 170 S. 8. (16 gr.)

Es ist Charakter unserer Zeit, dafs sie gewöhnlich nur den (wirklichen oder angeblichen) Erfindern und Revolutionären in der Philosophie ein Verdienst zu- gesteht, und die bescheidenen Bemühungen derer verschmäht, die, ohne neue Regionen zu entdecken, die gefundenen zu bearbeiten suchen. Die Nachbe- ter, die nur sagen, was man vor ihnen sagte, und entweder blofs in erlernten Formeln plaudern oder bekannte Wahrheiten durch endlose Amplificationen durchwässern, diese Nachbeter freylich [illegible] neuere und die neueste Philosophie so [illegible] fen hat) sind nicht nur annütz- sondern [illegible] lich für die Fortschritte des [illegible]

Aber dieſe mit jenen zu verwechſeln, iſt eben ſo nachtheilig als ungerecht. Der Philoſoph, der in genialiſchem Flug über alles Bekannte ſich erhebt, und neue Welten zu erobern ſucht, verliert ſich nur zu oft in die Sphären glänzender Träume, und bringt neben den neuen Wahrheiten auch neue Irrthümer in die Wiſſenſchaften zurück. Der weniger genialiſche Denker wird zwar nicht die Wiſſenſchaft erweitern: aber er wird ſie in ihrem Innern cultiviren; er wird keine groſsen, neuen Wahrheiten erfinden, aber er iſt auch nicht ſo groſser Irrthümer fähig; er kann ſich das Gute des originellen Denkers aneignen, und zugleich, da er weniger als dieſer verſucht iſt, mit den Vorurtheilen auch die Regeln abzuſchütteln, beſonders jene Irrthümer des gröſsern Kopfs vermeiden. In dieſem Geſichtspunkte erſcheint uns das vorliegende Werk, das, wenn man ſchlechthin ein neues Syſtem, oder doch umfaſſende neue Wahrheiten verlangt, als nutzlos verworfen werden müſste. Es wird weder das Naturrecht tiefer begründet, noch werden aus bekannten Principien neue Reſultate gezogen. Aber es werden doch mehrere Sätze und Begriffe berichtigt und näher beſtimmt; es werden die Grundideen der Wiſſenſchaft in einem wohl durchdachten Zuſammenhang, und in einer lichtvollen Sprache vorgetragen. Den Namen Aphorismen verdient daher dieſe Schrift nicht darum, weil ſie nur abgeriſſene, unverbundene Sätze enthielte, ſondern nur in ſofern ſie das Naturrecht, ohne es in ſeinem ganzen Umfange vortragen zu wollen, durch Aushebung ſeiner Hauptſätze darſtellen und erläutern will. Auf entgegengeſetzte Behauptungen der Rechtslehrer nimmt der Vf. faſt immer Rückſicht; nur iſt es billig zu tadeln, daſs er auf *Fichte's* Naturrecht faſt gar keine Rückſicht genommen hat. In dem *erſten Abſchnitt* wird der Rechtsbegriff durch Unterſcheidung von andern verwandten Begriffen und durch Aufſuchung ſeiner allgemeinen Merkmale vorläufig erörtert, worauf derſelbe in dem *zweyten* für die Vorſtellung von der Bedingung erklärt wird, unter welcher das freye Handeln vernünftiger Weſen neben einander und auf einander beyſammen möglich iſt. Dieſe Beſtimmung iſt aber nicht ganz richtig. Die Bedingung des freyen Handelns der vernünftigen Weſen iſt die wechſelſeitige *Beſchränkung* der Freyheit, und dieſe Beſchränkung beſtimmt die *Rechtspflicht*, ſo wie die *Gränzen* des Rechts. Das Recht iſt die Freyheit ſelbſt unter jener Bedingung, iſt alſo eine *Möglichkeit* des äuſsern Freyheitsgebrauchs unter der Bedingung der Uebereinſtimmung deſſelben mit dem Freyheitsgebrauche anderer. Was die Deduction des Rechtsprincips und das Verhältniſs des Naturr zu der Moral betrifft (hievon handelt der *dritte vierte* Abſchnitt): ſo ſteht der Vf. auf der Seite d die das Rechtsgeſetz nicht aus dem Sittengeſetz ſtrengen Sinn (als woraus bloſs Moral hervorg kann) entwickeln, ohne es darum für einen b theoretiſchen Satz zu erklären. Sowohl das Rec geſetz, als das Sittengeſetz, entſpringen aus einer meinſchaftlichen Quelle, der Vernunft, in ſoferne durch ſie das vernünftige Weſen Geſetze für ſei freyen Handlungen giebt. Moral und Naturrec ſind Zweige eines und deſſelben Hauptſtamms d praktiſchen Philoſophie. In dem Beweis, daſs we der eine *relative* noch eine *abſolute* Deduction de Rechts aus dem Sittengeſetze möglich ſey, folgt der Vf. ganz der *Feuerbachiſchen* Kritik des Rechts. Daſs aber der Streit über die Frage: ob das Rechtsgeſetz aus dem Sittengeſetze abgeleitet werden könne, oder nicht? am Ende ein bloſser Wortſtreit ſey, wie der Vf. annimmt, möchten wir nicht behaupten. Denn wenn gleich das Sittengeſetz, im weitern Sinne, für gleichbedeutend mit praktiſchem Geſetz genommen werden kann: ſo iſt doch ſo viel gewiſs, daſs die Rechtslehrer, gegen welche eigentlich der Streit über die Möglichkeit eine Ableitung des Rechts aus dem Sittengeſetz geführt wurde, ihr angebliches Rechtsprincip nicht aus jenem Sittengeſetz im weitern Sinn, ſondern aus dem Sittengeſetz im engern Verſtande, dem Geſetze für die Geſinnung ableiteten. Und da war denn der Streit kein Wortſtreit, ſondern ein Kampf um eine ſehr bedeutende Sache, deren Entſcheidung die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Naturrechts, als einer für ſich beſtehenden Wiſſenſchaft, zur Folge haben müſste. Die Deduction des Rechts, die der Vf. giebt, kann für den Philoſophen nicht durchaus befriedigend ſeyn. Es iſt hier nicht tief geſchöpft. Der *fünfte Abſchnitt* ſpricht von dem Verhältniſs des Naturrechts zum poſitiven Recht, wo der Vf. einen bedeutenden Punkt, der aber freylich erſt aus der Reflexion über das Weſen und den Zweck eines Staats hervorgeht, ganz überſehen hat. Die ſyſtematiſche Ueberſicht der Theile des Naturrechts, welche der *ſechſte* Abſchnitt giebt, iſt in ihren zen befriedigend, wenn man ſie mit den gewöhnlichen Eintheilungen vergleicht. Aber es ſcheint uns (und wir hoffen zu einer andern Zeit dieſes zu beweiſen), daſs die ganze Eintheilung und Anwendung des Naturrechts, wenn dieſe Wiſſenſchaft werden ſoll, was ſie werden kann, einer gänzlichen Umform bedürfe.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregiſter

vom

März 1801.

I. Verzeichniſs der im März der A. L. Z. 1801 recenſirten Schriften.

Anm. Die erſte Ziffer zeigt die Numer, die zweyte die Seite an.

Abhandlungen über die Durchbohrung des Schädels 83, 657.
Ammon's Predigten z. Beförderung e. rein. moral. Chriſtenthums, 2 B. 96, 766.
Annalen des preuſs. Schul- und Kirchenweſens, her. v. *Gedike*. 1 B. 97, 769.
Archiv, allgemein. homilet. u. liturgiſches, herausg. v. *Scherer*, 1 St. 93, 742.
Auguſtini's Oswald, od. das Häuschen im Schwarzwalde, 1 Buch. 89, 709.
Aurora, e. romant. Gemälde der Vorzeit, 2 Theil. 3 Aufl. 88, 704.

Bauernkalender, neuer, auf d. J. 1801. 87, 695.
Begebenheiten merkwürdige, und Charaktere a. d. mittlern und neuern Zeiten, 2 B. 79, 629.
Beyer's Predigten üb. Sprüchwörter, 2 B. 89, 712.
Bibliothek d. neueſten u. wichtigſten Reiſebeſchreibungen, 2 B. f. Voyage, miſſionary.
Blätter, artiſtiſche, der Verzierung u. Verſchönerungskunſt gewidmet, 1 B. 1 Hft. 92, 731.
Böckmann's Verſuche üb. d. Verhalten d. Phosphors in verſchied. Gasarten, herausgeb. von *Hildebrandt* 90, 717.
Bourgoing's neue Reiſe durch Spanien, überſ. von *Fiſcher*, 3 B. 82, 653.
Brandenburg's Handbuch z. prakt. Kenntn. des Zollweſens d Kurmark Brandenburg 1, 2 Abſchn. 84, 666.
Breyſig's Skizzen, Gedanken, Entwürfe etc. 2 Hft. 92, 732.
Briefe üb. Reval, ein Seitenſtück z. Merkels Letten 74, 591.
Brown's Reiſen in Afrika, Aegypten, Syrien. a. d. Engl. 72, 575.
Buffon's Naturgeſch. d. Vögel, a. d. Franzöſ. von Otto. 29 B. 73, 584.
v. *Burgsdorf's* Verſuch ein. vollſt. Geſch. vorzügl. Holzarten, 2 Th. 2 B. 84, 669.
— — — Einleitung in die Dendrologie 84, 671.
v. *Cancrin's* Abh. v. e. neu eingerichteten, brandſparenden Ofen, 2 Aufl. 80, 640.

Cannabich's Predigt, daſs d. Lehre v. Gottes Vaterliebe d. Grundlehre d. chriſtl. Religion ſey. 76, 601.

Carnot Betrachtung üb. d. Theorie d. Infinitesimalrechnung, a. d. Franz. v. *Hauff* 70, 553.
Cöleſtinens Strumpfbänder 78, 624.

Dallaway's Conſtantinople ancient a. modern 81, 641.
— — — Reiſe nach Conſtantinopel 81, 641.
Diogenes des zweyten Beleuchtungen d. Menſchheit mit d. Laterne bey Tage 89, 708.
Donelli Commentarii de iure civili denuo recenſuit *König* Vol. 1. 73, 581.
Dorfprediger, der reiſende, 1, 2 Th. 92, 736.
Du Roi Harbkeſche wilde Baumzucht, herausg. v. *Pott*, 1—3 B. 87, 693.

Edmund Jani od. d. furchtbare Zimmer 89, 710.
Elsbeth Gräfin v. Saſſenburg 79, 532.
Eliſe v. Eiſenthurm 86, 684.

Fenelon's Werke religiöſen Inhalts, a. d. Franz. v. *Claudius*, 1 Th. 89, 717.
Fibel z. Gebrauch b. erſten Unterricht. 4 Aufl. 1 Hälfte 83, 664.
Fielding's Jonathan Wild, a. d. Engl. 1, 2 Th. 89, 707.
Förſter's Beicht und Communionbuch. 4 Aufl. 81, 648.
Franke's Winterabende am Kamin. 1 Bdch. 82, 651.

Galletti's Lehrbuch f. d. Schulunterricht in d. Geſchichtkunde, 3 Aufl. 91, 728.
Gedichte, lyriſche, mit erklärenden Anmerk. her. v. *Delbrück*, 1 B. 92, 729.
v. *Geiſt* Auch etwas üb. Hofedienſte der Unterthanen auf dem Lande. 84, 665.
Georg und Albrecht v. Rabſtein, od. d. verneynten Brüder, 2 Aufl. 97, 776.
Gilpin's Bemerkungen üb. Wald-Scenen und Anſichten, a. d. Engl. 1, 2 Th. 92, 725.
Götz Paſſionspredigten, 4 Bdch. 92, 736.
Groſe's Regeln z. Carricaturzeichnung, a. d. Engl. v. *Grohmann* 96, 765.
Gurlitt's Verſuch üb. die Büſtenkunde 96, 764.

Hals od. peinliche Gerichtsordnung Kaiſer Carls V. her. v. *Koch*. 5 Ausg. 69, 549.
Handwörterbuch phyſikal. chemiſches, 2 B. 89, 705.
Hauſtörfer's trigonometriſche Tabellen z. Gebrauch b. Forſt und Feldvermeſſungen 93, 743.

Hayley's Eſſay on Sculpture. 80, 633.
Hoffmann's Waſſermühlenbau 69, 550.
Hommel's criminaliſtiſche Blätter, 1 Hft. 69, 550.
Hübner üb. Ehre, Ehrlosigkeit, Ehrenſtrafen und Injurien 98, 777.
Hufnagel's Jeſus Chriſtus geſtern u. heute u. ewig, e. Predigt 76, 601.

Jauffret Reiſen u. Abentheuer Roland's. Nach d. Franz. 1 Hft. 97, 776.
Juville's Abh. üb. Bruchbänder, a. d. Franzöſ. von *Schreger* 83, 661.

v. Kamptz Meklenburgiſche Rechtsſprüche 69, 545.
Klopſtock's Werke, 2 B. Oden 2 B. 91, 721, 3—6 B. Meſſias. 94, 745.
Köchy Commentatio de teſtamento vi metuve extorto 76, 607.
Kottnauer's das luſtige Vademecum f. Geſellſchafter. 79, 631.
Krug's Aphorismen z. Philoſophie d. Rechts, 1 B. 98, 781.

Laube, die heilige, od. Witgenſtein in Deutſchl. u. Frankreich 78, 623.
Laun's d. Mann auf Freyers Füſen 75, 599.
Leben u. Liebe. 92, 733.
Lechevalier Reiſe nach Troas, nach d. Franz. d. zweyt. Ausg. frey überſ. v. *Lenz* 70, 557.
Lentin's Briefe üb. d. Inſel Angleſea 81, 647.
Lexicon, ſtatiſtiſch topographiſches von Franken, 2 B. 88, 700.
Lieblingslectüre in den Stunden meiner Muſe 86, 687.
Lombard's kurze Anweiſung z. Kunſt des Verbandes, a. d. Franz. 83, 660.
— — — chirurg. Klinik, a. d. Franz. 83, 660.
de la Loubere Beſchreib. d. Königr. Siam, a. dem Franz. 88, 697.
Louvrier's Preisfrage: iſt d. Durchbohrung der Hirnſchale bey Kopfverletzungen nothwendig? ſ. Abh. üb. d. Durchbohr. d. Schädels.
Lück's Blumen u. Früchte f. Zeichner. 1 Theil 2 Ausg. 89, 707

Machet die Thore weit! die Juden kommen 93, 737.
Magazin v. merkwürdig. neuen Reiſebeſchreib. 21 B. f. Voyage, miſſionary.
— — f. d. Jagd und Forſtweſen, 7 Hft. 84, 671.
— — v. merkw. Reiſebeſchreibung. 18, 19 20 B. 673, 677.
Mann's d. Weinſtein und ſeine Reben, ein Confirmationsactus 91, 727.
Marillos, d. beyden, ein italien. Geſch. v. C. F. W. R. 89, 706.
Meisner nov. vet. Teſt. clavis Vol. 1. 90, 713.
Meiſsner's Literatur d. oberlauſitziſchen Rechts 73, 582.
v. Mellin, Graf, Unterricht, eingefriedigte Waldbahnen — anzulegen 87, 689.
Merkel's Letten, vorzügl. in Liefland, 2 Aufl. 74, 591.
Meyer's Ludwig Heſs Landſchaftsmaler 96, 766.
Monatsſchrift, neue öſterreichiſche, 1 B. 1—5 Hft. 91, 727.
Mönnich's kurze Theorie und Praxis d. Nivellirens. 90, 713
Möſslers Handb. d. Kurſächſiſchen — Wechſelrechts 73, 583
Müller's Verſuch über die Anwendung d. Grundſätze des Naturrechts auf peinliche Verbrechen. 69, 549
Murſinna's Preisfrage: iſt d. Durchbohr. d. Hirnſchale bey Kopfverletz. nothwendig? ſ. Abh. üb. d. Durchbohr. d. Schädels.

Nemnich's Beſchreibung e. im Sommer nach England geſchehenen Reiſe. 81, 645
Nicolai üb. Hofedienſte der Unterthanen auf dem Lande 84, 665.
Niemeyer's Uebungen der Andacht u. d. Nachdenkens f. Jünglinge u. Schulen. 85, 711.

Oemler's vermiſchte und letzte Beyträge z. Paſtoraltheologie u. Caſuiſtik 93, 740

Panzer Annales typographic. Vol. VIII. 88, 705
Prochlich's Selim d. Perſer, e. Gemälde f. Krieger u. Helden 83, 663

Rambach's Odeum, 1, 2 Th. 86, 681
Rau's Materialien z. Kanzelvorträgen, 2 B. 1 Abth. 2 Aufl. 89, 713
Reinhard's Predigt am Gedächtnisſtage der Kirchenverbeſſerung 76, 601.
Religion d. chriſtl. katholiſche in Fragen u. Antworten, verb. Aufl. 1—5 Th. 84, 671.
Ribbeck's Predigten f. Familien z. Beförder. häuslicher Tugend, 2 Samml. 82, 654.
Richter's Communionbuch, 2 Aufl. 86, 687.
Romanbibliothek, oder
Romanenkalender f. d. J. 1801. v. *Hartmann, Lafontaine, Rahbeck, Reinhard* u. *Schink.* 78, 622.
Saladin, Aegyptens Beherrſcher. 1, 2 Th. 75, 596
Sammlung vorzüglich ſchöner Handlungen, z. Bildung der Herzens, 2 Th. 2 Aufl. 3 Th. 88, 709
Schäfer's Geſchichte d. heilig. Böhm. Landespatronen 95, 756
Schauermännchen, das, e. Geiſtergeſchichte. 86, 686
Schmiedtlein's Handwörterbuch d. Naturgeſch. nach d. Franz. 2 Th. 78, 619
Schneider's Gedichte. 94, 739
Schrader's Vaterlandskatechismus
— — Lehrbuch d. Schleswig Holſteiniſch. Landesrechts. 1 Th. 95, 748
Schütze's holſteiniſches Idiotikon, 1 Th. 95, 747
v. Seckendorf üb. d. höchſte Benutzung d. Birken 79, 627
Sendſchreiben e. ſächſ. Landpredigers — üb. d. Reinhard gehaltene Predigt 76, 601
Sintenis Theophron 77, 609
Skizze einer vollkommenen Bewirthſchaftung der Waldungen 85, 703

Skizzen z. e. Gemälde v. Hamburg, 1, 2 Hft. 72, 570.
Smith's Handb. z. Vertreib. d. schädlich. Thiere, a. d. Engl. 84, 667.
Stockholm. 1, 2 Defen, 71, 561.
Stosch Predigten u. andere christl. Betrachtungen, 2 B. 78, 624.
Stromeyer, Commentatio inaug. historiae vegetabilium-geographicae specimen 85, 687.
Taschenbuch f. deutsche Landwirthe, auf d. Jahr 1801. 87, 695.
Tellers Predigt am Feste aller Zeugen u. Märtyrer der Wahrheit 76, 601.
Theobald Leymour, a. d. Engl. 1—3 Th. 77, 615.
v. Vega's Anleitung z. Hydrodynamik 70, 556.
Vieth Atlas der alten Welt mit erörternden Tabellen herausg. von *Funke* — auch Lateiñ. und Franz. 72, 574.
Vogelfänger, der kleine, 3 Bdch. 87, 693.
Volney Reisen nach Syrien u. Aegypten, a. d. Franz. 3 Th. 88, 699.
Vom Festungskriege, 1 Th. 87, 696.
Voyage, missionary, to the southern pacific Ocean in the ship Duff comm. by Capt. Wilson. 74, 545.
Voyage etc. a. d. Engl. v. *Cauzler.* 74, 585.
— — a. d. Engl. v. *Sprengel.* 74, 585.
— — pittoresque de la Syrie, de la Phenicie etc. Livr. 11—14. 86, 679.
Waldeck Institutiones juris civilis Heineccianae, Edit. III. 73, 581.
Walsh Narrative of the Expedition to Holland 79, 628.
Walther's Gedichte vermischten Inhalts 86, 686.
Weise's Forstbotanische Hefte, 1 Abh. 1 Hft. 84, 668.
Weld's Reise durch d. nordamerikanischen Freystaaten, a. d. Engl. 73, 577.
Wiese's Handbuch d. gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts 85, 677.
Wilhelmi's d. polnische Gilblas, 1, 2 B. 77, 616.
Wilkens üb. d. Wartung d. Hundes, um d. Tollwerden z. verhüten 92, 735.
Wundermann's Mecklenburg in Hinsicht auf Cultur, Kunst u. Geschmack, 1 Th. 72, 572.
Zauner's Chronik v. Salzburg. 1—4 Th. 79, 625.
Zeichenbuch, theoret. praktis. z. Selbstunterricht, 1, 2 Th. 2 Aufl. 8 Hft. 71, 568.
Zeichen- und Stickerbuch, neues. 1 Samml. 81, 648.

Die Summe aller angezeigten Schriften ist 140.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Ziffern zeigen die Numer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

Akademiſche Buchhandl., neue, in Kiel 98
Anonymiſche Verleger 74. 84. 89. 92.

Barth in Leipzig 76. 91.
Bauer in Magdeburg 78.
Baumgärtner in Leipzig 73.
Beyer u. Maring in Erfurt 89.
Bödner in Wismar 72.
Bachler in Prag 97. (2)

Cadell u. Davies in London 80. 81.
Camefina in Wien 83.
Chapman in London 74.
Cotta in Tübingen 81.
Craz in Freyberg 78. 81. 83. (2)
Cruſius in Leipzig 81.

Dietrich in Göttingen 78. 78. 86.
Druckerey der Republik in Paris 85.
Duyle in Salzburg 79.
Dyk in Leipzig 69.

Ettinger in Gotha 91.

Fleckeiſen in Helmſtädt 93.
Fleiſcher in Leipzig 73. 76.
Fritſch in Leipzig 91.
Frommann in Jena 78.
Füchſel in Zerbſt 72.

Gädicke Gebrüder in Weimar 97.
Göbbels u. Unzer in Königsberg 69.
Göpfert in Jena 93.
Göſchen in Leipzig 91. 94.
Gräff in Leipzig 74. 88. 89.
Grattenauer in Nürnberg 88.
Grau in Hof 71.
Griesbach in Caſſel 92.

Haller in Gera 93.
Hartknoch in Leipzig 92.
Hartleben in Leipzig 86.
Haude und Spener in Berlin 85.
Heinſius in Leipzig 72. 90.

Jacobäer in Leipzig 75.
Jäger in Frankf. a. M. 70. 93.
Induſtriecomptoir in Leipzig 96.
— — — — in Weimar 72. 74. 84.
Joachim in Leipzig 79.

Keil in Magdeburg 79. 82. 92. 96.
v. Kleefeld in Leipzig 96.
Krieger in Gieſsen 69. 80.
Kühn in Wittenberg 73.

Lange in Berlin 86. 90.
Leo in Leipzig 92.
Liebold in Ronneburg 69.
Linke in Leipzig 87.

Magazin d. Literatur z. Leipzig 78. 86.
Maucke in Jena 82. 88.
Maurer in Berlin 87.
Michaelis in Prag 79. 89.
Muſeum in Dresden 76. 89.

Neſtler in Hamburg 71.
Nicolai in Berlin 84. 86. 92.
Nordſtröm in Stockholm 71.

Oehmigke in Berlin 86.
Orell in Zürich. 96.

Palm in Erlangen 87. 89. 96.
Pauli in Berlin 73. 84. (2)
Perthes in Hamburg 89.
Pichler in Wien 91.
Pott in Prag 77.

Raspe in Nürnberg 73.
Reichard in Braunſchweig 92.
Reitmayr in Straubing 83.
Rieger in Augsburg 84.
Rink und Schnuphaſe in Altenburg 70.
Ritſcher in Hannover 84.
Robinſon in London 79.
Roch in Leipzig 98.

Sander in Berlin 92.
Schall in Breslau 78.
Schmidt in Berlin 84.
Schöne in Berlin 86.
Schöps in Zittau 73.
Schubart in Erlangen 90.
Schulbuchhandlung in Braunſchweig 87.
Schumann in Ronneburg 89.
Seidler in Altenburg 88.
Severin in Weiſſenfels 81.
Sommer in Leipzig 76. 77.
Stein in Nürnberg 83.
Stettiniſche Buchh. in Ulm 88.
Stiller in Roſtock 69.

Taſché in Chemnitz 81. 89.
Tauchnitz in Leipzig 98.
Trattner in Wien 70.

Unger in Berlin 97.

Varrentrapp in Frankf. a. M. 76.
Villaume in Hamburg 83.
Voſs in Berlin 74. 85. (2)

Waiſenhausbuchh. in Halle 83. 89.
Weigel in Leipzig 87.
Weygand in Leipzig 89.
Widtmann in Prag 80.
Wittekind in Eiſenach 82.

Zeh in Nürnberg 88.

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Almanach d. Grazien 40, 326.
Andreäi's in Frankf. am M. neue Verlagsb. 49, 396.
Angelique et Jeanneton, Ueb. 48, 389.
Annalen d. mecklenburg. Landwirthschaft 59, 473.
— — d. Physik 3 St. 60, 482.
Anquetil Duperon Philosophia indica 57, 463.
Anzeiger, gemeinnütziger ökonom., herausg. v. *Pohl* 48, 387.
Arbogast du calcul des derivations 59, 478.
Barrow's Travels into Interior of southern Africa, Ueb. 57, 463.
Bell's military Surgery, Ueb. 50, 404.
Bernstein's chirurg. Handwörterbuch 51, 412.
Beyer's Predigten üb. Sprüchwörter 2 B. 49, 396.
Beyträge zur leichtern Uebersicht d. Zustandes d. Philosophie b. Anfange d. 19 Jahrh., her. v. *Reinhold* 1 Heft 65, 486.
Bibliothek d. prakt. Heilkunde 4 B. 3 St. 54, 439.
— — — d. neuest. theolog. u. pädagog. Literatur, her. v. *Schmidt* u. *Schwarz*, 3ter Jahrg. 1 St. 54, 439.
Blätter für Jurisprudenz, Polizey u. Cultur in Deutschland 40, 321.
Bröder's neu eingerichtetes Elementarwerk 45, 362.
Brun's Geographie u. Statistik v. Europa 59, 476.
Cadell u. Davies in London neue Verlagsb. 44, 353.
Charron sur la sagesse, Ueb. 60, 486.
Christ's Stellvertreter d. indischen Caffee, neue Ausg. 40, 324. 53, 431.
Clarendonsche Druckerey in Oxford u. Werke 49, 393.
Comptoir f. Literatur in Elberfeld neue Verlagsb. 50, 404. 51, 414.
Dabelow's Erläuterung d. Lehre v. Concurse d. Gläubiger 51, 413.
Darnmann's in Züllichau neue Verlagsb. 40, 327.
Denon Voyage en Egypte, Ueb. 59, 480.
Diel's Versuch e. systemat. Beschreib. in Deutschland vorhandener Kernobstsorten 4 Hefte 48, 385.
Dufresnoy des caracteres, du traitement des dartres, Ueb. 40, 326.
Ephemeriden, französische, 1 Jahrg. 1 Viertelj. 53, 425.
— — — allgem. geograph., 2 St. 56, 449.
Fischer Promtuarium iuris feudalis, Spec. I. 53, 430.
Fleckeisen's in Helmstädt neue Verlagsb. 50, 407.
Fourcroy histoire chimique d. substances animales 40, 325.
Friedrich's II geheime strategische Instructionen 42, 343.
Galliani Dialogues sur le commerce de blé, Ueb. 51, 411.
Gebauer's in Halle neue Verlagsb. 56, 455.
Gebhard u. Körber's in Frankf. am M. neue Verlagsb. 57, 461.
Gedanken, gelegentliche, e. kursächs. Stadtpredigers üb. d. Sendschreiben e. sächs. Landpredigers etc. 56, 456.
Genius d. 19 Jahrhunderts 42, 339.
Geschichte u. Politik, her. v. *Woltmann*, 1800 9—12 St. 1801. 1 St. 59, 475.
Gesellschafter f. d. Jugend auf ländl. Spaziergängen 51, 416.
Gilibert Medecin naturaliste, Ueb. 40, 326.
Gräff's in Leipzig neue Verlagsb. 48, 388.
Gren's Grundriss d. Naturlehre 4 Ausg. 50, 407.
Guilhauman's in Frankf. a. M. neue Verlagsb. 51, 411.
Güntherische neue Buchh. in Gispau neue Verlagsb. 50, 477.
Guts Muths Bibliothek d. pädagog. Literatur 2 St. 53, 427.
Gutjahr's Gewohnheitsrecht 53, 431.
Handbuch d. neuesten Geographie d. preuss. Staats 53, 428.
Handwörterbuch, prakt., üb. alle Hauptbegriffe d. christl. Moral 40, 324.
Hedwig Species muscorum frondosorum, her. v. *Schwägrichen* 40, 323.
Heirathstempel, allgemeiner 48, 386.
Higgins Essay on the theory a. practice of bleaching, Ueb. 40, 326.
Horn üb. d. Erkenntniss d. hitzigen Brustkrankheit 42, 343.
Jahrbuch d. Schulen u. d. öffentlichen Unterrichts auf d. J. 1801 51, 412.
Johnson's in London neue Verlagsb. 49, 393.

Jördens's

Jördens's Entomologie u. Helminthologie des menſchl. Körpers 56, 451.
Journal d. Moden 2 St. 40, 322. 3 St. 56, 450.
— — d. prakt. Heilkunde 11 B. 3 St. 54, 437.
Judith, a Novel, Ueb. 42, 342.
Koch's Schauſpielkunſt 50, 406.
Koſegarten's romant. Dichtungen 11 Binde 53, 429.
Kümmel's in Halle neue Verlagsb. 53, 431.
Kummer's in Leipzig neue Verlagsb. 41, 341.
Kupferſtiche, neue 60, 487.
Landkarten, neue 42, 343.
Lebensgeſchichte, authent., d. Erzherz. Carl 59, 480.
Lechevalier Voyage de la Propontide 52, 401.
Lewis Tales of Wonder, Ueb. 42, 342.
London u. Paris 7 St. 53, 428.
Longman u. Rees in London Verlagsb. 51, 409.
Magazin z. Vervollkommn. d. theoret. u. prakt. Medicin 5 B. 1 St. 48, 387.
Magdeburg-Halberſtädtiſche Blätter, Febr. 42, 340.
Malvina, Ueberſetz. 48, 389. 50, 408
v. Martens Cours diplomatique 40, 325.
Martini's in Leipzig neue Verlagsb. 57, 464.
Matzdorff's in Berlin neue Verlagsb. 42, 340.
Merkel's Briefe an e. Frauenzimmer 6 Heft 42, 342.
Merkur, franzöſiſcher, 2 Heft 45, 361.
Miscellen, engliſche, 2 B. 3 St. 60, 481.
Morelot Naturgeſchichte der Pharmacie, der Chymie etc., a. d. Franz. 51, 415.
Müller's Beweis, daſs d. Kuhpocken mit d. natürlichen Blattern in keiner Verbindung ſtehen 57, 464.
Murphy's Life of Dav. Garrick, Ueb. 49, 480.
Muſen, rheiniſche, Fortſetzung 42, 337.
National-Zeitſchrift f. Wiſſenſchaft, Kunſt u. Gewerbe in d. preuſs. Staaten, Jan., Febr. 53, 426.
Niemann's Blätter f. Policey u. Cultur 60, 483.
Novitätenblatt, allgemein. literariſches 42, 339.
Obſtgärtner, deutſcher, 2 St. 56, 449.
Orell u. Füſsli in Zürch neue Verlagsb. 49, 397.
Phillip's in London Verlagsb. 51, 410.
Pigault le Brun Angelique et Jeanneton, Ueberſetz. 48, 389. 50, 408.
Pinel ſur la manie, Ueb. 40, 324.
Poſſelt üb. Vogt- od. Rüge-Gerichte in allgem. Hinſicht 59, 479.
Prudhomme Irrthümer, Fehler u. Verbrechen d. vier Legislaturen Frankreichs, a. d. Franz. v. *Aſchenberg*, 1 B. 56, 455.
Recueil des memoires, d'obſervations et d'experiences ſur l'inoculation de la vaccine, Ueb. v. *Heſſert* 40, 325.
Reich, das deutſche, vor d. Ausbruche d. franz. Revolution u. nach d. Friedensſchluſs zu Luneville 51, 414.
Reichs- u. Staats-Handbuch auf d. J. 1801 1 Th. 45, 366.
Reitemeier's Geſch. d. Preuſs. Staaten, 1 Th. 49, 397.
Schiegg's in Leipzig neue Verlagsb. 50, 401.
Schröpfköpfe 40, 324.
Schulze's Kritik d. theoret. Philoſophie 60, 485.
Scrofani Voyage en Grece, Ueb. 50, 401. 56, 456.
v. Seckendorf's neuere Schriften 50, 406.
Seiler ſpecimen anatomiae corp. humani ſenilis deutſch 50, 404.
Staatsverwaltung v. Toskana, überſ. v. *Crome* 48, 388.
Stockdale's in London Verlagsb. 51, 411.
Taſchenbuch, niederrheiniſches, her. v. *Mohs* auf 1802 56, 454.
Theorie d. guten Geſellſchaft 60, 483.
Townſon Tracts a. obſervations in the natural hiſtory, Ueb. 40, 326.
Triſtram Shandy's Leben u. Meynungen von neuem verdeutſcht 60, 486.
Ueber Deutſchl. Verluſt u. das dabey eintretende Entſchädigungsſyſtem 49, 396.
— — d. Glauben an Offenbarung 59, 479.
Varrentrapp u. Wenner's in Frankf. am M. Verlagsb. 49, 394.
Viagero univerſal, Ueb. v. *Fiſcher* 53, 432.
Waffenträger der Geſetze, Jan. 43, 385.
Wolf's in Leipzig neue Verlagsb. 50, 401.
Zuruf, patriotiſcher, an d. Miniſter u. Räthe d. Fürſten 50, 406.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Arnauld in Paris 55, 447.
Azara in Madrid 43, 352.
Barbé Marbois zu Paris 55, 447.
Biſchof zu Ansbach 53, 471.
Buckholz zu Schwerin 47, 384.
Camus zu Paris 55, 447.
Deleſſert zu Paris 55, 447.
Diez zu Güſtrow 47, 384.
Duquesnoy zu Paris 56, 447.
Eck zu Leipzig, Vater u. Sohn 47, 384.
Friſch zu Berlin 52, 471.
Hudermann zu Philippseich 52, 480.
v. Heſs zu Hamburg 47, 384.
Hopf zu Stuttgard 55, 446.
Keſſel zu Frankenhauſen 56, 447.
Klinger in Petersburg 43, 352.
Krönke zu Gieſſen 62, 434.
La Rochefaucault-Liancourt zu Paris 56, 447.
Meil zu Berlin 52, 471.
Morel zu Lyon 55, 446.
Parmentier zu Paris 55, 447.
Paulinus a St. Bartholomaeo zu Rom 52, 471.
Poirier zu Paris 55, 446.
Pons de Verdun zu Paris 55, 447.
Sauter zu Freyburg im Breisgau 62, 434.
Schmalz zu Königsberg 47, 384.
Schübler zu Heilbronn 52, 434.

Segur d. ält. zu Paris 85, 447.
Siede zu Berlin 47, 384.
v. Soden, Reichsgraf 48, 471.
Thouret zu Paris 55, 447.
Tronchet zu Paris 55, 447.
Wald zu Königsberg 47, 384.
Weber zu Leipzig 52, 424.
Zachariä zu Wittenberg 47, 384.

Preise.

Bourdeaux, d. Gesellsch. d. Wissenschaften u. Künste 43, 351.
Haarlem, Teylers zweyte Gesellschaft 57, 457.
Halle, d. theolog. Facultät 47, 382.
Paris, d. National-Instituts 43, 350. 46, 373.

Todesfälle.

Abildgaard zu Kopenhagen 55, 416.
Ackermann zu Altdorf 52, 424.
d'Arcet zu Paris 46, 376.
Barrington, Daines, zu London 41, 329.
Borda, Jean Charles, zu Paris 41, 331.
Brugieres zu Ancona 39, 314.
Charitius zu Wittenberg 47, 383.
Handel zu Idstein 47, 384.
Lavater zu Zürich 58, 472.
Le Grand d'Aussi zu Paris 39, 313.
Le Petit zu Friedburg 47, 383.
Le Monnier zu Paris 46, 376.
Lezay Marnezia zu Besançon 46, 376.
Lorenz, Jos. Ad., zu Salzburg 43, 352. 46, 371.
Mascheroni, Lorenzo, zu Paris 41, 333.
Morelli od. *Corilla* zu Florenz 46, 376.
Müller zu Leipzig 41, 336.
Paradis-Raymondis zu Lyon 55, 446.
Pelzel zu Prag 57, 461.
Quglio zu München 46, 376.
Riche zu Montd'or 39, 317.
Selleque zu Paris 43, 352.
Steiner zu Augsburg 52, 424.
v. Teubern zu Dresden 41, 336.
Thalwitzer zu Wittenberg 47, 383.
Titius zu Wittenberg 47, 383.
Weber zu Weimar 41, 336. 46, 369.
Wilisch zu Wittenberg 47, 383.
Wolff zu Petersburg 47, 383.

Universitäten-Chronik.

Halle, Frequenz d. Universität 55, 441.
Jena, Frequenz d. Universität 41, 333.
— — Vorlesungen d. Sommerhalbenjahrs 54, 433.
— — *Böttger's* u. *Gensler's* juriſt.; *Steiz* medicin.; *Schlegel's* philoſoph. Diſput. 55, 441.
Kiel, *Gutfeld's* u. *Jeber's* medicin. Diſp. 46, 372.
— — Frequenz d. Univerſität 46, 372.
Leipzig, *Richter's* juriſt. Diſput.; *Arndt's* u. *Beck's* Progr.; *Jaspis*, *Fiedler's* Rede; Magiſterpromotion 55, 443.
Marburg, *v. Savigny's* juriſt. Diſp.; Prorector. Progr. 46, 373.
Prag, Veränderungen d. Univerſität 41, 334.
— — *Cornova's* Schrift 57, 457.
Wittenberg, *Hoppe's* philoſ.; *Kielmann's*, *Eltz*, *Hundius*, *Schubarten's* medicin.; *Burſian's* juriſt. Diſp.; *Schmidt's* Progr.; Weynachtsprogr. 46, 373.

Vermiſchte Nachrichten.

Aegypten, literariſche Nachrichten 58, 472.
Anfragen 50, 408.
Antikritik wegen d. Almanachs u. Taſchenb. f. Kaufleute 45, 368.
Anzeigen, vermiſchte 40, 328. 54, 439. 56, 456.
Auction in Jena 40, 328. 53, 432.
Aurich, Errichtung e. öffentl. Bibliothek 55, 445.
Benzenberg's Berichtigung 42, 344.
Bücher zu verkaufen 44, 354. 45, 367. 48, 389.
Bücherpreiſe, herabgeſetzte 50, 406.
Bücherverbote in Wien 57, 460.
Caen, Stiftung e. Lycée 55, 445.
Cairo, Sitzung d. Nationalinſtituts 55, 444.
Damberger, angebl., Nachrichten denſelben betreffend 39, 320.
Eichſtädt's Erklärung 54, 440.
Erklärung üb. e. Epigramm in d. Zeit. f. d. elegante Welt 60, 488.
v. Hellfeld's Berichtigung 49, 400.
Hufeland's Erklärung 48, 392.
Janvier's Pendeluhr 55, 445.
Kindervater's Erklärung 56, 456.
Kirſten's Anzeige 42, 344.
Klapperſchlangen, neue Entdeckungen üb. ſie 55, 448.
Kuhpocken-Impfung, Nachrichten von derſelb. 55, 448.
Leipzig, Thomasſchule, Redefeyerlichkeit 58, 443.
Literatur, franzöſiſche, V. Naturgeſchichte 43, 345.
— — — — — — VI. Phyſik u. Chemie 47, 377.
— — — — — — VII. Gewerbskunde 52, 417.
— — — — — — VIII. Mathematik u. Kriegskunſt 55, 465.
London, artiſtiſche Nachrichten 41, 335. 55, 446.
Magdeburg, Kunſtſchule 39, 320.
Manuſcripte zu verkaufen 40, 327.
Nachrichten, vermiſchte 55, 448.
Nekrolog 46, 369.
Nekrolog, ausländiſcher 39, 313. 41, 329.
Paris, artiſtiſche Nachrichten 39, 320. 43, 352. 46, 375. 55, 446.

Paris, akademiſche Geſellſch. d. Wiſſenſchaften, 1 Sitzung 43, 350.
— — freye [Unterrichts-Geſellſchaft] öffentl. Sitzung 43, 350.
— — literar. Nachrichten 43, 351. 352.
— — Lycée d. Arts, Sitzung 55, 444.
— — Nationalinſtitut, Sitzung 55, 443.
Paulus Vorſchlag zu e. oriental. Polyglottenlexicon 49, 398.
Piſani Bildhauerarbeiten 42, 335.
Salzburg, Manuſcripte, welche die Franzoſen mitgenommen haben 55, 448.
Schweden, beſchloſſene Meſſung eines Längengrads d. Meridians 58, 472.
Stiftungen d. verwitweten Herzogin v. Braunſchweig 55, 445.
Voigt's Warnung 51, 416.
Warnung 48, 392.